Bor. 313 g

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Bayr. Staatsbibliothek München
gefälligst überreicht
vom Prof. Dr. E. Lechner

<36619597140015

<36619597140015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

# Chronik

von

# Berlin,

# Potsdam und Charlottenburg,

von der

**Entstehung dieser Städte bis auf die neuesten Zeiten.**

---

Nach den besten Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

**August Brass.**

---

**Berlin.**

Verlag von A. Hübenthal und Comp.

**1843.**

Digitized by Google

Bor. 313 g

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

# Vorrede.

Die mit jedem Jahre vermehrte Größe und Bedeutung Berlin's, so wie das dadurch wachsende Interesse, haben in neuerer Zeit mehrere Werke über denselben Gegenstand hervorgerufen, welchen das vorliegende Werk behandelt. Eine Chronik von Berlin bietet indessen dem Geschichtsschreiber zwei ganz verschiedene Seiten dar: eine historisch-statistische Erwähnung dessen was städtische Angelegenheiten betrifft, und dann die Beschreibung jener Begebenheiten, die auf die Stellung Berlin's als Haupt- und Residenzstadt der preußischen Monarchie Bezug nehmen, und bei dieser letzteren Richtung dürfte es wohl eine Unmöglichkeit sein, die Biographie des jedesmaligen Regenten und die Geschichte des Staates gänzlich von der, der Residenz zu scheiden.

Alle früheren Chronisten Berlin's haben indessen entweder die eine oder die andere Richtung verfolgt, während ich es mir hingegen zur Pflicht machte, beide zu vereinigen. — Ob mir diese Aufgabe in der Art gelungen ist, wie ich sie mir vorgeschrieben habe, muß dem Urtheil der Leser überlassen bleiben.

Der letzte Abschnitt dieser Chronik „Berlin unter Friedrich Wilhelm III." bot indessen in Bezug auf Statistik ein zu weitläuftiges Feld dar, als daß es möglich gewesen

Digitized by Google

wäre, denſelben ſpecieller zu behandeln, als es geſchehen iſt, wenn dieſes Capitel nicht einen eigenen Band füllen ſollte, und außerdem exiſtirt eine ſo große Menge von größern und kleinern Werken über dieſen Gegenſtand — wir machen den Leſer auf „Rumpfs Fremdenführer durch Berlin und Potsdam," neu bearbeitet von Dr. L. Weil, auf „Cosmars Berlin" ꝛc. aufmerkſam — daß es gewiß nicht als eine Lücke angeſehen werden kann, wenn dieſe Zeitperiode vielleicht gedrängter behandelt worden iſt, als die früheren. Die äußere Ausſtattung des Werkes betreffend, hat ihrerſeits die Verlagshandlung ebenfalls nichts verabſäumt die Anſprüche des Publikums zu befriedigen, und ſomit übergeben wir denn dem Leſer dies Werk vollſtändig, das bei dem Erſcheinen der erſten Hefte ſich ſchon eine ſo lebendige Theilnahme zu erfreuen hatte.

Berlin im Januar 1843.

*August Brass.*

Digitized by Google

# I.

## Ueber Entstehung, Namen und Lage Berlin's; früheste Geschichte der Städte Berlin und Kölln.

An jener Stelle der Mark Brandenburg, wo sich jetzt die prächtige Residenz und Hauptstadt des preußischen Staates, wo sich Berlin mit seinen geschmackvollen Gebäuden, mit seinen prächtigen Palästen und Kirchen erhebt, wo Künste und Wissenschaften in gleichem Maaße danach streben, den Bewohnern der Residenz geistige und körperliche Genüsse jeder Art darzubieten, dort, wo sich heut zu Tage für den guten Geschmack, für die feine Welt, der Centralpunkt Norddeutschlands gebildet hat, dort sah es noch vor kaum acht Jahrhunderten bedeutend anders aus, und auch nicht der geringste Umstand deutete darauf hin, zu welcher Bedeutung einst das ärmliche, wendische Dorf heranwachsen werde, dessen niedrige Hütten sich damals an den sumpfigen Ufern der Spree erhoben. — Wo jetzt aus dem mächtigen Schornsteine eines stattlichen Fabrikgebäudes der dunkle Rauch einer Dampfmaschine emporwirbelt, dort qualmte zu jener Zeit vielleicht ein schmauchendes Kienfeuer, auf dessen Kohlen ein Wende ein paar Fische röstete und dessen Rauch den saftigen Schinken des frisch erlegten Bären zur spärlichen Winterkost dörrte; auf jenen Spaziergängen, wo sich jetzt die schöne Welt zur Promenade versammelt, wo die Damen in der geschmackvollsten Toilette wetteifern und die marchande de modes all' ihre Kunstfertigkeit entfaltet, dort sammelte vielleicht ein wendisches Bauerweib die reifen Waldbeeren oder flickte Netze, während der Mann in dem schwankenden Kahne von Birkenrinde auf demselben Flusse der Fischerei oblag, den jetzt Hunderte von bunten Gondeln, mit fröhlichen Menschen gefüllt, bedecken und dessen Wellen das Dampfschiff mit stolzer Sicherheit und Schnelle durchschneidet.

Es liegt etwas Großartiges und Erhabenes in diesem mächtigen Fortschreiten des menschlichen Geistes: ewig, doch unveränderlich bleibt sich das Wirken der Natur, aber des Menschen Geist dauert auch ewig, doch



Digitized by Google

unaufhaltsam schreitet er vorwärts, kühn ringt er mit den mächtigen Kräften der trotzigen Elemente, er zwingt sie zu seinem Willen, daß sie mit grollendem Gehorsam sich seiner Uebermacht fügen, und wie wir auf jene Zeit, so werden unsre Nachkommen auf uns lächelnd zurückblicken, wenn sich neue acht Jahrhunderte von der Ewigkeit losgerissen haben werden.

Es ist zwar viel und mancherlei über die Entstehung und Gründung der beiden Städte Berlin und Köln an der Spree, welche erst später zu einer einzigen Stadt vereinigt wurden, die dann den Namen Berlin erhielt, gesprochen und geschrieben worden, aber alle jene verschiedenartigen Angaben gründen sich nicht auf die geringste historische Gewißheit, es sind Muthmaßungen, und jeder Schriftsteller, welcher diesen Punkt behandelte, hat es sich natürlich auch zur angelegentlichsten Pflicht gemacht, seine Meinung, die ihm unmöglich mit historischen Gründen widerlegt werden konnte, als die Wahrscheinlichste und Richtigste aufzustellen.

Eine der ältesten Angaben über Berlin's Entstehung theilt uns Küster in seinem Alt- und Neu-Berlin *) mit; sie rührt von dem Syndikus Joachim Hartmann aus Berlin her, und wurde im Jahre 1584 in den Thurmknopf der Nikolai Kirche zu Berlin gelegt; der Inhalt dieses Pergamentes lautete:

„Das Jahr, wann Berlin gebauet, habe ich nirgend gefunden oder gelesen. Anno 1139 und 1140 nach Christi Geburt hat Albertus Markgraf, genannt der Bär oder Ursus, diese Stadt Berlin geweitert und, wie man Nachricht haben kann, die halbe Stralauische Gasse, die Häuser an der Spree gelegen, danach von dem Mühlendamme oder Mühlenhofe angefangen und bis an den heiligen Geist, die Häuser an der Spree gelegen, seynd erbauet worden. Es soll auch die ganze Seite vom Stralauerthor an bis an St. Georgensthor, von denen bis an an's Spandauische Thor alle Häuser, das Kloster und andere Gebäuden, die jetzo bis an die Mauer gehen, seyn erbauet worden; die Spree damals auch einen anderen Gang, da jetzo die Heilige Geiststraße ist, gehabt."

Ob sich diese Angaben auf vielleicht späterhin verloren gegangene Urkunden stützen, muß dahingestellt bleiben; was aber die eigentliche Gründung Berlin's anbetrifft, so gesteht der ehrliche Syndikus offen, daß er darüber keine näheren Kenntnisse besitze, und keiner der späteren Schriftsteller, wenn er auch bestimmter und zuversichtlicher in seinen Angaben aufgetreten ist, dürfte über diesen Punkt mehr als eine Vermuthung haben. Wo indessen die Blätter der Geschichte fehlen, ist es allerdings die Pflicht des Geschichtsschreibers jene Lücken durch Schlußfolgerungen auszufüllen, und seinem Scharfsinne bleibt es alsdann überlassen, dieselben dem Gebiete der Wahrheit so nahe als möglich zu bringen.

Die allergewöhnlichste und zugleich die bequemste Meinung war gewöhnlich die, daß Albrecht der Bär, nachdem es ihm endlich gelungen, die Wenden zum Gehorsam zu zwingen, die Städte Berlin und Köln um das Jahr 1140 gegründet habe; die Aehnlichkeit im Klange des Namens und der Umstand, daß Berlin einen Bären im Wappen führt, sind die einzigen Gründe dieser Behauptung, die leichtlich dadurch wiederlegt wird, daß erstens Berlin nicht Bär, sondern Berlin geschrieben wird, und zweitens in früherer Zeit den rothen märkischen Adler im weißen Felde mit zwei schwarzen Bären als Schildhaltern, aber keinen Bären im Wappen führte.

Wenn demnach Berlin nicht von Albrecht dem Bären gegründet, sondern wie uns Joachim Hartmann erzählt, nur von ihm erweitert worden ist, so dürfte die Thatsache wohl unumstößlich feststehen, daß die Städte Berlin und Köln ihren Ursprung den Wenden zu verdanken haben, und die Vertheidiger dieser Meinung haben sich unendliche Mühe gegeben, aus dem Namen beider Städte noch deutlicher zu beweisen, daß diese Ansicht jedenfalls die Richtige sei. Die Einen behaupten, daß das Wort Bär oder Ber in der wendischen Sprache so viel als Fischerhamen bedeute und mit einem, in einem fließenden Wasser angebrachten Wehr gleich bedeutend sei, womit man also den jetzigen Mühlen-

*) Th I S. 262.

Digitized by Google

dammt, den frühesten Stadttheil Berlin's bezeichnet habe. — Eben so wenig haltbar ist die Meinung, daß der Name Berlin aus dem wendischen ber-linu (nimm Lehm) entstanden sei, und die Andeutung Nikolai's, daß man die Ableitung dieses Namens in der celtischen Sprache suchen müsse, wo Ber so viel als Fluß, Lin aber Krümmung bedeutet, dürfte eben so wenig Wahrscheinlichkeit finden, als die Angaben einiger Schriftsteller, die ihre geduldige Vaterstadt mit einer Perle vergleichen, und ohne große Umstände zu machen, die Behauptung aufstellen, daß man statt Berlin, eigentlich Perlin schreiben müsse, da dieser Name jedenfalls von dem Worte Perle herstamme.

Eine andere Angabe, die das Gepräge einer bei Weitem größere Wahrscheinlichkeit trägt, ist die, daß der Name Berlin aus dem slavischen Worte bor (eine sandige, mit Bäumen bewachsene Ebene) und rolina (Acker, Feld) entstanden sei, und hierfür spricht besonders der Umstand, daß man in den ältesten Urkunden die Stadt nicht Berlin, sondern „to dem Berlin" genannt findet, denn diesen Artikel konnten die deutschen Einwandrer leicht genug dem Namen des fremden Ortes hinzugesetzt haben.

Eben so wenig ist man über die Ableitung des Wortes Kölln einig; die Verfechter der Meinung, daß die beiden Städte Albrecht dem Bären ihre Gründung zu danken hätten, fabeln von Colonisten, welche der Markgraf aus der hochberühmten Stadt Köln am Rhein habe kommen lassen, und welche dann der neuangelegten Stadt an der Spree, zu Ehren ihrer Vaterstadt, den Namen Kölln beigelegt hätten; der gesunden Vernunft weit angemessener ist dagegen eine andere Angabe, welche den Namen Kölln der wendischen Sprache entlehnt, wo Kollen oder Kollne so viel als in's Wasser eingerammte Pfähle, auf denen Häuser gebaut waren, und dann diese Häuser selbst bedeutete, denn noch heutigen Tages bezeichnet der wendische Provinzialismus dergleichen Gebäude (z. B. bei Cottbus) mit dem Worte Kollen.

Wenn wir es jedoch dem Gutachten eines Jeden unserer Leser überlassen, welche Meinung er seiner Ansicht nach für die Wahrscheinlichere zu halten gesonnen ist, und wir uns lieber zu den beiden Städten selbst wenden, anstatt uns in fruchtlosen Muthmaßungen über den Namen derselben zu erschöpfen, so dürfte es den neusten Forschungen, besonders aber den eben so geistreichen als originellen Hypothesen Klöden's zufolge, wohl mit Sicherheit feststehen, daß Kölln weit früher als Berlin existirte, und jedenfalls von den Einwohnern des Landes gegründet ist; ob dagegen Berlin weiter nichts als eine Vergrößerung des schon bestehenden Dorfes Kollne oder Kölln, oder eine eigne Kolonie deutscher und niederländischer Einwanderer war, ist mit geringerer Bestimmtheit anzugeben, obschon das Letztere als das Wahrscheinlichste angenommen werden dürfte, wie wir weiter unten darthun werden.

Es war im Jahre 780, als der Frankenkönig Karl der Große, seine siegreichen Waffen in das Land der Sachsen trug, und das Volk mit dem Schwerdte in der Hand zur Annahme des Christenthums zwang; neun Jahre darauf unterwarf er sich ebenfalls die Wilzen oder Welataben, die Bewohner des Landes zwischen Elbe und Ostsee und der heutigen Priegnitz. Alten Nachrichten, die jedoch nur geringen oder gar keinen Glauben verdienen, zufolge, soll der siegreiche Eroberer über die Oder bis zur Weichsel vorgedrungen sein, überall die heidnischen Tempel zerstört, und an der Stelle derselben christliche Kirchen errichtet haben; — der Name Frankfurt wird sogar davon hergeleitet, daß bei dem Orte, wo sich heutigen Tages jene Stadt an dem Ufer der Oder erhebt, das fränkische Heer über den Strom setzte.

Seit jener Zeit dauerte der Krieg bis zu dem, im Jahre 814 erfolgenden Tode des Kaisers fort, aber die Wenden trotzten mit kühnem Muthe allen Versuchen, ihren freien Nacken unter das Joch der Knechtschaft zu zwingen, und um ihren häufigen Streifzügen in das benachbarte Sachsen vorzubeugen, wurden an den Grenzen Wehrburgen errichtet, die jedoch noch immer weit genug von der Spree entfernt waren, um den Bewohnern jenes Landstriches keine unmittelbare Besorgniß einzuflößen, als endlich ein Jahrhundert später Kaiser Heinrich I., im Winter des Jahres 926 auf 927, seine Krieger über



Digitized by Google

das Eis der gefrorenen Sümpfe gegen die wendische Veste Brandenburg führte und dieselbe eroberte. — Seit jener Zeit ist die Geschichte jener Länder die fortlaufende Beschreibung eines blutigen Krieges, der von beiden Seiten mit gleicher Wuth und Erbitterung geführt, mit abwechselndem Glücke Jahrhunderte hindurch fortdauerte, und endlich mit der völligen Besiegung der Wenden durch Albrecht des Bären kräftigen Arm endete.

Schon vor dem Ausbruche dieses Krieges mußte den Wenden, selbst wenn sie weniger Bildung, sondern nur die gesunde Vernunft zur Lehrmeisterin besessen hätten, die Lage des heutigen Kölln an der Spree als eine von der Natur so sehr begünstigte und allen Anforderungen ihrer Individualität Entsprechende auffallen, daß sie es unmöglich versäumen konnten, ihre Wohnsitze an einem Orte aufzuschlagen, welcher so sehr dazu geeignet war, den Ansprüchen eines Wenden zu genügen. Das fischreiche Gewässer der Spree, der nahe liegende Wald boten ihnen hinlängliche Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse, während die morastigen, schilfbewachsenen Inseln des Stromes ihnen jederzeit zum Zufluchtsorte bei dem Angriffe eines übermächtigen Feindes dienen konnten; vor Allem mußte aber der einzige Umstand mehr als alles Andere sie dazu führen, sich an diesem Orte anzusiedeln, daß nämlich auf der ganzen Strecke zwischen Spandau und Köpenick kein einziger Punkt so finden war, wo der Uebergang über die Spree mit größerer Leichtigkeit bewerkstelligt werden konnte, als grade dort, wo heut zu Tage Berlin liegt. Noch bis jetzt ziehen sich feuchte, sumpfige Wiesen und einzelne Seen von Charlottenburg bis Spandau; der jetzige Thiergarten hat erst neuerdings eine freundlichere Umgestaltung erhalten, und man wird sich noch mit leichter Mühe jener schlammigen Gewässer erinnern, die selbst in der heißen Jahreszeit mit ihrem faulenden Wasser die schönsten Parthien dieses Parks unzugänglich machten; aber auch von Berlin nach Köpenick zieht sich noch längs des Spreeufers die sumpfige Niederung hin, welche im Frühling fast regelmäßig von dem Flusse unter Wasser gesetzt wird. Wenn man also hieraus den Schluß zieht, um wie viel breiter, tiefer und unwegsamer zu damaliger Zeit jene Gegenden sein mußten, so erscheint es geradezu als eine Unmöglichkeit, daß es in der angeführten Gegend noch einen andern Ort gegeben haben könnte, an welchem ein Zug reisender Kaufleute oder gar ein Heer mit Reiterei und Gepäck jene sumpfigen Ufer und den Strom selbst zu passiren vermocht hätte.

Es ist daher wohl mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß die Wenden es nicht versäumt haben werden, sich an einem Orte anzubauen, dessen Lage sowohl für den friedlichen Handelsverkehr als für den Fall eines Krieges von so augenscheinlicher Wichtigkeit war, dann aber ist es mehr als wahrscheinlich, daß auch ein Schloß bei dem Dorfe Kölln gelegen hat, theils um den Spreeübergang zu beherrschen, theils um den Umwohnenden Schutz und Sicherheit zu gewähren, und nachdem seit dem Jahre 960 des Markgrafen Gero starker Arm die Wenden wenigstens für eine kurze Zeit zum Frieden gezwungen hatte, waren magdeburgische Kaufleute, die schon früher das Privilegium, in den wendischen Landen Handel zu treiben, erhalten hatten, welches ihnen der Kaiser Otto II. im Jahre 975 bestätigte, gewiß die ersten Deutschen, welche sich bei Kolln niederließen, um dort einen Stapelplatz für ihren Handelsverkehr zu errichten. Daß die deutschen Einwanderer, weit eher den trockenen Platz to dem Berlin, als das sumpfige Kolln zu dem Orte ihrer Niederlassung wählten, war sehr natürlich; auch stand ja das Schloß ebenfalls auf der rechten, der berlinischen Seite der Spree, und so gaben jene Fremdlinge, die von den Wenden um so lieber gesehen wurden, als sie Handwerke und Kunstfertigkeiten in das Land brachten, auf dem rechten Ufer der Spree muthmaßlich der eigentlichen Stadt Berlin ihre Entstehung.

Die rasch zunehmende Bevölkerung beider Orte, mochte die Anlegung von Mühlen, um den größeren Bedarf an Mehl herbeizuschaffen, nothwendig machen, vielleicht ward dies auch durch die Zerstörung eines Schlosses, welches mit mehreren Wassermühlen bei Treptow gestanden haben soll, noch mehr bedingt; doch sei dem wie ihm wolle, wahrscheinlich war es um das Jahr 1100, wo der jetzige Mühlendamm dicht bei dem Schlosse

Digitized by Google

auf dem Berlin, welches ſpäter den Namen Mühlenhof erhielt, angelegt wurde, und da die Schiffahrt auf der Spree hierdurch geſperrt war, mußte auch zu derſelben Zeit der Kanal gegraben werden, welcher die Communikation auf dem Fluſſe wiederherſtellte.

Mit vieler Wahrſcheinlichkeit läßt ſich vermuthen, daß in dem wendiſchen Dorfe Kolln oder doch in der Umgegend deſſelben ein heidniſcher Götzentempel geſtanden habe; denn ſelten fand man ein größeres Dorf, wo nicht einer der vielen wendiſchen Gottheiten ein beſonderes Heiligthum errichtet geweſen wäre. Eine alte Sage erzählt, daß an der Stelle, wo heut die Spitalkirche, ein ſolcher Götzentempel geſtanden habe; auch ſollen der ſogenannte düſtre Keller bei den Tempelhofer Bergen, ſo wie das alte Dorf Bockshagen zwiſchen Stralau und Lichtenberg, den Göttern geheiligte Orte geweſen ſein, obſchon auch hierüber keine hiſtoriſche Gewißheit feſtſteht. — Zahlreiche Verſuche, die wendiſchen Götzendiener zu bekehren, hatten dieſelben indeſſen ſchon hinlänglich mit dem Chriſtenthum bekannt gemacht; die Deutſchen ſendeten chriſtliche Prieſter, am Liebſten aber Wenden, die die heilige Taufe empfangen hatten, aus, um den Landesbewohnern das Evangelium zu verkünden, und waren es vielleicht auch nur Wenige, die freiwillig und aus innerer Ueberzeugung ihrer alten Religion entſagten, ſo geſtatteten ſie doch den, unter ihnen wohnenden Deutſchen und den aus ihrer Mitte Bekehrten, freie Ausübung ihres Gottesdienſtes, und duldeten ruhig, daß dieſelben zu dieſem Zwecke Kirchen im Lande erbauten.

Es dürfte daher nicht ſo zweifelhaft ſein, daß die Kirche zu St. Nikolai, doch natürlich nicht in ihrer heutigen Geſtalt, die erſte chriſtliche Kirche war, die ſich in Berlin erhob; der heilige Nikolaus, der Schutzpatron der Schiffer und Reiſenden ſpielte zu jener Zeit eine wichtige Rolle, bei den mannichfachen Gefahren, denen damals der Reiſende, beſonders der Kaufmann ausgeſetzt war. Dieſe erſte Kirche mußte unmittelbar bei dem Markte der deutſchen Kaufleute, dem heutigen Molkenmarkte, liegen und ſomit darf man auch die angrenzenden Straßen dieſer Gegend, einen Theil von der Poſt- und Spandauerſtraße (bis zum Jahre 1387 Mittelſtraße genannt) die Propſt-, Reczen-, Nagelgaſſe und Andere als die erſten Anfangspunkte Berlin's betrachten. Um die Kirche des heiligen Nikolaus reihte ſich wahrſcheinlich eine Menge von Krämerbuden, in welchen Kaufleute ihre Waaren feilboten und ſchon damals mochte es in Berlin an jüdiſchen Handelsleuten, die ſeit langer Zeit im Wendenlande ihr Weſen trieben, nicht fehlen. Nach der Sitte der damaligen Zeit wurden dieſelben an das äußerſte Ende der Stadt verwieſen, und man kann alsdann ziemlich genau die Grenze der damaligen Stadt Berlin wenigſtens nach dieſer Seite hin beſtimmen, wenn man annimmt, daß der ſogenannte große Judenhof in der Straße gleiches Namens, der nur einen Eingang erhielt, um ihn, wie dies auch in andern Städten Sitte war, jede Nacht verſchließen und am Morgen öffnen zu können, ebenfalls ſeine Entſtehung jener Zeit verdankt. —

Was nun das, jedenfalls bedeutend früher entſtandene Kölln anbetrifft, ſo dürften wahrſcheinlich die Fiſcherſtraße, der Fiſchmarkt und ein Theil der Gertraudtenſo wie der Scharrnſtraße die älteſten Theile dieſer Stadt ſein; auch macht ſchon Küſter in ſeiner Chronik des alten und neuen Berlin darauf aufmerkſam, daß man bei'm Graben eines Fundamentes in der Fiſcherſtraße ein dreifach über einander liegendes Straßenpflaſter gefunden habe, was allerdings mit großer Gewißheit auf das hohe Alter dieſer Straße ſchließen läßt. Die älteſte, chriſtliche Kirche des Dorfes Kolln, die wahrſcheinlich um das Jahr 949 als Kaiſer Otto I. das Bisthum Brandenburg ſtiftete, erbaut ward, ſoll an der Stelle der nachmaligen Petrikirche auf dem heutigen Petriplatze geſtanden haben, wahrſcheinlich war dieſelbe auch ſchon demſelben Heiligen, als dem Schutzpatron der Fiſcher, geweiht.

Die glückliche Lage von Berlin und Kölln diente außer dem regen Gewerbfleiß und der Betriebſamkeit der Landesbewohner und der Einwanderer dazu, das Emporblühen der beiden Orte raſch zu fördern und ſchon im Jahre 1113 wurde nach der Angabe von Elias Puſchelius, eines Predigers an der Marienkirche, der dieſes Amt in den Jahren 1633 bis 1639 verwalten,

Digitized by Google

seine Behauptung aber ebenfalls nicht mit historischen Gründen zu unterstützen vermag, die zweite Kirche zu Berlin, der heiligen Jungfrau geweiht, die Sankt Marienkirche auf dem neuen Markte erbaut. — Ließe sich diese Angabe durch urkundliche Thatsachen beweisen, so wäre sie allerdings von der größten Wichtigkeit, denn wir dürften alsdann mit Bestimmtheit auch diese Zeit für die Gründung der den Neuen Markt begrenzenden Straßen annehmen, während dies bis jetzt nur immer noch auf die bloße Vermuthung beruht, daß dem Prediger Puschelius vielleicht Quellen zu Gebot gestanden, die sich leider nicht mehr bis auf uns erhalten haben.

Wir kommen nun zu dem Zeitpunkte, wo Albrecht der Bär den gewaltigen Fuß der alten Wendenfreiheit auf den Nacken setzte und Jaczo, der Fürst von Köpenik, der letzte Sproß des alten wendischen Königshauses, nachdem er noch einmal mit dem Bären im harten Kampfe gerungen hatte, endlich zum Christenthum übertrat; dies geschah 1157. Jaczo schloß nach verlorener Schlacht einen Frieden, in welchem er die Schlösser Saarmund und Trebbin und die beiden Dörfer Zehlendorf und Stadtorp an Albrecht abtrat. — Weder Berlin noch Köln wird bei dieser Gelegenheit genannt, und es dürfte somit wohl sehr wahrscheinlich sein, daß noch beide Orte unter wendischer Oberhoheit blieben, obschon Jaczo das Heidenthum abgeschworen hatte. Demgemäß ist es wohl auch ziemlich gewiß, daß Albrecht der Bär weder in Berlin und Köln verweilt, noch etwas zur Vergrößerung dieser Städte beigetragen haben kann, wenn es auch leichtlich möglich ist, daß Einige von den rhein- und niederländischen Kolonisten, welche der Markgraf in das neu eroberte Land rief, sich in jenen Gegenden an der Spree ansiedelten, wo sie schon ihre Landsleute und außerdem die günstigsten Aussichten vorfanden, mit der gehörigen Betriebsamkeit sich in kurzer Zeit reichlichen Erwerb zu sichern.

In diese Zeit fällt auch die Gründung des sogenannten Hauses der Aussätzigen bei Berlin, der ersten wohlthätigen Stiftung in dieser Stadt. Es war dies eine Art von Krankenhaus, welches in gehöriger Entfernung von Berlin, an der Stelle des nachmaligen Georgen-Hospital's gebaut wurde, und unwillkührlich drängt sich uns der erfreuliche Gedanke auf, daß das Leben und Treiben in Berlin schon eine bedeutende Stufe des Gedeihens erlangt haben mußte, wenn man an eine solche Stiftung denken konnte.

Im Jahre 1170 starb Albrecht der Bär; ihm folgte sein Sohn Otto I., der getreulich an dem begonnenen, glorreichen Werke seines Vaters fort arbeitete; er verlegte seine Residenz nach Brandenburg und gründete in der Nähe dieser Stadt das Cisterienserkloster Lehnin, aus dessen heiliger Nähe mannigfacher Segen für das Land erwuchs; ob Berlin und Köln schon zu den Besitzungen dieses Fürsten gehörten, ist noch immer unwahrscheinlich. Nach seinem, im Jahre 1184 erfolgenden Tode übernahm sein ältester Sohn Otto II. und nach Diesem dessen Bruder Albrecht II. die Regierung der, von Albrecht dem Bären eroberten Lande. Zu dieser Zeit erhielten die Tempelritter die Besitzungen Mariendorf, Marienfelde, Rixdorf und Tempelhof; ein Grund mehr, um es wahrscheinlich zu finden, daß Berlin und Köln damals noch unter wendischer Oberhoheit standen, denn gewöhnlich wurden den Templern und Johannitern in neu eroberten, heidnischen Landen nur solche Besitzungen angewiesen, die hart an der Grenze der noch zu erobernden Ländergebiete lagen, damit die Ritter den übrigen Bewohnern einen schützenden Damm gegen feindliche Angriffe bilden möchten. Erst nachdem er also auf solche Weise durch die Besitzungen der Tempelritter einen festen Rückhalt gewonnen hatte, mochte Markgraf Albrecht II. zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts den Entschluß fassen, seine Eroberungen auch über die Spree hinaus auszudehnen, und erst bei dieser Gelegenheit mag er sich des Schlosses zu dem Berlin mit stürmender Hand bemächtigt haben, wenn sich vielleicht auch schon Kölln vorher in seinem Besitze befand; mit diesem Abschnitte der Geschichte mußte aber natürlich auch ein ganz neues Leben für beide Orte beginnen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Markgraf Berlin sowohl als Kölln, bald nach ihrer Eroberung, mit dem deutschen Stadtrecht beschenkte, und zugleich die dazu nöthigen Anordnungen traf, besonders aber zwei Rath-

Digitized by Google

häuser, für jede Stadt ein besonderes, erbauen ließ. Auch die St. Nikolaikirche ward zu jener Zeit entweder ganz neu gebaut, oder nur vergrößert. Eine handschriftliche Nachricht, die sich in dieser Kirche vorfindet, sagt, daß dieselbe am 17. September 1223 eingeweiht worden sei, und noch andere Angaben, z. B. eine Inschrift, welche man bei der letzten Renovation vorfand, geben dieser Meinung die größtmöglichste Wahrscheinlichkeit. — So dürfte also die Nikolaikirche als die älteste Kirche Berlin's angesehen werden; noch älter ist vielleicht die alte Tempelherrenkirche zu Tempelhof bei Berlin, denn es läßt sich vermuthen, daß dieselbe unmittelbar nach der Besitznahme der Templer von den ihn geschenkten Ländereien, also jedenfalls vor dem Jahre 1223, erbaut ist.

Bald nachher finden wir denn auch Kölln zum ersten Male urkundlich genannt, und zwar in einem Vergleiche, welcher im Jahre 1238 zwischen den Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg mit dem Bischofe von Brandenburg, über die Zehntenabgabe abgeschlossen wurde; in der darüber ausgestellten Urkunde wird ein gewisser Symeon, Pfarrer zu Kölln, als Zeuge namhaft gemacht, und dies ist die früheste Nennung dieser Stadt, deren bis dahin keine Chronik Erwähnung thut. Sechs Jahre darauf wird in einem alten Dokumente, welches die Verzichtleistung der beiden Markgrafen auf die Nachlassenschaft der Geistlichkeit anbetrifft, gleichfalls ein Symeon, als Propst von Berlin genannt, und ist vielleicht derselbe, der früher die Pfarrerstelle in Kölln verwaltete.

Als der Sitz eines Propstes mußte natürlich Berlin schon eine größere Ausdehnung und Wichtigkeit als die übrigen Städte der Umgegend besitzen, und diese Schlußfolge wird noch mehr bestätigt, wenn wir in einer Urkunde, die Markgraf Johann der Stadt Prenzlau ausstellte, lesen, daß der Fürst die letztgenannte Stadt, außer mit mehreren anderen Privilegien, auch mit der Zollfreiheit, wie sie Brandenburg und Berlin haben, begnadigte; — welche Bedeutung mußte also diese Stadt schon erlangt haben, die mit dem uralten und mächtigen Brandenburg gleich und anderen Städten zum Muster aufgestellt wurde.

Hatte Berlin nun eine eigne Zollfreiheit erhalten, so muß auch schon die Begrenzung desselben durch Mauern stattgefunden haben, und auch Kölln war wohl auf gleiche Weise bedacht worden, denn die Mauer war das erste Unterscheidungszeichen einer deutschen Stadt von einer wendischen. — Bald darauf finden wir auch letzteren Ort, nämlich Kölln, zum erstenmale als Stadt genannt, und zwar in einem Kaufbriefe, demgemäß die Stadt Kölln von dem Ritter Herren Rudolph von Ystralowe oder Stralow die Myrica, eine sumpfige Niederung, die von dem schlesischen Thore bis Treptow anfangend, sich vom Landwehrgraben eingeschlossen, bis zur Spree in die Gegend des heutigen Dorfes Lichow hinzog und einen großen Theil des heutigen Thiergartens in sich begriff, kaufte, wodurch natürlich die Grenzen des Stadtgebietes von Kölln bedeutend erweitert wurden.

Bevor wir aber nun in der Erzählung von den Schicksalen der beiden Städte und ihrer Bewohner, welche jetzt deutlicher aus dem Dunkel, welches sie bis dahin umhüllte, hervortritt, weitergehen, wollen wir erst einige Blicke auf den Umfang, die äußere Lage und die innere Einrichtung derselben thun, in so fern es möglich ist, dieselben näher zu bezeichnen, besonders da nach der ziemlich fest verbürgten Angabe des Haftig die Mauern um Berlin und Kölln schon im Jahr 1247 vollendet waren. Bis auf wenige Thürme, die vielleicht in neuerer Zeit aufgeführt, oder nach anderen, tauglicheren Orten verlegt worden sind, ist diese Circumvallationslinie bis zum 17. Jahrhundert hin dieselbe geblieben, und nahm ungefähr folgenden Gang:

Nicht zu fern von der Ecke der heutigen neuen Friedrichsstraße erhob sich, dicht an dem Ufer der Spree, die, wie jene Nachricht aus dem Thurmknopfe der Nikolaikirche sagt, damals noch an der Stelle der heutigen Burgstraße und Heiligen Geiststraße hinfloß, was dadurch noch mehr bestätigt wird, daß oft genug bei'm Fundamentgraben der dortigen Häuser, tief in die Erde gerammte Pfähle aufgefunden worden sind, ein starker, runder Thurm, von welchem sich die Mauer in grader

Digitized by Google

Linie bis zum Spandauer-Thore zog, hinter den Gebäuden des Heiligen Geist-Hospitals einen freien Platz lassend, welcher, wenigstens in spätereu Zeiten, den Namen des Zwingers erhielt. Von der Außenseite schützte ein Wall mit doppeltem Graben die Mauer.

Das Spandauer-Thor, welches wie man leicht denken kann, die ganze Breite der Spandauerstraße einnahm, war durch zwei feste Thürme vertheidigt; eine gemauerte Brücke führte über den ersten Graben zu dem Walle, der ebenfalls durch ein starkes Weichhaus vertheidigt, zu der anderen Brücke führte, auf welcher man über den zweiten Graben in's Freie gelangte; der eine von den beiden Thürmen des Spandauer-Thores, und zwar der, welcher auf der Stelle des jetzigen Grundstücks Nr. 81 stand, ist derjenige, welcher späterhin als Pulverthurm benutzt, im Jahre 1720 in die Luft flog.

Nun zog sich die Mauer längs der jetzigen Rossmarinstraße, die früher Pulverstraße hieß, über die Klosterstraße hinaus, die Königsmauer entlang bis zum Oderberger-Thore, späterhin St. Jürgens-Thor genannt. Dies war ein sehr festes viereckiges Gebäude an der heutigen Neuen Friedrichs- und Königsstraßenecke, ein gewölbter Gang führte durch dasselbe in die Stadt, und dieser Eingang ward durch ein eisernes Fallgatter geschlossen, auch stand nicht weit davon auf der Mauer ein runder Thurm; der Wall und der doppelte Graben waren wie bei dem Spandauerthore vertheidigt.

Das nächste Thor war das Stralauerthor, etwa dem heutigen Waisenhause gegenüber. Hier hörte der Wall, der bis dicht an die Spree reichte, aber durch keine besonderen Anstalten auf diesem Punkte vertheidigt wurde, auf, und das Thor selbst war nur durch einen einzigen Thurm geschützt. Wie bei jenen beiden anderen Thoren führte auch hier eine Brücke über den ersten Graben zu dem Weichhause auf den Wall und von dort eine zweite Brücke über den zweiten Graben in's Freie. Die Mauer zwischen diesem und dem Oderberger Thore zog sich an der Westseite der Friedrichsstraße hin, und nahm dann die Richtung der heutigen Stralauer-Mauer, bis sie das Thor erreichte. Von dort ging sie in einer nicht unbedeutenden Ausschweifung bis dicht an die Spree, lief dann ohne Unterbrechung bis an die Gebäude des Mühlenhofes und von dort auf's Neue beginnend, bis zur Burgstraße zu dem erwähnten Thurme zurück; doch wurde sie wahrscheinlich bei dem Bau der langen Brücke, und der Vereinigung der beiden Städte (1307) auf dieser Seite abgebrochen, denn sonst müßte an dem Anfange der Königsstraße ein Thor gewesen sein, wovon sich jedoch nicht die geringsten Spuren vorgefunden haben.

Die Stadt Cölln hatte ihrer bedeutend geringeren Ausdehnung wegen auch nur zwei Thore: das Köpenicker- und das Teltower-Thor; die Mauer selbst, die keinen Wall, aber einen doppelten Graben zur Vertheidigung hatte, fing bei dem Grundstück Nr. 1. an der Friedrichsgracht, bei der Inselbrücke an und ging von da längs der Reihe der dortigen Gebäude fort zur heutigen Roßstraße, wo das Köpenicker-Thor stand; in der Gegend der Fischerstraße aber war ein runder Thurm, mit kegelförmiger Spitze angebracht.

Das Köpenicker-Thor war von allen Thoren Berlin und Cölln's das Schwächste; es war ein gemauertes, ziemlich hohes, viereckiges Gebäude mit einem Giebeldache, welches auf eine hölzerne Zugbrücke hinausführte, über welche man in ein wenig bedeutendes Blockhaus und von da in's Freie gelangte.

Von diesem Thore aus führte die Mauer, immer an der Friedrichsgracht fortlaufend, zu dem Teltower-Thore, das an der Gertraudtenstraßen Ecke stand; mehrere größere und kleinere Thürme vertheidigten diese Strecke der Mauer, das Thor selbst bestand aus einem sehr festen, großen Weichhause, und aus demselben gelangte man über eine Zugbrücke auf eine kleine Insel, die durch den doppelten Graben gebildet, und deren ganze Ausdehnung beinahe von einem starken Thurme eingenommen wurde, von dem eine Brücke über den anderen Graben zu einem zweiten Weichhause führte, durch welches man alsdann endlich in's Freie gelangte. Da diese Seite der Stadt mit Recht für die Schwächste angesehen wurde, die besonders feindlichen Angriffen blos gestellt war, so hatte man auch vom Teltower-Thor aus den Graben verdoppelt und die Mauer bis zur Spreegassen-Ecke mit zehn kleineren Weichhäusern ver-

Digitized by Google

stärkt; an der Ecke der letzteren Gasse aber stand ein bedeutend größerer Thurm. Von dort aus zog sich die Befestigungslinie längs des Grabens fort, durch den sogenannten Bullenwinkel, und hinter der Brüderstraße fort laufend, bildete die Mauer zugleich die Klostermauer des Dominikanerklosters, und ging dann längs der Schloßfreiheit quer über den Lustgarten, bis zu dem Dom fort, wo heut zu Tage die Börse steht. Dort schloß ein starker, runder Thurm, etwa dem an der neuen Friedrichsstraße Stehenden gegenüber, die Befestigungen, die für damalige Zeit fast unüberwindlich zu nennen waren.

Innerhalb dieser Mauerlinie waren die frühesten Straßen von Berlin und Cölln die schon Angegebenen; aber auch Mehrere der Uebrigen verdanken ihre Entstehung schon dem dreizehnten oder doch dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts; doch gehören die Burg- die Heilige Geist- und der, der Königsstraße zunächstgelegene Theil der Poststraße einer neueren Zeit an, da, wie gesagt, wahrscheinlich ein Arm der Spree durch die Heilige Geiststraße floß und sich erst wieder bei dem Wurfthofe mit dem Hauptstrome vereinigte. Die nachmalige Georgen- jetzige Königsstraße war gleichfalls nur von geringer Ausdehnung; sie reichte nach dem Bau der langen Brücke nur von dieser bis an die Spandauerstraße, und ihre linke Seite (von der Brücke aus) hieß damals: „by de langen Brüggen im Hiligen Geist Vierdel, die rechte Seite: „by de langen Brüggen in St. Niklas Vierdel; auch die Poststraße, so weit sie damals bestand, hieß nur ganz allgemein am Möllendamm in St. Niklas.

An der Ecke der Spandauer- oder vielmehr der damaligen Mittelstraße, stand das Rathhaus von Berlin, wo öffentlich Gericht gehalten wurde; dies geschah wahrscheinlich auf der Seite nach der Spandauerstraße zu, wo bei eintretendem, ungünstigen Wetter sich die Richter unter einer freien Laube versammelten, denn Oeffentlichkeit erheischte die uralte Sitte bei jeder gerichtlichen Verhandlung, zum Zeichen, daß der gerechte Richter sich nicht zu scheuen brauche, seinen Blick frei zum Himmel empor zu heben. — Das Gebäude, welches jetzt an derselben Stelle steht, und den Namen des alten Rathhauses führt, ward erst später aufgeführt, nachdem Berlin leider größtentheils ein Raub der Flammen geworden war. — Zu den übrigen städtischen, öffentlichen Gebäuden, welche ebenfalls schon jener frühen Periode Berlin's angehören, ist vor allen andern die sogenannte Niederlage zu rechnen. Dies war eine Art von Packhof, an der Stelle der Gebäude Nr. 2 und 3 des Molkenmarktes, (nachmals wurde wahrscheinlich auch ein Theil des Mühlenhofes mit dazu genommen) denn einem alten Gesetze zufolge mußten alle Waaren, welche durch eine Stadt, die das Niederlagsrecht besaß, durchgeführt wurden, einige Tage niedergelegt und den Einwohnern zum Kauf angeboten werden, wofür eine Abgabe entrichtet wurde, die ebenfalls Niederlage hieß und mit zu den bedeutenderen, städtischen Einkünften gehörte. — Eben so fehlte es in Berlin nicht an einem Kaufhause, wo Tuch, Linnen und Raschmacherwaaren feilgehalten wurden, ob dasselbe aber nach Klöden's Angabe in der Poststraße, an der Stelle des Grundstückes Nr. 31 gestanden hat, ist eben so wenig entschieden, als daß das Kramhaus, wo der Verkauf von Gewürzen und Materialwaaren stattfand, und der Rathskeller, in welchem fremde Biere und Weine ausgeschenkt wurden, an der Stelle des Hauses Nr. 64 der Spandauerstraße gestanden haben.

Zu den Gebäuden, die in Berlin dem Landesherren zustanden, gehörte zuerst das wendische Schloß auf dem Berlin an der Spree mit den Mühlen. Wahrscheinlich war Ersteres bei dem Angriffe des Markgrafen Albrecht II. zerstört, und dann von demselben zum Mühlenhofe, das heißt zum Sitz eines Beamten eingerichtet worden, dem die Aufsicht über die dabeiliegenden landesherrlichen Mühlen oblag. Zu ihrem Aufenthalte in der Stadt mußten sich aber die Markgrafen ein neues Schloß erbauen lassen, und dies geschah daher an einem noch unbebauten Platze, welchen sie von der Stadt kauften, und zwar an der Stelle der Klosterstraße, wo jetzt die Parochialkirche steht; die dazu gehörenden Ländereien dehnten sich bis zur Königsstraße aus.



Digitized by Google

Zu den kirchlichen Gebäuden Berlin's in jener Periode, gehörten außer den Kirchen zu St. Nikolaus und St. Marien, das Heilige Geist Hospital mit einer Kirche, am Spandauerthore, und das Haus der Aussätzigen mit einer Kapelle und einem Kirchhofe, wo sämmtliche in der Stadt verstorbene Fremde beerdigt wurden; auch soll das graue oder Franziskanerkloster schon 1238 gebaut worden sein. Zu bemerken dürfte noch sein, daß schon zu jener Zeit für die Israeliten, dessen Zahl sich inzwischen bedeutend vermehrt hatte, ein neuer Judenhof, der sogenannte Kleine, in der Klosterstraße, an der Stadtmauer angelegt wurde.

In Kölln befand sich dagegen zu jener Zeit noch kein landesherrliches Gebäude, vielleicht gehörte das geringe Territorium auf dem Schloßplatze, wo 1238 das Dominikanerkloster erbaut worden war, den Markgrafen, denn Diese beschenkten den Orden mit jenem Grundstücke. Vielleicht hatten sie es auch nur von der Stadt gekauft, denn daß sie weiter kein Grundeigenthum in Kölln besaßen, erhellt hinlänglich daraus, daß der Kurfürst Friedrich II. späterhin erst den Platz zur Erbauung des jetzigen Schlosses von den Kölner Bürgern kaufen, oder sie vielmehr mit Gewalt zum Abtreten desselben zwingen mußte. — Zu den städtischen Gebäuden Kölln's gehörten: das Rathhaus, welches ebenfalls auf der Stelle steht, wo späterhin das Jetzige erbaut wurde; ein Kaufhaus; und statt des Kramhauses in Berlin, ein Schuhhaus, in welchem die Schuhmacher ihre Waaren feilboten; doch dürfte der Ort, wo die letztern Gebäude gestanden haben, schwerlich anzugeben sein. — An kirchlichen Stiftungen besaß Kölln nur die St. Petrikirche mit dem dazu gehörigen Kirchhofe.

Das Weichbild und die umliegenden Besitzungen Berlin's dehnten sich ebenfalls bedeutend weiter aus, als die von Kölln, da dieser letztere Ort als wendisches Fischerdorf ursprünglich gar kein Ackerland besaß. Berlin hatte schon unter der Oberhoheit der wendischen Fürsten 120 Hufen Acker erworben und späterhin 42 andere, vor Kölln belegene Hufen hinzugekauft, von denen 14 dem Heiligen Geist-Hospitale, andere 14 dem Stadtgerichte angewiesen wurden; von den erstgenannten 120 Hufen gehörten ebenfalls einige dem Hospital zum Heiligen Geist, und auch das Haus der Aussätzigen hatte Antheil an denselben; andere 14 Hufen kaufte Berlin ebenfalls in späterer Zeit von Kölln zurück. Dennoch wäre dieses Eigenthum der Stadt sehr gering gewesen, wenn nicht noch hierzu die Gärten, Wiesen, Hutungen, die Stadthaide vor dem Spandauer-Thore und besonders die sogenannten Kaveln hinzugekommen wären, deren die Stadt eine große Menge besaß. — Im Uebrigen erstreckte sich das Weichbild Berlin's im Osten, bis nahe an Stralow, Friedrichsfelde (damals Rosenfelde genannt), Lichtenberg und Hohen-Schönhausen, dann zog sich die Grenze nördlich über Pankow, bis im Westen zu den Ländereien, die zu dem Hofe Wedding gehörten, wo sie an dem Spreeufer endete. — Auch gehörte der wüste Werder, der damals noch an der Stelle der nachherigen Burg- und Heiligen Geiststraße lag, wie man leicht erachten kann, zu Berlin.

Die Grenzen des Stadtgebietes von Kölln begannen dagegen unmittelbar bei den, den Tempelherren gehörenden Ortschaften, Tempelhof und Rixdorf, zogen sich von da östlich bis zur Spree an den Landwehrgraben, welcher zu damaliger Zeit weiter oberhalb des Flusses, fast bei der Stelle, wo heut zu Tage das Gasthaus in Treptow steht, begann, und ging dann in der vorher, bei dem Kauf dieser Ländereien von dem Ritter von Stralau angegebenen Art und Weise fort, bei den Feldmarken von Schöneberg vorüber, bis zum Dorfe Lietzow; ursprünglich hatte Kölln nur 42 Hufen Landes, die dicht vor den Thoren lagen, und jetzt theils angebaut einen Theil der Friedrichsstadt, oder noch nicht bebaut, das Köpnicker Feld bilden, besessen, dieselben später aber an Berlin verkauft; die Erwerbung der erwähnten Myrica aber war daher von sehr großer Wichtigkeit gewesen. — Außerdem besaß auch diese Stadt ihre Kaveln und Hutungen, wie Berlin; zur Stadthaide gehörte wahrscheinlich ein Theil der Hasenhaide, welche damals weit hinaus auf die Tempelhofer Berge reichte.

Wenn nun zu damaliger Zeit eine Stadt erbaut, oder ein Dorf zu einer Stadt erweitert werden sollte, so ward einem dazu passendem Manne, aus guter, wenn

Digitized by Google

auch nicht aus adliger Familie, die Beaufſichtigung der Arbeiten und der Einwohner übergeben, dem man für ſeine Bemühungen das Richter- oder Schultheiß-Amt, nebſt einer gewiſſen Anzahl Ackerhufen, die ſich nach der Größe der Stadt richtete, überließ; waren Mehrere mit der Beaufſichtigung der neuen Stadt beauftragt, ſo konnte dennoch nur Einer von ihnen dieſes Amt erhalten, die Uebrigen aber wurden auf andere Weiſe abgefunden. Die Erbauer vertheilten nun, wahrſcheinlich gegen ein gewiſſes Kaufgeld, den zu ihrer Dispoſition ſtehenden Grund und Boden unter die Anſiedler, welche außerdem einen jährlichen Ruthenzins bezahlen mußten, wovon der Richter oder Schultheiß ein Drittel bekam; eben ſo viel erhielt er auch von den Einkünften, die an gerichtlichen Gebühren und Geldſtrafen eingezogen wurden; die beiden übrigen Drittel der Einkünfte gehörten der Stadt.

Bei Berlin und Köln hatten die Nachfolger Albrecht's des Bären, welche dieſen beiden Orten ſtädtiſche Gerechtſame und Privilegien ertheilten, ein ſolches Verfahren nicht erſt nöthig gehabt; es wurden nur die nöthigen, ſtädtiſchen Beamten aus der Mitte der Bürgerſchaft gewählt, von denen die Hauptperſon der Schultheiß, oder Stadtſchulze war, dem eine Anzahl von Schöffen zur Seite ſtand, welche die Gerichtsbarkeit und das peinliche Recht, wenn die betreffende Stadt daſſelbe beſaß, handhaben mußten. Für die Verwaltung der übrigen ſtädtiſchen Angelegenheiten ward ein Stadtrath eingerichtet; er hatte über die verſchiedenen Gewerke zu wachen, daß ſich unter denſelben keine Mißbräuche, zum Nachtheil der Bürgerſchaft, einſchlichen, und mehrere desfallſige Verordnungen haben ſich urkundlich bis auf unſere Zeiten erhalten. So wurde im Jahre 1272 feſtgeſetzt, daß die Bäcker alljährlich aus ihrer Zunft zwei geſchworene Meiſter wählen ſollten, welche auf die Güte und hinlängliche Größe des zum Verkauf ausliegenden Brotes zu achten, und deshalb wöchentlich eine zweimalige Reviſion vorzunehmen hätten. Den Schuſtern ward eben ſo ſcharf auf die Finger geſehen, und in einem 1288 gegebenem Statute für Schneider, wurde beſtimmt, daß alle Betrüger und Diebe, welche ihre Kunden zu prellen verſuchen würden, ſofort aus der Gilde ausgeſtoßen werden ſollten; wahrlich eine ſehr heilſame, doch etwas harte Verordnung; aber man muß bedenken, daß man zu jener Zeit noch nicht das Verjährungsrecht kannte.

Eben ſo wurden die Tuchmacher ſtreng controllirt; die Güte des anzufertigenden Tuches wurde im Jahre 1295 genau angegeben, wer Schlechteres lieferte, wurde gleichfalls aus der Gilde geſtoßen, und ſein ſchlechtes Gewebe vernichtet.

Die übrigen Verwaltungsgeſchäfte des Rathes beſchränkten ſich auf polizeiliche Angelegenheiten und den Marktverkehr; außerdem wurde es nöthig, für die Inſtandhaltung der Feſtungswerke zu ſorgen und eine Rüſtkammer, wie wir jetzt ſagen würden, ein Zeughaus zu errichten, um im Falle eines Krieges die waffenfähige Mannſchaft der Stadt ausrüſten. Die auf ſolche Weiſe ſich mehrenden Ausgaben, konnten durch die verhältnißmäßig ebenfalls größer werdenden Einnahmen, hinlänglich beſtritten werden; von dem Ruthen- und Hufenzinſe, von den Einkünften der Niederlage, haben wir ſchon vorher geſprochen, und außerdem kamen hierzu die Abgaben Derer, welche in den Städten das Bürger- oder das Meiſterrecht erwerben wollten.

In der Regel koſtete das Erwerben des Meiſterrechtes bei Solchen, die in der Stadt geboren waren, nur drei Schillinge, Fremde hingegen mußten das Doppelte entrichten; das Bäckergewerk verlangte dagegen fünf Schillinge von dem, welcher in ihrer Gilde Meiſter werden wollte. Ein Solcher mußte außerdem durch ein Meiſterſtück, welches von den Altmeiſtern kunſtverſtändig geprüft wurde, ſeine Geſchicklichkeit hinlänglich darthun, und der Meiſter, der mit Weib und Kind auf längere Zeit die Stadt verließ, um an einem anderen Orte zu arbeiten, mußte nach ſeiner Rückkehr auf's Neue das Meiſterrecht erwerben.

Die Grundeigenthümer oder Ackerbürger zahlten ihren Zins von den ihnen gehörenden Hufen; dieſe erbten ſich von dem Vater auf den Sohn fort, und ſo lange der Ackerbürger ſeine Abgaben richtig bezahlte, und ſich keines größeren Verbrechens ſchuldig machte, konnte



Digitized by Google

er ruhig in dem unbestrittenen Besitz seiner Ländereien verbleiben.

Die Kaufleute in Berlin, als Eigenthümer gleichfalls im Besitz aller bürgerlichen Rechte, zahlten ebenso ihre bestimmten Abgaben; doch sind ihrer wohl mehr in Berlin als in Kölln gewesen.

Der adligen Geschlechter mochte es dagegen in damaliger Zeit wenig genug in beiden Städten geben; zwar wird schon im Jahre 1284 bei einer Verhandlung der Schuhmacher, ein Ritter von Rutnick als Zeuge genannt, aber es bleibt dennoch immer zweifelhaft, ob derselbe wirklich in der Stadt ansäßig war, oder nicht, obschon seine Familie in späterer Zeit als zur Bürgerschaft von Berlin gehörend, genannt wird; auch führt diese Urkunde noch mehrere andere, edle und keine bürgerlichen Familien an, obschon nicht mit Bestimmtheit angegeben wird, daß dieselben wirklich zu Berlin gehört haben, doch dürfte man mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit daraus die Schlußfolgerung ziehen, daß der hohe Rath der Stadt damals größtentheils aus jenen edlen Geschlechtern bestanden habe.

Nachdem nun einmal auf solche Weise Berlin und Kölln plötzlich aus dem Dunkel, welches bisher über ihre Geschichte ausgebreitet lag, hervorzutreten, konnte es nicht fehlen, daß sich der Wohlstand beider Städte bald genug ansehnlich vermehrte; zwar war im Grunde genommen die Stellung Kölln's zu Berlin ziemlich ungünstig zu nennen, denn Letzteres besaß theils die bedeutend größere Ausdehnung an Territorium, hatte außerdem die Einkünfte der Niederlage, aber dennoch entwickelte sich auch in Kölln in gleichem Maaße ein fröhliches Leben und Gedeihen. Hierzu trug vor allen Dingen die große Menge von Landstraßen bei, die sich in beiden Städten kreuzten und eine große Anzahl von Fremden und Kaufleuten nach Berlin zog. Handel und Verkehr wurden dadurch merklich gefördert, denn jeder Gewerbetreibende zog bedeutenden Nutzen aus der Anwesenheit jener Fremden, die sich dem Niederlagsrechte zufolge mehrere Tage in der Stadt aufhalten mußten.

Nach der Zahl und Richtung dieser Landstraßen waren auch bei der Ummauerung beider Städte die Zahl der Thore bestimmt worden; besonders war das Oderberger-Thor in dieser Beziehung wichtig. Vor demselben, auf der Stelle, wo heut zu Tage der Alexanderplatz liegt, vereinigten sich die Landsberger-, Bernauer- und Prenzlauer Landstraße; außerdem traf die große Heerstraße, die aus Böhmen und Schlesien über Beeskow und Fürstenwalde führte und sich mit der Frankfurterstraße vereinigte, dasselbe Thor und alle diese Straßen gaben in späteren Zeiten den größtentheils noch gleichnamigen Straßen Berlin's, der Frankfurter-, Prenzlauer-, Landsberger-Straße ꝛc. ihre Entstehung. Weniger bedeutend war in dieser Hinsicht das Stralauer-Thor, nur die Köpenicker- und Stralauer Landstraße, welche sich durch eine Seitenstraße mit der Frankfurter vereinigte, führte von Außen her in dasselbe; auf das Spandauerthor traf die Straße von Brandenburg über Spandau. — Von den beiden Thoren in Kölln führte die vor dem Teltower-Thore gelegene Landstraße über Teltow, Saarmund, Treuenbrietzen und Wittenberg nach dem südlichen Deutschland; kurz vor der Stadt vereinigte sich mit ihr eine andre, über Potsdam gehende Straße nach Brandenburg. In das Köpenicker-, noch lange Zeit nachher das Wendische-Thor genannt, führte über Dahme und Mittenwalde kommend, die Heerstraße aus der Lausitz, die sich gleichfalls, nicht allzuweit von dem Thore entfernt, mit den Straßen nach Storkow und nach Köpenick vereinte. —

Unter den Fürsten aus der askanischen Linie genossen nun Berlin und Kölln alle jene Vortheile, welche den Marken aus der Regierung einer Reihenfolge von kräftigen und zugleich wohlwollenden Herrschern erwuchsen, und manche Begünstigung, manches Privilegium verdankten beide Städte den Fürsten dieses Stammes. So verkauften z. B. die Markgrafen Otto der Lange und Albrecht III. als sie im Jahre 1280 einen Landtag in Berlin hielten, dieser Stadt das Recht, jährlich zehn Talente Silber in der Landesherrlichen Münze ausprägen zu lassen, gegen eine sehr unbedeutende Summe; neun Jahr darauf erhielt auch Berlin den sogenannten Wedding von dem Markgrafen Otto geschenkt, und für 220 Talente Silber erkaufte die Stadt von demselben

Digitized by Google

Fürſten den Flußzoll bei Köpenick, gleichfalls eine ſehr bedeutende Quelle von Einkünften. (1298) — Dagegen koſtete der jedesmalige Aufenthalt der Landesherren, die weniger von ihrer eigenen Einnahme, als auf allgemeine Koſten lebten, den Städten auch nicht wenig Geld, denn die Fürſten damaliger Zeit hatten meiſtentheils noch keine beſondere Reſidenz, ſondern reiſ'ten von Stadt zu Stadt umher, und überall wo ſie die Bürgerſchaft mit ihrem Beſuche beehrten, hieß es: „vielgetreue Bürger ſchafft. Die Bürger ſchafften nun zwar wirklich, aber ſie waren dabei ſo klug, den eigenen Vortheil nicht aus dem Auge zu verlieren; für ihr baares Geld erkauften ſie oft genug die Befreiung mancher Abgabe, oder das Privilegium eines zu erhebenden Zolles; die Fürſten aber hatten das Geld bald ausgegeben, den Bürgern jedoch blieb das verliehene Vorrecht für immer.

Eine ſehr wichtige Veränderung in der Verfaſſung Berlin's und Kölln's fand jedoch zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Statt, als die Bürger beider Städte die Vereinigung des beiderſeitigen Magiſtrats beſchloſſen; dieſer Uebereinkunft gemäß wurde fortan ein Drittel der Magiſtratsperſonen aus Köllniſchen, die beiden übrigen Theile aber aus den Bürgern Berlin's gewählt. Der Markgraf Herrmann, mit den Beinamen der Lange, beſtätigte dieſe Vereinigung beider Städte in einer Urkunde von dem Jahre 1307 und ſagt in derſelben ganz beſonders, daß er ſolche Beſtätigung den Bürgern wegen der angenehmen und mannigfachen Dienſte, ſo ſie ihm geleiſtet, ertheilt hätte. — Noch war aber zu jener Zeit das Verhältniß des Landesherren zu ſeinen Unterthanen zu locker, und die Stellung des Erſteren durch zu geringe, ihm zu Gebote ſtehende Hülfsquellen unterſtützt, als daß der Bedrängte hinreichenden Schutz gegen äußere Gewaltthätigkeiten bei dem Fürſten ſeines Landes hätte finden können, und da beſonders die Städte, deren zunehmende Macht und Reichthümer des Adels Eiferſucht erweckten, an Dieſem einen gefährlichen Feind fanden, ſo ſahen ſich die Bürger genöthigt, ſelbſt die nöthigen Anſtalten zu ihrer Vertheidigung zu treffen. Demgemäß traten die vereinten Städte Berlin und Kölln im Jahre 1308 einem Schutz- und Trutzbündniſſe bei, welches ſämmtliche Städte der Mark unter ſich errichtet hatten, auf ähnliche Weiſe verbanden ſich die Berliner im Jahre darauf noch beſonders mit den Bürgern der Stadt Salzwedel.

Es war aber auch in der That ein ſehr nothwendiger Schritt geweſen, den man auf ſolche Weiſe gethan hatte, denn mit dem im Jahre 1319 erfolgendem Tode des Markgrafen Waldemar, des letzten Fürſten aus dem Brandenburgiſch-anhaltiniſchen Stamme, ſtürmte auch eine trübe Zeit über die Marken herein, und nur auf kurze Augenblicke brach ein freundlicher Sonnenblick zuweilen zwiſchen dem dunklen Gewölk hervor.

Herzog Wratislaw von Pommern, ein treuer Freund des verſtorbenen Waldemar, übernahm bei deſſen Tode die Vormundſchaft des unmündigen Markgrafen Heinrich, Waldemar's Neffen, der allerdings die gegründetſten Anſprüche auf die Erbfolge hatte, die ihm in keiner Weiſe beſtritten werden konnten; aber neben Wratislaw gab es noch eine Menge anderer Fürſten, die ebenfalls mit Vergnügen dies vormundſchaftliche Amt verwaltet hätten. Dies waren der Herzog Rudolph von Sachſen-Wittenberg, die verwittwete Markgräfin Agnes, des verſtorbene Waldemar Gemalin, und der Erzbiſchof von Magdeburg, der gar zu gern ſein geiſtliches Scepter über die Marken ausgeſtreckt hätte. Während nun Herzog Wratislaw ſich ſo bald als möglich der märkiſchen Städte zu ſeinen Gunſten verſicherte und die Privilegien und Gerechtſame derſelben beſtätigte, brach der Herzog Heinrich von Mecklenburg in die Mark ein, auch der ſchleſiſche Herzog Heinrich von Jauer, der ebenfalls Anſprüche auf die reiche Erbſchaft und die willkommene Vormundſchaft zu haben vermeinte, ſuchte mit dem Schwerdte in der Hand ſein vermeintliches Recht zu unterſtützen, und da es nun doch einmal ſo toll in in den brandenburgiſchen Landen zuging, konnte der Landgraf Friedrich von Meißen nicht begreifen, warum er allein ruhig bleiben ſolle und überſchritt ebenfalls mit bedeutender Heeresmacht Brandenburg's Grenzen. Der Tod des jungen Markgrafen Heinrich entſchied jedoch mit einem Schlage dieſe verwickelte Händel; der Kaiſer Ludwig der Baier, erklärte die Mark Brandenburg für ein

Digitized by Google

eröffnetes Reichslehen und ertheilte dieſelbe ſeinem Sohne Ludwig zum Lehen (1324) aber während jener fünf Jahre, vom Tode Waldemar's bis zu dieſem Zeitpunkte, war das Land von inneren und äußeren Feinden auf die traurigſte Weiſe zerrüttet worden.

Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß auch die Städte der Mark bei dem ausbrechendem Kampfe Parthei ergriffen hatten; der Herzog Rudolph von Sachſen hatte ganz beſonders Berlin und Kölln in ſein Intereſſe zu ziehen verſucht und den Städten zu dieſem Zweck nicht allein ihre alten Freiheiten beſtätigt, ſondern ihnen auch die Vorrechte geſtattet, Münzen nach beſtimmten Gehalt ſchlagen zu laſſen, ſich vor keinen fremden Richter ſtellen zu dürfen, und beſonders dem Handel der Stadt nach Hamburg mannichfache Vortheile verſchafft. Der Magiſtat erklärte ſich durch dieſe überwiegenden Gründe bewogen, für ihn, aber die Bürger hingen treu und ehrlich an den Herzog Bratislaw von Pommern und wollte aller angewendeter Mittel ungeachtet nicht von ihm laſſen.

Zu den beſonderen Anhängern des Sachſenherzog's auf deſſen Seite auch der größte Theil der Geiſtlichkeit war, gehörte vor allen Andern auch der Propſt von Bernau, Nikolaus Cyriacus mit Namen, der auf alle mögliche Weiſe das Volk für ſich und ſeine politiſche Meinung zu gewinnen ſuchte. Nun begab es ſich einſt, daß der Propſt im Jahre 1323 nach Berlin kam, um eine rückſtändige Forderung, deren Zahlung man ihm verweigert hatte, einzutreiben; der geiſtliche Herr, welcher wohl wußte, daß das Volk in beiden Städten nicht gut auf ihn zu ſprechen ſei, glaubte daß der bequemſte Ort, um noch einmal den widerſpenſtigen Berlinern den Text zu leſen, die Kanzel ſei, und begab ſich deshalb in die Marienkirche, um dort ſeinen andächtigen Zuhörern die zugedachte Predigt zu halten. Nun war aber grade Jahrmarkt in der Stadt, eine große Menge loſen Geſindels war von den umliegenden Ortſchaften hereingekommen und die Kirche gedrängt voll. Als die Zuhörer jedoch inne wurden, daß der Propſt den heiligen Ort nicht zur Erbauung der verſammelten Gemeinde, ſondern nur zu ſeinen Privatzwecken benutzen wolle, erhob ſich ein allgemeines Gemurmel des Unwillens in der Kirche, einzelne Stimmen geboten dem Geiſtlichen, den Altar des Herren zu verlaſſen, welchen er auf ſolche Weiſe entheiligt hätte, aber Cyriakus, hierdurch in die äußerſte Wuth verſetzt, griff, anſtatt jenen Drohungen zu weichen, zu ſeinen geiſtlichen Waffen; mit dräuend emporgehobenen Arm ſprach er den Bannfluch über die zum Gottesdienſte verſammelte Gemeinde aus und donnernd hallte ſein Anathema über die beſtürzten, in ſtarrem Schweigen ſtehenden Zuhörer hin. Aber bald genug wich die erſte Ueberraſchung einer allgemeinen Wuth und Erbitterung gegen den unvorſichtigen Pfaffen, man drang auf den Wehrloſen ein, welcher einen ganz andern Erfolg ſeines kecken Beginnens erwartet hatte, und kaum ſo viel Zeit behielt, ſich durch die Sakriſtei in's Freie zu retten, um von dort nach ſeiner Wohnung zu entfliehen. Aber es war zu ſpät; dicht an der Kirchthüre ward der Unglückliche umringt, ein heftiger Schlag ſtreckte ihn betäubt zu Boden, und nun war nicht mehr daran zu denken, der entfeſſelten Leidenſchaft Einhalt zu thun. Der Prieſter ward an der geweihten Stätte des Kirchhofes erſchlagen, das wüthende, jubelnde Volk ſchleppte den Leichnam triumphirend durch Koth und Schmutz in den Straßen umher, und endlich nach dem neuen Markt, der Richtſtätte für Verbrecher. In wenigen Minuten hatten dort tauſend geſchäftige Hände einen Scheiterhaufen aufgethürmt, des Propſtes Körper ward hinaufgehoben und die Flammen verzehrten unter dem Jubelgeſchrei der verſammelten Menge das bedauernswerthe Schlachtopfer der Volkswuth.

Das Gerücht von dieſer geſetzloſen That, die in den Augen der damaligen Zeit um ſo ſchwereres Gewicht hatte, als ſie an einem Geiſtlichen, deſſen Perſon dem Laien eben ſo unverletzlich erſcheinen ſollte, als Gott ſelbſt, verübt worden war, hatte ſich nicht ſobald in der Umgegend verbreitet, als ſchon der Biſchof von Brandenburg, ohne ſich auf weitere Unterſuchung des Thatbeſtandes einzulaſſen, die ganze Stadt in den Bann that, den der Erzbiſchof von Magdeburg und der heilige Vater zu Avignon beſtätigten. Nunmehr wurden ſämmtliche Kirchen geſchloſſen, keine Ehe durfte eingeſegnet, kein

Digitized by Google

Kind getauft werden, und ohne Sakrament und tröstenden Zuspruch des Priesters, mußten die Sterbenden vom Leben scheiden. Der Bannfluch erstreckte sich sogar auf die Todten; die Leichen blieben unbeerdigt stehen, oder wurden still, bei nächtlicher Weile, in ungeweihte Erde eingescharrt, und jeder Handel und Verkehr mit den Lebenden hörte auf. Diesen Schrecknissen vermochten die Berliner nicht lange zu trotzen; sie wendeten sich in vertrauender Demuth an den Papst, und baten um die Aufhebung des Bannes.

Endlich, aber nur nach langjährigen, mühevollen Verhandlungen gelang es ihnen, das gewünschte Ziel zu erreichen; doch zwei und zwanzig Jahre waren ihnen in solchem Zustande verstrichen, denn erst im Jahre 1245 erfolgte die Dispensation des Papstes, und zwei Jahre darauf die eigentliche Aufhebung des Anathema's, denn die tiefbeleidigte Klerisei hatte selbst des Kaisers persönliche Vermittlung in dieser Angelegenheit zurückgewiesen.

Zur Sühne der blutigen That mußten die Berliner dicht vor der Kirchthür, an der Stelle, wo der Mord geschehen war, ein steinernes, zwei Faden hohes Kreuz errichten, bei welchem eine ewige Lampe unterhalten wurde. Außerdem erhielt der Bischof von Brandenburg ein Lösegeld von 750 Mark feinen Silbers, und dann wurde noch in der Marienkirche selbst ein neuer Altar errichtet, auf welchem alljährlich zwölf Schock Groschen geopfert, und für den Erschlagenen eine Seelenmesse gelesen werden mußte. — Aber hiemit noch nicht zufrieden gestellt, kam im Jahre 1347 der Bevollmächtigte des Bischof's von Brandenburg, ein gewisser Gerhard, von Königsberg nach Berlin, um die freiwillige Nachbuße der Bürger in Empfang zu nehmen, und Diesem folgte noch ein anderer Abgeordneter der Klerisei, der ebenfalls seine Taschen zu füllen suchte, und was er erhielt, so drückt sich die Chronik aus, mag wohl in keinem Osterei, oder Bratwurst bestanden haben.

Nichtsdestoweniger war der Uebermuth der Berliner durch solchen üblen Erfolg noch immer nicht gebeugt, und ein anderer Vorfall, der sich im Jahr 1364 ereignete, zeigte ziemlich deutlich, wie eifersüchtig und streng sie über ihren Rechten wachten. Der Erzbischof von Magdeburg befand sich nämlich im Sommer des genannten Jahres zu Berlin, auch der Freund desselben, der den Berlinern so verhaßte Herzog Rudolph von Sachsen, war anwesend, und wenn die Bürger auch wirklich weniger Groll gegen den Erzbischof gehegt hätten, so würde ihn doch der Umstand, daß er des Sachsenherzog's Freund war, zu ihrem erbittertsten Feinde gemacht haben, und dieser Haß erstreckte sich auch auf des Erzbischof's und des Herzog's Untergebene.

Unglücklicherweise ereignete es sich, daß der Geheimschreiber des Prälaten, der Domvikarius Konrad Schütz, einer ehrsamen Bürgersfrau, welche allein auf der Straße ging, sei es nun Ernst oder Scherz gewesen, den Antrag machte, ihn in's Bad zu begleiten. Wir wissen nicht, was die sittsame Berlinerin zu diesem Vorschlage gesagt haben würde, denn einige Bürger, die vorübergehend, diese Worte hörten, nahmen an der Stelle der Dame das Wort, ergossen sich in Schmähungen über den galanten Sekretair, daß dieser Hals über Kopf die Flucht ergriff, um wie er glaubte, einer tüchtigen Tracht Schläge zu entgehen. Aber leider war die Sache damit nicht abgethan; es entstand ein Auflauf, die Bürger rottirten sich zusammen und verlangten von dem Magistrat, daß er den Geheimschreiber des Erzbischof's verhaften lasse; die Rathsherren sahen sich gezwungen, der aufgeregten, tobenden Menge zu willfahren, und der Rathsdiener wurde mit einer bedeutenden Anzahl Bewaffneter zu dem Herzog von Sachsen geschickt, der eben mit dem Erzbischofe und dessen Geheimschreiber bei Tische saß. Vergeblich wollte der Letztere seinen Diener in Schutz nehmen, der bedauernswerthe Konrad Schütz mußte gehorchen, und hatte kaum die Straße betreten, als er ohne weitere Umstände, unter dem Beifallsrufen des versammelten Volkes, nach dem neuen Markte geführt, und ihm dort durch Henkershand der Kopf abgeschlagen wurde. — Ein recht trübes Bild jener rauhen, bösen Zeit, denn es würde heut zu Tage wohl eine bedeutende Zahl Köpfe springen müssen, wenn auf dergleichen Vergehen noch die Todesstrafe stände.

Digitized by Google

Diesmal kamen die Berliner indessen glücklich genug fort; zwar erhob der geistliche Herr alsbald heftige Klage über den Tod seines Geheimschreibers, doch blieb es diesmal nur bei den Drohungen, die weiter keine üble Folgen für die Stadt hatten.

Indessen hatte, wie vorher gesagt, Ludwig, aus dem Hause der Wittelsbacher, als Regent Brandenburg's Ludwig der Aeltere genannt, die Regierung der Mark übernommen; durch die mächtige Protektion seines kaiserlichen Vaters war es ihm gelungen, fast alle, von jenen fremden Fürsten dem Mutterlande losgerissenen Länder, wieder unter seinem Scepter zu vereinen, aber schnell entriß ihm der Tod seines Vaters diese bedeutenden Vortheile. Karl IV., der unversöhnlichste Gegner der Wittelsbacher, bestieg den Thron, und bot sogleich alle Mittel auf, die Mark Brandenburg dem verhaßten Ludwig zu entreißen. Er stellte zu diesem Zwecke jenen Betrüger, der sich für den verstorbenen Waldemar ausgeben mußte, auf, und entwürdigte sich sogar so tief, daß er den; Bäckergesellen, der die Stelle des großen Fürsten übernahm, öffentlich als Reichsfürsten anerkannte und ihn an seine kaiserliche Tafel zog. Auch erließ er an die Städte der Mark und an Berlin und Kölln ein Schreiben, worin er sie aufforderte, ihren wahren Landesherren zu verlassen, und jenen Betrüger als rechtmäßigen Fürsten anzuerkennen. Küster führt in seiner Beschreibung des alten und neuen Berlin, diese Urkunde an, welche auch hier ihren Platz finden mag, da hauptsächlich durch diesen kaiserlichen Betrug die Bürger jener beiden Städte, zur Untreue gegen ihren rechtmäßigen Landesherren bewogen wurden; sie lautet folgendermaßen:

„Wir KARL von Gottes Gnaden römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs und König zu Behem (Böhmen), entbieten den Bürgermeistern, den Räthen und den Bürgern gemeiniglichen der Städte Berlin und Cölln, Spandow, Köpenick, Strausberg, Bernau und Eberswalde, unsern lieben getreuen Unterthanen, Liebe und alles Gute. Als wir Euch in unsern Briefen, und mit Diethmarn, Thumbherrn zu Prenslow unserm Schreiber entboten haben, also entbieten wir aber euren Treuen in diesen gegenwärtigen Briefen, daß Wir den hochgebornen Waldemar, Unsern Fürsten und Schwager als einen Markgrafen zu Brandenburg und zu Landsberg und des heil. Römischen Reichs Obersten Erz-Kämmerer nennen, erkennen, halten und haben, und anders Niemanden mehr, und nach seinem Tode die hochgebornen Herzöge von Sassen und die von Anhalt, unser Oheim, Schwager und Fürsten, und wer Euch anders saget, daß Wir jemand anders denn vorgenannten Waldemar, für einen Markgrafen halten und haben, urtheilt Uns nicht recht, wann das nicht ist. Ueber das, so bieten und mahnen Wir Euch ernstlich, wann Ihr erfahret, daß Wir in unserm Königreiche zu Boheim sein, da Wir hier, ob Gott will, ganzen Willen haben vor St. Michaelis Tag der schierst kommt, daß ihr daselbst gen Boheim zween Bürgern aus Euerm Rathe mit Euerer Stadt Gewalt und Macht, mit dem hochgebornen Rudolph, Herzogen zu Sassen, unsern lieben Ohm und Fürsten, und mit andern unsern Fründen zu uns sendet, da wollen Wir mit unsern Fründen und mit Euch davon gänzlich reden. Geben zu Colin an unser frowen Tage."

Das ganze Land war auf solche Weise in zwei Faktionen getheilt, von denen die Eine dem Kaiser und dessen Schützlinge, dem falschen Waldemar, die Andere dem Markgrafen Ludwig anhing; aber der kühne Wittelsbacher verzagte nicht, das Blut seines Vaters floß heiß in seinen Adern, und mit den wenigen Getreuen bot er der Uebermacht des Kaisers trotzig die Stirn. Ihm zur Hülfe zog auch herbei Waldemar, der Dänen tapferer König, des Wittelsbacher's Schwager. Mit einer ansehnlichen Flotte landete er an der meklenburgischen Küste, verheerte dies Land, dessen Herrscher in Brandenburg vorgedrungen war, und als nun der Meklenburger ihm mit seinem Heere entgegenzog, um den unerwarteten Feind zur Schlacht zu zwingen, vermied Waldemar, durch geschickte Seitenmärsche, das gefährliche Zusammentreffen, und ehe man etwas ahnete, stand er plötzlich vor den Thoren von Berlin und Kölln, um diese wichtigen Städte zu gewinnen. Ungeachtet der starken Festungswerke beider Städte, würde es ihm wahr-

Digitized by Google

scheinlich dennoch geglückt sein, sich derselben zu bemächtigen, da die Bürger auf den Fall einer längeren Belagerung wohl nicht gehörig verproviantirt waren, aber glücklicher Weise für Diese nahte, wenige Tage nach Waldemar's Ankunft, Herzog Albrecht von Meklenburg zum Entsatz, und die Dänen mußten sich zurückziehen.

Es ist hier nicht der Ort, genauer von diesem Kriege zu sprechen, der weiter keinen unmittelbaren Einfluß auf Berlin und Kölln hatte; Kaiser Karl sah sich endlich genöthigt, seinen ehemaligen Schützling zu verlassen und ihn für einen Betrüger zu erklären (1350). Er erließ nun Briefe, des ganz entgegengesetzten Inhaltes, als der vorher Angeführte, an die märkischen Städte, und auch Berlin und Kölln hätten wieder die Segnungen des Friedens, der endlich dem Lande wiedergegeben war, genießen können, wenn nicht zu jener Zeit eine fürchterliche Pest, die verheerend durch ganz Europa zog, auch in jenen Städten wüthend gehaust hätte; hierzu gesellte sich noch eine fürchterliche Feuersbrunst, welche im Jahre 1380 bedeutende Verwüstungen in beiden Städten anrichtete, und deren Folgen wir noch bis auf den heutigen Tag empfinden, da eine große Menge, für die Geschichte höchst wichtiger Urkunden dabei verloren ging. Es war am Tage des heiligen Laurentius im genannten Jahre, als die Sturmglocken heulend die Bewohner beider Städte von dem Unglück benachrichtigten, welches über Berlin hereinzubrechen drohte; vergeblich waren alle Anstrengungen der Bürger, den wüthenden Flammen Einhalt zu thun, die an den hölzernen, nur leicht mit Schindeln oder Stroh gedeckten Häusern, eine nur zu gute Nahrung fanden. Zwei Tage und eine Nacht hindurch wüthete das Feuer, und das Rathhaus, die Marien- und Nikolaikirche lagen mit allen Gebäuden, die in dieser Gegend gestanden hatten, in Schutt und Asche, als es endlich nach ungeheuren Anstrengungen den Bürgern gelang, dem weiteren Fortschreiten der Verheerung Grenzen zu setzen. Ein alter lateinischer Vers, ein Eteostichon *), welches man zur Erinnerung an diese traurige Begebenheit anfertigte, bewahrte das Andenken derselben:

TIbVrtI festo BerLIn perIt Igne MoLesto,
Et sIC In CIneres soLVItVr VrbIs honos.

Wüthende Flamme verheeret Berlin am Tiburtiusfeste.
Und in Asche und Schutt liegt sie, die prächtige Stadt.

Während sich zu solchem Unglück nun noch die Pest gesellte, die damals durch ganz Europa zog, und auch Berlin und Kölln nicht verschonte, sondern manches Opfer aus den Einwohnern beider Städte forderte, hatte Markgraf Ludwig die Regierung der Mark im Jahre 1351 feierlich niedergelegt, und dieselbe seinen beiden Brüdern, Ludwig mit dem Beinamen der Römer, und Otto der Finne oder der Faule genannt, freiwillig abgetreten. Der erstere Fürst ließ es sich unmittelbar nach seinem Regierungsantritte die angelegentlichste Sorge sein, die unzähligen Räuberbanden, die damals in der Mark ihr Wesen trieben, auszurotten; aber wenn auch seine angestrengte Sorgfalt wirklich den gewünschten Erfolg hatte, so starb er doch leider zu früh für sein Land, 1365, nachdem er zwei Jahre zuvor, am 18. März, mit dem Kaiser Karl einen Erbvertrag abgeschlossen hatte, demgemäß dem ältesten Sohne des Kaisers, Wenzel, Fall's Ludwig und sein Bruder Otto ohne männliche Erbfolger sterben sollten, die Mark Brandenburg mit allen dazu gehörenden Länder und Leuten anheimfallen sollte. Nach Ludwig's Tode übernahm dessen Bruder Otto die Regierung, oder ließ vielmehr den Kaiser, der sich schon als unumschränkten Besitzer der Mark betrachtete, für sich regieren, bis er endlich förmlich allen seinen Ansprüchen auf Brandenburg, zu Gunsten des Kaiser Karl und dessen Sohnes Wenzel, entsagte (1373).

Indessen hatte die Mark alle Ursache, sich zu der Regierung eines Mannes Glück zu wünschen, dem es, wie dem Kaiser, weder am Willen noch an den Mitteln fehlte, das Land zu beglücken, welches er für seinen Sohn als Vormund verwaltete, aber der Schimmer des Glückes, welcher unter Karl's Regierung dem armen, gedrückten Lande leuchtete, schwand mit dem, im Jahre 1378 erfolgenden Tode dieses Fürsten nur allzu bald wieder, um neuem Elende zu weichen.

*) Eteostichon, ein Vers, in welchem mittelst der römischen Zahlenbuchstaben die Jahreszahl von irgend einem Vorfalle enthalten ist; hier bilden diese Ziffern das oben angeführte Jahr MCCLLLVVVVIIIIIII, 1380.



Digitized by Google

Die Regierung der Fürsten aus dem Hause der Luxemburger war eine der traurigsten Zeiten, die Brandenburg je erlebte; der Adel, mit eifersüchtigen Blicken die wachsende Macht der Städte bewachend, suchte jede nur mögliche Gelegenheit zu benutzen, um Jenen zu schaden; Räuberbanden durchstreiften das Land, und plünderten den wehrlosen Reisenden, ja selbst größere Züge von Kaufleuten, welche sich nicht mit hinlänglicher Bedeckung versehen hatten; fremde Fürsten drangen mit ihren Heerhaufen in die schutzlose Mark ein, um dasselbe Raubsystem nur in höherem Grade zu besolgen, der Landesfürst aber befand sich fern von seinen Unterthanen, und vergeudete seine Zeit in Völlerei und Unthätigkeit, so daß weder Recht noch Gerechtigkeit in Brandenburg gefunden werden konnte.

Das Schrecken der Mark und der angrenzenden Provinzen war damals der Ritter Dietrich von Quitzow, ein gefürchteter, mächtiger Raubritter, den das Glück auf allen seinen Unternehmungen begleitete, und um vor seinem gefürchteten Arme sicher zu sein, zahlten ihm die meisten Städte der Mark ein ansehnliches Schutzgeld, ja sie ernannten ihn endlich sogar zu ihrem Hauptmann, wobei sich besonders Berlin und Kölln sehr thätig bewiesen; doch sollten grade diese beiden Städte bald genug einsehen, wie thörigt sie gehandelt hätten, den Bock zum Gärtner zu berufen.

Nachdem nämlich der Ritter durch zwei glückliche Unternehmungen gegen die Pommern, welche damals mit Brandenburg im Kriege lagen, sich das Vertrauen der Märker erworben hatte, forderte er für seine Bemühungen ein jährliches Einkommen von zweihundert Schock böhmischer Groschen und in Kriegszeiten die Lösegelder der Gefangenen, was ihm auch gern gewährt wurde; die Berliner aber konnten besonders ihrer Freude über den neuen Landeshauptmann keine Grenzen setzen und gaben demselben zu Ehren die glänzendsten Feste. Als der Mann des Tages thronte Dietrich bei allen diesen Banketten oben an, wo die köstlichsten Speisen, die ausgesuchtesten Weine nicht gespart wurden, und wenn der festliche Schmaus und der Ball auf dem Rathhause geendet war, so geleitete man den Ritter am Abend mit Fackeln, Gesang und Saitenspiel heim in seine Wohnung (1404).

Es waren indessen noch nicht vier Jahre verstrichen, als dieses freundschaftliche Verhältniß lockerer zu werden begann. Dietrich von Quitzow hatte sich nämlich in den Besitz des Schlosses Köpenick gesetzt, und da das Gebiet desselben an mehreren Stellen mit dem Weichbilde der Städte Berlin und Kölln zusammenstieß, begannen zwischen den Leuten des Ritters und den Bürgern mancherlei Grenzstreitigkeiten, die in kurzer Zeit von immer größerer Bedeutung wurden, denn unter dem Vorwande, daß sie die Grenzen seines Gebietes betreten hätten, ließ der Ritter oft genug die Fischer, oder die Feldarbeiter der Berliner greifen, und in's Gefängniß werfen, so daß sich der Magistrat genöthigt sah, Beschwerde über ein solches Benehmen zu führen. Mehrmals versuchte die Stadt, diese Streitigkeiten in Güte beizulegen, da es aber vergeblich war, sahen sich die Bürger genöthigt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wenn der Ritter keine Gelegenheit versäumte, ihnen wo er nur irgend konnte Schaden und Abbruch zu thun, so blieben ihm die Berliner keineswegs etwas schuldig. — Indessen versuchte der Herzog Swantibor von Pommern, als Statthalter der Mark, noch einmal auf friedlichem Wege eine Ausgleichung dieser Streitigkeit zu Stande zu bringen; aber nun trat der Ritter mit einer angeblichen Forderung von 1500 Schock böhmischer Groschen hervor, die er als die Lösegelder der Gefangenen, die er bei jenen beiden Streifzügen gegen die Pommern gemacht hatte, in Anspruch nahm. Dagegen erklärten die Berliner, daß erst nach Beendigung dieser beiden Unternehmungen von solcher Bedingung die Rede gewesen sei und daß der Ritter ausdrücklich erklärt habe, er wolle jene Feldzüge auf eigene Hand unternehmen. Dies ward durch Zeugen beschworen, der Ritter mußte seine ungerechte Klage fallen lassen, aber er beschloß, bei der nächsten Gelegenheit den Bürgern seinen Zorn empfinden zu lassen, und bald genug hatte er dazu Gelegenheit gefunden.

Es war am Tage Mariä Geburt (1410) und die Bürger von Berlin glaubten um so weniger, von ihrem

Digitized by Google

gefährlichen Nachbar etwas fürchten zu dürfen, als sich derselbe nicht in Köpenick befand, da stürzten die Hirten der sehr bedeutenden städtischen Viehheerden, die vor dem Spandauer-Thore weideten, athemlos in die Stadt, und brachten die Nachricht, daß der Quitzow mit einer ansehnlichen Schaar Knechte von Oranienburg her sie überfallen und ihnen das ihrer Aufsicht übergebene Vieh abgenommen habe. Schnell riefen nun die Sturmglocken die streitbare Mannschaft beider Städte zusammen, der Bürgermeister Klaus Schulze und die beiden Rathmänner Niklas und Thomas Wins stellten sich an die Spitze der Bürger, die sich auf dem neuen Markte versammelten, um dem Ritter seine Beute wieder abzujagen.

Zur damaligen Zeit breiteten sich am Ufer der Spree, etwa vom jetzigen Monbijougarten an, große Wiesen hin, die zur Gemeindehutung benutzt wurden, heut zu Tage aber großentheils die Friedrich Wilhelms- und Dorotheenstadt bilden. Von diesen Wiesen aus hatte sich Dietrich von Quitzow mit dem geraubten Vieh, bei dem Hofe Wedding vorüber, nach der Tegeler-, damals noch Tigeler-Haide genannt, gewendet, um auf dem kürzesten Wege sein festes Schloß Oranienburg zu erreichen, denn er sah voraus, daß die Berliner ihm sogleich verfolgen würden.

Da die bedeutenden Viehheerden indessen nicht leicht zu transportiren waren, obschon des Ritters Knechte in solchem Geschäfte ebenfalls eine große Uebung und Geschicklichkeit besaßen, so gelang es den verfolgenden Bürgern glücklich, ihre Feinde bei der sogenannten Tegeler-Mühle, einer Wassermühle, die an einem kleinen, sich in die Havel ergießendem Bache lag, zu erreichen. Indessen waren es nur die berittenen Bürger, welche dem Feinde so schnell gefolgt waren, das Fußvolk war noch weit dahinten, und Ritter Dietrich war ein zu erfahrener Kriegsmann, um nicht sogleich den Vortheil, der ihm hieraus erwuchs, zu übersehen und zu benutzen. Er selbst griff an der Spitze der Seinen die Berliner an, welche jedoch wacker genug Stand hielten, um das herannahende Fußvolk abzuwarten, aber während des Gefechtes trieben einige quitzow'sche Knechte das Vieh weiter, und endlich sahen sich die Bürger Berlin's zum Weichen gezwungen; sie mußten sechszehn Gefangene, unter denen sich außer anderen angesehenen Bürgern auch der Rathmann Nikolas Wins befand, in den Händen ihres Feindes zurücklassen. Das Schicksal dieser Unglücklichen war sehr hart; sie wurden mit Fesseln beladen nach Oranienburg abgeführt und mußten dort lange Zeit im Kerker schmachten, bevor sie ihre Freiheit wieder erhielten.

Es dürfte wohl noch zu bemerken sein, daß dieser Handstreich des Ritters von Quitzow die Berliner um so mehr gegen ihn aufbrachte und erbitterte, als Diese geglaubt hatten, daß durch Herzog Swantibor's richterliche Entscheidung der Friede zwischen der Stadt und dem Ritter wieder hergestellt worden sei, und man also die Unternehmung des Quitzow, als eine ehrlose Räuberei betrachtete; der Rath erließ deshalb ein Schreiben an den Ritter, in welchem er ihn aufforderte, die sechszehn Gefangenen frei zu geben; aber Dietrich antwortete höhnisch, daß seines Wissens kein Friedensschluß zu Stande gekommen sei, und der Krieg noch immer fort bestehe. Unter solchen Verhältnissen blieb den Berlinern natürlich weiter nichts übrig, als Söldner anzuwerben, um sowohl die Thore und Landwehren als auch die Rathsdörfer gehörig zu bewachen; es fielen einzelne Gefechte zwischen den quitzow'schen Leuten und den Berliner Söldnern vor, auch unternahmen Erstere, jedoch ohne Erfolg, Angriffe auf die, zu der Stadt gehörenden Dorfschaften, bis endlich, auf Veranlassung der Stadt Frankfurt a. d. O., ein friedlicher Vergleich mit dem Ritter zu Stande kam. (1412)

Während dieser Ereignisse hatte der Kaiser Siegmund, dem nach dem Tode des Markgrafen Jobst, Brandenburg anheim gefallen war, den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, zum zeitigen Landeshauptmann der Mark ernannt; Dieser kam in der Mitte des Jahres 1412 in der Mark an, um die Huldigung der Stände und Städte zu empfangen. Welchen hartnäckigen Widerstand derselbe von Seiten des



Digitized by Google

märkischen Adels erfahren mußte, zu erwähnen, gehört nicht hieher, aber auch die Städte, obschon sie von dem neuen Herrscher nur Gutes erwarten konnten, betrachteten ihn anfänglich mit mißtrauischen Blicken, fürchtend, daß er ihre zahlreichen Freiheiten und Privilegien antasten werde. Am 5. Juli des genannten Jahres leisteten Berlin und Kölln dem Burggrafen die verlangte Huldigung, als er aber bei dem, mit dem märkischen Adel drohendem Kriege das Oeffnungsrecht (das Recht, jeder Zeit mit bewaffneter Mannschaft in die Stadt einrücken zu dürfen) verlangte, ward ihm dieses Begehren rund weg abgeschlagen, obschon der Fürst am Tage darauf, 6. Juli, die Rechte und Freiheiten der Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung bestätigte.

Während der Zeit, in welcher der Burggraf vergeblich auf friedlichem Wege den trotzigen Adel der Mark, und vor Allen die Quitzow's, zum Gehorsam zu bringen trachtete und endlich erst durch Gewalt zum Ziele gelangte, hatte er sich größtentheils in Berlin aufgehalten, und seine Anwesenheit war der Stadt von nicht unbedeutendem Nutzen gewesen, denn der reiche, fränkische Adel, der sich in seinem Gefolge befand, knauserte nicht und ließ viel Geld darauf gehen, und Friedrich selbst hatte viel für die Verschönerung und den Ausbau des hohen Hauses in Berlin beigetragen.

Indessen rief Diesen bald nach Beseitigung jener Angelegenheiten seine Pflicht auf das Concil zu Constanz, wo er von dem Kaiser Siegmund die förmliche Belehnung der Mark Brandenburg, welche er bisher nur als Landeshauptmann und Stellvertreter Siegmund's verwaltet hatte, empfing; dann kehrte er zu seinen Unterthanen zurück.

Es war am Tage des Evangelisten Lukas, als der Burggraf, nunmehr Erzkämmerer des heiligen römischen Reiches und Kurfürst von Brandenburg, in Berlin einzog. Eine ungewöhnliche Menschenmenge war vor das Teltower-Thor hinaus geströmt, um den Landesfürsten zu begrüßen, welcher auf der Straße von Saarmund her nahte. Deshalb wogte in der Teltower Vorstadt ein freudiges, buntes Gewühl; dicht mit Menschen besetzt war der Kirchhof von der St. Gertraudskapelle, welche nicht weit von dem Thore, erst vor kurzer Zeit errichtet war, wozu ein frommer Bürger seinen Garten hergegeben, da einer alten Sage zufolge dort früher ein heidnischer Götzentempel gestanden hatte, und schauerliche Sagen von Geistern heidnischer Priester und der, den Götzen zum Opfer geschlachteten Menschen, im Munde des Volkes umliefen; hinter der Mauer dieses Kirchhofes standen ehrsame Bürger mit ihren Frauen und Töchtern, um vor dem außen wogenden Gedränge der geringern Einwohnerklasse Berlin's geschützt zu sein, auf den Bäumen aber, die den Weg begrenzten, saß die liebe berliner Jugend, des prächtigen Schauspieles harrend, welches sich ihren neugierigen Blicken darbieten sollte, und schaukelte sich auf den Aesten, daß die falben Blätter in der Luft umherflogen. Endlich verkündete ein allgemeines Gemurmel, daß der Zug sich nahe, und mit entblößten Häuptern in tiefem Schweigen standen die Versammelten.

Vorauf, auf mächtigem Streitrosse, in hellglänzender Stahlrüstung, und des goldverzierten Helmes Visier zurückgeschlagen, kam der Kurfürst selbst; ihm zur Rechten ritt der Bischof von Lebus, zur Linken der Bischof von Brandenburg. Hinter ihm kamen unmittelbar der Herr Hans von Bieberstein, der während Friedrich's Abwesenheit die Regierung des Landes geleitet hatte, und der Edle Herr Hans von Torgau; sie waren Beide mit vielen anderen märkischen Edelleuten dem Kurfürsten entgegengeritten, und Diese, untermischt mit den vielen fränkischen Edlen, die zu dem Gefolge des Kurfürsten gehörten, schlossen sich mit ihren Knappen und Knechten jenen beiden Rittern an.

Nachdem nun der Zug das Teltower-Thor erreicht hatte, ging es bei dem St. Petrikirchhofe vorüber, über den köllnischen Markt, den Mühlendamm und den alten Markt in Berlin, die Stralauerstraße entlang bis man die Klosterstraße, damals noch Brüderstraße genannt, erreicht hatte. Dort, im hohen Hause, waren sämmtliche Stände der Mark versammelt, um den Fürsten zu empfangen; das Haus selbst war mit Eichenlaub festlich verziert, von den Zinnen des Daches, aus allen Fenstern herab wehten die Fahnen und Banner der märki-

Digitized by Google

schen Städte, aber über dem Eingang des Pallastes rauschte im frischen Windzuge das schwarze und weiße Panier der Hohenzollern. Mehrere Chöre Pfeifer, Posaunen und Pauker waren auf den Balkonen aufgestellt, und das Schmettern ihrer Instrumente begrüßte den nahenden Zug.

Als Kurfürst Friedrich das hohe Haus erreicht hatte, stieg er vom Pferde und begab sich, von seinen Begleitern gefolgt, in den Audienzsaal, wo ihn die Stände erwarteten, und wo der Propst von Berlin, Johannes von Waldow, in seinem Amte, als Landschreiber der Mark den Fürsten in einer zierlichen, lateinischen Rede begrüßte, welche Dieser kurz, aber freundlich erwiderte und dann hinaus auf den Balkon trat, um sich dem versammelten Volke zu zeigen; dann zog er sich in seine Gemächer zurück, um sich von den Beschwerden der langwierigen Reise zu erholen, und auch die Stände verließen das Schloß, um an folgenden Sonntag dem Kurfürsten und seinen Erben die gebührende Huldigung zu leisten; am Montage darauf empfingen die Fürsten von Wenden die Belehnung ihrer Besitzungen von ihrem neuen Lehnsherren, und am Dienstag huldigten Berlin und Kölln, und erhielten zugleich die Bestätigungen ihrer sämmtlichen Privilegien und Freiheiten; dann begab sich der Kurfürst nach den übrigen Städten der Mark.

Unter der gleich kräftigen, als einsichtsvollen Regierung eines Mannes, wie Friedrich I., fing das Land bald genug an, sich von der ehemaligen Noth wieder zu erholen; auch Berlin und Kölln empfanden wohlthätig die Folgen jener Ordnung, welche des Kurfürsten Erscheinen im Lande hervorgerufen hatte, um so mehr, als Friedrich für beide Städte eine besondere Vorliebe gefaßt hatte und sich während seiner Anwesenheit in der Mark meistentheils nur in Berlin aufhielt; daher schenkte er auch, nachdem er das blutige Treffen bei Angermünde gegen die Pommern gewonnen hatte, der Liebfrauen- (Mariens-) Kirche zu Berlin zwei den Feinden abgenommene Banner, welche noch lange nachher in jener Kirche aufgehängt, von der Tapferkeit des Fürsten Zeugniß ablegten, und um so lieber mochte er noch die beiden Städte gewinnen, als seine geliebte Gattin, Elisabeth, dort im Jahre 1420 eine Tochter gebar, die in der Klosterkirche zu Berlin von dem Bischofe von Lebus, demselben Johann von Waldow, der früher Propst von Berlin gewesen war, mit großem Gepränge getauft wurde; die Prinzessin erhielt den Namen Dorothea, und heirathete nachmals den Herzog Heinrich von Mecklenburg.

Bis zu dem Tode Friedrich I. (1440) erfreuten sich nun Berlin und Kölln einer fortdauernden Ruhe, doch hatte der immer mehr zunehmende Wohlstand beider Städte Zwist und Uneinigkeit unter ihnen hervorgeführt; denn als sie sich noch in die Nothwendigkeit versetzt sahen, einander gegenseitigen Beistand gegen die gemeinschaftlichen Feinde zu leisten, konnte weit weniger von Eifersucht und Hader die Rede sein, als jetzt, da man sich von der drohenden Gefahr befreit sah.

Nun hatten schon im Jahre 1432 die Bürger beider Städte eine Uebereinkunft abgeschlossen, der zufolge die Bürgermeister, Rathsmänner und Schöppen, wenn sie nach einjähriger Verwaltung ihres Amtes dasselbe niederlegten, sich ihre Nachfolger selbst erwählten, wodurch, wie leicht zu ersehen, der Rath der beiden Städte allmälig eine ganz unabhängige Stellung zu der Bürgerschaft erlangte, da dieselbe auf solche Weise gänzlich von der Wahl ausgeschlossen war. So sah natürlich der gemeine Bürgersmann mit Eifersucht und Argwohn auf die wachsende Macht der einzelnen vornehmen und reichen Geschlechter, die sich bald genug in den ausschließlichen Besitz sämmtlicher Stadtämter gesetzt hatten und fast ganz allein die Leitung aller städtischen Angelegenheiten besorgten. In Folge dessen hatten schon in dem Todesjahre des Kurfürsten Friedrich I., zwei verwegene Männer, Andreas Strobant, und ein gewisser Köpenick, eine Meuterei erregt. Sie sollen noch mehrere Bürger in ihren Plan gezogen, und sich mit ihnen in der Klosterkirche, an geweihter Stätte, verschworen haben; „Alles was sie thun würden, zu thun wider den Rath;“ aber dies Vorhaben ward entdeckt, und die Anstifter der Verschwörung zur Strafe gezogen. Doch weit entfernt, durch solches Verfahren, beruhigt zu werden, fanden sich die Bürger vielmehr nur zu neuen Besorgnissen veranlaßt, und um wenigstens keinen ungesetz-

Digitized by Google

lichen Weg zur Erreichung ihres Zweckes zu wählen, reichten die vier Hauptgewerke beider Städte eine Klage gegen ihren Rath bei dem Nachfolger des verstorbenen Kurfürsten, bei Friedrich II., ein, und baten hauptsächlich darum, daß die Vereinigung der beiden Städte aufhören möge, daß jede Stadt ihr besonderes Rathhaus und ihren eigenen Rath erhalte und daß die Mitglieder dieses Letzteren alljährlich aus den Gilden der Bürger, und zwar durch Stimmenmehrheit erwählt werden möchten. Kurfürst Friedrich II., der zu jener Zeit im Streite mit Mecklenburg war, hätte vielleicht noch angestanden, seine bestimmte Entscheidung auszusprechen, wenn nicht die Unzufriedenheit der Bürger, denen es der Rath nicht verzeihen konnte, daß dieselben sich über ihn beschwert hatten, in offenen Aufruhr ausgebrochen wäre. Die Rathherren ließen nun ihrerseits den Kurfürsten um Hülfe bitten, und ehe die Bürger etwas ahneten, erschien Friedrich plötzlich mit sechshundert Reitern vor dem Spandauer-Thore, welches, wie erzählt wird, auf eines Bürgermeisters Veranlassung offen geblieben war, drang in die Stadt, und die Bürgermeister, Rathleute und Schöffen legten mit den Schlüsseln der Stadt zugleich ihr Amt in die Hände des Landesherrn nieder, wahrscheinlich in der Hoffnung, Friedrich werde für sie Parthei nehmen; aber der Kurfürst hatte anders beschlossen.

Zuvörderst traf er wirklich die Anordnung, daß nunmehr der Rath beider Städte getrennt werden, und Berlin zwei Bürgermeister und zehn Rathmänner, Cölln nur einen Bürgermeister und fünf Rathmänner, besitzen solle, aber war auch hierdurch der Wunsch der mißvergnügten Bürgerschaft befriedigt, so war es derselben gewiß eben so unangenehm als unerwartet, als Friedrich dieser Bestimmung die Verordnung hinzufügte, daß die ausscheidenden Bürgermeister und Rathmänner ihre Nachfolger zwar selbst wählen könnten, zu dieser Wahl aber die Bestätigung des Landesfürsten, oder dessen Stellvertreters, einzuholen sei, und Diesem es alsdann überlassen bleibe, ob er zu der geschehenen Wahl seine Einwilligung geben wolle oder nicht; die ersten Bürgermeister, die so des Kurfürsten Machtgebot einsetzte, waren in Berlin, die Herren Hans von Rathenow und Augustin Völker, in Cölln, der Herr Jakob Tydicke. Außerdem behielt sich der Kurfürst die Schlüssel aller Stadtthore, folglich auch das Oeffnungsrecht, welches man seinem Vater verweigert hatte, für ewige Zeiten vor, erklärte alle Bündnisse, welche Berlin und Cölln in früherer Zeit mit andern Städten, sowohl des In- als des Auslandes, errichtet hatten, für ungültig und fügte das Verbot hinzu, in Zukunft nimmer wieder dergleichen ohne die Einwilligung und Bestätigung des Landesherren, abzuschließen; ebenso gab der Kurfürst die Verordnung, daß der Magistrat, ohne seine Zustimmung, keine Auflage, oder Steuer in der Stadt einführen solle.

Bei diesem harten und den guten Berlinern natürlich ziemlich unerwarteten Bescheide, mußte es nun schon einmal bleiben, und die stolzen Städter machten auf ihre eigenen Kosten die teurige Erfahrung, daß es jeder Zeit für zwei streitende Partheien bedeutend ersprießlicher ist, sich untereinander zu einigen, als einen Dritten zur Hülfe zu rufen, der alsdann nicht anstehen wird, sich für seine Mühe das Beste von den streitigen Gegenständen herauszusuchen.

Anstatt aber diesen Anordnungen des Kurfürsten Gehorsam zu leisten, wendete sich der Unwille der Bürgerschaft sowohl, als der des Magistrat's gegen den Landesherren, dessen kurz angebundenes Verfahren allerdings beiden Partheien in gleichem Maaße nachtheilig gewesen war. Immer lauter wurden daher die Klagen über das Geschehene, und endlich brach offene Empörung aus, die der Kurfürst mit schneller Entschlossenheit dämpfte, und beiden Städten, als Strafe ihrer Widersetzlichkeit, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit, das Niederlagsrecht und den Thorzoll nahm; außerdem mußte Cölln dem Landesherren einen bedeutenden Platz in der Nähe des Dominikanerklosters zugestehen, damit Friedrich dort ein festes Schloß zur künftigen Residenz erbauen könne. Einige Schriftsteller behaupten zwar, daß der Kurfürst nur deshalb auf Grund und Boden der Stadt Cölln den Schloßbau begann, weil er dieser Stadt dadurch eine Gunst beweisen gewollt habe, aber sehr unwahrscheinlich möchte es unter jeden Umständen

Digitized by Google

bleiben, ob die Kölner unter den damals obwaltenden Verhältnissen wirklich einen solchen Vorzug für eine Gunst gehalten haben werden; doch sei dem, wie ihm wolle, so viel steht wenigstens fest, daß Friedrich in jeder Beziehung, sich den günstigsten Platz zum Aufbau seiner Hofburg, ausgewählt hatte, denn grade in der Mitte beider Städte gelegen, brachte das Schloß auch theilweis den Fluß selbst in den unmittelbaren Besitz des Kurfürsten, so daß es Diesem, wenn erst der Bau vollendet, und die Burg aufgebaut war, nicht schwer fallen konnte, jede unruhige Bewegung der Bürgerschaft sofort mit der gehörigen Energie zu entdecken. Daß aber die Kölner des Kurfürsten Verfahren für keine besondere Gunst ansahen, beweis't hinlänglich, daß sie, als im Jahre 1443 der Bau begonnen, und auf des Fürsten Befehl ein Theil ihrer Stadtmauer eingerissen wurde, sie quer durch die Arbeiten der Bauleute einen Blockzaun zogen, um die Mauer wieder zu ergänzen.

Der Kurfürst duldete für den Augenblick schweigend diese Widersetzlichkeit, aber mit dem begonnenen Werke ward rüstig fortgeschritten, und schon am 1. Juliius des Jahres 1443 der Grundstein zu jenem Gebäude gelegt, von welchem herab vier Jahrhunderte hindurch der Hohenzollern uraltes Herrschergeschlecht, segenbringend für seine Unterthanen wirkte; aber fester noch als der Grundpfeiler des alten Königsschlosses, fester noch steht der Herrscherthron gegründet auf der Unterthanen Liebe.

Von dieser Liebe war jedoch zur Zeit des Kurfürsten Friedrich II. in den Städten Berlin und Kölln gar wenig die Rede; da gab es keine Bierschänke, kein Weinhaus in Berlin, wo sich das Gespräch nicht um die gewaltsamen Eingriffe des Kurfürsten in die städtischen Rechte gedreht hätte, und in allen Kneipen ward, wie sich eine alte Chronik ausdrückt, der Fürst von den Bürgern trefflich durchgezogen und besprochen; die Gemüther erhitzten sich immmer mehr und mehr, und endlich schritt man zur offenen Widersetzlichkeit. — Eigenmächtig verbanden sich die getrennten Stadtgemeinden wieder zu einer Einzigen; dem kurfürstlichen Schlosse grade gegenüber, wurde an der Spree der Bau eines neuen Rathhauses, welches beiden Städten gemeinschaftlich dienen sollte, begonnen, und mit der Münze nahmen die Bürger ebenfalls Veränderungen vor, ohne den Landesherren davon in Kenntniß zu setzen.

Immer noch ließ Friedrich II. diesen Trotz unbeachtet, klüglich wollte er erst den Bau des Schlosses vollendet sehen, bevor er die Ungehorsamen zur Rechenschaft zu ziehen gedachte, aber die Widersetzlichkeiten der Berliner wurden auch immer größer und strafbarer. Nicht ohne Grund dürfte man indessen wohl die Behauptung aufstellen, daß Berlin und Kölln nicht aus eigenem Antriebe so keck gegen ihren Landesherren aufgetreten sein würden, hätten sie nicht jedenfalls auf fernere Unterstützung zu rechnen gehabt, und wahrscheinlich sicherte ihnen ein geheimes Bündniß Schutz von Seiten des mächtigen Hansabundes zu. So maßten sich auch beide Städte wieder das Oeffnungsrecht an, indem sie dem Propste von Brandenburg, dem Markgrafen Johann, Bruder des Kurfürsten, den Eintritt und Aufenthalt in der Stadt versagten und den Herren Balzer Boytin, einen vertrauten Rath des Kurfürsten, welcher vergeblich die Widerspenstigen zum Gehorsam zu bewegen versuchte, aus den Ringmauern und aus dem Weichbilde verwiesen, und als Derselbe, mit einem offenen Geleitsbriefe des Kurfürsten versehen, zurückkehrte, sah er sogar sein Leben von dem wüthenden Pöbel bedroht und mußte sich schleunigst fortmachen.

Indessen war der Bau des Schlosses seiner Vollendung nahe, Friedrich sah seinen Zweck erreicht und gebot nunmehr seinem Hofrichter zu Berlin, einem Herren von Hake, mit Ernst und Strenge durchzugreifen, und die Rädelsführer und Unruhestifter ohne weitere Umstände zu verhaften; aber die Kühnheit der Bürger war schon zu welt angewachsen, als daß die Ausführung eines solchen Befehls nicht den glimmenden Funken des Aufruhrs zur offenen Flamme angefacht haben sollte. (1448).

Als die fürstlichen Trabanten die von Hake bezeichneten Personen wirklich in Haft bringen wollten, rotteten sich die Bürger in großen Massen zusammen, die Verhafteten wurden befreit, und stellten sich als An-

Digitized by Google

führer an die Spitze der tobenden Haufen; da ward alsbald das kurfürſtliche Archiv erbrochen, die darin enthaltenen Papiere und Urkunden zerſtreut; im tollen Muthwillen zogen die Bürger die Schleuſen auf, ſo daß ein großer Theil der Straßen unter Waſſer geſetzt wurde, und als der Herr von Hake die Schleuſen zu ſchützen befahl, ward er ſelbſt in den Kerker geworfen, und die Wuth des Volkes wendete ſich ſogar zerſtörend gegen das neugebaute Schloß; auch die kurfürſtlichen Trabanten auf den Thorwachen mußten ebenfalls das Weite ſuchen.

Als der Kurfürſt, welcher bisher ſeine Hofhaltung von dem hohen Hauſe nach Spandau verlegt hatte, um die unangenehmen Auftritte in Berlin nicht von ſeinen eigenen Augen zu haben, Nachricht von dieſen Vorfällen erhielt, war er zwar ſehr erzürnt, wünſchte aber dennoch, wo möglich die Sache noch immer gütlich beizulegen. Demgemäß ſchickte er den Herren Peter von der Gröben in die aufrühreriſchen Städte, ließ ſie zum Gehorſam auffordern, und den Rath, ſämmtliche Zunftmeiſter und noch dreihundert andere Bürger, welche hauptſächlich an dem Aufſtande Theil genommen hatten, nach Spandau laden, um ſich dort gehörig zu verantworten. Da aber Niemand dieſem Befehle Folge leiſtete, erſchien Balzer Boytin noch einmal als Abgeſandter des Kurfürſten vor den Thoren der Stadt und kündigte im Namen ſeines Herren den beiden aufſäſſigen Städten und aller Bürgerſchaft Fehde auf den Montag nach Oſtern an, und nun erſt, als die Berliner ſahen, daß es dem Kurfürſten mit ſeinen Drohungen Ernſt ſei, als derſelbe ſchon Truppen zuſammen zog, um ſeinen Worten Nachdruck zu geben, nun erſt entſchloſſen ſie ſich zur Demüthigung und zum Gehorchen. Da rief Friedrich alsbald einen außerordentlichen Rath nach Spandau zuſammen, um über die Aufrührer Recht zu ſprechen.

Der Kurfürſt hatte Sorge getragen die Mitglieder dieſes Gerichtes aus allen Ständen des Landes zuſammenzuſetzen, damit ſich die Berliner nicht über ein ungerechtes Urtheil beſchweren möchten, und zwar wurde die Geiſtlichkeit durch den Biſchof von Brandenburg, Stephan Bodekker und den Heermeiſter des Johanniterordens, den Herren Niklas von Thierbach, der Adel aber durch den Fürſten Adolph von Anhalt und Albrecht, den Grafen von Ruppin, repräſentirt, während der bürgerliche Theil der Richter aus den Bürgermeiſtern und Rathmannen der beiden Städte Prenzlau und Brandenburg beſtand.

Der Urtheilſpruch dieſer Männer, welcher am Tage des heiligen Urban im genannten Jahre veröffentlicht wurde, lautete dahin, daß nicht nur alle jene Anordnungen des Kurfürſten, welche derſelbe vor ſechs Jahren in Bezug auf beide Städte gegeben hätte, gültig ſein, ſondern daß fortan auch alle übrigen Einkünfte beider Städte an liegenden Gütern, Dörfern, Waldungen, Wildbahnen, Fiſchereien und Mühlen in die kurfürſtliche Kaſſe fließen ſollten, ſo daß nur die ausſtehenden Geldſchulden und das unmittelbare Eigenthum der Bürgerſchaft den beiden Städten übrig blieb. — Ein ſolches Urtheil ſchien allerdings den guten Berlinern ſehr hart, beſonders da noch außerdem für die Haupträdelsführer des Tumultes auf Todesſtrafe, für die Uebrigen aber auf ewige Landesverweiſung oder bedeutende Geldbuße erkannt war; beide Städte beſchloſſen daher an ein zweites Gericht zu appelliren, welches ſich auf des Kurfürſten Befehl am 18. Juli wieder zu Spandau verſammeln ſollte. Dennoch ſahen die Berliner endlich ein, daß ſich im ganzen Lande Niemand zu ihren Gunſten erheben werde, und anſtatt die Entſcheidung des neuen Gerichtshofes abzuwarten, wandten ſie ſich lieber Gnade bittend an den Kurfürſten ſelbſt, der auch das Vertrauen der Bürger nicht unberückſichtigt ließ, indem er wenigſtens die Rädelsführer von der Todesſtrafe befreite und nur den Bürgermeiſter, Berend Ryke, der an der Spitze der ganzen Meuterei geſtanden hatte, mit ewiger Landesverweiſung und Confiscation ſeines ganzen Vermögens beſtrafte. — Berend Ryke begab ſich nach Sachſen, wurde aber dort, wie die Chronik erzählt, „von unbekannten Reitern angerennet und ſo hart verwundet, daß er daran verſtorben.“

Bei den, von dem Gerichte angeordneten Geldſtrafen hatte der Kurfürſt es jedoch bewenden laſſen, und

Digitized by Google

theils diese Geldbußen, theils die Summe, die an Gerichtskosten von beiden Städten gezahlt wurde, sollen sich auf 37,000 Gulden und 400 Schock Groschen belaufen haben; dann, nachdem diese Geschäfte beendet waren, mußten die Bürger dem Kurfürsten auf's Neue den Eid der Treue schwören.

So hatte durch der Bürger eigenes Verschulden der blühende Wohlstand beider Städte einen bedeutenden Stoß erlitten, ihr übermüthiger Trotz war gebrochen, und wie die Chronik erzählt, soll zu jener Zeit der Kurfürst den aufrechtstehenden Bären im Berliner Stadtwappen in einen Kriechenden, welcher den brandenburgischen Adler auf den Rücken trägt, verwandelt haben; doch sei diese Angabe richtig oder nicht, so gewährte es nach so harter Strafe, beiden Städten gewiß einen sehr bedeutenden Vortheil, daß der Kurfürst nunmehr seine Hofhaltung nach dem neu erbauten Schlosse zu Cölln verlegte (1451); wenigstens war dieser Umstand den Bürgern von viel größerer Wichtigkeit, als das Verrecht, „mit rothen Wachse zu siegeln," welches der Kurfürst dem Magistrate zwei Jahre darauf in Gnade und Huld zusicherte, nachdem er der Stadt alle Freiheiten und Privilegien genommen hatte, welche dieselbe fast an Macht und Wohlstand einer freien Reichsstadt gleichstellten.

Mit der nunmehrigen Stellung der Städte Berlin und Cölln als kurfürstliche Residenz und Hauptstadt der Mark tritt eine ganz neue Periode in der Geschichte beider Städte ein, und wir könnten unbedenklich diesen Abschnitt unserer Chronik schließen, wenn es nicht nothwendig wäre, zuvor noch einen Blick auf die städtischen Einrichtungen und Zustände derjenigen Zeit zu werfen, wo Berlin und Cölln noch in stolzer Unabhängigkeit dastanden.

Die Grundlage aller städtischen Einrichtungen in beiden Städten bestand in der Urkunde des Markgrafen Hermann, in welcher derselbe, im Jahre 1307, die erwähnte Vereinigung von Berlin und Cölln genehmigte: dieselbe lautete folgendermaßen:

„Wir, Hermann, Markgraf u. s. w., bekennen, daß die ehrlichen und vorsichtigen Leute, unsere Bürger in Berlin und Cölln, unsere lieben getreuen, vor uns geeinigt und vertragen worden sind: daß aus der Stadt Berlin zwei Theile der Rathmänner, und der dritte Theil der Rathmänner in der Stadt Cölln, alle Jahr gewählt werden sollen. Unsere Bürger in der Stadt Cölln wählen die zwei Theile der Rathmänner in der Stadt Berlin, und unsere Bürger in Berlin dürfen sich nicht entschuldigen, den dritten Theil der Rathmänner in Cölln alle Jahr zu wählen. Wegen der Schöffen ist aber verglichen worden, daß in beiden Städten sieben Schöffen gewählt werden sollen, nämlich vier in der Stadt Berlin und drei in Cölln; und die Bürger in Cölln sollen die vier Schöffen in Berlin und die Bürger in Berlin sollen die drei Schöffen in Cölln gegenseitig wählen, und sollen die vorgenannten Schöffen in ihren Aemtern nicht länger als drei Jahre bleiben und beibehalten werden. Auch sind sie unter einander vereinigt, nämlich was die Bürger von Berlin in ihrer Stadt an Strafgeldern erheben, damit soll man ihre Stadt bessern, dazu die Bürger in Cölln mit gutem Eifer beizutragen nicht unterlassen sollen, und was die Bürger in Cölln an Strafgeldern in ihrer Stadt erheben, damit soll man deren Stadt bessern, wobei unsere Bürger in Berlin helfen sollen, soweit sie können und vermögen. Wenn wir aber den vorbesagten Bürgern einigen Dienst auferlegen, so sollen sie denselben und den Unsern von den gemeinen Schöffen der Gemeinheit beider Städte ausrichten, und sollen das nicht unterlassen. Und es sollen die vorgenannten Bürger in Cölln von ihren Zinse die Stadt Cölln befestigen und bauen, und die Bürger in Berlin sollen gleichermaßen von ihrem Stadtzinse ihre vorbenannte Stadt befestigen und bessern."

An der Spitze des auf solche Weise gebildeten Stadtrathes standen drei Bürgermeister (magistri consulum), von denen zwei die Angelegenheiten Berlin's, der Dritte die von Cölln zu besorgen hatten; ihre Gewalt war sehr bedeutend, denn wenn auch ihre Beschlüsse ohne Zustimmung der Rathmänner und Schöffen keine Gültigkeit hatten, so stand ihnen doch ebenfalls das Recht zu, die Anordnungen des Rathes für



Digitized by Google

ungültig zu erklären, und die Versammlung desselben nach Gutdünken aufzulösen oder zusammen zu berufen. — Außer dem Bürgermeister befanden sich noch in den vereinigten Städten zwei Kämmerer, welche die Controlle über die Einnahmen und Ausgaben der beiden Orte führten.

Zu des Rathes Unterbeamten gehörten in Berlin außer dem Stadtschreiber, der die ganze Correspondenz des Rathes, die Anfertigung der Kaufbriefe und die Führung der Register von den städtischen Zinsgütern zu besorgen hatte, der Marktmeister, die Thorwächter, der Haidewärter und der Wachtseher mit seinen Knechten.

Die Pflichten des Marktmeisters, welchem drei Marktwächter zur Unterstützung in seinen Amtspflichten zugesellt waren, bestanden hauptsächlich in der Beaufsichtigung des Marktverkehrs; er mußte über die gute Beschaffenheit aller zum Verkauf ausgestellten Waaren wachen, und zugleich die Verkäufer selbst beaufsichtigen. Der Thorwächter gab es in Berlin, nach der Anzahl der Thore, drei, der Wächter des Spandauer-Thores besorgte am Abend den Verschluß des Baumes auf der Spree und hatte mit dem Oberbergschen Thorwächter zusammen die Beaufsichtigung über die Lehmgruben, während Dieser noch besonders zur Aufsicht des Hopfenmessens bestellt war. Dem Stralauer-Thorwächter lag die Besorgung des Bier- und Weinschrotens, des Kalklöschens und das Aufsetzen der Bausteine ob.

Der Haidewärter führte die Aufsicht über die zur Stadt gehörenden Hutungen und Holzungen, und besorgte zur Zeit des Jahrmarktes gemeinschaftlich mit dem Wachtseher die Beaufsichtigung der Krambuden, während der Wachtseher mit seinen Knechten, besonders zur Nachtzeit, über die Ruhe und Sicherheit der Stadt wachte. — Außer den nöthigen Knechten und Hirten der Stadt, besaß dieselbe noch einen Todtengräber und einen Scharfrichter, und die Einnahmen dieses Letzteren waren für damalige Zeit sehr beträchtlich, denn da derselbe auch für die Reinigung der Straßen und öffentlichen Plätze zu sorgen hatte, erhielt er vierteljährlich von jedem Grundeigenthümer der Stadt einen Pfennig, von jedem Hausmiether aber einen Scherf. Für eine Hinrichtung, gleichviel ob Enthaupten, Henken, Lebendigbegraben oder Verbrennen, bekam er außer den Kleidungsstücken des Verurtheilten fünf Schillinge, für das Brandmarken und Stäupen sechs Schillinge, für das Stäupen allein aber nur zehn Pfennige. — Am Theuersten aber kam es der Stadt zu stehn, wenn ein Verbrecher in einer Küpe gebraten wurde, denn der Henker setzte für solche Arbeit laut Tare zehn Schillinge auf Rechnung, und leider müssen wir eingestehen, daß diese Einkünfte für Einrichtungen zu damaliger Zeit sehr oft wiederkehrten.

In Köln finden wir dieselben Rathsunterbeamten wie in Berlin wieder; sie waren auf ähnliche Weise beschäftigt und besoldet, nur war ihre Zahl wegen der geringeren Ausdehnung der Stadt auch nicht so bedeutend.

Von den verschiedenartigen Einkünften der Städte haben wir schon vorher gesprochen, und da die Steuern, welche dieselben zu tragen hatten, nicht von großer Bedeutung waren, ihre Freiheiten und Privilegien sich aber alljährlich bedeutend vermehrten, nahm auch der Wohlstand der Bürgerschaft immer mehr und mehr zu, besonders da sich der Handel der beiden Städte, durch ein Bündniß mit der Hansa und die engern Verbindungen mit Magdeburg, Stettin, Stralsund und anderen Handelsstädten immer mehr und mehr ausbreitete. Außer den rohen Erzeugnissen des Landes stellten sich Leinen- und Wollenwaaren als die vorzüglichsten Handelsproducte heraus; Leinwand ward meistentheils aus den wendischen Dörfern in die Städte gebracht, da die Bauern ihrem Gutsherren gewöhnlich nur in diesem Producte ihre Abgaben entrichteten; zwar fabrizirten sie auch Tuche, doch nur die gröberen Sorten; feinere Gattungen wurden dagegen in den Städten, und besonders in Berlin von den niederländischen Kolonisten, die Albrecht der Bär in das Land gerufen hatte, gefertigt, und der Verordnungen des Magistrats wegen der vorschriftsmäßigen Güte des Tuches haben wir schon vorher gedacht. Andere Handelsartikel waren Wein, Bier und auch Hopfen, Getreide durfte jedoch nur in sehr fruchtbaren Jahren ausgeführt werden, aber desto besser

Digitized by Google

machten sich Holz, Pech, Theer, roher und verarbeiteter Hanf und andere, zum Schiffbau gehörende Artikel bezahlt, die über Magdeburg nach Hamburg gingen; ebenso wurden Heringe, geräuchertes Fleisch, Butter, Wachs, Honig und andere Naturalien versendet, theils zu Lande theils zu Wasser, und schon damals machten die Schiffer in Berlin und Cölln eine Gilde aus.

Daß es bei diesem großen Handelsverkehr eine sehr angelegentliche Sorge des Magistrates war, richtiges und gleiches Maaß und Gewicht festzustellen, ist wohl natürlich, und ein jeder Bürger mußte bei der Erlangung des Bürgerrechtes den Schwur leisten, jederzeit richtiges Maaß und Gewicht zu beobachten; auch bestimmte eine Verordnung des Magistrates, daß ein solcher Betrüger geschärfte Strafe erleiden solle, und nach dem Schöffenrechte ward derjenige, welcher sich wissentlich eines falschen Maaßes bediente, aufgehenkt. Daß die Beschaffenheit der, zum Verkauf ausgestellten Waaren öfters einer Untersuchung unterworfen wurde, haben wir schon vorher bemerkt. Außerdem war der Verkauf außerhalb der bestimmten Marktplätze streng untersagt; die Juden durften den Viehhändlern oder den Bauern nicht vor die Stadt entgegengehen, um ihnen ihre Waaren vorweg abzukaufen; dies durfte nur auf öffentlichem Marktplatze geschehen. — Andere Polizeigesetze, über deren strenge Beobachtung der Magistrat wachte, bestanden darin, daß ein jeder Bürger sowohl bei schon entstandener Feuersgefahr oder auch nur bei heißem, trockenem Sommerwetter Kübel mit Wasser gefüllt vor die Thür seines Hauses setzen mußte, und die Straßenbrunnen, die ebenfalls unter öffentlicher Aufsicht standen, waren einer gewissen Anzahl von Häusern zur Benutzung übergeben, so daß kein Fremder an einem, ihm nicht zugehörigen Brunnen Wasser schöpfen durfte; doch waren diejenigen, welche das Recht zu dessen Benutzung hatten, auch verpflichtet, denselben fortwährend im gehörigen Stande und rein zu erhalten. — Außerdem gab es noch eine Menge anderer Polizeigesetze, welche alle mehr oder minder das Gepräge jener guten, alten Zeit an sich tragen. Wer es sich zum Beispiel auf dem Markte erlaubte, eine Waare, die er noch nicht bezahlt hatte, anzufassen, mußte dieselbe unter jeden Umständen kaufen und setzte sich nöthigenfalls der Pfändung des Marktmeisters aus, der für seine Bemühungen zwei Pfennige Gebühren bekam; Beschimpfungen mündliche oder thätliche wurden sehr verschiedenartig, ja sogar mit dem Leben gestraft, wie wir bei dem Geheimschreiber des Magdeburger Erzbischof's gesehen haben; Weiber dagegen, die sich unter einander schmähten oder prügelten, mußten gemeinschaftlich einen großen Stein durch die Straßen tragen und dabei öffentlich ihre Schimpfreden wiederholen.

Indessen war der zunehmende Wohlstand der Bürgerschaft die Ursache gewesen, daß allmälig Luxus und Schwelgerei die guten alten Sitten der Mäßigkeit und Einfachheit verdrängten und besondere Gesetze des Magistrat's dagegen nöthig wurden; auch herrschte schon unter den verschiedenen Gewerken der Brauch, Völlerei und Schwelgen durch die Gilde selbst zu bestrafen, wie z. B. bei den Webern, wo bei harter Pön verboten war, an einem Tage mehr als drei Pfennige zu verjubeln, oder gar seine Kleidungsstücke zu vertrinken und in einem unanständigen Aufzuge über die Straße zu gehen, auch mit Schauspielern oder Gauklern um Geld zu würfeln; wer einen Diebstahl oder sonst ein entehrendes Verbrechen beging, wurde aus der Gilde ausgestoßen und die Altmeister mußten sowohl über die Befolgung dieser Vorschriften genau wachen, als auch durch ihren eigenen Lebenswandel den Uebrigen ein gutes Beispiel geben. Was die Verordnungen des Magistrates zur Aufrechterhaltung der Sittlichkeit und Ordnung anbetraf, so ist und folgendes Gesetz, vom Jahre 1335 datirt, geblieben, das ein zu charakteristisches Bild jener Zeiten darbietet, als daß es nicht hier seinen Platz finden sollte; es lautet:

Wir Rathmänner, alte und neue von Berlin und von Kölln, bekennen das Offenbaren in diesem Briefe, daß wir mit einem gemeinsamen Rathe übereingekommen sind, daß wir von Jahr zu Jahr gänzlich solche Stücke und Dinge halten wollen, wie hernach in diesem Briefe geschrieben sind: Zum ersten Male wollen wir, daß keine Frau noch Jungfrau an Armspangen oder an



Digitized by Google

Geschmeide mehr tragen soll, als eine halbe Mark wiegen mag, und von feinen Perlen sollen sie nicht mehr tragen, als eine halbe Mark werth sind. Auch soll keine Frau noch Jungfrau golddurchwirkte Tücher tragen, noch goldene Reifen, und keine Jungfrau mehr tragen als einen Kranz über eine Mark werth. Ferner wollen wir, daß keine Frau noch Jungfrau Zobelpelzwerk oder Borten tragen soll auf ihren Kleidern oder Mänteln. Ferner wollen wir, daß ein jeder, er sei Frau oder Mann, seinem Eide gemäß, bei ihren Hochzeiten nicht mehr als vierzig Schüsseln auf ihren Tisch setzen sollen, und zehn Schüsseln für das Gesinde, und drei Schüsseln für die Spielleute, den Spielleuten soll man süßen Wein geben, und nicht mehr. Und fünf Gerichte soll man zur Hochzeit geben, und zwei Leute zu einer Schüssel setzen, und nicht mehr. So wollen wir auch, daß, wenn eine Jungfrau einem Manne gegeben wird, oder eine Frau sich verändert, daß man ihnen vergönnt, was ihnen gegeben wird, und das sollen sie behalten, und Niemanden wiedergeben. Ferner wenn eine Frau von einem Kinde zur Kirche geht, so soll sie von Frauen nicht mehr bitten, als zu drei Schüsseln. Ferner wollen wir, daß Niemand nach der letzten Glocke offenen Laden halten oder Bier schenken soll. Wo man dies findet, da soll man den Wirth mit den Gästen pfänden. Nach der letzten Glocke soll auch Niemand auf der Straße tanzen, er sei Frau oder Mann. Auch soll Niemand höher oder mehr kegeln oder würfeln, als auf fünf Schilling. Zum Letzten wollen wir, daß wenn Jemand außerhalb unserer Stadt eine Frau oder Jungfrau nimmt, und diese Frau oder Jungfrau ein groß Geschmeide in unsre Stadt bringt, so soll sie es einen Monat tragen, das ist vier Wochen, und nicht mehr. Und die dies Statut brechen, sollen den Rathmännern 10 Mark geben, und die für die Verbrecher Fürbitte thun, die sollen auch soviel geben.

Actum et datum Sabatho infra octavam, pace nostrarum Civitatum sub sigillis. Anno Domini MCCC trigesimo quinto.

Zur näheren Verständniß in Bezug auf die Bezeichnung „die letzten Glocken" dürfte noch hinzu zu fügen sein, daß man unter diesem Ausdrucke etwa acht Uhr des Abends verstand; der Thurmwächter hatte nämlich die Verpflichtung zum Zeichen seiner Wachsamkeit jeden Abend um acht Uhr, dann um Mitternacht, Morgens zwischen drei und vier Uhr und bei Tage, sobald das Allerheiligste in der Kirche erhoben wurde, vom Thurme zu blasen. — Hiernach richtete sich auch der Schluß der Thore, welche um acht Uhr Abends geschlossen, Morgens um vier Uhr aber wieder geöffnet wurden.

So viel von den bürgerlichen Einrichtungen des damaligen Berlin und Kölln, werfen wir nun noch einige Blicke auf die Geistlichkeit:

Berlin und Kölln standen unter der kirchlichen Aufsicht des Bischof's zu Brandenburg, und die erstere Stadt war der Sitz eines Propstes, von denen wahrscheinlich der vorerwähnte Propst, Symeon (Seite 7) der Erste gewesen sein mag; außerdem befanden sich bei jeder der schon genannten Kirchen die bestimmte Anzahl von Geistlichen, und eben so in den Hospitälern und dem Hause der Aussätzigen. In diesen Orten versahen Frauenzimmer, sogenannte Beguinen oder Beghinen, die ohne an ein Klostergelübde gebunden zu sein, ihre Zeit mit Ausübung guter Werke hinbrachten, sich einfach kleideten und von ihrer Hände Arbeit ernährten, den Dienst aber neben den Klöstern der Dominikaner- und Franziskaner-Mönche in Berlin finden wir noch eine andere, in mehrfacher Beziehung interessante Stiftung in Berlin, die zu damaliger Zeit von bedeutender Wichtigkeit war, nämlich den sogenannten Kalandsorden oder die Elendsgilde, eine Einrichtung, die in jeder Weise das Gepräge jener vergangenen Zeit trägt.

Ursprünglich bestand die Kalandsgesellschaft aus einer Verbindung von Geistlichen, die sich besonders darauf zu halten verpflichteten, daß ein jedes Mitglied ihrer Brüderschaft sowohl in der Todesstunde die Sterbesakramente, als nach dem Tode ein angemessenes Begräbniß erhalten möge und daß für dessen dahingeschiedene Seele Messen gelesen würden. Dieser Zweck der Vereinigung, sich in der Noth gegenseitige Hülfe und Beistand zu leisten, veranlaßte auch Nichtgeistliche, dem

Digitized by Google

Orden beizutreten, und in kurzer Zeit hatte derselbe theils durch Vermächtnisse, theils durch beträchtliche Schenkungen und Legate überall ein sehr bedeutendes Vermögen erworben, denn diese Brüderschaft bildete sich nicht allein in Berlin, sondern auch in anderen Städten. In Berlin und Cölln aber befanden sich die Kalandsherren ebenfalls im Besitze sehr beträchtlicher Einkünfte, die aus liegenden Gründen gezogen wurden. — Die Mitglieder des Kalandsordens theilten sich in zwei Haupt-Abtheilungen, in Weltliche und Geistliche; Erstere hießen Kalandsbrüder, Diese Kalandspriester und an der Spitze der ganzen Verbindung stand ein Dechant und zwei Kämmerer, Kalandsherren genannt, welche die Einkünfte und Ausgaben des Ordens verwalteten. Für die Zusammenkünfte der Brüderschaft war ein besonderes Haus, das Kalandshaus genannt, angekauft, wofür jedes neue Mitglied bei seiner Aufnahme eine bestimmte Summe entrichten mußte, und bei diesen Zusammenkünften hatten die Mitglieder den Zweck, entweder Seelenmessen für Verstorbene zu lesen oder sich selbst mit Beten und anderen Andachtsübungen zu beschäftigen. — Für besondere Umstände und Verhältnisse waren gewisse Statuten festgesetzt, über deren Befolgung der Dechant zu wachen hatte, und in den Statuten des Berliner Kalandsordens erfahren wir noch einmal wie nothwendig und heilsam diese Stiftung war, wenn es darin heißt, daß mehrere gottesfürchtige, fromme Männer zusammengetreten seien, um der Noth einiger armer Priester abzuhelfen, die an allen Bedürfnissen Mangel gelitten und sogar des Obdach's entbehrt hätten, daher unter freiem Himmel auf den Kirchhöfen Viele vor Hunger und Kälte umgekommen seien und nach ihren Tode nicht einmal ein christliches Begräbniß erhalten hätten. — Daß eine solche Vereinigung sowohl von weltlichen als geistlichen Fürsten soviel als möglich gefördert und unterstützt wurde, läßt sich wohl denken, und zu jener Zeit, als wegen der Ermordung des Propstes Cyriakus der Bann auf Berlin lastete, hatte der Bischof von Brandenburg es den Mitgliedern des Kalandsordens besonders gestattet, ihren öffentlichen Andachtsübungen fortzusetzen und den Sterbenden die Sakramente verabfolgen zu lassen. — Zu seinen besonderen Festtagen zählte der Orden außer den drei hohen Festen des Kirchenjahres noch den St. Michaelstag; außerdem versammelten sich die Kalandsbrüder regelmäßig an dem ersten Tage jedes Monat's und da wir Deutschen nun einmal nicht so recht von Herzen fröhlich und guter Dinge sein oder irgend eine Festlichkeit begehen können, wenn es nicht dabei gut und tüchtig zu essen und zu trinken giebt, so war es Sitte, daß diese Zusammenkünfte jedesmal durch eine fröhliche Schmauserei eröffnet wurden, bei denen jedoch strenge Mäßigkeit herrschte. Bald genug hielten jedoch die Mitglieder der Brüderschaft das Essen für den Hauptzweck ihrer Zusammenkünfte und dachten weder an Beten noch Singen, so daß der Kurfürst Joachim II. bei Einführung der Reformation auch dem Unwesen der Kalandsbrüder ein Ende machte und den Orden gänzlich aufhob; er wies die Einkünfte derselben zur Besoldung der Kirchendiener und Unterhaltung der Schulen an; der Rath aber kaufte im Jahre 1608 das Gebäude, worin bisher die Kalandsbrüder ihre Zusammenkünfte gehalten hatten, für 2.00 Thlr., dann ward dasselbe zum Gefängniß benutzt, bis es endlich niedergerissen wurde und nur noch der Name Kalandsgasse, die Benennung jener Straße, wo das Haus der Brüderschaft gestanden und etwa die Redensart: „er kalandert die ganze Woche," die man von einem Menschen zu brauchen pflegt, dessen Hauptbeschäftigung es ist, seinen Bauch zu füllen und in sonstiger Unthätigkeit sein Leben hinzubringen, das einzige Andenken ist, welches uns noch an den Orden und seine lustigen Brüder erinnert.

Wenn, wie wir in der vorher angeführten Urkunde gesehen haben, der Magistrat Berlin's genöthigt war, Verordnungen gegen den Luxus und gegen die Schwelgerei zu erlassen, so kann man schon hieraus schließen, daß nicht allein der üppige Wohlstand, welcher in beiden Städten herrschte, sondern auch wohl der Umstand hieran Schuld war, daß die guten Berliner wenig oder gar keine anderen Vergnügungen kannten, als etwa Essen und Trinken, einen prächtigen Anzug und ein wenig Tanz auf dem Rathhause, denn hiergegen allein richtete sich ja des Magistrat's Verbot, und bei einer so be-

Digitized by Google

ſchränkten Auswahl von Beluſtigungen, welche noch dazu ſämmtlich für den gröberen Sinnengenuß berechnet waren, war es nicht zu verwundern, wenn Uebermaß im Genuſſe und Völlerei eintrat. — Nichts deſtoweniger finden wir ſchon zu jener Zeit einige, wiewohl ganz unbedeutende Spuren, von einer Art geiſtlicher Komödie, welche die Stelle des heutigen Ballett's erſetzen mußte; fahrende Schüler, Bachanten genannt, zogen im Lande umher und gaben einzelne mimiſche Darſtellungen, deren Stoff jedoch nur aus der Bibel oder der chriſtlichen Legende entlehnt war. Am Pfingſtfeiertage gab man die Ausgießung des heiligen Geiſtes, der in Geſtalt einer hölzernen Taube über den Häuptern derjenigen ſchwebte, welche ſich in ſchlecht abgefaßten und wo möglich noch ſchlechter memorirten Verſen als die heiligen Apoſtel kund gaben, und die bei anderen Gelegenheiten noch etwa das Fußwaſchen am Gründonnerſtage, oder am Oſterfeſte das Umherirren der Jünger im Garten zu Gethſemane, um den Heilant zu ſuchen, darſtellten. Wenn man hierzu noch einige Jagdfeſte, welche in dem nahegelegenen Thiergarten ſtattfanden und dann und wann ein Turnier rechnet, ſo haben wir alle Luſtbarkeiten der damaligen Berliner erwähnt; aber es dürfte den Leſern vielleicht nicht unintereſſant ſein, unſere guten Vorfahren auch zu jenen Feſtlichkeiten und Schmauſereien zu begleiten, in denen ſie allein ihre Erholung fanden.

Wenn zu damaliger Zeit ein neuer Erdenbürger das Licht der Welt erblickte, ſo vergingen gewöhnlich ſechs Wochen und darüber, bevor derſelbe die heilige Taufe empfing, denn zuvor mußte die Mutter ihren Kirchgang gemacht haben, und dieſe Sitte mochte wohl ihren hauptſächlichſten Grund darin finden, daß Letztere ſodann auch an den Feſtlichkeiten der Tauffeier Antheil nehmen konnte. — War die feſtgeſetzte Zeit nun verſtrichen und befand ſich die Wöchnerin wieder wohl auf, ſo verſammelten ſich alle Freunde und Bekannte, welche zur Kindtaufe eingeladen waren, um bei dem Kirchgange gegenwärtig zu ſein. Gehörte die Wöchnerin einer reichen, angeſehenen Familie an, ſo war natürlich Alles auf's Prächtigſte dazu angeordnet. In einem feſtlichen Zuge, welchen die Spiellente mit Geigen, Zinken, Schalmeyen und Trompeten eröffneten und wobei auch der Baßgeiger nicht fehlte, zogen die Frauen in ihrem köſtlichſten Putze, in ihrer Mitte die Kirchgängerin, nach der Kirche, während die unverheiratheten Mädchen und die Männer in der Wohnung des Kindtauf-Vaters zurückblieben. War alsdann der Gottesdienſt geendet, ſo kehrten die Frauen zurück und dann begann daheim ein feſtliches Mahl, welches aus den ausgeſuchteſten Speiſen und Leckereien beſtand, denn unſere guten Voreltern hatten es in der Gaſtronomie viel weiter gebracht, als in der Aſtronomie, und nun ward gezecht und geſchmauſt, bis die ſinkende Sonne zur Ruhe mahnte und man ſich niederlegte, um für den Genuß des folgenden Tages neue Kräfte zu ſammeln, denn mit dem erſten Frühroth der erwachenden Sonne hatten die Gäſte wieder vollauf zu thun, um ſich auf's Neue zu putzen und zu ſchmücken. Sollte das Feſt drei Tage hindurch dauern, ſo folgte auf den Kirchgang das ſogenannte Mittel-Kindelbier, welches jedoch zuweilen auch in der Mitte der Zeit zwiſchen Geburt und Taufe gefeiert wurde. Dann kam am dritten Tage das eigentliche Kindelbier; die dazu beſonders eingeladenen Pathen begleiteten das Kind nach der Kirche und von dort nach Hauſe, wo die ſogenannten „Freß-Gevattern" es an gutem Willen nicht fehlen ließen, den aufgetragenen Speiſen alle Ehre anzuthun.

War nun der junge Erdenbürger zum Manne herangereift und hatte das Wort der Bibel: „es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei" ſeine Seele in der ganzen Bedeutſamkeit durchdrungen, hatte er auch ſchon unter den Töchtern des Landes umhergeſucht und ſeine Wahl getroffen, war ſeine Werbung glücklich ausgefallen und ſtellten ſich ihm dann keine weiteren Schwierigkeiten in den Weg, ſo ward, wie natürlich, zur Hochzeit geſchritten, deren Feſtlichkeiten jedoch von einer jetzigen Hochzeitfeier ziemlich verſchieden waren.

Die Sitte, ſchön lithographirte Einladungskarten an die einzuladenden Gäſte umher zu ſchicken, kannte man damals noch nicht, auch hielt man es vielleicht für ſicherer dergleichen mündlich zu beſorgen. Der ſogenannte Umbitter mußte dies Geſchäft verſehen und ging ſchon mehrere Tage vor der Hochzeit, feſtlich mit bunten

Digitized by Google

Bändern und Blumensträußen geschmückt unher, indem er mit einer bestimmten Redeformel jeden Einzelnen der zu Ladenden anredete und diese Einladung in einem Zeitraum von mehreren Tagen noch zweimal wiederholte, denn nach dem guten Ton der damaligen Zeit mußte man es wenigstens voraussetzen, daß die geladenen Gäste zu viel zu thun hätten, als sich um eine solche Kleinigkeit, wie eine derartige Einladung, zu bekümmern. War nun der festgesetzte Tag der Hochzeit herangekommen, so versammelten sich die Hochzeitsgäste und zwar der weibliche Theil derselben bei der Braut, die Männer aber bei dem Bräutigam, zugleich stellte sich auch der sogenannte Platzmeister mit seinen Gesellen ein, der die Stelle eines maitre de plaisir vertrat und die nöthige Anordnung der Festlichkeiten zu besorgen hatte. Fehlte von den zur Hochzeit geladenen Personen Niemand mehr, so begab sich der Bräutigam mit seinen Begleitern zu der Braut und überreichte ihr nach gegenseitiger Begrüßung ein Paar Schuh und ein Paar Pantoffeln, wie es die alte Sitte erheischte, und er erhielt ein Hemd von seiner Braut zum Gegengeschenk; — gehörte das hochzeitliche Paar zu einer sehr reichen Familie, so beschenkte der Bräutigam alle anwesenden Frauen mit derselben Gabe und ebenso verfah die Braut die anwesenden Männer mit Hemden, obschon man zur damaligen Zeit den eigentlichen Gebrauch derselben noch gar nicht kannte; denn anfänglich trug man dieselben nur beim Baden, späterhin erst unter den Kleidern, zog sie jedoch am Abend vor dem Schlafengehen aus und lag ganz nackt im Bette, obschon es eine allgemeine Sitte war, daß gewöhnlich drei oder vier Personen zusammen in einem Bette schliefen.

War diese Ceremonie beendet so schickten sich sämmtliche Gäste an, das Brautbad zu besuchen, denn das Baden war zu jener Zeit in der Mark besonders in Berlin sehr beliebt und man hielt es fast für unmöglich, eine anständige Hochzeit zu feiern, ohne daß das Brautpaar und sämmtliche anwesende Gäste zuvor gebadet hätten. Zu diesem Zweck bildeten sämmtliche Hochzeitsgäste einen festlichen Zug, wozu die Frauen ihre neuen Schuhe angezogen hatten, die Männer aber ihre geschenkten Hemden über die Schulter trugen; worauf ging der Stadtpfeifer mit seinen Gesellen bis man das Badhaus erreichte, welches damals in dem sogenannten Kriegel oder Krögel, einer engen Gasse am Molkenmarkt stand. In diesem befanden sich zwei große, gewölbte, von einander abgesonderte Zimmer, so daß in dem Einen das weibliche, in dem Andern das männliche Geschlecht ungestört baden konnte, während in dem oberen Stockwerk mehrere andere Gemächer waren, in denen diejenigen Personen, welche nicht sogleich in den Badezimmern Platz fanden, sich bei einem tüchtigen Frühstück so lange die Zeit vertrieben, bis die Reihe des Badens an sie kam; dann begab man sich in derselben Ordnung, wie man gekommen war, nach dem Hochzeitshause zurück, wo man wiederum durch ein tüchtiges Mahl die Vorbereitungen zur Hochzeit schloß, denn erst nach aufgehobener Tafel begannen die eigentlichen Feierlichkeiten.

Die Erste derselben bestand in dem Wechsel der Hemden; der Bräutigam kleidete sich in dem einen Gemache aus, die Braut in dem Anstoßenden, und dann ward das Hemd der Letzteren von einer älteren Frau dem Bräutigam zugereicht, während dieser das Seine auf demselben Wege zu der Braut gelangen ließ und Beide sich wieder ankleideten, um zur Trauung zu gehen. — Nun überreichte der Bräutigam seiner Braut den Brautkranz, der aus Rosmarin geflochten und mit Goldschnur und Goldblättern auf geschmackvolle Art verziert war; nachdem die Jungfrau sich mit demselben geschmückt hatte, befestigte man an ihren Gürtel ein Bund Schlüssel zum Zeichen, daß sie nunmehr das Regiment im Hause führen werde, und dann traten vier Gäste mit angezündeten Wachskerzen herzu; man reichte der Braut einen mit Wein gefüllten Becher, den sie bis zur Hälfte leerte und ihn dann dem Bräutigam gab, welcher ihn völlig austrank. Nachher beschenkte die Braut den Bräutigam sowohl, als die anwesenden Gäste mit den sogenannten Hochzeitkronen, Blumen, die mit Goldschnur und Goldblättern verziert waren, fast wie dies bei dem Brautkranze der Fall gewesen war, auch der anwesende Platzmeister und die Umbitter wurden dabei

Digitized by Google

nicht vergessen, doch waren ihre Hochzeitkronen nur mit Silberschnüren oder bunten Federn verziert.

War nun auf solche Weise Alles zum Kirchgange vorbereitet, so setzte sich der festliche Zug in Bewegung und zwar kamen zuerst sämmtliche Frauen und dann die Männer, denn die Sitte verlangte eine solche Ordnung im Zuge; auch mußten bei jeder anderen öffentlichen Prozession die Töchter den Müttern vorangehen, die Söhne aber kamen hinter den Vätern. Unter dem Jujauchzen des Volkes und von Spaßmachern aller Art begleitet, erreichte der Zug die Kirche, doch pflegte man gewöhnlich nicht den kürzesten Weg einzuschlagen, sondern mehrere Umwege zu machen, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu erregen, dann folgte die Trauung und nach Beendigung derselben kehrte man in derselben Ordnung, wie man gekommen war, in die Wohnung des Brautpaars zurück.

Dort hatte man indessen das Brautbett aufgeschlagen und eingesegnet; dies mußten Braut und Bräutigam in Gegenwart ihrer sämmtlichen Verwandte und Freunde besteigen, sich angekleidet neben einander legen, man deckte eine Decke über sie und erst durch diese Ceremonie, welche man den Bettsprung, die Beschreitung des Bettes oder die Decke beschlagen, nannte, erhielt die geschlossene Ehe ihre Gültigkeit; auch mußten alle Gäste nöthigenfall's darüber Zeugniß ablegen, denn wenn der Bräutigam in der Zwischenzeit des Bettsprung's und der Trauung starb, so hatte die nachgelassene Frau durchaus keine Ansprüche auf die Verlassenschaft ihres verstorbenen Ehegatten.

Nun begann das Hochzeitmahl, bei welchem die Anzahl der Schüsseln in der vorhin angeführten Urkunde bestimmt war; indessen saßen die Geladenen nicht an einer einzigen Tafel, wie dies bei uns Sitte ist, sondern an verschiedenen Tischen und zwar gab es bei einer solchen Hochzeit die Trompeter- oder Pfeifertische, wo die zur Hochzeit geladenen Musiker saßen; die Kindertische, wo die Kinder der versammelten Gäste; die Mägdetische, wo die weibliche Bedienung Platz genommen hatte und an den Jungferntische saßen die unverheiratheten Frauenzimmer, da es sich für Diese nicht schickte, an den übrigen Tafeln zu sitzen, wo die Männer mit den verheiratheten Frauen in bunter Reihe geordnet waren. Die Bedienung eines jeden Tisches besorgten zwei Aufwärter, und an dem Pfeifertische saßen zugleich die Possenreißer und Spaßmacher, welche zur allgemeinen Belustigung der Gesellschaft das Ihrige beitragen mußten. Dabei waren die Umbitter und die Aufwärter geschäftig zur Hand, die Teller und Gläser zu füllen und bestürmten die Gäste mit Aufforderungen, zu essen und zu trinken, denn obschon dieselben tüchtig zulangten, so erforderte es doch der gute Ton, viel zu nöthigen und sich nöthigen zu lassen.

Wenn aber die Gäste allmälig fröhlich zu werden anfingen und die Herzen und Taschen sich leichter aufthaten, so kam, wie etwa heut zu Tage der Kellner mit den Zahnstochern, der Koch mit einem aus Brodteig zubereiteten, ausgehöhlten Schaueffen, in welches die Gäste nach Belieben kleine Geschenke hineinwarfen; ihm folgte der Bratenmeister mit einer aus Leder gefertigten Atrappe, um die Freigebigkeit der Gäste gleichfalls in Anspruch zu nehmen und wenn er seinen Zweck erreicht hatte, kam der Kellermeister mit einem großen Humpen, der Bratenwender, der Schenk, die Schüsselwäscherin, Alle in der gleichen Absicht; auch die Armen wurden nicht vergessen, denn man reichte eine große Büchse am Schluß der Mahlzeit umher, um Almosen für dieselben einzusammeln. Den Beschluß der Mahlzeit machten die sogenannten Brauthühne, welche von den Gästen dem Brautpaare zum Geschenk gemacht wurden, sie bestanden aus gewöhnlichen gebratenen Hühnern, doch man glaubte, daß ein solches Essen den jungen Eheleuten in jeder Beziehung dienlich sei.

Somit wurde die Tafel aufgehoben und nun begab sich die Gesellschaft nach dem Rathhause, wo der große Saal festlich beleuchtet war, die Pfeifer und Trompeter nahmen ihren Platz ein und das Zeichen zum Beginn des Tanzes wurde gegeben. Da kannte man nun freilich keinen Contretanz, Masurek oder Cottillon, sondern es gab höchstens einen Drehtanz, Kapriolentanz, Zäumer, Tauben-, Todtentanz und andere, aber man amüsirte sich doch sehr gut dabei, und besondere Aufseher waren

Digitized by Google

außer dem Platzmeister dazu bestellt, Sorge zu tragen, daß Zucht und Ehrbarkeit nicht dabei verletzt werde. Nach Beendigung dieses Vergnügens kehrte ein Jeder der Gäste nach Belieben in seine Wohnung zurück, um am folgenden Morgen die Brautleute zu besuchen, welche ihre Gäste zwar angekleidet, aber noch im Bette liegend, empfangen mußten. Bei dieser Gelegenheit wurden nun die Geschenke ausgepackt und auf das Bett gelegt, wobei es natürlich an allerlei, ziemlich unzweideutigen Späßen nicht fehlte, bei denen jetzt eine jede Dame davon laufen würde, die man aber damals als etwas ganz Gewöhnliches betrachtete; denn man würde eine Frau ausgelacht haben, welche bei Anhörung solcher Witzeleien sich von der Gesellschaft zurück gezogen hätte. Waren die Gäste nun wieder alle beisammen, so ward die Braut in ihrer neuen Würde als Hausfrau geschmückt; ihr Haar, welches junge, unverheirathete Mädchen gewöhnlich frei in Locken um den Kopf hängend tragen, ward geflochten, man setzte ihr eine Haube auf und bedeckte ihr Gesicht mit einem Schleier, was wahrscheinlich zu der Redensart: „unter die Haube kommen" den Anlaß gegeben haben mag. Dann ward auf's Neue der Kirchgang angetreten. Auf dieselbe Weise, wie am vergangenen Tage, ordneten sich die Gäste und legten den Weg nach der Kirche zurück, wo der Geistliche eine Anrede an die Neuvermählten hielt, sie noch einmal an ihre Pflichten mahnte und den Seegen über sie sprach; war dies vorüber, so ging die Schmauserei im Hochzeithause wieder los und dauerte bis zum Abend, wo der Tanz in derselben Art, als am verwichenen Abend begann.

Auf ähnliche Weise, nur mit Ausnahme der kirchlichen Feier, unterhielt man sich am folgenden Tage, und da eine anständige Hochzeit mindestens drei Tage dauern mußte, so ging am folgenden Morgen der Jubel von Neuem los, denn die Festlichkeiten am ersten Tage wurden nicht zur eigentlichen Hochzeit hinzu gerechnet und waren nur das, was man heut zu Tage unter dem Namen des Polter-Abend versteht; doch dauerte eine Hochzeit mitunter acht Tage, auch wohl noch länger.

Chronik von Berlin.

Wenn wir nun noch einige Blicke auf die Feierlichkeiten werfen, mit denen man damals denjenigen, welchen der unerbittliche Tod aus den Armen seiner Familie gerissen hatte, die letzte Ehre erwies, so waren dieselben ungefähr Folgende: Unmittelbar nach dem Hinscheiden Eines aus ihrer Mitte wurde von den Mitgliedern der Familie vor die Thür des Todtenhauses ein sogenanntes Schierlaken herausgehängt, zum Zeichen, daß sich in dem Hause eine Leiche befinde, und am Begräbnißtage Vormittags lief eine alte Frau in allen Häusern des Kirchsprengels umher, um das Begräbniß anzuzeigen und die Freunde des Verstorbenen dazu einzuladen. Diese Frau wurde die Seelen-Mahnerschе genannt, und man gab ihr bedeutende Geschenke, um für das Seelenheil des Verstorbenen in der Kirche Messe lesen zu lassen; diejenigen Personen aber, welche man bestimmt unter dem Leichengefolge sehen wollte, wurden besonders durch Leichenbitter dazu eingeladen.

Diese versammelten sich nun in dem Trauerhause, wo die Leiche in den Feierkleidern des Verstorbenen, und war derselbe irgend ein Beamter gewesen, mit seinem Amtsornat angethan, im Sarge lag. Dieser Letztere war zu damaliger Zeit bedeutend niedriger als jetzt; er bestand gewöhnlich aus einfach glattgehobelten, schwarz angestrichenen Brettern, und um denselben herum stand eine Anzahl brennender Kerzen, auch hatte man sogenannte Klageweiber gemiethet, welche bei demselben standen und für das Geld, welches sie erhielten, ihre bittere Thränen vergießen mußten; eine Sitte, die jedoch bald nachher abgeschafft wurde, da man das Lächerliche derselben einsah.

Unter dem Geläute der Glocken setzte sich nun, nachdem der Sarg geschlossen und ein weißes Kreuz darauf gelegt war, der Trauerzug in Bewegung, welchem nicht allein Männer, sondern auch Frauen folgten; voran schritt der sogenannte Exorcist oder Teufelsbanner mit dem Weihwasser, von einem Chorknaben, der auf einer Stange ein brennendes Licht trug, begleitet, Diesem folgten andere Chorknaben und wenn der Verstorbene ein höherer Beamter gewesen war, so kamen alsdann seine Amtsgenossen und Untergebene, dann folgte der



Digitized by Google

Sarg, an deſſen Seiten ebenfalls Chorknaben mit angezündeten Kerzen einher gingen, und hinter demſelben die Verwandte und Freunde des Todten, und zwar erſt die Männer und dann die Frauen. Unter dem feierlichen Geſange der Pſalmen und des Miſerere begab ſich nun der Zug nach der Kirche; der Sarg ward in die Nähe des Altars niedergeſetzt, man ſtellte brennende Kerzen um denſelben, und der dienſthuende Geiſtliche hielt, vor das Fußende des Sarges tretend, eine Rede an die Verſammelten, in welcher er der Verdienſte des Todten gedachte, worauf die ſogenannte Todtenmeſſe gehalten wurde; dann ward der Sarg dreimal mit Weihwaſſer beſprengt und ein pater noster über denſelben geſprochen, nachher zu beiden Seiten des Sarges das Rauchfaß dreimal geſchwenkt, daß der Dampf durch die Kirche wallte, und ein beſtimmtes, lateiniſches Gebet, in welchem die Seele des Verſtorbenen in die Hände des Erlöſers befohlen und der Herr des Himmels gebeten wurde, dieſelbe gnädig zu ſich zu nehmen, machte den Beſchluß. Dann ward der Sarg aufgehoben und zur Grabſtätte hingetragen, wo er dicht neben das Grab, jedoch ſo geſtellt wurde, daß der Todte die Füße dem Altare zukehrte, ſobald er in der Kirche begraben wurde, geſchah dies im Freien, ſo wendete man den Körper mit den Füßen nach Oſten; nur Geiſtliche machten von dieſer Regel eine Ausnahme, ſie wurden, ſobald ſie in einer Kirche begraben wurden, mit den Füßen vom Altar fortgewendet. Dort angekommen, ward der Sarg noch einmal beräuchert und mit Weihwaſſer beſprengt, Geſänge und Gebete ſchloſſen die Feierlichkeit, worauf auch die Verwandte, als den letzten Liebesdienſt, den Sarg noch einmal mit Weihwaſſer beſprengten, der alsdann in die Gruft hinab gelaſſen wurde. Dann opferte man auf dem zunächſtſtehenden Altar für die Geiſtlichen, und die zu der Begräbnißfeierlichkeit beſonders Eingeladenen, begaben ſich nachher in das Haus des Verſtorbenen, wo eine Mahlzeit für ſie bereit ſtand und man durch Eſſen und Trinken, wo möglich ſeinen Kummer zu bekämpfen ſuchte.

So lebten unſere guten Vorfahren zu jener Zeit luſtig und guter Dinge, hauptſächlich nur darauf bedacht für den Körper zu ſorgen und weniger auf den geiſtigen Genuß achtend, und dieſe kleine Schilderung ihrer Sitten und Gewohnheiten gewährt uns ein treues Bild des damaligen Zeitgeiſtes. Wie ſich aber dieſe Umſtände allmälig veränderten und alle jene Einrichtungen und Gewohnheiten, entweder gänzlich aufhörten, oder eine weit höhere Stufe der Vervollkommnung erreichten, werden wir in den folgenden Abſchnitten ſehen.

Digitized by Google

# II.

## Berlin bis zur Einführung der Reformation; Tod des Kurfürsten Joachim II. (1571).

Es war wie gesagt im Jahre 1451 gewesen, als der Kurfürst Friedrich II. seine Hofhaltung von Spandau nach dem neu erbauten Schlosse zu Kölln an der Spree verlegte, und die Macht und der Wohlstand der vereinigten Städte hatten durch die erlittene Strafe, besonders aber durch die Vernichtung ihrer Handels-Privilegien einen bedeutenden Stoß erlitten. Aus einer mächtigen, weitberühmten Handelsstadt, die selbst über das Meer hinaus ihre Waaren versendete, waren Berlin und Kölln zu einer unbedeutenden Landstadt herabgesunken, die zwar an Größe und Einwohnerzahl viele andere Städte ihres Zeitalters übertraf, aber zwischen ihren weltberühmten Sandhügeln ein kümmerliches Dasein fortschleppte, welches nur zuweilen durch des fürstlichen Hoflagers Pracht einen Schimmer von Wohlstand und ein erborgtes Ansehn von Macht und Wichtigkeit erhielt, die Berlin im Vergleich zu anderen großen Städten selbst bis auf den heutigen Tag noch nicht besitzt, denn weder die Ausdehnung der Ringmauer, noch die Zahl der Einwohner vermögen es allein, die prächtige Haupt- und Residenzstadt zu einem Orte zu erheben, der, ohne von London oder Paris zu sprechen, sich mit Amsterdam, Hamburg und anderen Städten, die in Beziehung auf ihre Einwohnerzahl bedeutend geringer sind, auf eine gleiche Stufe der Wichtigkeit stellen könnte, und wenn auch Fabriken und Manufakturen, wenn auch die bedeutende Waarenconsumtion der Stadt selbst den dreimalhunderttausend Einwohnern Berlin's hinlänglichen Broderwerb gewähren, so war der Handelsverkehr dennoch bisher nur sehr beschränkter Art und erst jetzt, nach vier Jahrhunderten, dürfte durch den lebhafteren Verkehr, den die in Berlin zusammentreffenden Eisenbahnen hervorrufen werden, ein günstigeres Resultat für Berlin's Macht und Wohlstand zu hoffen sein. — Doch fahren wir in unserer Erzählung fort:



Digitized by Google

Nachdem also Berlin und Kölln sich dem Kurfürsten unterworfen hatten, wurden ihnen die Mühlen-, Zoll- und die Niederlagsgerechtigkeiten, die Einkünfte des Gerichtes, der Rathenzins und der Zins von 14 Stadthufen bei Kölln und 25 Hufen bei'm Dorfe Wiesenthal genommen, und um daher die wenigen Einkünfte, welche den Städten noch geblieben waren zu vergrößern, kaufte der Rath beider Städte den Fischzoll im Jahre 1453 von dem Kurfürsten gegen eine jährliche Abgabe von 8 Schock böhmischer Groschen zurück, und erstand außerdem von dem Nonnenkloster zu Spandau den sogenannten Plötzeufse in der Spandauer- oder Jungfernhaide. Dagegen wurden aber auch zur Tilgung der landesherrlichen Schulden der sogenannte Vorschoß, und der Pfundschoß eingeführt; Ersterer bestand in einer Abgabe derer, die irzend ein bürgerliches Gewerbe trieben; der Zweite wurde von allen Grundstücken, von ausstehenden Geldern und allem sonstigen beweglichem oder unbeweglichem Vermögen je nach der Höhe des Werthes gezahlt. — Was die Leistung der Kriegsdienste anbetraf, so hatte schon Kurfürst Friedrich I. im Kriege gegen die Pommern und den aufsässigen Adel von Berlin und Kölln Heerfolge verlangt, und die geforderte Mannschaft auch gern erhalten, da es beiden Städten sehr darum zu thun sein mußte, sich selbst von so gefährlichen Feinden befreit zu sehen; aber auch Friedrich II. forderte von den Bürgern beider Städte dasselbe Recht, und Diesen blieb nichts Anderes übrig, als sich in des Fürsten Machtgebot zu fügen; — jedes Haus mußte im Fall des Krieges einen wohlgerüsteten Mann, der Magistrat aber Rüstwagen und Heergeräth stellen.

Der Zoll und die Einkünfte der Mühlen waren dem kurfürstlichen Küchenmeister übergeben, um dafür sowohl die Küche als auch die Kellerei, den Marstall und die übrigen Ausgaben der kurfürstlichen Hofhaltung zu bestreiten, während das Fehlende noch durch die Einkünfte von den Gerichten vervollständigt wurde, welche Letztere man außerdem zu den Kosten des Schloßbau's anwendete.

Aber auch in der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten selbst war eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Ueber die Anordnungen des Kurfürsten in Bezug auf die Bürgermeister und Rathmänner haben wir schon vorher (Seite 22) gesprochen, doch dürfte noch besonders hinzuzufügen sein, daß, der kurfürstlichen Bestimmung zufolge, Niemand zum Mitgliede des Rathes erwählt werden dürfte, der mit einem Mitgliede des vorjährigen Rathes in einem verwandschaftlichem Verhältnisse stand, und erst wenn Bürgermeister und Rathmänner die landesherrliche Bestätigung erhalten und dem Fürsten den Eid der Treue geleistet hatten, durften sie ihre amtlichen Functionen verrichten, so daß dieselben in keiner Weise mehr als städtische, sondern durchweg nur als fürstliche Beamte angesehen werden konnten, wie denn auch alle Verordnungen derselben, sogar in Polizeiangelegenheiten, so gut als kurfürstliche Gesetze waren.

Bei den ehemals obwaltenden Bestimmungen über die Erlangung des Bürgerrechtes hatte es jedoch der Kurfürst bewenden lassen; nur der Bürger-Eid, den Jeder bei seiner Aufnahme in die Bürgerschaft zu schwören hatte, war verändert worden und lautete folgendermaßen:

„Ich gelobe und schwöre meinem allergnädigsten Herren und Kurfürsten ꝛc. ꝛc. getreu und gewähr zu sein, seinen Schaden zu wenden und seinen Frommen zu mehren, und in keiner Sache wider seine Gnade und Herrschaft zu sein, als Gott mir helfe und alle Heiligen. — Ich will auch dem Rathe getreu und gewähr sein; wenn mich der Rath vorfordert, bei Tage oder bei Nachte, will ich gerne zu Rathe kommen und ein gehorsamer Bürger sein, bei meiner Treue und Ehre."

Von der Aufnahme in eine Zunft waren jedoch alle diejenigen ausgeschlossen, welche nicht ihre ehrliche Abstammung aus deutschem Blute beweisen konnten; daß die Juden in jener Zeit durch das lächerliche Vorurtheil ihrer Mitmenschen die untergeordnetste Stellung einnahmen, ist schon vorher erwähnt worden und bekannt genug; aber nicht viel besser achtete man in damaliger Zeit die Abkömmlinge von den alten Landesbewohnern, den Wenden, und es war eine Schmach, die

Digitized by Google

kein Deutscher auf sich sitzen ließ, wenn man ihn mit dem Schimpfnamen „Wende" belegte.

Die Stellung der Geistlichkeit war in dieser Periode ebenfalls dieselbe wie früher geblieben, denn Friedrich's frommer Sinn scheute sich, diesem Stande auch sein Uebergewicht als Landesherr fühlen zu lassen, während er den noch immer wilden, übermüthigen Adel durch die Stiftung des Ordens „der Schwanengesellschaft unserer lieben Frauen Kettenträger," mit einem sittlich religiösen Bande fester an sich zu knüpfen bemüht war. Die nähere Beschreibung dieses Ordens, dessen Hauptsitz in Brandenburg war, gehört nicht hierher, dagegen finden wir auch in Berlin eine ähnliche Stiftung, schon ein Jahr früher als die eben Angeführte, im Jahre 1442, erwähnt. Geistliche und weltliche fromme Männer, denen nämlich die Feier des Frohnleichnamsfestes ganz besonders am Herzen liegen mußte, waren da der Marienkirche zusammengetreten, um dies Fest auf eine würdige Art zu feiern, und die Bischöfe von Brandenburg munterten die Mitglieder ihrer Gemeinde ganz besonders auf, dieser Verbindung beizutreten, die indessen niemals eine größere Bedeutung erlangte. Wichtiger war dagegen die beinahe zur gleichen Zeit erfolgende Stiftung der Liebfrauenbrüderschaft in der Marienkirche, und außerdem stiftete der Kurfürst noch im Jahr 1452 die Marienbrüderschaft bei der Nikolaikirche, eine geistliche Gesellschaft, welche eigentlich ihren Ursprung der Gemalin des Burggrafen Johann, eines Verwandten des Kurfürsten Friedrich II., zu danken, und ihren ersten Sitz zu Wengersreuth in Kulmbach hatte. — Kurfürst Friedrich II., welcher wohl einsah, daß durch die Religion am Leichtesten jener rohe, ungebändigte Sinn der Märker, der sich noch immer bei mancher Gelegenheit Luft machte, zu mildern sei, suchte besonders diese Verbrüderung in den Marken die größtmöglichste Ausdehnung zu verschaffen und stiftete zu diesem Zwecke bei der Thür der Nikolaikirche zu Berlin eine Kapelle für zwei Priester und drei Chorschüler, während er zugleich festsetzte, daß einer dieser Priester, zwei Personen aus dem Hofstaate und ebenso viele Bürger aus Berlin den Vorstand der ganzen Gesellschaft bilden sollten, doch wurden diese Vorsteher von der Gesammtheit der Brüderschaft durch Stimmenmehrheit gewählt. Jedes einzelne Mitglied der Marienbrüderschaft hatte einen jährlichen Geldbeitrag zu entrichten, und wenn derselbe nicht richtig bezahlt wurde, sah man das betreffende Mitglied als aus der Gesellschaft geschieden an; Derjenige aber, welcher sich eine entehrende Handlung zu Schulden kommen ließ, wurde ohne Weiteres aus der Brüderschaft ausgestoßen. Das Ordenszeichen selbst bestand in einem zwei Loth schwerem, silbernem Bilde der Jungfrau Maria, das die Mitglieder des Ordens an allen Festtagen tragen mußten, sobald sie nicht in Strafe verfallen wollten; starb ein Mitglied der Marienbrüderschaft, so fiel dies Bildniß und das beste Feierkleid des Verblichenen dem Ordenssäckel zu.

Eine andere, gleichfalls religiöse Stiftung, für die sich der Kurfürst Albrecht, Friedrich's Nachfolger, besonders interessirte, war außerdem noch die sogenannte Wolframs-Brüderschaft, die von den Bürgern Jakob Riedel und Paul Reinicke gestiftet worden war und einen ähnlichen Zweck wie die Elendsgilde hatte; der Kurfürst selbst trat im Jahre 1476 mit seiner ganzen Familie derselben bei, nachdem sowohl er, als der Bischof von Brandenburg den Statuten der Gesellschaft durch ihre Bestätigung Kraft ertheilt hatten.

Die Menge von Altären, welche theils von einzelnen Personen, theils von den Zünften und Innungen ebenfalls zu jener Zeit in verschiedenen Kirchen gestiftet wurden, genauer zu erwähnen, würde uns zu weit führen; denn wenn die Bäcker das Brot zu klein gebacken, die Schneider ein paar Ellen Tuch in die Hölle geworfen hatten, so glaubten sie dergleichen Erbsünden am Leichtesten durch die Stiftung eines neuen Altars tilgen zu können. — Wichtiger war dagegen die Gründung der Schloßkapelle zu Kölln, 1450, die nach neunzehn Jahren kurz vor Friedrich II. Tode von diesem Fürsten zu einem Domstifte erhoben wurde, dessen Beamte aus einem Propste, einem Dechanten, einem Schatzmeister und sechs Domherren bestanden.

Noch erwähnen wir die um's Jahr 1484 fallende Stiftung einer Kapelle vor Kölln, die ein Bürger des-

Digitized by Google

ser Stadt, Namens Müller, nachdem er glücklich von einer gefahrvollen Reise nach Jerusalem zurückgekehrt war, erbauen ließ; sie lag nicht allzu weit von dem Teltower Thore und war der Jungfrau Maria und den beiden Heiligen, Fabian und Sebastian geweiht. In derselben befand sich das Grab Christi aus Holz geschnitzt, und die Berliner wallfahrteten an mehreren Festtagen in großer Anzahl nach diesem Heiligthume hinaus, welches späterhin in eine Kirche umgewandelt wurde und als solche den Namen Jerusalemerkirche erhielt.

Im Jahre 1471 starb Kurfürst Friedrich II., nachdem er schon im Jahre zuvor die Regierung niedergelegt und dieselbe seinem Bruder Albrecht, mit dem Beinamen Achill übergeben hatte, dessen, obwohl edler aber kühner und hochfahrender Charakter, der sich gar Wenig um Pfaffengeschwätz kümmerte, mit dem frommen, gottesfürchtigem Gemüthe seines Vorgängers einen gar seltsamen Contrast bildete. Die Regierung dieses Fürsten ist für Berlin von keiner besonderen Wichtigkeit.

Albrecht, an den Glanz und die Pracht seines fränkischen Hoflagers gewöhnt, konnte kein Behagen an den noch immer ziemlich rauhen Sitten der Märker finden, er behandelte dieselben mit Geringschätzung und überließ die Regierung der Mark größtentheils seinem Sohne Johann; aber auch die Märker konnten keine besondere Liebe und Neigung zu ihrem neuen Landesfürsten fassen, und dies gespannte Verhältniß zwischen dem Kurfürsten und seinen Unterthanen dauerte bis zum Tode des Ersteren fort. — Unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin berief er zu Anfang des Jahres 1472 die Stände zu einem Landtage nach Kölln zusammen, und legte denselben dort einen Plan zur Tilgung der Landesschulden vor, die unter Friedrich II. Regierung bis auf 100,000 Gulden, eine für damalige Zeit freilich sehr bedeutende Summe gestiegen waren. Um sich von dieser unangenehmen, drückenden Last zu befreien, brachte der Kurfürst daher die Einführung einer neuen Steuer, die auf das Land gelegt werden sollte, in Vorschlag und zwar verlangte er, daß von jeder Tonne, die gebraut, ein Groschen und von jeder Tonne, die ausgeschenkt wurde, wieder ein Groschen gezahlt werde. Dagegen erhob sich nun lauter und allgemeiner Widerspruch, denn besonders auf das Bier mochten sich unsre trinklustigen Vorfahren keine Auflage noch Steuer gefallen lassen und nach langem Hin- und Herreden einigte man sich endlich dahin, daß die Städte die Summe von 50,000, der Adel 30,000, der Kurfürst selbst aber 20,000 Gulden und zwar in einem Zeitraum von vier Jahren zu dem obengedachten Zwecke zu zahlen versprachen, wogegen Albrecht ihnen gelobte, auch fernerhin das Land mit keiner anderen Auflage zu beschweren, die drei Fälle ausgenommen, wenn der Kurfürst mit Beistimmung der Stände einen Krieg führen, wenn er eine Niederlage erleiden werde, oder Drittens wenn Eine der Prinzessinnen auszustatten sei. — Ungeachtet dieses Versprechens, der Unzufriedenheit und des Widerspruch's der Stände führte Albrecht aber bald nachher dennoch einen Zoll mit Gewalt ein, worüber es sogar zu bedenklichen Bewewungen im Lande kam, die der Kurfürst mit den Waffen in der Hand unterdrücken mußte.

Albrecht's kurzer Aufenthalt in dem Schlosse zu Kölln an der Spree ist jedoch noch durch das Hausgesetz, welches er daselbst am 24. Februar 1473 gab, und das sehr viel zu Brandenburg's nachmaliger Größe beigetragen hat, merkwürdig, denn der Kurfürst bestimmte in demselben, „daß die brandenburgischen Marken sammt allen ihren Zubehören und Rechten seinem ältesten Sohne und dessen Erben verbleiben sollten, während er seine beiden anderen Söhne Friedrich und Siegmund zu Erben der fränkischen Herzogthümer ernannte," wozu er noch die besondere Verordnung hinzufügte: „daß es für und für, von dem einen Sohne auf den Anderen, also gehalten werden solle, daß niemals mehr denn die drei ältesten Söhne zu gleicher Zeit weltlich regierende Fürsten in diesen Landen seien."

Kurze Zeit nachdem er diese wichtige Verordnung gegeben, verließ der Kurfürst die Mark, um nach Franken zurückzukehren, während er seinem ältesten Sohne Johann die Regierung Brandenburg's überließ, der an dem einsichtsvollen Bischof von Lebus, Friedrich Sesselmann, einen tüchtigen, erfahrenen Rathgeber erhielt. —

Digitized by Google

Johann nahm seinen Wohnsitz fast ausschließlich auf dem Schlosse zu Kölln, für welches er eine große Vorliebe besaß, da er dort, an dem Hofe seines Oheims, erzogen worden war; aber während seiner Statthalterschaft erfreute sich das Land keiner besonderen Ruhe. Zu dem wieder ausbrechendem Kriege mit den Pommern mußten Berlin und Kölln 400 Mann, die Hälfte zu Roß, die Uebrigen zu Fuß aufbringen, die von Rathmännern angeführt wurden, während außerdem in Friedenszeiten beide Städte die fürstlichen Trabanten zur Bewachung des Schlosses unterhalten und zwar für jeden Mann zur Beköstigung wöchentlich einen halben rheinischen Gulden zahlen mußten. —

Am 24. August 1476 feierte der junge Fürst und Statthalter zu Berlin seine Vermälung mit Margarethe, der Tochter des Herzog Wilhelm von Sachsen, das erste Fest dieser Art, welches auf dem neuerbauten Schlosse und überhaupt in Berlin begangen wurde; doch ward dasselbe grade nicht allzu glänzend gefeiert, denn der Kurfürst Albrecht ließ es dem Sohne gar sehr an Geld fehlen, und wir finden mehrere Klagebriefe des Kronprinzen an den gestrengen Papa, worin er denselben bittet, ihn doch den nöthigen Bedarf an Teppichen, Bettgewand, Laken, Polstern, Tischtüchern und Silbergeschirr zukommen zu lassen, da er an allen diesen Dingen großen Mangel leide, obschon er sich kürzlich erst zwölf silberne Löffel habe machen lassen.

So war natürlich die Hofhaltung des jungen Fürsten nicht von der Art, um den Berlinern große Vortheile zu gewähren, und die Steuer, die wirklich um das Jahr 1488 auf das Bier gelegt wurde, mußte besonders diesen beiden Städten um so unangenehmer sein, als die Bierbrauereien fast die einzige Erwerbsquelle waren, welche den Berlinern einigermaßen vortheilhaft wurde. Dennoch gelang es dem regen Fleiße und der Betriebsamkeit der Einwohner sich allgemach wieder zu erholen; schon im Jahre 1487 kaufte der gemeinsame Rath beider Städte aus eigenen Mitteln das Gut Wolterstorf, für 150 Schock böhmischer Groschen von dem Herren Heinrich von Wagenschüb, das fünf Bauerhöfe mit 12 Hufen Acker und 3 Kossäthenhufen umfaßte; von geringerer Bedeutung waren einige Zinsen und Einkünfte, welche sich die Städte im Dorfe Blankenburg ebenfalls käuflich zu erwerben wußten.

Inzwischen war der Kurfürst Albrecht schon im Jahr 1486 gestorben, doch hatte dieser Todesfall in Bezug auf die Regierung der Mark nicht die geringste Veränderung hervorgebracht, denn der Kurprinz Johann, der bis dahin die Statthalterschaft in Brandenburg geführt hatte, übernahm nunmehr ohne den geringsten Widerspruch die selbstständige Regierung des Landes.

Auch seine Regierung verfloß, ohne daß Berlin und Kölln eine bedeutendere Veränderung in irgend einer Beziehung erlitten hätten; die Mark genoß eines tiefen Friedens und der Kurfürst war darauf bedacht, diese glückliche Zeit für sein Land nicht ungenützt verstreichen zu lassen; mannigfache Einrichtungen und Verordnungen bekunden dies Bemühen. So darf es nicht unerwähnt bleiben, daß unter seiner Regierung die erste Buchdruckerei und die erste Apotheke, oder wie man damals sagte Arzneiladen, in der Mark angelegt wurde. Erstere ward von Johann Westfael zu Stendal, Diese zu Berlin von Johann Zehender etwa um das Jahr 1488 eröffnet; die Gründung der Universität, seinen Lieblingsgedanken, konnte der Kurfürst nicht ausführen, da ihn der Tod zu früh überraschte. — Von des Fürsten sonstigen Einrichtungen dürfte noch besonders für Berlin die städtische Verordnung zu bemerken sein, daß die öffentlichen Mädchen zum Unterschiede von den ehrbaren und sittsamen Frauen und Jungfrauen, künftighin ihre Mäntel über dem Kopfe und nur ganz kurze Mäntelchen tragen sollten. — Dieser Klasse von ebenso verabscheuungswürdigen als bedauernswerthen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, die man damals zartfühlender als jetzt mit dem Namen „Frauen, so an der Unehre sitzen" bezeichnete, war in Berlin die jetzige Rosenstraße zum Aufenthalte angewiesen. Diese Straße ging damals bis an die Stadtmauer, welche die Stelle der heutigen neuen Friedrichsstraße einnahm, und hatte nach dieser Seite hin keinen anderen Ausgang als seitwärts in die Haidereutergasse, welche Bödel- auch Büttelgasse hieß, weil sich daselbst die Scharfrichterei befand. Ein solcher

Digitized by Google

Aufenthalt wurde um so mehr bedingt, als die öffentlichen Mädchen damals unter der besonderen Aufsicht des Scharfrichters standen; auch konnten dieselben vor keinem anderen Gerichte als vor dem Seinen belangt werden, und wenn der Büttel eine Reise machte, so kehrte er in fremden Städten statt in eine Herberge bei den öffentlichen Mädchen ein, welche die Verpflichtung hatten, ihn unentgeldlich zu beköstigen. —

Eine andere städtische Verordnung, welche der Kurfürst Johann noch für Berlin gab, und die gleichfalls die Aufrechthaltung der allgemeinen Sittlichkeit bezweckte, bestand in dem Befehl, daß der Magistrat streng auf die unehelich zusammen Wohnenden achten und diese Personen dazu anhalten sollte, entweder die priesterliche Einsegnung zu empfangen, oder die Stadt zu verlassen. — So wurden auch die Bettler, welche entweder nicht zur Stadt gehörten, oder nur aus Arbeitsscheu und Faulheit sich auf die Bettelei legten aus der Stadt verwiesen; alte, kranke und gebrechliche Personen erhielten vom Magistrat ein Abzeichen und die Erlaubniß, die Mildthätigkeit ihrer Mitbürger in Anspruch zu nehmen.

Kurfürst Johann, der erste Landesherr aus dem Hause der Hohenzollern, der seine Thätigkeit unausgesetzt den Brandenburgern gewidmet hatte, war auch unter jenen Fürsten der Erste, welcher im Tode seine Ruhestätte in der märkischen Erde fand; seine entseelte Hülle ward in der Klosterkirche zu Lehnin beigesetzt (1499), späterhin aber auf Befehl seines Enkels Joachim II. nach dem Dom zu Kölln an der Spree gebracht und noch heut erblickt man dort in der Nähe des Altars des Kurfürsten Denkmal, ein lebensgroßes, aus Erz gegossenes Bild, von Peter Vischer, dem weit berühmten Rothgießer zu Nürnberg gefertigt.

Kurfürst Joachim I., der älteste Sohn und Nachfolger Johann's hatte erst das fünfzehnte Jahr erreicht, als des Vaters Tod ihn zur Regierung berief, aber seine ungewöhnlichen Geisteskräfte hatten den Knaben schon früh zum Manne gereift, der mit Umsicht das Scepter ergriff. Leider war jedoch die erste Zeit seiner Regierung nicht die Glücklichste für Brandenburg; wunderbare Kreuzeszeichen von blutrother Farbe bemerkten viele Personen auf ihren Kleidern und an anderen Orten, ohne die Entstehung derselben erklären zu können, und allgemein verbreitete sich der Glaube, daß solches Wunder die Verkündigung eines nahen, drohenden Unheils sei. Wirklich blieb dasselbe auch nicht lange aus. Fürchterlicher, als je erhört worden war, wüthete im Jahre 1502 die Pest in der Mark und besonders in Berlin, und in ihrem düstern Aberglauben thaten diejenigen, welche jenes wundersame Zeichen an sich und ihren Kleidern bemerkt hatten, nichts dafür, um das drohende Unheil abzuwenden; die guten Berliner schienen es ganz und gar vergessen zu haben, daß ihres vorigen Fürsten Güte und Menschenfreundlichkeit ihnen eine Apotheke gegeben hatte; sie nahmen wie in alten Zeiten zu Reliquien und Heiligenbildern ihre Zuflucht und hielten sich fest davon überzeugt, daß der Backzahn irgend eines geduldigen Heiligen, als Amulett um den Hals gebunden, weit kräftigere Dienste leiste, als ein gehöriges Purgans. Um nun das Unglück noch voll zu machen, brachte der Winter des Jahres 1502 auf 1503 eine strenge Kälte mit sich, welche die ältesten Leute erlebt zu haben, sich nicht erinnerten, und als endlich der langerwartete Sommer begann, wollte kein Tropfen Regen die dürstende Erde befeuchten, Flüsse und Quellen trockneten bei der glühenden Hitze aus; im August aber vernichteten wiederum anhaltende Regengüsse selbst die so spärliche Hoffnung auf die Erndte, also daß sich zu der noch immer wüthenden Pest nunmehr auch noch Hungersnoth gesellte.

Unmöglich konnte es ausbleiben, daß dieses Elend nicht den entschiedensten Einfluß auf die Stimmung des Volkes geäußert haben sollte; zur Verzweiflung getrieben nahmen die unglücklichen Bewohner der Mark wieder wie ehemals ihre Zuflucht zu Raub und Diebstahl; ganze Banden bewaffneter Räuber streiften auf den Heerstraßen umher, plünderten einzelne Gehöfte und erschlugen den wehrlosen Reisenden, auch selbst der Adel, der doch dem gemeinen Manne durch sein Beispiel hätte vorangehen müssen, suchte das alte, einträgliche Raubgewerbe wieder hervor und trieb es wo möglich noch ärger als Jene, besonders da man allgemein

Digitized by Google

darauf rechnete, daß der Kurfürst bei seiner großen Jugend dergleichen Verbrechen weniger streng rügen werde; aber die Herren hatten sich geirrt und ohne Gnade ließ der Fürst an allen denen die gebührende Strafe vollstrecken, welche des Raubes angeklagt und überführt worden waren.

So begab es sich einst, daß ein Berliner Kaufmann, der von einer Reise mit seinem erlösten Gelde zurückkehrte, unfern der Stadt in der Spandauer-Haide von mehreren Reitern überfallen und ausgeplündert wurde; die Räuber knebelten den Unglücklichen, banden ihn mit Stricken an Händen und Füßen und warfen ihn in einen Sumpf, damit er dort umkommen möge. Nichts destoweniger gelang es aber dem Beraubten sich seiner Bande zu entledigen und sich glücklich aus dem Sumpf herauszuarbeiten. So kam er in Berlin an und eilte auf das Schloß, um von dem Kurfürsten Hülfe und Gerechtigkeit zu erflehen; er ward vorgelassen, und als der Eintretende mit flüchtigem Blick das umstehende Hofgesinde musterte, erkannte er unter denselben sogleich einen der Räuber wieder, die ihn am verwichenen Tage überfallen hatten. Der Schuldige verrieth durch seine Bestürzung seine ehrlose That; die Geschichte nennt ihn einen Herren von Lindenberg, und obschon der Bösewicht früher bei dem jungen Kurfürsten in besonderer Gunst gestanden hatte, sogar der erklärte Liebling desselben gewesen war, so ließ doch der Fürst der Gerechtigkeit freien Lauf und der Schuldige erlitt auf dem neuen Markte durch Henkershand die verdient Todesstrafe.

Ein großer Theil des Adels hatte sich für den Uebelthäter bittend bei dem Kurfürsten verwendet, doch da Joachim gegen dessen Vorstellungen todt blieb, beschlossen die Spießgesellen des Hingerichteten, Rache an dem jungen Fürsten zu nehmen, welcher zu ihrem Nachtheile das Recht mit so unerbittlicher Strenge handhabte. Es bildete sich eine förmliche Verschwörung gegen den Kurfürsten, an deren Spitze ein gewisser Herr von Otterstedt stand, welcher seine Frechheit sogar so weit trieb, daß er an die Wand des kurfürstlichen Schlafgemaches die Drohworte schrieb: „Jochimke, Jochimke, hüde dy! Fangen wy dy, so hangen wy dy!" Nicht destoweniger ließ sich Joachim hierdurch nicht von seinem Vorsatze abbringen, den Straßenräubereien ein Ende zu machen; aber da die Verschworenen sahen, daß ihre Drohung unbeachtet geblieben sei, beschlossen sie die Ausführung ihres blutigen Vorhabens. Eine Gelegenheit dazu war bald gefunden: Der junge Fürst pflegte gewöhnlich nur von wenig zahlreichem Gefolge begleitet, sich in der Köpnickerhaide mit der Jagd zu vergnügen, und hierauf baute Otterstedt seinen Plan. Von einer bedeutenden Zahl seiner Mitverschworenen begleitet, lauerte er eines Tages dem Kurfürsten in der genannten Haide auf; aber sein glücklicher Stern rettete den jungen Monarchen. Ein Landmann, welcher durch das dichte Gehölz seine Straße zog, bemerkte die verkappten Reiter und begegnete nicht lange darauf dem Kurfürsten selbst, der nichts von der nahen Gefahr ahnete; da stieg in dem ehrlichen Bauer der Verdacht auf, daß Jene wohl gar auf den Kurfürsten lauern möchten, und er unterließ es nicht, denselben von seiner Entdeckung in Kenntniß zu setzen. Da kehrte Joachim schleunig sein Roß um, kam nach Berlin und gebot dort einer bedeutenden Schaar von Reisigen, aufzusitzen, um den Hochverräther zu greifen. Otterstedt, der noch immer, seines blutigen Planes voll, in der Haide lauerte, ward ergriffen und nach Berlin gebracht, und, nachdem er sein Verbrechen eingestanden, gerädert, der entseelte Körper aber geviertheilt und des Verbrechers abgehauener Kopf zum Warnungszeichen auf das Köpnickerthor gesteckt. (1503)

Während der Kurfürst durch ein so energisches Verfahren allmälig wieder Ruhe und Sicherheit im Lande herstellte und außerdem die Universität zu Frankfurt a. d. O., gleichsam ein Vermächtniß seines verstorbenen Vaters, stiftete, erweckt es um so mehr unser Bedremden und unser Mitleid mit jener rohen Unwissenheit und Verblendung der damaligen Zeit, wenn wir kaum vier Jahre nach der Stiftung und Eröffnung jener Hochschule, der Ersten, die das Licht der Aufklärung in Brandenburg verbreiten sollte, den Kurfürsten Joachim seinen Unterthanen ein betrübendes Schauspiel der damaligen, von Vorurtheilen befangenen, düsteren Gerechtigkeits-



Digitized by Google

pflege geben sehen, ein Schauspiel, zu welchem leider Berlin als die Schaubühne dienen mußte.

In dem, zum ziesar'schen Kreise gehörenden Dorfe Knoblauch hatte nämlich ein Kesselflicker aus Bernau einen Kirchendiebstahl verübt, und durch Eindruck eine kupferne, übergoldete Monstranz, in welcher sich zwei consecrirte Hostien befanden, gestohlen. Unmittelbar nach der That hatte sich der Räuber vom bösen Gewissen getrieben aus seiner Vaterstadt entfernt, und dies sowohl als der Umstand, daß man einen Theil der gestohlenen Monstranz im Stadtgraben zu Bernau wieder auffand, leitete die Gerichte auf die Spur des Thäters, der nach einigen Monaten nach Bernau in der Hoffnung zurückkehrte, daß man sein Verbrechen vergessen habe. Aber unmittelbar nach seiner Ankunft ward er eingezogen und gestand auf der Folter seine That; auf die Frage, was er mit den beiden, in der Monstranz enthaltenen Hostien begonnen hätte, erklärte er, daß er die Eine davon aufgegessen, die Andere aber einem Juden in Spandau, Namens Salomon verkauft und neun märkische Groschen dafür erhalten habe.

In Folge dieser Aussage ward der genannte Salomon in Spandau verhaftet und nach Berlin gebracht, wohin inzwischen auch der Kirchenräuber transportirt worden war, und auf der Folter entpreßte man dem unglücklichen Juden die Angabe, daß er wirklich die Hostie von dem Kesselflicker für den genannten Preis empfangen hätte. Nun sollte er natürlich auch angeben, was ferner aus dem heiligen Brote geworden wäre, und da man die Tortur in immer geschärfterem Grade anwendete, erzählte das beklagenswerthe Schlachtopfer damaliger Justiz, daß er die Hostie in drei Theile getheilt, das eine Stück an seinen Glaubensgenossen, Jakob, in Brandenburg, das Andere an einen Juden in Stendal geschickt, das Dritte aber selbst zurückbehalten habe. Diesen dritten Theil der Hostie habe er, so lautete das fernere Bekenntniß des Juden, in einen Teig von Waizenmehl mit hineingerührt, doch sei der Teig sofort blutig roth geworden, und nachdem er denselben dessenungeachtet in eine Form geschüttet und in einen Backofen geschoben habe, sei plötzlich in dem Ofen ein wunderbarer Glanz entstanden, in dessen Strahlen ihm ein Christuskind sichtbar geworden sei; da wäre er endlich auf den Gedanken gekommen, diesen Wunderkuchen in der Synagoge zu Spandau aufzuhängen, wo man denselben zum Wahrheitsbeweis seiner Aussage noch finden werde.

Als nun der Kuchen wirklich gefunden und der Kurfürst Joachim von der Aussage des Juden in Kenntniß gesetzt worden war, gebot er, alsbald sämmtliche Juden in der Mark zu verhaften, die Beiden aber, welche durch Salomon's Geständniß, die Mitschuldigen seines Verbrechens wären, in Ketten zu schmieden und nach Berlin zu transportiren, zugleich auch sämmtliche Rabbiner eben dahin zu schicken. Der Jude Jakob aus Brandenburg, war klug genug den Aberglauben seiner Richter zu seinem Vortheile zu benutzen; es gelang ihm unterwegs mehrere Male sich von den Eisen, welche man ihm angelegt hatte, zu befreien, doch da ihm nichts destoweniger keine Hoffnung, seine Flucht glücklich zu bewerkstelligen, blieb, machte er seine Wächter selbst darauf aufmerksam, daß er seiner Fesseln los und ledig sei, und erzählte ihnen, daß die heilige Jungfrau selbst ihm erschienen wäre und ihn von den Ketten befreit hätte, weil er ihr das Versprechen gegeben habe, sofort die heilige Taufe zu empfangen. Selbst bei seiner Ankunft in Berlin fuhr er mit der gleichen Behauptung fort und verlangte nur nach der Taufe; so daß er wenigstens eine bessere Behandlung als seine Glaubensbrüder genoß.

Von den auf diese Weise nach Berlin gebrachten Juden, deren achtunddreißig waren, folgte jedoch nur ein Einziger, Joseph, aus der Stadt Seehausen, dem Beispiele Jakob's; aller angewandten Martern ungeachtet, blieben Alle dem Glauben ihrer Väter getreu, obschon sie endlich der fürchterlichen, stets wiederholten Folterqualen müde, Alles eingestanden, was ihre blutdürstigen Richter verlangten. Nachdem dies geschehen war, schritt man zur Verurtheilung.

Es war am Freitag nach St. Margarethen, im Jahre der Gnade 1510, als sich die hochgelahrtesten, verständigsten (!!) Männer der ganzen Mark und sämmt-

Digitized by Google

liche Professoren der Rechts- und Gottesgelahrtheit, unter Vorsitz des kurfürstlichen Hofrichters Hans Grackhaw, auf dem neuen Markte bei der Marienkirche versammelten, wo drei Bühnen von Holz, stufenartig über einander gebaut waren. Auf der obersten dieser Bühnen saßen jene weisen, hochverständigen Leute, welche gekommen waren, in diesem wichtigen Rechtsfalle ihr Gutachten abzugeben; auf der Mittelsten nahm der „Hofrichter mit seinen Schöppen und Schreibern, mit den Zeugen und den anderen, zum Gericht gehörenden Personen Platz; die Unterste aber war für die Angeklagten selbst bestimmt. Langsam, in feierlichem Zuge, von kurfürstlichen Söldnern umgeben, kamen Diese, sechsunddreißig an der Zahl, denn Jakob und Joseph befanden sich nicht unter ihnen, die Spandauerstraße entlang; Paarweis schritten sie neben einander hin, gekleidet in ihre uralte Volkstracht, den langen Kaftan und spitzige weiße oder gelbe Hüte auf dem Kopfe; während des Gehens stimmten sie einen feierlichen Gesang in ihrer Volkssprache an. Nachdem die Unglücklichen so den neuen Markt erreicht und die, für sie eingerichtete Bühne bestiegen hatten, ließ der Hofrichter noch einmal durch seinen Schreiber die ganze Verhandlung und die Aussage der Juden mit lauter Stimme vorlesen, und fragte die Letzteren, ob sie gesonnen seien, bei ihrem Geständniß zu verharren. Als jeder Einzelne von ihnen mit Ja geantwortet hatte, sprachen die Richter und Schöppen nach kurzer Berathung das rechtskräftige Erkenntniß dahin aus: „Sintemalen der böse Christ, Paul Fromm sich an dem heiligen Sakrament vergriffen, dasselbe gestohlen und verkauft hat, darum so soll man ihn auf einen Wagen binden, die Gassen aufs und niederführen, mit Zangen reißen und in ein Feuer legen. Und dieweil die boshaftigen, schnöden und verstockten Juden ihre böse Mißhandlung des heiligen Sakramentes und ihren grausamen Mord an schuldlosen Christenkindern auch zu mehrmalen vor und außerhalb des Gerichts bekannt, darum so soll man sie zu Pulver verbrennen, darum, daß alle Andre ein Beispiel und Exempel an ihnen nehmen mögen, daß sie solche und dergleichen Uebelthat auch nicht begehen mögen."

Unmittelbar nachdem dieser Urtheilsspruch mit lauter Stimme vorgelesen war, rüstete sich der Henker denselben zu vollstrecken; Paul Fromm, die unselige Ursache dieses schaudererregenden Schauspiels, ward auf eine Schleife gebunden und in den Straßen umhergefahren; an jeder Straßenecke hielt man still, und der Henker riß den Unglücklichen mit glühenden Zangen, bis er wieder zu dem Richtplatze zurückgebracht war. Dort war inzwischen hinter dem Rabensteine, wie die Chronik sagt, „von dem Scharfrichter und seinen Helfern, deren aus eigener Bewegniß und unaufgefordert, viel dazu kommen waren, ein wunderlicher Bau zu ihrer Straf, dreier Mann hoch, aufgerichtet, aus hölzernen Rösten bestehend, die mit Stroh, Pech und anderem Brennmaterial belegt waren." Als nun der Henker die Verurtheilten mit Halseisen an einzelne, aus dem Scheiterhaufen hervorragende Pfähle befestigte, stimmten die Unglücklichen wieder einen lauten, feierlichen Gesang an, und ein Rabbiner las ihnen aus ihren heiligen Büchern Worte des Trostes vor; Paul Fromm aber ward, von den bedauernswerthen Schlachtopfern seiner Anklage entfernt, an einen besonderen Pfahl angekettet. — Nachdem auf solche Weise Alles auf die gehörige Weise geordnet war, zündete der Henker den Scheiterhaufen von verschiedenen Seiten an, und das Knistern und Wirbeln der Flammen erstickte die Flüche und Verwünschungen, welche die Israeliten gegen ihre Peiniger und deren Gott ausstießen.

Die beiden, zum Christenthume übergetretenen Juden, Jakob und Joseph wurden, die einzige Vergünstigung, welche sie ihre Religionsverläugnung zu verdanken hatten, am folgenden Tage mit dem Schwerdte hingerichtet; aber selbst hierdurch war die strafende Gerechtigkeit noch nicht befriedigt, und ein besonderer Befehl des Kurfürsten verbannte sämmtliche Juden aus dem Lande, nachdem sie vorher folgenden fürchterlichen Eid, nie wieder in die Mark zurückkehren, oder sich wegen der erlittenen Unbill rächen zu wollen, beschworen hatten:

„Ich," so lautete die Formel, „gelobe und schwöre eine rechte Urfehde dem Durchlauchtigsten Fürsten Joachim, seinen Erben und Nachkommen, allen Städten



Digitized by Google

und Leuten, und überhaupt allen Denen, die Rath und That gegeben, daß ich in's Gefängniß gekommen bin, mich aber doch, obwohl ich schwerere Strafe verdient hätte, aus Gnaden wieder befreit haben. Würde ich oder Eins von den Meinigen wider diesen meinen Eid handeln, so sollen mir die fünf Bücher Moses niemals zu Hülfe kommen, so müsse ich mich verunreinigen, wie der König von Babylon, so müsse Schwefel und Pech aus meinem Halse rinnen, wie einst über Sodom und Gomorra geronnen sind, so müsse mich die Erde überfallen und verschlingen, als sie that Dathan und Abiram, so müsse die Erde nimmermehr kommen zu meiner Erde, und mein Gruß nimmermehr kommen zu Anderer Gruß! Dann müsse mir nicht mehr helfen Jehova, der Gott meiner Väter; ich aussätzig werden, wie Naema, mich müsse angehen der Ausschlag, der das israelitische Volk anging, da sie fuhren durch Egyptenland; dann müsse über mich kommen das Blut, und der Fluch müsse an mir wachsen und nimmermehr abnehmen, der Fluch, den mein Geschlecht sich wünschte, da sie Jesum verurtheilten und marterten und sprachen also: sein Blut komme über uns und unsere Kinder! — Daß ich diese Urfehde fest und unverbrüchlich halten will, dazu helfe mir der Gott, der Mose erschien in dem brennenden Busche, der doch blieb unverbrannt. Ich schwöre dies bei meiner Seele, die ich auf den jüngsten Tag vor's Gerichte bringen muß vor Gott durch Abraham, Isaak und Jakob. Ich entsage auch hiermit aller päpstlichen und kaiserlichen Freiheit und Gnade, ich will ihrer nimmermehr wieder gebrauchen, sondern von Stund' an stracks aus dem Lande ziehen und niemals wieder herein kommen. Ich will auch alle Juden, die mir begegnen werden, warnen, daß sie sich dieses Landes, bei Verlust ihres Lebens und ihrer Güter, enthalten, so wahr mir helfe der Gott, der einst schuf Himmel und Erde, Thal und Berg, Laub und Gras!" —

Es wäre wohl unmöglich noch einige Worte zur Rechtfertigung dieser so verabscheuungswürdigen Handlung einer von düstren Vorurtheilen befangenen Justizverwaltung zu sagen, eine Entschuldigung dürfte allerdings in dem Aberglauben und der Unwissenheit damaliger Zeit zu finden sein; aber selbst eine solche Entschuldigung ist unzureichend, wo es sich um eine so fürchterliche That handelt, und wenn man auch durch den unmenschlichen Gebrauch der Tortur ein offenes Geständniß von hartnäckigen Uebelthätern erpressen zu können wähnte, so hätte dieselbe wohl eher bei dem eigentlichen Verbrecher, dem Kirchenräuber Paul Fromm, ihre Anwendung finden müssen, und seine Aussage wäre dann vielleicht ganz anders ausgefallen. Er hätte vielleicht nicht den armen Juden, dem er wahrscheinlich die geraubte Monstranz zum Kauf angeboten, und der sich geweigert hatte, dieselbe anzunehmen, aus schnöder Rachsucht angeklagt und wäre nicht der Mörder so vieler Unschuldigen geworden, die zu damaliger Zeit eine so verachtete Klasse der menschlichen Gesellschaft bildeten, daß selten, oder nie Recht und Gerechtigkeit für sie zu finden war. Aber der leidige Aberglaube, daß Juden ihren Spott mit den geweihten Hostien trieben, daß sie Christenkinder heimlich mordeten, um das Blut derselben zu genießen, war damals eine sehr verbreitete Meinung, und fast alle Schriftsteller jener und selbst einer späteren Zeitperiode, erzählen eine zahllose Menge von dergleichen Vorfällen. So lesen wir in den Annal. Suev., daß die Juden im Jahre 1475 zu Trient in Tyrol eines Gerbers Söhnlein, Simon genannt, so erst drittehalb Jahr alt war, am grünen Donnerstag zur Nachtzeit in einen Keller lockten, es nackt auszogen, an ein Kreuz schlugen und auf dieselbe Weise marterten, wie sie mit unserm werthen Heilande umgegangen. — Anno 1504, so erzählt uns Fineelius in seiner Wunderhistorie, schleppten die Juden zu Bosing, einem Marktflecken in Ungarn, gleichfalls ein kleines Kind, den Sohn eines Wagners, in einen Keller, schnitten ihm alle Adern auf und saugten das Blut desselben mit Federkielen aus; als man aber des Kindes Leichnam in einer Hecke versteckt fand, und die Juden, natürlich auch auf der Folter, ihr Verbrechen gestanden, wurden gegen dreißig der vermeintlichen Uebelthäter am 20. Mai des genannten Jahres, auf einem freien Platze vor der Stadt verbrannt.

Wenn wir nun aber unsern Blick von diesem gräßlichen Schauspiele, dem wir leider in unserer Chronik

Digitized by Google

Berlin's noch einmal begegnen, auf die übrigen Schicksale der Städte Berlin und Kölln unter des Kurfürsten Joachim I. Regierung wenden, so ist uns wenig Bemerkenswerthes, etwa einige städtische Verordnungen des Fürsten ausgenommen aufbehalten worden. Hierzu gehörte, daß die Gilden und Gewerke keine Zusammenkünfte halten oder Beschlüsse fassen sollten, ohne dem Rathe durch ihre Aeltesten davon Nachricht zu geben, und demselben das Resultat ihrer Berathungen zur Genehmigung vorzulegen; ferner daß kein Bürger den Anderen vor ein auswärtiges, geistliches oder weltliches Gericht fordern, sondern nur vor dem Berliner Stadtgericht sich Recht erholen solle. — Die Rathleute selbst waren angewiesen, sorgfältig zu wachen, daß nicht durch Nachlässigkeit oder auf andere Weise Feuersgefahr entstehe, und daß zugleich die Löschgeräthschaften der Bürger in tauglichem Zustande seien; zu diesem Zweck mußte jeder Eigenthümer eine Feuerleiter, einen ledernen Eimer und eine Feuerspritze bei der Hand haben, und der Magistrat Feuerhaken und Leitern auf Räderwagen bei den Kirchhöfen, Wasserkufen bei den Brunnen in Ordnung und steter Bereitschaft halten. — Die Bürger mußten sich gegenseitig bei'm Neubau sowohl, als bei Reparaturen mit Rath und That zur Hand gehen, außerdem ihre Waffen, Harnisch, Feuerrohr und sonstige Wehr in guter Ordnung halten, und was dergleichen Verordnungen mehr waren, welche sowohl die Sicherheit des Ganzen als die jedes einzelnen Individuums bezweckten.

Wichtiger und bedeutungsvoller für Berlin war indessen die Einrichtung des kurfürstlichen Kammergerichtes, welches sich alljährlich dreimal im Schlosse zu Kölln, einmal aber zu Tangermünde in der Altmark versammeln sollte. Bei diesem Gericht sollte, der allgemeinen Landesgesetzen und der städtischen Verordnungen unbeschadet, das kaiserlich römische Recht eingeführt werden, und das Hof-Kammergericht war nicht nur für die Grafen, Herren und Ritter, die an keinem anderen Gerichte belangt werden konnten, bestimmt, sondern ihm waren als höchste Behörde und oberstes Appellationsgericht auch alle übrigen Land- und Stadtgerichte untergeordnet. Das Gericht selbst bestand anfänglich aus zwölf Richtern, von denen vier durch die unmittelbare Wahl des Landesherren, die Uebrigen aber durch die Stände gewählt wurden; allen diesen Richtern empfahl der Kurfürst strenge Unpartheilichkeit an, und machte es zugleich zu ihrer ersten Pflicht, jederzeit zwischen streitenden Partheien den Weg der Ausöhnung zu versuchen, im Uebrigen aber die Processe nicht in die Länge zu ziehen, sondern mit möglichster Kürze zu beenden. (1516).

Zu jener Zeit, im Jahre 1517, kam auch der berüchtigte Ablaßkrämer Tetzel nach Berlin, um unsre guten Vorältern von ihren Sünden zu befreien, und noch ist uns ein Dokument geblieben, durch welches dieser Schatzmeister der himmlischen Güter, der Seele eines ehrlichen Spandauer Schlächtermeisters, Namens Tillemann, der aus Versehen, da er nach einem Schweine schlug, seinen Lehrburschen erschlagen hatte, den Sündenablaß gab. Tetzel und sein Amtsgehülfe, der Franziskaner Guardian, die Beide während ihres Aufenthaltes in Berlin ihre Wohnung im Franziskanerkloster genommen hatten, absolvirten den Uebelthäter durch folgende Urkunde, von der wir hier eine Uebersetzung mittheilen:

Du hast und erklärt, daß Dein Bursche, als Du ein Schwein tödten wolltest, ohne Dich zu sehen, sich Dir näherte, und daß Du denselben durch den Hieb, welchen Du nach dem Schweine führtest, ganz und gar gegen Deine Absicht, zu Deines Herzens unendlicher Betrübniß getroffen und getödtet hast. Diese Sünde ist Dir von Herzen leid. Daher hast Du, um Dein Seelenheil zu retten, von dem heilbringenden Mittel des Ablasses demüthiglich Gebrauch gemacht. Derowegen absolviren wir Dich aus Barmherzigkeit von dem Todschlage eines Menschen, da Du uns die Gebühren nach Deinem Vermögen zum Bau (der Peterskirche in Rom) gezahlt hast, und beurkunden durch diesen Brief, daß Du durch uns von dem Todschlag eines Menschen absolvirt worden bist. Auch befehlen wir Allen und Jedem, welchen dies zu Gesicht kommen wird, daß sie solcher Versicherung, Du seiest auf das Vollständigste absolvirt, Glauben schenken, so daß Dich durchaus Nie-

Digitized by Google

mand dieſes Mordes wegen anklagen darf. Dieſes zu bekräftigen und zu bezeugen, haben wir unſer geiſtliches, zu ſolchem Gebrauche gültiges Siegel beigedruckt. Gegeben zu Berlin im Jahre 1517, am 5. Oktober.

Dieſe, in jeder Beziehung merkwürdige Urkunde iſt ſomit in demſelben Jahre, ja ſogar in demſelben Monat ausgeſtellt, in welchem Luther gegen das Unweſen des Ablaſſes eiferte, die 95 Theſes an die Schloßkirche zu Wittenberg anſchlug, und fanden ſich auch Freunde genug, welche den kühnen Reformator in dieſem rühmlichen Beginnen unterſtützten, ſo gehörte doch der Kurfürſt Joachim I. durchaus nicht zu denſelben. Er war im Gegentheil nur darauf bedacht, das mit der Schnelle des Blitzes um ſich greifende Licht der Wahrheit zu verdunkeln, und gab daher den ſtrengen Befehl, daß Luther's Schriften in ſeinem Lande durchaus nicht geleſen werden ſollten; aber dennoch vermochte er nicht das Werk des allmächtigen Gottes durch ſeine geſchärften Befehle zu vernichten. Seine eigene Gemahlin Eliſabeth, eine däniſche Prinzeſſin, wurde die treuſte Anhängerin von Luther's Lehre, und hatte bereits das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt auf dem Schloſſe zu Kölln empfangen, als unglücklicher Weiſe durch ihre vierzehnjährige Tochter dem Kurfürſten das Geheimniß verrathen wurde. Hierüber gerieth Joachim in die äußerſte Wuth, und ſein häuslicher Friede war für immer geſtört; der Kurfürſt ſoll gedroht haben, ſeine Gattin in's Gefängniß werfen und ihr den Prozeß machen zu laſſen, hielt ſie auch wirklich einige Tage eingeſchloſſen auf ihrem Zimmer, und die Kurfürſtin beſchloß daher heimlich das Schloß zu verlaſſen. Bei nächtlicher Weile führte ſie deshalb am 25. Maj 1520 ihren Vorſatz aus; nur von einem treuen Edelmanne und einer verſchwiegenen Kammerfrau begleitet, floh ſie auf einem Bauerwagen nach Sachſen, und kam glücklich in Torgau an, wo ihr der Kurfürſt von Sachſen, Johann der Beſtändige, gern einen Zufluchtsort gewährte.

Dieſer nothgedrungene Schritt der Kurfürſtin erregte natürlich großes Aufſehen im Lande; der Kurfürſt war anfänglich höchlich darüber entrüſtet; aber nachdem ſich ſein Zorn etwas gelegt hatte und er einſah, daß er den Schritt ſeiner Gemalin nicht ungeſchehen machen könne, gab er ſeinen Söhnen Joachim und Johann ſogar die Erlaubniß, ihre Mutter öfters zu beſuchen, obſchon ſich die jungen Prinzen eidlich dazu verpflichten mußten, bis zu ihrem Tode der römiſch-katholiſchen Kirche treu zu bleiben.

Aber eben ſo wenig wie auf die Söhne ein ſolcher Eid für die Zukunft beſtimmend wirken konnte, eben ſo gering waren die Erfolge, welche des Kurfürſten Bemühungen hatten, als er in dem Herzen ſeiner Unterthanen die Theilnahme für die Reformation zu erſticken gedachte. Nirgends finden wir Spuren einer Frömmigkeit wie ſie noch unter Friedrich II. Regierung in Brandenburg geherrſcht hatte; die Bäcker backten nach wie vor das Brod zu klein, die Schneider prellten ihre Kunden, aber Altäre wurden nicht mehr in den Kirchen geſtiftet, und die Feſte der katholiſchen Kirche, die feierlichen Aufzüge, beſonders am Frohnleichnamstage, geriethen in ſolchen Mißkredit, daß die angeſehenen Bürger Anſtand nahmen, ihre Töchter Antheil an den Prozeſſionen nehmen zu laſſen. Kurfürſt Albrecht hatte in ſeinen ſtädtiſchen Verordnungen noch vor kaum fünfzig Jahre grade dieſes Feſtes Feier vor allen Anderen hervorgehoben und beſtimmt, daß bei den öffentlichen Aufzügen erſt die Schüler der Marienkirche, dann die der Nikolaikirche, die Mönche des grauen Kloſters und die Prieſter der Mariens, der Petri- und Nikolai-Kirche kommen, die Stiftsherren von Kölln aber den Beſchluß machen ſollten, denn damals drängte man ſich noch danach, einer ſolchen Feierlichkeit beizuwohnen, und hielt es für ein gottesdienſtliches Werk; das Alles hatte ſich aber jetzt bedeutend geändert, und Kurfürſt Joachim ſah ſich genöthigt, eine Verordnung zu erlaſſen, dergemäß den Bürgern beider Städte bei harter Strafe anbefohlen wurde, ihre Söhne und Töchter am Frohnleichnamsfeſte in der öffentlichen Prozeſſion folgen zu laſſen, auch dafür zu ſorgen, daß die Umzüge mit Figuren, Fahnen und anderen Dingen, ordentlich und andächtig beſtellt würden.

Alle dieſe Anſtrengungen, das immer mehr und mehr ſinkende Anſehn des Katholicismus aufrecht zu erhalten,

Digitized by Google

waren indessen vergeblich, und kaum war der Kurfürst 1535 in's Grab gesunken, als unter seinen beiden Nachfolgern, Joachim II. und Johann, dem Markgrafen von Küstrin, die Reformation in ganz Brandenburg eingeführt wurde, obschon beide Söhne ihrem Vater durch Eidschwur versichert hatten, der katholischen Lehre treu zu bleiben.

Nichts destoweniger versuhr Joachim II., der durch den Tod seines Vaters die Kurwürde für sich allein erbte, seine Länder aber mit dem Bruder theilte, mit großer Mäßigung, als er wirklich den langüberlegten Entschluß, seine Religion zu ändern, in Ausführung brachte. Mehrere Jahre seiner Regierung verflossen, und als ihn die immer deutlicher hervortretende Liebe seiner Unterthanen für Luther's Lehre endlich zu diesem wichtigen Schritte veranlaßte, als selbst die Bürger von Berlin und Kölln unter dem 15. Februar des Jahres 1539 die dringende Bitte an den Kurfürsten ergehen ließen, Joß ihnen Seine Kurfürstliche Gnaden gnädigstlich gestatten und nachgeben wolle, das heilige, hochwürdige Sakrament des Abendmahls nach christlicher Ordnung und Einsetzung unter beiderlei Gestalt, gegen die Zeit zu Ostern empfangen und genießen zu dürfen, selbst da verfuhr Joachim immer noch so schonend als möglich gegen die bestehenden Formen des römisch-katholischen Ritus, und beschloß dann gegen Ende des Jahres 1539 öffentlich sein Glaubensbekenntniß abzulegen. — So geschah es, daß er am 1. November in der Stadt Spandau, dem Wittwensitze seiner Mutter Elisabeth, mit seiner ganzen Familie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus den Händen des brandenburgischen Bischof's Matthias von Jagow empfing, nachdem zuvor der Propst von Berlin, Georg Buchholzer, eine ergreifende Rede in deutscher Sprache gehalten hatte.

Gleich am folgenden Tage, dem 2. November, ward in der Domkirche zu Kölln, zu welcher der Kurfürst schon drei Jahre zuvor das dortige Dominikanerkloster mit Genehmigung des Papstes erhoben hatte, ein evangelischer Gottesdienst gehalten, zu welchem sich der Rath und fast sämmtliche Bürger einfanden, und bei dem der Propst Buchholzer wieder predigte, der Bischof von Jagow aber das Abendmahl in beiderlei Gestalt austheilte. — Wenige Tage nachher geschah auch die Einführung des evangelischen Gottesdienstes in Frankfurt a. d. O., und das Licht der Erkenntniß verbreitete sich rasch in der ganzen Mark.

Bei der erwähnten Umgestaltung des Dominikanerklosters waren die Mönche desselben nach Brandenburg gewiesen worden, und der Kurfürst hatte in demselben ein Erbbegräbniß für seine Familie einrichten lassen; sein Vater Joachim und sein Großvater Johann wurden aus dem Kloster Lehnin nach Berlin gebracht und fanden in dieser Gruft, als die ersten hohenzollerschen Fürsten, ihre Ruhestätte.

Um diesen wichtigen, folgereichen Schritt zu feiern, verordnete Joachim im Jahre 1563, daß in jedem Jahre der Tag seines öffentlichen Uebertrittes zum Protestantismus durch ein öffentliches Dankfest gefeiert werde; sämmtliche Prediger der beiden Städte versammelten sich alsdann im Dom, wo ein feierliches Te Deum angestimmt wurde und zwischen den einzelnen Versen erklangen auf dem Schloßplatze die Trompeten und Heerpauken, und von der kurfürstlichen Burg herab donnerte das Geschütz; Schulen, Hospitäler und andere öffentliche Anstalten wurden mit milden Gaben bedacht, die Armen erhielten reichliche Almosen und Kirchen- und Schuldiener wurden beschenkt; dies Fest ward alljährlich bis zum Tode Joachim's, 1571, begangen; uns allen aber schwebt noch der festliche Tag im Gedächtniß, wo auch wir im Jahre 1839 die dreihundertjährige Einführung der Reformation feierten.

Leider blieb es jedoch nicht aus, daß sich selbst unter den Protestanten Zwistigkeiten über manche Religionslehren erhoben, und hauptsächlich nahm der Streit zweier Frankfurter Theologen, Praetorius und Musculus, ob die guten Werke zur Erlangung der Seligkeit nothwendig seien oder nicht, damals die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch. — Gottschalk Praetorius war der letzteren Meinung, Musculus der entgegengesetzten, und auch der Kurfürst Joachim erklärte sich für den Glauben des Musculus, obschon sich selbst der gelehrte Dompropst, Georg Buchholzer, der Meinung des Praetorius

Digitized by Google

anſchloß, Joachim hatte ſogar mit dem Propſte über dieſes Thema eine Unterredung im Dom; dieſelbe endete jedoch ohne ein befriedigendes Reſultat herbeigeführt zu haben, und der Zwiſt, welcher in Folge deſſen zwiſchen Buchholzer und dem Kurfürſten entſtand, endete nur mit dem Tode des Erſteren. Denn als derſelbe am 10. April 1563 alle ſeine Hausbediente, unter denen ſich auch der Propſt befand, zuſammenberief, um ihnen ſein Teſtament vorzuleſen, welches er mit den Worten: „Ich habe Euch oft bisher predigen gehört, nun will ich Euch auch einmal predigen," begann; endete er endlich damit, daß er noch einmal förmlich und feierlich des Musculus Lehre für die Richtige anerkannte; dabei hob er ſogar drohend den Stock gegen den anweſenden Dompropſt auf und ſchloß endlich ſeine kurze Ermahnungsrede mit den Worten: „Herr George, ich will bei der Lehre des Musculus bleiben, befehle meine Seele nach dem Tode unſerem Herren Gott, Eure aber mit Eurer Gottſchalkiſchen Lehre dem Teufel. „Ueber ſolche Worte ſeines gnädigen Herren entſetzte ſich der Dompropſt dergeſtalt, daß er ſofort in eine ſchwere Krankheit verfiel und noch in demſelben Jahre ſtarb.

Indeſſen verfuhr der Kurfürſt bei anderen Gelegenheiten mit einer bei Weitem größeren Duldſamkeit aber ſtrenger Gerechtigkeitsliebe; er gab dem Kammergerichte eine beſſere und zeitgemäßere Eintheilung, und dem Plane ſeines Ahnherrn, Friedrich II., getreu, ſuchte auch er die ungeſetzlichen Vorrechte, welche ſich oft genug einzelne Bürger oder ganze Zünfte anmaßten, zu vernichten. — So hatte z. B. einſt ein Sattler in Stettin, Namens Haſe, Streitigkeiten mit dem Berliner Sattlergewerk gehabt, und dies Letztere ließ daher an alle Geſellen den Befehl ergehen, fortan bei jenem Meiſter nicht mehr zu arbeiten, und da Haſe wirklich durch ſolches Verfahren in ſeinen Vermögensumſtänden bedeutend zurückkam, ſahen ſich die Sattler und der Rath in Stettin genöthigt, ſich bei dem Kurfürſten in Berlin zu beſchweren und ihn zu bitten, daß er ſeinen Unterthanen die Abſtellung einer ſolchen Verordnung anbefehlen möge. In Folge dieſes Vorfalles, den der Kurfürſt ſofort zu Gunſten der Stettiner entſchied, erließ er nachmals, im Jahre 1541, die Verordnung, daß weder Meiſter noch Geſellen ſich erlauben ſollten, unter dem Vorwande einer Zunftſtrafe ein zu ihrer Innung gehörendes Mitglied zu verfolgen oder zu ſtrafen; habe ſich wirklich Jemand eines Verbrechens ſchuldig gemacht, ſo ſolle bei der betreffenden Ortsobrigkeit, aber nirgend anders ein gerichtliches Verfahren gegen den Beklagten anhängig gemacht werden.

Unter der Regierung des Kurfürſten Joachim, welcher ſelbſt den Prunk liebte, und an deſſen Hoflager glänzende Feſte einander jagten, hatte auch der Wohlſtand von Berlin und Kölln bedeutend zugenommen; wir finden, daß der Hofſtaat des Fürſten, der täglich aus ſeiner Küche geſpeiſt wurde, ſich auf 285 Perſonen belief, unter denen andere 150 Perſonen, welche Koſtgeld empfingen, nicht mit einbegriffen waren. Bei dieſen mancherlei Beamten finden wir außer den kurfürſtlichen Räthen und deren Jungen (Schreibern), den Sangmeiſter Florian, den Harfeniſt Lehnhard, die Maler Andres und Johann Baptiſta, und viele andere Hofbeamte, von denen man früher in der Mark noch keinen Begriff gehabt hatte, und außerdem eine Menge von Künſtlern und Gelehrten, die Joachim an ſeinen Hof zog.

Wenn aber in des Kurfürſten gaſtlicher Hofburg fremde Fürſten verweilten, oder ſonſt ein fröhliches Ereigniß den jovialen Fürſten zur Freude ſtimmte, ſo reihte ſich auf ſeinem Schloſſe Feſt an Feſt; doch der leutſelige, wohlwollende Herr war nicht allein darauf bedacht, ſich ſelbſt und ſeiner nächſten Umgebung Vergnügen verſchaffen zu wollen, ſondern ſorgte auch dafür, daß alle ſeine Unterthanen entweder Theilnehmer, oder doch wenigſtens ungehinderte Zuſchauer jener Feſtlichkeiten ſein konnten. Seltenes Wild ward im Thiergarten bei Berlin gehegt, und oft genug veranſtaltete Joachim zur Unterhaltung ſeiner Unterthanen Thiergefechte, zu denen jeder Zuſchauer ungehindert Zutritt hatte; vor allen anderen Tagen erwarteten aber damals die Berliner den des Frohenleichnamsfeſtes mit großer Sehnſucht. Alljährlich ließ nämlich der Fürſt an dieſem Tage ein großes Wettrennen zu Berlin abhalten, bei welchem Edelleute ſowohl als Bürger als Preisbewerber auftraten. Der, welcher zuerſt von allen Mitbewerbern

Digitized by Google

auf ſeinem flüchtigen Roſſe das Ziel erreichte, erhielt einen feſtlich geſchmückten Stier zum Geſchenk, der Zweite bekam ein Schwerdt, der Dritte aber ein Schwein als Siegespreis, und fröhlich jubelte das verſammelte Volk, wenn dieſer letzte Sieger mit ſeinem unäſthetiſchen Gewinne davon zog. — Auch Fremde durften bei dieſem Schauſpiele als Mitwirkende auftreten, und zum großen Verdruß der Berliner ſollen oftmals Polen auf ihren behenden Pferden den Sieg über die Märker davongetragen haben.

Von dem jährlich wiederkehrenden Feſte der Reformationsfeier haben wir ſchon weiter oben geſprochen; unter Joachim II. Regierung wurde aber noch eine bemerkenswerthe Feſtlichkeit begangen, die zwar nicht alljährlich wiederkehrte, ſondern nur ein einziges Mal ſtattfand, jedoch von zu bedeutender Wichtigkeit iſt, als daß ſie gänzlich unerwähnt bleiben dürfte, wenn ſie gleich mit der Feier jenes kirchlichen Dankfeſtes zuſammelte, alſo im Oktober (1569) begangen wurde. — Schon ſeit längerer Zeit hatte nämlich Joachim durch geſchickte Unterhandlungen dahin geſtrebt, die Belehnung über das Herzogthum Preußen zu erhalten, und nach langen Bemühungen war ihm dies endlich, beſonders durch die Verdienſte ſeines Kanzlers Lamprecht Diſtelmeyer, auf dem Reichstage zu Lublin geglückt, und froh über das Gelingen dieſes Planes, beſchloß der Fürſt eine großartige Feier dieſes fröhlichen Ereigniſſes anzuordnen. — Ueber den Tag der Feierlichkeit ſelbſt ſind verſchiedene Angaben vorhanden; einige Schriftſteller behaupten, daß er im Oktober, Andere im September begangen worden ſei, während nach anderen Meinungen dieſes Feſt ſchon im Auguſt gefeiert ſein ſoll; doch dürfte die erſtere Annahme zweifelsohne die Richtigere ſein. —

Zu dieſem feierlichen Tage war nun die geſammte Geiſtlichkeit, in der Runde von drei Meilen, nach Berlin geladen worden, und als ſich alle Theilnehmer eingefunden hatten, verkündeten am frühen Morgen das Geläut der Glocken und der Donner des Geſchützes den Beginn des Feſtes. Vom kurfürſtlichen Schloſſe herab ſetzte ſich der feierliche Zug in Bewegung, den die kurfürſtlichen Jäger und Reiter in prächtiger Uniform eröffneten. — Dann folgten in weißen Kleidern, mit losgebundenen, wallenden Haaren, ſämmtliche Jungfrauen der Städte Berlin und Kölln, hinter Dieſen die Magiſtratsperſonen, der Landesadel; die Geiſtlichen in ihren köſtlichſten Meßgewanden kamen paarweis geordnet, Jeder einen ſilbernen Kelch und eine ſilberne Broſchaale in der Hand tragend. Ihnen folgte der polniſche Geſandte, der Obriſt von Staupitz, der das Wappen des Herzogthums Preußen trug, und Dieſem ſchloſſen ſich die Herren Edler Gans von Putlitz und Joachim von Röbel an; Erſterer als Erbmarſchall von Brandenburg das goldene Kurſchwerdt, Dieſer eine weiße Fahne, worauf der märkiſche Adler geſtickt war, tragend. Dann kam der Kurfürſt; er war, wie die Chronik ſagt, „ganz im güldenen Stück, ſo mit Jobel eingefaßt war," gekleidet, und ihm folgte ſein Sohn Johann Georg und ſein Enkel Joachim Friedrich, von den Hausbeamten des Kurfürſten begleitet. — So begab ſich der Zug nach der Domkirche, wo der Kanzler Diſtelmeier eine lateiniſche Rede hielt, die wohl eine Stunde gedauert haben ſoll. Nach Beendigung derſelben ſchlug Joachim noch in der Kirche den polniſchen Geſandten und ſeinen Kanzler zu Rittern, und dann kehrte der Zug in derſelben Ordnung, wie er gekommen war, in's Schloß zurück, wo feſtliche Freudengelage die Feierlichkeit ſchloſſen, bei welcher auch die Armen und Hülfsbedürftigen nicht vergeſſen, ſondern auf Joachim's Koſten gekleidet und geſpeiſ't wurden.

Unter anderen Feſtlichkeiten, welche Joachim auf ſeiner gaſtlichen Hofburg veranſtaltete, verdienen beſonders die Luſtbarkeiten, welche er um Faſtnacht 1549 bei Gelegenheit der Doppelheirath ſeines Sohnes, des Kurprinzen Johann Georg mit Sophia, der Tochter des Herzog von Liegnitz und ſeiner eigenen Tochter, der Markgräfin Barbara mit dem Sohne deſſelben Herzog's, dem Prinzen Georg von Liegnitz, angeordnet hatte, erwähnt zu werden. Schon vorher, im Jahre 1537, hatte Joachim, als er ſeine erſte Tochter zweiter Ehe taufen ließ, eine Stechbahn zwiſchen der Domkirche und der Spree erbauen laſſen, welche ihm bei anderen Gelegenheiten gar trefflich zu Statten kam. — Zu der erwähnten Hochzeit hatte ſich nun von nah und fern eine große



Digitized by Google

Anzahl von Fremden eingefunden, theils um an dem Feſte Antheil zu nehmen, theils um bloße Zuſchauer abzugeben, denn ſchon hatte ſich rings in den benachbarten Landen der Ruf von des brandenburgiſchen Hoflagers Pracht verbreitet. Der märkiſche Geſchichtsſchreiber, Haſtig, berichtet uns ausführlich wie es dabei zugegangen ſei, und erzählt unter Anderem mit großer Verwunderung von einem Taſchenſpieler, der ſeine Künſte vor dem geſammten Hofſtaate producirte; derſelbe war ohne Arme geboren, wußte aber ſeine Füße mit ſolcher Gewandheit zu gebrauchen, daß er mit denſelben ſeinen Spitzbart (eine Art von zugeſpitztem Beil) gegen ein beſtimmtes Ziel ſchleuderte und daſſelbe, in der Größe eines gewöhnlichen Thalers, ſelten oder nie verfehlte; dabei war das Gedränge der Zuſchauer ſo groß, daß mehrere Perſonen erdrückt wurden, und Einer ſogar aus den Fenſtern der Domkirche herabfiel. — Am Aſchermittwoch ſelbſt fand ein prächtiges, großartiges Turnier ſtatt; ſechzig Ritter in ſchwerem Zeuge (voller Rüſtung) rannten gegen einander, und am vorhergehenden Tage hätte der Markgraf Johann von Küſtrin beinahe das Leben eingebüßt, denn indem er mit dem Herzoge Wilhelm von Braunſchweig rannte, traf der Letztere den Markgrafen Johann ſo gewaltig, daß die von dem Schilde abgleitende Lanze an der Halsberge des Küſtriner's zerſplitterte, und die Pferde der beiden Ritter ſich hoch emporbäumten. Glücklicherweiſe war jedoch Alles ohne weiteren Schaden abgelaufen.

Eine andere, gewiß in ihrer Art einzige Luſtbarkeit, welche Kurfürſt Joachim veranſtaltete, war auch noch der ſogenannte Knüttelkrieg. — Ohne Zweifel hatte der ritterliche Kurfürſt die Abſicht, den kriegeriſchen Sinn ſeiner Unterthanen wach zu erhalten, als er dieſes ſonderbare Feſt arrangirte, deſſen Ende indeſſen ſeinen Abſichten nicht völlig entſprechen mochte. Joachim hatte ſelbſt eine Art von Dispoſition zu dieſem großartigen Manoeuvre entworfen, demgemäß die Spandauer mit den Berlinern, drei Tage hindurch auf dem Waſſer kämpfen, dann aber von Letzteren in ihre Stadt zurückgetrieben werden ſollten. Dies geſchah denn auch in der ſchönſten Ordnung; die Kähne beider Partheien rückten gegen einander los, und mit langen Stangen, die oben abgerundet oder mit einem Knopfe verſehen waren, ging man ſich gegenſeitig zu Leibe. Der Kurfürſt ergötzte ſich dabei weidlich an der Ungeſchicklichkeit der Streitenden, mit welcher dieſelben auf einander losgingen und bald hier bald dort in's Waſſer plumpten, bis ſich endlich die Spandauer dem erhaltenen Befehle gemäß in ihre Stadt zurück zogen. Da fuhren alsbald die Berliner mehrere Stücke Geſchütz gegen die Stadt auf, und beſchoſſen dieſelbe, natürlicher Weiſe blind, ſo tüchtig, daß den guten Spandauer Ehefrauen endlich bange um's Herz wurde, und ſie eine Deputation an Joachim abſchickten, um den Fürſten zu bitten, daß er ihre Männer verſchonen möge. — Am vierten Tage des Kampfes machten die Spandauer der kurfürſtlichen Anordnung gemäß einen Ausfall zu Lande, und ſollten ebenfalls wieder zurückgetrieben werden; aber dieſe feigherzige Rolle ſagte ihrem Ehrgefühl nicht zu. Zwar waren ihnen die Berliner bedeutend an Zahl überlegen, aber Liſt ſollte den Mangel an Mannſchaft erſetzen. Durch eine verſtellte, von ihrem Bürgermeiſter Barthel Bier angeordnete Flucht, brachten ſie die Berliner aus ihrer Poſition, überflügelten dieſelben und fielen ihnen dann mit ſo nachdrücklichen Schlägen in den Rücken, daß ihre Gegner ſich ihrerſeits zur Retirade gezwungen ſahen. Aber dennoch wollten die Berliner auch nicht gutwillig das Schlachtfeld räumen, und ſo entſtand eine wüthende Prügelei, bei welcher ſelbſt unſre heutige Gensd'armerie vergebens verſucht haben würde, Ruhe zu ſtiften. Kurfürſt Joachim warf ſich Ruhe gebietend in eigener Perſon zwiſchen die wüthenden Kämpfer, aber ſelbſt ſein Machtgebot verhallte ungehört in dem fürchterlichen Lärmen und man ſchlug ſogar in der Verwirrung, welche durch die hereinbrechende Dunkelheit noch gemehrt wurde, dermaßen auf des Kurfürſten Pferd los, daß das Thier ſich aufbäumend ſeinen Reiter abwarf, und Joachim nur mit großer Mühe ſich unbeſchädigt aus dem Getümmel rettete, welches endlich mit der Flucht der Berliner endete, nachdem auf beiden Seiten eine große Anzahl Verwundeter das Feld deckten. Leider dauerte aber die Siegesfreude der Spandauer nicht ſehr lange, denn ſchon

Digitized by Google

am folgenden Morgen ward ihr Bürgermeister eingezogen, und mußte durch eine Freiheitsstrafe von mehreren Monaten für die tactischen Kenntniſſe büßen, welche er bei dieſer Gelegenheit an den Tag gelegt hatte.

Ohne eine große Menge anderer Luſtbarkeiten, welche Kurfürſt Joachim außerdem veranſtaltete, zu erwähnen, legt das Geſagte ſchon hinlänglich Zeugniß für das leutſelige, wohlwollende Gemüth des Kurfürſten ab, der gern das eigene Vergnügen mit dem der Unterthanen theilte, und ſeine Hofburg nicht ängſtlich, Verrath und Meuchelmord fürchtend, mit gemietheten Söldnern umgab, ſondern von der Liebe ſeiner Unterthanen bewacht und geſchützt, ſorglos und ruhig ſein müdes Haupt zum Schlummer legen konnte.

Eine andere, zwar nicht ſo lobenswerthe, aber gewiß ſehr leicht zu entſchuldigende Eigenſchaft des Kurfürſten, war ſeine große Vorliebe für das ſchöne Geſchlecht; ſeine zweite Gemalin hatte im Jahre 1549 das Unglück gehabt, durch den morſchen Fußboden eines oberen Saales im Jagdſchloſſe Grimnitz, durchzubrechen und in den Zacken eines Hirſchgeweihes hängen zu bleiben; aus übergroßer Schamhaftigkeit verweigerte ſie, ärztliche Hülfe anzunehmen, und verkrüppelte dergeſtalt, daß ſie zur Erzeugung von Kindern unfähig wurde. Ein anderer Fürſt, von weniger zartfühlendem, wohlwollenden Charakter, hätte vielleicht dieſen Umſtand benutzt, ſich von ſeiner Gemalin ſcheiden zu laſſen; doch Joachim behandelte ſeine erlauchte Gattin nach wie vor mit derſelben Liebe und Freundlichkeit, aber daß er deshalb, nicht wie ſein Bruder Johann von Küſtrin nach den himmliſchen Sternen, ſondern lieber nach den Augen ſchöner Frauen guckte, war eine Schwachheit, welche man ihm gewiß nicht zu einem ſo argen Vorwurf machen darf, als dies von mehreren Schriftſtellern geſchehen iſt. — Unter den vielen Schönen, denen Joachim's fürſtliches Herz ſeine Huldigungen zollte, war Anna Sydow, die Wittwe eines Stückgießers, Namens Michael Dietrich, diejenige, welche am Längſten des Kurfürſten Neigung feſſelte. Sie war im ganzen Lande unter dem Namen der ſchönen Gießerin bekannt, und Joachim war ſelten heiter und vergnügt, ſobald ſie ſich nicht in ſeiner Geſellſchaft befand. Dennoch ward dies Verhältniß ſelbſt noch zu des Kurfürſten Joachim Zeit, die Zielſcheibe des Spottes und wurde auch von ſeinen Unterthanen mit Mißbilligung angeſehen, obſchon der Kurfürſt es jederzeit vermied, die Grenzen der äußeren Schicklichkeit zu übertreten. So befand er ſich einſt mit ihr zuſammen zu Belitz auf der Jagd, und als die Bauern, welche zum Treiben des Wildes aufgeboten waren, die ſchöne Gießerin gewahrten, fragten ſie ſich unter einander neugierig: „iſt das nicht unſers gnädigen Herren unechte Frau, und ſind das nicht ſeine unechten Kinder? Warum thut er doch das, was uns verboten iſt?" Als der Kurfürſt ſolche Reden hörte, wendete er ſich beſchämt zur Seite und ſprach zu der ſchönen Anna: „warum kannſt Du nicht bei Seite gehen, daß man Dich nicht ſehen möge!"

Seine Liebe zu der ſchönen Frau ging indeſſen ſo weit, daß er eine Tochter, Magdalene, welche aus ſeinem vertrauten Umgange mit ihr entſproſſen war, zu einer Gräfin von Arnaburg erhob, ihr das Gut Roſenthal ſchenkte und ſie mit einem Grafen von Eberſtein verlobte. — Leider war das Ende der ſchönen Gießerin nicht beneidenswerth. Auf ſeinem Todtbette liegend, ließ Joachim ſeinen älteſten Sohn und Erbfolger, Johann George, zu ſich rufen und nahm demſelben das eidliche und ſchriftliche Verſprechen ab, für die Frau zu ſorgen, welche einſt ſeinem Herzen ſo nahe ſtand. Aber nicht allein damit zufrieden, ſein Verſprechen nicht zu halten, ließ Johann Georg der ſchönen Anna Sydow ſogar alles das nehmen, womit ſeines Vaters Freigebigkeit ſie einſt beſchenkt hatte, und verdammte ſie dann zu ewiger Gefangenſchaft auf die Feſtung Spandau, wo ſie im tiefſten Elende, bis zu ihrem Tode ſchmachtete. — Selbſt die Stimme des Volkes erhob ſich mißbilligend gegen ein ſo rohes Verfahren, und der Aberglaube erzählte, daß der Geiſt der ſchönen Gießerin rächend durch die Hallen des ſtolzen Fürſtenſchloſſes ſchwebe, und durch ſein Erſcheinen den nahen Tod eines Fürſten anzeige; ihre geſpenſtiſche Erſcheinung iſt aber noch heut zu Tage unter dem Namen „der weißen Frau" im Munde des Volkes bekannt.



Digitized by Google

Eine andere, jedoch für das Land und deſſen Bewohner heilſamere Leidenſchaft des Kurfürſten waren die großartigen Bauten, welche derſelbe unternahm. Schon im Jahre 1540 ließ er die alte Hofburg ſeines Vorfahren, Friedrich II., niederreißen und begann einen ſchönen und prächtigeren Aufbau derſelben, ſo daß nur der alte, dicke Thurm, unweit der langen Brücke, gleichfalls vom Kurfürſten Friedrich erbaut, welcher wegen der Form ſeines Daches der grüne Hut genannt wurde, ſtehen blieb. Dieſer Thurm diente lange Zeit hindurch zum Gefängniß für Staatsverbrecher, in demſelben befand ſich der Sage nach eine ſpaniſche Jungfrau, durch welche die zum Tode Verurtheilten in aller Stille hingerichtet wurden; ein unterirdiſcher Gang ſoll von demſelben bis zu den Kellern des Dominikanerkloſters und von dort bis zur Spree an der Stelle, wo nachmals die Jungfernbrücke angelegt wurde, geführt haben. Erſt im Jahre 1682 wurde dieſer Thurm auf Befehl des Kurfürſten Friedrich Wilhelm niedergeriſſen.

Der Baumeiſter des neuen Schloſſes, welcher, außer anderen Bauten, auch den Bau des Jagdſchloſſes zu Grunewald unternahm, war der hochberühmte Herr Kaſpar Theiß oder Thies, deſſen Bildniß in dem erwähnten Jagdſchloſſe in Stein gehauen neben dem des Kurfürſten ſteht, und deſſen Grabmal in der Nikolaikirche am dritten Pfeiler links noch heut zu ſehen iſt. Dem Plane dieſes geſchickten Mannes zufolge wurde das neue Schloß drei Stock hoch, etwa folgender Geſtalt aufgeführt: Der eine Flügel nahm von der Stelle, wo noch heut zu Tage die alte Königsburg ſteht, die Länge von der Spree bis ungefähr zur Breitenſtraße ein, und in der Mitte befand ſich ein großes von drei Säulen getragenes Portal, über welchem gemauerte Balkone angebracht waren. Die beiden Ecken dieſes Flügels waren auf der Seite nach der Spree ſowohl, als nach der Schloßfreiheit mit runden Erkern verziert, von denen der Eine, an der erſtgenannten Seite, noch bis heut geblieben iſt. Ein hölzerner, auf ſteinernen Pfeilern ruhender Gang, führte auf der Südweſtſeite des Schloſſes nach der Domkirche und die kurfürſtliche Familie bediente ſich deſſelben, wenn ſie ſich nach der Kirche begab, um dort dem Gottesdienſte beizuwohnen.

Der andere Flügel des Schloſſes war nach der Spreeſeite hinaus gelegen und reichte ungefähr bis dahin, wo die Domkirche jetzt ſteht und wo ſich damals die Schloßwache befand. — Dies, auf Joachim's Befehl gebaute Schloß, enthielt eine Menge von geſchmackvoll eingerichteten Zimmern, die mit Gemälden von Lucas Kranach geſchmückt waren, und das dritte Geſchoß des Flügels nach dem Schloßplatze beſtand aus einem einzigen, ungeheurem Saale, deſſen Decke, ein wahrhaft architektoniſches Kunſtwerk, an dem Dachſtuhle hing. Unten an dem Schloſſe, zwiſchen der Domkirche und der Spree hatte der Kurfürſt, wie ſchon erwähnt, die Stechbahn erbauen laſſen.

Die übrigen Bauten Joachim's in Zoſſen, Letzlingen, Grimmnitz und an anderen Orten, zu erwähnen, gehört nicht in unſere Chronik, aber leicht iſt es zu begreifen, daß alle dieſe Unternehmungen des Kurfürſten gar viel Geld koſteten, und wenn ſchon bei ſeinen Vorgängern oft genug Geldverlegenheiten eintraten, ſo fanden dieſelben natürlich unter ſeiner Regierung nur in noch höherem Maaße ſtatt, und Joachim war darauf bedacht, auf alle mögliche Weiſe ſeine niemals ausreichenden Einkünfte zu vermehren. Unter den Mitteln, welche er dazu tauglich glaubte, war eins der Wichtigſten die Zurückberufung der Juden. Dies, wie wir uns erinnern werden, unter Joachim I. aus allen, zu Brandenburg gehörenden Ländern gejagte Volk bezahlte theils an Schutzgeld, theils an feinem Silber, welches zur Münze geliefert werden mußte, jährlich gegen 42,000 Thaler an die landesherrliche Kaſſe, und hatte ſich trotz dieſer bedeutenden Abgaben und jenes fürchterlichen Eides, welchen die ganze Nation geſchworen hatte, bald dergeſtalt wieder in der Mark verbreitet, daß von allen Seiten Klagen über Klagen gegen die Betrügerei und den Wucher der Juden einliefen.

Unter ihnen befand ſich auch ein gewiſſer Huchlim aus Prag, deſſen Sohn Lippold ſich in kurzer Zeit auf ſolche Weiſe bei Joachim in Gunſt zu ſetzen wußte, daß er, anfänglich ein ganz armer Burſche, endlich zum

Digitized by Google

Kämmerer und Münzmeister des Kurfürsten ernannt wurde, und sich in wenigen Jahren ein sehr bedeutendes Vermögen gesammelt hatte, welches ihn nur noch mehr in den Stand setzte, sich seines Fürsten Gunst zu erhalten, weil er dem, sich fortwährend in Geldverlegenheit befindendem Kurfürsten jedesmal die bedeutendsten Summen vorstreckte. — Dabei borgte aber Lippold selbst auf Pfand und zwar für ungeheure Zinsen; gewöhnlich nahm er funfzig Prozent, mitunter noch mehr, und man behauptet, daß nach seinem Tode für 11,000 Thaler dergleichen Pfänder bei ihm gefunden worden sind. Leider war das Ende dieses Mannes sehr traurig, wie wir unter des folgenden Kurfürsten Regierung genauer erwähnen werden, denn Johann George war ein abgesagter Feind aller Juden und suchte denselben schon als Kurprinz, wo sich nur immer eine Gelegenheit darbot, zu schaden. —

Außerdem nahm aber Joachim II. zu anderen kostspieligen, leider nur fruchtlosen Mitteln, sich Geld zu verschaffen, seine Zuflucht, und oft genug benutzten schlaue Betrüger den Aberglauben ihrer Zeit und die Leichtgläubigkeit des Kurfürsten, zu ihren Zwecken. Ein gewisser Doktor Pothner, ein Hauptmann von Kliging und Andere versprachen dem Fürsten, Blei und Eisen in Gold umzuwandeln, oder aus dem Sande unserer friedlichen Spree Perlen herauszufischen; aber ihre vergeblichen Versuche kosteten dem Fürsten bedeutende Summen, und wenn die Herren Alchymisten merkten, daß Joachim's Geduld und Kasse erschöpft sei, fanden sie immer Gelegenheit, sich noch frühzeitig genug aus dem Staube zu machen.

Ein Glück für den Kurfürsten und das gesammte Land war es jedoch, daß sich zu derselben Zeit einzelne rechtlichdenkende Männer an seinem Hofe befanden, die redlich für das Wohl ihrer Mitbürger sorgten und nicht aus der allgemeinen Verwirrung nur für sich Nutzen zu ziehen bemüht waren, und zu Diesen gehörte außer dem ehrenwerthen Kanzler Lamprecht Distelmeyer, der sich in so mannichfacher Beziehung um die Mark verdient machte, auch der Bürgermeister zu Berlin und kurfürstliche Rentmeister Thomas Mathias, welcher Letztere sich besonders die Sorge für seine Stadt, unbeschadet seines Fürsten Rechte, am Herzen liegen ließ.

So war Kurfürst Joachim II. durch Hülfe dieser Getreuen, ungeachtet seiner üppigen und verschwenderischen Lebensart, von seinem Volke geehrt und geliebt, und ungeachtet seines vorgerückten Alters kam die Nachricht von dem Tode des geliebten Landesherren allen seinen Unterthanen viel zu früh und unerwartet, besonders da sich der fürstliche Greis immer noch bei völligem Wohlsein befunden hatte, und die feste Gesundheit des fast sechs und sechzigjährigen Herrschers demselben noch ein langes Leben versprach. — Es war im November des Jahres 1570, als der fröhliche Fürst noch an einer Hofschlittenfahrt in Berlin persönlichen Antheil nahm, und scherzend ausrief, als er das Unglück hatte, mit seinem Schlitten umgeworfen zu werden: „Hie liegt das Haus zu Brandenburg und thut einen großen Fall!" — Dann begab sich der fürstliche Greis in den letzten Tagen des Decembers nach Köpenick zur Jagd, wo er die Trauerbotschaft erhielt, daß sein Bruder Johann von Küstrin plötzlich von einer bedeutenden Krankheit befallen worden sei. Mit diesem Tage änderte sich die Stimmung Joachim's; er, der selbst bei widerwärtigen Gelegenheiten eine ungetrübte Heiterkeit bewahrt hatte, wurde ernst und alle seine Gespräche bezogen sich auf den Tod und das Leben jenseit des Grabes, bis er endlich in der Nacht vom zweiten auf den dritten Januar 1571 an einem Stickfluß starb.

Wenn wir nun bei Beendigung dieses Abschnittes noch einige Blicke auf den Charakter und die Sitten unserer Vorältern, welche der besprochenen Zeitperiode angehören, werfen, so sehen wir vor allem Anderen, daß die Pracht und der Luxus, welche an des Fürsten Hoflager herrschten, auch auf die Einwohner nicht ohne Wirkung geblieben waren, und daß jede Art von Verschwendung und Schwelgerei unter Joachim's Regierung in weit höherem Grade als bisher, oder später unter der Regierung seiner Nachfolger, unter den Berlinern gefunden wurde. — Zu jeder gut und vollständig eingerichteten Bürgerwohnung gehörte damals eine Badstube, von welcher die Hausbewohner zu jeder Tageszeit Ge-

Digitized by Google

brauch machten; Hochzeiten, Kindtaufen und andere Familienfestlichkeiten wurden wieder auf eine ausſchweifende Weiſe gefeiert und machten Verbote von Seiten des Magiſtrats nöthig, ja ſogar die Prediger eiferten von den Kanzeln herab gegen das Unweſen derartiger Schwelgerei.

Hauptſächlichen Luxus trieb man jedoch damals mit der Kleidung; Stickereien, Gold- und Silberborten, Spangen, Knöpfe und Verzierungen aller Art von edlen Metallen wurden von Vornehmen und Geringen getragen, wenn nur der Säckel brav gefüllt war, und allerdings war es nur der Kurfürſt ſelbſt geweſen, welcher ſeine Unterthanen dazu angeregt und ihnen ein verführeriſches Beiſpiel gegeben hatte, denn er ſah beſonders darauf, daß ſeine nächſte Umgebung, ſogar die untergeordneten Hofbedienten, ſich durch koſtbare Kleidung auszeichneten. Beſonders prächtig war jedoch der Anzug der kurfürſtlichen Räthe der damaligen Zeit; Dieſe trugen ein ſchwarzes, ſeidenes Wamms mit langen, bis auf das Handgelenk herabreichenden Aermeln, die unten eng zuſammengebunden waren; das feine weiße Hemd aber wurde vorn über das Ende derſelben, etwa nach Art unſerer heutigen Manſchetten zurückgeſchlagen; um den Hals hatten dieſe Herren eine breite, in Falten gekniffte, feine Halskrauſe und auf dem Kopfe ein ſchwarzes Sammetkäppchen; ein Mantel von demſelben Stoffe und derſelben Farbe, gewöhnlich mit koſtbarem Pelzwerk beſetzt, vollendete dieſen Anzug, bei welchem nach damaliger Sitte ein ſtattlicher Knebelbart nicht fehlen durfte, während die langen Haare, in der Mitte geſcheitelt, zu beiden Seiten faſt bis auf die Schultern herabhingen. — Der größte Kleiderluxus damaliger Zeit wurde aber mit den Beinkleidern getrieben. Man pflegte nämlich eine Art von ſo weiter Pluderhoſe zu tragen, daß, wie uns glaubwürdige Schriftſteller erzählen, oft genug einhundert und dreißig Ellen Zeug zu einer Hoſe erforderlich waren, doch mag es dahingeſtellt bleiben, wie viel von dieſen hundert und dreißig Ellen in die Hölle der damaligen Kleiderkünſtler fallen mochte. — Indeſſen konnte ſelbſt Kurfürſt Joachim das Unweſen, welches mit dieſen Kleidungsſtücken getrieben wurde, nicht leiden und gab oft genug ſtrenge Befehle dagegen, welche jedoch nicht ſonderlich beachtet wurden; der Fürſt ließ daher, um ſeinen modiſchen Berlinern Gehorſam zu lehren, einſt drei reiche Bürgersſöhne, die an einem ſchönen Tage bei dem Schloſſe in der hart verpönten Tracht vorübergingen, aufgreifen und die jungen Stutzer zum warnenden Exempel und großem Jubel des Volkes in das vergitterte Narrenhäuschen bei dem Bernauiſchen Keller einſperren. Dies war eine Art von eiſernem Käfig, in welchen Perſonen geſteckt wurden, die leichtere Polizeivergehen begangen hatten, und während ſich die guten Berliner Dandys gar kläglich in dieſem unangenehmen Aufenthaltsorte gebehrdeten, mußten eigends dazu beſtellte Fiedler luſtig aufſpielen, bis ſich endlich nach vier und zwanzig Stunden der Kerker öffnete, und die Modeherren mit ſcharfer Vermahnung entlaſſen wurden. Ein anderes Mal ließ Kurfürſt Joachim einem Adligen, welcher gleichfalls in einer ungeheuren Pluderhoſe vor dem Schloſſe ſpazieren ging, durch einige Diener den Hoſengurt durchſchneiden, daß das Beinkleid zu Boden fiel, und der Stutzer zu ſeiner großen Beſchämung, die ungeheure Zeugmaſſe mit den Händen zuſammenhaltend, nach Haus gehen mußte.

Auch die Geiſtlichkeit eiferte gegen ſolche unnatürliche Mode, und ein Frankfurter Gottesgelehrter, Andreas Meuſel oder Muſculus, ſchrieb ein förmliches Buch gegen dieſelbe, welches er „den Hoſenteufel“ benannte, und ſtatt der Stahlſtiche, mit welchen man heut zu Tage ſchriftſtelleriſche Werke auszuſtatten pflegt, war dieſem Buche ein ſäuberlicher Holzſchnitt beigefügt, auf welchem ein Mann in einem Paar Pluderhoſen abgebildet war, den ein paar grimmig ausſehende Teufel auf das Entſetzlichſte martern; der Titel dieſes Werkes aber lautete folgendermaßen: „Vom zuluderten, zucht- und ehrenverwegenen, plundrigten Hoſenteufel Vermahnung und Warnung.“ Aber Alles wollte nichts fruchten, und als Herr Muſculus die zweite Auflage ſeines ſchnell vergriffenen Buches erſcheinen ließ und von der Kanzel noch einmal das Anathema gegen das Hoſen-Unweſen herabdonnerte, fanden ſich einige luſtige Burſche, die am folgenden Sonntage in der Kirche ein Paar ſolcher ver-

Digitized by Google

bönter Beinkleider der Kanzel gegenüber aufhängten, worauf denn der gute Prediger wohl in seinem Eifer nachgelassen und zu der Meinung gekommen sein mag, daß ein Schneider in Modesachen eine wichtigere Stimme hat als der beste Kanzelredner.

Ein anderer Unfug, welcher ebenfalls durch die Wohlhabenheit und den Reichthum der Bürger nach und nach Ueberhand nahm, war das Spiel, so daß der Kurfürst sich im Jahre 1565 genöthigt sah, eine Verordnung dagegen zu erlassen, welche bestimmte, daß Niemand eine größere Summe als dreihundert Gulden verspielen solle, und leicht ist zu ermessen, wie stark diese unheilbringende Leidenschaft um sich gegriffen haben mochte, wenn sogar erlaubt wurde eine, besonders für damalige Zeiten so bedeutende Summe zu verspielen.

Was nun die Stufe der geistigen Ausbildung, auf welche unsere guten Vorältern in der erwähnten Zeitperiode standen, anbetrifft, so war dieselbe immer noch sehr gering geblieben, obschon die Einführung der Reformation gewiß sehr segensreich in dieser Beziehung wirkte. Wir haben unter Joachim I. Regierung von jenen Vorzeichen gesprochen, die wie man glaubte, die verheerende Pest ankündigten, und auch unter Joachim II. Regierung und der seiner Nachfolger hörte dergleichen abergläubisches Treiben nicht auf. — So ergingen sich einst — wie die Chronik erzählt, um die Erndtezeit des Jahres 1559 mehrere Bürger Berlin's vor der Stadt, um des schönen Wetters zu genießen und sich zu zu erlustiren; da gewahrten sie aber zu ihrem nicht geringen Entsetzen auf einem Felde fünfzehn fremdartige, grauenhaft gestaltete Männer, welche mit allen Kräften auf den noch ungemähten Hafer losschlugen, jedoch ohne die reifen Aehren zu zerbrechen. Da eilten alsbald die Bürger heim, um in der Stadt die seltsame Mähr zu verkünden, und als nun viele Andere, sogar des Kurfürsten Hofleute vor das Spandauer-Thor hinausströmten, um die fürchterliche Erscheinung zu schauen, waren zu jenen fünfzehn Männern noch zwölf Andere hinzugekommen, welche ihre Köpfe so bequem unter dem Arm trugen, wie ein Spaziergänger seine Mütze am heißen Sommertage. — Ueber solche Erscheinung sehr bekümmert, rief Joachim sofort eine Versammlung der berühmtesten und geschicktesten Gottesgelahrten zusammen und forschte bei denselben, was wohl solch ein grauenhafter Vorfall zu bedeuten habe; die gelehrten Herren verkündeten ein abermaliges Ausbrechen der Pest und hatten gut Prophezeihen, denn da diese Krankheit sich fast in jedem Jahre in der Mark sowohl, als in Berlin zeigte, blieb dieselbe auch diesmal nicht aus.

Es dürfte überhaupt wohl schwerlich eine kürzere und gewiß auch eine bessere Schilderung unserer Vorfahren geben, als ein Gemälde, welches der gelehrte Abt von Sponheim im oberrheinischen Kreise, Johann Trithemius in einem Briefe von den Brandenburgern, insbesondere aber von den Berlinern entwirft, da er sich, vom Kurfürsten Joachim (1503) an dessen Hof berufen, hauptsächlich in dieser Stadt aufhielt. Dies, vom 20. Oktober des Jahres 1505 datirte, für unsre Vorältern jedoch wenig schmeichelhafte Schreiben lautete in den betreffenden Stellen etwa folgendermaßen:

„Ich lebe hier in Berlin," heißt es daselbst, „durch Gottes Gnade gesund, und stehe in großer Gunst bei dem Kurfürsten, bin aber von allem gelehrten Umgange gänzlich verlassen. Die Einwohner sind gut, aber zu rauh und ungelehrt; sie lieben die Schmausereien und den Trunk mehr, als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der die Bücher liebt. Aus Mangel der Erziehung und der Lebensart ziehen sie die Gesellschaften, den Müßiggang und die Pokale vor. Indessen gefällt mir ihre Frömmigkeit und Religion, in der sie eifrig und andächtig sind. Sie gehen fleißig in die Kirche, feiern die Feste der Heiligen mit Ehrfurcht; sie halten die Fasten strenge, und sind in der Religion um so viel eifriger, da bekannt ist, daß sie unter allen deutschen Völkern die Letzten gewesen sind, die den christlichen Glauben angenommen haben. Die Ausschweifung im Trinken wird von ihnen nicht für ein Laster gehalten; doch giebt es auch Viele, die sich dessen enthalten, und die Eingöglinge von Franken und aus Schwaben sind, wie ich oft bemerke, dem Saufen mehr ergeben, als die Landesbewohner." In einem andern Briefe an einen Rechtsgelehrten setzt er hinzu, um dies Gemälde

Digitized by Google

vollständig zu machen: „Das Land ist gut und fruchtbar; es fehlet aber an fleißigen Arbeitern, denn es ist weitläufig und groß. Die wenigen Bauern, die es hat, sind sehr faul und ziehen den Trunk und den Müßiggang der Arbeit vor. Man kann von den Märkern sagen, daß sie durch die vielen Festtage und durch ihre Faulheit zur Armuth gebracht werden, und daß sie durch das viele Fasten, und dann wieder durch das starke Saufen ihren Tod beschleunigen, denn in beiden Stücken übertreffen sie die übrigen Deutschen. Sie sind von der Natur zur Faulheit geneigt, und die vielen Festtage der Heiligen verhindern sie an der Arbeit: daher sind die Landleute arm, und das Verdienst, welches sie durch die strenge Beobachtung der Fasten bei Gott erwerben, wird durch die Schmauſereien und durch das häufige Trinken wieder aufgehoben. Das Leben in der Mark bestehet in Nichts als in Essen und Trinken."

Wenn nun indessen auch der Herr Trithemius die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren auf eine ziemlich unbarmherzige Weise rügt, so dürfen wir es doch nicht unerwähnt lassen, was Joachim II. für die Verbesserung des Schulwesens in der Mark und besonders in Berlin und Kölln that, denn im Jahre 1510 erließ er unter dem 15. August eine Verordnung, dergemäß sämmtliche Winkelschulen in Berlin und Kölln aufgehoben wurden, und nur die Nikolaischule allein fortbestehen sollte, auch ward dem Rathe aufgetragen, dahin zu sehen, daß das Schulgeld nicht allzu hoch angesetzt werde, damit Unvermögende ebenfalls ihre Kinder des Vortheils, eine Schule zu besuchen, theilhaftig werden lassen könnten. Ferner wurden dieser Schulordnung zufolge, auch Klassen eingeführt und befohlen, daß die Schüler wöchentlich mehrere Male von den Lehrern zur Kirche geführt werden sollten, um daselbst zu singen; dies Letztere geschah in deutscher Sprache, doch bei dem Umfingen auf der Straße, sangen die Schüler lateinisch, zum Unterschiede von Anderen.

Was nun die eigentliche Vergrößerung der Städte Berlin und Kölln anbetrifft, so war dieselbe in jener Zeitperiode nicht gerade von größerer Bedeutung: der Rath erwarb zu den Besitzungen von Kölln, im Jahre 1451, ein Stück Landes in der Feldmark von Deutsch Wusterhausen, von dem Ritter Herren Kurt von Schlieben, nachdem der gemeinsame Magistrat, als Entschädigung für eine, dem Kurfürsten abgetretene Teichstätte an der Panke, von demselben, schon im Jahr 1537, den Kasowschen Werder, der, wie wir uns erinnern, den Spandauischen Nonnen gehört hatte, und auf dem rechten Spreeufer, dem Dorfe Litzow gegenüber lag, erhalten hatte; das Innere der Stadt aber hatte sich wenig verändert. Als etwas Vorzügliches und eine bewundernswerthe Einrichtung finden wir es bemerkt, daß der Ziehbrunnen in der breiten Straße mit einem Schieferdach versehen war und statt des Strickes eine Kette hatte, an welche der Eimer hing; man kann also hieraus auf die Einrichtung der übrigen Brunnen schließen, welche wohl nicht die Zierlichste gewesen sein mag; überdem wurden die ungepflasterten Straßen, in denen der Regen oft genug förmliche Pfühen bildete, dadurch noch bedeutend unsgangbarer, daß die meisten Bürger und Hauseigenthümer, welche Vieh hielten, und das that in der Regel ein Jeder, den Mist und Unrath vor die Thür ihrer Häuser in Haufen werfen ließen, welche überall den unerträglichsten Gestank verbreiteten. — Hierzu gesellte sich noch, daß der freie Platz hinter dem Schlosse, der heutige Lustgarten, noch immer ein stehender, mit Schilf und Binsen bewachsener Sumpf war, und auch die Schloßfreiheit bestand nur aus einer Art von breitem Damm, der von keinen Häusern besetzt war, sondern sich zwischen dem Mühlengraben und dem kurfürstlichen Schlosse hinzog, während ein Theil derselben zum Kirchhof der Domkirche benutzt worden war. — Ebenso wüst lag auch der Schloßplatz, und auch die jetzige Burgstraße bestand nur in einem kothigen Gange längs der Spree, der hin und wieder mit einigen Gärten oder einzeln stehenden, schlechtgebauten Häusern besetzt war, denn auch die Baukunst damaliger Zeit war noch nicht allzu weit vorgeschritten, und man baute gewöhnlich nur niedrige, mit Giebeln versehene Häuser; die Heilige Geist- und jetzige Poststraße waren ebenfalls noch großentheils wüst; nur die rechte Seite der Ersteren (von der Königsstraße aus) war etwas bebaut, denn dort wohnten

Digitized by Google

hauptſächlich Tucharbeiter und Färber; auch zog ſich noch immer eine Art Graben durch dieſe Straße, welcher durch den Wurſthof mit der Spree in Verbindung ſtand, im heißen Sommer aber gewöhnlich ganz und gar austrocknete und dann widerliche, der Geſundheit in hohem Grade nachtheilige Dünſte aushauchte, ſo daß das häufige Wiederkehren und die ſchrecklichen Verwüſtungen der Peſt leichtlich zu erklären ſind. Ebenſo wenig darf man auch bei Erwähnung der übrigen Straßen, an eine fortlaufende Reihe von Häuſern denken; nur ſehr wenige Gebäude ſtanden unmittelbar neben einander, ſonſt nahmen Gärten, auch wüſte Bauſtellen dieſe Plätze ein, und erſt in ſpäterer Zeit wurden die Straßen vervollſtändigt, ſo daß man faſt bis auf den heutigen Tag noch die Häuſer erkennen kann, welche einer früheren, und die, welche einer ſpäteren Zeit angehören. So ſahen die Spandauer-, die Jüden- und die Kloſterſtraße aus; mit der Georgenſtraße ſtand es nicht viel beſſer und der Mühlendamm war nur eine Art von Brücke, welche ohne von Häuſern beſetzt zu ſein über das Mühlengerinne führte.

Waren nun aber auch die meiſten Häuſer Berlin's nur von Holz gebaut, ſo gab es doch auch größere, ſteinerne Gebäude, welche hauptſächlich erſt nach der Regierung Friedrich I., unter deſſen Nachfolger entſtanden ſind; dies waren größtentheils die ſogenannten Freihäuſer, deren Beſitzer, Beamte des jedesmaligen Kurfürſten, ihren Platz zum Hausbau als ſogenanntes Burglehen mit Befreiung von allen ſtädtiſchen Abgaben empfingen. Hieher gehört z. B. das heutige Gebäude in der Hellingen Geiſtſtraße Nr. 19, welches die Kurfürſtin Eliſabeth, die Gemalin Johann Georg's, eine geborne Prinzeſſin von Anhalt, mit Bewilligung ihres Gemals des Kurfürſten, ihrer geweſenen Kammerfrau, Euphroſine Wöhmen, zu Erb und Eigen ſchenkte, mit der Freiheit, aller ſtädtiſchen Abgaben und Frohndienſte los zu ſein, wozu noch die Erlaubniß Bier zu brauen, und Wein und fremde Biere ohne Abgaben zu ſchenken, kam.

Andere Häuſer Berlin's, die gleichfalls ein hohes Alter haben, ſind Nr. 11, 13 und 14 in derſelben Straße; Erſtgenanntes gehörte den Nebten des Kloſters Lehnin, kam aber nach Aufhebung dieſes Kloſters in den Beſitz des Kurfürſten Joachim, welcher es ſeinem Baumeiſter, Kaspar Theiß, gleichfalls mit Befreiung von allen bürgerlichen Abgaben, ſchenkte; außerdem finden wir noch in den übrigen Straßen einzelne Burglehen, doch dürfte unter dieſen Gebäuden hauptſächlich das zu erwähnen ſein, welches die märkiſchen Stände, nachdem ſie, wie oben geſagt, die Tilgung der kurfürſtlichen Landesſchulden theilweis übernommen hatten, im Jahre 1549 in der Spandauerſtraße kauften, und dort eine Art von Büreau zur Verwaltung dieſer Angelegenheiten einrichteten; dies, das ſogenannte Landſchaftsgebäude, ſtand an der Nagelgaſſen-Ecke, bis erſt ſpäter, im ſiebzehnten Jahrhundert, das Haus Nr. 59 in der Spandauerſtraße gekauft und zu demſelben Zwecke eingerichtet wurde. Außerdem muß es ſchon damals auch noch andere, beſſer und maſſiv gebaute Häuſer in der Spandauerſtraße gegeben haben, denn mehrere der dortigen Gebäude verrathen durch ihre Bauart ein hohes Alter. So das Haus Nr. 45, welches in den früheſten Zeiten ein Kloſter geweſen ſein ſoll, und in ſpäterer Zeit ein Eigenthum der Familie v. Blankenfelde wurde, welche, als das Kloſter im Jahre 1380, bei der erwähnten Feuersbrunſt, ein Raub der Flammen wurde, und die Kleriſei vielleicht keine Mittel beſaß, um die zerſtörten Gebäude wieder aufzuführen, den Platz von den Mönchen kaufte. Dort ließ nun der Bürgermeiſter Paul von Blankenfelde, im Jahre 1390, das alte Stammhaus ſeiner Familie aufführen, welches durchweg maſſiv, mit ſchönen gemauerten Gewölben aufgebaut wurde; auch ſoll ſich in demſelben eine, für den Privatgebrauch der Familie eingerichtete Kapelle befunden haben, deren Gewölbe von einem einzigen, ſteinernen Pfeiler getragen wurde. — Ebenſo muß auch das Haus Nr. 64 der Spandauerſtraße ſehr früh geſtanden haben, denn dort befand ſich der alte Stadtkeller Berlin's, wo der Rathsdiener und andere Stadtdiener ſo lange ihre Dienſtwohnungen hatten, bis der Magiſtrat in ſpäterer Zeit dies Gebäude verkaufte.

Auch die Häuſer, in welchen vor Einführung der Reformation die hohen Geiſtlichen, welche zu den



Digitized by Google

Landtagen nach Berlin kamen, wohnten, wurden vom Kurfürſten Joachim an deſſen Hofbediente verſchenkt; ſo die Häuſer Nr. 87, 88 und 89 der Kloſterſtraße, wo die Biſchöfe von Lebus und Brandenburg bei ihrer Anweſenheit in Berlin ihren Sitz hatten; der Propſt von Bersau wohnte in dem Gebäude, wo jetzt die Hauptwache, an der Ecke des neuen Marktes und der Roſenſtraße, früher das Frauengäßlein genannt; der Abt von Lehnin nahm ſeinen Aufenthalt in der Heiligen Geiſtſtraße Nr. 11, und der vom Kloſter Zinna in der Stralauerſtraße Nr. 50; alle dieſe Gebäude waren aber wie ſich von ſelbſt verſteht, Freihäuſer, und blieben es auch, als ſie Joachim als ſein Eigenthum in Anſpruch nahm.

In Kölln war die innere Einrichtung der Straßen nicht viel beſſer, vielleicht gar noch etwas ſchlechter als in Berlin; hölzerne Giebelhäuſer, mit engen, niedrigen Fenſtern, begrenzten wie in jener Stadt die ſchmutzigen, unreinlichen Straßen, und nur wenige Freihäuſer, welche ſich in der Nähe der kurfürſtlichen Burg erhoben, waren bequemer und ſtattlicher aufgeführt. Wie die Heilige Geiſtſtraße in Berlin, ſo war auch die breite Straße in Kölln beinahe nur auf einer Seite angebaut; der kurfürſtliche Marſtall und das ſtattliche Haus eines Herren von Otterſtedt waren die einzigen Gebäude auf der Spreeſeite der breiten Straße, in welcher ſich ausſerdem eine Menge von Fleiſchſcharren befanden, die ſpäterhin längs des kölniſchen Rathhauſes und hinter demſelben errichtet wurden, und ſo der ſpäter entſtandenen Straße bei dem Rathhauſe den Namen der Scharrenſtraße gegeben haben. Die Brüder- und Fiſcherſtraße befanden ſich in ähnlichem Zuſtande, als die Straßen der Schweſterſtadt, die Roß- und Lapp-, nachmals Petriſtraße, waren ebenfalls noch im Entſtehen begriffen, und die Grünſtraße war ein offener Marktplatz, wo Gemüſe feil gehalten wurde.

Was nun die Umgebung von Berlin und Kölln anbetraf, ſo ſah es damit auch noch ſehr wüſt aus. Meiſtentheils ſah man Wieſen und Ackerland unmittelbar vor den Thoren, doch beſtand ſchon am Ende des funfzehnten Jahrhunderts vor dem Spandauerthore bei der Spree ein größerer kurfürſtlicher Garten, wo nachmals das Schloß Monbijou gebaut wurde, und auch in der Gegend der Hamburgerſtraße befand ſich ein, dem Bürgermeiſter Retzlow zugehörender Luſtgarten. Die weſtliche Seite der Stadt war dagegen von dem Thiergarten begrenzt, welcher ſich faſt dicht bis an die Spree erſtreckte, und den ganzen Raum der heutigen Dorotheenſtadt und einen Theil der heutigen Friedrichsſtadt einnahm. Außerdem fand man aber bei Berlin und Kölln viele Weinberge, von deren Exiſtenz ſich jedoch nur geringe Spuren (Wollank's, Klaus-Weinberg und Andere) bis heut erhalten haben, die aber damals durchaus nicht unbedeutend zu nennen waren, denn alle Urkunden und Briefe, die ſich um Abgaben, Zehnten und andere Gefälle handeln, erwähnen des märkiſchen Weines als eines Hauptproduktes damaliger Zeit, der ſogar in's Ausland und zwar nicht nur nach Polen, Rußland und anderen, nördlicher gelegenen Ländern, ſondern auch nach Schleſien und Böhmen ausgeführt wurde. Im Uebrigen betrachtete man zu jener Zeit die Weintraube nicht als eine gewöhnliche Obſtart; es wurde nicht allein als eine ungiemende Verſchwendung angeſehen, ſondern war auch ſogar verboten, die Trauben zu genießen; nur an kranke Perſonen oder Schwangere durften zuweilen ein Paar Trauben gegeben werden, die mehr für eine ſtärkende Arznei als eine gewöhnliche Speiſe geachtet wurden.

So ſah es nun zu jener Zeit in den guten Städten Berlin und Kölln aus, als Kurfürſt Joachim II. das Zeitliche ſegnete und in der, von ihm im Dome geſtifteten Gruft ſeiner Ahnen beigeſetzt wurde; auch ſein Bruder, Markgraf Johann von Küſtrin, obſchon bedeutend jünger als Joachim, überlebte denſelben nicht lange, ſondern ſtarb ſchon am 13. deſſelben Monats, in welchem der Kurfürſt entſchlafen war, alſo ungefähr eilf Tage nachher. — Johann von Küſtrin war ganz das Gegentheil ſeines verſtorbenen Bruders geweſen, und wenn dieſer leutſeelige und wohlwollende Fürſt Pracht und Aufwand an ſich und ſeinen Dienern liebte, ſo ſchränkte Johann dagegen ſeine Hofhaltung faſt bis zur

Digitized by Google

Knauserei ein, und konnte es ebenfalls so wenig gut heißen, wenn seine Unterthanen auf irgend eine Weise die Grenzen der Sparsamkeit überschritten, daß er einst, im Jahre 1569, an seinen Geheimen Rath, den Herren Berthold von Mandelslohe, welcher die seltene Ueppigkeit beging, mit seidenen Strümpfen auszugehen, die väterliche Mahnung erließ: „Berthold, ich habe zwar auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur des Sonn- und Festtag's." — War nun aber auch eine solche Sparsamkeit dem Lande ersprießlicher als Joachim's Prunkliebe, so war der Letztere doch bei dem Volke viel mehr beliebt als Jener, und gern war man geneigt seine Schwächen und Fehler zu verdecken und zu entschuldigen; daher auch die meisten Geschichtschreiber ihn als einen gar freundlichen und milden Herren schildern; wie z. B. Sebaldus folgendermaßen von ihm schreibt: „Denn obwohl Sr. Kurfürstliche Durchlaucht ein sehr gottfeliger und hochberühmter Potentat gewesen, so haben Sie sowohl als König David, der auch ein Mann nach dem Herzen des Herren genannt wird, ihre menschlichen Fehler gehabt, sonderlich auch in dem, daß Sie sehr milde gewesen, den Beamten zu viel Willen gelassen und selten Rechnung gefordert haben, daher dem Lande sonderlich auch wegen der Gebäude ziemliche Schulden aufgebürdet worden, dabei denn eingerissen allerhand Laster, hohe Schöße, neue Bierzisen und dergleichen mehr, welche Lasten ohne Zweifel die Unterthanen mit ihren Sünden verdienet, weil sie der wahren, christlichen, wieder hervorgesuchten Lehre nicht gebührlich, sondern oft sehr ärgerlich gelebet haben, wie getreue Lehrer darüber hin und her schwere Klagen geführet."



Digitized by Google

# III.

## Die Städte Berlin und Kölln bis zur Beendigung des dreißigjährigen Krieges. (1648.)

Als der Kurprinz Johann George von seines Vaters plötzlichem Tode Kunde erhielt, befand er sich auf dem entfernten Jagdschlosse Zechlin in der Priegnitz, und eilte von dort ungesäumt nach Berlin, wo die Günstlinge und Vertrauten des verblichenen Herrschers seiner Ankunft mit banger Erwartung entgegensahen, und wirklich war auch zu einer derartigen Furcht hinlänglicher Grund vorhanden. Johann Georg war wirklich kaum in seiner Residenz angekommen, als er sofort Befehl gab, die Stadtthore zu schließen, die Häuser der vornehmsten kurfürstlichen Räthe mit Wache zu besetzen und deren Papiere mit Beschlag zu belegen. Es geschah und nun begann eine strenge Untersuchung gegen alle diejenigen Personen, welche sich des verstorbenen Fürsten Gunst zu erfreuen gehabt hatten; sogar der wackere Kanzler Distelmeier, über dessen Redlichkeit sich im ganzen Lande nur eine Stimme erhob, ward zur Untersuchung gezogen, blieb aber in seinem Amte, weil der Kurfürst seines tiefen Ueberblickes in Geschäftssachen nicht gut entbehren konnte. Alle übrigen Räthe Joachim's wurden aber verabschiedet, und besonders bedauernswerth war das Schicksal des wackren Bürgermeisters Thomas Mathias, dessen wir am Schlusse des vorigen Abschnittes gedachten. — Für alle jene Treue und aufopfernde Redlichkeit, mit welcher er seinem verstorbenen Fürsten gedient, und dessen Bestes er aus allen Kräften befördert hatte, wurde ihm jetzt Schimpf und Schande zu Theil; auch in seiner Wohnung wurde auf Johann Georg's Befehl Alles versiegelt, er durfte sich nicht aus seinem Hause entfernen, und eine Untersuchung gegen ihn wurde eingeleitet. Aber nun erst ergab sich, wie rechtschaffen der würdige Mann gehandelt hatte, wie er sogar seine eigene Wohlfahrt dem Interesse seines Herren aufgeopfert hatte. Man glaubte eine große Menge von Schätzen unter seiner Habe zu entdecken, aber statt derselben fanden sich nur

Digitized by Google

Schuldverſchreibungen vor, durch welche Thomas Mathias ſein eigenes Vermögen verpfändet hatte, um den Kurfürſten aus deſſen fortwährender Geldverlegenheit zu helfen; aber ungeachtet aller dieſer Zeugniſſe, die freilich keine Strafe zuläſſig machten, ward ihm ſein Amt als kurfürſtlicher Rentmeiſter genommen, und wenn er auch Bürgermeiſter von Berlin blieb, ſo dachte doch Johann George unedel genug, nicht einmal die Schulden ſeines Vaters, für welche Thomas Mathias Bürgſchaft geleiſtet hatte, zu bezahlen, und ſo ward der Bedauernswerthe von ſeinen hartherzigen Gläubigern in das Schuldgefängniß geworfen. Er erhielt jedoch endlich ſeine Freiheit wieder und ſtarb bald nachher, im Jahre 1576, in einer ſo drückenden Armuth, daß ſein Nachlaß nicht einmal dazu hinreichte, ſeine Begräbnißkoſten zu beſtreiten.

Wenn nun der Kurfürſt Johann Georg aus bloßem Vorurtheil auf eine ſolche Weiſe gegen Unſchuldige verfuhr, traf natürlich ein weit härteres Loos alle Diejenigen, welche wirklich mit ſchuldbeladenem Gewiſſen vor ſeinem Richterſtuhle erſchienen; unter ihnen befand ſich, wie leicht zu erwarten, der Kämmerer Lippold.

Allgemein war der Haß gegen den Hofjuden in den letzten Jahren von Joachim's Regierung geworden, der Unglückliche, ſich der fortwährenden Gunſt ſeines Herrn erfreuend, hatte die Chriſten ſowohl als ſeine Glaubensbrüder mit ſchnöder Geringſchätzung behandelt, ſein unbarmherziger Wucher hatte ihm jedes Herz entfremdet; der gefürchtete Kämmerer hatte nur einen einzigen Freund gehabt, und zwar glücklicherweiſe den Mann, welcher auf dem Throne Brandenburg's ſaß; jetzt aber ſtand er ganz allein und erbarmungslos der Wuth ſeiner Feinde preisgegeben. — Ein unglücklicher Zufall wollte außerdem, daß Lippold bei Joachim's Jagd in Köpenick zugegen geweſen war, und dem Fürſten unmittelbar vor dem Schlafengehen, am Abend vor ſeinem Tode, einen Becher Malvaſier gereicht hatte; ſo verbreitete ſich bald in der ganzen Stadt das Mährchen, daß Lippold den Fürſten vergiftet habe.

Wie lächerlich nun auch immer eine derartige Anklage ſchon an und für ſich war, denn Niemanden mußte mehr, als grade dem Hofjuden daran gelegen ſein, das Leben ſeines Herren ſo lange als möglich zu erhalten, ſo fand ſie dennoch bald allgemeinen Glauben, und nun ward der unglückliche Jude ſowohl des Fürſtenmordes, als auch des Betruges der landesherrlichen Kaſſe und Münze angeklagt und in enge Haft gebracht. Da brach ſofort der lang genährte Haß des Volkes gegen ſämmtliche Juden los; kein Israelit durfte ſich ohne Lebensgefahr auf der Straße blicken laſſen, mehrere Häuſer der Judenſtraße in Berlin wurden von dem Pöbel erbrochen und geplündert, während die Bewohner nur mit großer Mühe ihr Leben durch die Flucht retteten; auch die Synagoge wurde zerſtört und nur mit der größten Mühe vermochte der Kurfürſt das erbitterte Volk im Zaum zu erhalten, daß ſich nicht wieder die Tage jener fürchterlichen Judenverfolgungen, wie in früheren Jahrhunderten, erneuten. Nunmehr liefen aber an jedem Tage eine unzählige Menge von Klagen und Beſchwerden über die Betrügerei und den unerlaubten Wucher Lippold's und ſeiner Glaubensgenoſſen ein, daß des Kurfürſten Unwille gegen den Hofjuden ſich immer mehr und mehr ſteigerte, und er die Unterſuchung gegen denſelben mit der äußerſten Strenge zu führen befahl.

Indeſſen fand ſich unter allen Papieren Lippold's nicht das Geringſte, was gegen ihn als Schuldbeweis hätte auftreten können, ſeine Rechnungen befanden ſich vielmehr in der größten Ordnung und waren pünktlich bis zu dem Tage ſeiner Feſtnehmung fortgeführt, auch die vorgenommene ärztliche Obduktion des kurfürſtlichen Leichnams, ließ durchaus keine Spur von Gift entdecken, und da Lippold außerdem auch den Martern der Folter Trotz bot, und ſelbſt unter den oft wiederholten Qualen ſeine Unſchuld ſtandhaft bethenerte, ſo hätte man ſich, alter angewandten Mittel ungeachtet, genöthigt geſehen, den Angeſchuldigten frei zu geben, wenn nicht ein zufälliger Umſtand, vielleicht auch nur durch die Bosheit ſeiner Feinde herbeigeführt, das Schickſal des Unglücklichen entſchieden hätte. Lippold's Frau hatte nämlich freien Zutritt zu dem Kerker ihres Gatten, und gerieth eines Tages mit demſelben in lebhaften Streit, wobei ſie in der Hitze ihres Zornes dem Eingekerkerten vorwarf, daß er ein Zauberer ſei, und es verſtanden

Digitized by Google

habe, durch geheimnißvolle Tränke ſich des verſtorbenen Kurfürſten Gunſt zu erhalten. Dieſe inhaltſchweren Worte waren von der Wache vor der Gefängnißthür gehört worden, und man benutzte ſie, eine neue Anklage gegen den Unglücklichen zu erheben. Ein Buch mit geheimnißvollen Charakteren beſchrieben, welches man im Hauſe des Juden vorfand, wurde ſofort für das Zauberbuch ausgegeben, und da nun auch ſeine Frau mit der Folter bedroht wurde, wenn ſie nicht bei ihrer früheren Ausſage bleibe, ſo erklärte ſich endlich Lippold, deſſen Standhaftigkeit den ſtets wiederholten Martern der Folter unterlag, daß er die angeſchuldigten Verbrechen wirklich begangen habe. Er verſuchte es zwar noch einmal durch Widerruf ſein Leben zu retten, aber nun ward die Folter mit ſolcher Gewalt angewendet, daß dem Unglücklichen das Blut ſtromweis aus dem Halſe ſtürzte, und er, von der Marterbank losgeſpannt, noch einmal ſein Bekenntniß wiederholte. Nun wurde das Bluturtheil über ihn geſprochen und vollſtreckt. Der bedauernswerthe Kämmerer wurde auf dem neuen Markte zu zehn Malen an verſchiedenen Theilen des Körpers mit glühenden Zangen gezwickt, dann an Armen und Beinen gerädert und endlich, während er noch immer lebte, in vier Stücke zerhauen, die auf dem Galgen liegen blieben, während der abgehauene Kopf des Juden noch beſonders auf das Georgenthor geſteckt wurde; die Eingeweide und das vermeintliche Zauberbuch wurden auf dem Richtplatze verbrannt, und als unter dem Blutgerüſte zufällig eine Maus hervorlief, glaubten die Umſtehenden in derſelben den Zauberteufel Lippold's zu erkennen.

Das ſehr bedeutende Vermögen Lippold's war indeſſen durch die Gerichtskoſten, welche er außerdem tragen mußte, faſt gänzlich erſchöpft worden, nur einige Tauſend Thaler blieben ſeiner Frau noch übrig, und Dieſe mußte mit ihren Kindern und allen ihren Glaubensgenoſſen ſofort die märkiſchen Lande räumen, aus welchem die Israeliten jetzt im Laufe eines Jahrhunderts zum zweiten Male vertrieben werden. Zwar wendete ſich Lippold's Frau, um Gerechtigkeit bittend, an den Kaiſer Maximilian, und wirklich erließ derſelbe ein Schreiben an den Kurfürſten Johann George, in welchem er demſelben harte Vorwürfe wegen ſeines ungerechten Verfahrens machte, aber der Kurfürſt erwiederte ziemlich barſch, daß Lippold nach Urtheil und Recht hingerichtet worden, die Judenſchaft aber ſammt und ſonders ſchädliches Geſindel ſei, welches nothwendig ausgerottet werden müſſe; — damit hatte dieſe Angelegenheit ihr Bewenden.

Wie hart außerdem der Kurfürſt mit der Geliebten ſeines Vaters, der ſchönen Gießerin Anna Sydow, verfuhr, haben wir ſchon vorher erwähnt, und nicht minder trug er auch dieſen Haß auf ſeine Halbſchweſter, Joachim's außereheliche Tochter, Magdalene, über, welche ihr Vater zu einer Gräfin von Arnaburg erhoben und mit einem Grafen von Eberſtein verlobt hatte. Hauptſächlich wohl, um nur die Koſten der reichen Ausſtattung zu erſparen, erklärte Johann Georg dieſe Verbindung für nichtig, und um die ſchuldloſe Tochter einer Frau, die es wie viele tauſend Andere ihres Geſchlechtes nicht vermocht hatte, den Huldigungen eines männlich ſchönen Fürſten zu widerſtehen, noch tiefer zu kränken, verlobte er die unglückliche Gräfin mit ſeinem Hofrentenſchreiber Andreas Kohl, welchen er einſt mit bitterem Scherze gefragt haben ſoll: „Nun wie ſteht's Andreas, willſt Du mein Schwager werden?“ Herr Andreas Kohl, der ſich nicht wenig durch einen ſolchen Antrag geſchmeichelt fühlte, griff natürlich mit beiden Händen zu und heirathete die Gräfin, die ſich jedoch mit Reſignation in ihr trübes Schickſal ergab, und dem Schreiber bis zu deſſen Tode eine treue Hausfrau blieb, ſich auch dann nicht wieder verheirathete, ſondern bis zu ihrem, im Jahre 1610 erfolgendem Tode ein ſtilles, eingezogenes Leben führte.

Unmittelbar nach Beendigung dieſer Angelegenheiten richtete der Kurfürſt Johann George ſeinen Blick auf die in hohem Grade zerrütteten Finanzen des Landes; die Stände wurden nach langen Debatten endlich dazu bewogen, einen Theil der Landesſchulden zur Tilgung zu übernehmen, und während der Kurfürſt ſelbſt ſeinen eigenen Hofhalt ſo ſehr als möglich beſchränkte, reichten auch der Magiſtrat von Berlin und Kölln, im

Digitized by Google

Jahre 1580, eine Verordnung zur kurfürſtlichen Beſtätigung ein, welche dem übertriebenen Luxus der Bürger ein Ziel ſetzen ſollte.

Dieſem, in jeder Beziehung merkwürdigem Geſetze zufolge, wurden ſämmtliche Einwohner Berlin's in vier Klaſſen getheilt und zwar dergeſtalt, daß zur erſten Klaſſe die Adligen, die Doktoren, Pröpſte, Bürgermeiſter, Kammergerichtsadvokaten und die zum Rathe gehörenden Perſonen, als Stadtſchreiber, Richter und Schöppen gerechnet wurden; zur zweiten Klaſſe gehörten die Kaufleute, die vornehmeren Bürger und die untergeordnete Geiſtlichkeit; geringere Handwerker und Bürger, auch die Diener des Rathes, bildeten die dritte Klaſſe, während Knechte, Mägde, Tagelöhner ꝛc. zum Vierten, dem unterſten Stande gerechnet wurden.

Zu allen vorkommenden Feſtlichkeiten, mochten ſie nun von einer Art ſein, welcher ſie immer wollten, konnte der erſte Stand acht Tiſche, jeden mit zehn Gäſten beſetzt, einladen, wobei jedoch die Jungferntiſche nicht mit einbegriffen waren, an welche man ſo viel Perſonen als man beliebte, ſetzen konnte; auch waren noch für Fremde, die etwa ungeladen ſich bei dem Feſte einfanden, zwei andere Tiſche erlaubt. Die Speiſen ſelbſt beſtanden Mittag's, außer dem Nachtiſch, aus nicht mehr als fünf Gerichten; getrunken durfte Rheinwein auch zweierlei fremdes Bier, außer den inländiſchen Weinen und Bieren, werden, doch war ſüßer Wein bei einer Strafe von zehn Thaler verboten.

Der zweite Stand durfte, außer den vorher gemachten Ausnahmen, nur ſechs Tiſche, im Ganzen alſo ſechzig Perſonen bewirthen, und denſelben zu Mittag vier, Abend's nur drei Gerichte vorſetzen, doch war jeder fremde Wein verboten, nur Landwein und außerdem Bernauer, Ruppiner oder Stettiner Bier erlaubt. — Vierzig Perſonen zum Gaſtgebot einzuladen war dem dritten Stande vergönnt; auch hier durften Mittag's vier und Abend's drei Gerichte gegeben werden, jedoch war der Nachtiſch darin mit einbegriffen, und das Getränk beſtand nur in Bier, während dem vierten Stande erlaubt war, zwanzig Gäſte mit drei Gerichten, Mittag's ſowohl als Abend's, und mit ſtädtiſchem, aber keinem fremden Biere zu bewirthen.

Es war indeſſen gewiß eben ſo nothwendig und zweckmäßig, daß nicht allein die Anzahl der Gäſte und die Menge der Speiſen und Getränke durch dieſe Verordnung genau begrenzt wurden, ſondern man unterwarf die Dauer der Feſtlichkeiten und außerdem einige andere ausſchweifende Gebräuche nothwendigen Beſtimmungen. Der erſte und zweite Stand konnte indeſſen Feſtlichkeiten, wie etwa eine Hochzeit, nach wie vor mehrere Tage hindurch feiern, und auch mehrere Male zur Kirche gehen; dem dritten und vierten Stande war dagegen der Kirchgang nur einmal verſtattet, auch durften die Mahlzeiten ſelbſt nicht über eine Stunde dauern, und mußten Mittags um eilf, ſpäteſtens um zwölf Uhr anfangen. Dann ging's von dem Hochzeithauſe, wenn nämlich eine Feſtlichkeit dieſer Art die Gäſte verſammelt hatte, im fröhlichen Zuge nach dem Rathhauſe, wo man ſich, gegen eine Abgabe an die Kämmereikaſſe, in dem großen Saale mit Tanz und Spiel unterhielt, bis um fünf Uhr die Glocke verkündete, daß es hohe Zeit ſei, die Abendmahlzeit einzunehmen. War nun dieſe in der vorgeſchriebenen Zeit beendet, ſo konnte die Geſellſchaft in den Sommermonaten ſich noch einmal nach dem Rathshauſe begeben und dort bis gegen eilf Uhr luſtig und guter Dinge ſein; im Winter war der zweite Beſuch des Rathhauſes nur dem erſten Stande erlaubt; die Anderen mußten zu Haus bleiben und durften bei Bier und Wein, aber nicht länger als ebenfalls bis um eilf Uhr, zuſammenſitzen.

Auch die Geſchenke, die beſonders bei Gelegenheit einer Hochzeit ſehr verſchwenderiſcher Art geweſen waren, wurden beſchränkt. Nicht mehr ſämmtliche Verwandte, oder gar alle männliche Gäſte, ſondern nur den Vater und die Brüder des Bräutigams ſollte die Braut, wie es die Sitte erheiſchte, mit Hemden beſchenken, und auch der Bräutigam durfte ſeine Gegengeſchenke an Schuhen und Pantoffeln nur auf die Mutter und die Schweſtern der Braut ausdehnen; die Brautkränze, deren wir oben erwähnten, und welche theils durch ihre künſtliche Arbeit, theils durch das dazu verwendete Gold und Sil-

Digitized by Google

ber, ein ſehr theurer Gegenſtand geworden waren, wurden gänzlich abgeſchafft, und nur eine zum erſten Stande gehörende Braut durfte dem Bräutigam einen mit Goldſchnur beſetzten Kranz, an welchem jedoch nicht über eine Viertelunze Gold ſein durfte, überreichen. Ein Kranz mit Silberſchnur war dem zweiten Stande erlaubt; die zur dritten und vierten Klaſſe gehörenden Perſonen durften aber nur gewöhnliche Kränze austheilen. Das Schenken der Brauthähne wurde zwar nicht ganz aufgehoben, aber doch wenigſtens dahin eingeſchränkt, daß dieſelben nur von den Eltern der Braut und des Bräutigams gegeben werden ſollten.

Wenn man Muſik zur Tafel oder zum Tanze haben wollte, mußte man ſich an den Stadtpfeifer, des Raths Hausmann, wie er auch genannt wurde, wenden, der dann mit ſeinen Geſellen aufſpielte, und dafür bei einer Hochzeit erſter Klaſſe einen Thaler erhielt, der zweite Stand zahlte einen märkiſchen Gulden, der Dritte einen halben Thaler, der vierte Stand nur einen Ortsthaler. Indeſſen war es auch erlaubt, fremde Spielleute anzunehmen, wenn man etwa mit dem Hausmann nicht zufrieden war, der überhaupt nur bis acht Uhr Abends bei der Geſellſchaft bleiben durfte, da er ſodann auf dem Thurme blaſen und ſeinen ſonſtigen Dienſt verrichten mußte.

Streng verboten ward auch das Betteln bei ſolcher Gelegenheit; oft hatte man zu der ſogenannten Brautſuppe, die an das hülfsbedürftige Publikum ausgetheilt wurde, einen halben Ochſen nöthig gehabt, doch nach jener Verordnung durfte dieſelbe nur an die niederen Schuldediente, an Schwangere und Kranke gegeben werden; die Schauеſſen, mit welchen Küchs- und Kellermeiſter und andere Perſonen die Mildthätigkeit der Gäſte in Anſpruch nahmen, mußten wegfallen, die Bettelvoigte aber erhielten vier Stübchen Bier und etwas Brod und Fleiſch, wogegen ſie verpflichtet waren, die Bettler und alles unnütze Geſindel von den Thüren des Hochzeithauſes entfernt zu halten. Aber auch die liebe Schuljugend Berlin's hatte bei ſolchen Gelegenheiten die beſondere Aufmerkſamkeit des Magiſtrat's rege gemacht, und die jungen Herren Scholaren mochten weit größere Fähigkeiten in ſich fühlen, ein Glas guten Weines zu trinken und ein tüchtiges Stück Kuchen dazu zu eſſen, als lateiniſche Vokabeln zu lernen oder den Cornelius Nepos zu leſen. Nun blieb ihnen zwar nach dieſer neuen Magiſtrat'sverordnung noch immer die Erlaubniß, ein paar Lieder zu ſingen, ein Büchſe, um Geld zu ſammeln, auf den Tiſch zu ſetzen, und ein Stück Kuchen in die Taſche zu praktiziren; aber aufhalten durften ſie ſich nicht länger, damit ſie um ein Uhr, wie ſich's gebührt, wieder in der Schule ſein und ihren Studiis obliegen können, und nicht, wie bisher vorgekommen, ſich voll ſaufen oder auch wohl gar tanzen, auf daß es nicht nöthig werde, ſie mit der Peitſche fortzutreiben.

Nachdem durch dieſe und ähnliche Beſtimmungen, deren genauere Anführung den Leſer ermüden würde, dem Luxus bei größeren Privatfeſtlichkeiten Schranken geſetzt waren, richtete der Magiſtrat auch ſein Augenmark auf die verſchwenderiſche Kleiderpracht, denn der Hoſenteufel des Herren Musculus hatte keine Reform der Modeangelegenheiten hervorgerufen, und nach wie vor kleideten ſich ſelbſt die geringeren Klaſſen der Einwohner in die köſtlichſten Stoffe.

Der neuen Verordnung gemäß durften die zum erſten Stande gehörenden Perſonen Seide, auch feines Tuch, jedoch nicht die Elle über drei Thaler zu ihrer Kleidung wählen, Dammast und Atlas, auch Sammet durften nur zu Miedern und Wämmſern gebraucht oder auch zu Beſätzen verwendet werden, wovon natürlich Doktoren und andere Leute, deren Amtstracht einen ſolchen Stoff erforderte, ausgenommen waren; zum Unterfutter war an Pelzwerk Marder, Fuchs-, Wolfs- und anderer Pelz erlaubt; Zobel durfte gar nicht, nicht einmal zum Gebräm der Kleider, höchſtens nur an Mützen getragen werden. Gold- und Silberſtickereien auf Kleidern und Perlengewinde an den Röcken, waren gleichfalls verboten, doch durfte man Erſtere, aber nicht zu reich, als Borte an den Miedern oder auf dem Bruſtlatz tragen. — Auch in Schmuckſachen war den Frauen und Jungfrauen ein Ziel geſetzt; die goldene Kette, welche man zu damaliger Zeit um Hals und Nacken geſchlungen trug, und die ein unerläßlicher Toi-

Digitized by Google

letten-Gegenstand aller Damen von gutem Ton war, durfte nicht mehr als sechzig rheinische Gulden, der sonstige Schmuck an Perlen, Ringen u. s. w. nicht mehr als sechszehn Gulden kosten. Dem zweiten und dritten Stande durfte die Elle Tuch zum Kleide nicht theurer als anderthalb Thaler zu stehn kommen, auch Seide konnte man tragen; außerdem durfte Atlas und Sammt nur zu Besätzen, aber nicht zu Miedern angewendet werden; Goldschmuck war ganz und gar verboten, Personen des zweiten Standes aber silberner, unvergoldeter Schmuck erlaubt. Für die vierte Klasse der damaligen Berliner war alles seidene Zeug untersagt, nur eine ganz leichte Art dieses Stoffes, Brugg'scher Atlas und Rasch *) waren zu Besätzen der Kleider gestattet, aber Marder- und Fuchspelze verboten.

Damit nun auch nach diesen Verordnungen gehandelt werde, hatten die Schneider den Befehl, Niemandem ein köstlicheres Gewand anzufertigen, als es sich für dessen Stand schicke, auch die Goldarbeiter durften keinen werthvolleren Schmuck, als erlaubt war, verkaufen, und außerdem mußten die Herrschaften über ihre Dienstboten wachen, daß diese Vorschriften nicht übertreten wurden; sie selbst aber wurden in Strafe genommen, wenn sie ihre Dienerschaft mit einem besseren oder werthvollerem Kleide, als erlaubt war, beschenkten. — Ungeachtet dieser strengen Befehle dachte aber der Magistrat human genug, allen denen, die vor der Veröffentlichung dieser Kleideredrordnung sich eine Garderobe angeschafft hatten, die sich mit dem neuen Gesetze nicht vertrug, zu gestatten, wenigstens die vorräthigen Kleidungsstücke noch zu benutzen.

Es dürfte indessen nicht unwahrscheinlich sein, daß der Kurfürst Johann George nur deshalb auf solche Weise den Aufwand seiner Unterthanen beschränkte, und seine eigene Hofhaltung ebenfalls ziemlich kärglich einrichtete, um den Gegensatz zwischen seiner und des Vaters Regierung um so greller hervortreten zu lassen, da er, unmittelbar, nachdem er die drückende Schuldenlast mit Beihülfe der getreuen Stände wenigstens für den Augenblick getilgt hatte, seine Hofburg zu Kölln an der Spree zum Sammelplatz der benachbarten Fürsten und Grafen machte, die auch nicht verfehlten Johann Georg's Einladungen Folge zu leisten. Dabei fehlte es aber dem Kurfürsten gänzlich an der wohlwollenden Leutseligkeit seines Vaters, und von seinen prunkenden Hoffesten, die mehr Geld kosteten, als Joachim's Festlichkeiten, war jene harmlose Lust gewichen, die auch das Volk an des Herrschers Freude theilzunehmen, auffoderte. Maskenaufzüge, Mummereien, Feuerwerke, welche Letztere in der Mark noch ganz etwas Neues waren, aber desto größere Summen kosteten, waren die Vergnügungen, an denen Johann George Behagen fand; aber seine Einspännigen (so hießen zu jener Zeit die besoldeten Leibwächter) standen mit ihren Hellebarden bereit, jeden Neugierigen, der auch etwas von dem kurfürstlichen Vergnügen mitgenießen wollte, derb zurück zu weisen.

Staunend erzählen indessen die gleichzeitigen Schriftsteller von der Pracht und dem Glanze dieser Lustbarkeiten (wozu die Unterthanen doch jederzeit das Beste hergeben mußten, obschon sie wenig davon zu sehen bekamen) und in mehreren Chroniken finden wir eine ganz ausführliche Beschreibung dieser Feste.

Im Jahre 1586, bei der Taufe des ältesten Sohnes aus Johann Georg's dritter Ehe, zeichneten sich die pomphaften Festlichkeiten, mit denen dieser feierliche Tag begangen wurde, ganz besonders aus; ein prächtiges Ringrennen, durch den Herzog Christian von Sachsen und einen Grafen von Barby angeführt, machte den Anfang des Festes und dauerte am Montag und Dienstag; am folgenden Tage fand ein Fußturnier statt, am vierten, dem Donnerstage, wurden die Preise an die Sieger vertheilt, und während der übrigen Tage der Woche gab es andere, den abziehenden Fremden zu Ehren veranstaltete Gelage, wobei natürlich auch tüchtig getrunken wurde, so daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn wir hören, daß bei einer späteren Gelegenheit, im Jahre 1597, die Landgrafen von Hessen, Moritz und

*) Brugg'scher Atlas und Rasch; ganz leichte, seidene Zeuge von denen Letzteres in der Stadt Brügge in Flandern, das Zweite zu Arras im Departement Pas de Calais angefertigt wurde, und die daher ihren Namen erhielten.



Digitized by Google

Ludwig, welche auf dem Schlosse zu Kölln zum Besuch gewesen waren, nach gehörigem Steigbügeltrunk das Spandauische Thor nicht finden konnten, und endlich von einem Bürger mit vieler Mühe aus der Stadt hinausgeleitet werden mußten.

Um jedoch dem Leser einen vollständigeren Ueberblick über die ganze Art und Weise dieser Feste zu geben, lassen wir die genauere, gewiß nicht uninteressante Beschreibung der Lustbarkeiten folgen, zu denen im Jahre 1592 die Taufe des Markgrafen Sigismund den Anlaß gab, und die uns der märkische Schriftsteller Engel ganz genau, etwa folgendermaßen beschreibt:

Es war in den ersten Tagen des Decembers im genannten Jahre, als schon eine Menge Fürsten, Grafen und Herren, welche zu der Festlichkeit geladen waren, in Berlin einzogen, und sämmtlich im kurfürstlichen Schlosse geherbergt, oder auf Kosten des Kurfürsten in den Herbergen der Stadt untergebracht wurden, bis endlich der 11. Dezember, der Tag, an welchem die Tauffeierlichkeit stattfinden sollte, herannahte. An diesem Tage hatten die Bürger beider Städte ihre Häuser festlich geschmückt, so gut es die Jahreszeit erlauben wollte, und die grünen Tannreiser, die überall freundlich aus der frischen Schneedecke hervorragten, gaben den belebten Straßen ein freundliches, wohlgefälliges Aussehn; besonders aber waren die Gebäude nächst dem Schlosse und die Stechbahn, zwischen der Domkirche und der Spree, geschmackvoll verziert. Auf der Rennbahn selbst waren fünf Schwibbogen angebracht, die mit Laub und Blumengewinden, auch mit Gemälden geschmückt waren; an dem fünften Schwibbogen aber hing in der Mitte der Rennbahn der Ring, nach welchem gerannt werden sollte, und über demselben eine Krone; grade gegenüber aber war eine Art geschlossener Tribüne für die Kampfrichter angebracht. Auf diesem Schwibbogen stand auf einer Kugel das hölzerne Bild einer Fortuna, welche eine Fahne mit der Inschrift Viktoria, in der Hand hielt; ihr zur Seite standen, gleichfalls aus Holz geschnitzt, zwei Statuen, Römer darstellend; zu ihren Füßen aber war ein Greif gemalt und unter demselben folgende Reime geschrieben:

Zu ehren den kurfürstlichen Stamm,
So da glücklich sein kommen an,
Damit sie sich ergötzen mögen,
Durch Ritterspiel sich wohl bewegen.
Zu Gottes Lobe, Preis und Ehr,
Der jetzt gesegnet hat noch mehr
Das löblich Kurhaus Brandenburg,
Ganz wohl geziert, gemehrt dadurch
Mit einem jungen Herren zart,
Den zwanzigsten October geboren ward;
Darum kurfürstliche Treue
Erfreuet wird jetzt wieder auf's Neue.
Die ritterlich Zusammenkunft
Verursacht hat die recht Vernunft,
Dies Ritterspiel zu ordnen an,
Kurfürst Hans Görg hat machen ahn.
D'rum auch hierzu die Ritter gut
Gelassen sein, aus freiem Muth
Zu kämpfen, streiten gegen jedermann,
So mögen kommen auf den Plan.
Sein Glück zu suchen, ob er mög' erlangen
Die Kron der Ehren, so hier thut hangen,
Und von den beiden Römern gut
Behalten wird in gutem Muth.
Fortuna wird's erlauben wohl;
Victoria wer sie haben soll!
Auch Judicierer geordnet eben,
Die Achtung sollen hiebei geben,
Damit nur geschehe keinem Unrecht,
Der mag's ritterlich treiben recht.

Nachdem nun im Dom unter dem Geläute sämmtlicher Glocken und dem Donner der Geschütze, die Tauffeierlichkeiten geendet waren und die ritterlichen Spiele beginnen sollten, nahm der Kurfürst mit seinen Hofleuten, die sämmtlich in seidene oder sammetne Kleider, mit in Gold oder Silber gestickten Rosen verziert, gekleidet waren, seinen Sitz ein, um den Spielen zuzuschauen; dann ward an das Schloß ein sogenanntes Kartel angeschlagen und von Herolden mit lauter Stimme den Versammelten verkündet. Der Inhalt desselben bestand ungefähr darin, daß, da sich, um das Namensfest des jungen, neugebornen Fürsten zu verherrlichen, so viele ausgezeichnete und ehrenwerthe Ritter zum Kampfspiel eingefunden hätten, die Theilnehmer desselben die ehrlichen ritterlichen Bedingungen beobachten und sich nicht gegenseitig auf unerlaubte Weise zu übervortheilen suchen sollten. — Dann begannen die Spiele selbst; doch fiel an dem ersten Tage des Turniers, weil die Zeit nur kurz war, wenig Bemerkenswerthes vor, und ein Bankett im kurfürstlichen Schlosse beendete den festlichen Tag.

Am folgenden Morgen, nachdem sich die hohen und höchsten Herrschaften wieder zum Zuschauen eingefunden

Digitized by Google

hatten, begann der Kampf auf's Neue; dann kam ein Aufzug von Rittern, die alle in schwarzen, mit Silber durchirten Sammet gekleidet waren, zum Ringstechen; nach Diesen aber schwamm zur großen Ueberraschung der Versammelten ein wohlgerüstetes Schiff auf der Spree daher, mit Mastbäumen vollständig versehen, und roth und weiß bemalt. Aus diesem Schiffe erklang eine liebliche Musik, und da dasselbe nun an die Brücke kam — so erzählt die Chronik — ließen sie ein herrlich Feuerwerk, auch etliche große Schläge, als doppelte Falkonetlein abgehen, gingen darnach mit weißen und rothen Kleidern angethan zu Lande, zogen mit großer Herrlichkeit auf, rannten nach dem Ringelein und sobald sie das getroffen ward dem Schiffsmanne ein Zeichen gegeben, dermaßen er ein Stück losbrennen sollte, was denn auch sofort geschah. — Darnach zog Einer in Gestalt eines Moskowiters auf die Bahn, der es auch im Ringrennen wohl gebracht, und zum Fünften kam eine Parthei in Grün gekleidet, sammt einem Postboten auf die Bahn, der, sobald sein Herr getroffen, sein Horn gar lächerlich geblasen; worauf der sechste Aufzug, in grünen Sammet mit Silber gar stattlich gekleidet. Die siebente Parthei war in köstlich grau Gewand gekleidet und mit schönen Büschen von grauen Kranichsfedern auf ihren Häuptern und Pferden geziert. — Achtens kam ein Zug, wie die Fischer gekleidet, in grau Gewand, mit Fischerstiefeln, ledernen Schöslein, grauen Fischerhüten, worauf anstatt der Federn die Nadeln, damit man die Fischergarne stricket; sie hatten drei kleine Fischernetze und kurze Stangen, welche sie als Regimentstöcke geführt. Vor ihnen her ritten drei Einspännige in gleicher Kleidung, welche anstatt der drei Riemsparren mit einer Fischerkrücke und zweien Auderriemen vor ihnen hergerudert; darauf ein ganzer Haufe Fischer gefolget, welche allerlei Fischergeräthe auf den Achseln getragen, und ein Fischerlied mit gleichen Stimmen gesungen, als sie auf den Turnierplatz gekommen. Es zogen auch zween Ochsen auf einem Schlitten einen Fischernachen, darin lebendige Fische und ein Schiffersknecht, welcher sich gestellet, als ob er rudere, waren, auch saß auf dem einen Ochsen ein Weib, einer Bärin gleich, welche die Ochsen forttrieb, und vorne auf dem Nachen war eine Meerkatze an einer Kette gebunden. — Also sind sie in guter Ordnung auf die Rennbahn gekommen und etliche Male gerannt, und als sie den Ring getroffen, damit sie denn etlichen Gewinn davon gebracht, haben sie noch einen Vers von dem Fischerliede gesungen und sind dann abgezogen. — In dem neunten Aufzuge kamen Heiducken, deren Spielleute roth und weiß gekleidet waren, welche auch den Herren die Rennspieße nachtrugen.

Der dritte Festtag ward nicht mit so großen Festlichkeiten begangen; zwar wurde noch nach dem Ringe gestochen, und zu der Kindtaufe gesellte sich noch ein anderes Fest, da man, wie unser Gewährsmann Engel berichtet, auf dem Schlosse die Hochzeit eines Junkers, der sich unter den Gästen befand, feierte; doch ward gegen Abend auf der Rennbahn ein sogenanntes Freudenfeuer angezündet, welches zwischen vier und fünf Uhr anfing. Erstlich war bei dem Judicirhäuslein (der Tribüne, wo die Kampfrichter saßen) ein wohlgemachter Acker, welcher mit seinem linken Fuß auf einem dreieckigen Pfosten stund, und mit dem rechten Klauen des Kurfürsten von Brandenburg kaiserlichen Scepter hielt, alles voller Schüsse, darunter dem Kur- und Fürstlichen Hause Brandenburg zu Ehren ein Vers geschrieben war. Auf der anderen Seite des Judicirhäuslein's, saß ein großer Held auf einem viereckigen Postament, alles voller Schüsse und auffahrendem Feuer, welcher in seiner linken Hand die kurfürstlichen Wappen hielt und in der Rechten ein Schwerdt führte. Vor ihm stand ein kleines, erhabenes Postament, woraus das Feuer kam und die Hand sammt dem Schwerdte verbrannte. Hierdurch ward die alte römische Geschichte von dem Cajo Mucio vorgebildet, welcher zu Rom über die Tiber geschwommen, des gänzlichen Vorhabens, den König Porsennen, so die Stadt mit Gewalt belagert, umzubringen. Weil ihm aber sein Vorhaben mißrathen und er den Kanzler, anstatt des Königs erstochen, hat er seine Hand sammt dem Schwerdte im Feuer verbrannt; auf dem Postament aber, darauf der Held saß, stunden die Worte:

Cajus Mucius der Römische Held,
Als Porsenn' vor Rom lag zu Feld,



Digitized by Google

Durch die Tiber schwamm in der Feinde Heer,
Erstach des Königs Kanzeler;
Darauf alsbald aus tapferm Muth
Sein' Hand stecket in Feuersgluth,
Weil er Porsennen, der Römer Feind,
Nicht treffen, wie er doch gemeint;
Durch solche große männliche That
Den Feind Fried' zu suchen beweget hat.
Für solche Treu die Römer schon
Viel Acker Mucio gaben zu Lohn.

Nicht weit davon waren auch fünfzehn Morselstücklein eingegraben; item Feuerkugeln, Schlangkugeln, Feuerstangen, feurige Dusacken, feurige Peitschen und etliche hundert Raketen. Als dieses nun Alles angeordnet, hat der Kurfürst selber etwa um acht Uhr vom Erker herabgerufen: „Meister Hans, wenn ich rufe oder pfeife, laß es gehen!" welches auch ein wenig vor neun Uhr geschehen. Da nun das Feuerwerk angegangen und dem Cajo Mucio die Hand und das Schwerdt erstlich angezündet ward, gab es viele Schläge, Schüsse und ausfahrende Raketen hin und wieder. Danach kam es auch an den Adler, der viel Schüsse und Schläge gab, wozwischen allerlei Kurzweil mit brennenden Rennstangen, Säbeln, Tartschen und feurigen Mühlwerk getrieben wurde, und als nun diese Kurzweil eine ganze Stunde gewähret, ließ man auch die vorbemeldeten Morselstücklein mit solcher Gewalt abgehen, daß die Erde davon erzitterte, viel Fenster im Schlosse zersprangen und der Schnee von dem Dache dermaßen herabfiel, daß die Heerpauker und Drommeter, so auf dem obersten Erker des Schlosses standen, ihr Amt vor dem Schnee nicht wohl verrichten konnten. — Doch ist es Alles durch Gottes Gnade ohne Schaden und nach sonderlicher Kurzweil allenthalben abgegangen.

Leichtlich ist zu begreifen, daß diese kostspieligen Vergnügen, welche oftmals viele Tausende kosteten, ebenfalls große Lücken in dem Geldkasten Johann Georg's machten, so daß der Kurfürst ernstlich darauf bedacht sein mußte, den Leck zu verstopfen, durch welchen die blanken Goldgulden so schnell davonrollten, daß es unmöglich war, sie auf die gewöhnliche Art und Weise zu ersetzen. Zwar hätte dem Fürsten des Vaters Beispiel zeigen sollen, daß nicht viel dabei herauskommt, wenn man sich jahrelang abmüht, ein Stück Eisen in Gold zu verwandeln, um alsdann Dukaten daraus zu prägen, aber dennoch hatte eine solche Aussicht zu damaliger Zeit etwas zu Lockendes, daß nicht auch Johann George, angesteckt von den Vorurtheilen seiner Zeit, ebenfalls darauf bedacht gewesen wäre, seine Schatzkammer auf solche Weise zu bereichern, um so mehr, da sich an seinem Hofe ein Mann befand, von dessen außerordentlichen und ungewöhnlichen Kenntnissen in der Alchemie der Ruf unendlich viel verkündete; dies war Leonhard Thurneisser zum Thurn, der kurfürstliche Leibarzt.

Dieser in der Geschichte Berlin's in so mannigfacher Beziehung merkwürdige Mann, war etwa um das Jahr 1530 zu Basel geboren und lernte in seiner Jugend die Kunst des Goldarbeitens, legte sich aber späterhin auf die Arzneiwissenschaft, wozu er durch einen Arzt veranlaßt wurde, dem er als Famulus längere Zeit hindurch Dienste leistete, als ihm, obgleich er erst siebzehn Jahre alt war, die Liebe einen Querstrich durch die Rechnung machte. Er verheirathete sich, und diese unüberlegt geschlossene Ehe, Geldverlegenheiten und außerdem das gespannte Verhältniß, in welchem er mit seiner Familie lebte, veranlaßten den jungen Mann schon im Jahr 1548 seine Frau und seine Vaterstadt zu verlassen. Zuerst begab er sich nunmehr nach England, ging von dort nach Frankreich, durchstreifte auch einen Theil von Deutschland und soll sogar eine Zeitlang als Soldat unter den markgräflich baireuthischen Söldnern gedient haben. In dieser Eigenschaft nahm er an den Kriegsbegebenheiten des Jahres 1552 Antheil, ward aber schon im folgenden Jahre in der Schlacht bei Sievershausen gefangen und verließ nunmehr den Kriegsdienst, da ihm seine Kenntnisse in der Metallurgie und in dem Abtreiben der Metalle hinreichende Beschäftigung in den nordischen Schmelzhütten verschafften. So kam er im Jahre 1555 nach Strasburg, wo er sich seinen Lebensunterhalt durch Wappenstechen und Goldschmidtarbeiten kümmerlich erwarb, bis er endlich nach Tyrol ging und dort erst Bergmann, dann aber der Aufseher eines Bergwerks wurde, und sich später nach Tarenz im oberen Innthal begab, wo er eine Schmelz- und Schwefelhütte mit so glücklichem Erfolge anlegte, daß

Digitized by Google

sich der Ruf von seiner Geschicklichkeit bald im ganzen Lande verbreitete, und der Graf Ladislaus von Hag ihm die Aufsicht über die Bergwerke seiner Grafschaft übertrug. Sogar der päpstliche Nuntius und Bischof zu Istrien, der gelehrte Herr Hieronymus Cardanus bezeigte Thurneissern seinen Beifall, und als Dieser im Jahre 1559 die Bekanntschaft des Erzherzog Ferdinand von Oesterreich machte, der, ein großer Freund und Beschützer der Wissenschaften, besonders der Chemie sehr ergeben war, hatte Thurneisser an diesem Fürsten einen mächtigen Gönner gewonnen, auf dessen Veranlassung er 1560 eine Reise nach Schottland und den orkadischen Inseln antrat. Von dort aus bereis'te Thurneisser Spanien und Portugal und ging, nachdem er so fast alle Länder Europa's durchstreift hatte, nach Afrika. Er besuchte die Berberei, Aethiopien, hielt sich besonders in Aegypten längere Zeit auf, und verließ dieses Land nur, um sich sofort nach Asien zu begeben. Er durchstreifte Arabien, Syrien, Palästina, besuchte die griechischen Klöster auf den Bergen Athos und Sinai, und kehrte alsdann über Kandia und Griechenland, nach Ungarn und Italien bereisend, nach Deutschland zurück. Thurneisser hatte auf dieser Reise natürlich die beste Gelegenheit gehabt, seine medicinischen Kenntnisse auf alle mögliche Weise zu bereichern, er hatte Recepte gesammelt, nach welchen er kurirte, vielleicht auch selbst wichtige Entdeckungen im Gebiete der Pharmacie gemacht, und als er nun bei seiner Rückkehr nach Deutschland als praktischer Arzt auftrat, trugen einige glückliche Kuren noch mehr dazu bei, den Mann zu einem wahren Weltwunder zu machen, welcher nach einer solchen Reise glücklich und wohlbehalten wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war. Thurneisser blieb nunmehr bis zum Jahre 1569 in Diensten des Erzherzog's, aber da er sich unter den Hofleuten Ferdinand's viele Feinde gemacht hatte, und er außerdem in Wien keine so geschickten Kupferstecher und Holzschneider fand, als er zur Herausgabe seiner Schriften für nöthig erachtete, verließ er den Hof des Erzherzog's und begab sich nach Münster, wo er sein Werk Archidoxa (Grundlehren der Astrologie, Alchemie ꝛc.) auf eigne Kosten drucken ließ.

Indessen mochte er mit der Ausstattung desselben dennoch nicht zufrieden gewesen sein, denn obschon ihn der dortige Bischof, ein Graf v. Hoya, mit vieler Güte behandelte und ihm sogar ein eigenes Laboratorium zu seinen chemischen Versuchen zu bauen versprach, so finden wir den berühmten Mann doch bald nachher in Frankfurt a. d. O. wieder, wo die Eichhornsche Buchdruckerei vor allen übrigen Officinen Deutschland's den größten Ruf behauptete, und wo sich sehr geschickte Zeichner, Formschneider und Kupferstecher befanden. Dort ließ Thurneisser im Jahre 1570 sein großes Werk Pison (über die Gewässer) drucken, in welchem er unter Anderen von den verborgenen Schätzen der Mark, vom Goldsande in der Spree, von Sapphiren und Rubinen bei den Dörfern Teltow und Buchholz in der Nähe von Berlin, und von anderen Kostbarkeiten spricht, von denen die guten Brandenburger bisher nicht die geringste Ahnung gehabt hatten. Da zogen denn die wackeren Berliner schaarenweis hinaus nach Teltow und Buchholz und suchten in dem tiefen Sande nach köstlichem Edelgestein, am Stralauerfischzug ward nicht mehr nach Fischen, sondern nach Goldsand das Netz ausgeworfen; aber vergeblich verdoppelten Jung und Alt ihre Anstrengungen, bis man endlich die Ueberzeugung gewann, daß die Hechte und Aale bei Stralau und die Rüben bei Teltow weit nutzenbringender wären, als der Goldsand mit den Rubinen und Smaragden.

Indessen hatte aber auch der Kurfürst Johann George von dem merkwürdigen Buche dieses merkwürdigen Mannes gehört, welches die ehrliche Mark Brandenburg in ein zweites Peru oder Mexico umgewandelt hätte, wenn es nach seinem Sinne gegangen wäre, und als daher Johann George mit seiner Gemalin, im Jahre 1571, nach Frankfurt a. d. O. kam, ließ er Thurneisser zu sich rufen und befragte ihn auch, ob er der Kurfürstin, welche seit längerer Zeit kränkelte, ohne daß ihr völlige Genesung durch den Hofmedikus geschafft worden wäre, helfen könne. Thurneisser, den Sitz dieses innerlichen Leidens richtig erkennend, verordnete seiner hohen Patientin einige Arznei und die Kurfürstin genas in kurzer Zeit vollständig. Hierdurch hatte er sein

Glück auch am brandenburgiſchen Hofe vollſtändig und feſt begründet; Johann George ernannte ihn zu ſeinem Leibarzt, nahm ihn mit ſich nach Berlin und überließ ihm dort das Kloſter der Franziskaner oder grauen Mönche, in der Kloſterſtraße zur Wohnung.

Kurfürſt Joachim II. hatte nämlich bei Einführung der Reformation das graue Kloſter nicht aufgehoben; dies war durch die üble Wirthſchaft der luſtigen Aebte und der noch luſtigeren Herren Confratres ſo zurückgekommen, daß es nicht einmal mehr ſo viel Einkünfte beſaß, um ſeine ſehr geräumigen Gebäude in wohnlichem Zuſtande zu erhalten. Als ſich nun aber die Reformation im Lande verbreitete, verließen die jüngeren Brüder, die noch einen Beruf zur Thätigkeit in ſich verſpürten, das Kloſter; die Uebrigen aber, die ſich ſchon zu ſehr an das Faulenzen und Beten gewöhnt hatten, ſtarben nach und nach aus, ſo daß am 4. Januar, einen Tag nach des Kurfürſten Joachim II. Tode, der letzte Mönch im grauen Kloſter, der Bruder Peter, das Zeitliche ſegnete und im Herren entſchlief. Bruder Peter wurde, wie uns Engel in ſeiner märkiſchen Chronik erzählt, gar ehrlich und anſtändig begraben, und das Kloſter war ſomit geſchloſſen, nachdem es ungefähr dreihundert Jahre ſeiner eigentlichen Beſtimmung gedient hatte.

Bei Thurneiſſer's Ankunft in Berlin hatte der Kurfürſt demſelben anfänglich ein Laboratorium auf dem Schloſſe einrichten laſſen, da daſſelbe aber nicht geräumig genug war, erhielt der Leibarzt die Gebäude des grauen Kloſters, die bis dahin unbenutzt geblieben waren, zum beliebigen Gebrauch, wo er ſofort außer ſeinem Laboratorium, eine Buchdruckerei, Schriftgießerei und Formſchneiderei einrichtete. Es konnte zu einer Zeit wie die Damalige unmöglich ausbleiben, daß der neue Leibarzt, der noch dazu ſolch' unermeßliche Reichthümer beſaß, von dem gemeinen Manne nicht mit furchtſamer Scheu betrachtet worden wäre, und bald genug verbreiteten ſich in Berlin die abenteuerlichſten Erzählungen von den Wunderdingen und Zaubereien, welche Thurneiſſer vollbracht haben ſollte. So raunte man ſich ſchaudernd, mit geſträubten Haaren in das Ohr, daß der gefürchtete Zauberer einſt mit drei ſchwarzen Mönchen an einem Tiſche geſeſſen und geſprochen habe, als ein kurfürſtlicher Page, der eine Beſtellung von ſeinem Herren an Thurneiſſer ausrichten ſollte, dazu kam, und von jenen drei geſpenſtiſchen Mönchen gar übel zugerichtet wurde; ein Trabant, der nachher in der Abſicht, den Pagen abzurufen, in das Zimmer trat, wurde von dieſer unheimlichen Geſellſchaft nicht beſſer empfangen als Jener, wenn man nämlich der Sage trauen darf, die noch außerdem gar manches Wunderbare von Thurneiſſer's geheimnißvollem Treiben erzählte. Der große, ſchwarze Hund, welchen der Medikus beſaß, war der Meinung des Volkes zufolge irgend ein gefälliger Teufel, den Beelzebub ſeinem Schützlinge Thurneiſſer zum beliebigen Gebrauche überwieſen hatte, und außerdem beſaß der Leibarzt noch einen anderen Teufel, den er in Geſtalt eines Vogels, in einem, mit Waſſer angefülltem Glaſe wie einen Fiſch aufbewahrte. — Auch der Kurfürſt Johann George war, wenn auch nicht von Thurneiſſer's Zauberkünſten, doch wenigſtens von der großen Gelehrſamkeit dieſes Mannes überzeugt und glaubte alles Ernſtes, daß derſelbe den Stein der Weiſen, das köſtliche Elixir, unedle Metalle in edle zu verwandeln, und das Leben und die Geſundheit der Menſchen zu verlängern und zu erhalten erfinden werde, auch war der Leibarzt klug genug dieſe Hoffnung des Kurfürſten ſo viel als möglich zu erhalten.

Oft genug laborirte er in Geſellſchaft des Kurfürſten, um das wunderbare Geheimniß zu löſen, und wirklich ſoll er bei einer ſolchen Gelegenheit einen eiſernen Nagel zur Hälfte in Gold verwandelt haben, den man noch heutigen Tages auf der Kunſtkammer von Berlin verwahrt, man weiß nicht ob als Denkmal von Thurneiſſer's Betrügerei, oder als Zeugniß von des Kurfürſten und ſeiner Zeitgenoſſen Leichtgläubigkeit, denn der in Gold verwandelte Nagel iſt nichts als ein chemiſches Kunſtſtück des Zuſammenſchmelzens dieſer beiden nicht leicht vereinbaren Metalle, das damals wahrſcheinlich noch ſehr wenig bekannt war.

Unbeſtreitbar iſt aber dennoch der große Nutzen, welchen Thurneiſſer's Anweſenheit für Berlin hatte: er rief fremde Künſtler und Handwerker in's Land, be-

Digitized by Google

schäftigte die einheimischen, und seine Buchdruckerei, die er im grauen Kloster anlegte, war mannigfach mit Typen fast aller morgen- und abendländischer Sprachen ausgestattet; man fand daselbst außer griechischen und hebräischen Schriften, syrische, arabische, persische, türkische, indische, abyssinische, koptische, armenische, samaritanische, slavonische und viele andere Typen, wie man aus den vielen Büchern, die aus seiner Officin hervorgingen und die Aufschrift: „Getruckt zu Berlin im grawen Kloster," tragen, ersehen kann, wohin z. B. eine neue Auflage der erwähnten Archidoxa, mit einer Erläuterung derselben; seine Lehre von den verborgenen Naturen der Erdgewächse, Erze, Mercurien, Salze ꝛc., außer vielen anderen Werken ähnlicher Art gehören, und die alle im grauen Kloster gedruckt, eine eigne Epoche in der Geschichte der Typographie Berlin's bilden. — Da aber noch außerdem fremde und auswärtige Gelehrte bei ihm arbeiten ließen, erklärt es sich leicht, daß er fast immer gegen zweihundert Personen in seinen verschiedenen Werkstätten beschäftigte, die größtentheils, wenn nicht sämmtlich, in den weitläuftigen Gebäuden des Klosters selbst wohnten, und ebenso waren auch die großen Reichthümer, welche dieser Wundermann besaß, nur die natürliche Folge seiner Anstrengungen und Arbeiten, und nicht, wie der gemeine Mann wähnte, ein Werk des Teufels; denn außer dem fixen Gehalt von 1352 Thalern und den großen Lieferungen an Naturalien aller Art, welche er in seiner Stellung als Hofmedikus bezog, hatte er bedeutende Einnahmen durch seine ärztlichen Arkana, welche er sich ziemlich theuer bezahlen ließ, denn damals gab es noch keine Pharmakopoe und keine Taxe der Medicamente, sondern Aerzte und Apotheker bereiteten und verkauften ihre Goldtinkturen (aurum potabile) Perlenelixire und andere dergleichen Heilmittel, die den Kranken ziemlich theuer zu stehen kamen, und bei denen sich Thurneisser, wie man erzählt, an neun Centner Silbergeschirre erworben haben soll.

Indessen hatte Thurneisser's Frau in Basel, schon im Jahre 1549 Klage gegen ihren Mann, wegen böslicher Verlassung erhoben, der dortige Magistrat hatte ihn des Bürgerrecht's für verlustig erklärt, und als seine Frau starb, verheirathete er sich zum zweiten Male; doch war auch diese Ehe nicht glücklich und seine Gattin verbitterte dem gelehrten Manne die wenige Zeit, welche er sich zur Erholung gönnte, und so konnte es ihm nur erwünscht kommen, als dieselbe während seiner Anwesenheit in Berlin starb; sie liegt in der Klosterkirche begraben. — Indessen hatte selbst für diesen gelehrten Mann, der im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Weltbürger genannt werden darf, die Vaterstadt etwas zu Anziehendes, als daß er nicht den Wunsch gehegt haben sollte, nach derselben zurückzukehren. So reis'te er zu Ende des Jahres 1579 nach Basel zurück und faßte den Entschluß, sich dort, nachdem er seine, gegen den Kurfürsten eingegangenen Verpflichtungen erfüllt haben würde, häuslich niederzulassen, und auch die Herausgabe seiner übrigen Schriften zu besorgen. Er kaufte zu diesem Zweck in Basel ein Haus und beschloß, zum dritten Male eine Lebensgefährtin zu suchen. So heirathete er ein Fräulein aus einer altadligen Familie; aber er, welcher in seinen übrigen Lebensverhältnissen sonst so sehr vom Glücke begünstigt war, machte in Bezug auf die Liebe nur sehr traurige Erfahrungen. Er hatte nämlich schon den größten Theil seines Vermögens nach Basel geschickt und wollte sich dann selbst dorthin begeben, als ihn der Kurfürst Johann George persönlich ersuchte, in Berlin zu bleiben und seine Frau nachkommen zu lassen. Der Doktor ließ sich auch wirklich überreden; er blieb, und die Frau Doktorin kam auch wirklich nach Berlin, betrug sich aber so ungebührlich, daß sie bald genug zum Stadtgespräch wurde, und Thurneisser sich genöthigt sah, sie schon nach drei Wochen ihren Aeltern wieder zurückzuschicken, ohne sich erst von ihr scheiden zu lassen. Da erhoben die Aeltern der Verstoßenen alsbald Klage gegen Thurneisser, daß er seine Gattin böslicherweise verstoßen habe, und war nun sein Richterscheinen vor dem Baseler Stadtgerichte, oder der Mißkredit, in welchem er bei demselben noch von seiner ersten Frau her stehen mochte, daran Schuld, genug, Thurneisser ward ungeachtet seiner Appellation als straffällig, seine Frau als rechtmäßige Eigenthümerin seines

Digitized by Google

Hauſes in Baſel und ſeines übrigen, dortigen Vermögens gerichtlich anerkannt.

Ein Mann wie Thurneiſſer konnte jedoch bei einem ſolchen ungerechten Verfahren nicht ruhig bleiben. Auf eine ziemlich derbe Weiſe ſprach er ſich über das Baſeler Stadtgericht aus, und gab ſeinen Gegnern durch ſolches Verfahren nur neue Waffen gegen ſich in die Hand. Zwar verwendete ſich der Kurfürſt Johann George in eigener Perſon für ſeinen Leibarzt, aber nun ſuchten die Baſeler erſt auf alle mögliche Weiſe den Prozeß in die Länge zu ziehen, und ſo dauerte der Handel unentſchieden bis zum Jahre 1584 fort. In dieſem Jahre reiſ'te Johann Georg nach Dresden, zur Vermälungsfeierlichkeit ſeiner Tochter, welche den Kurfürſten Chriſtian von Sachſen heirathete; Thurneiſſer ſollt. die fürſtliche Familie begleiten, aber unter dem Vorwande, einen höchſt wichtigen, chemiſchen Prozeß abwarten zu müſſen, blieb er zurück und verſprach binnen wenigen Tagen nachzukommen. Wirklich reiſ'te auch Thurneiſſer bald nachher ab, jedoch nicht nach Dresden, ſondern nach Italien, und kam auch nicht wieder nach Berlin; — was ihn zu dieſem Schritte veranlaßte, iſt nicht bekannt geworden, ebenſowenig wie es ſeine übrigen Schickſale ſind, denn einigen Nachrichten zufolge ſoll er im Jahre 1595 in Rom, anderen Behauptungen gemäß zu Köln am Rhein geſtorben ſein. — Wie dem aber auch immer ſei, und welche Gründe Thurneiſſern auch veranlaßten, ſo ſchnell und heimlich Berlin zu verlaſſen, ſo dürfen wir dem thätigen, kenntnißreichen und geiſtvollen Manne, der ſich in ſo vieler Beziehung ſowohl um die ganze Mark, als auch um Berlin in's Beſondere verdient machte, unſre Anerkennung nicht verſagen, um ſo mehr, als derſelbe von ſeinen Zeitgenoſſen, die wohl ſeine geiſtige Ueberlegenheit fühlen mochten, oftmals harte und unverdiente Verläumdungen und Beſchuldigungen zu erdulden hatte.

Ein anderer Mann jener Zeitperiode angehörend, welcher ſich gleichfalls um die Beförderung der Induſtrie bedeutende Verdienſte erwarb, war der Graf Rochus, Quirin von Lynar, ein hochberühmter Baumeiſter, von Geburt ein Italiener, welchen der Kurfürſt im Jahre 1578 in ſeine Dienſte nahm. Dieſer Mann übernahm zuerſt den weiteren Ausbau des kurfürſtlichen Schloſſes und verbeſſerte außerdem die Feſtungswerke zu Spandau, Küſtrin und Peitz, erwarb ſich auch durch die Anlegung von Pulvermühlen, Salpeterſiedereien, der Salz- und Eiſenwerke nicht unbedeutende Verdienſte um das Land. Auf ſeinen Rath berief der Kurfürſt eine Menge geſchickter Handwerker in die Mark; er eröffnete den niederländiſchen Flüchtlingen, welche ihres Glaubens wegen ihr Vaterland verließen, eine Freiſtätte, und ſo ward dem Kunſtfleiße und der Induſtrie mächtig Bahn gebrochen. — Schon im Jahre 1586 finden wir in Berlin einen „Meſſingſchläger"; um 1590 Meſſerſchmiede, Hofſenſtricker, Pergamentmacher und Schönfärber erwähnt, alles Gewerke, die auf die ſteigende Betriebſamkeit der kurfürſtlichen Reſidenzſtadt hindeuten. Eine, wenn gleich weniger erfreuliche Erſcheinung damaliger Zeit, die ebenfalls von der zunehmenden Bevölkerung und Ausdehnung Berlin's Beweiſe liefert, iſt der zunehmende Abſatz der geiſtigen Getränke, der ſchon um das Jahr 1595 ſo bedeutend wurde, daß das Branntweinbrennen mit einer Steuer belegt wurde, und der Blaſenzins zu den nicht unwichtigeren Einkünften des Magiſtrat's gehörte.

Unter den ſonſtigen Einrichtungen des Kurfürſten Johann George, welche unmittelbar Berlin und Cölln betrafen, iſt hauptſächlich noch die Stiftung der Schule zum grauen Kloſter zu erwähnen, indem er die Marien- und Nikolaiſchule, welche bis dahin als privilegirte Stadtſchulen beſtanden hatten, aufhob, oder vielmehr zu einer Einzigen vereinigte, der die Gebäude des grauen Kloſters angewieſen wurden; der Rector derſelben erhielt ein jährliches Gehalt von 120 Gulden, einen Wispel Roggen und einen Haufen Holz; auch die Einkünfte der übrigen Lehrer waren knapp zugemeſſen und meiſtentheils verdienten ſich dieſelben einen großen Theil ihres Unterhaltes durch Singen vor den Thüren der Bürger.

Im Jahre 1598, am achten Januar, verſchied der Kurfürſt Johann George in der Mitte ſeiner Familie, nachdem er noch zuvor die Freude erlebt hatte, den Bau ſeines ſtattlichen Schloſſes vollendet zu ſehen (1595); ſeine Aſche ruht in dem Dome zu Cölln an der Spree,

Digitized by Google

und sein einziger Sohn erster Ehe, Joachim Friedrich, empfing nunmehr die Huldigung der brandenburgischen Stände.

Gleich nach seinem Regierungsantritte war der Kurfürst darauf bedacht, die evangelische Lehre nach den Artikeln der Augsburger Confession von der Beimischung katholischer und reformirter Glaubenslehren zu reinigen; er schaffte, wie sich eine ältere Chronik ausdrückt, alles „Affen und Pfaffenwerk," das sich etwa von Joachim II. Zeiten noch erhalten hatte, ab und suchte zuerst in der Domkirche zu Berlin, dann in den Kirchen des ganzen Landes die äußeren Feierlichkeiten des Gottesdienstes so viel als möglich zu vereinfachen; er hob die märkischen Bisthümer, die wenigstens dem Namen nach noch immer fortbestanden hatten, gänzlich auf, und verwandelte die Domkirche zu Cölln in eine Kathedrale und Oberpfarrkirche, zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit. —. Eben so thätig bewies sich der neue Herrscher in der Verbesserung des Schulwesens, und für Berlin's Geschichte von nicht unbedeutender Wichtigkeit ist es, daß dieser Fürst unweit Neustadt-Eberswalde ein Jagdschloß erbaute, welches er nach seinem Namen Joachimsthal benannte. Dort stiftete er eine Fürstenschule, die er mit großer Freigebigkeit ausstattete, und welcher er nicht nur alle zum Schlosse Joachimsthal gehörenden Ländereien, sondern auch die Einkünfte des Klosters Seehausen und mehrere Güter in der Ukermark überwies. Am 25. August 1607 ward diese Anstalt eingeweiht, deren erster Rector ein gewisser Johann Baumann, ein sehr gelehrter und angesehener Mann war. Erst später ward diese Schule nach Berlin verlegt, wo sie noch heut zu Tage, nach dem Namen ihres Stifters benannt, als das Joachimsthal'sche Gymnasium fortbesteht.

Während Joachim Friedrich auf solche Weise keine Kosten sparte, wenn es das Wohl seiner Unterthanen zu fördern galt, ward seine Hofhaltung mit fast bürgerlicher Einfachheit bestritten, und wie der Kurfürst, so leuchtete auch seine erlauchte Gemalin Katharina, die Tochter des Markgrafen Johann von Küstrin, in jeder Beziehung als ein Muster der edelsten Weiblichkeit dem Lande voran. Nach dem Beispiele ihrer erlauchten Mutter, der Markgräfin von Küstrin, stiftete sie in Berlin die Schloßapotheke, wo Unbemittelte unentgeldlich mit Arzneimitteln versorgt wurden, und außerdem legte sie vor dem Teltower-Thore eine Meierei an, deren Ertrag nur zu wohlthätigen Zwecken verwandt wurde; die daselbst gewonnene Milch ward auf dem alten Markte zu Berlin verkauft, und dieser erhielt davon den, bis auf den heutigen Tag gebräuchlichen Namen des Molkenmarktes. — Außerdem ließ die fromme, gottesfürchtige Frau mehrere Erbauungsbücher drucken und an Arme vertheilen, ja sie soll sogar selbst ein Gebetbuch ausgearbeitet haben; leider starb sie schon am 30. September 1602, und wenn ihr auch kein prangendes Denkmal von Erz oder Marmor gesetzt ist, so erheischt es doch die Pflicht, ihrer im Buche der vaterländischen Geschichte mit all' der warmen Dankbarkeit zu erwähnen, welche das Land ihr schuldet, und die niemals vergessen werden kann und wird, so lange noch die Liebe zu ihrem Herrscherhause in dem Herzen der Preußen lebt.

Indessen sah sich auch Joachim Friedrich genöthigt, mehrfache Verbote gegen den Luxus und die Kleiderpracht seiner Unterthanen ergehen zu lassen, die jedoch mit den derartigen Verordnungen seines Vaters so ziemlich übereinstimmen, und deren nähere Erwähnung also überflüssig sein dürfte, wenn wir nicht etwa bemerken müssen, daß Joachim Friedrich seine Unterthanen nicht in vier, sondern in drei Klassen theilte, und also auch die Eingelnheiten dieses Reglements den desfallsigen Modificationen unterwerfen mußte. Auch äußert er sich selbst in einer Art von Einleitung, die diesem Gesetze vorangeht, folgendermaßen über den Luxus seiner Unterthanen:

„Wer die jetzige neue Manier mit Kleidungen unter Mannen und Gesellen, Weibern und Jungfern, sonderlich auch unter den Dienstboten siehet und gegen die vorigen, so ehemals gebräuchlich gewesen sind, hält, muß billig mit Verwunderung bekennen und sagen, daß die Hoffahrt schier über alles Vermögen der Leute gestiegen ist, und daß noch täglich damit kein Aufhörens ist, voraus bei den Weibspersonen, die fast alle Monat neue Trachten annehmen, oder selber aufbringen und

Keine der Anderen Etwas nachgeben will. Da überladen sie sich auf Hochzeiten und sonstigen Festen mit Kleidern und andern Unkosten dergestalt, daß sie bald hernach auf solcher Hochzeitfreude die Kleider auf den Trödelmarkt schicken und kaum um's halbe Geld wieder verkaufen, oder das verlassen müssen, was ihren Aeltern zu erwerben blutsauer geworden ist. Es treten nunmehr auch die Dienstmägde so stolz und stattlich einher, daß man fast keinen Unterschied mehr unter ihnen und den Bürgerskindern erkennen kann, durch welche Hoffahrt, Uppigkeit und Uebermuth nicht allein Gott im Himmel erzürnt, zur Straf-, Ungnade und Entziehung seines Segens bewogen wird, sondern es wird auch der ganze Staat an Geld und Vermögen gänzlich dadurch erschöpft. Die Fremden und Ausländer bekommen das Geld weg, und erfolget also endlich daraus bei Vielen, wie die tägliche Erfahrung lehrt, nichts Anderes als die äußerste Noth, Verachtung und Elend."

Eine sehr wichtige und wesentliche Veränderung in Bezug auf die Regierungsgeschäfte, die in unserer Chronik gleichfalls nicht unerwähnt bleiben darf, ist noch die, von dem Kurfürsten in's Werk gerichtete Einsetzung des geheimen Staatsrathes, den die steigenden Verwirrungen im deutschen Reiche und die, durch die Erwerbung der jülich-cleveschen Länder und des Herzogthum's Preußen sich immer mehr häufenden Geschäfte nothwendig machten; dieser, am 24. December 1604 in's Leben tretende Rath bestand aus acht Mitgliedern, von denen fünf aus dem Adels- die übrigen drei aus dem Bürgerstande gewählt werden sollten, und die ersten Herren, die der Kurfürst zu dieser wichtigen Stellung berief, waren: der Graf Hieronymus v. Schlick, der Kanzler Johann v. Löben, Herr Christoph v. Wallenfels, Hieronymus v. Dieskau und Hieronymus v. Benkendorf; der Vicekanzler Friedrich Pruckmann und die Doktoren Simon Pistoris und Joachim Hübner.

Vier Jahre darauf, am 18. Juli 1608, starb der Kurfürst, und sein ältester Sohn Johann Siegmund übernahm die Regierung. Der Umgang mit vielen Gelehrten, welche der Kalvinischen Lehre zugethan waren, und auch die eigene Ueberzeugung hatten diesen Fürsten zu einem eifrigen Anhänger des Kalvinismus gemacht, und ungeachtet seines Versprechens, stets der reinen, lutherischen Lehre treu zu bleiben, welches er seinem Vater, vor dessen Tode gelestet hatte, war Johann Siegmund nicht sobald zur selbstständigen Regierung gelangt, als er offen und laut seine Meinung aussprach und die Kalvinisten, die von Seiten der Lutheraner den erbittertesten Anfeindungen und Schmähungen ausgesetzt waren, öffentlich in seinen Schutz nahm, bis er endlich, am ersten Weihnachtsfeiertage 1613, in der Domkirche das heilige Abendmahl nach reformirtem Gebrauche empfing, obschon seine Gemalin mit ihren Töchtern dem lutherischen Glauben treu blieb, während des Kurfürsten Söhne dem Beispiele des Vaters folgten.

Anstatt aber durch die Duldsamkeit ihres Landesherren, welcher Lutheraner, Reformirte und selbst Katholiken in seinen Landen mit gleicher Güte behandelte, zu gleichen Gesinnungen bewogen zu werden, verdoppelten die Lutherischen vielmehr ihren Haß gegen die Anhänger des Kalvinismus; Bücher und Schmähschriften aller Art wurden von beiden Partheien geschrieben, und das Uebel dadurch immer ärger gemacht. So erschien z. B. „neue Zeitung in zweien geistlichen Gesprächen zweier Wanderleute, Hans Knorren und Benedickt Haberecht, von dem jetzigen Zustande in Berlin, allen und jeden wahrhaftigen Lutheranern in der Mark Brandenburg zum Unterricht gestellt, durch den vertriebenen Pfarrer Paulum Kienstock; erstlich getruckt zu Fürth bei Franz Knoblochen." Eine andere, gleichfalls merkwürdige Broschüre dieser Art erschien schon im Jahre 1598 zu Frankfurt a. d. O., unter dem Titel „kalvinischer Bettlersmantel"; sie war mit einem gar sämberlichem Holzschnitte geziert, auf welchem ein Bettler zu sehen war, der, ganz und gar in Lumpen gekleidet, auf einem Steine sitzt, während ihm der Teufel mit höflicher Verbeugung noch ein paar Plundern auf einem langen Haken hinreicht, damit Jener seinen Anzug vervollständigen könne. — Und zur Erklärung dieser geistreichen, allegorischen Darstellung sind derselben folgende Verse hinzugefügt:

Digitized by Google

„Hier ſitzt ein Bettler auf dem Stock,
Der hat 'nen gar geflickten Rock,
Der Bettler iſt der Kalviniſt,
Der Rock ſein Lehr' und Irrthum iſt. —
Die Flecken aber ſind die Lehr',
So von Heiden und Ketzern kommt her,
Denn, ehn' was er lehrt mit uns gemein,
Nimmt er aus'm Haufen Unwren unrein
Der Gottloſen, Heiden und Ketzer heraus
Und macht ihm ſein Gewiſſen kraus.
Drum ſolg' ihm nicht, rath' ich von Herzen,
Daß Du nicht kommſt in ew'ge Schmerzen.“

Natürlich konnte es bei einer ſo feindſeligen Stimmung der beiden Partheien nicht ausbleiben, daß ſich dieſer Haß auch auf eine gefährlichere Weiſe, als mit bloßen Worten ausgeſprochen hätte, und dies war leider bald genug der Fall, ungeachtet Johann Siegmund einen ſolchen Vorfall mit der größten Vorſicht zu verhindern bemüht war. — Nun geſchah es zufällig, daß ſich der Kurfürſt im Frühling des Jahres 1615 nach Königsberg begeben, und ſeinem Bruder, dem Markgrafen Johann, mit der Statthalterſchaft den Auftrag ertheilt hatte, in der Domkirche zu Kölln an der Spree die Ueberbleibſel des Papſtthumes, Kreuze, Bilder, Altäre u. ſ. w. fortzuſchaffen. Es iſt möglich, daß der Markgraf dieſen Befehl auf eine, für die Lutheraner kränkende Weiſe ausführen ließ, doch iſt ſelbſt hierüber keine Gewißheit vorhanden, aber genug, der Diakonus der St. Petrikirche nahm hierbei Gelegenheit eine donnernde Predigt gegen die Anhänger des Kalvinismus „loszulaſſen,“ wie man heut zu Tage mit einem modernen Ausdruck ſagen würde, und forderte zuletzt die verſammelte Gemeinde auf, es zu hindern, daß das Lutherthum auf ſolche Weiſe mit Füßen getreten und verhöhnt werde, „Willſt Du reformiren, ſo ziehe nach Jülich, und ſiehe, wie Du das behalteſt!“ ſo rief er in ſeinem Eifer aus, und ſoll ſich ſogar noch weiter in perſönlichen Angriffen gegen den Kurfürſten und den Markgrafen vergangen haben. — Nachdem er aber die Kanzel verlaſſen, und der ruhigen Ueberlegung jene augenblickliche Aufwallung gewichen war, mochte Stuler die geſetzliche Strafe fürchten und beſchloß, um ſeiner Verhaftung zu entgehen, die Stadt zu verlaſſen; nachdem er noch zuvor die angeſehenſten Mitglieder ſeiner Gemeinde beſucht und ſie zu fernerem Widerſtande aufgemuntert hatte, entfernte er ſich wirklich aus der Stadt und verbarg ſich in der Nähe Berlin's bei einem Bekannten, um den Erfolg ſeiner kecken That abzuwarten. Da verſammelte ſich alsbald, am Abend deſſelben Tages, an welchem er entflohen war, eine große Volksmenge vor dem Hauſe Stuler's, und die zurückgebliebene Frau deſſelben bewirthete die Verſammelten reichlich mit ſtarkem Bier, denn auch Stuler genoß, wie viele Prediger in Berlin und anderen Städten, das Vorrecht, Bier ausſchänken zu dürfen, und die aufgeregten Köpfe der unruhigen Verſammlung erhitzten ſich immer mehr, beſonders da die ſtreng lutheriſche Kurfürſtin zu denen, die von Stuler's Freimüthigkeit und ſeiner dadurch veranlaßten Gefahr zu ihr ſprachen, geſagt haben ſoll: „laſſet Euch Euren Prediger nicht nehmen!“ Endlich, es war ſchon ſpät Abend's, wälzte ſich die drohende, immer mehr anwachſende Volksmenge nach dem Hauſe des reformirten Hofpredigers Füſſel, warf demſelben unter lautem Drohgeſchrei die Fenſterſcheiben entzwei, und man verſuchte ſogar, die Hausthür aufzubrechen. — Der Markgraf Johann George hatte indeſſen nicht ſobald Nachricht von dieſem tumultuariſchen Verfahren bekommen, als er ſich, er war eben im Begriff zu Bett zu gehen, wieder ankleidete, auf ein Roß warf und, nur von acht bewaffneten Begleitern gefolgt, nach dem Orte eilte, wo das wilde Getümmel tobte.

Als er den Kirchhof der St. Petrikirche erreichte, und das Volk aufforderte, auseinander zu gehen, ward ſeinen Befehlen der Gehorſam verweigert, der Pöbel machte Miene, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, als durch einen unglücklichen Zufall das Gewehr eines von des Markgrafen Begleiter losging. Dies war die Loſung zum offenen Ausbruch des Tumultes, und die erbitterte Menge ließ ſich jetzt durch Güte nicht mehr zügeln; die Sturmglocke vom Thurme der Petrikirche heulte durch die Stadt, immer dichter drängten ſich die Menſchenmaſſen herbei, und der Markgraf eilte in das Haus des Bürgermeiſters Jahn von Kölln, welcher bei dem Volke ſehr beliebt war, und forderte denſelben auf, die Ruhe wieder herzuſtellen. Aber deſſen Erſcheinen hatte den ganz entgegengeſetzten Erfolg. Als die Bürger



Digitized by Google

ihren Bürgermeiſter, kaum halb angekleidet, an der Seite des Markgrafen erblickten, glaubten ſie, daß der Letztere Jenen für den entſtandenen Tumult verantwortlich machen, und mit ſich fortführen wolle; Jahn verſuchte zu ſprechen, aber der Lärmen übertäubte ſeine Worte, Schüſſe knallten und auf den Markgrafen und ſeine Begleiter wurden Steine geworfen, von denen der Eine den Fürſten ziemlich erheblich am Schenkel verletzte, ſo daß Markgraf Johann ſo ſchnell als möglich in das Schloß zurückkehren, und dem frohlockenden Pöbel das Feld räumen mußte. Da zog die erbitterte Menge wieder zurück vor des Hofpredigers Haus, denn auch der Bürgermeiſter Jahn mußte ſich ſchnell davon machen, da man ihm zurief: „nun ſehen wir wohl, wie Du Dich unſrer Sache annimmſt; das ſoll Dir nicht unvergolten bleiben!“ Füſſel hatte indeſſen, förmlich belagert, Gelegenheit gefunden, über das Dach ſeines Hauſes zu ſeinem Nachbar zu entweichen, doch war dies in ſolcher Eile geſchehen, daß er nicht einmal völlig bekleidet geweſen war, und er am folgenden Tage, dem ſtillen Freitage, ohne Rock, nur mit einem geborgten Mantel bekleidet, die Kanzel beſtieg, um zu predigen. — Aber auch Stuler kehrte, nachdem er Nachricht erhalten hatte, daß ſich das Volk auf ſolche Weiſe ſeiner angenommen hätte, nach der Stadt zurück, und begann wieder in der Petrikirche gegen Füſſel zu predigen, ſo daß der Aufruhr erſt nach mehreren Tagen unterdrückt werden konnte.

Bei ſeiner Rückkehr aus Preußen, befahl der Kurfürſt dieſen Vorfall ſtreng zu unterſuchen, da aber beide Städte, Köln ſowohl als Berlin, die feierliche Erklärung abgaben, daß ſie durchaus keinen direkten Antheil an dieſen Vorfällen genommen hätten, ſondern daß das Geſchehene das Mißfallen aller Wohlgeſinnten erregt habe, ließ Johann Siegmund die ganze Sache niederſchlagen, und nur Peter Stuler ward, nachdem noch ein beſonderes Gutachten des Leipziger Schöppenſtuhles über ihn eingeholt worden war, mit ewiger Landesverweiſung geſtraft.

Wir finden indeſſen unter der Regierung Johann Siegmund's, welche zwar für die Mark Brandenburg höchſt wichtig und folgereich durch die Erwerbung des Herzogthum's Preußen und der jülich-cleveſchen Länder wurde, wenige, in Bezug auf die Städte Berlin und Köln bemerkenswerthe Ereigniſſe; der von Krankheit ſchwer heimgeſuchte Fürſt legte ſchon im Vorgefühl ſeines nahen Todes, die Regierung in die Hände ſeines Sohnes George Wilhelm nieder (22. November 1619), und zog ſich dann in das Haus ſeines treuen Kammerdieners Anton Freitag zurück, um dort die letzten Tage ſeines Lebens in Ruhe zu beſchließen; dort ſtarb er ſchon am 23. Dezember deſſelben Jahres in den Armen ſeiner Gemalin. — Das Haus Berlin's, welches auf dieſe Weiſe in der Geſchichte Brandenburg's eine Art von hiſtoriſcher Wichtigkeit erhalten hat, iſt das Gebäude Nr. 4 der Poſtſtraße, wo die Apotheke zum gekrönten ſchwarzen Adler. Anton Freitag ließ in dieſem Hauſe, in dem Zimmer, wo der Kurfürſt geſtorben war, eine viereckige Tafel von Meſſing mit der nachfolgenden, lateiniſchen Inſchrift, welche wir hier in der Ueberſetzung mittheilen, in die Wand einſetzen:

„An dieſer hier bezeichneten Stelle gab im Jahre Chriſti, am 23. des Monats Dezember, Nachmittags 3 Uhr, der durchlauchtigſte Fürſt und Herr, Herr Johann Siegismund, der Marken zu Brandenburg Kurfürſt, zu Preußen, Jülich, Cleve und Berg Herzog, in Gegenwart der durchlauchtigſten Kurfürſtin, ſeiner Gemalin, ſeines erſtgebornen Nachfolger's und deſſen geliebter Gemalin, ferner dreier kurfürſtlichen Töchter, ſo wie in Gegenwart vieler andern geheimen Räthe und ſeiner getreueſten Diener, nach überſtandenen Mühen dieſes Lebens, ſeine Seele dem Himmel zurück, nachdem er auf dieſer Erde 47 Jahr, 1 Monat, 4 Tage gewandelt. — Zum allerunterthänigſten Danke und zum ewigen Andenken für die Nachkommenſchaft, als beſonderer und unerlöſchlicher Ruhm dieſes Gebäudes, ließ dieſen Ort durch die gegenwärtigen Zeilen in unvergänglicher Schrift bezeichnen der Beſitzer des Hauſes, damaliger Zeit des verſtorbenen Kurfürſten, höchſeligen Andenkens, geheimer Kammerdiener, Anton Freitag und deſſen Eheſrau, Anna Steinfelderin.“ —

Noch heutigen Tages ſieht man dieſe Tafel in einem Zimmer des unteren Stockwerk's des erwähnten Hauſes, nach dem Hofe hinaus. —

Digitized by Google

Es war eine trübe und gewitterschwere Zeit, und dumpf rollten die ersten Donnerschläge des beginnenden, dreißigjährigen Krieges an Deutschland's politischem Himmel hin, als George Wilhelm den Thron seiner Väter bestieg, George Wilhelm, ein Fürst, an dessen Namen sich die Erinnerung an die Epoche der traurigsten Zeit knüpft, welche Brandenburg unter der Hohenzollern Regierung wohl jemals erlebte. Unter allen Fehlern eines Regenten giebt es einen, der im Grunde genommen Niemandem zum Vorwurf gemacht werden kann, der aber dennoch durch seine Folgen dem Staate und dessen Bewohnern gefährlicher wird, als die Grausamkeit eines Nero, als die Eroberungssucht eines Bajazeth, der Stolz eines Franz I. und die Wollust eines Heinrich VIII.; es ist die Schwäche, nicht die des Geistes, sondern die des Charakters. — Unglücklich ist das Land, welches von einem Tyrannen regiert wird, der alle Rechte der Menschheit höhnend mit den Füßen tritt, unglücklich der Staat auf dessen Throne ein geistesschwacher, ohnmächtiger Monarch sitzt, in dessen Namen ein ränkesüchtiger Minister den Schweiß der Unterthanen erpreßt, aber dreifach unglücklich ist das Reich, das einen Fürsten besitzt, der mit all' der herrlichen Kraft des Körpers und des Geistes vom Schöpfer zu seiner hohen Bestimmung ausgerüstet, seinen Handlungen keine feste Basis zu geben vermag, der nicht unerschütterlich auf der einmal betretenen Bahn, die er sich als die Beste herausgesucht hat, vorwärts schreitet, sondern stehen bleibt und ängstliche Blicke nach allen Seiten wirft, ob auch die Mitwelt sein Thun billige, den ein unvorhergesehener Vorfall zur Rückkehr bestimme, und der eben so schnell, wenn ein ermuthigendes Wort sein Ohr trifft, wieder vorwärts eilt, um nur wenige Schritte darauf wieder seine Ansicht zu ändern. — Die Weltgeschichte ist die unparteiische, unbestechliche Richterin derjenigen Männer, welche der Wille Gottes nach seinem unerforschlichen Rathschlusse den Völkern der Erde zu Herrschern gesetzt hat; sie richtet über die Thaten des Tyrannen, sie stellt des gerechten Herrschers weises Wirken und Schaffen den Fürsten der Nachwelt zur Nachahmung auf; aber der charakterlose Fürst, der vom Sturme des Schicksals hin und hergeschleudert, dem schwankenden Baume gleicht, welcher, anstatt seinen jüngeren Genossen Schutz zu gewähren, die Zweige derselben knickt und ihre Wipfel entblättert, ein Solcher wird in der Geschichte vergessen; denn wenn der Donner rollt und die Blitze zücken, wenn der gewaltige Orkan brausend über den brandenden Ocean der Zeiten hinfährt, zu welchem Sterne soll dann selbst der kühnste Schiffer sein Haupt erheben, wenn es nicht der Stern ist, welcher von seines Königs Diadem ihm durch Nacht und Graus entgegenschimmert. — Also George Wilhelm, der Kurfürst von Brandenburg.

Die Verheirathung dieses Fürsten mit der Prinzessin Elisabeth Charlotte, der Schwester des unglücklichen Friedrich von der Pfalz, den der freie Wille der Böhmen zu ihrem Herrscher erkor, und welchem die unglückliche Schlacht am weißen Berge (1620) das glänzende Spielwerk des Scepters entriß, brachte den brandenburgischen Kurfürsten in unmittelbare Berührung mit diesem unglücklichen Prinzen, der nach seiner erlittenen Niederlage nach Berlin floh, und ebenso machte die Vermälung von des Kurfürsten Johann Georg Schwester, der schöne Marie Eleonore, mit dem Könige Gustav Adolph von Schweden, es dem Fürsten der Mark Brandenburg unmöglich, in den ausbrechenden Kampfe neutral zu bleiben. Aber obschon diese verwandtschaftlichen Rücksichten allein dem Kurfürsten die Bahn hätten zeigen sollen, welche zu jener Zeit, wenn auch vielleicht die Gefährlichere, doch jedenfalls die Richtige war; obgleich Johann Georg als protestantischer Fürst schon seines Glaubens wegen die Parthei ergreifen mußte, die von katholischer Seite mit so tyrannischer Härte behandelt wurde, so scheute er sich doch mit unwürdiger Aengstlichkeit, öffentlich gegen den kaiserlichen Hof aufzutreten. Vielleicht war es seine Absicht, wie einst sein Ahn, Joachim II., den Vermittler zwischen den streitenden Partheien zu machen, aber auch hierzu gehörte ein festerer Charakter, als der, welchen ein Johann Georg besaß, und während der Fürst weder der einen, noch der anderen Parthei mit aufrichtiger Treue anhing, hatte das arme Land am Meisten, und zwar von Freunden und Feinden zugleich, zu leiden.

Digitized by Google

Die Kriegsmacht Brandenburg's in damaliger Zeit war, um das Unglück vollständig zu machen, gleichfalls in Nichts zusammengesunken; der langdauernde Friede, dessen sich das Land zu erfreuen gehabt hatte, war die Ursache gewesen, daß die Fürsten das Kriegshandwerk ganz und gar vernachlässigten, und seit dem Zeitpunkte, wo Friedrich I. in Brandenburg's Marken das Scepter gehandhabt hatte, waren die wichtigsten Veränderungen im Kriegswesen vorgegangen, die hauptsächlich durch den immer mehr ausgebildeten Gebrauch des Schießpulvers veranlaßt wurden.

Anstatt daß früher die Aufgebote der Landesritterschaft mit ihren Knechten und die waffenfähigen Bürger in's Feld rückten, hatte sich die Ansicht gebildet, daß seit der Einführung des Schießgewehrs weniger die Tapferkeit des Einzelnen, als die Masse zur Entscheidung führe; der Ritter, der sich sonst mit eingelegter Lanze kühn in die dichtesten Haufen seiner Feinde gestürzt und den Tod nicht gescheut hatte, fand es jetzt weniger wünschenswerth durch eine Kanonenkugel, gegen welche weder Schild noch Panzer schützte, den Kopf zu verlieren, noch ehe er zum Gefecht gekommen war, und so hatte sich durch geworbene Söldner allmälig der Soldatenstand gebildet, der endlich, dem Geiste jener Zeit gemäß, eine förmlich zunftgemäße Gestalt annahm. — Nach dem, noch heutigen Tages auch unter anderen Ständen so beliebten und gangbaren Grundsatze, zuerst für die eigene Person zu sorgen, handelten aber auch die Söldner damaliger Zeit. Gewöhnlich nur auf die Dauer eines Feldzuges, für einige Monate angeworben, sorgten sie im Voraus für ihren Unterhalt, sobald sie nicht mehr beschäftigt sein würden, sie raubten und plünderten, wo sie konnten, und es war ihnen gleichviel, ob sie sich in Feindes, ob in Freundes Land befanden.

Demungeachtet erkannte der Kurfürst Johann Georg bald nach seinem Regierungsantritte, daß es nothwendig sei, wenigstens einige Truppen anzuwerben, um die Grenzen des Landes zu schützen, wenn Brandenburg auch noch nicht thätigen Antheil an dem beginnenden Kampfe nahm; zu diesem Zweck wurde im Jahre 1620 eine neue Abgabe, die sogenannte Defensionssteuer ausgeschrieben, die zwar mit großer Härte eingetrieben wurde, aber für das Land leider wenig oder gar keinen Nutzen hatte, wie wir weiter unten sehen werden. —

Schon vorher sprachen wir von dem verwandschaftlichen Verhältnisse, in welchem Johann George zu dem unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz stand; Dieser suchte nach der Schlacht am weißen Berge zuvörderst einen sicheren Aufenthaltsort für seine Gemalin, eine Tochter des Königs Jakob von England, welche sich grade in gesegneten Leibesumständen befand, und wendete sich daher an seinen Schwager Johann Georg, mit der Bitte, der Hülfsbedürftigen in den Festungen Spandau oder Küstrin einen Zufluchtsort zu gewähren. Vergeblich suchte der Kurfürst von Brandenburg ein solches Zumuthen abzulehnen, da er nicht gern mit Friedrich in direkte Verbindung zu treten wünschte; doch sah er sich gezwungen nachzugeben, und Küstrin wurde nunmehr zum Wohnsitz der königlichen Frau bestimmt. Bei ihrer Ankunft in dieser Stadt machte ihr der Magistrat ein Geschenk von zehn Eimern Rheinwein, eben so viel Fässern guten Bieres, fünfzehn Wispeln Hafer, dreizehn Ochsen, fünfzig Hammeln und fünfzehn Kälbern zur Wochensuppe, aber diese unzeitige Gastfreiheit hatte zur Folge, daß der König ohne Land, der wahrscheinlich eben so viel Anrecht als seine Gemalin an die Wochensuppe zu haben vermeinte, ebenfalls nach Küstrin kam, um dort auf Brandenburgische Kosten zu zehren. Durch die Ankunft dieses Herren, der mit zahlreichem Gefolge in Küstrin einrückte, wurde indessen der Raum in dem dortigen kurfürstlichem Hause dermaßen beschränkt, daß sich endlich Johann George in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sah, den König und dessen Gemalin auf sein Schloß zu Cölln an der Spree kommen zu lassen; mit vieler Mühe und Beschwerde wurden daher einige Zimmer zur Aufnahme der königlichen Familie in Stand gesetzt, waren aber kaum von Friedrich in Besitz genommen, als der Kaiser ein ziemlich hartes Schreiben an Johann George erließ, denselben wegen seines Benehmens tadelte und ihn aufforderte, seine Gäste unverweilt aus seinen Landen ziehen zu lassen. Der Kurfürst, um die kaiserliche Majestät nicht zu er-

Digitized by Google

girnen, gehorchte augenblicklich, und König Friedrich begab sich nach Hamburg, um dort Mittel zur Fortsetzung des Krieges anzuschaffen, während Johann George durch seine unterbrochene Gastfreiheit weder in der Gunst der einen noch der anderen Parthei im Ansehn sonderlich gestiegen war.

Indessen begannen, ebenfalls schon im Jahre 1620, die Durchmärsche fremder, besonders englischer Truppen durch die Mark, und da die Defensionssteuer zwar ausgeschrieben, aber zu anderen Zwecken verwendet war, und man durchaus die Nothwendigkeit einsah, einige Truppen in Bereitschaft zu haben, um das zügellose Betragen der fremden Söldner beschränken zu können, so wurden die sogenannten Landregimenter eingerichtet, die keinen Sold empfingen, sondern ihren Unterhalt durch Betteln bestreiten mußten. Jeder Bauer war angewiesen jedem einzelnen Soldaten zwei Pfennige zu geben, ein Kossäth bezahlte die Hälfte, und die Bauern hatten die Erlaubniß, jeden Soldaten, welcher mehr verlangen oder nehmen wollte, mit Prügeln zu bezahlen. Unmöglich konnte sich das Land bei einer solchen Einrichtung besser befinden; es fielen förmliche Gefechte zwischen den Gardebrüdern (so nannte man diese Art von Vaterlandsvertheidigern) und den Landleuten vor, so daß das Elend anstatt abzunehmen, nur noch immer größer wurde, da auch die fremden Truppenzüge sich eher vermehrten als selmer wurden.

Aber selbst diese unglückliche Lage und die drohenden Wolken, welche sich gegen sämmtliche Bekenner der neuen Lehre aufthürmten, konnten dieselben nicht abhalten, den gehässigen Religionsstreit der Reformirten und Lutheraner zu beenden, und Berlin war leider bald darauf wieder der Schauplatz eines um so beklagenswertheren Vorfall's dieser Art, als derselbe von der verwittweten Kurfürstin selbst herbeigeführt wurde. — Diese, die Mutter des regierenden Kurfürsten Johann Georg, war eine eifrige Lutheranerin und soll schon bei dem, durch den Prediger Stuler veranlaßten Tumult, den Anlaß dazu gegeben haben. Als nun Johann Georg bald nach seinem Regierungsantritte nach Preußen gereist war und seinen zurückgelassenen, reformirten Räthen unbedingte Vollmacht ertheilt hatte, rief die Kurfürstin, ungeachtet aller Vorstellungen der zeitigen Regierungsverweser, einen lutherischen Prediger, Namens Balthasar Meißner, nach Berlin, der wegen seiner Unduldsamkeit allgemein im schlechten Rufe stand. Dieser begann nun in den Zimmern der Kurfürstin zu predigen, und auch den lutherischen Bürgern wurde der Zutritt zu diesen Andachtsübungen verstattet, bei denen Herr Meißner denn auch wacker auf die Reformirten und die Regierung in's Besondere schimpfte. Als der gute Mann nun aber öffentlich und zwar in der St. Petrikirche zu predigen verlangte, hielt es der Statthalter von Berlin, Herr Gans von Puttlitz, für besser, den unruhigen Kopf zu entfernen. Zwar kam es bei dieser Gelegenheit zu einigen Unruhen, die jedoch schnell unterdrückt wurden, die Kurfürstin aber, im höchsten Grade durch das energische Verfahren des Herren von Puttlitz erbost, verließ, eine Menge werthvoller Gegenstände aus dem Schlosse und der Kunstkammer mit sich nehmend, Berlin, und begab sich nach Schweden zu ihrer Tochter.

Als nun aber in dem folgenden Jahre, 1621, Wallenstein und Tilly mit ihren wilden Schaaren in Brandenburg erschienen, ward die Noth und das Elend des Landes nur noch gemehrt, und endlich sahen sich Bürger und Landleute in die Nothwendigkeit versetzt, selbst für ihre Sicherheit zu sorgen, denn Geld, um Söldner zu erwerben, konnte nicht mehr aufgetrieben werden; sogar die kurfürstlichen Beamte, das Hofgesinde, Advokaten, Doktoren und andere, zum ersten Stande gehörende Personen waren in Folge einer, im Jahr 1627 erschienenen Verordnung genöthigt, an den Thoren von Berlin Wache zu thun, weil die waffenfähige Mannschaft durch Krankheit und die entstandene Theuerung und Hungersnoth fast um die Hälfte verringert war, und zu Anfang desselben Jahres (31. März) entstand ein ziemlich bedeutender Auflauf, als 150 Berliner Bürgersöhne zur Besatzung der Stadt Brandenburg, die sich wo möglich in noch kläglicherem Zustande als Berlin befand, abgeführt werden sollten. Die Berliner rotteten sich zusammen, die kurfürstliche Besatzung ward mit Steinwürfen in das Schloß zurückgejagt und die vor-

Digitized by Google

gehabte Conscription mußte wenigstens für diesmal unterbleiben.

Im Jahre 1628 erschienen die kaiserlichen Truppen wieder in der Mark und besetzten Berlin, wo allein das Torquato-Conticsche Regiment eine Contributionssteuer von 140,000 Thalern zusammentrieb, und so wurde das unglückliche Brandenburg bald von den Truppen der protestantischen Union, bald von den kaiserlichen Heeren auf's Fürchterlichste geplündert und verheert, während Johann George noch immer nicht wußte, welche Parthei er ergreifen sollte, bis endlich im Jahre 1629 ein sechszehnjähriger Waffenstillstand dem armen Lande wenigstens einigermaßen Ruhe zu versprechen schien, als das sogenannte Restitutions-Edikt, welches die Herausgabe aller, der katholischen Kirche entzogenen Güter befahl und die protestantische Kirche fast direkt aufhob, erschien und Brandenburg mit neuem Unheil bedrohte. Da landete Gustav Adolph, Schwedens ritterlicher König, am 24. Juni des Jahres 1630, an der pommerschen Küste; aber während sich auf ihn hoffnungsvoll und vertrauend die Blicke sämmtlicher Protestanten richteten, während die pommerschen Herzöge seinem gut disciplinirten Heere gern Schlösser und Städte öffneten, und alle von den Katholiken so hart bedrängten Lande ihrem Befreier entgegenjauchzten, so zögerte der Kurfürst Johann Georg doch noch immer, ob er wirklich die Sache der Schweden ergreifen oder seine bisherige Neutralität beobachten solle, welche dem Lande gegen 20 Millionen Goldgulden, die nur von Wallenstein allein genommen worden waren, gekostet hatte. Johann Georg's Characterschwäche führte Magdeburg's fürchterliches Schicksal herbei; denn bevor Gustav Adolph der von Tilly hart bedrängten Stadt zur Hülfe eilen konnte, mußte er sich den Rücken gedeckt haben, und verlangte daher von dem Kurfürsten, daß Dieser ihm die Festung Spandau so lange einräume, bis Magdeburg entsetzt worden sei. So erschienen die Schweden vor Berlin; Johann Georg zagte und schwankte, bis ihn endlich die Drohung Gustav Adolph's, ihn als Feind zu behandeln, dazu bestimmte, in des Königs Wünsche zu willigen. Aber kaum waren die Schweden bis Potsdam gekommen, als die Botschaft von Magdeburg's gräßlichem Schicksal erscholl, und Gustav Adolph, auf's Höchste entrüstet, wieder nach Berlin zurückkehrte; seine Truppen schlossen die Stadt von der Ostseite ein, und der König drohte dieselbe wie Magdeburg in einen Schutthaufen zu verwandeln, wenn Johann Georg ihm nicht alsbald die beiden Festungen Spandau und Küstrin bis zur Beendigung des Krieges überliefere. Den Kurfürsten ließen die schwedischen Geschütze, zum ersten Male in seinem Leben, einen Entschluß fassen; er willigte in das Begehr seines Schwagers, aber dennoch sollten nun einmal die schwedischen Kugeln mit Berlin Bekanntschaft machen, denn als der Kurfürst nach der Ratifikation dieses Vertrages aus dem Lager des Königs zurückkehrte, und die Schweden ihn mit Salutschüssen begrüßten, vergassen sie in ihrer Freude, daß die Geschütze in den Batterien scharf geladen waren, und erschossen den Berlinern ein paar Dächer, ohne glücklicher Weise noch größeres Unheil anzurichten; dann zogen sie ab.

Am siebenten September des Jahres 1631 wurde die Schlacht bei Leipzig und Breitenfelde geschlagen; die Protestanten jauchzten dem ritterlichen Gustav entgegen, welcher siegreich Franken, das Rheinland und Baiern durchzog, und am sechsten November des folgenden Jahres entschied der Gott der Schlachten abermals bei Lützen über die Unterdrücker der Glaubensfreiheit; doch Gustav Adolph erkaufte mit dem Heldenleben den Sieg. Da gewannen die Kaiserlichen wieder frischen Muth, und Johann Georg verlor die wenige Energie, welche ihm seines hochherzigen Schwagers Beispiel eingeflößt hatte. Er suchte sich dem Kaiser zu nähern, aber noch während dieser Unterhandlungen drangen die Heersäulen des Kaisers in die Mark ein; der Graf Philipp von Mansfeld nahm Köpenick und der Obrist Volkmann, der die Besatzung von Berlin kommandirte, ergriff bei dieser Nachricht die Flucht (November 1635), so daß der kaiserliche Obrist Winß widerstandslos vor die Stadt rückte, und statt der Einquartirung 20,000 Thaler forderte. — Die Bürger wagten keinen Widerstand, sie unterhandelten mit dem kaiserlichen Feldherren, und hatten schon einen Theil der geforderten Summe zu-

Digitized by Google

sammengebracht, als die Nachricht erscholl, daß der sächsische General-Feldmarschall von Arnim in Eilmärschen zur Hülfe herannahe. Diese Kunde belebte den Muth der Berliner wieder; sie jagten die kaiserlichen Reiter, die schon die Schaafe der Stadt aus der, in der Schäfergasse belegenen Stadtschäferei weggetrieben hatten, wieder hinaus, und Mansfeld und Winß mußten sich bei dem Anrücken des zahlreichen, sächsischen Heeres unverrichteter Sache zurückziehen.

Indessen dauerten die Unterhandlungen Johann Georg's mit dem Kaiser noch immer fort, und führten zu keinem anderen Resultate, als daß die Schweden die Mark auch als feindliches Land betrachteten, und daß im Oktober 1636 der schwedische Obrist Jens v. Hadersleff vor Berlin erschien, um dort im Auftrage des General-Feldmarschall's Banner, 210,000 Thaler Kontribution für die ganze Mark einzutreiben. — Nach vielem Drängen, Bitten und Drohungen wurden endlich von Seiten der Bürgerschaft 21,000 Thaler, von den Ständen 12,000 Thaler, theils in baarem Gelde, theils in zum neunten November desselben Jahres zahlbaren Verschreibungen, gezahlt, wogegen Banner die Städte mit allen ferneren Kontributionen und Einquartierungen zu verschonen versprach. Dennoch legte bald darauf der schwedische Feldherr Wrangel den Städten Berlin und Kölln eine bedeutende Lieferung an Kriegsbedürfnissen, Tuch zu Montirungsstücken, u. auf, und als nun der, auf den neunten November festgesetzte Zahlungstermin der vorher erwähnten Obligationen herankam, die Bürger aber nicht zahlen konnten, erschien der Obrist von Hadersleff wieder vor Berlin, und nahm von dem Privateigenthum der Bürger nach eigener Taxe so viel fort, als ihm zur Deckung der geforderten Summe nöthig schien. Als aber dies Geschäft beseitigt, und die Schweden abgezogen waren, kam der Graf Adam von Schwarzenberg, der kurfürstliche Statthalter und Präsident des Staatsrathes, trübseligen Andenkens, nach Berlin, hielt über die Bürger strenges Gericht, daß sie den Schweden nicht besseren Widerstand geleistet hätten, ließ den Bürgermeister Jakob Blechschmidt nach Spandau abführen, und hätte herzlich gern wohl auch noch der Bürgerschaft eine Geldstrafe auferlegt, wenn nur eine Möglichkeit, etwas zu zahlen, vorhanden gewesen wäre.

Indessen hatte der Kurfürst Johann George, des unsäglichen Leidens seiner Unterthanen ungeachtet, wieder gänzlich die Parthei der Schweden verlassen; aber es nützte wenig, daß ihm zur Hülfe kaiserliche Truppen herbeimarschirten, dieselben wurden von den Schweden zurückgetrieben, und ohne Schwerdtstreich fielen auch die erbärmlichen Söldner, die zu Brandenburg's Schutz geworben waren. — Da zog der schwedische General Lilienhoek im Jahre 1639 gegen das unglückliche Berlin; wo der erwähnte Obrist Kracht wieder das Kommando der Garnison übernommen hatte, aber auf besonderen Befehl des Grafen von Schwarzenberg mußte Kracht mit den gesammten Truppen nach Spandau rücken und die unglückliche Stadt schutzlos den Feinden überlassen, welche noch dazu nur sehr geringe Streitkräfte herbeiführten. Aber dennoch mußten die Bürger ohne Schwerdtstreich die Thore der Stadt öffnen, und am 30. August 1639 einen Vertrag mit den Schweden abschließen, demgemäß die beiden Städte, Berlin und Kölln, eine Summe von 21,900 Thaler an Einquartierungs- und Kontributionsgeldern zahlten.

Zu den fürchterlichen Drangsalen des Krieges hatte sich nun aber, besonders in den letzten Kriegsjahren, die Pest hinzugesellt, um die Lage der Brandenburger, besonders aber der Bewohner Berlin's und Kölln's, wahrhaft fürchterlich zu machen; ausgemergelte, hohläugige Gestalten schlichen durch die Straßen, scheu den Häusern ausweichend, an denen das fürchterliche Wort „Pestilenzkranker" mit großen, rothen Buchstaben angeschrieben stand; alle Bande des Blutes und der fröhlichen Geselligkeit schienen gelöst, selten ließ sich Jemand auf den sonst so belebten Gassen sehen, und nur der Karren des Todtengräbers rollte dem nächsten Thore zu, dumpf polternd, als mahne er die Ueberlebenden, daß auch an sie bald genug die Reihe kommen werde. Und wahrlich den Todten war besser als den Ueberlebenden. Ringsumher lagen die Dörfer des Rathes in Asche und Schutt, Kirchen- und Schuldiener konnten

keine Besoldung mehr empfangen und weigerten sich, ihr Amt zu verrichten, Kinder, die ihre Aeltern durch die Pest verloren hatten, liefen bettelnd durch die Gassen und kamen vor Hunger oder Kälte um; genug das Elend hatte seinen höchsten Gipfel erreicht.

So brach das Jahr 1640 herein; der Rath von Berlin und Kölln wendete sich in einem Bittschreiben, vom 21. Juli datirt, an den Kurprinzen selbst, und bat denselben in den kläglichsten Ausdrücken um Hülfe, ja sogar der Graf Adam von Schwarzenberg, welcher die Bürger der beiden Residenzen nie mit besonderer Freundschaft, sondern eher feindselig behandelt hatte, unterstützte ein zweites Schreiben des Magistrats, an den Kurfürsten selbst, mit seiner dringenden Verwendung. — Aber Johann George konnte selbst nichts thun, seine Kassen waren gleichfalls erschöpft, und er begnügte sich damit, seine Unterthanen zur Frömmigkeit und Gottesfurcht zu ermahnen, mit dem Bemerken, daß Gott statt seiner dem Volke helfen und dem Elend ein Ende machen werde. Ueberhaupt schien es dem Kurfürsten bequem, sich in allen verwickelten Händeln zunächst auf den Herren von Schwarzenberg und dann auf Gott zu verlassen; er bedachte nicht, daß die wahre Frömmigkeit sich nicht im Fasten, Beten und Singen, sondern einzig und allein darin kund giebt, daß wir uns mit unermüdlicher Thätigkeit allen den Geschäften und Obliegenheiten unterziehen, welche uns unsre Stellung zu der übrigen Gesellschaft auferlegt, denn der wackere Arbeiter, welcher am Feiertage selbst, nachdem er ein herzliches, inniges Gebet zu dem Herren des Himmels gesprochen, rüstig an seine Arbeit geht, wenn es die Umstände erheischen, und welcher nach vollendetem Tagewerke, wenn auch mit kurzen Worten, doch aus der Tiefe seines Herzens, ein Dankgebet spricht, ein Solcher ist nicht nur in den Augen der Menschen achtungswerther, sondern auch Gott angenehmer, als der Pietist, der die gefalteten Hände andächtig faullenzend in den Schooß legt, und mit scheelen Blicken über die Entweihung des Feiertag's eifert, wenn er seine Mitmenschen mit regem Fleiße arbeiten, oder sich der Erholung und dem Vergnügen hingeben sieht.

So hatte Johann George schon zu Anfang seiner Regierung jeden Mittwoch zum Buß- und Bettage bestimmt, und jedes wirkliche und scheinbare Unglück gab die Veranlassung zu einem neuen Bußtage, an welchem im ganzen Lande nicht gearbeitet werden durfte, so daß auch diese kurfürstlichen Verordnungen eben nicht sonderlich zu des Volkes Wohlfahrt beitragen konnten. So ward der 2. December 1632 zum feierlichen Bettag bestimmt, um den Tod Gustav Adolph's zu feiern, und als am 26. Mai des folgenden Jahres, wie der Aberglaube wähnte, Schwefel vom Himmel herab geregnet war, gab auch dieser Umstand Anlaß zu einem neuen Feiertage. Aber die drückenden Umstände in denen sich das Land befand, wollten sich demungeachtet nicht verbessern; es war dem Kurfürsten Johann Georg vom Schicksal nicht bestimmt, eine schönere Zeit für sein Volk heranblühen zu sehen, denn er starb am 11. December des Jahres 1640, nach eben zurückgelegtem fünf und vierzigsten Lebensjahre, und nach einer neun und zwanzigjährigen in jeder Beziehung unglücklichen Regierung; aber selbst noch an seinem Todestage waren die Aussichten für Brandenburg so düster und drohend, daß nicht einmal die Hoffnung auf bessere Tage seine Sterbestunde erheitern konnte.

Friedrich Wilhelm, der Sohn des Dahingeschiedenen, von seinen Zeitgenossen sowohl, als von den dankbaren Nachkommen der **große Kurfürst** genannt, übernahm nach des Vaters Tode die Regierung. — Wir alle, die wir uns Preußen nennen, wissen, was wir diesem Herrscher zu danken haben, einem Fürsten, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, den preußischen Staat zum zweiten Male erschuf, denn wahrlich die wüsten Landstrecken, die von ihren Bewohnern verlassen, mit Schutttrümmern und Asche bedeckt, ein grauenhaftes Bild der Zerstörung darboten, konnte man kaum einen Staat nennen.

Nie trat wohl die Verschiedenheit der Individualität zwischen Vater und Sohn greller hervor, als zwischen George Wilhelm und Friedrich Wilhelm; dort die unmännliche Charakterschwäche, ein Geist, stark genug jeden einzelnen Eindruck wahrzunehmen und denselben

Digitized by Google

richtig zu würdigen, aber dennoch unvermögend, mit kühnem Schritte gradaus, ohne zu wanken, vorwärts zu schreiten; — hier die herrlichste Kraft des Geistes, vereint mit einem Charakter, der fest genug war, allen Stürmen des Schicksals mit männlichem Muthe die trotzige Stirn zu bieten. Friedrich Wilhelm der Stolz, die Freude seines Volkes; George Wilhelm, der das Unglück desselben verschuldet.

Den Grafen von Schwarzenberg, welcher jedoch einen großen Theil jener Verantwortlichkeit auf sich zu lasten hatte, entzog glücklicherweise für ihn, der Tod der Rechenschaft, welche der neue Regent von ihm gefordert haben würde; er starb am 4. März 1641. Wenige Wochen vor seinem Tode waren die Schweden unter dem General Stahlhantsch wieder in Brandenburg eingebrochen, und da Schwarzenberg, der damals noch die Statthalterschaft der Mark verwaltete, in Furcht gerieth, daß sie wieder nach Berlin kommen möchten, obschon daselbst im Grunde genommen nur noch Wenig zu holen war, so ließ er doch alle Häuser an der Stadtmauer erbarmungslos niederreißen, und legte eine starke Besatzung in die Stadt, welche von den Bürgern unterhalten werden mußte, obschon dieselben die dringendsten Bitten an den Statthalter ergehen ließen, die Einquartierung fortzunehmen, da diese Besatzung sich wie früher bei dem Einzuge der Schweden entfernen und die Stadt wieder ihrem Schicksale überlassen würde. Bald darauf erschien auch noch der kurfürstliche General von Pfuel, der die Besatzung von Frankfurt a. d. O. an sich zog, vor Berlin's Thoren, um die Stadt zu decken, der Obrist von Kracht verbrannte in seinem Kriegseifer die Vorstädte von Kölln und die Häuser auf dem Werder, und als nun die armen Städte von Freundeshand alle möglichen Verwüstungen erlitten hatten, kam die erfreuliche Botschaft, daß die Feinde diesmal nicht erscheinen würden; doch befahl Schwarzenberg der geängsteten Bürgerschaft, als wenige Tage darauf aufs Neue die Botschaft von dem Anmarsch der Schweden erscholl, daß die Bürger von Berlin und Kölln wieder Besatzung einnehmen sollten. Aber Diese, aufs Aeußerste gebracht, verweigerten diesmal gradezu den Gehorsam und wendeten sich an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, um gegen ein so tyrannisches Verfahren Hülfe zu suchen, und nun ward Schwarzenberg's Verrätherei offenbar. Er hatte, um dem Kaiser Brandenburg zu erhalten, die Truppen des Kurfürsten nicht Diesem, sondern dem Kaiser schwören lassen, und mehrere Regimenter verweigerten dem neuen Herrscher gradezu den Gehorsam. Die beiden Obristen von Kracht und von Rochow, Vertraute Schwarzenberg's, gingen zum Kaiser über, als sie sich verrathen sahen; doch kehrte Letzterer, nachdem er seine Begnadigung erhalten hatte, späterhin wieder nach Brandenburg zurück; Schwarzenberg selbst entging aber, wie gesagt, durch seinen Tod der schweren Verantwortung, welche sein Betragen verdient hatte.

Indessen gewann unter des neuen Kurfürsten Regierung die Lage der Dinge bald eine ganz andere Gestaltung als früher, unmittelbar nach seinem Regierungsantritte betrat der junge Fürst mit Muth und Besonnenheit diejenige Bahn, welche er den gefahrvollen Umständen die Angemessenste hielt, das heißt, er trat öffentlich zu der schwedischen Parthei über, und schloß schon am 14. Juli 1641 einen Waffenstillstand mit der schwedischen Krone ab, demgemäß die Schweden sofort die Kurmark völlig räumten. — Die Vorstellungen der Bürgerschaft von Berlin und Kölln hatten indessen wenigstens die Folge gehabt, daß der wohlwollende Friedrich Wilhelm seinen Hofstaat so viel als möglich einschränkte, und sich lieber nach Küstrin begab, um den Bürgern der beiden Residenzen nicht noch größere Last zu verursachen. Diese weise Sparsamkeit und die neu ausgeschriebenen Steuern, die jedoch nicht mehr von einem Grafen von Schwarzenberg, sondern von dem Fürsten selbst kontrollirt wurden, setzten den Letzteren in den Stand, einen Theil der drückenden Landesschulden zu bezahlen, die sowohl kaiserliche als schwedische Gesandte rücksichtslos eintrieben; aber dennoch empfand schon das Land die Wirkungen von des Kurfürsten segensreichem Walten.

Da ward endlich, im Jahre 1648, der langersehnte Friede, zu Osnabrück und Münster, geschlossen, welcher



Digitized by Google

dem dreißigjährigen Blutvergießen ein Ende machte; aber dennoch mußte Berlin noch im folgenden Jahre eine ziemlich bedeutende Beſatzung, ein Regiment Dragoner, die ſogenannte alte Leibcompagnie aus Küſtrin, und 100 Mann aus der Feſtung Peiz, aufnehmen, um die Stadt vor den herumſtreifenden Schaaren der Schweden zu ſichern, bis endlich am 6. Juni der Vertrag zu Nürnberg Deutſchland von den fremden Truppen befreite, und am 6. November deſſelben Jahres in allen Kirchen Brandenburg's das feierliche Te deum zum Himmel emporbrang, um dem Herren der Heerſchaaren für die endliche Wiederkehr des Friedens zu danken. —

Wenn wir vor Beendigung dieſes Abſchnittes noch einige Blicke auf die geiſtige Ausbildung und den Kulturzuſtand der damaligen Bewohner Berlin's werfen, ſo dürfte das Reſultat allerdings nicht ſo günſtig ausfallen, als die längere Zeitperiode, deren wir Erwähnung thaten, ſchließen laſſen möchte, weil die traurigen Schickſale, welche beſonders in der letzteren Zeit Berlin ſowohl als die Mark betrafen, jedem geiſtigen Aufſchwung hinderlich ſein mußten. Dennoch begannen ſchon, und zwar noch in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhundert's, die Künſte allmälig immer mehr in's Leben zu treten, und ein gewichtiges Zeichen, der immer mehr erwachenden Geiſtesthätigkeit iſt es, wenn wir hören, daß ſchon um das Jahr 1530 eine Art von Komödie in Berlin ſtattfand, bei welcher die kurfürſtlichen Prinze und Prinzeſſinnen ſelbſt die Rollen übernahmen. — Das Süjet dieſer Schauſpiele war jedoch meiſtentheils aus der Bibel geſchöpft, oder behandelte einen Gegenſtand der Legende. — Zu den erſten Dramaturgen Berlin's, deſſen Namen, wenn auch nicht grade durch den Gehalt ſeiner Werke, doch durch das Recht der Ancienniät unter Berlin's Bühnendichtern unſterblich geworden iſt, gehörte ein gewiſſer Paulus Rebhun, der Sohn eines angeſehenen Kaufmannes. Er machte ſeinen Namen etwa um das Jahr 1536 durch „einige erbauliche, geiſtliche Spiele" bekannt, von denen das Eine in Zwickau gedruckt wurde und unter dem Titel: „Geiſtlich Spiel von der gottfürchtigen und keuſchen Frawen Suſannen, ganz luſtig und fruchtbarlich zu leſen," ziemlich bekannt wurde.

Nachdem nun aber einmal der erſte Schritt zur Beförderung der dramatiſchen Kunſt in Berlin geſchehen war, ging man bald genug weiter; und während die Reformation allmälig Licht über die, der neuen Lehre zugethanen Länder verbreitete, ging auch die religiös moraliſche Tendenz der Schauſpiele allmälig verloren; man fing an, es für läſtig zu halten, im Theater dieſelben Ermahnungen und Aufforderungen zur Buße zu hören, wie in der Kirche, und hielt es für angemeſſener das Theater als einen Ort der Zerſtreuung zu betrachten. So war im Laufe weniger Jahrzehende die geiſtliche Komödie der Poſſe gewichen, und zwar der abgeſchmackteſten, zotenhafteſten Poſſe, die wenig oder gar nichts mit der kindlichen und doch oft ſo ergreifenden Poeſie der früheren Zeitperiode gemein hatte. So hatte Kurfürſt Johann Siegmund einen förmlichen Schauſpieldirektor, den Junker Hans Stockfiſch, gewöhnlich der engliſche Junker genannt, für ſeinen Hofſtaat engagirt, welcher die Mitglieder ſeiner Geſellſchaft meiſtentheils aus den Niederlanden rekrutirte, wo damals die beſten Schauſpieler hergeholt wurden. Junker Stockfiſch bekam dafür 220 Thaler jährlich und freie Station. Dabei war er aber, wie Iffland, nicht allein der Direktor, ſondern auch Bühnendichter, der jede feſtliche Gelegenheit bei Hofe durch ein neues Erzeugniß ſeiner unfläthigen Muſe verherrlichte, die ſich niemals über die Grenzen der Gemeinheit erhob. Als Meiſterwerk in dieſem ſchmutzigen Genre, welches die abgeſchmackteſten und erbärmlichſten Zoten enthält, führt uns die Chronik ein Produckt an, welches 1618 auf dem Schloſſe zu Kölln an der Spree unter folgendem Titel aufgeführt wurde: „Amantes amantis; das iſt ein ſehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe, oder wie man's zu deutſch nennt, von der Löffelei. Alles nach Art und Weiſe der jetzt anzutreffenden Venus-Soldaten, auf gut ſächſiſch gereimt und vorher ſchon viermal durchgeſehen und agirt; mit einem ſchönen Nachſpiel von Pyramus und Thisbe aus dem Poeten Ovidio."

Digitized by Google

Während an solchem und ähnlichem Zeuge die älteren Personen und der Hofstaat des Kurfürsten Vergnügen fanden, trug man dennoch Sorge, für die Jugend andere Gegenstände zur Darstellung zu wählen, welche sich aber auch ziemlich weit den Grenzen der Poesie entfernt hielten. Zu diesen, gewöhnlich bei Schulfestlichkeiten veranstalteten Komödien gehört ein, im Jahre 1618 zu Berlin bei dem Buchdrucker Weiß erschienenes Stück, betitelt: „Heliogabalus, ein Teufel neuerer Art, wie selbiger unsern Magdeburg das Herz zweier Handwerksburschen bestricket und einen davon jämmerlich umgebracht hat; der zweite ist ihm aber durch Bekehrung entrissen. Ein schön Spiel für Christen und Reisende." Auch der Rektor der Stadtschule von Bernau, Herr Mathias Reimann, bestieg durch einen ähnlichen, criminalistisch-poetischen Vorfall angeregt, den Pegasus, und schrieb zum Nutz und Frommen der lieben Jugend: „Eugenius, oder historische Komödie von einem Jüngling, welcher seinem Vater nach dem Leben gestanden, der Vater aber einen wunderbaren Rath erfunden, wodurch der Sohn plötzlich zur Buße gekommen." — Eine Menge solcher und ähnlicher dramatischer Arbeiten hat die erwähnte Zeitperiode aufzuweisen; als aber Kurfürst Georg Wilhelm zur Regierung gelangte, hörten diese Vergnügungen fast gänzlich auf. Die Schauspieler, Kunstreiter und Musiker, welche sein Vater engagirt hatte, wurden von dem neuen Kurfürsten entlassen, sogar der geschickte Herr Johann Stenzel, der im Jahre 1511 als erster Reitmeister, Fiedelist und Geiger angestellt war, erhielt seinen Abschied, und George Wilhelm nahm es sehr übel, daß der Magistrat von Berlin, im Jahr 1623, einer Gesellschaft von englischen Reitern erlaubt hatte, mit Trommeln und Trompeten auf den Straßen umher zu ziehen und offen ihr Spiel zu treiben. Er erließ deshalb ein strenges Verbot an den Magistrat, und befahl auch in einem ziemlich gestrengen Schreiben, vom 16. September im Jahr 1629, den Rektoren und Conrektoren der beiden Schulen in Berlin, künftighin keine Schulkomödien aufzuführen. Wir führen dies letztere Schreiben hier an, welches folgendermaßen lautete:

George Wilhelm, Churfürst ꝛc.

„Von Gottes gnaden. Liebe getrewen. Es ist nunmheer inner vnnd ausser der Stadt erschollen, vnnd laut worden, das Ir am 10ten dieses Comödien hinnen spielen lassen. Vnnd befremdets vns zuforderst dan auch männigklich, nicht so gros von den Schuelgesellen (wie woll es auch diese vnbesonnen vnd vnbedachtsam, gaar gnug angefangen) als von Euch, daß Ir hierzu conniviret vnd ewern willen gegeben habtt. Jene mochten vielleicht noch hiran ire vnrechtes Tuen vnnd vornehmen mit einer schein vrsachen zu pallyren, vnnd zu bemänteln haben; als daß Sie des fremden Verstand, also nicht gewußt, oder als junge Leute es also nicht verstanden: oder was dergleichen seyn mag (wiewoll es doch auch den stücken nicht helt). Ir aber, als welchen der iammer, die noott, das elend des Landes, nur vberflussig bekandt: doch Ir auch leichtlich schliessen können, das es gar nicht von der Zeit, sondern ein lauterer vngereimter handell were, jetzo Cömödien spielen zu lassen. Habt das vorige zulassen mit nichts zu beschönigen, den Ir werdet nichts dergleichen in keiner historien finden, auch nicht in den geschichten der Heiden, dessen aber seind die alte geistliche Scribenten voll, das wahre Christen bey solchen Zeiten aller Comödien vergessen; vnnd damit es nicht auf eine Tragödien hinaus lieffe, fast- und bettage angestelt, Gott umb linderungen der straffen vleissig auch mit threnen vnnd mit zehren angeruffen, alle vppigkeit, Comödien spiell, vnnd was des heillosen werckes mheer ist, aber hat weit von Inen sein müssen.

Wer ist denn vnter Euch also lüsternes Herzens gewesen, dessen Augen sich gesehnet, oder dessen Ohren gejuckt, dergleichen hölzeren Comödien vnnd dazu so gaar zur Vnzeit, anzusehen vnnd anzuhören?

Wan auch alle vbrige Landplagen vnnd strafen gnedigklich von vns abgenommen worden weren, da doch deren täglich noch vielmheer seyn vnd sehre hart fuehlen lassen, solte doch allein einem wahren Christen, deme seine Religion lieb vnnd ernst ist, derselbten Religion, so gefehrlicher vnd vbler Zustand, vberall im gantzen Reiche, dergleichen, seid der heiden Zeiten nie gewesen, von allen

Digitized by Google

begierden, Comoedien zu spielen, oder den Spielenden zuzusehen, abehalten vnd zurückziehen.

Darumb wer sich itzo nicht desbalb allein von Hertzen betrubet, also daß er Zeitliche Wollust, wie köstlich die auch seyn mögen, gäntzlich vergisset, der hatt sich woll zu pruefen, ob er auch eines mahles, vnter die Zahl der Rechtgläubigen möge gezehlet zu werden Jme hoffnung schepffen könne.

Wie viel wallen itzo frommer Christen herumb, die zuvornhin gnug hatten, vnd haben des lieben truckenen brotes nicht satt: wissen auch Ires elendes vnd iammers kein Ziell noch maasse.

Wer aber an dieselben gedencket, bei deme wird die Lust, den Aufferien, so bey dem Comoedien furlauffen zuzusehen gar leichtlich vergessen, Es were denn sache, das er mit der Thaat bezeugen wolte, das bey Jme, alle christliche liebe durchaus vmbkommen vnd vertrieben worden, aber wehe dem Menschen vmb welchen es also stehett.

Wir werden vns groos bedencken machen, von nun an, vf ewer winseln, vndt claagen etwas mheer von vns zuschreiben, welches Jr ia pillig besser ewern Ampte ein Vergnügens zu thuen, bedencken sollen.

Jr wisset, wie kurtz verwichener Zeit, als eine Hochzeit bey Euch gehalten werden sollen, ernstlich in vnserm Namen vnterssaget worden, mit den guldenen ketten oder auch andern geschmeide (welches ein ieder hette) zu dem mahle nicht zu prangen, sondern es vielmheer, in den winckell darinnen es lege verbleiben zu lassen, Sintemaln der Soldaat vnd sein Befehlichshaber auch woll hier hinnen vnd mitten in der Stadt, von den guldenen ketten vnd andern, so an golde und silber nur allhier vorhanden nur gerne zu viell zu reden wissen, also daß nicht wenig zu befahren, daß Sie vmb dessentwillen, wan sich nur die geringste vrsache dazu sehen liesse, woll etwas, in beeden Städten rottiren dürfte: das auch denselbten warnungen damaln gehör geben, daran ist zu ewern selbst bestem geschehen: aber damitt deunoch die wenige guldenne ketten so vorhanden vnd zwaar gantz zur vnzeit gesehen wurden, haben Sich die ewrige Scolaren durch das ewrige verlawben Comoedien zu Spielen damit behengen, vnd vf den gassen spiegeln müssen, den Soldaten einen appetit zu machen, nach demselben einen Hunger zu gewinnen.

Jr wisset, das es wegen der dysenterien auch andern ansteckenden Krankheiten hierinnen noch gar nicht richtig, wenn nun ein Regiment recht bestellt ist, da verhuetet der magistraat aufs allerbeste, das die leute nicht zusammenlauffen.

Jr aber, keret es gerade vmb, vnd ob die leute sich sonsten nicht zu hauffen zu sammeln begehrten, müst Jr Sie dazu durch das vnzeitige äffische Comoedien spielen, gleichsam aufmuntern vndt auffrischen.

Richtet Jr derowegen selbsten, ob es woll bedachtsam mit dieser barmherzigen Comoedien zugangen.

Wir aber tragen durchaus ein vngefallen hierob, vnd wie wir Euch vor kurtzen Jaaren, durch ein rescript, da eben auch die ewige Schuelgesellen, mit dergleichen Comoedien spiell fürwitzig angezogen kommen wolten, solches vmb der trübseligen Zeiten willen gantz abezustellen, anbefohlen, deme auch zu der Zeit (wie Jr den schuldig seid) gehorsamet wurde, also wollen wir solch verbott hiermit abermaln vnd zwar noch mit mehrern ernst, renovirt vnd erneuert haben, mit der ausdrucklichen verwarnung, das wir keineswegs, also darueber hinzustreichen bedacht, ob dergleichen hochschädliche vbertrettung fürbas fürgehen solte.

Die Zeiten seind seithero nicht besser, sondern ärger worden, lassen sich auch noch von Tage zu Tage immer schlimmer an, mag derowegen auch des verbots halber keine veränderung fürgehen, sondern es ist vielmehr vber demselben steif vnd Veste zu halten.

Vnd derhalben werdet Jhr auch dergleichen exorbitantien in allwege vorhueten vnd ewer Ampt vnd der Stadt heill vnd wollfart Euch dahingegen vnaufhörlich vor augen stellen, damitt wir nicht wieder vnsern Willen vnsere gnaad (mit der wir Euch sonst woll geneiget gewesen) sonst von Euch zu wenden genotiget werden. Geben zu Cöln an der Spree am 16ten Juli in dem Jaare 1629.

In einem zweiten Schreiben dieser Art, an den Magistrat von Berlin und Cölln gerichtet, spricht sich

George Wilhelm ebenfalls hart über das Komödienspiel und über die sonstigen Vergnügungen seiner Unterthanen aus, so daß dieselben endlich fast ganz und gar aufhörten, und einer unmäßigen Völlerei und Schwelgerei wichen, bei deren Erwähnung einem Mitgliede des Mäßigkeitsvereins, die Haare auf dem Kopf zu Berge stehen würden. Aber der Mensch ist nun einmal so geschaffen, daß er nach vollendeter Arbeit Vergnügen suchen und finden muß, und zu den wohlthätigsten Staatseinrichtungen dürfte es gehören, wenn diese Neigung wenigstens nach einer Seite gelenkt wird, wo der Mensch nicht nur nicht aufhört, Mensch zu sein, sondern vielmehr sein inneres Selbst so viel als möglich veredelt. Jedenfalls wäre es den Berlinern immer zuträglicher gewesen, eine schlechte Komödie zu sehen, als ihre Sonntage mit viehischen Gelagen hinzubringen, denn man kann sich einen Begriff von den damaligen Vergnügungen machen, wenn man lies't, daß sich damals ein gewisser Herr von Burgsdorff öffentlich rühmte, achtzehn Kannen Wein trinken zu können und zehn „Kerls" zu Tode gesoffen zu haben.

Von der Verschwendung der Kleidertrachten haben wir schon bei den Kleiderordnungen und den Verordnungen Joachim Friedrich's gesprochen, doch müssen wir noch einer anderen, damals erst beginnenden Mode gedenken, nämlich die der künstlichen Haare und der Perrücken. Ueber diesen Gegenstand erschien sogar eine Predigt im Druck (anno 1605), und der Verfasser derselben hatte sich die Worte der heiligen Schrift: „Nun aber sind die Haare auf Eurem Haupte alle gezählt", zum Text genommen. Der Autor dieser, etwa acht Bogen starken Brochüre, ein Herr Andreas Schoppe, Pfarrer zu Wernigerode, theilt dies Werk über den Gegenstand, in welchem er ein Haar gefunden, in vier Abtheilungen, von denen die erste, „von des Haares Ursprung, Art, Gestalt und natürlichen Zufällen" handelt, die zweite „über den rechten Gebrauch des menschlichen Haares" spricht; die dritte „von der Ermahnung, Warnung und Trost von den Haaren genommen" und die vierte „wie sie christlich zu führen und zu gebrauchen sind" handelt; — auch der Herr Kanzler von Borne, der uns ein treues Bild der Sitten in der Mark, bald nach dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten, entwirft, spricht über diese Art des Luxus, der besonders bei dem schönen Geschlechte sehr überhand genommen hatte.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, das heißt in derjenigen Periode, wo die Folgen desselben auch in der Mark fühlbar wurden, unterblieb freilich nothgedrungen dieser Luxus, und die Berliner mußten sich einschränken, sie mochten wollen oder nicht, denn weder kaiserliche noch schwedische Truppen dachten galant genug, um nicht Silberzeug und den Schmuck der Frauen und Jungfrauen mit in den Kauf zu nehmen, wenn es das Eintreiben einer Kontributionssumme galt. Die bittere Armuth, welche Magistrat und Bürgerschaft vorschützten, wenn es etwas zu zahlen gab, war wirklich keine Verstellung, denn Handel und Gewerbe lagen danieder und Pest und Hungersnoth wütheten fürchterlich unter den Einwohnern beider Städte. Von den Häusern Berlin's standen fast zweihundert leer, und Kölln zählte unter seinen Gebäuden, gegen hundert und funfzig, in welchen die Bewohner ausgestorben waren. Die verheerenden Seuchen, welche auf so schreckliche Weise die Stadt entvölkerten, wurden aber durch die Unreinlichkeit und den Schmutz, welcher auf den Straßen lag, wo nicht hervorgerufen, doch jedenfalls gemehrt. Großentheils waren die Schweineställe nach der Straße hinaus, unter den Fenstern der Häuser angebaut, wo die Thiere die Vorübergehenden angrunzten; oder diese Gattung von Vieh, welche damals in großer Menge gehalten wurde, lief auf den ungepflasterten Straßen umher, den Schlamm und Unrath der Abzugskanäle aufwühlend, daß sich der wenig liebliche Geruch mit den Wohlgerüchen vereinte, welche die verschiedenen Düngerhaufen aushauchten, die vor den Thüren der Häuser aufgehäuft waren. Noch immer gab es in den Straßen unbenutzte Baustellen, welche als Garten oder Ackerland benutzt wurden und der Stadt eben nicht zur besonderen Zierde gereichen konnten, so wie noch heut das Köpenicker-Feld gar übel in unsre moderne, fashionable Stadt hineinpaßt; auch der Lustgarten war noch weiter nichts, als

Digitized by Google

ein ſumpfiges Gebüſch und die ſogenannte Schloßfreiheit ein leerer Platz an der Spree, dem gegenüber auf der linken Seite des Fluſſes eine zerfallene Walk- und Schneidemühle als kurfürſtliches Eigenthum lag. Dennoch waren in dieſer Zeitperiode auf dem Werder die erſten Anlagen entſtanden. An der Stelle der heutigen Werderſchen Kirche ſtand das kurfürſtliche Reithaus, welches aber bei Beendigung des Krieges ſich ebenfalls in einem ſehr kläglichen Zuſtande befand, und auch die übrigen Gebäude auf dem Werder, die ſämmtlich dem Kurfürſten gehörten und auch von deſſen Beamten bewohnt wurden, lagen wüſt und verödet, weil ſie jedesmal dem erſten Andringen der Feinde ausgeſetzt geweſen waren. — Nicht beſſer ſah es auf dem Schloßplatz aus. Die prächtige, kurfürſtliche Burg ſelbſt befand ſich in den traurigſten Umſtänden, die fremden Einquartierungen hatten übel darin gewirthſchaftet, man hatte außerdem kein Geld zu den Reparaturen übrig, und ſo gerieth das prächtige Gebäude allmälig in Verfall; auch die Mauer der Stechbahn, wo ſich zu Joachim II. Zeiten ſtattliche Ritter auf ihren ſchnaubenden Streithengſten getummelt hatten, war größtentheils eingeſtürzt; anſtatt der Trompetenſtöße des Herold's, welcher ſonſt an dieſem Orte die ſtahlgepanzerten Reiter zum fröhlichen Waffenſpiel aufgerufen hatte, hörte man nur das Geſchrei der Hökerinnen, die ihre ſchmutzigen Buden längs der Stechbahn erbaut hatten; ein wüſter Hof, zu dem in der Brüderſtraße ſtehendem Hauſe des Grafen von Schwarzenberg gehörig, nahm den Platz der heutigen Stechbahn bis zur Domkirche ein, und der Kirchhof derſelben, der faſt bis zur langen Brücke reichte, konnte auch für keine beſondere Zier des jetzt ſo ſtattlichen Platzes gelten, denn die Kirchhofsmauer war größtentheils umgeſtürzt, und die verfallenen Denkmäler, die halb aufgewühlten, mit wucherndem Geſträuch wildbewachſenen Gräber dienten nur dazu, den unangenehmen, unheimlichen Anblick zu mehren. — Ebenſo trüb ſah es in den anderen Stadtgegenden aus; Berlin ſoll ſtatiſtiſchen Nachrichten zufolge nur 845, Kölln 364 Häuſer bei Beendigung des Krieges gezählt haben, und dieſe waren, mit Ausnahme der im vorigen Abſchnitte angeführten Gebäude, nur elende, mit Lehm oder wenn es hoch kam mit Schindeln gedeckte Häuſer, mit hervorſpringenden Giebeln, während die Häuſer in den Vorſtädten ſämmtlich niedergebrannt waren. Denkt man ſich nun um dieſes ungeregelte, ſchmutzige Chaos von halbverfallenen Gebäuden die Mauer in der oben (Seite 7) angegebenen Richtung gezogen, und an dieſe halbverfallene und mit Erdwällen wieder ausgeflickte Mauer, einzelne Stücke neuerer Feſtungswerke angeſetzt, die jedoch in jeder Beziehung unzweckmäßig und nicht im Stande waren einen Feind abzuhalten, ſo hat man einen Begriff von der damaligen Reſidenz des Kurfürſten von Brandenburg.

Digitized by Google

# IV.

## Die Städte Berlin und Kölln bis zum Einzuge des Königs Friedrich I. (1701.)

Unter der Regierung des großen Kurfürsten gewann die Lage der Dinge in der ganzen Kurmark, also auch in Berlin, bald eine ganz andere Gestaltung; doch benutzte Friedrich Wilhelm die Zeit der Ruhe hauptsächlich dazu, für den Fall eines neuen Krieges das Militairwesen seines Staates vor allen anderen Einrichtungen neu zu organisiren, und ließ deshalb, obgleich der Friede völlig hergestellt war, zu den noch vorhandenen Truppen, sieben Compagnien Fußvolk anwerben, die in Berlin und Kölln einquartiert wurden; zugleich ward auch der Anfang mit der regelrechten Befestigung der beiden Residenzstädte gemacht, und Bürger und Bauern mußten auf den strengen Befehl des Generalwachtmeisters, des Herren Heinrich von Uffeln, den der Kurfürst zum Gouverneur der Stadt ernannt hatte, dabei Hand anlegen. Indessen brach wirklich der Krieg aus; von den braven Schweden unterstützt errang Friedrich Wilhelm 1656 den Sieg in der dreitägigen Schlacht bei Warschau, welcher ihm die Souverainität über das Herzogthum Preußen sicherte; aber wenn dem Kurfürsten grade diese glückliche Unternehmung schon unter seinen Zeitgenossen Bewunderer erregte, und die Augen fast des ganzen Europa staunend auf den jugendlichen Helden lenkte, so war doch eben dieser Sieg und der daraus entstandene Friede nur die Ursache des neuen Krieges mit den schwedischen Bundesgenossen, bis endlich der Friede zu Kloster Oliva (1660) die Feindseligkeiten zwischen Brandenburg, Oestreich und Polen auf der einen, und Schweden auf der anderen Seite glücklich beilegte, obschon Frankreich bald genug den Anlaß zum Wiederausbruch des Kampfes gab, in welchem Friedrich Wilhelm nur neue Lorbeeren sammelte.

Es gehört indessen weniger in eine Chronik von Berlin, alle diejenigen Thaten zu erwähnen, welche der große Kurfürst zum Besten seines Landes vollbrachte, auch sind dieselben großentheils bekannt genug, und wir



Digitized by Google

erwähnen nur derer, welche zu den Städten Berlin und Kölln in unmittelbarer Beziehung ſtanden, und hier tritt als Hauptſache uns die Gründung der Friedrichswerder- und der Dorotheenſtadt entgegen.

Es war etwa um das Jahr 1658, als der ſogenannte Werder bebaut ward, auf welchem, wie bei'm Schluſſe des vorigen Kapitels erwähnt wurde, nur einige kurfürſtliche, aber halb verfallene Gebäude ſtanden; das übrige Terrain war zum großen Theil ein mit Geſträuch bewachſener Moorbruch, der gewöhnlich im Frühjahr bei hohem Waſſerſtande unzugänglich war. Der Kurfürſt ließ dieſen ungeſunden, feuchten Ort austrocknen, erhöhen, und dann nach den verſchiedenen Straßen abtheilen. Bald ſtiegen aus dem geebneten Boden ſtattliche Wohnhäuſer empor, welche meiſtentheils von niederländiſchen Koloniſten, die Friedrich Wilhelm in's Land gerufen hatte, bevölkert, und durch welche außerdem der Acker- und Gartenbau, ſo wie die Viehzucht bedeutend gefördert wurden, denn ſonderbarer Weiſe war es von jeher das Schickſal Berlin's, weniger durch die Thätigkeit der eigenen Bewohner, als durch den Gewerbfleiß der eingewanderten Fremden ſich zu jener Stufe der Bedeutung emporzuſchwingen, welche die prächtige Reſidenz jetzt einnimmt. — Hauptſächlich gab aber zur Einwanderung jener niederländiſchen Flüchtlinge die Kurfürſtin Louiſe Anlaß, welche, eine geborne Fürſtin von Oranien, ſich beſonders gütig gegen ihre, des Glaubens wegen verfolgten Landsleute bewies, und ſie auf alle mögliche Weiſe unterſtützte; — ſpäter, in den letzten Jahren Friedrich's Regierung, erfreuten ſich auch die Flüchtlinge aus der Schweiz, Frankreich, Böhmen und Schleſien der gnadenreichſten Aufnahme in den Kurfürſtlichen Landen.

Um jedoch wieder auf den Friedrichswerder zurückzukommen, ſo hatte der Anbau deſſelben, welcher, wie erwähnt, erſt 1658 begonnen, ſo ſchnell zugenommen, daß bereits im Jahr 1668 ein eigener Magiſtrat für die neue Stadt gewählt wurde, an deſſen Spitze vier Bürgermeiſter ſtehen ſollten; dieſem Rathe wurde gleichſam zu ſeiner einſtweiligen Ausſtattung, ein Theil der kurfürſtlichen Acciſe angewieſen, wovon die ſtädtiſchen Polizei-Beamten beſoldet wurden, und Brunnen gegraben, Feuergeräthſchaften angeſchafft und die Straßen gepflaſtert werden konnten. Aber obgleich die Bauten in der neuen Stadt ſo raſch fortſchritten, daß im Jahre 1670 der Befehl erging, daß ein jeder Bürger ſeiner Bauſtelle verluſtig gehen ſolle, wenn ſie nicht in dem Zeitraum von einem halben Jahre benutzt worden wäre, wenn dieſer Befehl in ſpäterer Zeit ſo geſchärft wurde, daß dieſer Termin nur auf ſechs Wochen beſchränkt ward, ſo betrachteten doch die Bürger von Berlin und Kölln die neuen Anſiedler mit ſchlechtverhehlter Geringſchätzung, und beſonders entſtanden in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten mannigfache Reibungen, da beſonders die Petrikirche die neu angeſiedelten Bürger in ihren Sprengel zogen, dieſe ſich aber ihre Kirchſpiele nach Belieben ſelbſt wählen wollten. Daher ward es nöthig, daß ſchon im Jahre 1673 der Bau einer neuen Kirche begonnen ward, zu welchem der Kurfürſt mehrmals bedeutende Geldzuſchüſſe hergab; — auch ward 1681 auf dem Rathhauſe eine eigene Stadtſchule für den Werder eingerichtet.

Indeſſen ſahen die guten Berliner und Kölner Bürger doch endlich ein, daß es beſſer ſei, mit ihren Nachbarn in Frieden zu leben, beſonders da die Einwohner des Werders gar luſtige Geſellen waren, und bei dem Bau ihrer Straßen die nöthigen Wirthshäuſer ſo wenig vergeſſen hatten, daß unſere durſtigen Voräl-tern bald ſchaarenweis hinaus pilgerten, um ſich am gutem Ducksteiner, Zerbſter und anderem Bier zu ergötzen; beſonders luſtig aber ging es in der Lindenſtraße zu, wo die Bürger ihre Schützenplätze eingerichtet hatten, und wo unter den grünen Lindenbäumen gar mancher Krug fremden oder einheimiſchen Gebräu's geleert wurde. — Im Uebrigen erhielt der Werder gleiche Freiheiten und Privilegien, wie ſie Berlin beſaß, und auch die Erlaubniß alljährlich zwei Jahrmärkte halten zu dürfen.

Was die Dorotheenſtadt anbetrifft, ſo verdankt dieſelbe ihren Urſprung der Kurfürſtin Dorothea, einer Tochter des Herzog's Philipp zu Holſtein Glückſtadt, und ihr Anbau begann etwa um das Jahr 1673. — Die Kurfürſtin Dorothea hatte nämlich von ihrem er-

Digitized by Google

lauchten Gemal ein Vorwerk, welches vor dem Spandauer-Thore lag, zum Geſchenk bekommen, zu welchem außerdem ein bedeutendes Grundeigenthum auf dem linken Spreeufer gehörte, deſſen ſandiger, unfruchtbarer Boden gar wenig Zinſen trug. Die Kurfürſtin faßte daher den Entſchluß, auf dieſem Theil ihres Beſitzthum's Gebäude anlegen zu laſſen, um den Werth deſſelben zu erhöhen, und damit ſich dieſer Plan ſchneller verwirkliche, ward den Koloniſten, die ſich dort anſiedelten, nur eine Grundſteuer von anderthalb Groſchen für jede Quadratruthe auferlegt, während von den Anſiedlern auf dem Werder das Doppelte gezahlt wurde. So ward auch dieſer neue Stadttheil raſch genug bevölkert, beſonders da die Kurfürſtin Dorothea den neuen Anbauern auf ein paar Jahre ſämmtliche Abgaben erließ, weil Friedrich Wilhelm die Bewohner der Reſidenzſtädte mit mehrfachen Steuern, wegen des noch immer fortdauernden Schwedenkrieges, belegte. — Die Kirche dieſer Stadt ward im Jahre 1677 am dritten April angefangen und war im Jahre 1687 vollendet, wo ſie durch einen feierlichen Gottesdienſt eingeweiht wurde, während die Gemeinde der „neuen Auslage", wie damals der halbvollendete Stadttheil genannt wurde, ihre Religionsübungen bisher im Freien angeſtellt hatte. — Noch dürfte bei dieſer Gelegenheit die Anpflanzung der Lindenallee erwähnt werden müſſen, von welcher die Kurfürſtin Dorothea gleichfalls den erſten Baum pflanzte, nachdem die Anlage eigentlich von dem Prinzen Johann Moritz von Naſſau in Vorſchlag gebracht worden war. Die Allee war etwa 800 Schritte lang und mit einem Geländer verſehen, doch ward ſie ſpäterhin, im Jahre 1706, in der Nacht vom 25. auf den 26. Mai, ſo ſtark durch Froſt beſchädigt, daß der größte Theil der Bäume durch neue ergänzt werden mußte.

Wenn Friedrich Wilhelm auf ſolche Weiſe für den Anbau der neuen Stadtgegenden bedacht war, läßt es ſich wohl erwarten, daß er nicht minder für die älteren Städte ſorgte; und ſowohl durch die Anlegung von Neubauten, als durch Ausbeſſerung der beſtehenden Gebäude, beſonders aber durch das neue Polizeireglement, welches auf ſeine Veranlaſſung eingeführt wurde, kehrte bald eine ganz andere Ordnung in die Reſidenzſtädte ein. — Die Spree wurde bei der langen Brücke durch eine hölzerne Schalung zurückgedrängt, ſo daß die Burgſtraße und linke Seite der Heiligen Geiſtſtraße zum Anbau fähig gemacht wurden, und dann ward der neue Bau der langen Brücke begonnen, zu welchem der Kurfürſt ſelbſt 1100 Thaler, die Bürgerſchaft aber nur 400 Thaler hergab. Ebenſo wurden die wüſten Stellen an der ſogenannten Schloßfreiheit mit Häuſern beſetzt; ganz beſonders wichtig iſt aber die Einrichtung des Mühlendammes. Dieſer hatte bisher nur aus einer breiten, hölzernen Brücke, die über das Mühlengerinne führte, beſtanden, der Kurfürſt aber ließ die alten Mühlen niederreißen und dann maſſiv wieder aufführen, das Gerinne wurde gleichfalls übermauert und zu beiden Seiten die Gebäude aufgeführt, die nachmals der Ort einer ſo bedeutenden Handelsfrequenz geworden ſind. — Auch für den Anbau der einzelnen Bauſtellen in den ſchon bewohnten Straßen ſorgte Friedrich Wilhelm, und ließ ebenſo die, von den Schweden niedergebrannten Vorſtädte, beſonders bei Cölln, wieder herſtellen.

Ebenſo wichtig und zweckmäßig waren aber auch die polizeilichen Anordnungen, durch welche der Kurfürſt die Ordnung in ſeinen Reſidenzſtädten herzuſtellen ſtrebte. Er verordnete zuvörderſt, daß der Umrath nicht mehr wie früher vor die Thüren der Häuſer, oder in die Spree geworfen werden ſollte, die Schweine mußten fernerhin in ihren Koben bleiben und durften ſich nicht mehr auf der Straße umhertreiben, und im Jahre 1680 ward ein „Gaſſenmeiſter" angeſtellt, der täglich mit zwei Karren auf den Straßen umherfahren und den Schmutz aufladen mußte. Für jede Fuhre bekam er anderthalb Groſchen, außerdem aber ein jährliches Gehalt von zwei und fünfzig Scheffeln Korn und außerdem freie Wohnung.

Außerdem wurden die Straßen regelmäßig gepflaſtert, und die Bürger dazu angehalten, das Pflaſter im gehörigen Stande zu halten; die Rinnſteine wurden ebenfalls erhöht und gleich gemacht, damit das Waſſer gehörig ablaufen könne, und im Jahre 1672 finden wir die erſte Spur einer regelmäßigen Straßenbeleuchtung,



Digitized by Google

die darin beſtand, daß aus jedem dritten Hauſe eine Laterne herausgehängt wurde, womit die Bürger jedesmal wechſelten, ſo daß immer am vierten Abend die Reihe an den Erſten zurückkehrte; drei Jahre darauf wurde die Veränderung getroffen, daß die Laternen an Pfählen, in gewiſſen Zwiſchenräumen, aufgeſtellt werden ſollten, bis ſie endlich in ſpäterer Zeit an den betreffenden Häuſern befeſtigt wurden. — Eine nicht minder wichtige, für das Wohl der Städte höchſt heilſame Einrichtung war es außerdem, daß der Befehl erging, fortan keine Schornſteine von Holz oder Lehm zu bauen, und die Alten nach und nach abzureißen; doch kam man hiemit erſt im Jahre 1708 gänzlich zu Stande.

Vor allem Anderen lag aber dem Kurfürſten im Sinne, das alte Schloß ſeiner Vorfahren, welches ſich in ziemlich baufälligem Zuſtande befand, wieder würdig herzuſtellen, und ſchon drei Jahre nach ſeinem Regierungsantritte ließ er dazu die nöthigen Anſtalten treffen; Rüdersdorf mußte Kalk, die Ziegelbrennereien zu Rathenow und Glindow Mauerſteine liefern, aber da des Kurfürſten Kaſſen noch immer bedeutende Lücken ſehen ließen, ging der Bau nur langſam vorwärts, da Friedrich Wilhelm es verſchmähte, ſeinen Unterthanen eine beſondere Steuer zu dieſem Zweck aufzubürden. So konnte er nicht einmal einen ordentlichen Baumeiſter annehmen, und ſein Kammerdiener, Moritz Neubauer, beaufſichtigte die Arbeiten, bis endlich im Jahre 1652 mit den nöthigen Geldmitteln auch die nöthige Thätigkeit anlangte. Nun ward ein tüchtiger Baumeiſter, ein gewiſſer Memhard, in Sold genommen, dem jährlich tauſend Thaler zur Ausbeſſerung des Schloſſes angewieſen wurden, und das Werk ſchritt rüſtig vorwärts, obſchon die tauſend Thaler anfänglich auch nirgend zureichen wollten. — Nun wurde der ſogenannte grüne Hut, der Thurm nach der Spreeſeite, welcher bis dahin zum Gefängniß gedient hatte, wohnlich eingerichtet, da ſich der Kurfürſt beſtimmt dagegen ausgeſprochen hatte, einen Kerker in dem Schloſſe haben zu wollen, und ebenſo ward der zweite, dicke Glockenthurm, welchen Friedrich II. gebaut hatte, und der bei dem Neubau Joachim's ſtehen geblieben war, niedergeriſſen, während in der Mitte des Schloſſes, auf der Seite der Spree, ein prächtiger Erker gebaut wurde. — Um aber auch das Innere ſeiner Hofburg würdig auszuſtatten, ließ der Kurfürſt eine Menge Marmor und Alabaſter aus Wolmirſtedt herbeiſchaffen, der Hofmaler Hirt arbeitete mit zehn Gehülfen, die er ſich aus Holland verſchrieben hatte, in den Zimmern, die außerdem durch andere Gemälde und Kunſtgegenſtände, welche Friedrich Wilhelm ſowohl im In- als im Auslande ankaufen ließ, geſchmückt wurden.

Außer dem Bau der langen Brücke, deſſen wir ſchon früher gedachten, trug der Kurfürſt auch dafür Sorge, die Umgebung des Schloſſes zu verſchönern, und ſo ward auf ſeinen Befehl, im Jahre 1646, der Luſtgarten angelegt. Schon vorher hatte die Kurfürſtin auf ihrem Vorwerk vor dem Spandauer-Thore, dem nachmaligen Garten Monbijou, einen Garten von den niederländiſchen Koloniſten anlegen laſſen, da zu jener Zeit die Gartenbaukunſt in Holland die Stufe der höchſten Vollkommenheit erlangt hatte, und Friedrich Wilhelm benutzte ebenfalls die Künſtler dieſes Landes zu ſeinem Zwecke. So ward der ſumpfige Moorboden von dem Geſträuch und den Schlingpflanzen, die auf demſelben wuchſen, gereinigt, das Waſſer wurde abgeleitet und Erde angefahren, um den Platz zu erhöhen, der zugleich mit einer Mauer eingefaßt wurde. — Der kurfürſtliche Hof- und Luſtgärtner, Michael Hanff, verſchrieb allerlei tropiſche Pflanzen, aus Hamburg, und aus Holland wurden köſtliche Zwiebelgewächſe angeſchafft, auch eine Orangerie eingerichtet; zugleich verzierte man die Gänge mit Bildſäulen und Springbrunnen, und bunten Pavillons und Lauben; ſogar ein großes, geſchmackvolles Gebäude, wo bisweilen Hoffeſte ſtattfanden, und welches das Ballhaus genannt wurde, erhob ſich nach wenigen Jahren an der Stelle, die bisher nur ein faulender, übelriechender Sumpf geweſen war.

Um aber dieſe neugeſchaffenen Werke im Falle eines Krieges vor der Zerſtörungswuth wilder Feinde zu ſichern; hatte Friedrich Wilhelm gleich bei ſeinem Regierungsantritte die Feſtungswerke der Stadt bedeutend verbeſſert; aber dennoch ſchienen ihm dieſe Verſchanzun-

Digitized by Google

gen nicht hinlänglich, die Residenz zu sichern, und so beschloß er, sämmtliche Werke niederreißen und Andere aufführen zu lassen, die ihrem Zwecke besser entsprechen könnten, wenn sie einmal nothwendig würden. Er selbst entwarf mit seinem Generalfeldzeugmeister, dem Herren von Sparr, einem Manne von großen militairischen Kenntnissen, den Plan zu diesen Befestigungen, welcher von dem vorhergenannten Baumeister Memhard gezeichnet wurde. Diese neue Fortificationslinie hatte ganz den Lauf der früheren Mauer von Berlin und Kölln, da während der fünf und zwanzig Jahre, die der Bau dauerte, nur immer der Theil der alten Festungswerke niedergerissen wurde, der sofort durch Neue ersetzt werden konnte.

Der Anfang mit dem Bau dieser Werke wurde im Jahre 1658 und zwar bei dem Stralauer-Thore gemacht, und mit unendlicher Schwierigkeit weiter geführt. — Zuerst mußte man den alten, ganz und gar verschlammten Festungsgraben reinigen, und Memhard, der die Oberaufsicht über die Arbeiten führte, legte oberhalb des Thores erst eine Schleuse an, um das Wasser abzudämmen, dann ward der Wall durch den alten Graben geführt, und ein Neuer aufgeworfen, während weiter unterhalb des Stromes, an der Ecke der Paddengasse, wo damals ein starker Thurm, der sogenannte Paddenthurm, stand, quer durch den Fluß, Pfähle in das Wasser getrieben wurden, die nur grade in der Mitte des Flusses so viel Raum ließen, daß ein größeres Schiffsgefäß durchfahren konnte. Um diese Durchfahrt einem Feinde aber unmöglich zu machen, war etwas unterhalb in der Spree ein Blockhaus, und dem Paddenthurme gegenüber, auf der linken Seite des Flusses, ein drittes Werk errichtet, so daß jedes Schiff, welches die Spree, an der einzigen schmalen Stelle zwischen den Pfählen, passiren wollte, einem dreifachen Feuer, von den Batterien auf der köllnischen Seite, von dem Blockhause und von dem Paddenthurme ausgesetzt war, während sich diese Werke im Fall eines Angriff's gegenseitige Hülfe leisten konnten. — Die Arbeiten wurden nun auf solche Weise von dem Stralauer-Thore aus zu beiden Seiten, rechts bis zum Mühlenhofe, links bis zum Spandauer-Thore fortgesetzt, wo sie hinter dem Lustgarten aufliefen, und im Jahre 1662 war der größte Theil der Arbeiten auf dieser Seite Berlin's geendet. — Mit bedeutend größeren Schwierigkeiten hatten man dagegen in Kölln zu kämpfen. Weil der Kurfürst nicht allein den Friedrich's werder, sondern auch die schon theilweis entstandenen Vorstädte Kölln's in die Fortificationslinie einzuschließen wünschte, waren die alten Befestigungen, die sich auf dem rechten Ufer der Spree befanden, ganz überflüssig und mußten durch Neue auf dem linken Ufer der Spree ersetzt werden; besonders erschwerte der morastige Boden des Werders die Arbeiten, die nur sehr langsam von Statten gingen, so daß man die Vorsicht brauchte, die alten Festungswerke in Kölln erst nach der völligen Vollendung der neuen Werke abzureißen. Der Hauptwall dieser Letzteren nahm nun etwa von der Waisenbrücke, die jedoch damals noch nicht existirte, ihren Anfang, und folgte dann dem Laufe der Spree in der, durch die heutige Wallstraße, angegebenen Richtung, bis er sich endlich mit der Fortificationslinie von Berlin vereinte. — Der Aufbau eines neuen, wohl befestigten Thores, welches das Leipziger-Thor genannt wurde, machte im Jahre 1683 den Beschluß des großartigen Werkes.

So hatte ein Zeitraum von drei und vierzig Jahren, vereint mit den weisen Bemühungen eines kräftigen Monarchen, hingereicht, eine völlige Umwälzung Berlin's hervorzubringen. Die Unsauberkeit der Gassen war verschwunden, die meisten älteren Häuser hatten ebenfalls einen Anstrich von Sauberkeit gewonnen, und besonders zeichneten sich hierin der Friedrich'swerder und die Dorotheenstadt aus, wo man für damalige Zeit gar stattliche Gebäude sehen konnte, aber dennoch ruhte Friedrich Wilhelm's thätiger Geist noch nicht; auch die Umgebungen seiner Residenz wollte er umgestaltet wissen. — Wir haben schon früher gesehn, daß die Kurfürstin vor dem Spandauer-Thore einen Lustgarten anlegte; mehrere angesehene Bürger waren ihrem Beispiele gefolgt und hatten sich gleichfalls, vor demselben Thore, recht hübsche Gärten eingerichtet, so daß die Umgebung dieses Thores allerdings bedeutend verschö-

Digitized by Google

nert worden war, der Kurfürſt aber richtete ſein Augenmerk auf den Thiergarten.

Dieſer Park, der noch bei dem Tode des Kurfürſten Johann Georg bis dicht an die Spree reichte, und zu welchem die ſogenannte Hundebrücke, die erſt vor nicht allzu langer Zeit mit ihrer jetzigen prächtigen Geſtalt den Namen der Schloßbrücke erhielt, befand ſich damals ebenfalls in einem Zuſtande der traurigſten Verwilderung. Kurfürſt Friedrich ließ ihn aber mit einem Zaun einfaſſen, und um die ſtehende Sümpfe, die denſelben ungangbar machten, abzuleiten, wurden täglich zwanzig Soldaten des Regimentes von Ribbeck dazu kommandirt, verſchiedene Abzugsgräben zu ziehen. — Außerdem ließ Friedrich Wilhelm den damals berühmten Küchengärtner Michelmann, aus Holſtein, an ſeinen Hof kommen, und richtete unter deſſen Leitung vor dem Leipziger-Thore einen Garten ein, wo er ſelbſt mit eigener hoher Hand Gewächſe zu ſeinem Vergnügen aufzog. Dieſer Garten, damals der kurfürſtliche Hopfengarten genannt, ward ſpäterhin in dem botaniſchen Garten umgeſtaltet.

Eine andere Einrichtung des großen Kurfürſten, deren hier noch gedacht werden muß, iſt die Stiftung der kurfürſtlichen Bibliothek; nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß ſchon früher eine Büchersammlung auf dem Schloſſe beſtanden hat, doch dem Kurfürſten gebührt das Verdienſt, dieſelbe geordnet und vermehrt zu haben. Der berühmte Profeſſor Johann Rave, ward zum erſten Bibliothekar ernannt, und zum Aufſtellen der Bücher ein großer, geräumiger Saal, in dem Seitenflügel des Schloſſes nach dem Luſtgarten zu, angewieſen. — Ueberhaupt war der Kurfürſt nicht minder für das geiſtige, als für das leibliche Wohl ſeiner Unterthanen beſorgt; von ihm dazu aufgemuntert, legte im Jahre 1659 ein gewiſſer Rupert Völker, eine Buchhandlung, die erſte in Berlin, an, und im Jahre 1675 erhielt der Doktor Beckmann die Erlaubniß, eine hebräiſche Buchdruckerei in der Reſidenz anlegen zu dürfen, denn Friedrich Wilhelm hatte den Juden bald nach ſeinem Regierungsantritte die Erlaubniß ertheilt, ſich gegen ein Schutzgeld von jährlich acht Thalern für die Familie, wieder in der Mark anzuſiedeln, und ſo befanden ſich auch in Berlin bald wieder eine große Anzahl derſelben. —

Aber wenn ſich der Kurfürſt auch duldſam gegen die Anhänger der moſaiſchen Religion bewies, und eben ſo auch zwiſchen den Reformirten und Lutheranern keinen Unterſchied machte, ſo erklärte er ſich doch entſchieden gegen den Katholicismus, und befahl, in ſeinen Landen überall den römiſch-katholiſchen Gottesdienſt nicht zu geſtatten; doch entſprang dieſe Unduldſamkeit größtentheils nur aus dem Gefühl der Wiedervergeltung, da die Proteſtanten zu jener Zeit in allen katholiſchen Landen auf das Grauſamſte bedrückt und behandelt wurden. — Außerdem wurde der evangeliſche Gottesdienſt ebenfalls ſtrengen Unterſuchungen unterworfen, um die Mißbräuche abzuſchaffen, welche ſich beſonders in den Kriegszeiten eingeſchlichen hatten; und um den Leſern ein Beiſpiel zu geben, wie hochnothwendig eine ſolche Verordnung war, führen wir nur an, daß einſt der, mit der Kirchenviſitation beauftragte Hofprediger Stoſch, eine Gemeinde fand, die ihren Schneider zum Pfarrherren erwählt hatte. — Natürlich ward derſelbe ſeines Poſtens entſetzt, aber weder ſeine Gemeinde, noch der Schneider waren mit dieſer Beſtimmung zufrieden, und Letzterer begab ſich, durch ein Bittgeſuch ſeiner geiſtlichen Heerde unterſtützt, an des Kurfürſten Hof, um ſich dort über den Hofprediger zu beſchweren. Er erhielt eine perſönliche Audienz, und Friedrich Wilhelm ließ den Hofprediger rufen, um mit dem Schneiderlein über Logik und Theologie zu disputiren; zuletzt aber, um des Schneiders Unkunde auch in Bezug auf äußerliche Ceremonien darzuthun, ließ Stoſch Waſſer bringen, legte ſein Käpplein auf den Tiſch und befahl ſeinem geiſtlichen Kollegen die Kappe zu taufen. Da machte denn der Schneider, ohne lange zu zaudern, eine gar tiefe Reverenz vor dem Kurfürſten und dann vor dem Prediger, goß dann eine Hand voll Waſſer auf den ſonderbaren Täufling und ſprach mit feierlichem Ernſte: „Auf Befehl meines gnädigſten Kurfürſten und Herren, und alldieweilen es der Herr Stoſch alſo haben will, taufe ich Dich Käpplein, daß Du ſollſt Käpplein heißen und bleiben, ſo lange ein Stück an Dir iſt.“ Da

Digitized by Google

lachte der Kurfürst herzlich; „lasset den Kerl unverirt, er ist am Ende gescheuter wie ihr;" soll er zu dem Hofprediger gesagt haben; ob aber der Schneider wirklich sein Amt behalten, davon erzählt die Chronik nichts.

In Bezug auf das Schulwesen der Residenz, dürfte es noch jedenfalls erwähnt werden müssen, daß Friedrich Wilhelm im Jahre 1664 das Joachimsthalsche Gymnasium nach Berlin verlegte, und den Schülern ein großes geräumiges Haus unfern der langen Brücke einräumte, und schon drei Jahre nachher, im Jahre 1670, ward von des kurfürstlichen Kammerlakaien, Christian Schmolz, ehrsamer Ehefrau die erste Mädchenschule eingerichtet und durch kurfürstliches Privilegium bestätigt.

Noch dürfte unter des großen Kurfürsten Thaten die Einführung der Post und die Verbesserung des Kammergerichts zu erwähnen sein; schon im Jahre 1650 ward durch des Kurfürsten Amts-Kammerrath und Kentmeister Michael Matthias, das Postwesen eingerichtet, und bald entstanden die regelmäßigen Fahrposten nach Kleve, Hamburg, Breslau und anderen Orten; 1682 ward das heutige alte Posthaus in Berlin gegründet und die Poststraße erhielt davon ihren jetzigen Namen. — Was die Verbesserung des Kammergericht's anbetrifft, so bestand diese hauptsächlich in einer neuen Gerichtsordnung, die durch den Druck veröffentlicht wurde, und außerdem in vielen anderen Edikten und Zusätzen, worin auf mehrere neue Verbrechen, besonders Ehebruch und Blutschande, harte Strafen gesetzt wurden. — Auch ließ Friedrich Wilhelm in der Gerichtsstube selbst ein Gemälde aufhängen, welches die Richter zur Gerechtigkeit ermahnen sollte; dasselbe stellte die Geschichte des Königs Kambyses vor, wie derselbe einem ungerechten Richter durch den Henker die Haut bei lebendigem Leibe abziehen läßt, doch sollen einige der damaligen Advokaten dies Bild anders ausgelegt und behauptet haben, es stelle einen Justitiar vor, der seinem Clienten das Fell über die Ohren zieht, und diese Auslegen unterließen denn auch nicht, nach dem vorhängenden Muster mit ihren Kunden umzugehen.

Die Regierung des Kurfürsten, die in jeder Beziehung so segensreich für die Mark sowohl, als für Berlin und Kölln in's Besondere war, sollte dennoch nicht ohne ein ziemlich bedeutendes Unglück verfließen, von welchem Kölln am neunten August 1665 heimgesucht wurde. Es war der Brand des kurfürstlichen Stalles in der breiten Straße, den Friedrich Wilhelm 1648 mit großen Kosten eingerichtet hatte; eine Menge von schönen Antiquitäten, die dort in der kurfürstlichen Rüstkammer aufbewahrt wurden, ein und dreißig der schönsten Pferde und außerdem zwei danebenstehende, kurfürstliche Häuser wurden ein Raub der Flammen, so daß der Schaden auf zwei Tonnen Goldes geschätzt wurde. — Anfänglich war der Kurfürst sehr ungehalten über die schlechten Löschanstalten des Magistrat's, er verordnete daher eine Kommission, die jährlich einige Male nicht nur die Löschapparate, sondern auch die Häuser der Bürger untersuchen mußte, ob nicht irgendwo durch Fahrlässigkeit Anlaß zum Brande gegeben würde. Der abgebrannte Stall wurde indessen mit noch größerer Pracht wieder aufgebaut: Ueber dem eigentlichen Stall ward ein großer Saal angelegt, der zur Rüst- oder Harnischkammer eingerichtet wurde, und viele und mannichfache Seltenheiten enthielt, die jedoch in späterer Zeit zum großen Theil in die Kunstkammer geschafft, oder verkauft wurden. — Ueberhaupt legte Friedrich Wilhelm, nachdem er mit vieler Mühe seinen Staat von der drückenden Last der Landesschulden befreit hatte, bisweilen große Prachtliebe an den Tag, und dieser hatte wohl auch die Einrichtung der Ehrenwache zu Berlin, die aus den adligen französischen Flüchtlingen zusammengesetzt wurde, ihre Entstehung zu verdanken. Diese Truppenart führte den Namen mousquetaires à cheval, oder auch wohl grands mousquetaires; sie bestand nur aus 120 Mann, die in zwei Kompagnien getheilt wurden, von denen die Eine in Prenzlau, die Andere in Fürstenwalde einquartirt war; bei feierlicher Gelegenheit rückte sie jedoch in Berlin ein, um den Dienst in den Zimmern des Fürsten zu übernehmen. Ihre Uniform bestand in einem scharlachfarbenen, mit Goldtressen besetzten Rock, einer großen

Digitized by Google

Perrücke und rundem mit braunem und rothem Federbusch geschmücktem Hute; die Pferde hatten gleichfalls rothe mit Gold besetzte Schabracken, und überhaupt war das Sattel- und Zaumzeug auf's Herrlichste geschmückt.

So hatte Berlin unter der Regierung dieses weisen Fürsten unendlich gewonnen, Handel und Manufakturen waren mächtig fortgeschritten, das geistige Leben hatte einen neuen kräftigen Aufschwung gewonnen, kurz Alles athmete Lust und Thätigkeit, als der Kurfürst am 29. April 1688, nach einer acht und vierzigjährigen in jeder Beziehung segensreichen Regierung, starb. Er hatte sich während der letzten Jahre seines Lebens häufig in Potsdam aufgehalten, wo er durch den Baumeister Philipp von Chiesa das dortige Schloß erbauen ließ, welches nach Chiesa's Tode von Meinhardt vollendet wurde, und so gab auch er den ersten Anlaß zu der nachmaligen Größe Potsdam's.

Die entseelte Hülle des vielgeliebten Herrschers ward in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai von Potsdam nach dem Schlosse zu Kölln an der Spree gebracht. Eine Menge von Trauerwagen geleitete dieselbe, die grands mousquetaires ritten mit entblößten Schwerdtern voraus, während eine große Anzahl von Hofbedienten mit gelben Wachsfackeln zur Seite des Sarges und hinter demselben einherschritten. So erreichte man das Leipziger-Thor, und nun ward der kurfürstliche Leichnam in einem Gemache des ersten Stockwerk's auf ein Paradebett gesetzt und dort bis zum 12. Mai öffentlich zur Schau ausgestellt, während die vornehmsten Beamten des entschlafenen Fürsten den Wachtdienst bei der Leiche hatten. Am 12. Mai wurde aber die Leiche des hohen Verewigten, Abends um zehn Uhr, nach der Schloßkapelle hinabgeschafft, und dort bis vierzehn Tage vor dem großartigen Leichenbegängnisse, welches auf den 12. September festgesetzt war, von den grands mousquetaires bewacht; dann trat wieder die erste Wache ihren Platz an und behielt denselben bis zur feierlichen Beisetzung.

An diesem Tage erhob sich zuvörderst in der breiten Straße, dem kurfürstlichen Schlosse gegenüber, eine prächtige Ehrenpforte mit vielen Inschriften, die sich auf die glorreichen Thaten des verstorbenen Fürsten bezogen, außerdem war auch an der Thür der Domkirche eine Art von Portal aufgerichtet, welches mit Fahnen, Schwerdter und Harnischen decorirt war; in Mitten derselben, grade über dem Thron, war das preußisch-brandenburgische Wappen mit schwarzem Flor verhüllt angebracht, und schon vom frühen Morgen an drängten sich die Zuschauer in Massen herzu, um der letzten Ehre, die dem vielgeliebten Landesvater angethan wurde, beizuwohnen. — Inzwischen war auch das mittlere Schloßportal, auf eine der Feier des Tages würdige Art und Weise, ausgeschmückt worden, und bereits um fünf Uhr Morgens trugen die vornehmsten der ehemaligen kurfürstlichen Diener den Sarg, in welchem der Entschlafene lag, aus der Schloßkapelle zu dem Leichenwagen, während das Trauergeläut von allen Thürmen der Stadt erschallte, welches dann in einen Zwischenraum von zwei Stunden immer zweimal wiederholt wurde; um eilf Uhr versammelten sich dann die zu der Feierlichkeit geladenen Personen zu einer leichten Mahlzeit, die nicht ganz zwei Stunden dauerte, und um ein Uhr Mittag's setzte sich der Trauerzug selbst in Bewegung.

Diesen eröffneten des Kurfürsten Leibdragoner, sein Leibregiment zu Pferde, und das Leibregiment zu Fuß, die grands mousquetaires und die kurfürstlichen Trabanten; ihre entblößten Waffen hielten die Truppen zur Erde gesenkt, und ihre Fahnen und Trommeln waren mit schwarzen Flor umwunden; nach ihnen kam ein kurfürstlicher Hoffourier, dann neun Marschälle, drei zu drei gehend, und hinter Diesen die Schuljugend der Residenz in schwarzen Mänteln und Trauerhüten. Ihnen folgte die Geistlichkeit der Stadt, dem Range nach geordnet, dann vier und zwanzig Trompeter und Pauker, und darauf die zwei und vierzig kurfürstlichen Pagen; hiernach kam ein Fourier zu Pferde, drei Marschälle und dann die Deputationen der französischen Emigrirten, der Stände, der Landes-Universitäten und des Johanniterordens, worauf drei andere Marschälle des Zuges erste Abtheilung schlossen. —

Digitized by Google

Den zweiten Theil des Zuges eröffnete ein Herold in prächtiger Kleidung; hinter ihm trug ein Obrist die Blutfahne, und zwei Stallmeister führten das, mit einem rothen Federbusch und reicher Satteldecke geschmückte Bataillenpferd des Kurfürsten; dann kamen die sieben und zwanzig Fahnen der verschiedenen, zum Kurfürstenthum gehörenden Provinzen und sonstigen Landschaften, auf denen die jedesmaligen Wappen gestickt waren, sie wurden von Obristlieutenants getragen, und hinter Jedem derselben führten je zwei Hauptleute ein aufgezäumtes Pferd, auf dessen Schabracke ebenfalls das betreffende Wappen gestickt war. Dazwischen gingen sieben Herolde, gekleidet wie der Erste; dann kam noch ein Herold, der Neunte in dieser Abtheilung, und hinter demselben wurde von drei Obristen die Fahne mit dem vollständigen kurfürstlichem Wappen, die Freudenfahne und die Trauerfahne getragen; auch hinter Diesen wurden die Pferde mit den Wappen gestickten Schabracken, jedoch von Obristlieutenants, hergeführt, und besonders prächtig war das Freudenpferd aufgezäumt; es war ganz und gar mit einer Decke von fleischfarbenem Sammet bekleidet, auf deren einer Seite ein Adler gestickt war, der von vier seiner Jungen gefolgt, zum Himmel emporflog, während ein Blitz aus den Wolken auf ihn niederfuhr; die andere Seite zeigte einen gekrönten Adler, der ebenfalls mit vier Jungen zur Sonne emporsteig. Ebenso war das Trauerpferd in schwarzem Sammet gekleidet, der mit Gold gestickt war, und hinter jedem der Pferde ritt ein Hofjunker in prächtiger Rüstung, von zwei schwarzgekleideten Trabanten geleitet. Nach Diesen kamen ein zehnter Herold und drei Marschälle, hinter denen das kurbrandenburgische, das kurpfälzische, das preußische und das oranische Wappen von vier Edelleuten hergetragen wurde; hinter ihnen kamen vier Generalmajors mit dem großen, in Kupfer getriebenem Wappenschilde der Kurmark Brandenburg; acht Edelleute, welche die Insignien des hohen Entschlafenen, das Kurschwerdt, den Kurhut, das Kurscepter, das Majestätssiegel, den Regimentsstab, den Orden des Hosenbandes und das Souverainetätsschwerdt trugen, machten den Beschluß dieser Abtheilung des Trauerzuges.



Der dritte Theil brachte den Leichenwagen selbst. Vorauf sechs Marschälle aus adligem Blute, dann sechs und zwanzig Trabanten mit langen Mänteln und emporgehobenen Hellebarden, in zwei Gliedern geordnet und von Zweien ihrer Officiere geführt; endlich der Leichenwagen selbst. Acht Obristlieutenants geleiteten die acht Pferde, welche den Wagen zogen, am Zügel, und diese Thiere waren mit schwarzem Sammet bedeckt, auf welchem vor der Stirn und zu beiden Seiten Wappenschilder gestickt waren; eine Decke von demselben Stoffe, mit zwölf darauf gestickten Wappen, breitete sich über den Wagen aus, und vier Reichsgrafen (von Stollberg, Mannsfeld und zwei von Wittgenstein) trugen die vier Zipfel des Leichentuches, während zwölf Landräthe, aus den Provinzen Preußen, Pommern und den magdeburgisch-sächsischen Besitzungen, eine Art von Thronhimmel, ebenfalls aus schwarzem Sammet, über den Leichenwagen emporhielten; zwölf adlige Herren hielten die Schnüre dieses Baldachins, und außerdem gingen zu beiden Seiten des Sarges zwölf Obriste und zwölf Kammerherren einher.

Nun kam die vierte Abtheilung, das eigentliche Trauergefolge, ebenfalls durch sechs Marschälle eröffnet. Unmittelbar hinter denselben schritt der Nachfolger des hohen Verewigten, der Kurfürst Friedrich III., in langem Trauerkleide, rundem Hute mit über das Gesicht herabwallendem Trauerflor, einher, und ihm folgten seine Brüder, die vier jüngeren Markgrafen von Brandenburg, nach ihrem Alter geordnet, denen sich der Markgraf von Baireuth, der Fürst von Dessau, der Herzog von Sachsen-Merseburg, der Landgraf von Hessen-Homburg mit seinem Sohne, und die, in Abwesenheit ihrer Fürsten dem Leichenzuge folgenden Gesandten der Herzöge von Mecklenburg und des Markgrafen von Anspach, anschlossen. Dann kamen die Geheimen Räthe des Kurfürsten, die Räthe der anwesenden, fremden Fürsten, die Kammerdiener und die übrigen Hofbediente Friedrich Wilhelm's. — Den zweiten Theil des Trauergefolges, aus den Damen bestehend, eröffneten ebenfalls sechs Marschälle; hinter ihnen kam die verwittwete Kurfürstin und die Kurfürstin Sophie Charlotte, die



Digitized by Google

Gemalin Friedrich's III. Diesen beiden Fürstinnen schlossen sich die Markgräfin von Brandenburg und die Herzogin von Merseburg an, dann kamen vier Reichsgräfinnen (von Solms, Naunsfeld, zwei von Wittgenstein); jede dieser Damen wurde von zwei gefürsteten Herren geführt und hatte außerdem ihren Schleppenträger. Drei Marschälle trennten diesen Theil des Zuges von dem Gefolge der übrigen Damen, der Frauen und Töchter der kurfürstlichen Beamten und vornehmeren Hofbedienten, die das weibliche Trauergefolge beschlossen. Dann führten drei bürgerliche Marschälle die letzte Abtheilung dieses glänzenden Zuges, welche aus den städtischen Gerichtspersonen, dem Magistrat und den Deputationen der Bürgerschaft aus allen vier Städten der Residenz bestand; hinter ihnen ritt wieder ein Hofjourier, und das Reiterregiment des Kurprinzen schloß den ganzen Zug, der sich langsam, unter dem Läuten sämmtlicher Glocken, vom Schlosse, die breite Straße entlang, in Bewegung setzte und dann, durch die Brüderstraße ziehend, endlich die Domkirche erreichte, an deren Thür das Trauerpferd, das Freuden- und das Bataillenpferd, mit den Fahnen, Wappen und sonstigen Insignien dergestalt aufgestellt waren, daß die Prozession zwischen ihnen durchziehen konnte.

Nun wurden an der Kirchthür sechs Pferde von dem Leichenwagen abgespannt, und derselbe von den übrigen zweien in die Kirche auf ein, unter der Kanzel errichtetes, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenes Gerüst gezogen; nachher begab sich das Trauergefolge, mit Ausnahme des Militairs, in die Kirche, und alsdann stellten sich die Träger der Wappen, Fahnen und sonstigen Insignien, neben dem Leichenwagen auf. Nun bestieg der Hofprediger Koch die Kanzel und hielt eine ziemlich lange Leichenrede, welche bis gegen acht Uhr Abends dauerte, dann erhoben sich die vier Reichsgrafen, und unter dem Gesang der in der Kirche Versammelten, dem Donner der Kanonen, dem Krachen der Kleingewehrsalven, dem Läuten der Glocken und dem Schmettern der Heerpauken und Trompeten, wurde die fürstliche Leiche in das Erbbegräbniß hinabgetragen. — Nachdem dies geschehen, begann die Trauermusik, und nun setzte sich der Zug über den Schloßaltan, der mit vielen hundert Wachsfackeln erleuchtet war, in Bewegung und kehrte in das Schloß zurück, wo eine große Abendmahlszeit, bei welcher an sechzig Tafeln gespeis't wurde, stattfand.

Der Nachfolger Friedrich Wilhelm's, der zweite Sohn desselben, welcher durch den Tod seines älteren Bruders zum Throne berufen ward, empfing das Land allerdings in einem anderen Zustande als sein Vater Friedrich Wilhelm, bei dessen Tode sich die Einwohnerzahl bis auf 30,000 Seelen belief, und Friedrich III., diesen Namen führt des großen Kurfürsten Nachfolger in der Geschichte, bestieg ebenfalls mit der Absicht den Thron, die Macht und das Ansehn, welches die preußisch-brandenburgischen Länder gewonnen hatten, zu vergrößern und seinem Staate auch eine angemessene Haupt- und Residenzstadt zu geben. Demgemäß ward schon in dem ersten Jahre seiner Regierung mit dem Anbau eines neuen Stadttheiles, der Friedrichsstadt, der Anfang gemacht; doch schon vorher bei Gelegenheit der feierlichen Huldigung der kurmärkischen Stände, welche der Kurfürst in Berlin empfing, zeigte sich des neuen Herrschers Liebe zur Pracht, wie bei des Vaters Leichenbegängnisse.

An dem feierlichen Tage wurde zuerst der Gottesdienst in der Domkirche eingeläutet, und dann begab sich der Kurfürst, während ihm drei Ritter das Kurschwerdt, das Scepter und das Majestätssiegel voranstrugen, in das Gotteshaus und kehrte nach geendeter Predigt in das Schloß zurück, wo die kurfürstlichen Geheimen-Räthe, welche Lehns- oder Erbämter in der Mark besaßen, den Huldigungseid durch Handschlag leisteten; dann ward die gesammte Ritterschaft von dem Hofmarschall in den neu erbauten, großen Saal geführt, wo der prächtige, kurfürstliche Thron aufgeschlagen war. Sechs Stufen führten zu demselben hinauf, und als nun die Ritter alle beisammen waren, erschien Friedrich III. selbst und setzte sich auf den Thron, während seine beiden jüngeren Brüder sich zu beiden Seiten des Kurfürsten aufstellten. Nun hielt der Geheimerath von Fuchs in des Fürsten Namen eine zierliche Rede an die versammelten Ritter, welche durch den Dompropst von

Havelberg beantwortet wurde; das Schwören des Lehenseides endete diesen Theil der Feierlichkeit.

Dann begab sich der Kurfürst, von der sämmtlichen Ritterschaft geleitet, nach einer Bühne auf dem Schloßplatz, wo ein zweiter Thron aufgeschlagen worden war, um die Huldigung der Städte zu empfangen, deren Abgeordnete sich hier versammelt hatten. Ungeachtet Stendal sowohl als Brandenburg, sich auf ihr hohes Alter beziehend, der Stadt Berlin den Vorrang ablaufen wollten, sahen sich beide Städte indessen genöthigt, der Residenz das Feld zu räumen, und daher beantwortete auch der Bürgermeister von Berlin, Herr Levin Schardius, im Namen aller übrigen märkischen Städte die Rede, welche wieder der Geheimrath von Fuchs für den Kurfürsten hielt. — Dann ward den versammelten Bürgern der Lehenseid vorgelesen und von ihnen mit lauter Stimme nachgesprochen, worauf der allgemeine Jubelruf, „es lebe der Kurfürst Friedrich der Dritte!“ dreimal erschallte, während sich der Kurfürst grüßend von seinem Throne verneigte, und in das Jubeln des Volkes mischte sich das Schmettern der Trompeten, das Krachen des Kleingewehrfeuers und der Donner der Kanonen.

Nach Beendigung der Feierlichkeit begann im Schlosse ein großes Festmahl, bei welchem der Kurfürst mit seinen beiden Brüdern an einer Tafel allein saß; während an einem zweiten, daranstoßenden Tische die Vornehmsten der Ritterschaft und der städtischen Abgeordneten, in den übrigen Gemächern die anderen Ritter und Stadtdeputirten geordnet waren. — Auch das Volk ward bei dieser Gelegenheit von seinem neuen Herrscher nicht vergessen, die Schloßküche verabreichte den Armen unentgeldlich Speise, und im Schloßhofe waren zwei Springbrunnen angebracht, welche weißen und rothen Wein zum beliebigen Gebrauch sprudelten.

Es gehört nicht in eine Chronik Berlin's auch der Festlichkeiten Erwähnung zu thun, mit welchen die übrigen Städte, besonders aber Königsberg, ihre Liebe zu dem neuen Herrscher an den Tag zu legen trachteten, und die wirklich glänzend und prächtig zu nennen waren; auch die Einweihung der Universität zu Halle bot dem Kurfürsten eine erwünschte Gelegenheit dar, seine Vorliebe zu prächtigen Feierlichkeiten an den Tag zu legen, und in Berlin war es die Vermälung des Markgrafen Philipp, des Bruders Friedrich's III., mit der Prinzessin Johann Charlotte von Dessau, und die Heirath der Markgräfin Louise Dorothea, des Kurfürsten einziger Tochter erster Ehe, mit Friedrich, dem Erbprinzen von Hessenkassel, welche den Anlaß zu neuen glänzenden Hoffesten gaben, von denen wir eine genauere Beschreibung des Letzteren aus einem älteren Chronisten folgendermaßen entlehnen:

So wie der Durchl. Erbprinz von Hessen-Kassel und die Durchl. Kurprinzessin von Brandenburg in einer sehr nahen Verwandtschaft stunden, so hatten sie auch von Jugend auf eine heimliche Neigung gegen einander, ohne sich noch recht zu kennen. Der Ruf von den ungemeinen Gemüths- und Leibesgaben der Prinzessin vermehrte das Verlangen dieses feurigen Fürsten, dieselbe doch einmal zu sehn und zu sprechen. Die Feldzüge, denen Dieselben wegen ihres angebornen Heldenmuthes und der bei der Armee bekleideten hohen Ehrenstellen beiwohnen mußten, hatten solchem Verlangen jederzeit Hindernisse in den Weg geleget, bis endlich dasselbe im Jahre 1698 in die Erfüllung gebracht werden konnte. Seine Durchl. hatten die Prinzessin auch kaum erblicket, als Sie nicht allein Alles, so Ihnen von der Vollkommenheit derselben erzählet war, sondern noch viel mehr antrafen, dadurch Ihre Neigung zu derselben vergrößert wurde. Doch die damals noch fortwährenden Kriegsunruhen nöthigten Sie, diesen so angenehmen Aufenthalt bald wieder zu verlassen, und die Ausführung Ihres Entschlusses bis dahin zu versparen, da die Welt der allgemeinen Ruhe sich erfreuen könnte.

Die Schwierigkeiten, so sich anfänglich hierbei ereigneten, wurden bald durch die Vorstellung gehoben, daß beiderseits hochfürstliche Häuser bereits in einer genauen Verwandtschaft und Vertraulichkeit standen, daß beiderseits hochfürstliche Personen einander sehr geneigt, und, was das Mehrste, an Tugenden und Vollkommenheiten gleich waren. Daher der weise Friedrich, um die Hoffnung des Prinzen nicht länger in Zweifel zu



Digitized by Google

laſſen, Ihm Deren Entſchluß durch ein Schreiben von dem Oberkämmerer, Grafen von Wartenberg, bekannt machen ließ. Der Landgraf von Heſſen, ſo ſich damals auf ſeiner italieniſchen Reiſe befand, hatte, der Sache ein Gewicht zu geben, ſeinen Rath und Oberamtmann der Grafſchaft Ziegenhain, den Oberſten von Roſeck, der den Prinzen in der Jugend erzogen, und Ihn auf ſeiner Reiſe in fremde Länder begleitet hatte, nach Berlin zu gehn beordert, um durch ſeine Anweſenheit die vorhabende, wichtige Sache zu beſchleunigen.

Allein ehe derſelbe noch angelangt war, hatte der Erbprinz auf erhaltene ſchriftliche Gewißheit ſich ſelbſt in Perſon aufgemacht, traf eher als ſein Geſandter in Berlin ein und ward von dem Oberkämmerer, doch nur in der Stille, mit drei Kutſchen eingeholt. Er wollte auch Niemandem, als ſich ſelbſt die Ehre gönnen, um ſeine Prinzeſſin zu werben, und that den 24ſten Jenner dieſes 1700ten Jahres zuerſt an den Kurfürſten, nachher an deſſen Gemalin und zuletzt an die Kronprinzeſſin den Antrag, der mit einem erwünſchten Ja beantwortet wurde; worauf man ſolches durch Wechſelung koſtbarer Ringe noch mehr beſtätigte, durch dreimalige Löſung der Kanonen aber von den Wällen der Stadt bekannt machte. Eben den Abend ward das Verlöbnißmahl gehalten, dabei die Braut und der Bräutigam die Oberſtelle bekleideten, nach deſſen Endigung im oraniſchen Saale getanzt wurde.

Dieſe Verlobung ward ſogleich der Frau Landgräfin in Kaſſel und dem Herrn Landgrafen in Rom durch abgeſandte Couriere berichtet, und den folgenden Tag ſtatteten alle Geſandte und Collegien ihre Glückwünſche ab, der auch, wie die übrigen Tage, mit allerhand Luſtbarkeiten hingebracht wurde. Den 28. aber, als den erſten Sonntag nach dieſer Verlobung, geſchah die öffentliche Bekanntmachung derſelben von allen Kanzeln.

Den 1. Februar reiſte der Erbprinz, nachdem er den ganzen Hof beſchenkt hatte, nach Kaſſel zurück, und man fing von der Zeit an, zu dem Beilager ſolche Anſtalten zu machen, dadurch daſſelbe recht prächtig und feierlich werden möchte. Man ließ für den Kurfürſtlichen Hofſtaat, wie auch für die Garden und alle Regimenter, ſo dabei gebraucht werden ſollten, neue und koſtbare Livrey und Montur verfertigen; die Kleider für die Kurfürſtliche Herrſchaft und die Vornehmſten des Hofes wurden aus Frankreich verſchrieben; nicht, wie der Herr von Beſſer ganz wohl anerkennt, aus Nothwendigkeit, als wenn man dergleichen in Berlin nicht hätte verfertigen können, ſondern auch die Fremden an dieſer Freude Theil nehmen zu laſſen. Man arbeitete an Opern, Feuerwerken, Balletten und Paſtorellen, welche dieſer hohen Vermälung ein deſto größeres Anſehn geben ſollten, und was das Vornehmſte war, ſo wurden alle dieſe Zubereitungen unter der Aufſicht und Direction Sr. Durchl., des Herrn Markgrafen Albrecht, vorgekehret; wie denn dieſer Herr ſelbſt, nebſt ſeinem jüngern Herrn Bruder, dem Markgrafen Chriſtian Ludwig, und Sr. Kurprinzl. Durchl., den gräflichen, freiherrlichen und adlichen Perſonen, die in dem beſondern Ballet als Tänzer und Tänzerinnen ſein ſollten, die Ehre wiederfahren ließen, ſich ihnen zuzugeſellen.

Ehe noch das Beilager, welches wegen Abweſenheit des Herrn Landgrafen bis in den Maimonat verſchoben war, vor ſich ging, ſtatteten Se. Durchl., der Bräutigam, im Märzmonate unvermuthet bei der Prinzeſſin Braut einen Beſuch ab, um durch Dero Gegenwart Ihr Andenken zu erneuern; kehrten aber, obgleich Se. Kurfürſtl. Durchl. Sie nöthigten, bis an das Beilager alida zu verbleiben, in wenig Tagen nach Kaſſel zurück, weil Ihnen die Regierung der Länder in Abweſenheit Dero Herrn Vaters war aufgetragen worden. Doch ſandten Sie, bald nach Ihrer Zurückkunft in die Reſidenz, der Prinzeſſin Braut ſehr reiche Präſente an Juwelen, die von ungemeiner Schönheit und großem Werthe waren.

Als endlich Se. Durchl., der regierende Landgraf, im Mai von der italieniſchen Reiſe zurückgekommen war, ſo ward das Beilager gegen das Ende deſſelben Monats verabredet, und die ſämmtliche Kaſſeliſche Herrſchaft zur Beiwohnung deſſelben eingeladen, man ſandte Denenſelben den Schloßhauptmann, Herrn von Prinzen,

Digitized by Google

nebst einem kleinen Hofstaat und einigen Kammerjunkern bis an die hessischen Grenzen entgegen, der Sie zu Osterwyk empfing und unter täglicher Bewirthung und Bedienung durch die Städte Halberstadt, Magdeburg und Brandenburg bis nach Spandau begleitete.

Der Herr Landgraf hatten nebst Seiner Gemalin, dem Erbprinzen und der Prinzessin Sophie, ein großes Gefolge von Dero vornehmsten Ministern und Damen, auch andern Bedienten bei sich, welches bis auf dreihundert Personen sich belief. Diese Herrschaften trafen den 27. Mai in Spandau ein, und wurden nicht allein von dem Gouverneur des Ortes, dem Herrn Baron von Lottum, sondern auch von Seiner Kurfürstl. Durchl. selbst, in Gesellschaft Dero Herren Brüder und vornehmsten Bedienten, allda bewillkommnet, welche auch den Abend Dero vornehmsten Gästen bei der Tafel Gesellschaft leisteten; doch noch dieselbe Nacht nach Berlin zurückkehrten, um alles zu dem morgenden Empfange zu veranstalten, welchem sowohl der Reichthum der Equipagen und Montirungen, als auch die Regimenter und Soldaten, so in Berlin lagen, ingleichen die Bürgerschaft, so im Gewehr stand, ein großes Ansehn gab.

Es hatten bereits einige Tage zuvor die Garde zu Fuße, die Gensd'armes, die Grandmusketiere des Kurprinzen und des Markgrafen Philipp beide Regimenter, wie auch das Lottumsche Dragonerregiment mit zwölf Feldstücken vor der Stadt campiret, und die übrigen Leibgarden mit den Schweizern rückten um zwölf Uhr des Mittags auch heraus, denen der sämmtliche Hofstaat mit allen Kutschen, Edelknaben und Trompetern und Handpferden folgte, um die fremde Herrschaft an den ihnen angewiesenen Orten zu erwarten. Nahe an der Stadt aber standen die aufgenommenen französischen Vertriebenen von beiden Seiten im Gewehr und hatten von ihren Kindern eine Compagnie Knaben auch zusammengebracht, welche nach ihrem Alter bewaffnet und mit allerhand Bändern ausgeziert waren. In der Stadt, vom äußersten Thore bis an die Spreebrücke, auf welcher die Bildsäule Friedrich Wilhelm's zu Pferde steht, war die Bürgerschaft im Gewehr, jenseit der Brücke stand ein Bataillon Garde unter seinem Obersten, dem von Hake; vor dem Schlosse befanden sich die Cadetten unter ihrem Oberstwachtmeister von Busch, und auf dem äußersten Schloßplatze war die neu aufgerichtete Grenadiergarde unter dem Generalmajor von Arnim und Obersten von Pannewitz postirt, welche letztere an prächtiger Montur und ansehnlicher Mannschaft sich besonders unterschied.

Gegen 3 Uhr des Nachmittags, als man die Kanonen in Spandau abfeuern hörte, fuhren Se. Kurfürstl. Durchl. nebst Dero Gemalin, der Prinzessin, dem Kurprinzen und der ganzen Kurfürstlichen Familie, der hochfürstlichen Hessischen Herrschaft eine halbe Stunde von der Stadt entgegen, hielten an einem kleinen Walde still, und erwarteten dieselben allda, welche auch bald mit großer Eilfertigkeit ankamen. Sie stiegen allerseits aus den Kutschen und empfingen einander auf das Zärtlichste. Darauf nahmen Se. Kurfürstl. Durchl. den Herrn Landgrafen, die Kurfürstin aber die Frau Landgräfin in die Kutsche und fuhren die Linie der im Gewehre stehenden Regimenter, da der Erbprinz von Kassel nebst dem Kurprinzen und anderen Prinzen, auch den Hofcavalieren zu Pferde gestiegen waren, herunter, und wurden von den Herren Officieren nach Kriegsmanier begrüßt, dabei das Merkwürdige war, daß Se. Durchl., der Markgraf Philipp, vor seinem Regiment zu Pferde mit dem Degen, zu Fuße mit der Pike sich sehn ließ.

Als dies geschah, wurden die zwölf Feldstücke zum Erstenmal abgefeuert und darauf aus hundert Kanonen rund um die Stadt, ingleichen aus der Kurfürstlichen Jacht auf der Spree geantwortet, und als man die Regimenter vorbei war, geschah solches zum Zweitenmale. Indessen war alles in Ordnung gestellt, der hessischen Equipage und Gefolge als Gästen die Oberhand gegeben, und der Zug ging die Herrschaften vorbei, in folgender Ordnung nach der Stadt:

1) ritt ein Hoffourier, auf welchen drei Handpferde des Generalmajor Natzmer und hinter diesen ein Pauker und zwei Trompeter folgten.

Digitized by Google

2) Der Herr Generalmajor selbst, hinter welchem die Gensd'armes in ihrer blauen, mit goldnen und silbernen Tressen auf den Aermeln besetzten Kleidung, deren Hüte silberne, die Schabracken aber und Halfterklappen goldne und silberne Galonen hatten; hinter Diesen aber die Grandmusketiers in scharlachner mit goldnen Tressen besetzter Kleidung folgten, welche auf ihren Hüten braun und weiß gemischte Federn trugen. Diese Truppen setzten sich nach dem Einzuge nebst dem Bataillon der Garde vor dem Schlosse.

3) Vier und dreißig Kutschen der Minister und Hofcavaliere, alle mit sechs Pferden bespannt, nach ihrem Range; hierauf der Herren Markgrafen ihre und eilf Kurfürstliche auch acht Landgräfliche Kutschen, leer.

4) Des Markgrafen Christian sechs, des Markgrafen Albrecht sieben, des Markgrafen Philipp sechs Handpferde; und dann ein Kurfürstlicher Stallmeister, zwei Leibpagen und vier und zwanzig Kurfürstliche Handpferde mit blausammtnen über und über mit Gold gestickten Decken.

5) Ein landgräflicher Stallmeister mit zwanzig landgräflichen Handpferden, mit blauen, von Carmoisin und Silber gestickten Decken.

6) Sechs Edelknaben der Herren Markgrafen mit ihrem Stallmeister.

7) Zwei Kurfürstliche Pagenmeister mit den zwei Kurfürstlichen Zwergen, und vierzig Edelknaben zu Pferde.

8) Der Kurfürstliche Büchsenspanner und zwei Leibpagen.

9) Zwölf Landgräfliche Edelknaben mit ihrem Hofmeister.

10) Zwei Kurfürstliche Pauker nebst vier und zwanzig Trompetern, die sich beständig hören ließen.

11) Ein Landgräflicher Pauker mit acht Trompetern, die das Spiel nicht rührten.

12) Der Kurfürstliche Obermarschall, Herr Baron von Lottum, und der Hofmarschall von Weisen.

13) Der Schloßhauptmann, Herr von Prinz, und der Ceremoniemeister Herr von Besser.

14) Ein und sechzig Kurfürstliche Minister, Kammerherren und Cavaliere zu Pferde.

15) Verschiedene Generale, Minister und Hofbediente des Herrn Landgrafen, ohngefähr achtzehn an der Zahl.

16) Der Kurfürstliche Oberkämmerer, Herr Graf von Wartenberg, und der Herr Feldmarschall Graf von Barfuß.

17) Der Markgraf Albrecht und der Markgraf Christian neben einander.

18) Der Erbprinz von Hessel-Kassel in einem feuerrothen Kleide, dem zur Rechten der Kurprinz, zur Linken aber der Markgraf Philipp; hinter denselben, doch etwas zur Seite des Kurprinzen, dessen Oberhofmeister, der Herr Graf von Dohna.

19) Der Oberste und Hauptmann von den Schweizern, Herr von Rosey, zu Pferde, in einem rothen mit Silber besetzten Kleide, und hinter demselben der Lieutenant und Kammerjunker von Erlach zwischen den Schweizern, die in zwei Linien bis an die vordersten Räder der Kutschen gingen.

20) Der Kurfürstliche Stallmeister von Bauer.

21) Die Kurfürstliche Kutsche, von acht schwarzbraunen Hengsten gezogen, darin der Herr Landgraf zur Rechten, Se. Kurfürstliche Durchlaucht aber zur Linken saßen. Um die Kutsche gingen die Landgräflichen und Kurfürstlichen Lakaien.

22) Die Landgräfliche Garde zu Pferde, in Blau und Silber gekleidet, von ihrem Cornett, dem Baron von Schenken, geführt, mit Paukern und Trompetern.

23) Ein Theil der Kurfürstlichen Schweizergarde zu Fuß, von dem Capitainlieutenant von Mees geführt.

24) Die Brautkutsche von Carmoisinsammet, mit Golde reich gestickt, darinnen oben die Braut, neben ihr die Frau Landgräfin und gegenüber die Kurfürstin und des Markgrafen Philipp's Gemalin saßen. Einige von den Heiducken und Lakaien gingen um dieselbe.

Digitized by Google

25) Die drei Compagnien der Kurfürstlichen Garde zu Pferde, auf Schimmeln, braunen Pferden und Rappen. Die Erste wurde von dem General und Kammerherrn von Tettau, die Andere von dem Obersten und Kammerherrn von Groten, die Dritte von dem Oberstlieutenant und Kammerherrn von Seeburg angeführt, deren jede ihren Pauker und zwei Trompeter vor sich hatte.

26) Eine Kurfürstliche Kutsche, darinnen die Prinzessin Sophie von Kassel und drei Hofmeisterinnen saßen.

27) Verschiedene Kutschen mit Kurfürstlichen und fremden Frauenzimmern.

28) Die Reisekutschen der fremden Herrschaften.

29) Des Kurprinzen Regiment zu Pferde, von dem Obersten Fischer angeführt.

30) Des Markgrafen Philipp Regiment zu Pferde, von dem Oberstlieutenant Bredow angeführt.

31) Zwei Bataillons von der Garde zu Fuß, von dem Obersten von Sydow angeführt.

32) Des Kurprinzen Regiment zu Fuß, unter Anführung des Brigadiers von Fink.

33) Des Markgrafen Philipp Regiment zu Fuße, unter Anführung des Obersten von Bülow.

34) Die Dragoner des Lottumschen Regimentes, von dem Obersten von Winzingerode angeführt.

Als die Durchl. Herrschaften in die Stadt kamen, wurden die Kanonen zum Drittenmale gelöst; und nachdem dieselben abgestiegen, die Landgräfliche Familie aber in ihre Zimmer geführt worden war, gaben die im Gewehr stehenden Truppen eine dreimalige Salve.

Die Abendmahlzeit geschah, wie mehrentheils alle übrigen Tage, in dem Oranischen Saale, welcher also benennet wird, weil Sr. Kurfürstlich Durchl. denselben Dero Durchl. Frau Mutter zu Ehren mit lauter Tapeten von den Geschichten des Hauses Oranien behängen und oben an der Decke das Bildniß des damaligen Stammhalters dieses Hauses, des Königs von Großbrittanien, Wilhelms III. zu Pferde vorstellen lassen. Die Durchl. fremden Herrschaften wurden von dem Oberhofmarschall und dem Hofmarschall mit ihren silbernen und vergoldeten Marschallstäben aus Dero Zimmern abgeholt, und die Tafel, an welcher die Braut und der Bräutigam an diesem und noch drei Tage nach der Vermälung die Oberstelle hatten, ward von den Durchl. Personen in folgender Ordnung eingenommen. In der Mitte der Tafel saß das Brautpaar, dem zur Rechten der Landgraf und der Kurfürst, zur Linken die Landgräfin und die Kurfürstin saßen. Gegenüber saßen die Markgrafen Christian und Albrecht, auf der einen Seite der Kurprinz und Markgraf Philipp, auf der andern die Markgräfin Philipp und die Prinzessin von Kassel. Der Tafel gegenüber stand der große Schenktisch, mit den überaus großen silbernen, auch theils vergoldeten neuen augsburgischen Gefäßen, die theils wegen ihres Gewichtes, theils wegen ihrer Schönheit und vortrefflichen Arbeit stets bewundert werden. Der Speisen wurden allemal sechs und vierzig und in vier unterschiedenen Gängen, außer den Früchten und dem Confecte, aufgetragen, und die Verlobten sowohl als die übrigen regierenden Durchl. Herrschaften hatten einen Kammerherrn, einen Kammerjunker und einen Edelknaben zur Aufwartung. So oft Diese auch tranken, wurden sechs vor dem Schlosse gepflanzte Stücke abgefeuert, da bei den Uebrigen zum Unterschiede nur drei gelöst wurden. In den Nebengemächern wurden noch drei Tafeln für die Frauenzimmer und drei andere für die Herren Minister und Hofbedienten zubereitet, und während der Mahlzeit ließ sich eine Kammermusik in verschiedenen Concerten und auf verschiedenen Instrumenten hören.

Am 29. Mai, Nachmittags, besah der Erbprinz von Kassel nebst dem Kurprinzen und Markgrafen des Herrn Markgrafen Philipp Regiment zu Fuß, da indessen Se. Durchl. der Landgraf nebst Sr. Kurfürstlichen Durchl. das neue Zeughaus besuchten, allwo die Bildsäule des Kurfürsten Friedrich Wilhelm gegossen, auch eine Feuerkugel gezeigt ward, die weder mit Wasser noch mit Erde gelöscht werden konnte.

Den 30. Mai war man des Vormittags in der Kirche, speiste hierauf in dem Oranischen Saale, doch wegen des ersten Pfingstfeiertages ganz still, und nach der Mittagspredigt wurde eine Spazierfahrt, auf dem Wurstwagen, in einer Begleitung von hundert und

Digitized by Google

zwanzig Kutschen durch die Dorotheenstadt unter den Linden gemacht, dabei die Wurst, auf der die fürstlichen Personen saßen, bewickelt war, und von zwölf Pferden gezogen wurde; des Abends speiste man wieder zusammen. Nunmehr brach der Letzte des Maimonates und zugleich der zur Vermälung angesetzte Tag an, an welchem die Pracht und Hoheit des Hofes sich recht sehen ließ. So wie diese zur Vermälung mit einem allgemeinen Beifall begleitet wurde, also wollte auch ein jeder seine Freude dabei an den Tag legen, und den Glanz des Festes, so viel an ihm war, erhöhen helfen. Die Kleidung der Kurfürstlichen Verlobten und der Kurfürstlichen sowohl als Fürstlichen Herrschaften übertraf ohnedies am Werthe und an Schönheit eines jeden Erwartung; allein auch alles einheimische und fremde Frauenzimmer suchte ein Jedes dem Andern es worinnen zuvor zu thun. Ja es war nicht einer von den geringsten Bedienten, der nicht durch das auf seinen Kleidern schimmernde Gold und Silber Jedermanns Auge stutzig und bestürzt machte, und ihm so viel zu berathen gab, daß er nicht alles zu fassen fähig war.

Des Morgens wohnte man dem Gottesdienste im Dome bei, bei welchem zugleich auch auf allen Kanzeln um einen glücklichen Fortgang gebeten wurde, und des Mittags speisten die Herrschaften, eine jede besonders, in ihren Zimmern, um so viel mehr Zeit zur Anschickung zu gewinnen; der Nachmittag aber ward mit Ankleidung der Durchl. Braut und des Durchl. Bräutigams zugebracht, und ein Jeder bemühte sich, recht würdig dabei zu erscheinen.

Als sich nun gegen Abend alles bei Hofe eingefunden hatte, und die Ehepacten von Kurfürstlicher Seite durch die Herren Geheimen Räthe von Fuchs und von Schmettau, von Fürstl. Landgräflicher Seite aber durch den Herrn Kanzler von Göddens und den Herrn Geheimen Rath von Holke unterschrieben waren, so gaben gegen sieben Uhr die Kurfürstlichen Pauker durch ihren dreimaligen Paukenschlag das Zeichen, daß sich alles in Bereitschaft zu setzen hätte.

Gegen 8 Uhr gingen der Herr Ober- und der Herr Hofmarschall mit ihren silbernen Marschallstäben in der Hand und brachten Sr. Durchl. den Erbprinzen von Hessen-Kassel als Bräutigam unter dem Schalle der Trompeten und Pauken aus seinem in der Prinzessin Braut Zimmer, allwo die andern Fürstlichen Personen versammelt waren, und Ihre Durchl. die Kurfürstin nebst der Frau Landgräfin derselben eben die Brautkrone, so drei Pfund schwer und mit vielen großen Diamanten und Perlen ausgeziert war, aufsetzten.

Um 9 Uhr kamen die Herren Marschälle wieder und holten Sr. Durchl. den Fürstl. Bräutigam, der zwischen dem Kurprinzen und dem Markgrafen Philipp ging, nach dem sogenannten Alabastersaale unter Pauken- und Trompetenschalle ab; vor welchen eine große Menge von Hofleuten und vor diesen viele Edelknaben mit weißen Wachsfackeln gingen. Eine Viertelstunde hernach kam die Prinzessin Braut mit eben dem Pomp zwischen Sr. Durchlaucht dem Herrn Landgrafen und Sr. Kurfürstlichen Durchl. dahin, der die Frau Landgräfin von dem Herrn Markgrafen Albrecht, Ihre Durchl. die Kurfürstin vom Markgrafen Christian Ludwig, die Frau Markgräfin und Kasselsche Prinzessin von zwei Cavalieren geführt, nebst einer großen Anzahl Hof- und Staatsdamen folgten.

Dieser Saal ist theils wegen seiner Größe, theils wegen der schönen Decken an Stukaturarbeit und Malerei al Fresco, wie auch der Bildsäulen der zwölf Kurfürsten des Brandenburgischen Hauses von weißem Marmor in Lebensgröße in so viel künstlichen Bogen sehenswürdig. Ganz oben war ein breiter Thron, unter einem ganz neuen und mit sonderlichen Zierrathen geschmückten carmoisinsammtnen Himmel, drei Stufen hoch, aufgerichtet, auf welchen die Fürstlichen Personen sich begaben; einige Schritte davon stand auf gleicher Erde ein Tisch für den Prediger und vor dem Tische ein Trauschemel, welche beide mit einem persianischen Goldstücke, so wie der Boden des Saales und des Thrones mit einem türkischen Teppich bedeckt waren. Zur rechten Seite des Thrones waren bezogene Bänke für die Herren Gesandten, zur Linken andere für die Herren Minister aufgerichtet; von dem Tische an aber bis gegen das Ende des Saales, Stühle für die Damen und

Digitized by Google

Hofleute geſetzt und noch dazu an beiden Seiten erhöhete Tritte für die andern Zuſchauer bereitet, der ganze Saal aber war mit einer unzähligen Menge weißer Wachslichter erleuchtet. Um den Thron herum ſtanden einige von den Schweizern und Leibgarden, welche auch den Eingang dieſes Saales von beiden Seiten beſetzt hatten.

Das Kleid der Durchl. Prinzeſſin Braut war von reichem Silberſtück und der Fürſtenmantel von goldenem Netze oder Point d'Eſpagne, ſieben Ellen lang, deſſen Schweif von ſechs ebenfalls weiß gekleideten Kammerfräulein getragen ward, die wegen der großen Schwere deſſelben noch von zwei Brautedelknaben unterſtützt wurden, die in blauem Sammt und ſilbernem Baret gekleidet waren. Das Leibſtück der Prinzeſſin und der Unterrock waren über und über mit Diamanten von großem Werthe beſetzt, ſo daß man den Schmuck der Prinzeſſin auf vier Millionen Reichsthaler billig ſchätzen konnte. Der fürſtliche Bräutigam hatte ebenfalls ein ſilberſtücken Unterkleid, mit vielen Arten von ſilbernen Spitzen, einen Degen mit Diamanten und einen Hut mit einer großen Diamantenkrempe beſetzt, der oben mit einer weißen und roſenfarbnen Feder geziert war, und den Ihm Seine Durchl. Braut kurz vorher zum Geſchenke überſandt hatte. Auch trug er den Däniſchen Ritterorden vom Elephanten, den der Däniſche Geſandte, Herr von Aleſeld, nur wenige Stunden vorher durch einen Courier erhalten und Sr. Durchl. umgehangen hatte, weil dieſer Prinz ein naher Verwandter des Königl. Däniſchen Hauſes war.

Nachdem nun ein jeder ſeinen Platz genommen hatte, ſo hielt der Hofprediger Urſinus die Traupredigt und erklärte dabei die Worte aus dem Buche Ruth und deſſen 1ſten Kap. 16ten Vers, da dieſe zu ihrer Schwiegerin, der Naemi ſaget: Wo du bleibſt, da bleibe ich auch, dein Volk iſt mein Volk und dein Gott iſt mein Gott ꝛc., welche ſo gedeutet wurden: daß die verlobten Durchl. Perſonen, aus Ueberlegung der Einigkeit und hohen Anverwandtſchaft beider Häuſer, der Gleichheit in der Religion und der Staatsintereſſen, auch beiderſeitigen Zuneigung und Liebe, eben dieſen Entſchluß gefaßt und ſich alſo gegen einander erklärt hätten. Nach Endigung der Rede wurden die Fürſtl. Perſonen, der Bräutigam und die Braut, von ihren vorigen Begleitern vor den Trauerſchemel geführt, die darauf niederknieten und von dem Hofprediger, nach gewechſeltem Jawort und Ringen, mit einem ſchönen Gebet und Segen zuſammengegeben, darüber alle Anweſenden herzlich gerührt wurden. Indem dies geſchah, ließen ſich die Pauken und Trompeten hören, und die Kanonen wurden dreimal rund um die Stadt abgebrannt, unter welchem Freudentumulte man ſich in das Zimmer der Prinzeſſin Braut zurück begab, und die Glückwünſche abſtattete.

Nunmehr richtete man in eben dem großen Saale die Brauttafel an. Da ſelbige bereit war, begab man ſich in voriger Ordnung und Pomp an dieſelbe, welche durch den Ueberfluß und klüglich ausgeſonnenen Zierrathen ganz außerordentlich und ohne die häufigen Confecturen und Früchte allein mit fünfhundert auserleſenen Speiſen beſetzt war. Außer dieſer, woran die fürſtlichen Perſonen ſaßen, waren in andern Nebenzimmern noch ſechs und achtzig andere Tiſche für die Miniſter, Damen und übrigen Hofbedienten angerichtet, an denen nicht minder nach ihrer Anſtändigkeit ſich Pracht und Ueberfluß zeigten. Die Tafel währte von eilf bis ein Uhr nach Mitternacht, und während derſelben theilte man allerhand Lob- und Hochzeitgedichte in verſchiedenen Sprachen, auch die auf dieſes Hochfürſtliche Beilager geſchlagene goldne und ſilberne Medaille aus.

Nach aufgehobener Tafel verfügten ſich die Fürſtlichen Perſonen in das Zimmer der Frau Landgräfin, und ſobald dieſer Saal aufgeräumt und auf's Neue mit Lichtern verſehen worden war, begab man ſich in denſelben zurück zum Brauttanze, welcher auf alte, deutſche Art mit Fackeln gehalten wurde. Die Durchl. Braut tanzte zuerſt und zwar mit Ihrem Fürſtlichen Bräutigam, nachher mit des Herrn Landgrafen, dann mit des Kurfürſten Durchlaucht und nach dieſem mit dem Kurprinzen, auch mit den ſämmtlichen Herren Markgrafen, dabei jederzeit 24 der vornehmſten Hofbedienten, 6 Paar vor, und 6 Paar nach, mit brennenden Wachsfackeln tanzten. Auf eben die Art tanzte auch das übrige



Digitized by Google

Durchl. Frauerzimmer, welches alles bis nach drei Uhr des Morgens währte, und Se. Durchl. der Kurfürst dem Bräutigam, der Kurfürstin Durchl. aber der Braut das Hemde reichten.

Den 1. Junius wurde das neuvermälte Paar von beiderseits Durchl. Aeltern auf das Reichste mit einem prächtigen Diamantschmuck und verschiedenem kostbaren Silbergeräth zur Auszierung eines Zimmers beschenkt; auch legten die fremden Gesandten in ihrer hohen Principalen und ihrem Namen, ingleichen alle Collegien, wegen der so glücklich vollzogenen Vermälung, die Glückwünsche ab, und das Mittagsmahl wurde ganz still eingenommen. Gegen Abend ward dann großer Ball und Singespiel angestellt, dabei die größten Künstler sich hören, vierzig Tänzer und Tänzerinnen aber in ganz neuen und kostbaren Kleidungen sehen ließen; darunter Se. Durchl. der Kurprinz selbst und die beiden Herren Markgrafen Albrecht und Christian Ludwig sich befanden. Des Abends aber ward nur auf der Serviette gespeist.

Den 2. Junius speiste man zu Mittage öffentlich; des Abends hingegen war eine Maskerade im Oranischen Saale, dahin Niemand unverkleidet kommen durfte; und war die Verkleidung theils sinnreich ausgesonnen, theils sehr kostbar, und man vertrieb sich die Zeit mit Tanzen und Spielen. Die Kammerjunker aber mußten als verkleidete Hausknechte große silberne Körbe mit den raresten Speisen, Früchten und Getränken herumtragen.

Bisher hatten die Neuvermälten noch das Recht als Braut und Bräutigam genossen, von dem 3. Junius an aber wurden Sie als Kinder des Hauses angesehn, und die Landgräfliche Herrschaft hatte jederzeit das Vorrecht; wie denn auch der Herr Landgraf bis an seine Abreise die Parole ausgaben. Diesen Tag waren drei Lustbarkeiten: gleich nach Tische ein Kampf wilder Thiere in dem Hetzgarten, nach dessen Endigung man des Abends an einer Maschinentafel speiste, gegen die Nacht aber das doppelte Feuerwerk in dem Stadtgraben und jenseits desselben abbrennen sah, welches unter der Aufsicht Sr. Durchl. des Herrn Markgrafen Philipp als Generalfeldzeugmeister war verfertigt worden.

Das auf dem Lande stellte zwei Palmbäume vor, deren Gipfel sich zu einander neigen, mit der Ueberschrift: Conjungit cognatus amor, d. i. Die uns eingepflanzte Liebe vereinigt uns. Diese brannten in weißem Feuer. Unter den Zweigen des Palmbaumes zur Rechten brannten diese Worte in gleichem Feuer: Fridericus, Landgravius Hassiae, d. i. Friedrich Landgraf von Hessen, und darüber die Landgräfliche Krone. Unter dem zur Linken Luisa, Dorothea, Sophia Brandenburgica, Luise, Dorothee, Sophie von Brandenburg und darüber ein Kurhut. In der Mitte zwischen beiden Vivat! An jeder Seite stand eine Pyramide, welche in blauem Feuer brannte. Auf der zur Rechten war oben an der Spitze die Landgräfliche Krone, in der Mitte das Hessische Wappen, so rund um sich lauter doppelt gewundene Lorbeerzweige, zur Rechten den Gott Apollo, zur Linken den Gott Mars und auf beiden Seiten zween Lorbeerbäume hatte. Auf der zur Linken war oben der Kurhut, in der Mitte das Kurwappen und an den Seiten das Bild der Venus und der Juno zu sehen.

Das Feuerwerk auf dem Wasser bestand aus einem Schiffe, welches von Sr. Durchl. dem Kurprinzen durch eine vom Walle fahrende Rakete angesteckt ward. An dem Schiffe war das Hessische und Brandenburgische Wappen; in dem Schiffe saß vorn die Venus, am Steuerruder der Mars, anstatt der obersten Flagge hatte sich Cupido mit seinen Flügeln ausgebreitet. Vor dem Schiffe flog ein Liebesengel mit einer brennenden Fackel, gleichsam den Weg zu zeigen. An das Schiff schwammen Schwäne und Tritonen, die das Feuer immer aufbliesen, und die aufgespannten Segel ließen die feurigen Worte lesen: Coeptis astra favent, ventis date vela secundis, d. i. Der Himmel leitet uns, laßt nur die Segel fliegen. Bei dem Anfange eines jeden Werkes wurden, wie bei dem Ende, 18 Kanonen abgefeuert, und die große Menge Raketen, Luft-, Sterns, Wasser- und andere Feuerkugeln, Bienen- und andere Schwärmer erhielten die Luft und das Wasser in einer steten Helligkeit.

So lange waren die Lustbarkeiten in der Residenz angestellt. Es sollten aber auch außerhalb derselben die

Digitized by Google

hohen Gäste vergnüget werden, und dazu ward Oranienburg, ein vier Meilen von Berlin gelegenes Lustschloß, so unsers Großen Friedrichs Durchl. Frau Mutter aus dem Oranischen Hause zu Ehren diesen Namen erhalten, und vor allen andern ihres würdigen Sohnes werth war, erwählt. Dahin versügten sich die Durchl. Herrschaften den 4. Junius des Morgens um neun Uhr, speisten des Mittags daselbst, besahen gegen Abend das nahebei gelegene Lusthaus Friedrichsthal, und nachdem Sie gegen die Finsterniß der Nacht zurückgekommen, ging das daselbst angestellte Fest an.

Es bestand selbiges in einer besondern Illumination und in einer kleinen deutschen Operette, welche in dem künstlichen, ganz neu verfertigten Gartensaale, in dem man auch Abends die Tafel hielt, angestellt wurde. Das ganze Fest war auf die hohe Vermälung eingerichtet und sowohl der Saal als die Musik stellten den Triumph der Liebe dar, welchen diese über Götter, Menschen und Thiere erhielt; zu welchem Ende noch besonders ein auf ausdrücklichen Kursürstlichen Befehl wenig Stunden vorher vermältes Paar, nämlich der Kammerjunker und Hauptmann unter dem Kurprinzlichen Regimente, Herr von Grumbkow, mit dem Kammerfräulein von Chevalliere, Zeuge davon sein, und diesem Feste als Braut und Bräutigam beiwohnen mußten.

Unter dem Eingange dieses Saales, in welchem die Springröhre des Gartens in Form einer Grotte, nebst ihrem Kessel, doch verdeckter Weise, angebracht waren, sah man den Cupido auf einem Siegeszeichen, mit dieser Ueberschrift: **Triomphe de l'amour.** Der Saal selbst war als ein achteckiger Triumphbogen gebaut, in dessen Ecken sich die Gemälde der von der Liebe bezwungenen Götter und Göttinnen zeigten; darunter waren schöne französische Reime zu lesen, unter diesen aber noch Sinnbilder zu sehen, welche alle die Macht der Liebe andeuteten. Sonst aber war der ganze Saal mit großen Spiegeln, kostbarem Silbergeschirre und andern Erfindungen ausgeziert, daß man sich nicht satt genug sehen konnte. Die Poesie zu dieser Operette hatte der Herr von Besser, die Musik aber der jüngere Rieck verfertigt und die vollkommensten Virtuosen ließen dabei ihre Geschicklichkeit hören.

Nach zehn Uhr des Abends setzte sich die Durchlauchtigste Herrschaft nebst einigen Vornehmen des Kaiserlichen Hofes an die Tafel, und das neuvermälte Brautpaar bekam die Oberstelle. Das Gemüth und die Sinnen wurden hiebei ungemein vergnüget, und als man eben den Geschmack in Genießung der rareſten Früchte ergötzen wollte, ward die vor der Tafel stehende Spielgelwand unversehens aufgehoben: und es stellte sich dem Gesichte die hellerleuchtete Grotte dar, in welcher Peleus und Thetis auf einer stufenweise erhöhten Bühne, als Wassergötter, reich gekleidet saßen, die sich mit den Armen auf einen großen Wasserkrug gelehnt, auf den Stufen aber, um sich herum, noch zehn andere reich gekleidete Flußgötter sitzen hatten. Das Wasser schoß mannesdick aus den Wasserkrügen über die Eischalen in den unten stehenden Kessel und hörte nicht eher auf zu laufen, bis Peleus die Thetis ersuchet, die Röhren bei ihrem Lobgesange zu hemmen. Hierauf fangen die Wassergötter bald abwechselnd, bald mit einander, bald im Chore, und nebenbei ließen sich die geschicktesten Virtuosen auf allerhand angenehmen Instrumenten hören, davon die ganze Luft bei der stillen Nacht erfüllt ward. Nach diesem Feste begab man sich, doch spät, zur Ruhe, und des Morgens kehrte man nach Berlin zurück, allwo das Mittagsmahl eingenommen ward.

Des Nachmittags besuchte man die nahe an der Residenz gelegenen Lusthäuser, Schönhausen und Rosenthal, die theils wegen der angenehmen Gegenden, theils wegen der schönen Auszierungen sehenswürdig sind. Als man aber von dannen zurückgekommen war, so ward in dem Saale, über der Grotte des Schloßgartens in Berlin, des Abends Tafel gehalten, von da man den ganzen Garten und die Blumenbeete, den Stadtwall und den Spreefluß, wie auch die vielen Wasserkünste übersehen konnte, welche Letztere durch ihr Springen bei der Hitze eine schöne Kühlung gaben.

Der folgende Tag wurde, weil es Sonntag war, dem Gottesdienste gewidmet, und thaten die sämmtlichen Durchl. Herrschaften dem französischen Gesandten die



Digitized by Google

Gnade, bei deſſen neugebornem Söhnlein durch Bevollmächtigte die Pathenſtelle zu vertreten; weil der Frau Kindbetterin unvermuthet ausgebrochene Blattern Derſelben perſönliche Gegenwart verhinderten. Gegen Abend begaben ſich die hohen Herrſchaften nach Lützelburg, einem Ihrer Durchl. der Kurfürſtin zugehörigen Luſthauſe, ſo nur eine Meile weit von Berlin liegt, und woſelbſt dieſe bewundernswürdige Prinzeſſin ein wohlausgeſonnenes Feſt hatte bereiten laſſen. Es war ſolches eine italieniſche Oper, Atis genannt, welche in dem neu angelegten Opernhauſe von den italieniſchen Sängern und Sängerinnen geſungen ward, wozu der Kurfürſtliche Kapellmeiſter die Muſik verfertigt hatte. Zwiſchen einer jeden Handlung ward von den Hofdamen und Edelleuten getanzt, und bei dem Schluſſe derſelben zur Tafel geblaſen. Dieſe wurde von allen Anweſenden in einem Saale, doch an zwei verſchiedenen Tafeln gehalten, davon jede einen halben Mond vorſtellte; und die Kurfürſtliche Tafel war in der Mitte einige Stufen erhöht, von beiden eingeſchloſſen.

Und dieſes Feſt ward dann auch der Beſchluß aller feierlichen Vermälungsluſtbarkeiten, die acht Tage lang gewährt hatten; nunmehr aber ſollte den Tag darauf, als den 7. Junius, die Abreiſe nach Kaſſel vor ſich gehen, die dieſesmal noch um einen Tag verſchoben ward. Den 8. des Nachmittags aber verließ die Durchl. Kurheſſiſche Herrſchaft, in Begleitung des ganzen Hofes, unter Abfeuerung der Kanonen, die Reſidenz, und langte gegen Abend in Potsdam an; allwo man, weil dieſes der Ort war, wo Se. Kurfürſtl. Durchl. mit Dero erſten Gemalin, der Prinzeſſin von Kaſſel, Beilager gehalten hatte, noch den folgenden Tag beiſammen blieb und ſich mit einer Wirthſchaft beluſtigte, dabei des Markgrafen Philipp Frau Gemalin und die Kaſſelſche Prinzeſſin zwei Bäuerinnen vorſtellten. Die ganze verkleidete Geſellſchaft aber ſpeiſte an einer Perſpectivtafel.

Endlich ging am 10. Junius der völlige Abſchied vor ſich, nachdem beide Höfe einander reichlich beſchenkt hatten. Se. Kurfürſtl. Durchl. begleiteten Dero Frau Tochter bis nach Linum, allwo man unter vieler Wehmuth und Thränen ſich von einander trennte. Der Herr von Prinzen, ſo die Heſſiſche Durchl. Herrſchaft von der Grenze bis an das Hoflager begleitet hatte, mußte dieſelbe wieder bis dorthin bringen, und gar als Bevollmächtigter Sr. Kurfürſtl. Durchl., der Erbprinzeſſin bis nach Kaſſel folgen, um der Prinzeſſin verſchriebne Rechte zu beobachten und von denen Ihr ausgemachten Herrſchaften in Dero hohem Namen, durch eine Eventual-Huldigung, Beſitz zu nehmen.

Nachdem die Ankunft in Kaſſel geſchehen war, ſo ward einer ſo vollkommnen Prinzeſſin zu Ehren ein ordentlicher Einzug beſtimmt, der den 20. dieſes Monats vor ſich ging. Des Abends aber deſſelben Tages verſammelten ſich die Durchl. Herrſchaften in einem prächtigen Luſthauſe, ohngefähr eine Viertelmeile von Kaſſel an der Fulda gelegen, und ſpeiſten allda unter einer lieblichen Muſik nebſt Pauken- und Trompetenſchalle. Vor dieſem Luſthauſe war das Feuerwerk, zu deſſen rechter und linker Seite Kanonen gepflanzt, um das Haus aber waren Soldaten geſtellt, die mit ihren brennenden Fackeln der Durchl. Herrſchaft Namen vorſtellten, auch etlichemal Salven gaben. Sobald man das Feuerwerk abgebrannt hatte, wurden alle Kanonen gelöſt, welches von denen auf dem Walle von Kaſſel beantwortet und dabei einige tauſend Raketen, Luft- und Waſſerkugeln angezündet wurden." —

Eine auf ſolche Weiſe und bei jeder Gelegenheit vorherrſchende Prunkſucht des Kurfürſten Friedrich III., mit der ſich noch andere Schwächen paarten, war wohl größtentheils, ſo wie auch ſeine übrigen, oftmals leider grell hervortretenden Fehler, eine Folge ſeiner freudenloſen Jugend. Sein Vater, der große Kurfürſt, welcher ſeine Liebe hauptſächlich ſeinem erſtgeborenen Sohne, dem Kurprinzen Karl Emil zugewendet hatte, konnte, als derſelbe 1674 ſtarb, für ſeinen zweiten Sohn, Friedrich, durchaus keine gleiche Zuneigung faſſen, und leider war es die Kurfürſtin Dorothea, die den Brand der Zwietracht, der zwiſchen Vater und Sohn loderte, nur noch mehr anzuſchüren trachtete, denn ſie gab die Veranlaſſung, daß der Kurprinz, wenn man mehrfachen Angaben verſchiedener Schriftſteller Glauben ſchenken darf, ſogar ſein Leben von den Nachſtellungen ſeiner

Digitized by Google

Stiefmutter bedroht ſah, welche ihre eigenen Söhne gern auf Koſten des Kurprinzen bereichert und zu ſelbſtſtändigen, ſouverainen Fürſten gemacht hätte. Wirklich gab dieſe ränkeſüchtige Frau, als der Kurprinz, um ſich vor ihren Verfolgungen ſicher zu ſtellen, heimlich nach Kaſſel geflohen war, den Anlaß dazu, daß der Kurfürſt Friedrich Wilhelm ein Teſtament machte, in welchem er ſeine Länder unter ſeine ſämmtlichen Söhne theilte, und dem Aelteſten derſelben, dem Kurprinzen, nur diejenigen Beſitzungen zuſprach, welche er ihm nach den Reichsgrundgeſetzen nothwendig laſſen mußte. In Folge dieſes Teſtamentes ſchloß der Kurprinz einen Vertrag mit dem Kaiſer ab, demzufolge er, bei ſeinem Regierungsantritte, dem Hauſe Oeſtreich den Schwäbiſchen Kreis abzutreten und Hülfe gegen Frankreich zu leiſten, verſprach, wogegen der Kaiſer, Kraft ſeiner Machtvollkommenheit, das Teſtament des verſtorbenen Kurfürſten Friedrich Wilhelm annullirte.

So fand Friedrich III., als er den Thron ſeiner Väter beſtieg, keinen Verwandten, der ihm mit wahrer, aufrichtiger Zuneigung entgegengekommen wäre, und es iſt kein Wunder, wenn er ſich daher auf andere Weiſe, für die verlorenen Freuden im Schooße ſeiner Familie, zu entſchädigen ſuchte; denn auch ſein zweiter, jüngerer Bruder, Ludwig, war noch bei des Vaters Lebzeiten (1681) geſtorben, und ſein Tod war von ſolchen Umſtänden begleitet geweſen, die allerdings ein düſtres Licht auf das Verhältniß der Kurfürſtin Dorothea zu den Kindern aus ihres Gemals erſter Ehe werfen. Dieſer junge Prinz befand ſich nämlich geſund und munter auf einem glänzenden Balle, welchen die Kurfürſtin in dem genannten Jahre gab, und er hatte nicht das geringſte Gefühl des Unwohlſeins oder der Uebelkeit geſpürt, als ihm die Couſine der Kurfürſtin, eine Prinzeſſin von Holſtein-Sonderburg, eine eingemachte Pommeranze von außerordentlicher Größe und Schönheit reichte. Nach dem Genuſſe dieſer Frucht ſoll der Prinz ſofort erkrankt ſein, auch die fürchterlichſten Schmerzen empfunden haben; umſonſt war die ſchnell herbeigerufene ärztliche Hülfe, noch in derſelben Nacht (26. März) ſtarb der junge, hoffnungsvolle, von Allen ſeinen Untergebenen auf's Zärtlichſte geliebte Prinz, und die öffentliche Stimme bezeichnete die Kurfürſtin faſt gradezu als die Urſache von des Prinzen plötzlichem Tode.

Prinz Ludwig war von Friedrich's III. Geſchwiſtern der Einzige geweſen, welcher es treu und redlich mit dem Kurprinzen gemeint hatte; bei der Abweſenheit des Letzteren in Kaſſel, als der große Kurfürſt das Teſtament machte, wodurch die Rechte ſeines älteſten Sohnes ſo bedeutend geſchmälert wurden, hatte Prinz Ludwig offen die Parthei des Unterdrückten ergriffen, und erklärt, daß ihm die Größe ſeines Hauſes mehr am Herzen liege, als ſein eigener Vortheil; er wolle ſich lieber damit begnügen, ſeines Bruders erſter Unterthan zu ſein, als die Rechte deſſelben zu ſchmälern, und deshalb werde er nach ſeines Vaters Tode es auch nimmermehr dulden, daß ein anderer Bruder ſich von den zur Kurmark gehörenden Landen einen Theil, ſei es auch unter dem Scheine des Rechtes, losreiße. — Seit jenem Zeitpunkte hatte nun zwiſchen den beiden Brüdern aus des Kurfürſten Friedrich Wilhelm erſter Ehe, ein inniges Freundſchaftsbündniß ſtattgefunden, und Friedrich empfand daher den tiefſten Schmerz über das plötzliche Ableben des Bruders, welches noch dazu von ſo ſeltſamen und geheimnißvollen Umſtänden begleitet war. Demungeachtet ſetzte er niemals die kindliche Ehrfurcht, die er der verwittweten Kurfürſtin ſchuldig zu ſein glaubte, aus den Augen, und als dieſelbe im Jahre 1689 ſtarb, ließ er ſie, ungeachtet ihr Tod nur wenig Bedauern erregte, auf das Prächtigſte beſtatten.

Nachdem wir unſere Leſer ſo in kurzen Worten mit den Begebenheiten, welche in die Jugendjahre des Kurfürſten Friedrich's III. fallen, bekannt gemacht haben, wenden wir uns wieder zu ſeiner Regierung ſelbſt zurück, und hier feſſelt unter allen Perſonen, welche am Hofe des Kurfürſten als wichtige Staatsbeamten wirkten, ein Mann von den ausgezeichneteſten Talenten unſere Aufmerkſamkeit, welcher durch ſein trauriges, wiewohl unverdientes Schickſal, noch mehr Intereſſe erregt, Es iſt der Miniſter, Freiherr Eberhard von Dankelmann. Ihm war, in der letzteren Zeit von Friedrich Wilhelm's Regierung, die Ausbildung des Kurfürſten in

Digitized by Google

der höheren Staatskunst übertragen worden, und Friedrich III. hatte daher hinlänglich Gelegenheit gehabt, den umfassenden, tiefen Geist dieses Mannes kennen zu lernen, welcher nach dem Regierungsantritte des Fürsten der erklärte Günstling desselben wurde. Wirklich ist ihm Preußen mannigfachen Dank für die Verbesserungen schuldig, die er überall, in jeder Staatseinrichtung einführte; sein Werk ist die vorher flüchtig erwähnte Stiftung der Hochschule zu Halle, die Akademie der Künste zu Berlin verdankt ihm ihr Daſein, und unzählig sind die übrigen Schritte, welche dieser ausgezeichnete Mann zur Ausbildung der Künste und Wissenschaften im preußischen Staate gethan hat, und diese Verdienste, welche seine Mitbürger sowohl, als die Nachwelt anerkennen mußten, waren hinlänglich, um die Fehler aufzuwiegen, welche dieser hochgeschätzte Mann leider auch beſaß, und die in späterer Zeit die Ursachen seines Sturzes wurden. Hitzig, wenn man ihm widersprach, hochmüthig gegen seine Untergebenen, stolz auf seine Verdienste, schien er von dem Vorurtheil befangen, daß Fürstengunst keinem Wechsel unterworfen wäre, und daß Kurfürst Friedrich III. ihn seiner Talente wegen, nicht entbehren könnte. Aber er irrte, und schon im Jahre 1698 traf ihn die Katastrophe, welche ihm seine Anhänger lange prophezeiht, an die er selbst jedoch niemals geglaubt hatte.

Hauptsächlich war er es gewesen, welcher den Kurfürsten von dessen Lieblingsplane, sich die souveraine Königskrone auf's Haupt zu setzen, abgerathen hatte, und dies hatte ihm Friedrich's Mißfallen zugezogen; auf einer Reise nach Preußen, auf welcher Dankelmann seinen Fürsten begleitete, war ebenfalls öfters ein ziemlich bedeutender Wortwechsel über diesen Gegenstand vorgefallen, und der Kurfürst soll sich nach einer solchen Gelegenheit zu einem seiner Vertrauten zornig geäußert haben: „Dankelmann will den Kurfürsten spielen; aber ich will ihm schon zeigen, daß ich sein Herr bin.“ Obwohl der Minister durch solche Worte seines Fürsten, die man ihm hinterbrachte, vorsichtiger geworden sein sollte, so änderte er sein Betragen doch auf keine Weise, und nun benutzten seine Feinde die üble Stimmung des Kurfürsten; sie beschuldigten Dankelmann der Verrätherei, und legten ihm eine Menge von Dingen zur Last, an denen er jedenfalls unschuldig war. — Als der Kurfürst daher nach Berlin zurückkehrte, ließ er den Minister plötzlich, ohne daß derselbe etwas ahnete, durch den Lieutenant Hebenstein von den Gardes du Corps in Verhaft nehmen, und ohne Weiteres auf die Festung Spandau abführen. — Zu bemerken dürfte bei dieser Gelegenheit noch sein, daß der Kurfürst, den seine Umgebung niemals der geringsten Verstellung fähig hielt, noch am Abend vor der Verhaftung des Premierministers auf eine so freundschaftliche Art mit demselben gesprochen haben soll, daß sogar diejenigen, welchen Dankelmann's Schicksal schon bekannt war, zu der Meinung gebracht wurden, daß der Kurfürst seinen Plan geändert, vielleicht aufgegeben habe. — Dankelmann blieb nur einige Zeit als Staatsgefangener zu Spandau, während alle seine Effekten und Papiere versiegelt wurden, und auch sein bedeutendes Vermögen confiscirt ward, denn da der Aufenthalt des Ministers zu Spandau seinen Feinden dem Berliner Hofe zu nah dünkte, ward er in der Folge nach Peitz gebracht. Seine Gefangenschaft dauerte beinah zehn Jahre, von 1698 bis 1707, wo er bei Gelegenheit der Geburt des Prinzen Friedrich Ludwig, die Freiheit wieder erhielt. Bei dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's I. erhielt der Exminister außerdem eine vollständige Ehrenerklärung und bekam auch seine confiscirten Güter zurück; seine ehemalige Stellung aber nahm er nicht wieder ein.

Nach dem Sturze Dankelmann's übernahm der Feldmarschall Graf von Barfuß die Aemter desselben; aber auch er war ein jähzorniger, hochmüthiger Mann, der neben den Fehlern seines Vorgängers dessen Vorzüge nicht beſaß, und sich natürlich um so weniger in der vielbeneideten Stellung eines kurfürstlichen Günstlings zu erhalten wußte. Bald genug ward er von einem feineren Manne, dem Freiherrn von Kolbe, nachmaligen Grafen von Wartenberg, verdrängt, der ungeachtet der vielen Gnadenbeweise, mit welchen ihn sein Fürst überhäufte, die Bescheidenheit und Herablassung nicht ablegte, welche ihm angeboren war. Ganz das Gegen-

Digitized by Google

theil von ihm war seine Gemalin, die aus niederem Stande entsprossen, und durch eine Reihe von Glücksfällen in ihre nachmalige glänzende Lage versetzt worden war. Sie war aus Emmerich im Klevischen gebürtig, und ihr Vater, Namens Ricker, war anfänglich Schiffer gewesen und hatte dann von seinem ersparten Gelde eine Schenke angelegt, in welcher seine beiden Töchter, die von der Natur nicht stiefmütterlich mit Reizen ausgestattet worden waren, als Schenkmädchen fungirten, und Gäste vollauf anzogen. Bei der Anwesenheit des Kurfürsten in Kleve verliebte sich ein Kammerdiener desselben, Namens Biedekapp, in das Aelteste der beiden Mädchen, Namens Katharina; er wußte ihre Liebe zu gewinnen, und machte das ehrsame Fräulein Katharina Ricker zur Madame Biedekapp. Bei der Ankunft des Ehepaar's in Berlin gefiel die junge Frau dem Herren von Kolbe, und Diese nahm die Huldigungen des mächtigen Mannes gar wohl auf, und zwei Kinder, die sie bald nachher gebahr, und die Biedekapp geduldig auf seine Kappe nahm, waren die Frucht dieses Umgang's, welcher nach dem Ableben des jungen Ehemann's zu einer gesetzmäßigen Verbindung wurde, denn der Freiherr von Kolbe heirathete die schöne Wittwe, nachdem kaum das Trauerjahr verflossen war, und nun kannte der Stolz und die Anmaßung der guten Dame keine Grenzen mehr. Auch ihre Kinder erster Ehe, die kleinen Biedekappen, welche jedoch nicht die geringste Familienähnlichkeit mit ihrem seligen Herren Papa zeigten, wurden zu Reichsfreiherren erhoben, und nahmen den Titel „von Aspach" an; die Frau Gräfin selbst konnte aber mitunter, all' ihres Stolzes ungeachtet, ihre frühere Herkunft nicht vergessen, und oftmals ereignete es sich, daß sie durch ihre wenig feinen Sitten, die sie dennoch zu einem hohen Ton hinaufstimmen wollte, die lächerlichsten Verstöße gegen die Etiquette machte und so zum Gespött des ganzen Hofes diente.

Da wir aber nun doch einmal von der Chronik scandaleuse des Berliner Hofes zu sprechen angefangen haben, sei es uns erlaubt, hier eine kleine Anekdote anzuschalten, die gleich nach dem Regierungsantritte Friedrich's III. in Berlin vorfiel, und vielleicht zur Unterhaltung der Leser dienen möchte.

Der Markgraf Ludwig, von dessen so unerwartetem, als geheimnißvollem Tode wir vorher gesprochen haben, war mit der Tochter des Fürsten Bogislaw von Radzywil, der Prinzessin Louise Charlotte, verheirathet gewesen; diese junge und liebenswürdige Fürstin war damals eine der reichsten Parthien in ganz Europa, und der König von Polen, Johann Sobiesky, beschloß daher, um ihre Hand, jedoch nicht für sich, sondern für seinen Sohn zu werben. Nun war aber dieser letztere Prinz, Namens Jacob, von der Natur mit eben nicht allzu großen Reizen ausgestattet worden, und mehrere polnische Große, welche diese Verbindung nicht gern sahen, hatten der verwittweten Markgräfin heimlich eine solche Schilderung von dem Prinzen gemacht, daß die Prinzessin Louise es für sicherer hielt, sich erst mit eigenen Augen von der Persönlichkeit ihres zukünftigen Gemals zu überzeugen, bevor sie dem Gesandten desselben, dem Starosten Bielinsky, eine entscheidende Antwort geben würde. — Nun hatte der Prinz Jakob aber einen gar gefährlichen Nebenbuhler in der Person des Pfalzgrafen Carl von Neuburg, dem Sohne des Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz, welcher mit einem kecken, unternehmenden Geiste, Körperschönheit und Liebenswürdigkeit verband. Der kurfürstliche Hof zu Berlin wünschte jedoch die verwittwete Markgräfin mit einem protestantischen Fürsten zu vermälen, und war daher dem Pfalzgrafen sowohl, als dem Prinzen Jakob durchaus nicht förderlich in ihrer Bewerbung, doch war Friedrich III., durch das abhängige Verhältniß, in welchem er zu der Krone Polen stand, wenigstens gezwungen, seine Abneigung gegen den Prinzen Jakob nicht so öffentlich darzuthun, als er dies gegen den Pfalzgrafen that. Der Unterhändler dieses Letzteren, ein Italiener, welcher sich in Königsberg befand, wurde aus dem Lande verwiesen, und einen Berliner Kaufmann, der den postillon d'amour gemacht und des Pfalzgrafen Briefe an die Markgräfin besorgt hatte, bestrafte Friedrich III. mit Gefängniß. — Gegen den Starosten Bielinsky, den Geschäftsträger des Prinzen Jacob, der sich noch dazu,

Digitized by Google

politiſcher Geſchäfte halber, in Berlin aufhielt, konnte der Kurfürſt allerdings nicht auf ſolche Weiſe verfahren; er ſah ſich genöthigt es zu dulden, daß derſelbe täglich in die Markgräfin drang, ihm eine beſtimmte Erklärung zu geben, aber die junge Dame dachte, wie geſagt, klug genug, den Bräutigam nicht auf's Gradewohl zu nehmen. Erſt wollte ſie ihn ſehen; dann heirathen.

Der feurige Prinz Jakob hatte indeſſen nicht ſobald von dem Wunſche ſeiner Angebeteten Nachricht bekommen, als er demſelben zu willfahren beſchloß, da er jedoch alles Aufſehn zu vermeiden ſuchte, damit ihm ſein gewandter Nebenbuhler, der junge Pfalzgraf, keinen Strich durch die Rechnung mache, beſchloß er incognito nach Berlin zu kommen, und traf deshalb mit Bielinsky die nöthigen Verabredungen. Der Staroſt fuhr dem jungen Fürſten eine Strecke Weges entgegen und Dieſer kam glücklich und unerkannt, als Bedienter Bielinsky's verkleidet und hinten auf der Kutſche ſtehend, in Berlin an, und begab ſich in das Hotel des franzöſiſchen Botſchafters, eines Herren von Gravelle, der mit in die Intrigue eingeweiht war, da ſeinem Hofe ebenfalls daran gelegen war, die Verbindung des Pfalzgrafen mit der ſchönen Markgräfin zu hindern. Der Kurfürſt mochte indeſſen doch Nachricht von dem Vorgefallenen erhalten haben, denn er befragte den polniſchen Magnaten ſowohl, als ſeine Schwägerin, ob der Prinz wirklich in Berlin ſei; da aber Beide leugneten, begnügte er ſich damit, die Schritte Beider auf das Genauſte beobachten zu laſſen. Nun war der Herr von Gravelle, welcher den Prinzen in ſeiner Wohnung verbarg, erſt vor kurzer Zeit in Berlin angekommen, um ſeinen Vorgänger, den Marquis von Rabenac, in dem Poſten eines Geſandten abzulöſen; da alſo Gravelle noch nicht genau das Terrain kannte, auf welchem es im Geheimen zu operiren galt, hatte der Marquis von Rabenac ihm ſeinen Legationsſekretair heimlich in Berlin zurückgelaſſen; während man am Hofe der Meinung war, daß ſich Niemand von des vorigen Geſandten Leuten mehr in Berlin befände. Der erwähnte Sekretair war es nun, welcher mit der einem Franzoſen angeborenen Gewandheit die Fäden der Intrigue leitete, aber des Kurfürſten Wachſamkeit machte den Unternehmungen dieſes Herren mit Schrecken ein Ende. Der Legationsſekretair wurde, als er in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli, etwa gegen zwei Uhr, aus den Zimmern der Markgräfin kam, ergriffen und auf die Schloßwache gebracht; am folgenden Morgen hatte er ein geheimes Verhör bei dem Kurfürſten, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als den ganzen Handel einzugeſtehen, worauf ihm, ſo höflich als möglich, angedeutet wurde, daß er binnen vier und zwanzig Stunden das Land verlaſſen möge. Ein ähnliches Loos traf noch einen anderen Franzoſen, den Hauptmann Faviole, welcher gleichfalls bei dieſer Angelegenheit die Hand im Spiele gehabt hatte; er wurde, da er außerdem als Spieler von Profeſſion eine heimliche Pharaobank in Berlin gehalten, durch die Trabanten des Kurfürſten Hals über Kopf über die Grenze hinausgeſchafft.

Als nun Gravelle und Bielinsky einſahen, daß ihr Plan entdeckt ſei, blieb ihnen nichts weiter übrig, als gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Gravelle begab ſich daher zu dem Kurfürſten, und zeigte demſelben die Anweſenheit des Prinzen Jakob an, und bat zugleich um die Erlaubniß, daß der Fürſt ſein Incognito ferner beibehalten dürfe. Friedrich III. fertigte den franzöſiſchen Geſandten ſowohl, als den Polen derb ab, da er es jedoch nicht mit dieſen beiden Höfen verderben durfte, ließ er dem Prinzen durch den Oberhofmeiſter von Grumbkow ſagen, daß er eine Unterredung mit ihm wünſche. Dieſe fand auch wirklich auf dem Bibliothekſaale im Schloſſe ſtatt, der Prinz entſchuldigte ſich bei dem Kurfürſten über die ungewöhnliche Art und Weiſe ſeiner Ankunft, und erſuchte denſelben um die Erlaubniß, auch fernerhin incognito in Berlin verweilen zu dürfen, da er dieſe Reiſe ohne Vorwiſſen ſeines Vaters, und nur um die Merkwürdigkeiten der preußiſch-brandenburgiſchen Reſidenz zu ſehen, unternommen hätte. Der Kurfürſt Friedrich III. konnte gegen einen ſolchen Grund allerdings nichts einzuwenden haben, da Prinz Jakob wahrſcheinlich die ſchöne Markgräfin auch als eine Merkwürdigkeit Berlin's betrachtete, und der Prinz blieb demnach in Berlin, ſo daß er ſeine Bewerbungen

Digitized by Google

um die Hand der liebenswürdigen Louise Charlotte ungestört fortsetzen konnte.

Die junge Markgräfin mochte indessen die Persönlichkeit des Fürsten doch nicht so abschreckend gefunden haben, als die polnischen Starosten ihr dieselbe früher geschildert hatten, oder vielleicht war sie auch durch die sonderbare Art und Weise, mit welcher Jener sich bei ihr eingeführt hatte, und die etwas so anziehend Abentheuerliches an sich hatte, für des Prinzen Bewerbungen günstig gestimmt worden, genug sie erklärte bald darauf ihrem fürstlichen Schwager, daß sie geneigt wäre, sich mit dem Prinzen Jakob zu vermälen, und als Friedrich III. die Sache dadurch in die Länge zu ziehen gedachte, daß er sich erst mit den Verwandten der Markgräfin besprechen zu müssen vorschützte, ging die schöne Louise Charlotte in ihrem zärtlichen Eifer gegen den Prinzen sogar so weit, daß sie, im Beisein eines katholischen Pfarrers, ihrem Bräutigam eine Urkunde ausstellte, in welcher sie ihm feierlich die Ehe zusagte, und ihm, im Falle eines Rücktrittes von ihrer Seite, alle ihre Güter und Besitzungen verschrieb. Kaum hatte Prinz Jakob dies inhaltschwere Papiere in der Tasche, so fertigte er einen Kourier an seine königlichen Frau Mama nach Warschau ab, um ihr den glücklichen Erfolg seiner Bewerbungen zu berichten, dann verabschiedete er sich selbst bei'm Kurfürsten, und reis'te auf dieselbe Weise, wie er gekommen war, aus Berlin ab, doch nicht ohne zuvor durch den Herren von Gravelle den Brautstaat für die Markgräfin in Paris bestellt zu haben.

Wenige Tage, nachdem der entzückte Bräutigam, unter den Versicherungen der innigsten, ewig dauernden Liebe, von seiner Verlobten geschieden war, kam indessen ein anderer, ziemlich unerwarteter, und noch dazu höchst überflüssiger Gast, in Berlin an. Dies war Pfalzgraf Karl von Neuburg, der nicht sobald von dem Streich gehört hatte, welchen ihm sein Nebenbuhler gespielt, als er auch schon auf den Flügeln der Liebe herbeieilte, um noch so viel als möglich zu retten. Wir haben schon vorher bemerkt, daß er dem Prinzen Jakob an äußeren Vorzügen bedeutend überlegen war, und er verzweifelte deshalb nicht an dem Gelingen seines Planes, die schöne Markgräfin dennoch für sich zu gewinnen. Zuerst versuchte er, und zwar mit dem günstigsten Erfolge, die Oberhofmeisterin der Prinzessin auf seine Seite zu bringen, und während Diese das Feuer schürte, gelang es ihm wirklich, durch sein einnehmendes Wesen und seine männliche Schönheit einen so gewaltigen Eindruck auf das Herz der jungen Wittwe zu machen, daß dieselbe von Stund an ihrem geliebten Jakob Valet sagte, und sich einzig und allein mit dem Pfalzgrafen beschäftigte. Der Kurfürst Friedrich bemerkte indessen bald mit scharfem Auge, das trauliche, innige Verhältniß, welches zwischen den Liebenden eingetreten war; und da er den Pfalzgrafen nun einmal nicht vom Hofe entfernen konnte, machte er wenigstens den Gesandten Bielinsky auf die Gefahr aufmerksam, welche seinem Herren drohte. Aber der Pole glaubte nichts fürchten zu dürfen; er wußte, daß sein Herr die Ehe- und Güterverschreibung von der Markgräfin in Händen hatte, und dies war ihm genug, aber der gute Mann dachte nicht, wie wenig Gewicht eine Dame auf ein beschriebenes Stückchen Papier zu legen pflegt, wenn das Herz dabei in's Spiel kommt. Von den dringenden Bitten des Pfalzgrafen, von den Vorstellungen ihrer Oberhofmeisterin und von ihren eigenen Gefühlen bestürmt, beschloß die Markgräfin, die seltsame Verlegenheit, in welcher sie sich befand, mit einem einzigen Schritte zu enden. — Es war am ersten August des Jahres 1688, als der Pfalzgraf, unter dem Vorgeben eine Spazierfahrt mit der schönen Louise Charlotte zu machen, dieselbe von dem Schlosse abholte und mit ihr, aber nicht zum Thore hinaus, sondern zu der Wohnung des kaiserlichen Gesandten, des Grafen von Sternberg, fuhr. Dort erwartete nämlich schon ein Priester die Liebenden, denn der Pfalzgraf dachte zu klug, um seine schöne Braut durch einen anderen Vertrag, als durch ein vollgültiges Ehebündniß an sich zu fesseln. So wurde er mit der Markgräfin, bei verschlossenen Thüren, doch in Gegenwart der nöthigen Zeugen, getraut, und das fürstliche Ehepaar vollzog, um durch nichts mehr getrennt werden zu können, noch in derselben Nacht, ebenfalls in dem Hause des kaiserlichen Gesandten, das Beilager.



Digitized by Google

Als aber am folgenden Morgen das Vorgefallene ruchbar wurde, war der Kurfürst darüber auf's Höchste aufgebracht; er hielt sich nicht allein in seinem Rechte, als Oberhaupt der Familie, durch diesen eigenmächtigen Schritt der Markgräfin gekränkt, sondern glaubte auch mit Recht sich dem Unwillen des polnischen Hofes ausgesetzt. Ohne daher dem jungen Ehepaar, welches eine Audienz bei ihm nachsuchte, die Bitte gewährt zu haben, schickte er die Minister von Dankelmann, von Meinders und von Grumbkow zu dem Pfalzgrafen, um demselben sein Mißfallen über das Geschehene auszudrücken, und ihm zugleich zu sagen, daß er sobald als möglich, den preußischen Staat verlassen möge. — Niemand aber tobte und wüthete ärger, als Bielinsky, welcher einen solchen Schritt für eine absolute Unmöglichkeit gehalten hatte, auch der Herr von Gravelle war nicht wenig ärgerlich, daß er sich hatte überlisten lassen, und Beider Wuth richtete sich nunmehr gegen den kaiserlichen Gesandten und gegen den Priester, welcher die Trauung vollzogen hatte. Dieser mußte eiligst Berlin verlassen, um sich dem Zorne der beiden Herren zu entziehen; der Herr von Sternberg aber wurde bei dem Kaiser verklagt, als ob er ein Majestätsverbrechen begangen hätte. Dieser war indessen über den kecken Streich seines Schwagers, der Pfalzgraf war nämlich der Bruder der Kaiserin, weniger ungehalten, und so hatte auch der Herr von Sternberg keine weitere Unannehmlichkeit deshalb zu befürchten, weil er bei diesem Unternehmen seine Hand im Spiele gehabt hatte. Der Pfalzgraf selbst verließ wenige Tage nach seiner Vermählung Berlin, und begab sich nach Insbruck, wo er mit seiner schönen Gemalin in der glücklichsten Ehe lebte, bis dieselbe, schon im Jahre 1695, durch den unerbittlichen Tod den Armen ihres Gatten entrissen wurde. —

Wenden wir nun unsere Blicke, nachdem wir so ein Wenig an dem Hoflager Friedrich's III. verweilt haben, auf die Städte selbst zurück, so dürfte es nothwendig sein, zuerst von dem Anbau der Friedrichstadt zu sprechen, womit im Jahre 1685 der Anfang gemacht wurde. — Im August dieses Jahres beauftragte der Kurfürst eine Kommission, die aus dem Oberhofmarschall von Grumbkow, dem Geheimenrathe von Dankelmann und den Baumeistern Schmidts und Rehring zusammengesetzt wurde, von den Bürgern diejenigen Ländereien, welche zu Baustellen verwendet werden sollten, so vortheilhaft als möglich zu erhandeln. — Bald darauf begann der Anbau selbst, und zwar schritt derselbe auf dem zwischen der Leipziger- und Jägerstraße liegenden Theile, welcher größtentheils kurfürstliches Eigenthum war, rasch vorwärts; weniger schnell waren die Fortschritte auf der entgegengesetzten Seite, wo die Bürger sich entweder gar nicht zum Verkauf ihrer Grundstücke entschließen wollten, oder doch übertriebene Summen dafür forderten. — Die sogenannte Baufreiheit, eine Verordnung vom 24. September 1691, in welcher bestimmt ward, daß Jeder, der ein Haus auf der Friedrich'sstadt baute, 15 Thaler aus der Accisekasse, jeder Brauhauseigenthümer aber die gleiche Summe auf jedes Hundert der zum Bau verwendeten Gelder, gezahlt bekommen sollte, und außerdem die freie Lieferung an Holz, Kalk, Steinen und anderem Baumaterial thaten indessen auch das Ihrige, die Antipathie der Berliner gegen den Neubau zu überwinden, und so war es möglich, daß die Friedrichstadt schon im Jahre 1695, bei dem Tode des hochgeschätzten Baumeisters Rehring, schon über dreihundert Häuser zählte. Nach dem Tode dieses Mannes, der mit Recht zu den ausgezeichnetesten Künstlern seiner Zeit gezählt zu werden verdient, übernahm der Baudirektor Martin Grünberg, der auf Kosten des großen Kurfürsten nach Griechenland, Italien und Frankreich geschickt worden war, um dort die Baukunst zu studieren, die Beaufsichtigung der Arbeiten; ihm zur Seite stand der Oberingenieur und Baudirektor Behr, dem die Behrenstraße noch heut ihren Namen verdankt.

Während so der Anbau des neuen Stadttheils rüstig fortschritt, und auch die Kapelle zu St. Jerusalem, von der wir oben, Seite 37 gesprochen haben, ausgebaut und erweitert, und dann der friedrichstädtischen Gemeinde zum Gottesdienst überwiesen ward, versäumte der Kurfürst außerdem nicht, seine Aufmerksamkeit auch auf die übrigen Stadttheile zu richten. So ward im Jahre 1690, gleichfalls unter der Aufsicht des

Baumeisters Nehring, der massive Bau der langen Brücke, von Pirnaischen Quadersteinen, begonnen, und auch die bisher nur hölzerne Schleuse des Grabens am Friedrich'swerder wurde durch eine steinerne ersetzt. — Auf dem Friedrich'swerder dürfte sonst noch zu bemerken sein, daß das ehemalige kurfürstliche Reithaus, welches an derselben Stelle stand, wo jetzt die werdersche Kirche, zu einem Gotteshause umgestaltet und durch eine Querwand in zwei Theile geschieden wurde, von denen die deutsche-evangelische Gemeinde den einen Theil, die französischen Emigranten aber den anderen Theil zum gottesdienstlichen Gebrauche bekamen. — In der Dorotheenstadt ist die Erbauung des prachtvollen Zeughauses vor allem Anderen zu bemerken. Am 25. Mai 1695 legte der Kurfürst eigenhändig den Grundstein zu demselben, und auch dies prächtige Gebäude wurde nach Nehring's Zeichnungen gebaut, wobei noch zu bemerken sein dürfte, daß der hintere Theil desselben, nach dem Gießhause zu, nur deshalb abgerundet ist, weil das Gebäude in dem Winkel einer Bastion der dortigen Festungswerke endete. Ueberhaupt hat Nehring sich nicht allein durch die Bauten auf der Friedrich'sstadt, sondern außerdem durch viele andere Bauwerke um die Stadt Berlin verdient gemacht. — Hieher gehört z. B. das sogenannte Fürstenhaus in der Kurstraße Nr. 52 und 53, das jetzige Bankgebäude in der Jägerstraße, welches damals die Wohnung des Oberjägermeisters war, das Haus Nr. 4 auf dem kölnischen Fischmarkte, wo der berühmte Feldmarschall Derflinger wohnte, der Königl. Stall unter den Linden, der nachmals der Akademie der Künste und Wissenschaften überwiesen wurde, und viele andere Gebäude, zu denen auch wahrscheinlich die schönen Bogenlauben unter dem Mühlendamm gehören. — Das Zeughaus wurde indessen nicht nach Nehring's Plan beendet, sondern erlitt vielmehr nach der Angabe des Herren Johann de Bodt, eines geborenen Franzosen, der als Ingenieurhauptmann und Hofbaumeister in brandenburgische Dienste trat, mannichfache Veränderungen. Ein ähnliches Schicksal hatte die Parochialkirche in der Klosterstraße, zu welcher Nehring gleichfalls die nöthigen Risse entworfen hatte. Der Grundstein zu diesem Gebäude wurde, wie bei dem Zeughause, ebenfalls von dem Kurfürsten mit eigner Hand gelegt, und ein älterer Chronist beschreibt uns die Ceremonien dieser feierlichen Handlung folgendermaßen:

Es war am 18. August des Jahres 1695, als die Glocken von der Domkirche herab in drei verschiedenen Zwischenräumen erklangen, um die Zuschauer zu dem Orte, wo die feierliche Handlung vor sich gehen sollte, zu rufen, bei dem dritten Läuten nahte sich der Kurfürst mit seinem ganzen Hofstaate der Stätte, und wohnte zunächst der Predigt des Hofpredigers Ursinus bei, welche unter einem Zelte gehalten wurde, unter welchem man für die fürstlichen und hochstehenden Personen Ehrenplätze bereitet hatte. Die Predigt wurde vor einem Tische gehalten, der auf einer Bühne, vor welcher der erste, ausgehauene Grundstein gestellt war, etwas erhaben stand, und auf welcher die Bibel und der heidelbergische Katechismus, schwarz eingebunden, mit stark vergoldeten Beschlägen auf schwarzsammtnen Kissen lagen, und bei welchen ebenfalls eine Büchse mit verschiedenen, unter der Regierung des Kurfürsten geschlagenen Medaillen und die kupfernen Platten zu sehen waren, auf deren eine der Grundriß, auf die andere der Abriß der Kirche gestochen war. Nachdem der Gottesdienst mit aller Feierlichkeit geendigt war, schafften zwei kurfürstliche Fouriere die ausgehöhlten Steine fort, die andern nöthigen Utensilien wurden auf schwarzsammtnen Kissen herbeigebracht, und der Hofprediger selbst trug die Bibel. Nunmehr begab sich der Kurfürst an die Baustelle, schob den ersten, ausgehöhlten Stein mit eigner Hand in den untergeworfenen Kalk an seinen Ort und legte Bibel und Katechismus hinein, desgleichen einen andern Stein, in welchen die Büchsen mit den Medaillen und die kupfernen Platten gelegt wurden; und endlich wurde der dritte Stein in die Mitte der vorigen geschoben, auf dem sich eine Inschrift befand. Darauf warfen auch die Kurfürstin, der Kurprinz und die Prinzessinnen einige Kellen Kalk um und neben den Stein, und nachdem sie sich wieder unter das Zelt verfügt hatten, sprach der Hofprediger abermals ein Gebet und ertheilte den Segen. Die Absingung des hundertsten Psalmes machte



Digitized by Google

den Beſchluß der kirchlichen Feier. Sodann ſtattete der Geheime Rath von Berchem, im Namen der reformirten Gemeinde dem Kurfürſten für die derſelben erzeigte Gnade ſeinen Dank ab, welches auf einen Wink des Kurfürſten von dem Geheimen Rathe von Fuchs beantwortet wurde. Nachdem man noch ein geiſtliches Lied geſungen hatte, that der Hofprediger im Namen der ganzen Gemeinde eine nochmalige Dankſagung, und ſegnete den Kurfürſten mit ſeinem ganzen Hauſe, worauf die Feierlichkeit geendet war, und die hohen und höchſten Herrſchaften nach dem Schloſſe zurückkehrten.

Wir haben ſchon vorher geſagt, daß Nehring, viel zu früh für die Kunſt, im Jahre 1695 ſtarb, und der Bau dieſer Kirche ward daher nach ſeinem Tode dem Hofbaumeiſter Braun übertragen; durch Fahrläſſigkeit dieſes Mannes ſtürzte indeſſen (1698) ein Theil des Gewölbes, als man den Bau des Kirchendaches ſchon begonnen hatte, zuſammen, und nun erlitt, während der vorerwähnte Grünberg den Bau übernahm, der Grundplan die wichtigſten Veränderungen; während der Bau der Kirche erſt im Jahre 1703, der des Thurmes 1715 vollendet wurde. —

Außerdem ward auch auf den Ausbau des Schloſſes viel Geld und Zeit verwendet; Künſtler aller Art arbeiteten an der inneren Ausſchmückung der fürſtlichen Hofburg, die nunmehr bald zum ſtolzen Königsſchloß werden ſollte, und eben ſolche Sorgfalt ward auch auf die Verſchönerung der Umgegend verwendet, wohin z. B. der Bau eines Schloſſes bei dem Dorfe Liezen, von dem wir weiter unten ſprechen werden, und das Anfang's den Namen Liezenburg, nachher Charlottenburg erhielt, und die Erweiterung und Verſchönerung des Schloſſes Roſenfelde, jetzt Friedrichsfelde, und Schönhauſen, gehört.

Was die innere Organiſation der Reſidenzſtädte anbetrifft, ſo waren in Bezug auf dieſe auch nicht unwichtige Veränderungen vorgefallen, denn was Friedrich Wilhelm's ſchöpferiſches Genie hervorgerufen und begonnen hatte, das vollendete ſein Nachfolger mit dem Glanz und der Würde, die einem Staate angemeſſen war, der ſich in jener Zeitperiode aus einer Provinz des deutſchen Reiches, zu einem ſouverainen Königreich erhob.

Hierher gehört beſonders die Einführung eines neuen Polizeireglements, welches etwa um das Jahr 1693 veröffentlicht wurde, und dieſe Geſetzordnung dürfte außer anderen Punkten hauptſächlich deshalb von Wichtigkeit ſein, als dieſelbe nicht allein zum Beſten der Bürgerſchaft, ſondern auch zum Beſten der Polizeibeamten ſelbſt gegeben wurde. Die guten Berliner hatten nämlich zu damaliger Zeit, wie theilweis auch wohl noch jetzt, einen gar hartnäckigen Widerwillen gegen die Mitglieder der executiven Polizei; die Stadtknechte, welche vor Erfindung der Sergeanten und Gensd'armen, die Dienſte derſelben verſahen, wurden für unehrlich angeſehen, und ihre Söhne wies man mit Verachtung zurück, wenn ſie in eine Zunft aufgenommen werden wollten; in dem erwähnten Polizeireglement verſuchte Friedrich III. jedoch die Polizeibehörden in beſſeren Credit zu bringen. Er befahl, daß die Söhne derſelben ohne Hinderniſſe zum Erlernen eines Handwerk's zugelaſſen werden ſollten, und daß die Polizeibedienten ſelbſt von der bürgerlichen Unehre befreit würden. — Dagegen erhielten ſie aber auch eine Kleidung, die ſie von den übrigen Bürgern auszeichnete, damit nicht mehr, wie bisweilen wirklich geſchehen war, Uebelwollende oder gar Verbrecher ſich, in der Funktion der Stadtknechte, unter das Volk miſchten, und Anlaß zu allerhand Exeſſen gäben. — Zugleich ward auch in demſelben Polizeireglement verordnet, daß das Kammergericht nicht mehr, wie früher der Fall geweſen war, in Polizeiangelegenheiten entſcheiden, und daß auch Soldaten, welche gegen daſſelbe gefündigt, von einem Officier oder Auditeur als Rechtsbeiſtand begleitet, vor das Polizeigericht gefordert werden ſollten.

Einen anderen, wichtigen Punkt dieſer Polizeiverordnung machte die Beſtimmung von gleichmäßigem Maaß und Gewicht aus. Materialwaarenhändler, Apotheker und andere Kaufleute, welche nach dem Gewicht verkauften, dachten in Beziehung auf die Gleichmäßigkeit deſſelben, ſehr verſchiedenartig, und nicht beſſer ſtand es mit den Ellenwaarenhändlern. Demgemäß wurde unter dem 11. März 1693 ein Edikt erlaſſen, daß die Spezereihändler und Apotheker ihre Waaren das Pfund

Digitized by Google

zu 24 Loth, die übrigen Krämer das Pfund zu 32 Loth verkaufen sollten; die Kaufleute, welche mit Ellenwaaren handelten, mußten sich mit gestempelten Ellen versehen, und ebenso wurde in Steffel, Metzen und andere Maaße ein Polizeistempel eingebrannt, während die Klempner und Zinngießer vereidet wurden, die Schenkmaaße nach einer bestimmten Größe anzufertigen. —

Diese Verordnung gab zu gleicher Zeit zu einer nicht unbedeutenden Vermehrung der Staatseinkünfte Anlaß, und die einlaufenden Stempelgelder wurden größtentheils zu der Besoldung der nöthigen Polizeibeamten verwendet; doch machte des Kurfürsten luxuriöse Hofhaltung bald neue Steuern nöthig. So wurde z. B., im Jahre 1699, die sogenannte Rekrutensteuer, deren Ertrag zur Vermehrung der kurfürstlichen Armee verwendet werden sollte, ausgeschrieben, und schon im Jahre zuvor hatte der Kurfürst eine Abgabe auf Perücken und Staatskarossen gelegt, die ebenfalls ein Erkleckliches abwarf, da das Perückentragen zu jener Zeit allgemein in der Mode war, und man einen Mann ohne Perücke für einen Mann ohne Kopf gehalten hätte. Außerdem schrieb Friedrich III., bei den Vermälungen der Prinzessinnen seines Hauses, die sogenannte Fräuleinsteuer aus, mit welcher er die Kosten der Vermälung und die Aussteuer der hohen Verlobten bestritt, doch verdient es ebenfalls erwähnt zu werden, daß der Kurfürst auf eine sehr humane Weise die bisher bestandenen Abgaben ermäßigte, wenn es die Lage seiner Unterthanen wünschenswerth machte.

Eine nicht unerhebliche Störung des Handelsverkehrs in Berlin fand indessen im Jahre 1693 statt, da die Rekrutenaushebungen im ganzen Lande mit vieler Strenge und Rücksichtslosigkeit vorgenommen wurden. Nun durfte sich ein Werber selten auf ein Dorf hinauswagen, um dort die Armee mit rüstigen Burschen zu versorgen, denn wenn es ihm auch wirklich durch List und Ueberredung gelang, einen Rekruten anzuwerben, so widersetzten sich doch fast immer seine Verwandten, von sämmtlichen Dorfbewohnern unterstützt, den Absichten des Werbeofficiers, und oftmals sah sich derselbe genöthigt, mit Verlust des Handgeldes und blau gepriestem Rücken, seine Beute zu lassen. Dagegen war öfters der Fall vorgekommen, daß Werber die zahlreich besuchten Jahrmärkte der Residenz zu ihren Zwecken benutzt, und reiche Erndte gehalten hatten. Mancher tüchtige Bauerssohn war nicht aus der Stadt zurückgekehrt, wohin ihn die Aeltern zum Verkauf der Feldfrüchte geschickt hatten, und so wurden die Uebrigen abgeschreckt, die Jahrmärkte sowohl, als die Wochenmärkte zu besuchen, so daß die Residenzstädte bald genug Mangel an Lebensmitteln litten. Diesem Uebelstande abzuhelfen, erließ der Kurfürst unter dem 8. September 1693 eine Bekanntmachung, worin den Landleuten die Versicherung gegeben wurde, daß sie fortan nichts mehr von den Werbern, sei es durch List oder durch Gewalt, zu fürchten haben sollten. Schon vorher, unter dem 8. April des obengenannten Jahres, war den fremden Schlächtern und Bäckern die Erlaubniß ertheilt worden, wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, nach der Stadt zu kommen, und dort nach Entrichtung der Accise und des sogenannten „Stättegeldes" an den Marktmeister, ihre Waaren auf den dazu angeordneten Märkten feil zu halten, da die in Berlin ansässigen Bäcker und Schlächter nicht für die immer mehr zunehmende Consumtion ausreichten; nunmehr wurde diese Erlaubniß, um die Einbringung von Victualien zu fördern, auf Jedermann ausgedehnt; Bauer und Edelmann, Christ oder Jude, konnte man mit Backwaaren oder Fleische den Markt beziehen, doch mußte der fremde Verkäufer dieser letzteren Waare ein gültiges Attest beibringen, daß das zum Verkauf ausgestellte Fleisch von einem gesunden Thiere sei.

Zugleich wurden auch über den Preis der Backwaaren und des Fleisches Bestimmungen festgesetzt, damit das Publikum nicht übertheuert werden könnte; auch das Brennholz wurde nach einer gewissen Taxe verkauft, und manche Hausfrau, welcher diese Zeilen zu Gesicht kommen, möchte sich wohl jetzt eine solche wohlfeile Zeit herbeiwünschen, in welcher der Haufen Eisen oder Birkenholz fünf Thaler, Eichenholz vier, und Kienholz drei Thaler kostete.

Digitized by Google

Eine ſolche Wohlfeilheit, nicht allein des Brennmaterials, ſondern auch der übrigen Lebensbedürfniſſe, war dem Lande in jeder Beziehung erſprießlich, und verwiſchte allmälig die letzten Spuren des Elends, welche die verheerende Kriegsfurie zurückgelaſſen hatte; Künſte und Handwerke gediehen fröhlich, und der Kurfürſt that ſeinerſeits auch alles Mögliche, die Induſtrie und den Handel ſeiner Unterthanen zu heben und zu befördern. Hierher gehört Friedrichs III. Befehl, ſämmtliche Truppen nur mit inländiſchem Tuche zu bekleiden, und auf fremde Tücher eine höhere Steuer zu legen, da die Tuchmacher in der Mark, beſonders aber in Berlin, durch die Einfuhr der fremden Tücher ſehr zurückgekommen waren, und als im Jahre 1697 das Armenweſen einer beſonderen Reviſion unterworfen wurde, beſchloß der Kurfürſt die ſogenannte Inſel, hinter dem Mühlendamm, zu kaufen und dort ein Spinnhaus anzulegen, um den Tuchmachern auch auf ſolche Weiſe behülflich zu ſein. Ueberhaupt beſchäftigte ſich Friedrich bald nach ſeinem Regierungsantritte, mit einer Reorganiſation der Zünfte und Innungen, in welche ſich allmälig wieder Mißbräuche aller Art eingeſchlichen hatten. — Eine ziemlich drückende Laſt, beſonders für die minder begüterten Handwerker, war es nämlich geweſen, daß Jeder, welcher durch Verfertigung ſeines Meiſterſtücks das Meiſterrecht gewonnen hatte, und nachmals eine der fünf verſchiedenen Reſidenzſtädte verließ, um ſich in einer Anderen anzuſiedeln, alſo etwa von Berlin nach Kölln, oder nach einem anderen Stadttheil hinüberzog, von Neuem das Meiſter- und Bürgerrecht gewinnen mußte. Indeſſen hatten ſämmtliche Gewerke der fünf verſchiedenen Städte, bald nach dem Regierungsantritte des Kurfürſten Friedrich III., einmüthig den Entſchluß gefaßt, ſich zu einer einzigen Zunft zu vereinigen, und auch die Schuſter wollten dieſem Beiſpiele gemäß ſich in Berlin, Kölln, auf dem Friedrich'swerder und in der Dorotheen- und Friedrich'ſtadt zu einem einzigen Gewerk verbinden; aber der Magiſtrat widerſetzte ſich aus einem ziemlich ſonderbaren Grunde, einer ſolchen Vereinigung, welcher uns deutlich zeigt, welche hochwichtige Stellung die Schuſter von jeher in unſerer guten Stadt Berlin eingenommen haben. Als ſich nämlich die Schuſter klagend an den Kurfürſten ſelbſt wendeten, und demſelben vorſtellten, daß das Gewerk durch eine ſolche Trennung nothwendig leiden müſſe, da die fremden Geſellen hauptſächlich bei den Meiſtern in der Altſtadt Berlin Arbeit ſuchten, die Friedrich'ſtadt aber faſt gar keine Arbeiter hätte, ſo erklärte der Magiſtrat dagegen, daß die Schuſter von jeher arge Tumultuanten geweſen ſeien, die der Ortsbehörde jederzeit viel zu ſchaffen gemacht hätten, und daß es daher nicht wohlgethan wäre, eine ſolche Anzahl unruhiger Köpfe, als die der Schuſter zu vereinigen, da dies leicht zu großen Unruhen bei feierlichen Gewerksaufzügen, Leichenbegängniſſen u. ſ. w. Anlaß geben könnte. — Nichts deſtoweniger konnte der Magiſtrat, obſchon er noch viele andere, wo möglich noch unwichtigere Gründe anführte, es nicht verhindern, daß der Kurfürſt den Schuſtern ſeine Zuſtimmung zu ihrer gewünſchten Vereinigung ertheilte, doch fügte er im Geiſte der ſtädtiſchen Behörden die Bedingung hinzu, daß die Schuſter der einzelnen Städte, um Unordnungen zu vermeiden, jederzeit ihre Zuſammenkünfte geſondert abhalten ſollten. (1691.) —

Noch dürfte, bei Gelegenheit des geſellſchaftlichen Verkehrs in Berlin, die Judenſchaft erwähnt werden müſſen, die ſich, ſeitdem der große Kurfürſt den Israeliten die Erlaubniß, ſich in den preußiſch-brandenburgiſchen Ländern anzuſiedeln, ertheilt hatte, in Berlin ſo anſehnlich vermehrt hatte, daß ihnen der Kurfürſt im Jahre 1697 die Bewilligung zum Bau einer Synagoge ertheilte, aber dennoch ward dieſe Menſchenklaſſe, ſelbſt noch zu jener Zeit, mit derſelben Geringſchätzung und Verachtung von ihren Mitmenſchen beachtet, wie dies von jeher der Fall geweſen war. Ein jüdiſcher Arzt, Namens Löbel, der ſich in Berlin befand, und deſſen Geſchicklichkeit weit und breit bekannt war, ward nur von ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen gebraucht, und jeder Chriſt, welcher, von ſeinen Doktoren aufgegeben, ſich an den jüdiſchen Heilkünſtler wenden wollte, bedurfte dazu einer kurfürſtlichen Genehmigung.

Eine ſolche Verordnung läßt uns noch immer auf kein erfreuliches Reſultat ſchließen, wenn wir unſere

Digitized by Google

Blicke auf den geiſtigen Zuſtand der damaligen Bewohner Berlin's richten, und auch der noch immer fortdaurende Religionsſtreit der Reformirten und Lutheraner, der beſonders in dem gemeinſchaftlichen Gebrauch der Kirchen bald für den lutheriſchen, bald für den reformirten Gottesdienſt, ſeine Nahrung fand, zeigt uns ebenfalls kein freundliches Bild chriſtlicher Milde und Toleranz; ein Vorfall, der indeſſen mehr unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, als dieſe endloſen Streitigkeiten über die kleinlichſten Dinge, iſt Folgendes:

Der Staatsminiſter von Fuchs war im Jahre 1695 zum Conſiſtorialpräſidenten ernannt worden, und dieſer ſo wenig durch beſondere Geiſtesfähigkeit, als durch andere Eigenſchaften ſich auszeichnende Mann, trat mit der ſehr ehrenwerthen Abſicht, das Kirchenweſen und auch die moraliſche Bildung der Märker zu verbeſſern, ſein neues Amt an. Leider war aber dieſer Herr von Fuchs einer der eifrigſten Pietiſten, die jemals durch Beten und Singen den unſterblichen Theil ihrer ehrenwerthen Perſon vor dem hölliſchen Feuerpfuhl zu retten bemüht waren, und ſeine Verbeſſerung des Kirchenweſens beſchränkte ſich daher nur darauf, Edikte wegen der Entheiligung des Sabbath zu erlaſſen, und Jeden mit der härteſten Strafe zu bedrohen, der es ſich einfallen ließe, dagegen zu ſündigen. Bald erſchien ein Befehl, daß an jedem Sonntage die Stadtthore geſchloſſen werden ſollten, damit Niemand den Feiertag durch einen Spaziergang in Gottes freie Natur entheilige, und die Bürger, welche in den Vorſtädten wohnten, ſahen ſich ſo von aller Kommunikation abgeſchnitten, und mußten endlich bei dem Kurfürſten um die Abſtellung dieſer Maaßregel einkommen. Daß an Muſik und Tanz und andere Vergnügungen nicht im Entfernteſten gedacht werden durfte, verſteht ſich von ſelbſt; kurz es wurden von dem neuen Oberpräſidenten alle nur möglichen Maaßregeln getroffen, die Berliner zu gottgefälligen, frommen Menſchen zu machen. Bei derartigen, vom Oberconſiſtorium ausgehenden Befehlen, machte es indeſſen ein um ſo größeres Aufſehn, als der Prediger Schade, an der Nikolaikirche zu Berlin, plötzlich mit bedeutenden Neuerungen im Kirchenweſen, die indeſſen mit dem Geiſte des Conſiſtoriums ſchlecht zuſammenſtimmten, hervortrat. Zuerſt begann er, ſowohl in der Kirche, als in ſeiner Wohnung, beſondere Erbauungsſtunden zu halten, in welchen er laut und öffentlich die Behauptung ausſprach, daß nicht das Beichten und Bekennen begangener Sünden allein der Weg zur Beſſerung ſei, ſondern daß das Meiſte auf die Stimmung des Herzens ankomme. Wenn ſich daher ſeine Pfarrkinder zur Communion bei ihm verſammelten, hielt er eine eindringliche Rede über den eigentlichen Zweck und die Einſetzung des heiligen Abendmahls, ermahnte ſeine Zuhörer, ihre Sünden zu bereuen, reichte ihnen gleichſam als Pfand der Verſöhnung die Hand, und ertheilte ihnen die Abſolution und den Segen, ohne vorher die Beichte der Einzelnen gehört zu haben. — Eine ſolche Neuerung machte natürlich, beſonders zu jener Zeit des Pietismus, das größte Aufſehn, und zwar faßte auch das Conſiſtorium, an ſeiner Spitze der Herr von Fuchs, keine beſondere Vorliebe für dieſe Lehre Schade's, welcher noch außerdem eine Flugſchrift über dieſen Gegenſtand erſcheinen und unter dem Publikum verbreiten ließ. Dies hatte zur Folge, daß das Conſiſtorium dem neuerungsſüchtigen Prediger ſeines Amtes zu entſetzen beſchloß; aber ein ſolcher Schritt war nicht ſo leicht gethan, da auch Schade eine ziemlich bedeutende Partei für ſich gewonnen hatte, denn der größte Theil ſeiner Gemeinde, unter ihnen der Doktor Spener, zählte ſich zu Schade's Anhängern.

Dieſer ward dadurch neu ermuthigt, und trat nur um ſo kühner und heftiger gegen ſeine Feinde auf, ſo daß ſich der Kurfürſt ſelbſt in den Streit miſchen mußte, da Schade dem Conſiſtorium ziemlich keck zu verſtehen gegeben hatte, daß er ſich nicht weiter um den Ausſpruch deſſelben kümmern werde. Bevor indeſſen der wiederholte Ausſpruch des Oberpräſidenten und des Conſiſtoriums, daß der Prediger Schade ſeines Amtes zu entſetzen ſei, in Ausführung gebracht werden konnte, ſtarb der Letztere, am 25. Juli 1698, doch hatte er wenigſtens ſo viel für ſeine Gemeinde erlangt, daß derſelben für die Folge freigeſtellt wurde, ob ſie die Beichte, wie

Digitized by Google

dieſelbe bisher ſtattgefunden hatte, oder nach Schade's Lehre beibehalten wolle.

Daß bei einem ſolchen Stande der Dinge die geſunde Vernunft noch immer einen ſchweren Kampf mit den eingefleiſchten Meinungen und Gewohnheiten des Philiſterthums zu kämpfen hatte, iſt natürlich, denn auch die Preſſe, und man zählte damals ſchon zehn privilegirte Buchdruckereien in Berlin, ſeufzte unter dem knechtiſchen Drucke einer von den Vorurtheilen der Zeit befangenen Cenſur, die jedem freieren Worte hinderlich wurde. Aber in um ſo höheren Grade müſſen wir uns wundern, daß das Theater, welches unter Johann Georg ſo ſtreng verpönt worden war, und unter dem großen Kurfürſten nur geringe Aufmunterung gefunden hatte, dennoch zu jener Zeit ſchon eine der beliebteſten Vergnügungen der Berliner geworden war, und da ſich, wie man leicht denken kann, der Conſiſtorialpräſident von Fuchs, und überhaupt die ganze Geiſtlichkeit gegen die Bühne eiferte, ſo bleibt dem Kurfürſten ganz allein das Verdienſt, die dramatiſche Kunſt in Berlin geſchützt und gefördert zu haben. Ein Beweis für dieſe Behauptung und zugleich ein Beiſpiel für die Intoleranz der damaligen Geiſtlichkeit, zeigte ſich im Jahre 1690, als der in Berlin anweſende Schauſpieldirektor Veltheim, auf dem Todbette liegend, nach einem Geiſtlichen und dem Genuß des heiligen Abendmahls begehrte; aber ſämmtliche Prediger weigerten ſich, dem Sterbenden, als einem aus der bürgerlichen Geſellſchaft Ausgeſtoßenen, troſtreichen Zuſpruch zu gewähren, und der Kurfürſt ſah ſich durch dieſen Vorfall zu dem Edikt veranlaßt, daß kein Geiſtlicher einem Sterbenden das heilige Sakrament ohne beſonderen, höheren Befehl verweigern ſollte. — Indeſſen gingen die Schauſpieler jener Zeitperiode auch nicht allzuſäuberlich mit der Kunſt um; Schauſpiele ernſteren Inhaltes kannte man gar nicht, nur Luſtſpiele und Poſſen der niedrigſten Art füllten das Repertoir, und wie dergleichen dramatiſche Arbeiten beſchaffen waren, läßt ſich mit Gemächlichkeit daraus ſchließen, wenn wir hören, daß mehrere wohlhabende Bürger, im Winter des Jahres 1692, eine Schauſpielertruppe aus der Lauſitz nach Berlin beriefen, und ihr dort eine hölzerne Bude vor den Thoren aufgebaut hatten, in welcher zur Einweihung „der verlorene Sohn“, als Luſtſpiel, aufgeführt wurde. — Jedermann kennt dies ſchöne Gleichniß des neuen Teſtamentes. Dieſes Sujet war aber mit einer ſolchen poetiſchen Lizenz bearbeitet, daß im zweiten Act ein Hanswurſt auftrat, der in Verbindung mit zwei Teufeln einen Heiligen auf die erbärmlichſte Weiſe durchprügelte. Auch der Kurfürſt mit ſeinem geſammten Hofſtaate wohnte dieſer Komödie bei, verließ aber, über ein ſolches Poſſenſpiel mit dem Heiligſten empört, noch vor Beendigung der Vorſtellung das Haus, und ließ den Komödianten den Befehl zukommen, ſofort die Reſidenz zu verlaſſen.

Die ziemlich tiefe Stufe, auf welcher demnach die dramatiſche Kunſt in Berlin ſtand, und welche ihren hauptſächlichen Grund wohl grade nur in der untergeordneten Stellung, welche die Schauſpieler zu der bürgerlichen Geſellſchaft in damaliger Zeit einnahmen, findet, berechtigt uns dennoch nicht, zu ſchließen, daß die übrigen ſchönen Künſte in einem ſo erbärmlichen Grade zurückgeblieben wären. Am wenigſten cultivirt war vielleicht noch die Muſik; zwar hatte Friedrich III. eine, aus zwölf Mitgliedern beſtehende Kapelle, die jedoch nur ſehr geringe Gage erhielten; zwei von ihnen, Samuel Sydow und Johann Bodecker, erhielten jährlich ein größeres Gehalt, Erſterer 400, Dieſer 352 Thaler, die Revenüen der übrigen Perſonen waren verhältnißmäßig geringer. Hieran war die geringe Vorliebe des Kurfürſten für muſikaliſche Leiſtungen Schuld; ſeine Gemalin begünſtigte dagegen die Tonkunſt in weit höherem Grade, da ſie ſelbſt viel muſikaliſche Kenntniſſe beſaß, und als im Jahre 1703 der berühmte italieniſche Compoſiteur, Johann Baptiſta Buonocini, auf ſeiner Kunſtreiſe auch nach Berlin kam und ſeine Oper Poliſemio daſelbſt zur Aufführung brachte, dirigirte Sophie Charlotte in eigener Perſon an ihrem Klavier das Orcheſter.

Auf einer bedeutend höheren Stufe der Ausbildung ſtand aber in damaliger Zeit die Baukunſt; die Namen eines Nehring, Johann Heinrich Behr, Johann de Bodt, Johann Simonetti und anderer Künſtler des Baufachs, die ſich um Berlin hoch verdient gemacht haben, bilden

Digitized by Google

eine eigene Epoche in der Geſchichte der Architektur Berlin's, vor allen Anderen aber leuchtet Andreas Schlüter mit unſterblichem Ruhme voran. Dieſer ausgezeichnete Künſtler war im Jahre 1662 zu Hamburg geboren, wo ſein Vater Bildhauer war, der ſich aber, bald nach ſeines Sohnes Geburt, nach Danzig begab, da er dort mehr Beſchäftigung zu finden hoffte. Nach mehreren Jahren ſtarb der Vater daſelbſt, und der junge Schlüter, welcher ſchon früh Vorliebe für die Kunſt ſeines Vaters gezeigt hatte, kam nunmehr zu einem Bildhauer, Namens David Sapovius, in die Lehre, und machte bald die glänzendſten Fortſchritte. Als er ausgelernt hatte, begab er ſich auf Reiſen, um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, und noch zählte er nicht dreißig Jahre, als ihn der damalige König von Polen, Johann Sobiesky, in ſeinen Dienſt berief. Er blieb bis zum Jahre 1694 in Warſchau, und folgte, während ſich der Ruf von ſeiner Geſchicklichkeit immer weiter verbreitet hatte, endlich der Einladung des Kurfürſten Friedrich III., der ihn gegen ein Jahrgehalt von 1200 Thalern, als ſeinen Hofbildhauer nach Berlin berief. — Indeſſen hatte Schlüter's thätiger und umfaſſender Geiſt nicht hinlängliche Beſchäftigung in der Bildhauerkunſt allein gefunden; er hatte ſich mit raſtloſem Eifer auf das Studium der Architektur gelegt, und war bald eben ſo guter Baukünſtler als Bildhauer geworden. So kam er nach Berlin, und ward von dem Kurfürſten zuerſt mit der Ausſchmückung des kurfürſtlichen Schloſſes zu Potsdam durch Bildhauerarbeiten beauftragt. Dann beſchäftigte er ſich, in den Jahren 1697 und 98, mit der Modellirung der Statüe des großen Kurfürſten, von welcher wir weiter unten ſprechen werden, und in den folgenden Jahren übernahm er den Bau des Zeughauſes und die Verſchönerung und den weiteren Ausbau des kurfürſtlichen Schloſſes. — Da die Beendigung dieſer Werke erſt in eine ſpätere Zeitperiode fällt, werden wir derſelben auch erſt in der nächſten Abtheilung unſeres Werkes genauer Erwähnung thun, und dabei auch die übrigen Künſtler erwähnen, die ſich um die Verſchönerung des Königsſchloſſes mannichfache Verdienſte erworben haben; aber dennoch bleibt es uns am Schluſſe dieſes Abſchnittes noch übrig, von der Stiftung der Akademie der Künſte zu Berlin zu ſprechen, einem Inſtitute, das für den preußiſchen Staat in ſeiner ganzen Ausdehnung, als für die Hauptſtadt in's Beſondere, die ſegensreichſten Folgen gehabt hat.

Schon lange, bevor der Kurfürſt dieſen wichtigen Plan in Ausführung brachte, hatte der Freiherr von Dankelmann dieſe Idee in Anregung gebracht, ſo daß dieſem Staatsmanne jedenfalls ein großer, wo nicht der größte Antheil an die Verwirklichung dieſes Inſtitutes gebührt, welches am 11. Juli 1699 eröffnet wurde. Die Stiftungsurkunde, unter dem 20. März deſſelben Jahres ausgeſtellt, lautet wie folgt:

Wir Friedrich der Dritte ꝛc. haben zu mehrer Etablirung und deſto nützlicher Fortpflanzung aller Künſte und Wiſſenſchaften, in allen Unſern Landen, in Unſern hieſigen Reſidenzen eine Kunſt-Akademie, zum Aufnehmen der Maler-, Bildhauer- und Architekturkunſt, aufrichten wollen, wovon wir dieſes Reglement und nöthige Eintheilung vorhergehen laſſen: darnach ſich ſowohl die Lehrer, Directoren, Rectores und ſämmtliche Mitglieder, als die Lernenden und Scholaren ſchuldigſt zu achten hätten.

1. Beſtellen Wir demnach hiezu den verordneten Prorectoren und Subſtitutum, welcher, unter der Oberaufſicht des gemeldeten Prorectoris, der Akademie Aufnehmen und Beſtes fleißig beobachten, über die allbereits gemachten oder noch zu machenden Ordnungen fleißig halten, auch dahin ſehn ſoll, daß Alles wohl und ordentlich zugehe und der bei der Fundation abgezielte Zweck erreicht werde.

2. Hierauf folget der Director, welcher ohne Specialbefehl oder Verordnung keine Neuerung machen, ſondern ſich bemühen ſoll, daß die neben ihm ſtehenden Rectores, Profeſſores und Adjuncti ihre zur Information gewidmeten Stunden gehörig abwarten, auch treu und fleißig, ein jeder in ſeiner Profeſſion, treulich lehren möge; auch ſoll er dafür ſorgen, daß die Einnahmes und Ausgabeberechnungen durch den dazu beſtellten Kaſſirer richtig geführet, ohne ſein Wiſſen nichts ausgezahlet, ſondern Alles von ihm unterſchrieben und bedungen,



Digitized by Google

die Privilegia und Freiheiten von ihm unterzeichnet, Zeichen für diejenigen, ſo die Akademie frequentiren, ausgetheilet, die Modelle angeſchafft und unterhalten, und was ſonſt zur Verbeſſerung und Nutzen der Akademie gereichen könnte, bei Zeiten angegeben, item die gewöhnlichen Wochenconferenzen zum Nutzen der Studirenden befördert, auch zu Hebung oder Beilegung vorfallender Differentien (welches durch die Pluralität der Stimmen am Füglichſten geſchehen kann) aller Fleiß angewendet, folgends eine große Zuſammenkunft aller akademiſchen Mitglieder auf den 1. Julius angeſtellt, deshalb die Zimmer ausgezieret, dabei nach geſchehener Cenſurirung der geſetzte Preis ausgetheilet und die vacanten Aemter beſetzt werden. Und wollen Wir in's Künftige des Directors Amt aus erheblichen Urſachen von Jahr zu Jahre unter den vier Rectoren abwechslungsweiſe verwaltet wiſſen, es wäre denn, daß es Uns, auf der Akademie unterthänigſtes Vorſtellen, gefällig wäre, Jemanden dieſe Würde auf länger zu laſſen, und ſoll der 8. Julius zum Wahltage gehalten werden.

3. Nach dieſem ſoll ein kunſterfahrner Mann das academiſche Decanusamt führen, die akademiſchen Siegel bewahren, alle Freiheiten und Acten mit unterzeichnen und ſoll ſelbiger ſchon Director geweſen ſein, ehe und bevor er zu dieſer Dignität gelangt.

4. Sollen vier Rectores ſein, die monatlich das Modell ſtellen, und die Woche zweimal, als des Mittwoch's und Freitag's, Abends von 5 bis 7 Uhr, nach dem Leben zu zeichnen unterweiſen, die Lernenden dabei mündlich informiren, in den Gewändern, Antiquitäten und lebendigen Modellen corrigiren, auch ehe das Jahr verfloſſen, eine ſolche Zeichnung (nämlich von reicher Invention) hinterlaſſen, welche würdig, von den Klaſſen nachzuzeichnen und in Kupfer geſtochen zu werden, alſo, daß alle Jahre gewiſſe Sachen zu Unſerm Andenken können in Druck befördert werden. Zu ſolcher Rectoratſtelle ſoll Niemand admittirt werden, er habe denn zuvor ſeine Capacität durch eine abgelegte Probe im Zeichnen gezeiget, und wenn ſolche durch einhellige Einſtimmung der ganzen Academie capable befunden worden, angenommen und introduciret werden.

5. Müſſen Profeſſores erwählet werden, welche die Architektur, Geometrie, Perſpective und Anatomie an einem gewiſſen Tage in der Woche docten.

6. Die vorgedachten Rectores ſollen jeder ſeinen Adjunctum haben, welcher unterdeſſen bei denen Klaſſen unterweiſe; in Abweſenheit des Rectoris aber ſoll der Adjunctus ſeine Stelle vertreten, das Modell ſtellen, und deshalb mit des Rectoris Autorität verſehn ſein. Aus dieſen vier Adjunctis ſoll bei Abgang eines Rectoris, wenn er dazu geſchickt genug befunden wird, die Stelle beſetzt werden; es kann aber auch ein vortrefflicher Künſtler, der etwan möchte berufen werden, ſogleich zum Rectorate gelaſſen werden, wenn er gleich vorher kein Adjunctus geweſen iſt. Noch werden erfordert zwei extraordinäre Adjuncti, die wöchentlich zweimal in der erſten Klaſſe informiren, nämlich den Dienſtag und Donnerſtag von zwei bis vier Uhr; dieſer ſoll bei vorkommender Vacanz am erſten gedacht werden.

7. Der academiſche Secretarius ſoll allen Verſammlungen beiwohnen, das Protocoll halten, die Acta, Privilegia, Atteſtata und andere Schriften, welche zur Akademie gehören, aufheben, die akademiſchen Patente und Introductionsſcheine, ingleichen die Annehmungen und Beſtallungsbriefe der Officianten, Akademiſten und der übrigen zur Unterweiſung recipirten Jugend, verfertigen und auf des Directors Befehl expediren.

8. Der Kaſſirer ſoll die zum Behuf der Akademie geſtifteten Gelder quartaliter gegen Quittung aus den ihm aſſignirten Kaſſen einheben, ſelbige Unſrer Verordnung gemäß, mit Wiſſen des Directoris, austheilen, von ſeiner geführten Adminiſtration aber dem vorgeſetzten Prorectori oder deſſen Subſtituten, in Beiſein des Directoris, gegen den 1. Julius jährliche Rechnung ablegen, welche alsdann bei der Akademie verwahrlich aufgehoben und beigelegt werden ſoll.

9. Der Kaſtellan ſoll fleißige Aufſicht haben über die vorhandenen Schilderein, Statuen und andere Mobilien, ſo in denen zur Akademie deſtinirten Zimmern ſind, das Inventarium halten, nichts ohne des Directors Permiſſion copiren laſſen, noch einige Sachen, als Zeichnungen und Kupferſtiche, verleihen oder herauszu

Digitized by Google

tragen zugeben; soll bei rechter Zeit die Klassen öffnen und schließen, Lampen und Feuer unterhalten und bemüht sein, daß Alles rein und saubet sei. Auch soll er des Dienstag's und Donnerstag's, um 2 Uhr, ehe die Unterweisung anfängt, der studirenden Jugend in der ersten Klasse das dazu verordnete Gebet mit Andacht vorlesen, wonach sich auch mit gebührendem Respect und Ehrerbietung dieselben zu verhalten wissen werden.

10. Wenn Jemand der Akademie inkorporiret, und Freiheit haben will, sich selbigen Privilegien und Prärogativen zu gebrauchen, so soll er sich desfalls bei dem Director angeben, welcher, nach gehaltener Conferenz mit den akademischen Mitgliedern, von seiner Kapacität urtheilen wird; wo er selbiges würdig ist, so bekommt er ein Patent vom Directore, Decano und den sämmtlichen Rectoren unterschrieben, auch mit dem akademischen Siegel bezeichnet.

11. Und versichern Wir hiemit gnädigst allen Künstler und Kunstbeflißne, die Mitglieder der Akademie sind, daß durch sie, nicht allein bei Abgang der allbereits bei Unserm Hofe in Solde stehenden Künstler, absonderlich und zuvor die erledigten Stellen besetzet, sondern auch, wo Jemand von denselben sich, an was für einen Ort in unsern kurfürstlichen Ländern es wäre, setzen oder etabliren wollte, er Kraft dieses seines akademischen Patents's ungehindert und frei, ungeachtet aller Zünfte und Gilden Einwenden oder Widersprechen, wie sie immer Namen haben mögen, seine Profession sicher zu treiben und fortzusetzen, privilegirt und berechtigt sein soll.

12. So können auch kunstliebende Subjecta, die dann und wann die Akademie frequentiren, durch einhellige Zustimmung der akademischen Mitglieder, zu Assessoren dieser Unsrer Akademie benannt, etlichen auch Session und Votum auf der jährlichen großen Zusammenkunft am 1. Julius gestattet und conferirt werden.

13. Soll ein jedweder Maler oder Künstler jährlich ein Kunststück von seiner Profession machen, welches bei der Akademie bleiben soll; wenn er solches nicht thut, wird man ihn deshalb gebührend ansehn.

14. Ein jeder Künstler, welcher als Mitglied der Akademie will aufgenommen sein, soll, wenn er zuvor wegen seines Wohlverhaltens an andern Orten beglaubte Attestete wird beigebracht haben, gehörigermaßen in Eid und Pflicht genommen werden; bevor er aber recipirt wird, soll er ein Probstück seiner Kunst machen, welches der Akademie zu examiniren soll vorgelegt und folgends daselbst bewahret werden.

15. Was sonsten noch übrig von Regulirung der Zeit und Stunden, so bequem oder unbequem zum Dociren, oder was zum Nutzen, Nothdurft oder Verbesserung dieser Unsrer Akademie erfordert würde, solches wird in des Directoris und deren zur akademischen Conferenz gehörigen Mitgliedern vernünftiges Gutdünken und Disposition gestellt. Gleichwie Wir nun über dies obverfaßte Reglement steif und fest gehalten, und demselben in allen darin enthaltenen Punkten unverbrüchlich nachgelebt wissen wollen, so verstatten Wir auch hiemit gnädigst, daß, dafern bei diesem Reglement noch nöthig befunden werden sollte, einige Artikel zu ändern, oder auch nach erforderndem Nutzen neue hinzu zu thun, daß selbige, sofern sie mit Consens und Bewilligung des vorgesetzten Rectoris übereinkommen, diesen Regeln nicht allein mit eingerückt, sondern auch von gleichmäßiger Wirkung und Autorität sein sollen, und die Akademicos zu deren Observanz eben so verbinden, als ob sie dieser zugleich von Anfang wären einverleibt worden. Zu Urkund dieses haben Wir es eigenhändig unterschrieben und mit Unserm Siegel bezeichnet. Gegeben zu Kölln an der Spree den 20. März Anno 1699. —

Mit der Einrichtung dieses so wichtigen Institutes, zu dessen Direktoren außer Schlüter und dem geschickten Historienmaler Augustin Terwesten, noch zwei andere Maler ernannt wurden, ging das Jahrhundert zu Ende, und das Jahr Eintausend sieben hundert brach herein, in welchem endlich die Wünsche des Kurfürsten in Erfüllung gehen sollten.

Durch die wichtigen Dienste, welche Friedrich III. dem Hause Oestreich im spanischen Successionskriege geleistet hatte und fernerhin zu leisten versprach, war der Wiener Hof endlich für den Plan des Kurfürsten, sich die Königskrone auf's Haupt zu setzen, gewonnen worden, und nach unendlichen Conferenzen, Gutachten



Digitized by Google

und Debatten, unterzeichnete Kaiser Leopold I. am 16. November den Tractat, in welchem er verſprach, den Kurfürſten Friedrich III. als König von Preußen anzuerkennen, ſobald derſelbe die Königswürde anzunehmen geſonnen ſei. — Inzwiſchen hatte auch die Kurfürſtin, von ihrem Gemal befragt, die Unterhandlungen mit dem Kurfürſten von Baiern, damaligem Statthalter der Niederlande, und mit dem Könige von England, ſo glücklich beendet, daß dieſe beiden Mächte ebenfalls das Verſprechen gaben, den Kurfürſten als einen König von Preußen anzuerkennen, und nachdem Friedrich auf ſolche Weiſe ſich des mächtigen Beiſtandes der genannten Höfe verſichert hatte, konnte ihn nichts mehr abhalten, ſeinen Plan zur Ausführung zu bringen. Ohne die Rückkehr der ſchönen Jahreszeit abzuwarten, eilte er, noch im December des Jahres 1700, mit ſeiner Gemalin, dem Kurprinzen und ſeinen übrigen Söhnen und Brüdern, nach Königsberg, wo er am 29. deſſelben Monats, mit einem Gefolge von 200 Staats- und Reiſewagen eintraf, und man kann ſich einen Begriff von der Pracht und dem Luxus dieſer Reiſe machen, wenn man lieſ't, daß zur Beförderung der erlauchten Perſonen und ihres Gefolges, außer den anderen Wagenpferden, noch 30,000 Vorſpannpferde erfordert wurden.

In Königsberg ſelbſt ward am 15. Januar 1701, unter dem Geläut ſämmtlicher Glocken, dem Abfeuern des Geſchützes, und bei Pauken- und Trompetenſchall die Krönung bekannt gemacht. Vier Herolde durchzogen, von dem Oberhofmarſchall, dem Ceremonienmeiſter, dem kurfürſtlichen Mundſchenken, und einer großen Zahl von Hofkavalieren und Officieren begleitet, die Straßen, und hielten an fünf verſchiedenen Plätzen der Stadt ſtill. Dann trat der erſte Herold, im Wappenrock von blauem Sammet, mit Gold geſtickt, und auf dem Kopfe einen ſchwarzen Sammethut mit weißer Feder, hervor, und las mit lauter Stimme dem verſammelten Volke die folgenden Worte vor: „Kund und zu wiſſen ſei hiemit Jedermann, daß es der göttlichen Vorſehung gefallen hat, dieſes ſouveraine Herzogthum Preußen, zu Gunſten des allerdurchlauchtigſten und großmächtigſten Fürſten Friedrich, unſeres allergnädigſten Beherrſchers, und der allerdurchlauchtigſten und großmüthigſten Prinzeſſin Sophie Charlotte, unſerer allergnädigſten Beherrſcherin, zu einem Königreiche zu erheben. — Wir proclamiren ſie daher zum Könige und zur Königin von Preußen. — Ein jeder getreue Unterthan rufe daher mit uns aus: Es lebe Friedrich, unſer allergnädigſter König! — Es lebe Sophie Charlotte, unſre allergnädigſte Königin!" — Und während ſich dann in das Vivatrufen des Volkes, das Donnern der Geſchütze miſchte, ſtreuten die übrigen Herolde dieſe gedruckte Proklamation unter die Umſtehenden aus.

Der folgende Tag, ein Sonntag, ward ohne öffentliche Feſtlichkeiten verlebt; am 17. aber ſtiftete Friedrich, die Feier ſeiner Krönung zu erhöhen, den ſchwarzen Adlerorden, in welchen mit Einbegriff der Prinzen achtzehn Ritter aufgenommen wurden.

Am nächſten Tage fand die feierliche Krönung ſtatt: — Friedrich ließ ſich gegen 9 Uhr Morgens ankleiden, und man kann leicht erachten, daß er nichts geſpart hatte, um die Ceremonie ſo glänzend zu machen, als es ſeine Kräfte erlaubten. Die Knöpfe ſeines Kleides beſtanden aus Diamanten, von denen jeder auf 3000 Dukaten geſchätzt wurde, und die Agraffe an dem königlichen Mantel aus karmoiſinrothem Sammet, der mit Hermelin gefüttert und verbrämt und mit goldgeſtickten Adlern geſchmückt war, beſtand aus drei Diamanten, welche zuſammen gegen 100,000 Thaler koſteten. Nicht weniger prächtig war der Anzug der Königin, und ihr Schmuck, aus den ſchönſten und größten Perlen und Diamanten beſtehend, ſoll ebenfalls ungeheure Summen gekoſtet haben. —

Im Audienzſaale des Schloſſes war ein koſtbarer Thron aufgeſchlagen, auf deſſen beiden Seiten zwei ſilberne Tiſche ſtanden, worauf die Inſignien von Friedrich's neuer Würde lagen. Der Herrſcher beſtieg den Thron, ſetzte ſich dann ſelbſt die Krone auf, und empfing, nachdem er das Scepter in die rechte, den Reichsapfel in die linke Hand genommen hatte, die Huldigung der Anweſenden. Zuerſt ließ ſich ſein älteſter Sohn, der Kurprinz, auf ein Knie nieder, dann folgten die übrigen Prinze, und nachdem dieſe Ceremonie vorbei war, erhob

Digitized by Google

sich der König Friedrich, um sich in die Zimmer seiner Gemalin zu begeben. Diese empfing ihn am Eingange des Vorzimmers, und Friedrich nahm dem Hofmarschall die andere, für die Königin bestimmte Krone, welche ihm derselbe vorgetragen hatte, ab, und setzte sie der Königin auf, welche sich ebenfalls einen Augenblick auf ein Knie niederließ; dann empfing sie ebenfalls, wie vorher ihr Gemal, die Huldigung ihres Sohnes und der übrigen Prinze. Nach dieser Feierlichkeit begab sich das königliche Paar über einen breiten, von Brettern, die mit rothem Tuch überzogen waren, aufgeschlagenen Weg nach der Schloßkirche, wo die beiden Hofprediger, Ursinus und von Sander, welche zuvor zu Bischöfen erhoben worden waren, den König und die Königin in schwarz sammetnen Talaren empfingen, und sie zu dem, vor dem Altare aufgeschlagenem Thron führten. Nachdem der Gottesdienst geendet war, und das königliche Paar dergestalt das Abendmahl empfangen hatte, daß der lutherische Bischof ihnen den Kelch, der reformirte aber das Brod reichte, segnete sie der Bischof Ursinus ein; dann nahm der König die Krone ab, und legte sie auf die oberste Stufe des Altars, die Königin folgte seinem Beispiele, und Beide empfingen nun die Salbung, worauf sie sich die Kronen wieder selbst auf's Haupt setzten, zum Zeichen, daß die preußische Königkrone ihrem Könige von Niemandem gegeben worden sei. — Ueberhaupt war die ganze Krönungsceremonie nach dem Gebrauch in England angeordnet worden.

Eine Reihe von Festlichkeiten der glänzendsten Art, schlossen sich nun an die Feier dieses Tages an, die ein Gastmahl im Schlosse, Feuerwerk und Illumination in der Stadt endete, wobei auch das Volk nicht vergessen wurde, denn auf dem Schloßplatze war ein gemästeter Ochse, mit kleinerem Vieh gefüllt, für die Essustigen gebraten worden, und rother und weißer Wein floß aus zwei steinernen Adern. Diese Feste dauerten fast ununterbrochen bis zur Abreise des König's, welche am 8. März vor sich ging, und zu welcher die Bürgerschaft Königsberg's die prächtigsten Anstalten getroffen hatte, um dem Monarchen das Geleit zu geben. — Sämmtliche Häuser der Stadt waren mit frischen Tannzweigen und allen Blumen verziert, welche man in dieser Jahreszeit auftreiben konnte; außerdem waren drei Ehrenpforten, in der Altstadt, dem Kneiphofe und der Neustadt, errichtet, und während die Kanonen der Stadt und der im Hafen liegenden Schiffe gelöf't wurden, ritt Friedrich auf einem braunen Hengste, andalusischer Race, durch die Straßen, während die Königin mit der Herzogin von Kurland in einem offenen, mit acht isabellfarbenen Pferden bespanntem Wagen einherfuhr. — So schied der König von seiner getreuen Stadt Königsberg, und kam 17. März in Potsdam an; verweilte aber noch einige Tage auf den Schlössern, Schönhausen, Charlottenburg und Oranienburg, um den Berlinern Zeit zu geben, die Anstalten zu seinem Empfange, welche noch nicht vollendet waren, zu beenden.

Der Einzug des Königs in Berlin fand daher erst am 6. Mai folgendermaßen statt.

Die Zünfte und Innungen der Städte Berlin und Kölln, des Werder's, der Friedrich- und Dorotheenstadt, hatten sich in verschiedene Compagnien getheilt, von denen jede eine besondere, auf das Gewerk bezügliche Fahne führte; unter ihnen zeichneten sich besonders die Kaufleute, die zwei Compagnien bildeten, und das Schlächtergewerk aus. Jene, die Kaufleute, trugen Röcke von weißem Tuch, mit Silber gestickt, und waren mit Degen bewaffnet; die Fleischhauer aber waren, als Kürassiere, mit Collets von Elendshaut und großen Hiebern versehen. Außerdem zeichnete sich eine Compagnie von Knaben, aus den Familien der französischen Emigrirten, in Blau gekleidet und mit weißen Federn auf den Hüten, auf das Vortheilhafteste aus. — In der Stadt selbst waren sechs Ehrenpforten erbaut; die Erste, dicht am Georgenthore, hatten die im Dienste des Königs stehenden Personen, Hofbediente und Ministerialbeamte errichten lassen; sie war im dorischen Style erbaut, und mit Schnitzwerk, Gemälden und Sinnsprüchen geziert. Die zweite Ehrenpforte im jonischen Style, stand an der Klosterstraße, und war das Werk der französischen Emigrirten. Die Bewohner der Dorotheenstadt hatten die Dritte an der Jüdenstraße errichten lassen; sie war mit Gemälden und Blumen auf das Sinnreichste

Digitized by Google

geſchmückt. Dann kam der vierte Triumphbogen, bei dem Rathhauſe an der Spandauerſtraße; ihn hatte der Magiſtrat von Berlin erbauen laſſen, und mit verſchiedenen Gemälden, welche die wichtigſten Momente der brandenburgiſchen Geſchichte darſtellten, geſchmückt; auch ſtanden zu beiden Seiten, auf erhöhten Poſtamenten, zwei Jungfrauen der Stadt, in ein römiſches Koſtüm gekleidet, der den König mit einigen Verſen im Namen der fünf Städte begrüßen ſollten. — Die fünfte Ehrenpforte, von den Bürgern des Werder's und der Friedrichſtadt erbaut, ſtand an der Heiligen Geiſtſtraße, und die Gemälde, mit welcher ſie geſchmückt war, hatten Bezug auf die Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg; die ſechste Ehrenpforte endlich ſtand vor dem königlichen Schloſſe ſelbſt; ſie beſtand aus zwei Pyramiden, und war beſonders köſtlich gezierr und ausgeſchmückt; ſie war übrigens von den Bürgern der Stadt Kölln errichtet. — Noch war eine ſiebente Ehrenpforte, jedoch nicht in der Stadt, ſondern vor dem Georgenthore erbaut, die ein Werk der in den Vorſtädten wohnenden Bürger und Eigenthümer war. —

Sobald ſich nun die Allerhöchſten Herrſchaften der Stadt näherten, wurden alle Glocken geläutet und aus zwölfhundert Kanonen eine dreimalige Salve gegeben, die von ſämmtlichen auf der Spree liegenden Schiffen wiederholt wurden. Auch hatte der königl. Schiefer-decker Bertram auf die oberſte Kuppel des Marienthurms, mit großer Geſchicklichkeit ſechs Geſchütze hinaufbringen laſſen, die ebenfalls gelöſt wurden, und deren Donner eine höchſt überraſchende Wirkung hervorbrachten. Indeſſen war die Küraſſier-Compagnie der Schlächter mit denen der Kaufleute zur Stadt hinausgeritten, und hatte ſich dort zur Seite des Weges im Spalier aufgeſtellt, während die übrigen Gewerke ſich innerhalb der Stadt, die Georgenſtraße entlang, bis zum Schloſſe, ebenfalls im Spalier formirt hatten, und bald darauf nahte der feierliche Zug ſelbſt. Ihn eröffneten unter Anführung ihres Generalmajors, die Gensd'armen und die grands-mousquetaires, von ihrem Oberſten, dem Kammerherren, Grafen von Dohna, geführt. Ihnen folgten vierzig Kutſchen der Hofleute, worin die Deputirten der Provinzen, die Königl. Miniſter und die Geheimen Räthe ſaßen; dann kamen die Kutſchen des Fürſten von Anhalt-Zerbſt, von Heſſen-Homburg und der preuß. Prinzen, von ſechszehn Equipagen des Königs begleitet, die Bereiter derſelben Fürſten mit ihren Handpferden, machten den Beſchluß der erſten Abtheilung des Zuges.

Ein königl. Bereiter, hinter welchem zwei königl. Reitpagen und dreißig Handpferde des König's, mit reich geſtickten ſammetnen Decken, eröffneten des Zuges zweite Abtheilung; zwei Pagenmeiſter, die ſechs und zwanzig Edelknaben des Königs und neun Edelknaben der Königin, ſowie drei Jagd- und drei Kammerpagen, anführten, folgten hinter jenen, und dann kam der Hof-fourier, von vier und zwanzig königlichen Trompetern und Paukern begleitet, welche von dem Thore ab bis zum Schloſſe fortwährend muſicirten. Ihnen folgten die Hof- und Oberhofmarſchälle, die Cavaliere und ſämmtliche Großen des Hofes; dann die königliche Familie. Vorauf der Markgraf Chriſtian Ludwig, den Landgrafen von Heſſen-Homburg auf ſeiner rechten, den Fürſten von Anhalt-Zerbſt auf ſeiner linken Seite; hinter ihm ritt der Kronprinz mit den beiden Markgrafen, Philipp und Albrecht, von ſeinem Hofmeiſter, dem Grafen Alexander von Dohna, begleitet; dann kam der König ſelbſt. Er ritt auf einem ausgeſucht ſchönen Pferde, mit dem reichſten Sattelzeug geſchmückt, und unmittelbar hinter ihm der Graf von Wartenberg, als Oberſtallmeiſter, und der Generalmajor von Tettenborn, als Kommandeur der Leibgarde. Eine Abtheilung der Garden und die königlichen Lakaien beſchloſſen dieſe, die zweite Abtheilung des Zuges.

An der Spitze der dritten Abtheilung ritt der Oberhofmeiſter der Königin, ein Herr von Bülow, und unmittelbar hinter ihm kam die prächtig geſchmückte, vergoldete Kutſche, in welcher die Königin, Sophie Charlotte, ſaß; ſie war allein im Fond des Wagens, ihr gegenüber, auf dem Rückſitze, die Markgräfin Philipp; dann kamen acht andere Kutſchen, in welchen die übrigen Fürſtinnen und die königlichen Hofdamen ſaßen. Der Oberſt und Kammerherr von Grote geleitete, an der

Digitized by Google

Spitze von drei Garde-Kompagnien, die Kutsche der Königin und die übrigen Equipagen, und somit war der Zug beendet, welchem sich die vor dem Georgen-Thore haltende Kompagnie der Fleischhauer, sowie die Kompagnien der Kaufleute und der übrigen Gewerke sofort anschlossen, wenn der Zug bei ihnen vorüber passirt war.

Als der König die Ehrenpforte vor der Stadt erreicht hatte, traten zu beiden Seiten derselben zwanzig, als Gärtnerinnen verkleidete Mädchen hervor, welche dem Könige köstliche Blumen zuwarfen, und dieselben auch in den Wagen der Königin streuten. Dann zog der König in das Thor ein. Einen malerischen Anblick gewährten die sechs verschiedenen Ehrenpforten, welche, da sie in einer graden Linie standen, eine sehr schöne Perspective abgaben. So erreicht der Zug langsam die lange Brücke und die Ehrenpforte der kölnischen Bürger, auf dem Schloßplatz. Bis hierher reichten die Kompagnien der bewaffneten Bürger; von dieser Ehrenpforte an standen aber zur Linken das Grenadierbataillon und die Kadettenkompagnie, unter dem Kommando des Obristen von Pannewitz; zur Rechten die Garde zu Fuß, unter dem Befehle des Generalmajor von Arnim, bis zum Schlosse, und sobald der König seine Zimmer erreicht hatte, gaben die unter dem Gewehr stehenden Truppen und die Bürgerkompagnien eine dreimalige Salve. — Hiermit waren die Empfangsfeierlichkeiten für den ersten Tag beendet, da bereits die Nacht hereingebrochen war.

Am folgenden Tage begaben sich die Deputationen sämmtlicher Collegien, der Domainen-Kammer, des Kammergerichts, des Konsistoriums, des Magistrat's, der Geistlichkeit, der französischen Kolonie und auch die Hofprediger, auf das Schloß, um ihre Glückwünsche abzustatten. Am dritten Tage, an dem Sonntage, fand in der Domkirche ein feierlicher Dankgottesdienst statt, und unter dem Donner der Kanonen, dem Schmettern der Trompeten und dem Wirbel der Pauken, wurde ein feierliches Te deum angestimmt. — Wegen der ungünstigen Witterung hatte man die angeordnete Illumination bis auf den Montag verschoben, und diese fand denn auch wirklich auf eine so glänzende Weise statt, wie man bisher noch nie gesehen hatte. Vorzüglich waren die Wohnungen des Kronprinzen und der Markgrafen, so wie die Hotels der fremden Gesandten, auf eine glänzende Weise mit Inschriften, und auf die Feier des Festes bezüglichen Emblemen geschmückt, und überhaupt war, wie ein alter Chronist sagt, die Stadt so hell erleuchtet, daß sie in Feuer zu stehen schien.

Am Dienstag ward vor dem Leipziger-Thore ein großartiges Feuerwerk, in vier Abtheilungen abgebrannt, das der Markgraf Philipp in eigener Person arrangirt hatte. Der erste Theil desselben bestand in einem großen Adler, der auf einem Portale stand, und um seinen Hals die königliche Krone, auf seiner Brust die Anfangsbuchstaben des königlichen Namens hatte. Ueber dem Adler erblickte man eine halbe Sonne mit der Inschrift: Radians majestas perpetua duret (Die strahlende Majestät daure ewig). Weiter unten war eine Königskrone mit der Inschrift: Vivat Friedericus, rex in Borussia (Es lebe Friedrich, König in Preußen). Zu beiden Seiten des Portals, auf welchem der Adler stand, waren sechs Pyramiden errichtet, die ebenfalls mit Inschriften und andern, auf die Festlichkeit bezüglichen Emblemen, versehen waren. Sie brannten, wie überhaupt der Adler und die übrigen Theile des Portals, in weißem Feuer. — Der zweite Haupttheil des Feuerwerk's bestand in einem erhabenen Thron, in dessen Mitte zwei Wappenschilder angebracht waren. In dem Schilde rechter Hand sah man den preußischen Adler, und über demselben die königliche Krone, auf der einen, einen wilden Mann, mit Schild und Keule bewaffnet, auf der andern Seite; auf dem Schilde zur Linken, war auf der einen Seite das Kurscepter und auf der andern Seite ebenfalls ein wilder Mann, auf dieselbe Art wie auf dem vorigen Schilde, abgebildet. Ueber diesen Schildern stand die Inschrift: Meruit Fridericus rex utrumque (Der König Friedrich hat Beides verdient.) — Ueber diese Worte war die Fama mit einer Posaune angebracht. Auf der rechten Seite des Thrones sah man den König zu Roß, im Kurmantel und Kurhut. Unter ihm die Inschrift: Proficiscenti electori (Dem abreisenden Kurfürsten); links erblickte man Frie-

Digitized by Google

drich, mit der Krone auf dem Haupte, den Königsmantel um die Schultern geſchlagen und das Scepter in der Hand haltend; er ſaß auf einem von vier Pferden gezogenen Triumphwagen, und hinter dieſem Wagen ſtand ein Engel, der mit der linken Hand einen Palmenz, mit der rechten einen Lorbeerzweig über das Haupt des König's herabhielt, worunter die Worte ſtanden: Reducto regi (dem heimgekehrten Könige), und über dem Thron und die Statuen des Kurfürſten, ſchwebte ein Engel, welcher ein mit Blumen gefülltes Horn in der Hand hielt. — Auf ähnliche Weiſe war der dritte Theil des Feuerwerk's eingerichtet, welcher auf die Vereinigung der kurfürſtlichen und königlichen Würde hindeutete, und beide Abtheilungen, die zweite und dritte, brannten in blauem Feuer. — Die vierte Abtheilung beſtand in einem Waſſerfeuerwerk. Sie beſtand in einem Nachen, in Form eines Schlittens, der von zwei Seepferden gezogen wurde; auf demſelben ſaß Neptun, von Nymphen und Tritonen umgeben, welche theils die Pferde am Zügel geleiteten, theils auf großen Seemuſcheln bliesen. Ueber den Pferden ſchwebten vier Engel, von denen der Vorderſte zwei Poſaunen in der Hand hielt, auf deren einer er blies; von den andern Engeln trug der Eine das Scepter, der Andere die Krone und der Dritte den Reichsapfel in der Hand. Außerdem war noch ein zweiter Nachen bei dem Erſteren, welcher ebenfalls von zwei Seepferden gezogen wurde, welche drei Engel am Zügel geleiteten. In dieſem Nachen erblickte man ein Bildniß des Königs, im Krönungsornate und das königliche Scepter in der Hand haltend; über ihm flog ein Engel, in der linken eine Poſaune, in der rechten Hand einen Lorbeerkranz haltend, während vor den Pferden und um den Nachen Neptun, von vielen Tritonen gefolgt, umherſchwamm. — In den Zwiſchenpauſen, während des Anzündens eines jeden Haupttheils, wurden jedesmal hundert Kanonenſchüſſe abgefeuert, auch Leuchtkugeln und Schwärmer angezündet. Den Beſchluß machten mehrere Girandolen von Raketen, die zu Hunderten und Tauſenden auf einmal in die Luft ſtiegen.

Den Schluß der ſämmtlichen Feierlichkeiten machte ein kirchliches Dankfeſt, welches am 22. Juni im ganzen Lande abgehalten wurde, und der König ſelbſt hatte den Text, über welchen in ſämmtlichen Kirchen des Landes gepredigt wurde, ausgewählt, und zwar die Worte David's: „Alle Menſchen, die es ſehen, die werden ſagen, das hat Gott gethan, und merken, daß es ſein Werk ſei.“ — Außerdem wurde, während der Feſtlichkeiten in Berlin, von dem Tage an, wo der König ſeinen Einzug gehalten hatte, bis zu dem, wo man das große Feuerwerk abbrannte, im Schloſſe offene Tafel gehalten, die königliche Familie ſpeiſ'te täglich im Oranienſaal, und jeder ausgebrachte Toaſt wurde von einer beſtimmten Zahl von Kanonenſchüſſen begleitet; auch wurden eben ſo lange die Inſignien der königlichen Würde, die Krone, das Scepter, der Reichsapfel und das Schwerdt, dem Publikum zur Anſicht ausgeſtellt. Ueberhaupt wurden auf die Krönungsfeierlichkeiten nicht weniger als achtzehn Münzen geſchlagen, die von dem Hofkupferſtecher, Johann Georg Wolfgang, in Kupfer geſtochen wurden, wozu der Herr von Beſſer eine ausführliche Beſchreibung lieferte, die im Jahre 1712 bei dem Buchdrucker Liebpert, zu Kölln an der Spree, im Druck erſchien.

So hatte der Kurfürſt Friedrich III. das lang erſehnte Ziel ſeines Ehrgeizes erreicht, und auch in unſerer Chronik beginnt mit der Erhebung Berlin's zur königlichen Reſidenz- und Hauptſtadt, ein neuer Abſchnitt. — Dennoch dürfen wir nicht vergeſſen, einer wichtigen Veränderung zu erwähnen, welche den Stadttheil betraf, durch welchen Friedrich I. ſeinen Einzug gehalten hatte. Das Hochgericht, welches von dem neuen Markte nach dem Georgen-Thore hinverlegt worden war, wurde nämlich bei dem feſtlichen Einzuge abgebrochen, und das Thor ſelbſt erhielt den Namen des Königs-Thores, ſo wie die frühere Georgenſtraße ebenfalls Königsſtraße genannt wurde, um das Andenken an jenen feſtlichen Tag zu verherrlichen, wo Friedrich ſeinen Einzug durch daſſelbe als erſter König von Preußen gehalten hatte.

Digitized by Google

# V.

## Historische Notiz über Potsdam von Entstehung dieser Stadt bis zum Tode des Königs Friedrich I. (1713.)

Wie über die Erbauung und den Namen der Städte Berlin und Cölln, so ist auch in der neueren und neusten Zeit gar viel über die Entstehung Potsdam's geschrieben worden, und obschon nicht zu bezweifeln steht, daß auch diese Residenzstadt Preußen's von den Wenden gegründet worden ist, und von ihnen ihren Namen erhalten hat, so hat man doch, besonders über die Benennung Potsdam's, die verschiedenartigsten und sonderbarsten Meinungen aufgestellt. In mehreren alten Handschriften, z. B. des Bischof's Stephan zu Brandenburg und des Markgrafen Johann, Erstere vom Jahre 1152, Diese von 1477 datirt, findet man statt Potsdam „Postam" geschrieben, und in dem Stadtprivilegium des Kurfürsten Friedrich I. lesen wir „Postdamp", während in mehreren älteren geographischen Büchern „Posten", „Porstein", auch „Potstayn" gefunden wird. Das Rathssiegel der Stadt, welches jedoch nur noch im Abdruck vorhanden ist, heißt in Mönchsschrift „Potstam", und diese Schreibart hat sich längere Zeit erhalten, bis sie endlich das neuere Potsdam verdrängte, obschon das Rathssiegel, welches im Jahre 1536 und 1696 neu gestochen wurde, in „Potstamb" verändert ward, während das ältere, das, wie gesagt, nur noch im Abdruck auf einigen Urkunden des Rathes an den Bischof von Brandenburg vorhanden ist, einen Adler mit der Umschrift: „Sigillum civitatis Potstam" zeigt und der neueren Schreibart am nächsten kommt.

Die allerälteste, und daher wahrscheinlich auch die richtigere, Schreibart, finden wir in einem uralten Schenkungsbriefe des Kaisers Otto III., vom Jahre 993, in welchem dieser Monarch die Stadt Potsdam an seines Vaters Schwester, die damalige Aebtissin zu Quedlinburg, Namens Mathilde, schenkte, und in dieser, wie gesagt, der ältesten, vorhandenen Urkunde, wird die Stadt „Poydupim" genannt; ein Name, welcher allerdings nur aus der wendischen Sprache entlehnt ist, in



Digitized by Google

dem „Po“ oder „Pots“ soviel als unter; „Dup“ aber eine Eiche bedeutet, so daß „Potzdupimi,“ „unter den Eichen“ zu übersetzen sein würde. — Um aber die Meinung, daß der Name Potsdam wendischen Ursprungs sei, noch wahrscheinlicher zu machen, dürfte noch anzuführen sein, daß alle in der Umgegend von Potsdam gelegenen Orte ebenfalls wendische Namen führen, wie z. B. Kyritz, Kehin, Jüterbogk und viele Andere.

Aus der vorhergenannten Schenkungsurkunde des Kaisers Otto III. geht nun zwar mit unumstößlicher Gewißheit hervor, daß Potsdam schon vor dem Jahre 993 bestanden haben muß; aber eben so unmöglich dürfte die Zeit genau zu bestimmen sein, in welcher die Stadt ursprünglich gegründet wurde. Nicht gut glaublich ist es, daß die Wenden, als sie von Osten her gegen die Havelgegenden vordrangen und die Semnonen, die frühesten Bewohner unseres Vaterlandes, aus ihren Wohnsitzen verjagten, schon diesen Ort vorgefunden und demselben dann einen neuen Namen gegeben haben sollten; und wenn die noch heutigen Tages vor dem Nauener-Thore bei Potsdam befindliche Umwallung, welche die Röber-, oder Römerschanze genannt wird, wirklich ein Werk der römischen Legionen ist, obschon es unter jeden Umständen zweifelhaft bleibt, ob Roma's siegreiche Adler selbst bis hierher ihren kühnen Flug nahmen, so hätte Domitius, der Unterfeldherr des Drusus, der seine Cohorten bis zum Gestade der Havel geführt haben soll, es doch nimmer gewagt, so dicht bei einer Niederlassung seiner kriegsgewohnten Feinde, ein Lager aufzuschlagen. — Nichtsdestoweniger erinnert die Lage und die Form jenes Erdaufwurfs an ähnliche Umwallungen auf der Insel Rügen, welche sowohl zur Vertheidigung, als auch zum Schauplatz der geheimnißvollen, gottesdienstlichen Gebräuche jener Völker dienten, die noch vor der Wendenzeit jene Länder bewohnten. — Außerdem bot die Lage Potsdam den Wenden alle jene Bedürfnisse im vollen Maaße dar, auf welche sie, ihren Sitten und Gewohnheiten nach, Ansprüche machten; die Gewässer der Havel dienten ihnen zum Schutz gegen ihre Feinde, und lieferten ihnen reichlichen Ertrag für ihre Fischnetze, während der Eichenwald der naheliegenden Berge von Wildpret jeder Art wimmelte, so daß dieser Ort schon von Natur zum Anlegen einer größeren Stadt geschaffen zu sein schien. — Wenn wir aber unsere Kunde über Potsdam's Entstehung nur auf historische Muthmaßungen gründen können, so dürfen wir es dann ebenfalls nicht unterlassen, auch jener uralten, märchenhaften Sage zu erwähnen, die über Potsdam's Entstehung Folgendes erzählt:

Es war zu jener Zeit, als die Semnonen und Longobarden, durch ihre langjährigen Kämpfe mit den Römern geschwächt, von den andrängenden Wenden aus ihrer Heimath vertrieben worden waren und diese Letzteren sich im eroberten Lande niedergelassen hatten, als an dem Orte, wo jetzt die Kirche des Dorfes Alt-Geltow steht, sich eine feste Burg erhob, die ein wendischer Edle, der König des Heveldüner Gau's, des Landes an der Havel, bewohnte. Dieser Fürst war ein finsterer, in sich gekehrter Mann, von rauher Gemüthsart, der einsam auf seiner Burg lebte und keine Freunde und Blutsverwandte hatte, denn auch sein einziger Sohn hatte im Kampfe gegen die Deutschen sein Leben eingebüßt. Nun lebte aber noch ein Neffe dieses greisen Wendenfürsten, Namens Chocus, und Jener hatte den Jüngling, als den einzigen überlebenden Sprößling seines Stammes, zum Nachfolger auserkoren; doch war er seinem Neffen nicht freundlich gesinnt, sondern behandelte denselben mit Härte und Grausamkeit. Da begab sich's einst, daß Chocus, von einem seiner Diener begleitet, über die Havel setzte, um das flüchtige Elenthier zu jagen; als er aber später am Abend nach Hause zurückkehren wollte, war das Wetter trübe geworden; ein Sturm erhob sich, und die Wellen gingen hoch; unglücklicher Weise verlor der Knecht das einzige Ruder, welches die Jäger bei sich im Kahne führten, und vergeblich war ihre Mühe, dasselbe aus dem treibenden Wasser wieder aufzufischen. Zwar machten Beide den Versuch, sich mit Hülfe ihrer Speere fortzuarbeiten, aber ihre Bemühungen waren vergeblich; immer heftiger peitschte der heulende Sturmwind die Wellen der Havel, daß das kleine Fahrzeug jeden Augenblick zu sinken drohte, und die beiden kühnen Jäger mußten sich glück-

Digitized by Google

lich schähen, an eine kleine Insel getrieben zu werden, welche ihnen während des Unwetters Schutz versprach. Sie zogen den Kahn auf das Ufer, bereiteten sich aus Baumzweigen und dürrem Laub eine Lagerstätte, und schliefen geruhig ein.

Als nun aber der junge Fürst am Morgen des folgenden Tages wieder aufwachte, und die Sonne sich heiter und klar in den blauen Fluthen der Havel abspiegelte, gewahrte er, wie am Strande der Insel ein zweiter Kahn angelegt hatte, in welchem ein Fischermädchen saß, die ihre Netze ausgeworfen hatte. Erstaunt und verwundert zugleich über die außerordentliche Schönheit des Mädchens, trat Chorus näher, um sie anzureden; aber als diese den fremden Mann auf sich zukommen sah, stieß sie einen Ruf des Schreckens aus und trieb ihren leichten Kahn mit schnellem Ruderschlag vom Lande. Chorus eilte ihr jedoch nach, und bat sie mit so schmeichelnder Rede, zu bleiben, daß sie endlich seinen Worten Gehör gab, und wieder zurückkehrte. Sie stieg aus und trat an das Land; Chorus aber sendete seinen Diener aus, um an der Stelle des Mädchens die Netze auszuwerfen, und ein Wild für ihre Lebensbedürfnisse zu erjagen; er selbst aber setzte sich neben die Jungfrau in das hohe Schilf, und sie tändelten und koseten miteinander, bis der Abend hereinbrach. Dann schifften sie alle Drei hinüber auf das feste Land, und legten an der Stelle an, wo jetzt die Heilige Geistkirche in Potsdam steht, und der junge Fürst baute seiner Geliebten dort eine Hütte von den Zweigen der Eichen; und so lebten sie mit einander, bis der Winter hereinbrach, ohne daß die Jungfrau wußte, wer ihr Geliebter sei. — Als aber der Kranich und die Schwalbe gen Süden zogen und der erste Schnee fiel, sagte Chorus, daß er des alten Königs Erbe wäre, und nach dem Tode desselben der Fürst des Havelcüner Gau's sein werde; nun aber sei er lange genug von des Oheims Burg entfernt gewesen und er müsse zurückkehren, um demselben Kunde von seinem Dasein zu bringen. Zugleich gelobte er ihr, in drei Tagen wiederzukehren und sie als seine Verlobte heimzuführen, sei ihm auch des Landes reichste Jungfrau zur Gattin bestimmt. So schieden sie mit heißen Thränen von einander.

Als nun der junge Fürst zu der Burg seines Oheims kam, fand er, daß derselbe inzwischen gestorben war, und ein Fremdling sich des Thrones bemächtigt hatte. Als Dieser den Chorus, welchen er gar wohl kannte, vor dem Thore der Burg erscheinen sah, ließ er ihn greifen und in ein tiefes Gefängniß werfen. Dort schmachtete der Unglückliche drei Tage und zwei Nächte; in der dritten Nacht aber durchbrach er die feste Mauer und entfloh zu dem Freunde seines verstorbenen Oheims, Wiltzan, dem mächtigen Könige der Wiltzen, der auf seiner festen Burg Dragowit (wahrscheinlich das heutige Trechwitz, ein etwa drei Meilen von Potsdam entfernter Ort) haus'te. Diesem klagte er sein Mißgeschick, und der mächtige Wilaen versprach, ihm bei Erlangung seines Erbes behülflich zu sein; aber der Jüngling blieb traurig und niedergeschlagen, denn er gedachte nicht seines verlorenen Königreiches, sondern seiner Geliebten. Endlich vermochte er den Kummer nicht länger zu tragen; er offenbarte dem Fürsten von Dragowit sein Herz, und bat ihn um die Erlaubniß, daß er die verlassene Jungfrau aufsuchen möge. Freundlich lächelnd, hörte Wiltzan des Jünglings flehendes Wort, und er gestattete ihm nicht allein das Verlangte, sondern machte sich auch mit seinem ganzen Gefolge auf, um ihn zu begleiten. Als sie nun aber an den Ort des Waldes kamen, wo Chorus seiner Geliebten die Hütte gebaut hatte, fanden sie die Jungfrau starr und todt auf dem Schnee liegen; in stummer Verzweiflung warf sich der junge Fürst auf die Leiche seiner Geliebten, und heiße Thränen flossen auf ihre erstarrten Wangen. Dann erhob er sich, trug einen Scheiterhaufen zusammen und verbrannte auf demselben die Leiche seiner Geliebten; ihre Asche aber sammelte er in eine Urne und begrub sie an der Stelle, wo sie gestorben. — Dann kehrte er mit Wiltzan heim in die Burg Dragowit; Dieser aber schenkte dem Jünglinge den Ort, wo die Geliebte gestorben war und auch die dabei liegenden Inseln der Havel, zur Entschädigung seines verlorenen Erbes. Alsbald baute sich Chorus eine Burg an der Stelle, wo die Hütte



Digitized by Google

seiner Geliebten gestanden hatte, und nannte sie Potzdupimi, das heißt so viel als „unter den Eichen". Bald sammelten sich auch viele Einwohner um die Burg, denn Chokus war ein milder und freundlicher Herr gegen seine Untergebenen, und stark und mächtig gegen seine Feinde. — So entstand das Städtchen Potzdupimi; aber das Volk der Chociner, so nannten sich Jene nach ihrem Fürsten, blieb stark und mächtig, bis endlich das siegende Schwerdt des Kreuzes die alten Bewohner jener Landschaft ausrottete.

Die Bewohner Potzdupimi's waren bei dem Kriege, mit welchem Heinrich der Vogelsteller das ganze Wendenland überzog, weniger den Verheerungen ausgesetzt, die das Land durch diese langwierigen Kriege, welche sich eigentlich nur auf großartige Raub- und Beutezüge beschränkten, zu leiden hatte. Doch als dieser kriegserfahrne Fürst im Jahre 930 den großartigen Sieg bei Lenzen über die Wenden erfocht, kam wahrscheinlich auch Potsdam in die Gewalt der Sachsen, und da uns keine sicheren Nachrichten über diesen Gegenstand zugekommen sind, läßt sich mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß diese Stadt wahrscheinlich das Schicksal der übrigen Stämme theilte, welche, sobald die Heere der Deutschen sich zurückgezogen hatten, die Fahne der Empörung aufsteckten, den versprochenen Tribut verweigerten und ihrerseits in die benachbarten Länder einfielen, die sich dem Christenthum unterworfen hatten. So mag sich Potsdam abwechselnd bald in sächsischem, bald in wendischem Besitz befunden haben, bis der Kaiser Otto III., wie wir vorher erwähnten, im Jahre 993 die Stadt seiner Muhme, der Aebtissin von Quedlinburg schenkte; und die in jeder Beziehung höchst wichtige Schenkungsurkunde erwähnt an der betreffenden Stelle auch der Chociner: „Honorabili Abbatissae dedimus de nostra proprietate duo loca, Potsdupimi et Helm dicta, in provincia Havelen vocata et in insula Chocie in Viteles sita." (Wir schenken der hochwürdigen Aebtissin aus unserem Besitzthum die beiden Orte Potzdupimi und Helm geheißen, in der das Havelland genannten Provinz und auf der Insel Chocie im Wilzenlande gelegen) so heißt die betreffende Stelle wörtlich in der Urkunde, die Kettner in seinen Antiquitäten der Stadt Quedlinburg anführt und welche, wie gesagt, die erste ist, in welcher Potsdam genannt wird; unter der Insel Chocie dürfte dann wohl der Potsdamer Werder verstanden werden.

Für das Stift von Quedlinburg war diese Erwerbung von nicht so bedeutendem Nutzen, als man vielleicht denken mag, denn noch immer gährete der Aufruhr im Lande, und viel leichter wurde es dem Kaiser, diese Länder zu verschenken, als der Aebtissin, dieselben zu behalten. Bald nachher empörten sich die Wenden wieder; der ganze Heveldüner Gau schüttelte das Joch der Sachsen wieder ab, sogar die wichtige Veste Brandenburg ging im Jahre 1030 verloren, und das ganze Jahrhundert verging wieder unter fortwährendem Blutvergießen, in welchem bald die eine, bald die andere Parthei die Oberhand behielt, als endlich Albrecht der Bär zum Beherrscher der Nordmark berufen wurde. Dieser kühne Mann, der den langdauernden Kämpfen mit den Wenden ein Ende machen wollte, griff mit bedeutender Heeresmacht die Priegnitz und den ganzen Heveldüner Gau an und schlug den Wendenkönig Pribislaw gänzlich aufs Haupt. Diese Schlacht selbst soll, wie Gundling erzählt, bei Potsdam in der Gegend des Babelsberges stattgefunden haben; die Wenden erlitten eine völlige Niederlage, und wenn diese Schlacht an der angegebenen Stelle wirklich stattfand, so ist es natürlich, daß Albrecht der Bär unmittelbar nach seinem errungenen Siege Potsdam in seine Gewalt brachte.

Ungefähr zwanzig Jahre darauf machten die Wenden, an ihrer Spitze Jasso, der Fürst von Köpenik, der letzte Sproß aus Pribislaw's altem Heldenstamme, noch einmal den Versuch, das fremde Joch von ihrem Nacken zu schütteln; Brennabor, die alte Veste, ward wiedergenommen, während sich Albrecht fern von den Marken befand, und das ganze Land erhob sich, um die Altäre der alten Götter wieder aufzurichten. Aber schnell eilte der zürnende Bär herbei und führte seine kampfgeübten Krieger zum Sturm auf Brandenburg; vergeblich war Jasso's Widerstand. Brandenburg wurde genommen und nur mit Mühe rettete der Fürst

Digitized by Google

sein Leben. Aber Albrecht hatte beschlossen, die Macht der Heiden für immer in den Staub zu treten und dicht auf der Ferse folgte er den Flüchtigen, welche auf der nördlichen Seite der Havel nach Spandau hin flohen. Auf den Feldern bei Groß-Glienicke holte er sie ein, und ein neuer Kampf begann, in welchem die christlichen Schwerdter einen zweiten Sieg erkämpften, ungeachtet die Wenden den tapfersten Widerstand leisteten. Jasso selbst war einer der Letzten, welcher sein edles Roß zur Flucht wendete; aber in der Eile, von seinen Verfolgern gedrängt, wählte er den falschen Weg und jagte im vollen Laufe auf die Havel zu, welche an dieser Stelle eine bedeutende Breite hat. Als er nun, so erzählt die Sage, das Ufer erreicht hatte und zu spät seinen Irrthum gewahrte, hielt er einige Minuten unschlüssig sein zum Tode erschöpftes Roß an; vor ihm breitete sich die blaue Flut, aus welcher gegenüber eine Landzunge weit hinein in den Fluß ragte, hinter ihm nahten die Feinde. — Tändelnd und spielend kräuselten sich die Wogen der Havel an dem Ufer und netzten den Huf seines Streitrosses, als wollten sie den Fürsten hinablocken in die feuchte Tiefe; aber ein Wende, der seinem Herrn gefolgt war, rief ihm warnend zu, sich nicht den Wogen anzuvertrauen, da diese Stelle die tiefste und gefährlichste im ganzen Flusse sei; auch wird dieselbe noch heutigen Tages von den Fischern der Sack genannt. Bangend vernahm der Fürst des treuen Diener mahnende Worte; zögernd hielt er den Zügel seines Rosses zurück; aber immer näher tönte das Siegsgeschrei der nahenden Feinde.

„Die Götter meiner Väter haben mich verlassen!“ rief der Wendenfürst verzweiflungsvoll, als er die Schwerdter seiner Feinde durch die Staubwolken herblinken sah; „und so will ich mich zu Dir wenden, o Gott der Christen, so Du mächtiger bist, als Jene und mich rettest aus dieser Gefahr;“ und mit diesen Worten sprengte er sein edles Roß vorwärts in den Fluß, daß dasselbe tief untersank bei dem gewaltigen Sprunge. Schwer aufathmend erhob es sich wieder, und unter des schwergepanzerten Reiters Wucht arbeitete es vorwärts, während seine Verfolger staunend über diese kühne That am diesseitigen Ufer hielten und jeden Augenblick den kühnen Wendenfürsten in den Abgrund sinken zu sehen glaubten. Aber mit ermunterndem Zuruf belebte Jasso des erschöpften Thieres sinkende Kräfte und mit gewaltiger Anstrengung erreichte das keuchende Thier die sandige Landzunge. Da sprang der Heide aus dem Sattel, warf seinen Schild als Weihopfer nieder auf die grünende Erde, und betete dankend zu dem Gotte der Christen für seine Erhaltung. Wirklich ließ er sich taufen; aber da er als freier Fürst nicht unter der Botmäßigkeit Albrecht des Bären stehen mochte, begab er sich nach Pommern, wo eine Seitenlinie seiner Familie lebte.

Jedenfalls ist es also wahrscheinlich, daß Albrecht der Bär schon die Stadt Potsdam zu seinen Besitzungen zählte, obschon Berlin, wie wir oben Seite 6 erwähnten, vermuthlich nicht dazu gerechnet werden darf; und somit hatte Potsdam auch alle jene Schicksale zu theilen, welche die Mark im Allgemeinen trafen, und als der letzte Markgraf des ascanischen Geschlechtes gestorben war, kam Ludwig der Aeltere in den Besitz der Kurmark und also auch Potsdam's. Indessen zeigten sich die überlebenden Verwandten des ascanischen Hauses mit dieser Bestimmung des Kaisers durchaus nicht zufrieden und überzogen den jungen Markgrafen mit Krieg. Der Herzog Rudolph I. von Sachsen Wittenberg hatte sich zum Vormund der beiden anhaltinischen Prinzen Waldemar und Albrecht, der Schwestersöhne des verstorbenen Markgrafen Waldemar, aufgeworfen drang im Jahre 1323 mit einem ansehnlichen Heere in die Mark ein, und nahm was er in der allgemeinen Verwirrung bekommen konnte. Unter Andern nahm er auch Potsdam weg, da er aber die Stadt nicht behaupten zu können glaubte, verkaufte er sie an das Domkapitel zu Brandenburg, wie uns Bellaminkes in seinen Anmerkungen zu seiner Beschreibung der Stadt Potsdam Seite 73. K. folgendermaßen berichtet, indem er hinzufügt, daß ihm diese Nachricht von dem hohen Domcapitel zu Brandenburg selbst mitgetheilt worden sei:

„Laut allhier befindlicher Nachricht, hat im Jahre 1323 Rudolphus, Herzog zu Sachsen ꝛc., dem Domcapitel zu Brandenburg die Stadt Potsdam nebst Born-

Digitized by Google

ſtädt, Golm, Grabe ꝛc., für 160 Mark Silber Brandenburgiſch, überlaſſen. Wie aber ſolches nachgehends in andere Hände gerathen, davon ſind keine Dokumente vorhanden."

Wahrſcheinlich wollte der Markgraf Ludwig der Baier nichts davon hören, daß ein fremder Fürſt ſeines Landes Städte verkaufe, und bemächtigte ſich daher derſelben wieder, ohne die Domherren zu entſchädigen; denn daß ſich Potsdam ſchon 1345 wieder im landesherrlichen Beſitz befand, geht aus einem Briefe von dem genannten Markgrafen hervor, in welchem derſelbe den Bürgermeiſtern und Rathsleuten der geſammten Stadt Potsdam die Verſicherung gab, daß er ihre Stadt niemals wieder verſetzen noch verkaufen wolle.

Nach der Abdankung Otto des Faulen, fiel die Mark an den Kaiſer Karl IV., welcher ſie als Vormund ſeines Sohnes Wenzel verwaltete, und dieſer Letztere überließ das Land, als er zum Kaiſer erwählt wurde, ſeinem Bruder Siegmund. Siegmund hatte indeſſen in Polen fortdauernd Krieg zu führen und befand ſich in der drückendſten Geldverlegenheit; die Einkünfte, welche er aus der Mark bezog, reichten bei Weitem nicht aus, um die großen Koſten des Krieges zu decken und ſo beſchloß er, im Jahre 1385 am 13. Juli, die Altmark und die Prignitz an ſeinen Vetter, Jobſt von Mähren, zu verſetzen. Während dieſer unglücklichen Zeitperiode, in welcher die Mark Brandenburg ſo viel zu leiden hatte, verkaufte und verpfändete Jobſt von Mähren mehrere einzelne Schlöſſer und Städte der Mark ſeinen Unterthanen, die mehr Geld hatten als er. Unter dieſe Beſitzungen gehörte auch die Stadt Potsdam, welche an Wichard von Rochow, den Beſitzer der Burg und Stadt Golzow, für vierhundert Schock böhmiſcher Groſchen verſetzt wurde. Der Sohn dieſes Herrn, der jüngere Herr von Rochow, gehörte mit zu denjenigen Perſonen des brandenburgiſchen Adels, welche ſich, als der Burggraf und ſpätere Kurfürſt von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, in die Mark kam, der Gegenpartheі deſſelben anſchloß, und hauptſächlich um dieſe Parthei allmälig zu ſchwächen, beſchloß Friedrich, außer andern Städten auch Potsdam von dem Herrn von Rochow einzulöſen und die Einkünfte deſſelben, ſowie die von Trebbin, Suarmund, Mittenwalde, Plane, Briehen und Belitz der Gemalin ſeines Sohnes, der Tochter des Kurfürſten Rudolph von Sachſen, als Leibgedinge zu übergeben. — Zwar ſah ſich der Herr von Rochow genöthigt, dieſe Kündigung anzunehmen; aber der Burggraf, welcher den hochgeſtellten Mann gern auf gütlichem Wege für ſich gewinnen wollte, verſchob die Einlöſung auf eine ſpätere Zeit. Indeſſen hatte die Stadt als Pfandeigenthum Wichard's von Rochow es nicht gewagt, dem Burggrafen als ihrem neuen Beſitzer zu huldigen; dies geſchah jedoch am 29. September des Jahres 1412. Als aber Wichard nichts deſtoweniger fortfuhr, ſich gegen ſeinen rechtmäßigen Landesherrn aufzulehnen, ſah ſich der Burggraf genöthigt, zur Gewalt zu ſchreiten. Das Schloß Golzow, das Grundbeſitzthum Wichards wurde genommen und der aufſäßige Vaſall erhielt den Befehl, ſich nach Potsdam auf ſein Ehrenwort zurückzuziehen und dort des Kurfürſten Beſtimmungen abzuwarten. Der gleich tapfere als großmüthige Kurfürſt beſchloß indeſſen diesmal Gnade ſtatt des Rechtes ergehen zu laſſen; Rochow mußte die Stadt Potsdam, ohne die Pfandſumme zu erhalten, auslöſen und außerdem eine Summe von 660 Schock böhmiſcher Groſchen bezahlen. Potsdam ſelbſt wurde am 24. Februar des Jahres 1416 in die Hände des Landesherrn zurückgeliefert, und bald nachher wurde die Ehe von des Kurfürſten älteſten Sohne mit Barbara, der Herzogin von Sachſen gefeiert, welche, wie geſagt, die Stadt Potsdam zum Leibgedinge erhielt, und in den letzten Tagen des Maimonats die Huldigung derſelben annahm.

Die Stadt Potsdam ſelbſt zählte zu jener Zeit, von welcher wir eben geſprochen haben, etwa 50 bis 60 Häuſer, mit fünf- bis ſechshundert Einwohner. Sie war von der Landſeite her mit einem Wall und Graben umgeben, und hatte nur zwei Thore; das Brandenburger-, welches auf dem heutigen neuen Markte ſtand, und das Berliner-Thor, etwa da, wo heut die ſogenannte grüne Wieſe. Ein wendiſches Fiſcherdorf, der ſogenannte Kietz, welches einen beſondern Schultzen hatte, lag vor dem erſtgenannten Thore; es war ein

Digitized by Google

ärmlicher Anblick, wenn man diese elenden, mit Stroh gedeckten Hütten, die nicht einmal mit Schornsteinen versehen waren, überschaute. Welch ein erfreulicher Contrast zwischen Jetzt und Damals! — An öffentlichen Gebäuden befand sich eine Kirche und ein kleines Rathhaus in der Stadt; Erstere lag grade in der Mitte derselben und war der heiligen Katharina geweiht; in späterer Zeit erhielt sie den heiligen Nikolaus zum Schutzpatron. Das Rathhaus dagegen war ein kleines, ärmliches Gebäude, dessen Lage jedoch nicht genau angegeben werden kann. Die übrigen Theile der Stadt wurden durch vier Straßen von geringer Ausdehnung gebildet. Außerdem zog sich südlich vom Berliner-Thore eine aus Fischerhäusern gebildete Straße bis zur Havel hinab, welche der heutigen Burgstraße Namen und Entstehung gegeben hat. Am Südende dieser Straße erhob sich die Burg zu Potsdam, an dem Orte, wo heut die Heilige Geistkirche steht. Diese Burg grenzte auf der einen Seite dicht an die Havel und war auf der andern Seite durch einen tiefen, mit Wasser gefüllten, Graben geschützt, der noch außerdem durch Wall und Mauer verstärkt war; eine Zugbrücke führte hinüber. Das Hauptgebäude selbst bildete ein regelmäßiges Viereck; jede der Ecken war mit einem starken, runden Thurm versehen, und da die Stadt Potsdam sowohl, als die Burg, mit Sümpfen und Morästen von allen Seiten umgeben war, durch welche nur einzelne, noch dazu schwer zu passirende, Wege führten, so war die Burg für die damalige Zeit sehr fest zu nennen, und wichtig war ihr Besitz insofern, als sie an der Havel gelegen, diesen Fluß völlig beherrschte. Auf der Burg wohnte der Vogt und Amtshauptmann, als Stellvertreter des Landesherrn. Die Einkünfte der Stadt selbst waren nur sehr gering und sie beschränkten sich auf den Ertrag der ihr theilweis gehörenden Waldung und der Havel; außerdem lag neben der Burg eine der Stadt gehörige Fähre, mittelst welcher die Reisenden gegen eine Legade über den Fluß gesetzt wurden; denn eine Brücke über die Havel existirte zur damaligen Zeit noch nicht.

So ungefähr sah es damals in und um Potsdam aus, als das Fürstenhaus Hohenzollern seine glorreiche Regierung über die Marken begann, und schon unter des Kurfürsten Friedrich I. Zeiten empfand die Stadt die wohlthätigen Folgen der einsichtsvollen Regierung, indem dieser Fürst den Potsdamern nicht allei die Erlaubniß zum Bau der langen Brücke gab, sondern denselben auch, so viel es in seinen Kräften stand, förderte und unterstützte. Das Privilegium, durch welches er der Stadt die gewünschte Erlaubniß ertheilte und zugleich alle Freiheiten und Rechte bestätigte, ist vom Jahre 1116 datirt und lautet wörtlich folgendermaßen:

Wir Fredrich von Gotes Gnaden, Marggrafe zu Brandenburg, des heiligen römischen Reichs Erpkamerer und Burggrafe zu Nüremberg, Bekennen offentlichen mit diesem Briefe vor allermenglich, das wir den Radmannen vnd Bürgern gemeinlich vnser Stat zu Postamp vnsern lieben getrewen die nu sin vnd zukommende werden befestet vnd besteliget haben, befesten vnd besteligen In mit diesem Briefe, Alle Ire Fryheite, alle ire Gerechtickeite vnd alle ire gute gewonheyte, vnd wollen vnd sollen sy lassen vnd behalten by allen rechten eren vnd Gnaden, da sy in vergangen Zitten by sin gewesen vnd, wir sollen vnd wollen In halden alle Ire Briefe, die sy haben von vnsn vorfarn Fürsten vnd Fürstinnen, vnd sollen vnd wollen sy sunder allerley Hinderniß lassen vnd behalden mit allen Gnaden vnd mit aller Fryheite vnd Gerechtickeite by allen Iren lehen, erben, eigen vnd Pfandungen als sie das vor haben gehabt vnd besessen. Duch haben wir angesehen vnd bedacht einen gemeinen nutz der lande vnd durch widderbrengunge vnd besserunge willen der egnanten unser Stat So haben wir den Radmannen vnd Bürgn daselbst by besunder Gnade getan vnd In gegönnet vnd erlöset. Gönnen vnd erlesben In mit diesem Briefe das sy eine Brücke gen dem Tellow über dy Habele machen sollen vnd mögen vnd das sy dieselben Brücken dester baß halden vnd dy von Jare zu Jare vnd auch dy Stat bessern mögen, So haben wir In von besundern Gnaden darzu gelegt vnd gegeben, das sy von einem iglichen Pferde das über die Brücken get einen Pfennyng als sy vor aldere von einem Pferde überzuführen haben genomen mögen nemen. Vßgenomen Hofelüte vnd Priester

dy wir des frye wollen haben Mit Vrkunde dieses Briefes vfgegelt mit vnsern Anhangenden Insigel der geben ist zu Postamp Am frytage nach Sant Mathis Tage des heiligen Zwölffpoten Nach Cristi geburt virthenhundert vnde in dem Sechtzenden Jaren

ppa Omissio
Dni Marchios.

Unter den Nachfolgern Friedrich I. wurde Potsdam indessen wenig oder gar nicht beachtet; zwar hielt sich Friedrich II. einigemal in der Stadt auf, und noch besitzen wir eine Urkunde von ihm, in welcher er eine Streitsache zwischen dem Rath und der Bürgerschaft von Potsdam mit dem Herrn von Stechow schlichtete und welche aus Potsdam selbst, vom Jahre 1451, datirt ist. Der Kurfürst Albrecht Achilles, der sich während seiner Regierung hauptsächlich in Franken aufhielt, schenkte den Städten der Mark dagegen wenig Aufmerksamkeit. Der märkische Adel hatte zu dieser Zeit seine alten Gewohnheiten wieder hervorgesucht und plünderte und raubte im Lande umher, so daß Albrecht sich mehrmals genöthigt sah, strenge Verbote gegen das Treiben der adlichen Räuber ergehen lassen. Wahrscheinlich ist es, daß zu jener Zeit auch die Räuber- oder Röberschanze von jenen Bösewichten zu ihrem ungesetzlichen Treiben benutzt wurde.

Unter Johann Cicero's Regierung wird Potsdam ebenfalls nicht erwähnt; erst Joachim I. fand die Lage Potsdam's zu einer Festung geeignet und beschloß, die Stadt in eine solche umzugestalten; er hielt sich zu diesem Zweck öfter daselbst auf, ließ auch wirklich den Anfang der Werke mit Eifer betreiben und erbaute das dortige Schloß; aber da der sumpfige Boden Potsdam's den Arbeiten die größten Schwierigkeiten entgegensetzte, blieb das begonnene Werk wieder liegen.

Den energischen Mitteln, welche sowohl der Kurfürst Joachim I., als dessen Vorgänger angewendet hatten, um den Räubereien in der Mark ein Ende zu sehen, war es dennoch nicht gelungen, den unruhigen Geist, welcher nun einmal den Märkern inne wohnte, zu vertilgen; und unter den Räubern und Landbeschädigern zeichnete sich noch zur Zeit des sechszehnten Jahrhunderts ein gewisser Hans Kohlhas aus, der in der Chronik von Berlin und Potsdam eine bedeutende Rolle spielte. Dieser Mann, ein sonst wohlhabender Bürger und rechtlich denkender Familienvater, seines Gewerbes nach ein Pferdehändler, wohnte in Berlin, besaß aber außerdem eine Meierei in der Gegend von Köpenick, wo er seine Pferde unterzubringen pflegte, und eine Brücke über die Telte, in der Nähe von Potsdam, wird noch nach ihm Kohlhasenbrück benannt. — Im Jahre 1536 verließ dieser Mann mit einer Koppel wohlgenährter Pferde seine Wohnung, um sich zur Leipziger-Messe zu begeben. Als er aber das sächsische Gebiet erreicht und auf Grund und Boden eines gewissen Herrn von Tronka angekommen war, fand er, der diese Reise schon so häufig gemacht hatte, zu seiner nicht geringen Verwunderung einen Schlagbaum am Wege stehn und hörte, daß der Grundbesitzer, der Junker Wenzel von Tronka, um seinen Geldverlegenheiten abzuhelfen, nach dem Tode seines Vaters auf den Einfall gekommen sei, einen ziemlich hohen Zoll von denen, welche diese Straße zogen, erheben zu lassen. Kohlhas befriedigte den Zollwächter und ritt weiter; als er aber beim Schlosse des Herrn von Tronka vorüber wollte, ward er noch einmal angehalten, und man bedeutete ihm, daß er seinen Paß vorzeigen sollte. Eine solche Forderung war zur damaligen Zeit etwas ganz Ungewöhnliches, und vergeblich protestirte der Roßhändler gegen ein so willkürliches Verfahren; er berief sich darauf, daß er im ganzen Sachsenlande seit langen Jahren als ein rechtlicher Mann bekannt sei; aber man nahm keine Rücksicht darauf, und als Kohlhas den Herrn von Tronka selbst zu sprechen begehrte, ward derselbe gerufen. Anfänglich wollte dieser selbst ein Paar Pferde aus des Roßhändlers Koppel kaufen, that aber ein so niedriges Gebot darauf, daß Kohlhas unmöglich den Handel eingehen konnte, und da er sich endlich gezwungen sah, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, fügte er sich in die Forderung des Herrn von Tronka, ein Paar Pferde so lange als Pfand zurückzulassen, bis er mit einem Paß versehen, wiedergekehrt sei. Demgemäß übergab er seinem Knechte Herse, auf dessen Redlichkeit er sich verlassen konnte,

Digitized by Google

zwei seiner besten Pferde und zog weiter nach Leipzig. Nachdem er dort seine übrigen Pferde verkauft hatte, begab er sich an den Hof des Kurfürsten von Sachsen, wo er erfuhr, daß des Junkers Forderungen nur auf Eigenmächtigkeiten beruhten. Er ließ sich deshalb eine schriftliche Weisung an denselben geben, die beiden Rosse sofort auszuliefern und begab sich dann nach dem Schloß. Aber wie groß war sein gerechter Unwille, als man ihm statt seiner beiden wohlgenährten Pferde ein Paar ausgehungerte, abgetriebene Mähren überliefern wollte, die er nur mit Mühe für die seinigen wieder erkannte, und zugleich erzählte man ihm, daß sein Knecht Herse, weil er sich ungebührlich betragen, aus dem Schlosse gejagt worden sei. Als aber der Roßkamm, über das veränderte Aussehen seiner Pferde unwillig, nach der Ursache dieses Umstandes fragte, erklärte ihm der Junker von Tronka lachend, daß er die Pferde zur Feldarbeit gebraucht hätte, damit er dieselben nicht umsonst füttere. Höhnend verweigerte er jede Entschädigung, welche Kohlhas forderte; er drohte, ihn mit Hunden vom Hofe hetzen zu lassen, und der Roßhändler, der sich genöthigt sah, der Uebermacht zu weichen, verließ das Schloß mit grimmerfülltem Herzen und mit dem Schwur, sich Genugthuung und Rache zu verschaffen, und sollte er sie vom Himmel herabholen.

Zuvörderst begab er sich nach seiner Mairei, um dort von seinem Knechte Herse die näheren Umstände dieses Vorfall's zu erfahren. Dieser erzählte seinem Herrn, wie der Schloßvogt, unmittelbar nach des Roßhändlers Entfernung angefangen hätte, die Pferde auf das Unbarmherzigste zu behandeln und zu den härtesten Arbeiten zu gebrauchen. Vergeblich hatte er, Herse, sich dagegen aufgelehnt; es hatte zu nichts anderm geführt, als daß man die Thiere nur noch schlechter behandelte, und als er nun eines Tages die beiden Rosse in die Schwemme reiten wollte, nahm der Junker diesen Umstand wahr, und ließ ihn unter dem Vorwande, daß er mit den Pferden zu entweichen gesucht hätte, aus dem Schlosse jagen.

Des Roßhändlers Erbitterung ward natürlich durch diese Erzählung nur noch mehr gesteigert; dennoch beschloß er, erst den gesetzlichen Weg einzuschlagen, um sich Genugthuung zu verschaffen. Er reiste nach Wittenberg und ließ sich dort von einem Doktor eine Klageschrift gegen den Junker von Tronka aufsetzen, welche er bei der kurfürstlichen Kanzlei einreichte. Aber hier deutete man ihm an, daß ein Oheim des Junkers vor weniger Tagen zum Obermundschenk des Kurfürsten ernannt worden sei, und daß der Kläger daher schwerlich Recht bekommen werde. Kohlhas, welcher bei dem damaligen Zustande der Justiz diese Bemerkung sehr richtig fand, ließ sich dadurch dennoch nicht zurückschrecken, sondern wendete sich an den Kurfürsten selbst und trug Diesem die Sache vor, erhielt aber den Bescheid, daß der Kurfürst sich nicht mit dergleichen unnützen Querelen befassen könnte. Auf solche Weise überall zurückgewiesen, sah sich Kohlhas, wider seinen Willen, fast mit Gewalt auf jene ungesetzliche Laufbahn hinausgestoßen, welche er nunmehr wählte, um sich selbst Gerechtigkeit von seinen Feinden zu verschaffen. Demgemäß verkaufte Kohlhas sein Haus in Berlin, schickte seine Frau zu deren Verwandten nach Mecklenburg, und zog sich auf sein Grundstück bei Köpenick zurück, wo er eine bedeutende Zahl kecker, verwegener Burschen um sich her versammelte; dann sendete er dem Kurfürsten von Sachsen eine förmliche Kriegserklärung, und zog an der Spitze seiner wilden Gesellen zuerst gegen das Schloß des Junkers von Tronka. Bei Nachtzeit gelangte er an das Ufer der Elbe; er setzte über den Fluß, und da sich die Burgbesatzung im tiefsten Schlaf befand und durchaus nichts Arges vermuthete, gelang es ihm leicht, das Thor aufzusprengen und in das Innere der Burg zu dringen. Wüthend suchte Kohlhas den Junker selbst; aber Dieser hatte in dem Getümmel Mittel gefunden, zu entkommen. Nur der Burgvogt wurde gefunden, und diesen Unglücklichen warfen die wilden Gesellen des Kohlhas in die Flammen des angezündeten Schlosses. — Mit dieser That hatte Kohlhas seine blutige Laufbahn eröffnet, und als er erfuhr, daß sich der Junker von Tronka nach Wittenberg begeben habe, überfiel er einige auf dem Wege dorthin gelegene kurfürstliche Kammergüter, beunruhigte die Umgegend der Stadt, und ließ mehrmals



Digitized by Google

in den Vorſtädten von Wittenberg Feuer anlegen, während er in ausgeſtreuten Briefen bekannt machte, daß die Einwohner dies Unglück dem Junker von Tronka zuzuſchreiben hätten, der ſich in ihren Mauern befände. Hierdurch wurde der Pöbel zu Wittenberg dermaßen gegen den Junker aufgebracht, daß der Kurfürſt von Sachſen das Leben deſſelben nur dadurch zu retten vermochte, daß er ihn unter ſicherer Bedeckung heimlich aus der Stadt bringen ließ.

Indeſſen war die Bande des Roßhändlers bald genug zu einer bedeutenden Schaar herangewachſen, denn von allen Seiten ſtrömten ihm kühne und gewandte Abenteurer zu, und mit jedem Tage wurde die Verwegenheit des Roßhändlers größer. In der Nähe von Treuenbrietzen nahm er einen in Wittenberg anſäßigen Kaufmann, Namens Georg Reiche, gefangen, und hielt ihn ſo lange gefangen auf ſeiner Meierei, bis ſich derſelbe mit ſchwerem Gelde die Freiheit erkaufte.

In Folge dieſer kühnen Unternehmungen und der bisher vergeblich geweſenen Verſuche des Kurfürſten von Sachſen, ſich der Perſon des Kohlhas zu bemächtigen, beſchloß Dieſer endlich, auf gütliche Unterhandlungen mit dem kühnen Manne einzugehen. Der Roßhändler wurde daher nach Jüterbogk entboten, wohin ihm ein freies Geleit zugeſichert wurde. Er aber lachte über eine ſolche Verheißung und erſchien ſtatt deſſen mit vierzig bewaffneten Reitern, indem er vorſchützte, daß dieſe für ihn das allerbeſte Geleit abgäben. Nach langen Unterhandlungen kam endlich wirklich eine Art von Vergleich zwiſchen den Bevollmächtigten des Kurfürſten und dem Roßhändler zuſammen, demgemäß dieſer Letztere verſprach, das ſächſiſche Gebiet fortan nicht mehr zu beunruhigen. Wirklich kehrte Kohlhas mit der feſten Abſicht nach Hauſe zurück, ſeine frühere Lebensweiſe anzufangen, aber es war ihm, der ſo viel Erfahrungen von der Treuloſigkeit ſeiner Feinde gemacht hatte, nicht zu verdenken, wenn er den Worten des Kurfürſten nicht ſofort Glauben ſchenkte. Die bedeutenden Schätze, welche er bei ſeinen Raubzügen in Sachſen geſammelt hatte, ſetzten ihn in den Stand, den größten Theil ſeiner Leute bei ſich zu behalten, und bald genug ergab ſich's, daß er Recht gehabt hatte. Er bekam Nachricht, daß verſchiedene ſeiner ehemaligen Anhänger, die ſich in Sachſen blicken ließen, hingerichtet worden ſeien, ungeachtet der Roßhändler nicht ſowohl für ſich allein, ſondern auch für ſeine Geſellen eine völlige Amneſtie bedungen und erhalten hatte. Kaum hatte der Roßhändler alſo von der Wortbrüchigkeit des Kurfürſten Nachricht erhalten, ſo ſammelte er ſeine Getreuen wieder um ſich und zog mit ihnen, etwa funfzig Mann ſtark, nach der ſächſiſchen Grenze, indem er überall verkündete, daß nur gerechte Nothwehr ihn dazu getrieben habe, auf's Neue die Waffen zu ergreifen, da der Kurfürſt den Vertrag von Jüterbogk gebrochen habe. — Natürlich bot der entrüſtete Kurfürſt von Sachſen nunmehr aber auch ſeinerſeits Alles auf, den kühnen Mann in ſeine Gewalt zu bringen, und mit fürchterlicher Strenge verfuhr er gegen alle diejenigen, welche der Theilnahme an Kohlhaſens Vergehungen verdächtig waren. So wurden einſt im Jahre 1538 zwei wandernde Schneidergeſellen als der Gemeinſchaft mit dem Roßkamm verdächtig eingezogen, und, ungeachtet ſie ihre Unſchuld betheuerten, mit dem Rade hingerichtet. Der Roßkamm auf's Aeußerſte über dieſen Juſtizmord erbittert, ließ durch ſeine Spießgeſellen die Körper der Gerädterten vom Hochgericht abnehmen und ſchickte dieſelben, in eine Kiſte wohlverpackt, an den Kurfürſten; an das Hochgericht aber ließ er eine Tafel mit der Inſchrift: „Richtet recht, Ihr Menſchenkinder, wenn Ihr nicht wollt, daß Ihr auch gerichtet werdet!“ befeſtigen.

Eine Unterredung, welche Kohlhas mit dem Dr. Martin Luther hatte, beſtimmte ihn jedoch noch einmal, ſeinem wilden Leben zu entſagen, und aus eigenem Antriebe wendete er ſich ſowohl an den Kurfürſten von Sachſen, als auch an ſeinen eigenen Landesherrn, den Kurfürſten Joachim II., mit der Bitte, das Geſchehene zu vergeſſen, und wirklich ertheilte man ihm gern die verlangte Verzeihung. Er kehrte deshalb wieder nach Berlin zurück, begann ſein Geſchäft von Neuem und Alles ſchien ſich wieder gut zu geſtalten, bis er unglücklicherweiſe im Jahre 1539 ſeinen Knecht Herſe mit einer Koppel Pferde nach Schweinitz in Sachſen ſchickte, um

Digitized by Google

dieſelben zu verkaufen. Nun war, ohne daß Kohlhas etwas davon wußte, in Sachſen der Befehl bekannt gemacht, daß, zur gerechten Strafe für den von ihm verübten Schaden, ſein Vieh, ſobald es ſich in Sachſen betreten ließe, weggenommen und ſeine Knechte durch den Büttel über die Grenze gebracht werden ſollten. Als Herſe daher nach Schweinitz kam, wurden ſeine Pferde mit Beſchlag belegt und er ſelbſt, indem er ſich zu vertheidigen ſuchte, bei dem Auflauf getödtet. Als der Roßkamm dieſe Kunde erhielt, erwachte ſein alter Grimm von Neuem; denn außer der Schmach, welche er auf's Neue erlitten zu haben glaubte, hatte er ſeinen Knecht wie einen alten Freund geliebt. Er beſchloß, den Tod deſſelben fürchterlich zu rächen, und zum drittenmal ergriff er die Waffen. Aber nun ſendete nicht allein der Kurfürſt von Sachſen einen Reiterhaufen gegen ihn aus, ſondern auch der Kurfürſt Joachim II. erklärte ihn, als einen Landfriedensbrecher, in die Acht. Dies Letztere traf Kohlhas, der als ein guter Unterthan ſeines Fürſten Eigenthum bisherrespectirt hatte, am Schmerzlichſten, und um dem Kurfürſten zu zeigen, wie gefährlich er auch ihm werden könne, beſchloß er, einen Transport Silberkuchen, welche für Rechnung des Kurfürſten aus den Mansfeldiſchen Bergwerken kamen, wegzunehmen. Auf der ehemaligen Landſtraße zwiſchen Potsdam und Berlin, dem ſogenannten Königswege, unfern der Berlin-Potsdamer-Eiſenbahn, lauerte er dem Transport auf, welchen der Factor Conrad Draziger führte; jagte die begleitenden Knechte in die Flucht und bemächtigte ſich der reichen Beute, die er alsbann in den kleinen Fluß Telte, unfern jener Brücke verſenkte, die noch heutigen Tages Kohlhasenbrücke genannt wird. Dieſe That hatte jedoch einen Erfolg, welchen Kohlhas nicht vermuthet hatte. Der Kurfürſt Joachim, auf's Aeußerſte über die Keckheit eines Mannes entrüſtet, deſſen Gefühle er nicht zu beurtheilen vermochte, bot jetzt Alles auf, ſich deſſelben zu bemächtigen, und da Gewalt ſich bisher fruchtlos gegen ihn bewieſen hatte, mußte Liſt zu dem gewünſchten Ziele führen. Der Scharfrichter zu Berlin, welchen Kohlhas, wegen deſſen bedeutender Kenntniſſe in der Veterinärheilkunde, zu ſeinen Freunden zählte, ward durch eine bedeutende Belohnung gewonnen, den Roßkamm nach Berlin zu locken; und wirklich ging Kohlhas in die ihm geſtellte Falle. Er begab ſich, ohne etwas Arges zu ahnen, verkleidet nach Berlin, um von dem Scharfrichter ein Heilmittel für ſeine erkrankten Pferde zu erhalten, und der Treuloſe machte ſogleich die nöthige Anzeige. Kohlhas wurde in dem Hauſe eines gewiſſen Meißner, den er noch von früher her kannte, verhaftet, und ſein Vetter Georg Nagelſchmidt, der Theilnehmer ſeiner Thaten, ward ebenfalls bei einem gewiſſen Puttlitz, einem Bürger am Georgen-Thore, ergriffen. Dieſer unglückliche Puttlitz, welcher Nagelſchmidt in ſeinem Hauſe zu verbergen geſucht hatte, wurde mit ſeiner Frau ſchon am folgenden Morgen hingerichtet; die Urtheils-Vollſtreckung an dem Roßhändler und deſſen beiden Spießgeſellen, denn man hatte noch einen ſeiner Knechte mit eingefangen, wurde verſchoben, bis man den Kurfürſten von Sachſen davon benachrichtigt hatte. Aber keiner von ihnen entging ſeinem unglücklichen Schickſale; alle drei wurden ſie im Jahre 1540, nachdem ſie am Montag nach Palmarum verurtheilt worden waren, mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht. Der Probſt George Buchholzer, welcher Kohlhas zum Tode vorbereitet, ward von ihm erſucht, einen Brief, den er im Kerker geſchrieben hatte, nach ſeinem Tode dem Kurfürſten zu übergeben, und dann fand die Execution ſtatt. Eine große Volksmenge wohnte der Hinrichtung bei, da man feſt der Meinung war, daß Kohlhas mit dem Teufel im Bunde ſtehe und daß ſich etwas Uebernatürliches bei dieſer Gelegenheit ereignen würde. Dennoch ging die Hinrichtung ohne Störung vorüber; der Körper des Roßkamm aber ſoll nachher noch drei Stunden hindurch geblutet haben, was man damals für ein Zeichen der Unſchuld hielt. In dem Briefe, welchen der Hingerichtete an den Kurfürſten geſchrieben hatte, zeigte er demſelben an, daß er das Silber nicht, wie Joachim geglaubt haben mochte, verſchwendet, ſondern in dem Bette der Telte verſenkt hätte, wo es der Kurfürſt auch nachmals wieder ausgraben ließ; auch ſoll der mildherzige Fürſt über dieſen Beweis von Anhänglichkeit eines ſeiner Landeskinder



Digitized by Google

ſo gerührt geweſen ſein, daß er ausrief: „Armer Kohlhas, ſo Du jetzt noch lebteſt, ſollteſt Du nicht ſterben.“ Auch zog er die Meierei des Hingerichteten nicht ein, ſondern überließ ſie deſſen Kindern. — So viel über Kohlhas und deſſen unglückliches Ende.

Unter Joachim II. Regierung dürfte noch zu bemerken ſein, daß der Fürſt an der Stelle, wo jetzt das Schloß ſteht, ein Jagdſchloß erbauen ließ, und es darf daher wohl mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß ſich der Fürſt häufig genug in Potsdam aufhielt; aber noch unter der Regierung dieſes Fürſten traf die Stadt ein großes Unglück, indem dieſelbe im Jahre 1559 gänzlich abbrannte. Weder das Rathhaus, noch die Kirche wurden gerettet, und nur die Häuſer auf dem Kiez blieben von den Flammen verſchont, welche in kurzer Zeit die ganze Stadt in Aſche gelegt hatten; doch ward ſie, zumal da ſich Kurfürſt Joachim der unglücklichen Bewohner ganz beſonders annahm, bald neu und zwar ſchöner, als früher, wieder aufgebaut. Dennoch blieb Potsdam immer noch ein unbedeutendes Städtchen, und erſt einer ſpäteren Zeit war es vorbehalten, es aus ſeiner Unbedeutenheit zu erheben, und ſonderbarer Weiſe genug, behaupteten, als zur Zeit des großen Kurfürſten die Stadt Potsdam bekannter zu werden anfing, einige Geographen, die eben keine beſondere Kenntniß der brandenburgiſchen Geſchichte beſitzen mochten, daß die Stadt von dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm gegründet worden ſei. Daher haben wir auch von Potsdam, zur Regierungszeit Johann Georg's, Johann Siegmund's und Georg Wilhelm's, wenig von Potsdam zu ſagen. Dennoch hielten ſich dieſe Fürſten von Zeit zu Zeit in dem von Joachim II. erbauten Luſtſchloſſe auf, und Johann Siegmund befand ſich ſogar, wie aus dem Kirchenbuche erhellt, im Jahre 1613, am zweiten Sonntage nach Epiphanias, mit ſeinem ganzen Hofſtaate in Potsdam, wo er der Hochzeit eines ſeiner Hofbedienten, eines Herrn Hans Seſeler beiwohnte.

Ebenſo wie Berlin, wenn auch nicht in ſo hohem Grade, hatte Potsdam, während des dreißigjährigen Krieges zu leiden; aber unter der Regierung des großen Kurfürſten begann die Stadt ſich aus ihrer Unbedeutenheit zu erheben. Im Jahre 1662 ließ dieſer berühmte Fürſt das dortige Schloß erbauen, welches jedoch erſt im Jahre 1701 vollendet wurde, obſchon Friedrich Wilhelm einen großen Theil ſeiner Mußezeit in demſelben verlebte. Außerdem ließ er die wüſten Plätze mit Bürgerhäuſern beſetzen und die Allee vor dem Berliner-Thore nach Glienicke anlegen. Auch muß unter ſeiner Regierung noch der Pfaueninſel erwähnt werden, welche zwar erſt ſpäter, unter König Friedrich II., ihre ſchönen Anlagen und ihren jetzigen Namen erhielt, damals aber von einem Manne bewohnt wurde, an deſſen Erſcheinung ſich, wie bei Leonhard Thurneiſer zum Thurn, deſſen wir oben gedachten, geheimnißvolle Erinnerungen anknüpfen.

Es war dies ein gewiſſer Kunkel von Löwenſtern, ein berühmter Alchymiſt, den der Kurfürſt in ſeinen Dienſt genommen und zu ſeinem geheimen Kammerdiener ernannt hatte. Friedrich Wilhelm hatte ihm die Pfaueninſel, damals noch Kaninchenwerder genannt, eine einſame, rings von den Wellen der Havel eingeſchloſſene Inſel, die mit uralten Eichen bedeckt war, geſchenkt, und auf dieſer erbaute ſich Kunkel, unſern der heutigen Meierei ein Laboratorium. Schon von vorn herein hatten die guten Potsdamer eine abergläubiſche Meinung von dieſer Inſel gefaßt, welche ſelten oder nie von einem menſchlichen Fuß betreten wurde; denn zwiſchen den uralten hundertjährigen Eichen, mit welchen dieſelbe bedeckt war, wollte man oft gar wunderbare Erſcheinungen bemerkt haben, und ſchauerliche Sagen erzählten ſich die Fiſcher Abend's bei'm praſſelnden Kaminfeuer, von ſpukenden Götzenprieſtern aus der alten Heidenzeit, die dort zur Mitternachtzeit ihr Weſen treiben ſollten. So konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß man den Alchymiſten, der dieſen Schreckniſſen trotzend, auf der einſamen Inſel ſein Weſen trieb, fürchtete und ihm übernatürliche Kenntniſſe zuſchrieb. Er ſoll, wie einige Schriftſteller damaliger Zeit erzählen, dem Kurfürſten ein köſtliches Rubinenkriſtall aus verſchiedenen Stoffen zuſammengeſetzt haben, von welchem noch heutigen Tages mehrere Gefäße vorhanden ſein ſollen. Wie Thurneiſer, hatte auch er einen großen ſchwarzen Hund, welcher allgemein in dem Credit ſtand, der Teufel in eigener Perſon zu ſein,

Digitized by Google

und sein einziger Gefährte war ein mißgestalteter, von der Natur vernachlässigter Diener, welcher sogar die Sprache verloren hatte. Als der große Kurfürst starb, ward Kunkel allerlei Vergehungen angeklagt; es ward ihm vorgerechnet, daß er von dem verstorbenen Fürsten 27,084 Thaler empfangen habe und man forderte ihn auf, sich über die Verwendung derselben auszuweisen. Dennoch konnte er keines Vergehens überführt werden und setzte noch eine Zeitlang seine geheimnißvollen Arbeiten auf der Insel fort, bis er sich endlich nach Schweden begab. Doch nach seinem Tode soll sein Geist wieder von dem Orte Besitz genommen haben, den er im Leben so sieb gewonnen hatte, und Fischer, welche des Nachts ihre Reusen in der Havel auswerfen, wollen ihn mit seinem schwarzen Hunde oftmals zur Mitternachtsstunde auf der Insel bei einem großen Feuer sitzend gesehen haben.

Auch die Kurfürstin Dorothea, eine Prinzessin von Holstein-Sonderburg, zog den Aufenthalt in Potsdam bei weitem dem Leben in Berlin vor, und hielt entweder auf dem dortigen Schlosse, oder auf den übrigen Lustschlössern zu Caput, Fahrland und Klein-Glienicke, welche ebenfalls dem großen Kurfürsten ihre Entstehung verdanken, ihren Hof, und widmete besonders dem Schloßgarten die größte Aufmerksamkeit, der mit den seltensten Gewächsen und den schönsten Anlagen ausgeschmückt wurde.

Den Schloßbau, welchen der Kurfürst Friedrich Wilhelm begonnen hatte, vollendete sein Sohn und Nachfolger, Friedrich III., auf das Prächtigste; er baute die große Eingangspforte und ließ das Schloß mit dem Gipsmodelle von der Statue seines großen Vaters, die jetzt in Berlin auf der langen Brücke steht, verzieren. Auch Schlüter verherrlichte durch seine Kunst die aufblühende Residenzstadt; die Kindergruppen und die übrigen Verzierungen des Marmorsaales sind sein Werk, und auch die Flußgötter, unten an der langen Brücke, gingen aus seinen künstlerischen Händen hervor. —

Wie in Berlin, so übten auch in Potsdam die französischen Refugiés und die eingewanderten Holländer den mächtigsten Einfluß auf die Sitten und die Lebensweise der Potsdamer aus, und König Friedrich I. suchte daher den fremden Gästen den Aufenthalt in seinen Ländern so viel als möglich zu erleichtern. Noch ist das Patent, welches der König über die Privilegien der französischen Kolonisten ausstellte, vorhanden, und es dürfte für den Leser vielleicht nicht uninteressant sein, einige Blicke auf das Dokument zu werfen, welches wir hier anführen:

Nachdem Sr. Königliche Majestät in Preussen, ꝛc. Unser allergnädigster König und Herr in Gnaden resolviret, diejenige Colonie, so bereits von Franzosen und andern Auswärtigen in Dero Stadt Potsdam formiret, mit ansehnlichen Privilegien zu versehen, und ausser denen der Französischen Nation bereits eingewilligten, in Ansehen der sich daselbst vors künftige etablirenden auswärtigen Familien mit neuen Beneficien versehen, und solches durch den Druck bekandt machen zu lassen. Als ordnen und wollen vorhöchstgedachte Seine Königl. Majestät allergnädigst:

I.

Daß alle Manufacturiers, welche von auswärtigen Oertern sich zu Potsdam niederzulassen gedenken und Seiner Königl. Majestät Residenten derer Oerter, wo selbige sich aufhalten, sich nahmkundig machen werden, nicht allein vermöge Dero Naturalisations-Edict vom 13ten May 1709. aller darinnen verwilligten Beneficien sich zu erfreuen haben, sondern auch mit denen andern Refugiirten, welche der Religion halber entweder aus der Schweiz und Pfalz oder Holland und denen Niederlanden, auch irgend einem andern fremden Königreiche, dahin kommen und mit denen Frantzosen ein Corps formiren wollen, es auf gleichen Fusse gehalten werden solle; zu welchem Ende denn Seine Königliche Majestät selbigen allerseits das Privilegium unter keiner andern als der Frantzösischer Gerichtbarkeit zu stehen in Gnaden verstattet wissen wollen, es wäre denn, daß ein oder ander von dergleichen Fremden sich freywillig unter der Teutschen Magistrate Jurisdiction begeben wolte.

II.

Gleichwie auch Seine Königliche Majestät bey denen andern Frantzösischen Colonien Prediger und Schul-Bediente bestellet, und selbige mit den erforderten Sala-

Digitized by Google

rien verſehen laſſen; alſo haben allerhöchſtgedachte Seine Königl. Majeſtät ſolches ebenfalls dergeſtalt zu Potsdam veranlaſſet, und wollen alſo, daß wie überall in Dero Landen, alſo auch zu Potsdam, keiner der Coloniſten zu Unterhaltung der Kirchen- und Schul-Bedienten etwas beytrage. Ferner wollen Se. Königl. Majeſtät, daß in Eccleſiaſticis dieſe Colonie, nach Vorſchrifft der Diſcipline des Egliſes de France, jedoch ohne Derogirung Seiner Königlichen Majeſtät Ober-Biſchöflichen Gewalt dirigiret, in Anſehen der Civil-Affairen aber nach der von Seiner Königl. Majeſtät in GOtt ruhenden Herrn Vaters Königl. Majeſtät Glorwürdigen Andenckens publicirten Proceß-Ordnung vom 14ten April 1699., verfahren werde.

III.

Sollen alle diejenige Privilegien, welche durch die vormahlige Edicta denen Refugiirten allergnädigſt verliehen worden, ins beſondere aber die funfzehnjährige Exemption von den Auflagen der Handwercker, Häuſer und Aecker und überhaupt von allen Anlagen und publiquen Laſten, die Conſumptions-Acciſen ausgenommen, denen ſich zu Potsdam neu etablirenden Coloniſten in allen Stücken angedeyhen und ihnen die nöthige Verſicherung, ehe und bevor ſie ſich daſelbſt niederlaſſen, darüber ertheilet werden.

IV.

Diejenigen, ſo an andern auswärtigen Orten, woher ſie gekommen, als Meiſter gewiſſe Handwercke getrieben, ſollen in dergleichen Gilden ohne vorgängigen Examen auf- und angenommen werden, jedoch mit dem Bedinge, daß ſelbige durch glaubwürdige Scheine, oder mittelſt Zeugen Auſſage vorhero dociren und erweißlich machen, daß ſie in ihrem Lande oder anderwerts würcklich als Meiſter angenommen und davor gehalten worden.

V.

Diejenige Refugiirte, welche vermögend ſind, und gewiſſe Manufacturen oder andere Fabriquen, wie ſie auch Nahmen haben mögen, auf ihre Koſten zu entrepreniren ſich im Stande finden, ſollen Kraft gegenwärtigen Edicti mit allen zu dieſem ihrem Vorhaben erforderten beſondern Privilegien auch denen Reiſe-Koſten, weshalb ſie bey Sr. Königl. Majeſtät ihnen zu nechſt belegenen Reſidenten ſich einfinden und ihre Conditionen ſtipuliren können, der Billigkeit nach verſehen werden, geſtalt denn auch Se. Königl. Majeſtät alle dawider vorkommende Difficultäten und Hinderniſſe nicht allein ganz aus dem Wege geräumet, ſondern auch zu derſelben Beförderung und Aufnehmung alle dienſame Mittel vorgekehret wiſſen wollen.

VI.

Sollen die auswärtigen Capitaliſten, welche ſich zu Potsdam nieder zu laſſen, und von ihren Mitteln zu leben geſonnen, nicht allein obige Beneficien der Juriſdiction, 15jähriger Freyheit und andern Exemptionen, die Acciſe ausgenommen, genieſſen, ſondern auch, ehe und bevor ſie dahin kommen, ihrem Vermögen, Stande und Range gemäß, mit einer gewiſſen Penſion verſehen, und auf dem Frantzöſiſchen Civil-Etat damit angeſetzet werden, wie ſie dann auch nebſt ihren Angehörigen, denen angebohrnen Unterthanen gleich, zu allen Ehren-Aemtern gezogen werden.

VII.

Im Fall auch einige Officiers, welche mit Diſtinction gedienet, und bishero keine oder nur geringe Penſion gehabt, ſich zu Potsdam etabliren wolten, ſo haben dieſelben ſich gleichfalls zu melden, da dann Se. Königl. Majeſtät, dem Befinden nach, dieſelben mit einer Penſion verſehen auch die würcklich habende vermehren wollen.

VIII.

Wenn einer oder anderer von denen Coloniſten nach ſeinem Willkühr und Gefallen ein von ihm auserſehenes altes Hauß in guten Stande ſetzen, oder auch ein neues Wohnhauß anbauen wolte, ſollen dergleichen Neuanbauenden nach der Taxe ihrer Häuſer 10 pro Cent gleich denen teutſchen Bürgern allergnädigſt verſchrieben und aus der Acciſe bezahlet, auch ſonſten vorkommenden Umſtänden nach, mit den Bau-Materialien und andern Beneficien favoriſiret werden.

IX.

Haben Se. Königl. Majeſtät allergnädigſt reſolviret, denenjenigen, welche aus fremden Orthen kommen,

Digitized by Google

ſich zu Potsdam niederlaſſen und die daſelbſt formirte Colonie verſtärcken wollen, wider alle gewaltſame Verbung, Dero mächtigſten Schutz wiederfahren und angedeyhen laſſen.

X.

Letztlich werden Se. Königl. Majeſtät jederzeit allergnädigſt auf- und annehmen, was Deroſelben wegen Ausbreit- Beſtättig- und Verbeſſerung dieſes Etabliſſements zu Potsdam vorgebracht werden möchte; allermaſſen Sie dann zu dem Ende Dero Würcklich Geheimbten Etats-Miniſter den von Cocceji und den Hauptmann von Polentz von Dero Regiment Grenadier authoriſiret, alle Mittel vorzukehren, und Sr. Königl. Majeſtät an die Hand zu geben, wodurch dieſe neue Colonie zu Potsdam vermehret, in Flor gebracht, und beſtändig unterhalten werden mag.

Urkundlich iſt gegenwärtiges Edict gedruckt und überall bekandt gemacht, auch von Seiner Königlichen Majeſtät eigenhöchſthändig unterſchrieben, und mit Dero Königlichen Gnaden-Siegel bedrucket worden. Gegeben Berlin, den 19ten Octobris 1731.

Friedrich Wilhelm.

Während alſo durch den Umgang mit den feinen, gebildeten Franzoſen die Sitten der Märker immer feiner und abgeſchliffener wurden, und der oftmalige Aufenthalt des Hofes in Potsdam den Bürgern der Stadt mannichfachen Nutzen brachte, ſo war es dennoch eigentlich erſt der König Friedrich Wilhelm I., der, beſonders vom Jahre 1721 an, durch die koſtbaren Bauten Potsdam zu einer würdigen Reſidenzſtadt erhob, und wie groß die Vorliebe des Königs für das Städtchen war, geht aus der Stiftungs-Urkunde der Kämmerei zu Potsdam hervor, die ſich vom Jahre 1736 datirt und folgendermaßen lautet:

Von Gottes Gnaden, Wir Friedrich Wilhelm König ꝛc. Thun kund und bekennen hiermit, vor Uns und unſere Nachkommen, Könige in Preuſſen und Churfürſten zu Brandenburg ꝛc. Nachdem wir mit Antritt Unſerer von Gott dem allerhöchſten Uns verliehenen glücklichen Regierung, gleich Unſern Vorfahren, höchſtſeligen und Glorwürdigſten Andenckens, ein beſonderes allergnädigſtes Wohlgefallen an Unſerer Stadt Potsdam, und der herum liegenden Gegend gefunden, und dahero mit Unſerer Königlichen Familie und Hofſtatt daſelbſt öfters Uns nicht allein aufzuhalten, ſondern auch Unſer Königlich Leib-Grenadier-Regiment allda einzuquartiren bewogen worden, wobey denn Unſere daſige Bürger und Einwohner mit Treue auch ſonſt bey allen Gelegenheiten mit ſolchem Eifer und Gehorſam ſich allerunterthänigſt dergeſtalt gegen Uns bezeiget, wie es chriſtlichen und ehrlichen Bürgern und Unterthanen eignet und gebühret, Wir auch das allergnädigſte Vertrauen zu ihnen haben, daß ſie damit beſtändig gegen Uns und Unſer Königliches Haus fortfahren, und ſolchergeſtalt betragen werden, ſind Wir hierdurch bewogen, und bereits vor etlichen Jahren Sinnes worden, ermeldete Unſere Stadt Potsdam vor allen andern Amtsſtädten zu distinguiren, ſelbige zu einer Immediat-Stadt zu erklären, ſie je mehr und mehr zu erweitern, mit mehrern Einwohnern zu beſetzen, auch alles was zur Auszierung einer wohlangelegten Stadt nöthig und nützlich ſeyn kan, mit Aufwendung groſſer Mühe und Koſten vorzukehren, zu dem Ende, inſonderheit den Stadt Magiſtrat in beſter Ordnung zu bringen, und denſelben in Stand zu ſetzen, Recht und Gerechtigkeit zu üben, das Policey-Weſen wohl einzurichten, zugleich auch Zucht und Ehrbarkeit, benebſt allerhand gute Künſte und Wiſſenſchaften zu cultiviren, wie wir denn zur Beförderung deſſen auch mehrere Kirchen und Schulen angeleget, und Uns von jeher vorbehalten, der gantzen Stadt und Bürgerſchaft Unſere Königliche Gnade, und Landesväterliche Vorſorge durch beſondere ausnehmende Privilegia und Freyheiten allergnädigſt angedeyen zu laſſen, thun auch ſolches hiemit dergeſtalt und alſo ..... Alldieweilen Wir nun gegenwärtige Stifft und Begnadigung zur Ehre Gottes und Aufnehmen des gemeinen Weſens aus Höchſteigenem Trieb und Bewegung angeordnet, und glücklich zu Stande gebracht haben: ſo iſt auch Unſer fernerer allergnädigſter Wille und Befehl, daß alles und jedes was dieſerhalb in gegenwärtigen Begnadigungs-Brief ſanciret, confirmiret und feſtgeſetzt worden, von nun an und zu ewigen Zei-

Digitized by Google

ten feſt und unwiederruflich beſtehen, unter keinerley Vorwand von Jemand beeinträchtiget noch verkürtzet, ſondern vielmehr die Stadt und Rathhauß dabey beſtändig gehandhabet und geſchützet werden ſolle. Thun auch ſolches nochmalen aus Königlicher Kurfürſtlicher und Landes-Herrlicher Macht und Gewalt hiemit dergeſtalt und alſo, daß ermeldte Unſere getreue Stadt Potsdam, Rath und Bürgerſchaft ſich nicht nur ſo lange Uns Gott Unſer Leben und Regierung friſtet, aller und jeder ihnen hieraus zu gewartenden Gnaden und Wohlthaten ungekränket und ungehindert zu getröſten haben ſollen, ſondern Wir geſinnen und geleben auch der zuverſichtlichen Hoffnung an Unſern Nachfolgern an der Cron und Chur, daß Sie dieſe Unſere wohlbedächtige und unwiederrufliche Fundation und Stiftung auf alle Art und Weiſe erhalten, handhaben und kräftig beſchützen werden, auch auf alle Weiſe zu Verehrung Unſers Nahmens und deſſelben ewigen Gedächtniß vermehren, weiter begnadigen und alles dasjenige vollführen mögen, ſo wir darunter bey Unſern Lebzeiten ferner zu beſorgen etwa abgehalten und verhindert werden.

Wie Wir denn zum Beſchluß allergnädigſt und Landesväterlichſt wünſchen, daß Gott der Wächter Iſrael dieſe Unſere liebe Stadt Potsdam forthin vor allen Unfall kräftig ſchützen und bewachen, ſie mit ſeinem väterlichen Segen fernerhin überſchütten, und in beſtändigem Flor und Aufnahme bis an das Ende der Welt erhalten möge.

Uhrkundlich haben Wir dieſe Unſere Stiftung und Fundation eigenhändig unterſchrieben und mit Unſerm Königlichen groſſen Gnadenſiegel bedrucken laſſen. So geſchehen Berlin, den 15. Aug. 1736.

Friedrich Wilhelm.

Die erſten Bauten des Königs beſtanden aus den Kaſernen, welche er für ſein in Potsdam garniſonirendes Leibregiment erbauen ließ, bald nachher wurden die Garniſonkirche, die Hauptwache und viele Privatgebäude vollendet. Der ſogenannte faule See, ein bodenloſer Moraſt, deſſen ſchädliche Ausdünſtungen während des größten Theil's des Jahres die Luft verpeſteten, wurde ausgetrocknet und mit Häuſern umgeben; es iſt der heutige Wilhelmsplatz. Außerdem wurde die Stadt mit einer Mauer umgeben, in welche die Friedrich'sſtadt und auch der vorhererwähnte Kiez mit eingeſchloſſen wurde. Späterhin wurde die Garniſonſchule, die heilige Geiſt- und die katholiſche Kirche, die Gewehrfabrik, das große Reit- und Exercierhaus und eine Menge von Bürgerhäuſern gebaut, und dieſen Anſtalten ſchloß ſich das große Militair-Waiſenhaus ebenfalls als ein Inſtitut an, welches den Namen Friedrich Wilhelms I. auf die rühmlichſte Weiſe verewigt. Wir werden indeſſen dieſer Gebäude ſowohl, als der übrigen Anſtalten und Einrichtungen des König's, weiter unten erwähnen, und kehren für jetzt nach Beendigung dieſes Abſchnittes nach Berlin zurück, welches wir während dieſer kurzen Zeit verlaſſen haben.

Digitized by Google

# VI.

## Die Residenzstädte Berlin vom Einzuge des Königs Friedrich I., bis zum Regierungs-Antritt des Königs Friedrich des Großen. (1740.)

Wir haben vorher, Seite 128, von den unmittelbaren Folgen gesprochen, welche die Annahme der Königswürde Friedrich's I. auf die Residenzstädte ausübte, und ungeachtet der mannichfachen politischen Händel, in welche sich der König verwickelt sah, versäumte er es dennoch nicht, fortwährend für die Verschönerung Berlin's zu sorgen, und ein wichtiges Ereigniß dieser Art, welches kurze Zeit nach seinem Einzug als König erfolgte, ist die Aufstellung der Statue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke, welche am Geburtstage des König's, im Jahre 1703, stattfand. Das Modell zu diesem großartigen Kunstwerke hatte der Baudirector Schlüter angefertigt; Johann Jacobi, aus Hessen-Homburg gebürtig, besorgte den Guß und das übrige Ausarbeiten desselben. Küster, in seiner Beschreibung des alten und neuen Berlin, erzählt uns von dieser Feierlichkeit Folgendes: „Der Guß dieser Statue geschah im Jahre 1700 am 22. October, Nachmittag's, im neuen Gießhause hinter dem Arsenal, im Beisein des Markgrafen Christian Ludwig und vieler Großen des Hofes. In demselben Jahre am 6. November, ward die Form zerschlagen und der Kurfürst Friedrich III. nahm sie mit vielen Hofleuten in Augenschein, und an demselben Tage wurden Leute bestellt, welche die Röhren abhieben und wegarbeiteten. Endlich ward am 12. Juli des Jahres 1703, an des Königs Geburtstage, die auf der langen Brücke nunmehr aufgestellte Statue völlig eingeweiht. Um 7 Uhr Morgens rückten die Gardes du Corps in drei Eskadrons zur Parade ein und von der Infanterie eine Compagnie Cadett's, ein Bataillon Grenadiere, unter dem Kommando ihres Obersten von Tettau, und zwei Bataillon's von der Garnison, alle neu und die Ober-Officiers reich in roth mit Gold montiret. Um 8 Uhr bewegte sich der Zug vom Schlosse aus, zwei Chöre Trompeter mit ihren Paukern vor sich habend; diesen folgten vier Herolde mit ihren Wappen-Röcken

und Heroldsſtäben; danach kamen die vom Oberhofmarſchall angeführten Cavaliere, Hof- und Militairbeamten. Als ſie bei der Statue auf der langen Brücke angelangt waren, rief der erſte Herold unter Pauken- und Trompetenſchall folgende Proklamation aus: „Demnach Sr. Königl. Majeſtät in Preußen, unſer allergnädigſter König und Herr, Ihrem in Gott ruhenden glorwürdigſten Herrn Vater, dem durchlauchtigſten, großmächtigſten Fürſten und Herrn Friedrich Wilhelm dem Großen, zu ſeiner unſterblichen Heldenthaten ewig währendem Angedenken die allhier ſtehende Statue hat ſetzen und aufrichten laſſen, ſo wollen Se. Königliche Majeſtät ſelbige Statue von Allen in Allem heilig, unverletzt und in Ehren gehalten wiſſen, welches zu Jedermanns Kundſchaft hier öffentlich ausgerufen und angedeutet wird!“ — Hierauf wurden die über die Stätte zugekehrten Stücke dreimal abgefeuert und die auf der Stechbahn und der breiten Straße rangirte Soldateske gab Salve, marſchirte nachgehends bei der Statue vorbei und ſalutirte ſelbige mit gefälltem Gewehr. Endlich zog ſich der ganze Train über den Mühlendamm wieder nach dem Schloſſe zu, allwo der Generalfeldmarſchall ſelbſt die Grenadiere zu Fuß anführte. Darauf gingen die Prediger in der königlichen Kapelle und in den Stadtkirchen an, wobei die Ritter des ſchwarzen Adlerordens in ihrer Ordenstracht erſchienen, auch damit bei der königlichen Tafel ihre Aufwartung machten.“

Die Statue ſelbſt, welche, wie man wohl mit Recht behaupten kann, das größte Meiſterwerk der bildenden Kunſt in jenem Zeitalter iſt, ſtellt den Kurfürſten zu Pferde vor, im römiſchen Koſtüm und Mantel; der Fürſt iſt mit ſeinem Schwerdt umgürtet und hält in der rechten Hand den Kommandoſtab. Die Hauptfigur und das Pferd ſind, wie geſagt, von Schlüter ſelbſt modellirt; die vier Sklaven, welche um das Fußgeſtell von weißem Marmor ſitzen, ſind urſprünglich von ſeinen Schülern, Bäcker, Brückner, Henzi und Nehl geformt, von Schlüter ſpäterhin aber ausgearbeitet. Bei der Einweihung der Statue waren dieſe Sklaven nur von Gips und hatten ein eigenthümliches Schickſal zu erleiden. Als nämlich die Gräfin Piper, die Gemahlin des Premierminiſters Karl XII. von Schweden, nach Berlin kam, erheiſchte es die drohende Stellung, welche des Schwedens ritterlicher König damals eingenommen hatte, daß man die Dame mit der größten Hochachtung und Zuvorkommenheit aufnahm. Nun war aber unglücklicher Weiſe eins ihrer Zimmer mit Tapeten ausgeſchlagen worden, auf denen die Siege des großen Kurfürſten über die Schweden dargeſtellt waren, und die ſtolze Gräfin nahm dies für eine abſichtliche Beleidigung, ſo daß der König ſelbſt die anmaßende Dame um Entſchuldigung bitten mußte, obgleich der Oberkammerherr den beleidigenden Gegenſtand ſogleich aus ihren Zimmern entfernen ließ. Hiermit war die Frau Gräfin Piper aber noch nicht zufriedengeſtellt, und als ſie an einem der folgenden Tage über die lange Brücke fuhr, glaubte ſie in den Sklaven von Gips einige ihrer Landsleute wiederzuerkennen und verlangte, daß man dieſe Figuren fortſchaffe. Auch in dieſe anmaßende Forderung fügte ſich der König; die Sklaven verſchwanden und nahmen erſt nach der Abreiſe der Dame ihren Platz wieder ein. — Zwiſchen dieſen Sklaven ſind die beiden Seiten des Fußgeſtelles mit halb erhabenen allegoriſchen Darſtellungen geſchmückt, auf der Vorderſeite aber befindet ſich folgende lateiniſche Inſchrift: „Divo Friderico Guilielmo magno S. R. J. Archic. et Elect. Brandenb. suo patriae exercitum patr. opt. max. inclyto quum incomparabilis heros dum vixit amor orbis aeque ac terror hostium extitisset, hoc pietatis et glor. aeternae monum. L. M. Q. P. Fridericus Primus et sua stirpe Rex Boruss. Ann. Chr. nat. CIↃIↃCCIII.“

Bei dieſer Gelegenheit dürfte noch eines ſonderbaren Gerüchtes zu erwähnen ſein, welches das Schickſal des Mannes anbetrifft, der durch das Schaffen dieſer Statue ſich unvergänglichen Ruhm erworben hat. Man erzählt nämlich, daß ihn ein anderer Künſtler darauf aufmerkſam machte, daß er an den Hufen des Pferdes die Hufeiſen vergeſſen hätte, und daß er, aus Gram über dieſen Fehler an dem ſonſt makelloſen Werke, ſich in die Spree geſtürzt habe. Dieſe Erzählung iſt jedoch völlig unwahr. Zwar fehlen wirklich die Hufei-

Digitized by Google

sen an diesem Kunstwerk; aber ein Mann, wie Schlüter, dachte nicht thörigt genug, sich wegen einer solchen Kleinigkeit ein Leben zu nehmen, welches dazu bestimmt war, noch eine Menge anderer großartiger Werke zu schaffen. Dennoch war der Ausgang dieses Mannes am berliner Hofe nicht von der Art, wie es sein Genie verdient hatte. Im Jahre 1701 erhielt er den Auftrag, den ziemlich hohen Thurm am Schlosse, der auf der Seite nach der Hundebrücke zu lag, und welcher, weil man im siebzehnten Jahrhundert die Münze dorthin verlegt hatte, der Münzthurm genannt wurde, bis auf 280 Fuß zu erhöhen. Vergeblich stellte der Baumeister dem Könige vor, daß das alte Fundament schon ziemlich schadhaft sei und deshalb die Last nicht tragen würde; Friedrich beharrte bei seinem Vorsatze und Schlüter begann den Bau. Gleich zu Anfang desselben bemerkte man in dem alten Thurme einen Riß, von welchem der Baumeister dem Schloßhauptmann die nöthige Anzeige machte. Aber nichtsdestoweniger ward ihm befohlen, den Bau fortzusetzen. Zwar ging Schlüter so vorsichtig, als möglich, dabei zu Werke, aber schon im Jahre 1703 wurden die Risse immer stärker, und obschon der erfahrene Baumeister, durch Veränderung der ganzen Anlange des Thurmes, dem Fundamente eine größere Festigkeit zu geben versuchte, so mußte doch, als der Bau endlich im Jahre 1706 vollendet war, der Thurm auf das Schleunigste wieder abgetragen werden, da der Einsturz desselben vorauszusehen war. Dieser Umstand gereichte zu Schlüter's Verderben. Seine Feinde, und welcher geniale Mann besitzt deren nicht? wußten es durchzusetzen, daß eine Kommission niedergesetzt wurde, um Schlüter's Werk zu prüfen. Diese bestand in den Baumeistern Eosander von Göthe, Grünberg und Sturm, welche sämmtlich den großen Künstler, den sie von jeher mit eifersüchtigen Augen betrachtet hatten, hassten und diese Gelegenheit, ihm zu schaden, nicht vorübergehen lassen wollten. Sein Amt als Hofbaumeister ward ihm genommen, und mit dem Gehalt von 2000 Thlr. an den Eosander von Göthe übertragen; doch blieb ihm seine Stellung als Hofbildhauer mit einer Gage von jährlich 1200 Thlr. Im Jahr 1713 schien ihm noch einmal das Glück lächeln zu wollen, indem ihn Peter der Große nach Rußland berief und ihn mit einer Menge von Aufträgen beehrte. Ehe er dieselben aber ins Werk richten konnte, starb er zu Anfang des Jahres 1714.

Während indessen Preußen in dem ersten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhundert's an den Kämpfen im spanischen Erbfolgekriege, mit bald mehr oder minder glücklichem Erfolge, Antheil nahm, war das Schicksal der Stadt Berlin durch keine besonderen Begebenheiten ausgezeichnet. Indessen kamen im Jahre 1709 der König Friedrich IV. von Dänemark und König Friedrich August von Polen zum Besuch nach Preußen, und nun folgte in den Residenzen eine Reihe von Festlichkeiten. Die beiden hohen Gäste langten am 2. Juli in Potsdam an, wo sie von dem Könige auf die glänzendste Weise bewillkommnet wurden. Aber auch die beiden Gäste hatten es an der nöthigen Pracht nicht fehlen lassen. Funfzig Postillione, welche muntere Melodien bliesen, eröffneten den Zug, und ihnen folgte eine große Zahl von Jägern, die von dem Oberforstmeister angeführt wurden; dann kam eine Kompagnie von der Garde, die Hofcavaliere und dann die drei Brüder des Königs von Preußen, und hinter Diesen die mit acht Pferden bespannte prächtige Kutsche, in welcher die beiden königlichen Gäste, und zwar der König von Dänemark zur Rechten und der von Polen zur Linken saß; den Beschluß des Zuges machte ein Bataillon der Leibgarde mit klingendem Spiel. — Ein anderes Bataillon derselben Truppenabtheilung und ein Bataillon Grenadiere, war im Schloßhofe aufgestellt; vor demselben aber stand die Landmiliz und im Schloßgarten waren 36 halbe Karthaunen aufgefahren. Diese Truppen begrüßten die ankommenden Gäste mit einer dreimaligen Salve; der König Friedrich aber kam denselben bis an die Treppe des Schlosses entgegen, umarmte dieselben und geleitete sie alsdann in die, für sie bestimmten, Gemächer. Gegen neun Uhr Abend's wurde gespeist, und nach aufgehobener Tafel begaben sich die allerhöchsten Herrschaften in die Zimmer der Königin, wo man sich bis gegen drei Uhr Morgens mit Spiel und Tanz unterhielt. —



Digitized by Google

Ueberhaupt kann man ſich von dem Luxus und dem ziemlich ſonderbaren Geſchmacke der damaligen Zeit einen Begriff machen, wenn man hört, daß bei Gelegenheit dieſer Feſtlichkeiten in der Mitte des Speiſeſaal's und in der runden Tafel, um welche die allerhöchſten Herrſchaften ſaßen, ein großer Waſſerbehälter angebracht war, aus welcher ein Springbrunnen hervorſprudelte, und in welchem eine große Menge von Fiſchen umherſchwammen. Dieſer Waſſerbehälter war durch Bogen von Spiegelgläſern eingeſchloſſen, und acht Säulen, vier außen und vier innen, aus demſelben Stoffe, trugen ein goldenes Sims und eine Kuppel, die in der Mitte eine Oeffnung hatte, durch welche das Waſſer des Springbrunnens bis zur Decke des Saales emporſprudelte. Dieſes köſtliche Zimmer war auf dem Luſtſchloſſe zu Caput bei Potsdam eingerichtet. Am 12. Juli hielten die allerhöchſten Herrſchaften ihren Einzug in Berlin, und da während der Anweſenheit der hohen Gäſte in Potsdam, die Kronprinzeſſin zu Berlin von einer Tochter entbunden worden war, ward unmittelbar nach ihrer Ankunft die Taufe der Neugebornen vollzogen, wobei ein Kammerherr von Meiſebuch den Pegaſus beſtieg und zu dieſer Feſtlichkeit ein Gedicht verfertigte, worin er die neugeborene Prinzeſſin mit dem Jeſuskindlein, die drei Könige aber mit den drei Weiſen aus dem Morgenlande verglich, welche das neugeborne Kind zu ſehen kamen. Dieſe großartige Poeſie brachte dem Herrn von Meiſebuch ein Honorar von Tauſend Dukaten ein, ſo daß mancher unſerer heutigen Gelegenheitsdichter es wünſchenswerth finden möchte, in jener Zeit gelebt zu haben, wo die Kunſt auf eine ſo klingende Weiſe belohnt wurde.

Nachdem ſich die hohen Herrſchaften zwanzig Tage in Berlin aufgehalten hatten, und ihre geheimen Unterhandlungen mit dem Könige geendet waren, reiſten ſie wieder ab; aber ſchon im Jahre darauf, 1710, ſahen die Reſidenzſtädte einen hohen Gaſt in ihren Mauern; dies war der berühmte Prinz Eugen, den der König ebenfalls auf die zuvorkommendſte Weiſe empfing. Im Jahre 1712 erſchien ebenfalls ein hoher Gaſt in Berlin und zwar der Czaar, Peter der Große. Am Tage, welchen er zu ſeiner Ankunft beſtimmt hatte, fuhren ihm die beiden Markgrafen, Albrecht und Chriſtian Ludwig von Brandenburg, ein halbe Stunde weit vor der Stadt entgegen, um ihn zu empfangen. Peter, ein Feind alles Ceremoniels, hatte indeſſen nicht ſobald Nachricht davon erhalten, als er ſich in einen gewöhnlichen Wagen ſetzte, und da ihn Niemand kannte, mitten durch die ihn erwartenden Perſonen hindurch fuhr. Die Markgrafen, welche ihn für eine zum Hofſtaate des Czaaren gehörende Perſon hielten, ließen ihn durch einen Kammerdiener fragen, wenn der Czaar ſelbſt erſcheinen würde? und Peter ließ ihnen ſagen, daß ſie noch ein oder zwei Stunden warten müßten. So kam er ungeſtört in Berlin an, ſtieg in dem Hauſe ſeines Geſandten, des Grafen Golowkin, welcher auf dem köllniſchen Fiſchmarkte wohnte, ab, begab ſich dann zu Fuß auf das Schloß, und ließ ſich bei dem Könige anmelden, der natürlich mit großem Staunen die Nachricht von der Anweſenheit ſeines hohen Gaſtes empfing und ſogleich den Befehl gab, die Kanonen, welche zu ſeinem Empfange bereit ſtanden, zu löſen. Als die Markgrafen die Schüſſe von Weitem hörten, wußten ſie Anfang's ebenfalls nicht, was ſie davon denken ſollten, kehrten aber, noch ehe der Eilbote, den man ausſchickte, um ſie zurückzuholen, ankam, nach der Stadt zurück, wo ſich der Czaar gutmüthig wegen des ihnen geſpielten Streiches, entſchuldigte.

Ueberhaupt erzählten damalige Schriftſteller allerhand ſonderbare Anekdoten, die während der Anweſenheit dieſes Monarchen vorfielen. So erkundigte er ſich einſt, welche Todesſtrafen die in dem Königreich Preußen gebräuchliche ſeien, und als man ihm das Hängen, Köpfen, Vierttheilen und Rädern nannte, erſuchte er den König, daß er ihm zu Liebe einen ſeiner Unterthanen rädern laſſen möge, da er dies Schauſpiel noch nicht geſehen hätte. Vergeblich ſtellte man ihm vor, daß kein Verbrecher, welcher dieſe Strafe verdient hätte, vorhanden ſei; der Selbſtherrſcher aller Reußen beharrte auf ſeinem Willen und da er glaubte, daß der König zu geizig ſei, um einen ſeiner Unterthanen zum Vergnügen ſeines Gaſtes aufzuopfern, wollte er ſelbſt einen ſeiner eigenen Leute dazu hergeben; nur mit Mühe konnte man

Digitized by Google

ihm diesen Gedanken aus dem Kopf bringen. Ein anderes Mal, als er mit dem Könige und dessen Gemalin speiste, ließ ein Bedienter aus Unvorsichtigkeit einen Teller auf den Fußboden fallen, daß das Geschirr mit heftigem Geräusch zerbrach. Sogleich sprang der Czaar von seinem Sitze auf, riß den Säbel aus der Scheide, und setzte sich in Vertheidigungszustand, da er nicht anders wähnte, als daß der Bediente das Zeichen für mehrere Mitverschworene gegeben habe, in den Saal zu dringen und die königliche Familie zu ermorden. Sein Dolmetscher fiel dem erschreckten Monarchen indessen in den Arm, und der König bedeutete seinem hohen Gaste, daß er durchaus nichts zu befürchten habe. Dennoch war Dieser nicht so leicht beruhigt, sondern verlangte, daß der Bediente, welcher den Anlaß zu seinem Schrecken gegeben hatte, auf das Strengste bestraft werden sollte. Glücklicherweise befand sich in dem Stadtgefängnisse ein Mensch, welcher einiger Verbrechen wegen zum Stupfen verurtheilt worden war, und um den Czaar zu besänftigen, vollzog man die Strafe an Diesem unter den Fenstern des Schlosses, einige Stunden früher, so daß Peter in der Meinung, es sei der nachlässige Bediente, welcher gestäupt wurde, sich beruhigte. — Während seines Aufenthaltes in Berlin, wohnte der Czaar auch nicht im Schlosse, sondern die Gemächer, welche man zu seinem Empfang eingerichtet hatte, blieben unbenutzt stehen. Der König speiste an folgenden Tage bei seinem Gaste, doch erreichte dieser den eigentlichen Zweck seiner Anwesenheit nicht, denn seine hauptsächlichste Absicht war es, den König dazu zu bewegen, seinem Bündnisse mit den Schweden zu entsagen. Friedrich erklärte mit ritterlicher Hartnäckigkeit, daß er sich mit Karl XII. verbunden hätte, als sich derselbe im Glück befand, und daß er seinen Freund und Bundesgenossen, da derselbe sich jetzt im Unglück befinde, nicht verlassen werde.

In der königlichen Familie hatte indessen der Tod die traurigsten Veränderungen hervorgebracht, und vor allen war es das Hinscheiden der Königin Sophie Charlotte, im Jahre 1705, welcher nicht allein den Hof, sondern das ganze Land mit der aufrichtigsten Trauer erfüllte. Selten gab es wohl eine Fürstin, welche mit solchen Reizen des Körpers, mit einem so aufgeklärten Verstande und den angenehmsten Talenten, eine solche Herzensgüte verband, wie Sophie Charlotte. Sie hatte den Geist der Geselligkeit, die feinere Bildung und die Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften, an den berliner Hof gebracht, und Jeder, selbst der geringste Hofbediente fühlte sich wohl in ihrer Nähe, durch ihre gütige Herablassung. Ihre meiste Zeit brachte sie auf dem neuen Lustschlosse zu Lützenburg hin, welches erst nach dem Tode der Königin, um das Andenken ihres Namens zu ehren, Charlottenburg genannt wurde. Obgleich der Bau desselben noch nicht vollendet war, hatte sie doch eine Menge von Zimmern zu ihrem Gebrauch einrichten lassen, und schon damals fing das bisher unbeachtete Dörfchen Lützow an, von den Berlinern besucht zu werden. Einige spekulative Köpfe hatten eine Art von Treckschuyten eingerichtet, mittelst derer man nach diesem neuen Vergnügungsorte gelangen konnte; und auch der Schloßgarten, mit dessen Einrichtung man damals begann und der auch schon dem Besuch des Publikums geöffnet war, erregte wegen seiner schönen Anlagen und der Menge von tropischen Gewächsen, welche man dort fand, Bewunderung aller Beschauer. Ein gewisser Toland aus England, welcher sich zu jener Zeit am berliner Hofe aufhielt und in die nächste Umgebung des Königs gezogen wurde, folglich auch ein glaubwürdiger Gewährsmann ist, erzählt uns von der Königin Sophie Charlotte Folgendes, in einem Briefe an seinen Gönner, den Herzog von Sommerset: „Die Königin bringt ihre meiste Zeit in einem Palaste zu, der bei dem Dorfe Lützenburg an der Spree, eine Meile von Berlin liegt, und noch nicht völlig ausgebaut ist, daher er auch von dem Dorfe seinen Namen hat. Von Berlin kann man bis dahin, durch einen Park oder Thiergarten, auf einer Treckschuyte oder kleinem Kahne, zu Wasser fahren. Der Garten, welcher zwischen dem Schlosse und dem Flusse mitten inne liegt, wird mit der Zeit, seiner Größe nach, einer von den schönsten in Deutschland werden und wird ihm schon jetzt so leicht keiner in Unsrem Lande fürgehen. Allein weil doch hier noch nichts zu seiner Vollkommenheit gelangt, so will ich

Digitized by Google

meinem hochgeehrten Herrn für diesmal keine weitere Beschreibung machen, obgleich sonst nicht zu bezweifeln ist, daß es in kurzer Zeit ein sehr angenehmer Ort werden wird, und das zwar durch die Anordnung und Einrichtung Sophie Charlotten's, der allerschönsten Prinzessin ihrer Zeit, und die keinem Menschen an richtigem Verstande, an netten und wohlgesetzten Worten, wie auch an Annehmlichkeit des Umgang's und der Conversation etwas nachgiebt. Sie hat gar überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man admiriret sowohl ihren scharfen und geschwinden Geist, als ihre gründliche Wissenschaft, so sie in den schwersten Stücken der Weltweisheit erlangt hat. Ja, ich muß frei und ohne die geringste Schmeicheleі gegen ihre hohe Person bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben Niemand gehöret, welcher geschicktere Einwürfe hätte machen, oder die Unzulänglichkeit und Sophisterei eines vorgebrachten Argumentes oder Schlusses hurtiger entdecken, oder auch die Schwäche oder Stärke einer Meinung leichter penetriren können, als eben Sie. Kein Mensch hat jemals besser die Kunst gelernt, wie man sich bei allem seinem Thun und Lassen mit Nutzen eine zulässliche Ergötzlichkeit machen könne, als eben Sie, allein ihr angenehmster Zeitvertreib ist die Musik, und wer sie in so hohem Grade lieben will, muß sie auch so wohl verstehen, als Ihre Maj., welches nicht leicht ist. Sie spielet vollkommen auf dem Cymbal, welches sie alle Tage thut, sie singet auch wohl, und der berühmte Buononcini, einer von den größesten heutigen Meistern, sagte mir einst, daß Ihre Kompositiones und verfertigte musikalische Stücke, überaus accurat gesetzt wären. Sie siehet gerne, wenn Fremde ihr aufwarten, und von Allem, was in Ihren Landen merkwürdig ist, Unterricht geben, ja sie hat eine so genaue und rechte Erkenntniß von den Regierungen, daß man sie in ganz Deutschland nur zu nennen pflegt: die republikanische Königin, oder die es nicht mit der absoluten, unumschränkten Monarchie hält. Alles, was lebhaft und polit ist, kommt an ihren Hof, und siehet man allda zwei Dinge, nämlich Studiren und Lustbarkeiten in vollkommner Einigkeit beisammen, die doch sonst die Welt für einander ganz zuwider hält. — Was Ihre Person anbelangt, so ist sie eben nicht so gar lang und schmal, sondern vielmehr etwas stark von Leibe, ihre ganze Bildung ist durchaus regulär und ihre Haut sehr weiß und lebhaft. Sie hat blaue Augen und kohlschwarze Haare, sie hat sehr gerne schöne Damen um sich, wie denn ihr ganzes Frauenzimmer voll davon ist. Der Kronprinz, der ihr einziges Kind ist, logiret auf dem Schlosse in Berlin in einem besondern Zimmer, und hat noch bis dato kein ander Lusthaus für sich, wie Musterhausen, wo er zu jagen pfleget. Es hat die Natur in die männliche Gestalt dieses jungen Helden zugleich mit alle Schönheit und Ehrbarkeit, des weiblichen Geschlechtes eingedrückt. Denn er ist wahrlich ein überaus angenehmer Prinz, sehr gnädig und freundlich, von überaus gutem Verstande, und begierig, alle Dinge zu wissen, auch nicht unfleißig in den Studiis und zwar dies unter dem Grafen Dohna, welcher sein Hofmeister ist. Ich habe ihn öfters auf der Reitschule, auch seine anderen Exercitia mit großer Approbation machen sehen. Es scheint aus seiner Statur, nach seinem Alter, als ob er ein völliger starker Herr werden würde, doch ist er so wohl proportioniret, und endlich thut auch sonst die Gestalt und Taille nicht viel zur Sache, wenn er sonst von der ansteckenden Seuche derer Hoffuchsschwänzer und von den Verderbern junger Regenten frei und verwahret bleibet."

Es war, wie schon erwähnt, gegen Anfang des Jahres 1705, als die Königin Sophie Charlotte von ihrem Gemahl die Erlaubniß erbat, nach Hannover zu gehen, um dort ihre Mutter zu besuchen. Schon beim Antritt ihrer Reise war sie unwohl gewesen; bei ihrer Ankunft in Hannover verschlimmerte sich ihr Zustand immer mehr und mehr, besonders da die Königin ihren Krankheitszustand verheimlichte und sich Zwang anthat, um in ihrer Vaterstadt öffentlich zu erscheinen. So befand sie sich bei dem Kommandanten von Rheden auf einem Balle, mußte denselben jedoch schon früh verlassen und legte sich, über heftiges Halsweh klagend, zu Bett. Aber ihr Zustand wurde über Nacht immer bedenklicher, und schon am folgenden Morgen sahen sich die herbei-

Digitized by Google

gerufenen Aerzte in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, ihrer hohen Patientin zu eröffnen, daß ihr Leben bedroht ſei. Mit einer Faſſung und einer Furchtloſigkeit, welche allgemeine Bewunderung erregte, hörte Sophie Charlotte dieſe fürchterliche Ankündigung, und betrachtete ſich ſofort auf ihr Ende vor. Sie ſchrieb an ihren Gemahl; dankte ihm für ſeine Liebe und Treue, nahm Abſchied von dem Kurfürſten und tröſtete ihren Bruder, den Herzog Ernſt Auguſt, welcher der Verzweiflung nahe war. Außerdem erkundigte ſie ſich zu wiederholtenmalen nach dem Befinden ihrer Mutter, welche ebenfalls krank war, und als der franzöſiſche Prediger La Bergerie, den ſie ſtets mit großer Liebe und Achtung behandelt hatte, zu ihr kam, um ſie auf den Tod vorzubereiten, ſagte ſie freundlich zu ihm: „Sie kommen noch, um mir Ihre Dienſte anzubieten, zu einer Zeit, wo ich nichts mehr für Sie thun kann; ich danke Ihnen dafür recht ſehr". — Im Uebrigen theilt uns La Bergerie, als Augenzeuge, das Folgende über dieſen traurigen Vorfall mit: „In der Nacht vom letzten Januar auf den erſten Februar des Jahres 1705, zwiſchen ein und zwei Uhr Morgens, wurde ich zu der Königin von Preußen gerufen, welche gefährlich krank lag. So wie ich eintrat, warf ich mich gleich zu den Füßen des Bettes hin und bezeigte ihr, wie ſchmerzlich es für mich ſei, ſie in dieſem Zuſtande zu ſehen. Ich nahm nun alsbald Gelegenheit, ihr zu ſagen, ſie könne jetzt erkennen, daß die Könige und Königinnen nicht mehr noch minder ſterblich ſeien, als die übrigen Menſchen; daß ſie vor dem Throne Gottes erſcheinen müſſe, um daſelbſt Rechenſchaft von ihren Handlungen zu geben, ſo gut wie der Geringſte ihrer Unterthanen, worauf Ihre Maj. antworteten: „Ich weiß es wohl". Ich fuhr fort: „Ihre Maj. müſſen auch jetzt die Eitelkeit und das Nichts der Dinge hienieden erkennen, zu welchen ſie vielleicht nur zu ſehr hingeneigt geweſen und die Wichtigkeit der himmliſchen Dinge, welche Sie vielleicht vernachläſſigt und verachtet haben". Die Königin erwiederte hierauf: „Das iſt wahr". (Indeſſen ſah ſie die Oberhofmeiſterin Bülow lächelnd an, und dieſe ſagte dann laut: „Dies iſt der Königin Sünde nicht geweſen"!) „Haben jedoch Ihre Majeſtät", fuhr ich fort, „nicht wahrhaft Ihr Vertrauen in Gott geſetzt? Bitten Sie ihn recht ernſtlich um Verzeihung für alle Sünden, welche Sie begangen haben? Nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem Blute und Verdienſte Jeſu Chriſti, ohne den es uns unmöglich iſt, vor Gott zu beſtehn?" Die Königin antwortete: „Ja". Mittlerweile war ihr Bruder, der Herzog Ernſt Auguſt, in das Zimmer getreten. Da er und die Königin zuſammen zu reden hatten, ſo zog ich mich auf Befehl zurück. Nach einiger Zeit ſtellte ich mich wieder vor dem Bette der Königin ein, um zu ſehn, ob ich die Gelegenheit wahrnehmen könnte, von ihrem Heil mit ihr zu ſprechen. Aber da ſagte mir der Herzog Ernſt Auguſt, es ſei nicht nöthig, die Königin ſtehe gut mit ihrem Gott. Der Herzog ſagte mir am folgenden Tage, er habe, als er mich am Bette der Königin geſehn, ſie gefragt, ob ſie wolle, daß ich noch mit ihr ſpreche; ſie habe indeſſen geantwortet, das ſei gar nicht nöthig, ſie wiſſe wohl Alles, was man ihr bei einem ſolchen Anlaſſe ſagen könnte, ſie habe ſich ſchon Alles ſelbſt geſagt und ſage es ſich noch, ſie hoffe gut mit ihrem Gott zu ſtehn". — Endlich, ſo erzählt der Baron von Pölnitz, ſagte ſie zu dem Prediger: „So leben Sie denn wohl, mein lieber La Bergerie, L'Estocq (dies war der Name ihres Arztes) ſchilt auf mich, und will nicht, daß ich ſpreche, doch ich ſterbe als ihre gute Freundin". Nachdem ſie dann einige Stunden ruhig geweſen war, ſagte ſie zu dem Fräulein von Pölnitz: „Ach welche unnütze Ceremonien wird man noch um dieſen Körper anſtellen"! und als ſie ſah, daß dieſe junge Dame in Thränen zerfloß, ſagte ſie: „Warum weinen Sie? glaubten Sie denn, daß ich unſterblich wäre?" Einige Augenblicke darauf reichte ſie ihrem Bruder mit den Worten: „Lebe wohl, geliebter Bruder, ich erſticke", die Hand, und wirklich ſtarb ſie auch ſchon wenige Minuten darauf, indem das Geſchwür im Halſe aufgegangen war.

Mit unſäglicher Betrübniß vernahm der König die Nachricht von dem Tode ſeiner Gemalin, welche der Oberhofmeiſter, Herr von Bülow, überbrachte. Seine Erſchütterung darüber ſoll ſogar ſo ſtark geweſen ſein,

Digitized by Google

daß er darüber in Ohnmacht fiel. Sobald er jedoch den erſten Schmerz bekämpft hatte, ernannte er eine Kommiſſion, an deren Spitze ein Graf von Wittgenſtein geſtellt wurde, um die Leiche der hohen Verewigten in Empfang zu nehmen. Der Körper derſelben wurde in Hannover einbalſamiret und öffentlich zur Schau aufgeſtellt, auch täglich in allen Kirchen des Landes ſo lange feierlich eine Stunde lang mit allen Glocken geläutet, bis die Leiche von dem Grafen von Wittgenſtein an der Grenze des Landes in Empfang genommen wurde. In allen Städten und Dörfern, durch welche der Zug kam, wurde mit den Glocken geläutet, und in Erſteren mußten der Magiſtrat, die Geiſtlichkeit und die Schulen, in Trauergewänder gekleidet, die Leiche durch die Stadt geleiten; und in den Orten, wo ſie zur Nacht blieb, wurde ſie am Morgen von dem ſtädtiſchen Trauergefolge wieder abgeholt. Außerdem geſchah der Einzug, ſobald man zur Abendzeit vor einer Stadt ankam, mit angezündeten Wachsfackeln, und in dieſer Art wurde ſie auch am 20. März, Abends 10 Uhr, in Berlin empfangen und in der alten Schloßkapelle, bis zu dem feierlichen Begräbniß, beigeſetzt, welches nach dem Bericht eines älteren Chroniſten etwa folgender Geſtalt vor ſich ging.

Es war am 28. Juni, Morgens zwiſchen ſieben und acht Uhr, als von allen Thürmen die Glocken zu läuten begannen, um den Einwohnern der Reſidenz die feierliche Handlung, welche in ihren Mauern vor ſich gehen ſollte, zu verkünden. Zugleich marſchirten die Truppen in der Paradeuniform, aber ihre Waffen mit Trauerflor behängt, an den ihnen dazu beſtimmten Orten auf, ſo daß die Schweizergarde auf dem äußeren Schloßplatz zu ſtehen kam. Die Grands mousquetairs und die Gensdarmen beſetzten die Stechbahn; ein Bataillon der Leibgarde zu Fuß und das Bataillon des Kronprinzen beſetzten die Breite Straße, während der Platz bei dem köllniſchen Rathhauſe und der Petrikirche, ſowie die Brüderſtraße von den übrigen Truppen eingenommen wurde. — Unter dem nochmaligen Geläute ſämmtlicher Glocken, welches um zwei Uhr Nachmittags zum drittenmale wiederholt wurde, verſammelten ſich zwiſchen neun und zehn Uhr Morgens die königlichen Beamten auf dem Schloſſe, wo an zweiundachtzig Tafeln das Leichenmahl eingenommen wurde. Endlich um ein Uhr Mittags trugen zwölf Kammerherren den Sarg, in welchem die königliche Leiche befindlich, aus der Kapelle und ſetzten ihn auf den Leichenwagen, worauf ſich der Zug quer über den Schloßplatz die Breite Straße entlang, bei dem köllniſchen Rathhauſe und der Petrikirche vorüber, durch die Brüderſtraße nach der Domkirche in Bewegung ſetzte. Zu dieſem Zwecke war in den Straßen, welche der Zug zu paſſiren hatte, ein etwa fußhohes hölzernes Gerüſt aufgeſchlagen worden, über welches ſich der Leichenzug in folgender Ordnung fortbewegte:

Vorauf ritt ein Stallmeiſter auf einem ſchwarzen Pferde, im langen Trauermantel und mit ſchwarzem Flor an ſeinem Hute; dann folgten neun Marſchälle mit Marſchallſtäben und hinter ihnen kamen zweihundert Schüler, welche mit der geſammten Geiſtlichkeit der Reſidenzſtädte die erſte Abtheilung des Trauergefolges ſchloſſen. Des Zuges zweiten Theil eröffneten vierundzwanzig Trompeter und zwei Pauker. Die Inſtrumente derſelben waren mit Flor umwunden, auch hingen ſchwarze Fähnlein an denſelben, auf welchen in ſilbernen Feldern ſchwarze Adler geſtickt waren; hinter den Muſikern kamen ſämmtliche königliche Edelknaben, von ihren Hofmeiſtern geführt, und ein zweiter Stallmeiſter zu Pferde, wie der erſtere gekleidet, ſchied die letzteren von den franzöſiſchen Emigranten, den oraniſchen Abgeordneten, den Deputirten der brandenburgiſch-preußiſchen Städte, der Ritterſchaft des Johanniter Ordens, der Univerſitäten und der übrigen Stifte. Die dritte Abtheilung brachte die königliche Leiche ſelbſt. Abermals ritt ein Stallmeiſter vorauf und hinter dieſem kamen zwei Herolde und drei Marſchälle; dann der Generalfeldmarſchall von Wartensleben, welcher den Reichsapfel und der Graf Wartenberg, welcher das Scepter trug; auf dieſelben folgten zwei Herolde, ſechs Marſchälle und zwei Offiziere von der Schweizergarde. Dann kam der Sarg ſelbſt. Er wurde von acht mit ſchwarzſammetnen Decken behangenen Pferden gezogen und jedes derſelben wurde von einem Obriſt geführt; auf

Digitized by Google

den Decken der Pferde war der preußische Adler und das lüneburger Pferd mit Silber gestickt und ebenso war die Decke des Sarges aus Silberstück mit schwarzen Adlern verziert; von demselben Stoff war ein Baldachin, welchen zwölf Obristen über dem Sarg emporhielten, während zwölf Generalmajors die Schnüre an den Stangen, die vier Zipfel des Leichentuches aber vier Generallieutenants hielten. Auf dem Sarge selbst lag über der Decke auf drei seidenen Kissen die königliche Krone. Auf den Seiten desselben gingen zwölf Kammerherren, und vierunddreißig Hellebardiere der Schweizergarde schloßen die dritte Abtheilung des Trauerzuges. Sechs Marschälle eröffneten die vierte Abtheilung; unmittelbar nach ihnen kam der König, von dem Generallieutenant der Leibwache, Herrn von Tettau, und dem Hauptmann der Schweizer, Herrn von Erlach geleitet; zwei Kammerherren und vier Kammerjunker folgten dem Könige und vierundzwanzig Hellebardiere gingen zu beiden Seiten desselben. Dann kam der Kronprinz mit dem Freiherrn von Finkenstein; die Schleppe seines langen Trauergewandes trug der Stallmeister Herr von Schwerin, die des Königs, der Freiherr und Generallieutenant von Schlaberndorf. Die drei Brüder des Königs, deren Schleppen von Kammerjunkern getragen wurden, beschloßen, ebenfalls von einer Anzahl Hellebardiere geleitet, die vierte Abtheilung des Zuges. Die fünfte Abtheilung bestand aus den höheren Staatsbeamten und den Abgeordneten der königlichen Collegien und Kanzleien. Die sechste Abtheilung wurde von den Damen des Hofes gebildet. Sie wurde von sechs Marschällen angeführt und dann kam die Erbprinzessin von Heßenkaßel, von dem Grafen von Dohna und dem Freiherrn von Heyden geführt; ihr folgte des Markgrafen Philipp Gemalin, von den Herren von Hartefeld und von Kaltenborn begleitet; dann die Gräfinnen von Wartenberg, von Bartensleben und von Wittgenstein, jede von einem Oberforstmeister geführt. Diese Damen beschloßen die sechste Abtheilung des Zuges. Die folgende bestand aus den Damen geringeren Ranges, und endlich die achte und letzte Abtheilung aus den Kammergerichts-Advocaten, dem Magistrat und der Bürgerschaft der Residenzstädte.

In dieser Ordnung bewegte sich der Zug durch die Breite- und Brüderstraße nach der Domkirche. Als der Wagen vor der großen Thüre derselben angelangt war, ward der Sarg herabgehoben und unter einen Baldachin gestellt, welcher in der Kirche errichtet war. Der König bestieg alsdann den für ihn aufgerichteten Thron, und der Kronprinz und die Brüder des Königs nahmen ebenfalls die ihnen angewiesenen Plätze ein, worauf die Trauer-Cantate begann. Nach Beendigung derselben predigte der Bischof von Bär über die Worte des Heilandes: „Ich bin die Auferstehung und das Leben," welche sich die Königin vor ihrem Tode selbst zum Text ihrer Leichenrede ausgewählt hatte; dann kehrte, während der Abend bereits hereingebrochen war, der feierliche Zug wieder nach dem Schloße zurück, wo abermals an zweiundachtzig Tafeln gespeist wurde.

Bei Gelegenheit dieser Feierlichkeit hatte der schon mehrfach erwähnte Eosander von Göthe sein Talent auf's Glänzendste entfaltet und die Domkirche war durch seine künstlerische Hand auf das Prächtigste ausgeschmückt worden. Bevor man in das Innere der Kirche gelangte, befand man sich in einer Art von Vorhof von fünfzig Fuß Höhe, vierzig Fuß Breite und fünf Fuß Tiefe. Durch einen Schwibbogen trat man in das Innere des Doms und zu jeder Seite dieses Schwibbogens standen, von Cypreßen umgeben und mit Füßgeln versehen, auf zwei Piedestalen zwei Statuen, welche mit ihren Händen den Schwibbogen gefaßt hielten, als ob sie denselben unterstützen wollten. Oben an dem Bogen selbst befand sich ein Todtengerippe, welches eine schwarzsammetne Decke zeltartig ausbreitete; zwei unter demselben stehende Figuren hielten eine Wappendecke, auf welcher das preußische und lüneburgische Wappen gestickt war, und auf dem Schwibbogen stand eine Säule mit der Inschrift: „Wende Deine naßen Augen hierher, o Preußen! wenn Du anders noch nicht von Thränen erschöpft bist und beschehe, mit was für Gottseligkeit Friedrich der gottseligen, aber ach! von ihrem Leibe abgesonderten Seelen Sophien Charlottens hier parentiret, mit was für Treue er der getreuesten Gemalin die äußerste Pflicht leistet, mit was für Ehrerbietung er der



Digitized by Google

ehrwürdigſten Königin die letzte Ehre erzeiget. O Schmerzen! o Leid! Ein großer Theil iſt von Friedrich abgeriſſen und faſt der ganze Friedrich, wo Friedrich nicht viel größer wäre, als er ſelber iſt. Durch eine Grazie ſind alle drei gefallen und dagegen tauſend Schmerzen aufgeſtanden, weil ſolche Annehmlichkeiten zwar verlangt, aber nicht erſetzt werden können. Der preußiſche Adler iſt von Traurigkeit dermaßen niedergeſchlagen, als ob er von ſeinem eigenen Strahle getroffen wäre und nun ſieht er den Untergang ſeiner Sonne mit höchſt betrübten Augen an. Bei ſo großem Leidweſen würde man ſich nicht begreifen können, wenn nicht bekannt wäre, daß die tugendſame Fürſtin Sophie Charlotte durch einen frühzeitigen Tod nur darum der Erde entriſſen ſei, auf daß ſie deſto zeitiger und früher nach dem Himmel überbracht würde. Bedenket ſolches Alle, die ihr hier hineingehet, damit ihr nicht durch unmäßiges Beklagen der Sterblichkeit die Unſterblichkeit, die Tugend ſelbſt beleidigt.“ Bei dem Grabmal ſelbſt befanden ſich außerdem zwei allegoriſche Figuren, die daneben ſaßen und trauerten; ſie ſollten die Havel und die Spree vorſtellen. Ganz oben war eine Fama angebracht, welche in der rechten Hand eine Poſaune, in der linken einen Cypreſſenzweig hielt, während die beiden Seiten des Schwibbogens mit Cypreſſenbäumen, Todtenköpfen und andern Emblemen des Todes ausgeſchmückt waren.

Wenn man nun in das Innere der Kirche trat, ſo war die Ausſchmückung derſelben nicht minder koſtbar und prächtig, als die des Vorhofes. Sämmtliche Wände derſelben, die Pfeiler und Bänke, ſogar der Fußboden, waren mit ſchwarzem Tuch ausgeſchlagen; das Chor aber, wo die königliche Leiche unter dem Baldachin ſtand, ſo wie die Seitenchöre, hatte der verſchwenderiſche Luxus damaliger Zeit mit ſchwarzem Sammet überkleidet. Der Sarg ſelbſt ſtand auf einem drei Stufen hohen Fundamente, welches mit geſtickten Adlern und Kronen geſchmückt war, und der Baldachin, der ſich über die königliche Leiche ausbreitete, war aus vier ſchwarzſammetnen Mänteln zuſammengeſetzt, welche an eben ſo viele Pfeiler des Chores mit goldenen Schnüren befeſtigt waren; ſie waren auf der Außenſeite mit Gold- und Silberſtoffen überzogen, innen mit den Wappen des preußiſchen und lüneburgiſchen Hauſes geziert. Darüber ſah man eine Inſchrift, die den Geburts- und Sterbetag der Königin anzeigte. In der Mitte wurden dieſe vier Mäntel durch goldenes und ſilbernes Laubwerk zuſammengehalten, während zwei aus weißem Wachs gegoſſene Engel, mit Flügeln von Schwanenfedern, das Zelt aufrecht hielten. Unter dem Baldachin ſchwebten noch zwei Figuren von demſelben Stoffe, mit Gold- und Silberſtück bekleidet, welche den Nachruhm und die Unendlichkeit vorſtellen ſollten. Unten an dem Sarg herum waren allegoriſche Figuren angebracht, welche die verſchiedenen Provinzen des Königreichs darſtellen ſollten und jeder derſelben war als Attribut eine beſondere Tugend beigeſellt. So das Herzogthum Preußen, welchem die Gottesfurcht, die Kurmark Brandenburg, der die Liebe, das Herzogthum Magdeburg, welchem die Vernunft, das Fürſtenthum Oranien, dem die Philoſophie beigefügt worden war. Die Krone, welche auf den vorhererwähnten ſeidenen Kiſſen den Sarg ſchmückte, war mit einer Perlenſchnur umwunden, deren Werth auf 30,000 Thlr. geſchätzt wurde, während die Diamanten, welche dieſelbe außerdem verzierten, über eine Million Werth gehabt haben ſollen. Das Trauergerüſt allein ſoll dem Könige über 80,000 Thlr. gekoſtet haben. Aber außerdem war die Kirche noch auf alle mögliche Weiſe verziert; ſo war zwiſchen den beiden mittleren Pfeilern, einige Fuß hoch über dem Bogen, ein vergoldetes Schild unter einer Königskrone angebracht und auf beiden Seiten deſſelben zwei gekrönte Adler, von denen ein jeder in ſeiner Klaue eine Trauerfackel hielt. Unter dieſem Schilde befanden ſich eine Menge von Sinnbildern mit Unterſchriften, welche allerdings zur Erklärung und Verſtändniß höchſt nothwendig waren; ſo ſah man zum Beiſpiel den Vollmond ringsum von den Sternen umgeben; einen andern Mond, der, im Zunehmen begriffen, hinter einer Erdkugel emporſtieg; eine im Weltmeer untergehende Sonne; einen Theil des Thierkreiſes, in welchem die Sonne dem Sternbilde des Waſſermanns begegnet, der ſie mit ſeinem Waſſer auszulöſchen drohte, und außerdem viele andere derartige Gegenſtände, welche ſich ſämmtlich auf

Digitized by Google

das Leben oder den Tod der Königin beziehen ſollten. Hoch oben im Innern der Kirche, war die Unſterblichkeit mit der Ehre, dem Ruhme und dem Nachruhme zu ſehen, und die Unſterblichkeit zeigte mit dem Finger auf eine Pyramide, auf welcher in lateiniſcher Sprache folgende Inſchrift ſtand:

Fahre hin, o Königin, bis an das Sternenzelt.
Doch Deiner Tugend Ruhm bleibt ewig in der Welt.

Mit nicht minderer Pracht, wie die Leichenfeier der Königin, ward auch zwei Jahre ſpäter, am 17. Mai, der kaum ſechs Monat alte Sohn des Kronprinzen, beſtattet; aber nicht lange darauf ſollte ein großes Freudenfeſt am berliner Hofe folgen; denn nachdem der König im Jahre 1708 aus Carlsbad zurückgekehrt, und die Kur die trefflichſten Wirkungen auf ſeine Geſundheit geäußert hatte, faßte Friedrich, beſonders durch den Grafen von Wittgenſtein und Marſchall von Biberſtein dazu bewogen, den Entſchluß, ſich wieder zu vermählen, und ſeine Wahl fiel anfänglich auf die Prinzeſſin von Naſſau-Dietz; auch war man ſchon über alle Punkte einig, bis endlich der einzige Umſtand, daß die Mutter der jungen Fürſtin bei der Vermälung in Berlin gegenwärtig ſein und ihrer Tochter die Schleppe nachtragen ſollte, die bisherigen Unterhandlungen wieder rückgängig machte, da ſich die Herzogin unter keinen Umſtänden dazu verſtehen wollte. Nunmehr wußte man die Abſichten des Königs auf Louiſe Dorothee, die Herzogin von Mecklenburg Schwerin, Schweſter des regierenden Herzogs und Wittwe des Erbprinzen von Mecklenburg-Güſtrow, zu lenken, und nachdem der König zuerſt eine perſönliche Zuſammenkunft mit ihr gehabt hatte, waren die übrigen Angelegenheiten bald in Ordnung gebracht. Am 27. November 1708 hielt ſie ihren feierlichen Einzug in Berlin, nachdem ſie ſich einen Tag lang in Schönhauſen aufgehalten hatte. Vor der Stadt war, um die neue Herrſcherin zu begrüßen, der ganze Hofſtaat aufgeſtellt. Außerdem ſtand die ganze Garniſon unter dem Gewehr und hatte die Straßen vom Königsthor bis zum Schloſſe im doppelten Spalier beſetzt; und das Thor ſelbſt war wie eine Ehrenpforte verziert und mit Bildern und Emblemen, welche ſich auf die Feierlichkeit bezogen, geſchmückt. In der Mitte prangte eine lateiniſche Inſchrift mit goldenen Lettern, welche folgendermaßen lautete: „Sophie Louiſe, der Mecklenburgiſchen Venus, als ſie mit triumphirender Pracht zum königlichen Beilager den Einzug hielt, darum daß ſie durch eine höchſt glückliche Verbindung mit dem großmächtigſten Könige, Friedrich von Preußen, das Alterthum des königlichen vandaliſchen Geblütes zu Seiner Majeſtät erhoben und die ewige Stadt Berlin, durch ihre Ankunft, mit einer unendlichen Freude angefüllt hat.“ Am folgenden Tage, am 28. November, fand die feierliche Einſegnung des königlichen Paares ſtatt. Am Nachmittage verſammelte ſich der Hofſtaat in den Vorgemächern des König's, um ſich der Proceſſion nach der Domkirche anzuſchließen. Als Alle verſammelt waren, verließ der König, bei dem von dem Herolde gegebenen Zeichen, ſeine Gemächer und begab ſich in Begleitung ſämmtlicher Prinzen des königlichen Hauſes, unter Anführung der beiden oberen Marſchälle, zu der Königin, welche ihm bis in das äußerſte Vorzimmer entgegen gekommen war. Hier nahm der König dem Oberkämmerer, Grafen von Wartenberg, die Krone, welche ihm derſelbe vorauf getragen hatte, ab, und ſetzte ſie ſeiner zukünftigen Gemalin, welche ſich leicht vor ihm verneigte, auf; dann kehrte dieſelbe in ihre Zimmer zurück, und nun begab ſich der Zug auf ein neues Zeichen des Heroldes über den Schloßplatz, wo ein fußhohes, mit rothem Tuch ausgeſchlagenes Gerüſt, errichtet war, nach der Domkirche. Die Königin wurde, mit der Krone auf dem Haupte, von dem Kronprinzen und dem Markgrafen Philipp geführt; die Schleppe ihres Mantels trugen ſechs Gräfinnen. In der Domkirche ſelbſt war für das hohe Brautpaar ein Thron, drei Stufen hoch, erbaut worden, mit rothem Sammet ausgeſchlagen und mit perſiſchen Tapeten belegt; ein Baldachin von rothem Sammet, mit goldgeſtickten Kronen und Adlern, breitete ſich über denſelben aus. Vor dieſem köſtlichen Throne ſtand ein goldner Tiſch, zwiſchen zwei Armleuchtern von demſelben Metall, und über dem Tiſch hing eine Art Mantel, gleichfalls von rothem Sammet, mit goldenem Brocat gefüttert, unter welchem ſich die bei der Ceremo-



Digitized by Google

nie Anwesenden reihten. Außerdem war der übrige Theil der Kirche mit den köstlichsten Tapeten drapirt und der ganze Fußboden war mit rothem Tuche bekleidet. Nachdem die feierliche Handlung vorüber war, begaben sich die hohen Vermählten, aber die Königin diesmal an der Seite des Königs, in das Schloß zurück, wo ein glänzendes Souper den festlichen Tag beschloß.

Eine Reihe der glänzendsten und prächtigsten Feste folgte dem königlichen Beilager. So fand z. B. im königlichen Hetzgarten ein Kampf wilder Thiere statt, bei welchem der König mit eigener Hand einen Auerochsen erlegte. Ein prächtiges Feuerwerk, welches ungeheure Summen gekostet haben soll, machte den Beschluß dieser Festlichkeiten. Aber demungeachtet wollte, wie uns ein damaliger Schriftsteller berichtet, keine rechte Lust und Freude am Hofe gedeihen, und wirklich war diese Ehe des Königs in jeder Beziehung unglücklich zu nennen. Die Königin, welche sich bisher am Hofe ihres Bruders ungestört allen ihren Vergnügungen überlassen hatte, glaubte, um Verläumdungen zu entgehen, ihrer gewohnten Lebensweise in Berlin entsagen zu müssen, und leider verfiel sie aus einem Extrem in das andere, sie ward eine Betschwester, und bald genug empfand der Hof zu Berlin mit Schrecken die Veränderungen, welche ihre Anwesenheit hervorgerufen hatte. Eine solche Sinnesart konnte auch auf den König Friedrich, welcher von Natur Pracht und Vergnügungen liebte, keinen besonderen Eindruck machen, und noch kein Jahr war verflossen, seitdem Preußen eine neue Königin erhalten hatte, als zwischen dem königlichen Ehepaar schon eine bedeutende Kälte und Zurückhaltung eingetreten war, und diese ward leider nicht, wie es der König gehofft hatte, durch die Geburt eines neuen Erben gemindert, denn das vorgerückte Alter Friedrich's spottete dieser Aussichten.

Ein freudigeres Ereigniß für den Hof, welches zugleich für das Land bedeutungsvoll zu werden schien, war die Niederkunft der Kronprinzessin von einem Prinzen, der jedoch, wie wir schon vorher sagten, in dem zarten Alter von wenigen Monaten starb. Glücklicherweise wurde die Trauer, welche dieser unglückliche Vorfall hervorgerufen hatte, durch die Geburt eines zweiten Prinzen, welcher am 24. Januar 1712 geboren wurde, in die lebhafteste Freude umgewandelt. Die Taufe dieses Prinzen, welcher vom Schicksal dazu ausersehen war, den preußischen Staat zu jener Stellung zu erheben, welche derselbe jetzt unter den Mächten Europa's einnimmt, fand schon wenige Tage nach dessen Geburt, am 31. Januar, statt. Vier Hofdamen und vier Cavaliere geleiteten den Täufling an jenem Tage, unter einem sammetnen mit Gold und Silber gestickten Baldachin, nach der Domkirche und wurde dort dem Könige übergeben, welcher ihn unter einem prächtigen Thronhimmel, dessen vier goldene Stützen von eben so vielen Rittern des schwarzen Adlerordens getragen wurden, empfing. Der Täufling selbst war in Silberstück gekleidet und die Schleppe seines langen Kleides trugen sechs Gräfinnen. Außerdem hatte er eine kleine mit Diamanten besetzte Krone auf dem Haupte. Seine Pathen waren der Kaiser Karl VII., der König von Polen, August, der Czaar Peter, die Kurfürstin von Hannover, die Generalstaaten und der Kanton Bern. Der junge Prinz erhielt in der Taufe den Namen Friedrich, in der Reihenfolge der preußischen Herrscher heißt er Friedrich II.; die dankbare Nachwelt aber und schon seine Zeitgenossen legten ihm den Namen Friedrich des Einzigen bei. — Zu bemerken dürfte noch sein, daß bei dieser Gelegenheit der ehemalige Oberpräsident von Dankelmann endlich seine Freiheit wieder erhielt.

Indessen hatte der König selbst schon lange an einer auszehrenden Krankheit gelitten, doch war dieselbe noch immer mit keiner unmittelbaren Lebensgefahr verbunden gewesen; ein unglücklicher Zufall beschleunigte indessen seinen Tod. Wir haben schon vorher erwähnt, welche unglückliche Richtung der Geist der Königin genommen hatte, und daß sie aus einer ziemlich weltlich gesinnten Prinzessin eine Betschwester geworden war. Unglücklicherweise ging ihre Frömmelei bald genug in eine Art von Melancholie über und ihr krankhafter Zustand verschlimmerte sich endlich so sehr, daß man es für nöthig erachtete, sie unter die Aufsicht ihrer Hofdamen zu stellen. Indessen hatte man dem Könige den

Digitized by Google

traurigen Zustand seiner Gemalin so viel als möglich verhehlt, als dieselbe eines Tages, an welchem ihr Zustand sich bedeutend verschlimmert hatte, der Aufsicht ihrer Hofdame zu entrinnen wußte. Sie lief, erfreut, sich einmal wieder in Freiheit zu befinden, nach den Zimmern des König's, zerstieß bei dieser Gelegenheit eine Glasthüre, daß die Scheiben des zerbrochenen Glases sie blutig ritzten, und trat so in das Zimmer des Königs, wo derselbe in einem Armstuhl ruhte und schlief. Hastig fuhr er aus seinem Schlafe empor und erschrak nicht wenig, als er aufwachte und seine Gemalin ganz weiß gekleidet, mit fliegenden Haaren und die Arme und Hände mit Blut befleckt, vor sich stehen sah. Zu gleicher Zeit warf sich die Königin mit Heftigkeit auf ihn und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er sie ihrer Freiheit beraubt habe. So vergingen mehrere Minuten, bevor noch auf Rufen des Königs einige Kammerdiener kamen und die Unglückliche fortführten. Der herbeigerufene Leibarzt erklärte dem zum Tode erschreckten König nun zwar den Zusammenhang dieses Vorfalls, worauf Friedrich befahl, daß man seine Gemalin zu deren Mutter nach Grabow im Mecklenburgischen schicken möge, da man von der Aenderung ihrer Lebensweise ein glückliches Resultat hoffte; aber dennoch hatte dies Abenteuer dergestalt auf die schwache Constitution des Königs gewirkt, daß er einen starken Fieberanfall bekam und das Bett hüten mußte, von welchem er auch nicht wieder aufstand.

Sonderbarer Weise finden wir bei dieser Gelegenheit zum erstenmal die Erscheinung der weißen Frau, auf dem Schlosse zu Berlin, erwähnt. Der König selbst soll in einer Vorahnung seines Todes zu seiner nächsten Umgebung gesagt haben: „Ich habe die weiße Frau gesehen, mir wird nicht wieder besser werden". Möglich ist es, daß er dabei auf die weiße Kleidung der Königin anspielte. Dagegen erzählt uns Güthter, daß der Kronprinz, als der König am 24. Februar gegen Mittag so bedenklich krank wurde, daß man unmöglich länger an seiner baldigen Auflösung zweifeln konnte, gegen Abend dieses Tages auf das Zimmer seines Vaters gerufen worden sei, und daß derselbe, als er sich dorthin begab, einen Saal in dem andern Flügel des Schlosses hell erleuchtet gesehen habe. Der Kronprinz stutzte bei diesem Anblick und fragte, warum so viele Lichter in diesem Saale angezündet wären; zwar sahen Alle dieselbe Erscheinung, aber Niemand wußte die Ursache davon anzugeben, und als zufälliger Weise der Kastellan die Treppe hinauf kam und der Kronprinz ihn über diesen Gegenstand befragte, gab derselbe zur Antwort: daß der fragliche Saal verschlossen sei, und da sich der Kronprinz mit seinem Gefolge nach dem andern Flügel des Schlosses begab, um die Ursache dieses räthselhaften Umstandes zu erkunden, war die Erleuchtung spurlos verschwunden.

Wir überlassen es einem jeden unserer Leser, die Wahrheit dieser Angabe zu bezweifeln, und fügen nur noch einige nähere Notizen über die letzten Augenblicke des ersten Königs von Preußen hinzu: Als der Kronprinz am Abend des 24. Februar das Zimmer seines Vaters betreten hatte, umarmte ihn derselbe mit den Worten: „Ich überlasse Dir jetzt meine Krone, um hinzugehen und diejenige zu empfangen, die das Blut Jesu Christi für mich und alle Gläubigen erworben hat." Dann empfahl der sterbende Fürst seinem Sohne, das Volk zu lieben und gerecht zu regieren; er ermahnte ihn, Künste und Wissenschaften zu fördern und seiner Religion treu zu bleiben. Dann segnete er ihn und beschäftigte sich nun ausschließlich mit den Vorbereitungen auf seine letzte Stunde. Diese blieb auch nicht lange aus. Es war gegen ein Uhr Mittag's, am 25. Februar, und der Kronprinz war kurz zuvor in das Zimmer getreten und hatte den sterbenden Vater noch einmal umarmt, als derselbe seine Augen für immer schloß.

Ungeachtet der zu weit getriebenen Prunkliebe Friedrich I., wäre es jedoch höchst ungerecht, wollte man die großen Verdienste, welche sich dieser König um das Land sowohl, als um Berlin insbesondere erwarb, verkennen. Handel und Gewerbe blühten fröhlich empor; der Ackerbau hob sich bedeutend, die Landstraßen waren mit Reisenden gefüllt und in den Städten erhoben sich allgemach Manufacturen und Fabriken aller Art. Nichtsdestoweniger müssen wir einen Theil dieser Verdienste

Digitized by Google

auch auf Rechnung ſeiner Miniſter ſetzen, die ihm mit guten Rathſchlägen an die Hand gingen. — Glücklicherweiſe handelten diejenigen Männer, welche ſich der Gunſt Friedrich I. zu erfreuen hatten, nicht auf eine ſo ſelbſtſüchtige Weiſe, wie der Graf Adam von Schwarzenberg, deſſen wir bei Gelegenheit von George Wilhelm's Regierung erwähnten. Der Freiherr von Dankelmann wird, ſo lange noch die Akademie der Künſte in Berlin blüht, nicht vergeſſen werden, und wenn das Schickſal dieſes Mannes leider nicht von der Art war, wie es ſeine Talente und ſeine Bemühungen verdienten, ſo hatte er dies einzig und allein ſeinem übermüthigen Stolze zuzuſchreiben. Seine Stelle war, wie wir in dem vorhergehenden Abſchnitte erwähnten, anfänglich durch den General-Feldmarſchall von Barfuß und nach dem Sturze deſſelben, im Jahre 1702, durch den Oberkämmerer, Grafen von Wartenberg, erſetzt worden. Dieſer Mann war ſchon bei Lebzeiten des großen Kurfürſten, am preußiſchen Hofe erſchienen und von dieſem Fürſten zum Staatsrath, von Friedrich III. aber zum Schloßhauptmann und erſten Stallmeiſter ernannt worden. Die Gunſt, in welche er ſich bei dem damaligen, noch allmächtigen Miniſter Dankelmann zu ſetzen wußte, trug ebenfalls viel zu ſeiner ſchnellen Beförderung bei. So wurde er zum Oberkämmerer ernannt und verband mit dieſer Stelle nach Dankelmann's Sturze die Würde eines Premierminiſters. Seine ihm angeborne Freundlichkeit und Herablaſſung bewahrten ihn vor Stolz und Anmaßung, die ſeine beiden Vorgänger geſtürzt hatten, ſo daß er ſich bedeutend länger, als ſie, in ſeiner Stellung zu erhalten wußte. Nichtsdeſtoweniger konnte es ihm bei einer ſolchen Stellung, welche er am Hofe einnahm, nicht an Neidern fehlen, die auf alle mögliche Weiſe ſeinen Sturz vorzubereiten ſuchten. Inwieweit dieſer Miniſter indeſſen der Vergehungen, deren ihn ſeine Feinde in ſpäterer Zeit anklagten, ſchuldig war, muß dahin geſtellt bleiben, indeſſen iſt wohl ſo viel gewiß, daß er den König aufrichtig liebte und ihm mit vieler Treue und Ergebenheit diente.

Das Glück, welches dieſen Günſtling bei allen ſeinen Unternehmungen begleitete, ſchien ihn auf keine Weiſe verlaſſen zu wollen. Eine Menge Intriguen und Kabalen wurden gegen ihn geſchmiedet und alle dieſe hatten keinen weiteren Erfolg, als daß Wartenberg ſich nur noch mehr in der Gunſt ſeines König's befeſtigte und ſeine Feinde vom Hofe entfernte. So wußte der Graf es einzurichten, daß die Stelle des in Ungnade gefallenen Generalfeldmarſchalls Barfuß von dem Grafen von Wartensleben beſetzt wurde. Der Graf von Wittgenſtein, ebenfalls ein Anhänger von Wartenberg, wurde zum Obermarſchall ernannt, ſo daß ſich Wartenberg nunmehr nur von ſeinen zuverläßigſten Freunden umgeben ſah; auch würde er ſich wirklich länger in der Gunſt des Königs und ſeiner übrigen Umgebung erhalten haben, wenn ſeine Frau durch ihren thörigten Stolz und ihre lächerlichen Anmaßungen nicht alle diejenigen, welche mit ihr in nähere Berührung kamen, empört hätte. Die gute Dame kannte, ſeitdem ihr Mann in den Reichsgrafenſtand erhoben war, in ihrem Stolze keine Grenzen mehr. Wir haben ſchon vorher, Seite 111, erwähnt, aus welchem niedrigen Geſchlechte ſie durch eine Reihe von Glückszufällen zu ihrer hohen und beneideten Stellung empor gehoben war. Dennoch mußte ſie bei Lebzeiten der Königin Sophie Charlotte manche Demüthigung erfahren; denn ungeachtet ihrer Leutſeligkeit und Herablaſſung, konnte dieſe Monarchin es doch nicht über ſich gewinnen, dem Uebermuthe der Gräfin Vorſchub zu leiſten. In Lützenburg, wo ſie gewöhnlich Hof hielt, erhielt die Gräfin keinen Zutritt, aber nach ihrem Tode überließ ſich die ehemalige Madame Biedekapp den ausſchweifendſten Anmaßungen. So geſchah es einſt und zwar bei Gelegenheit der Taufe der neugeborenen Prinzeſſin, Friederike Sophie Wilhelmine, daß ſie in einen heftigen Streit mit der Frau von Linkio, der Gemalin des holländiſchen Geſandten gerieth, welche ihr den Vorrang ſtreitig machen wollte. Bei allen Feierlichkeiten ging nämlich die Gräfin von Wartenberg unmittelbar hinter den Prinzeſſinnen von Geblüt her, ſeitdem ſie der Herzogin von Holſtein den Vortritt für 10,000 Thlr. abgekauft hatte. Niemand hatte bei dem hochmüthigen Temperament der Gräfin, der Gemalin des gefürchteten Günſtling's, es gewagt, ihr den Vor-

Digitized by Google

rang ſtreitig zu machen; die Frau von Lintlo war die Erſte, welche dies that. Als ſich nämlich am Tage der Taufe ſämmtliche dazu geladene Damen in die Zimmer der Kronprinzeſſin begaben, um der Markgräfin von Schwedt, welche die Prinzeſſin über die Taufe halten ſollte, zu folgen, folgte die Gräfin von Wartenberg, als der Zug begann, unmittelbar nach der Markgräfin; doch als die Markgräfin aus dem letzten Zimmer heraustrat, ſprang die Frau von Lintlo, welche dieſen Augenblick abgewartet hatte, plötzlich hervor und ſchob ſich glücklich vor die Gräfin. Dieſe aber, welche in dergleichen Dingen keinen Spaß verſtand, packte ihre Nebenbuhlerin und hielt ſie am Kleide feſt. Vergeblich ſuchte die Frau von Lintlo ſich loszureißen; die ehemalige Madame Biedekapp hielt feſt und Frau von Lintlo richtete nun ihren Angriff gegen den Kopfputz der Gräfin und richtete ſo bedeutende Verwüſtungen in demſelben an, daß die Gräfin ſich veranlaßt fühlte, ihrer Gegnerin ein Paar Rippenſtöße zu appliciren. Dieſe erwiederte natürlich eine ſolche Begrüßung und die beiden Damen geriethen zum großen Gelächter des Hofes in einen fürchterlichen Fauſtkampf, welchen der Herr von Beſſer, der Oberceremonienmeiſter, nur mit Mühe beenden konnte. — Der König Friedrich nahm dieſen Vorfall jedoch ſehr ernſthaft auf. Sein Zorn traf die Frau von Lintlo, die allerdings den eigentlichen Anlaß dieſer ſcandalöſen Scene gegeben hatte; er trug auf die Zurückberufung des Geſandten bei den Generalſtaaten an, und drohte ſogar, daß, wenn dies nicht geſchehe, er ſeine Hülfstruppen aus Flandern zurückziehen würde. So ſah ſich die Frau von Lintlo genöthigt, ſich vor ihrer Feindin zu demüthigen und der Stolz derſelben, der auf dieſe Weiſe neue Befriedigung erhalten hatte, kannte nun keine Grenzen mehr. Nach der abermaligen Verheirathung des Königs wagte ſie es ſogar, demſelben gegen ihrer neue Fürſtin den Zügel ſchießen zu laſſen; denn als die Königin, während der Abweſenheit ihres Gemals eine Stickerei für denſelben vollenden wollte und die vornehmſten Damen des Hofes dazu eingeladen hatte, ihr dieſe Arbeit vollenden zu helfen, befand ſich auch die Gräfin von Wartenberg unter Denen, welchen ſie dieſe Ehre erzeigte. Nun beſaß dieſe Dame neben andern lobenswerthen Eigenſchaften auch eine unverwüſtliche Liebe zum Faulenzen. Nichtsdeſtoweniger ſah ſie ſich genöthigt, dem Befehl der Königin nachzukommen. — Während nun die Damen ruhig bei ihrer Arbeit ſaßen, öffnete ſich plötzlich die Thür und ein Menſch mit einer großen Kaffeekanne und ein Paar Taſſen trat herein. Auf's Höchſte erſtaunt, fragte die Königin nach ſeinem Begehr, worauf die Gräfin von Wartenberg mit größter Ruhe erwiederte: daß es ihr Bedienter ſei, dem ſie den Auftrag gegeben habe, ihr den Kaffee zu bringen. Auf das Aeußerſte über ein ſo unverſchämtes und pöbelhaftes Benehmen erzürnt, befahl ihr die Königin, ſich auf der Stelle zu entfernen; aber die Gräfin von Wartenberg hatte beſchloſſen, ihren Trotz bis auf's Aeußerſte zu treiben; ſie machte ruhig Anſtalt, ihren Kaffee auszutrinken, bis die Königin endlich aufſprang und ihren Leuten befahl, die gute Dame mit ihrem Kaffee zum Fenſter hinauszuwerfen. Hierauf mochte es die Frau Gräfin doch nicht ankommen laſſen und ohne dergleichen gewaltſame Maaßregeln abzuwarten, machte ſie ſich auf dem gewöhnlichen Wege, ſo ſchnell als möglich davon; aber die Strafe, welche ihr der König bei ſeiner Rückkehr beſtimmte, beſtand nur in einer Abbitte, welche ſie der Königin leiſten mußte.

Ein anderer Vorfall, bei welchem die Gräfin, noch immer nicht klüger und beſſer geworden, ebenfalls wieder eine Hauptrolle ſpielte und ihrem unbezähmbaren Stolz die Zügel ſchießen ließ, ereignete ſich bald nachher und wurde zugleich die Urſache ihres und ihres Gemal's Sturzes. Als nämlich die Frau von Mantuoff, die Gemalin des ruſſiſchen Staatsminiſters und Amboſſadeurs des Czaars bei den Generalſtaaten, nach Berlin kam, gab der ruſſiſche Geſandte, ein Herr von Licht, ihr zu Ehren ein großes Diner, zu welchem auch die Gräfin Wartenberg eingeladen war. Bevor die Gräfin dieſe Einladung annahm, ſchickte ſie ihren Stallmeiſter an den Geſandten und ließ fragen, ob ſie bei Tiſche über der Frau von Mantuoff ſitzen werde. Der Herr von Licht ließ der ſtolzen Dame ſo ſchonend als möglich antworten, daß die Gemalin des ruſſiſchen Staats-

Digitized by Google

ministers, welche noch dazu in Berlin fremd sei, unmöglich unter ihr sitzen könne. Natürlich erschien die Gräfin, nachdem sie diesen Bescheid erhalten hatte, nicht. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die Frau von Mantuoff das Benehmen der Gräfin nicht erfahren hätte. Sie beschwerte sich deshalb bei dem Könige und drohte, daß der Czaar nöthigenfalls die ihr, durch das Benehmen der Gräfin, zugefügte Beleidigung rächen würde. Der König, welcher in der That Unannehmlichkeiten aus diesem Vorfall entspringen zu sehen fürchtete, ließ der Gräfin bedeuten, daß sie der Frau von Mantuoff, so lange deren Anwesenheit in Berlin dauern würde, jeder Zeit den Vortritt einräumen, und ihr außerdem Abbitte leisten solle. Man kann denken, wie sauer dieser Schritt der Guten wurde, aber dennoch sah sie sich zu demselben genöthigt, und außerdem hatte sie noch von Seiten des Königs selbst harte Vorwürfe zu erdulden, indem ihr dieser befahl, ihr Betragen künftig gänzlich umzuändern, da er sie sonst bei der geringsten Unannehmlichkeit gänzlich vom Hofe entfernen würde.

Den zahlreichen Feinden und Neidern des Grafen Wartenberg war die Disharmonie, welche zwischen dem Könige und seinem Günstlinge durch diesen Vorfall eingetreten war, nicht entgangen und sie beschlossen, diese günstige Gelegenheit für ihre Plane nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. An der Spitze dieser Gegenpartei stand allerdings seit längerer Zeit eine Person von größter Bedeutung, nämlich der Kronprinz selbst, welcher eine heftige Abneigung, sowohl gegen den Grafen als dessen Gemalin gefaßt hatte.

Auf den fürchterlichen Winter des Jahres 1708, war nämlich ein Mißwachs, eine Hungersnoth und nach dieser eine Pest gefolgt, welche in Preußen allein 200,000 Menschen dahin raffte und auch in der Neumark fürchterliche Verheerungen anrichtete. Die Anstalten, welche der Graf von Wartenberg traf, um dem fürchterlichen Elend, welches im Lande herrschte, abzuhelfen, waren nur unbedeutend. Vergeblich hatte der Kronprinz ihn ersucht, kräftigere Maaßregeln zu treffen, sogar 40,000 Thaler, welche er verlangte, um einigermaßen das Elend zu mindern, wurden ihm verweigert, während man dem Könige, so viel als möglich, den wahren Zustand des Landes zu verhehlen suchte. Dieser Umstand hatte den Kronprinzen heftig gegen den Grafen aufgebracht; doch waren seine Intriguen, denselben zu stürzen, bisher noch immer vergeblich gewesen. Nunmehr schien auch ihm der günstige Augenblick gekommen und er setzte alle Maschinen in Bewegung. Die beiden Herren von Kamecke, zwei Brüder, welche ebenfalls die Gunst des Königs in einem gewissen Grade besaßen, und von denen der Eine Staatsminister, der Andere Grand-maitre de la garderobe war, wurden dazu ausersehen, die Grafen von Wartenberg und von Wittgenstein zu stürzen. Der Letztere, welcher, wie gesagt, Oberhofmarschall war und die Verwaltung der Feuerkassengelder unter sich hatte, wurde von einem der Herren von Kamecke grade zu der Veruntreuung angeklagt, da die Stadt Krossen, welche zu jener Zeit fast gänzlich abgebrannt war, sich an den Obermarschall, um Unterstützung bittend, gewendet, aber nicht erhalten hatte, indem die Kasse leer war. Zwar bewies Wittgenstein, daß er die Gelder nur zum Nutzen des Königs verwendet habe; aber demungeachtet ward er noch an demselben Tage von einem Lieutenant mit zwanzig Mann in Verhaft genommen. Am folgenden Morgen forderte ihm der Großmeister des schwarzen Adlerordens die Decorationen desselben ab und eine Viertelstunde darauf wurde er nach Spandau abgeführt. — Acht und vierzig Stunden nachher erschien der Staatssekretair von Itzen bei Wartenberg, nahm demselben das Staatssiegel ab und kündigte ihm seine Entlassung mit der Bemerkung an, daß er sich nach seinem Gute Woltersdorf, der einzigen Besitzung, welche er im preußischen Staate hatte, begeben solle. Indessen erhielt Wittgenstein bald nachher seine Freiheit wieder und mußte, nachdem er eine Strafsumme von 80,000 Thlr. erlegt hatte, den Staat für immer meiden. — Von Wartenberg selbst trennte sich der König nur mit Mühe und vergoß sogar Thränen bei dem Abschiede. Er umarmte ihn und soll sogar gesagt haben, daß es ihm sehr leid thue, ihn aus seiner Umgebung entfernen zu müssen, doch erfordere es das Beste des Staates. Dabei zog er einen Ring vom

Digitized by Google

Finger, reichte ihn dem Oberkämmerer als ein Zeichen seiner noch immer fortdauernden Freundschaft. Nachdem sie so von einander Abschied genommen, begab sich Wartenberg nach Woltersdorf und schrieb von dort aus dem Könige, daß er das Porzellankabinet seiner Frau und den Garten vor dem Spandauer-Thore, welcher den Namen mon bijou führte, als Geschenk von ihm annehmen möge, worauf der König sehr gnädig erwiederte, daß er durchaus nichts von dem Eigenthum des Kämmerers unentgeldlich annehmen, sondern ihm dasselbe bezahlen würde.

Nachdem Wartenberg nun aber einmal vom Hofe entfernt war, konnte es dem Kronprinzen und den Herren von Kamecke nicht schwer fallen, ihn auch für immer aus dem preußischen Staat zu entfernen. Demgemäß erhielt er bald nachher den Befehl, sich nach Frankfurt a. M. zu begeben und diesen Ort nie ohne die Erlaubniß des Königs zu verlassen; dabei wurde ihm noch eine lebenslängliche Pension von 20,000 Thaler jährlich zugesichert, welche im Fall seines Todes auch auf seine Gemalin unverkümmert übergehen sollte.

Der Herr von Kamecke, der bisherige Grand-maitre de la garderobe, erhielt nun die Stelle als Oberkämmerer, sein Bruder die übrigen Aemter Wartenberg's. Dennoch konnte der König seinen Liebling nicht so leicht vergessen und soll ihm sogar den Vorschlag gemacht haben, nach Berlin zurückzukehren, seine Gemalin aber in Frankfurt zu lassen. Wartenberg wollte jedoch nicht in diese Bedingung willigen, hätte sich aber doch vielleicht dazu bewegen lassen, wenn ihn nicht bald darauf der Tod überrascht hätte. Er hatte auf seinem Sterbebette angeordnet, daß man seinen entseelten Körper nach Berlin bringen möchte, und als sein Leichnam bei dem Schlosse vorüberkam, um auf dem Klosterkirchhofe beigesetzt zu werden, soll der König am Fenster gestanden und geweint haben.

Man mag es jedoch verzeihen, wenn wir bei der Schilderung des berliner Hofes etwas ausführlich verweilt haben; aber das Leben und Treiben des Hofes ist jederzeit einen zu großen Einfluß auf die Bewohner einer Residenzstadt, so wie auch auf diese Letztere selbst aus, als daß Beide nicht in einem nothwendig bedingten Zusammenhange stehen müßten.

Das wichtigste Ereigniß, welches die Residenzstädte jedoch in dieser Zeitperiode, von welcher wir so eben gesprochen haben, betroffen hatte, war die Erlassung des königlichen Edicts vom 17. Januar 1709, welches verordnete, „daß von nun an und hinführo in den Residenzen Berlin, Kölln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichsstadt und allen Vorstädten, nur ein Stadtrath sein, und daß derselbe die Administration aller vorbenannten Residenzen, so hinführo sämmtlich den Namen von Berlin tragen sollen, unweigerlich über sich nehmen solle.“ Diesem Edict gemäß bestand der neue Stadrath aus vier Bürgermeistern, zwei Syndicis, einem Oeconomie-Direktor, einem Controlleur und zehn sogenannten Rathsverwandten, zu welchen noch ein Sekretair, ein Registrator und mehrere Schreiber hinzukamen. Erstere Aemter waren nur von jährlicher Dauer und wurden durch königliche Ernennung besetzt. Auch die zwölf Stadtrichter, welche aus den Magistratspersonen gewählt wurden, bestätigte der König selbst. Diese letztere Behörde verwaltete alle gerichtlichen Angelegenheiten, welche die Einwohner Berlin's betrafen, die nicht zur Gerichtsbarkeit des Kammergerichts oder zur französischen Kolonie gehörten, da die letztere Klasse von Einwohnern, ihr eigenes Unter-, Ober- und Revisionsgericht hatte.

Um dem Leser jedoch zuvor einen gedrängteren Ueberblick über die Zustände Berlin's in damaliger Zeit zu geben, führen wir den Bericht eines glaubhaften Schriftstellers, welcher gleichzeitig in Berlin lebte, an. Es ist der schon vorher erwähnte Engländer Toland, der in seinen Briefen an den Herzog von Sommerset sich folgendermaßen ausdrückt:

„Diese Stadt, welche zwar eben so groß nicht, aber überaus schön und nett ist, wird in zwei Haupttheile abgetheilet, wovon der eine, nämlich die alte Stadt, wiederum in drei unterschiedliche Districte und Gegenden, als in Berlin, Kölln und den Werder getheilt wird; in der neuen Stadt aber, welche man nun ebenfalls angefangen hat zu fortifiziren, heißt der eine Theil



Digitized by Google

die Friedrichsstadt, der andere die Dorotheenstadt, welche Namen sie von den letzt verstorbenen Kurfürsten und Kurfürstin bekommen haben, dergestalt, daß also die ganze Stadt aus fünf besondern Abtheilungen und Gegenden besteht, ohne was die Vorstädte betrifft. Die Straßen darin sind sehr breit, reinlich und besser gepflastert als man sonst gemeiniglich in Deutschland findet, und sind an den meisten Orten der Stadt, eben wie in Euren Provinzen in Holland Bäume und Linden reihenweise gesetzt, welches sowohl zur Lust als zum Nutzen dienet, ungeachtet es sonst bei uns in England nicht eben gar gebräuchlich ist. Ingleichen giebt es auch allda hübsche Kanäle, welche durch die Abtheilungen der Stadt fließen und mit allerhand saubern Aufziehebrücken auf holländische Art belegt sind. Die darin aufgerichteten neuen Häuser sind meistentheils nach der besten Baukunst aufgebauet und gemeiniglich von außen nach der Gasse zu schön ausgezieret, auch inwendig nicht übel meubliret. Die wenigen alten Häuser aber, die noch stehn, sehen gegen die andern ganz krumm und übel aus und gemahnen mich nicht anders, als wenn man etwa ungestalte Zwerge mit andern wohlgewachsenen und hübschen Menschen vergleichen wollte."

„Es giebt in dieser Stadt unterschiedliche Dinge, welche werth sind, daß sie von den Fremden besehen werden. In dem Schlosse ist eine Bibliothek, welche jährlich ein gewisses Einkommen hat, wovon sie vermehret und unterhalten wird; die Bücher darin sind auserlesen, viele an der Zahl und gut conditionirt, allein sie reichen doch noch alle nicht hin an die Wolfenbüttler Bibliothek, ungeachtet sie zu seiner Zeit durch die Bücher des Herrn Barons von Spanheim um ein Merkliches vermehrt worden, als welche der König dazu gekauft hat, und die apart in der einen Kanzeleistube jetzt aufbewahrt werden. Es ist nicht nöthig, daß man davon noch mehr Nachricht giebt, wenn man nur das Einzige betrachtet, daß sie von diesem unvergleichlichen Antiquario, vortrefflich gelehrten Manne und erfahrnem Statisten zusammenkolligirt und geschafft sind. Allernächst bei der Bibliothek ist ein Kabinet mit allerhand Raritäten angefüllt, welches billig ein großer Schatz zu nennen ist und unterschiedliche Wirkungen beides der Natur und der Kunst zeiget, dergleichen an andern Höfen nicht leicht zu sehn sind. Wozu mit kommt Ihro Maj. gesammelter Schatz der raresten Medaillen, von welchen beiden eine gar besondere Nachricht erlangt werden kann aus dem vom Herrn Bergero schon unlängst in unterschiedlichen volumibus herausgegebenen thesauro Brandenburgico. — Die heutigen Künstler haben wohl nichts zu Stande gebracht, welches diejenige Statua zu Pferde übertrifft, welche allda auf Ordre des Königs zu Ehren seines glorwürdigsten Vaters, des größten Generals des vorigen Säculi auf der mit Quadersteinen ausgezierten Brücke, die Seine Maj. über einen Arm von der Spree hat bauen lassen, ist aufgesetzt worden. Der Mann und das Pferd sind an einem Stücke und von einem Gusse, es wiegt zusammen 3000 Centner Erz und kostet 40,000 Thaler. Die Statua zu Fuß für Ihro Königl. Maj. sieht Ihr sehr ähnlich, und soll in dem Hofe des neuen Zeughauses aufgesetzt werden; dieses ist beinahe ganz fertig und liegt in demjenigen Theile der Stadt, der der Werder genannt wird. Sonst ist es ein massives, festes, viereckiges Gebäude, woran weder Baukunst noch Kosten, weder Bequemlichkeit noch Zierath gesparet sind, und davon schon ein ziemlicher großer Platz mit schönen Stücken und andern Kriegsrüstungen, die alle mit einander in guter Ordnung stehn, angefüllt ist."

„Allernächst an diesem Zeughause ist eine Schleuse, die vormals nur bloß von Brettern und Holze war, nunmehr aber ganz von gehauenen Steinen ausgesetzt und dabei eine schöne Anfurth, wo die Schiffe liegen können, welches mit gutem Recht der Hafen von Berlin genannt werden kann, aus Ursache, weil man dort herum jederzeit eine große Menge beladener Schiffe sieht, die den Strom aufs oder abfahren, zu geschweigen der andern kleinen Kähne, die in die Stadt gehören. — In der Stadt Berlin, welche stricte und eigentlich so genannt wird, ist nahe am Wall oder der Mauer ein ansehnliches Amphitheater oder Schauplatz, worin die Bären, Löwen, Bullen, Urochsen und andre wilde Bestien mehr streiten und kämpfen, deren eine gute Anzahl

Digitized by Google

jederzeit unten drunter in ihren Höhlen und Löchern unterhalten werden. Obgleich die alten Ställe, die an dem Schlosse noch anliegen, sehr groß und weit sind, so hat er doch in der neuen Stadt andre aufbauen lassen, welche wahrlich sehr magnifique sein und oft von den Fremden für die Palatia und Wohnungen eines großen Herren angesehen werden. Sie sind in zwei Höfe und neun Pavillons von gleicher Weite eingetheilt. Oben drüber ist die Akademie der Maler, der gelehrten und aller andern freien Künste, welche allhier sehr exkolirt und gepflegt werden. Ingleichen ist auch hier ein weit aussehendes Observatorium für die Sternseher aufgebaut. Allein unter allen Kuriositäten in Berlin ist wohl die wichtigste der neue königliche Palast, mit welchem Bau man schon weit gekommen ist: er liegt in Kölln und eben auf demselben Orte, wo vor diesem das alte Schloß gestanden hat. Ich will mich hierbei nicht in Partikularitäten und sonderbare Beschreibungen einlassen, als womit ich in langer Zeit nicht fertig werden würde, so will ich auch nicht hierbei (wiewohl es gar füglich geschehn könnte) Gelegenheit nehmen, demselben meine Wissenschaft von der Baukunst zu erkennen zu geben, und zu zeigen, daß ich alle Commentatores und Erklärer des Vitruvii gelesen habe. Es ist von dergleichen Dingen besser nichts, als zu wenig zu sagen. Allein ich will zum Wenigsten hiebei meinem hochgeehrten Herrn so lange, bis ich ihm den Plan und Grundriß davon verschaffen kann, nur so viel zur Nachricht melden, daß ungeachtete derselbe weit und breit in der Welt umhergereist ist, so hat er doch niemals etwas gesehn, das besser eingerichtet, bequemer und prächtiger sei als dieser Palast. Ich gebe zwar zu, daß er vielleicht einen oder den andern mag gesehn haben, welcher zwar geraumer aber nicht so regulär gewesen ist. Kurz, die andern Paläste in Europa, welche von so vielen Königen nach einander erweitert, ausgeziert oder ausgebessert worden, werden nur dazu dienen, den Glanz des Palastes des ersten christlichen preußischen Königes desto mehr zu erheben, gleich als wie etwan seine Krone und Scepter wegen der großen Anzahl und wegen des Glanzes und Werthes ihrer dareingesetzten kostbaren Steine alle die andern verdunkelt haben. Es sind zwar einige Leute, welche gleichsam die Verschwendung dieser eingesetzten Diamanten tadeln und in den Gedanken stehn, daß sie anderweits hätten besser angewendet werden können, als daß sie hier gleichsam todt liegen. Allein zu geschweigen der Antwort, daß man deßfalls zwischen großen Herren und Privatleuten einen Unterschied zu machen habe, so ist auch über dieses anjetzo meines Thuns nicht, daß ich mich erst lange um die Ursache solcher Dinge bekümmern will, sondern mein Vorhaben ist nur bloß dieses, daß ich meinen Herrn eine wahre Erzählung dessen, was vorgegangen ist, abstatten will."

„Die Bürger folgen deßfalls ihrem Landesvater nach und richten von Tag zu Tag in allen Gegenden der Stadt neue Häuser auf, dergestalt, daß es immer einer dem andern zuvorthun will und daß binnen wenig Jahren Berlin eine von den allerfeinsten Städten werden wird, die man nur mit Augen sehn kann. Es werden allda allerhand Manufacturen stark getrieben, als zum Exempel allerhand kuriose Arbeit in Gold und Silber, in polirtem Stahl und Glas, allerhand leichte Zeuge, grobe Tuche, Strümpfe und viele andre Dinge mehr. Und wahrlich, es kann auch wohl nicht anders sein, denn zu geschweigen der guten Ordnung und Moderation, so müssen wir auch hiebei nicht vergessen, noch drei besondere Umstände, welche hierzu sehr viel mit beigetragen haben. Als nämlich zum ersten: die große Menge der französischen Flüchtlinge und andrer verfolgten Protestanten, die hier einen sichern Schirm und Schutz gefunden und dabei ungemein große Privilegien und Freiheiten erlangt haben, — die andre Ursach ist die vollkommne Gewissensfreiheit, die alle gute Christen an diesem Orte und durch alle Länder des Königs genießen, — die dritte Ursach ist die große Anzahl der Häuser, die Ihro Maj. an unterschiedlichen Plätzen und Oertern und insonderheit um Berlin herum zu ihrem eignen Gebrauch aufbauen läßt, welches denn dieser Stadt reichlich wieder einbringt, was ihr etwa sonst wegen Dürre und Unfruchtbarkeit des Landes abgeht. Und diesen drei Ursachen eben schreibe ich es zu, daß die brandenburgischen Lande insgesammt, und insonderheit

die Stadt Berlin, seit wenig Jahren so hoch gewachsen und aufgekommen ist."

„Ich weiß zwar wohl, daß unterschiedne Leute von nicht geringem Verstande in der Meinung stehn, daß es besser und zuträglicher wäre, daß ein großer Herr nicht so viele Häuser baue, sondern die dazu ausgesetzten Kosten nur etwan an zwei oder drei lege, wodurch dieselben viel prächtiger und herrlicher aufgeführt werden könnten, als alle andern Schlösser aller deutschen Fürsten. Allein zu geschweigen, daß der König zwei oder drei Häuser so prächtig aufbauen kann, als ihm nur immer beliebet (indem er jedwedes Jahr wirklich 150,000 Thaler bloß zu seinen Gebäuden ausfetzet und verwendet), so genießen auch überdieß hieraus seine Unterthanen einen gar merklichen Nutzen, theils durch ihre daran thuende Arbeit, theils auch durch die von ihnen herbeigeschafften Materialien, wofür ihnen richtige Bezahlung geschieht. Dieses macht nun, daß das Geld brav im Lande herum läuft, und scheint eines von Ihro Maj. vornehmsten Absichten zu sein. Es ist kein Potentat in der Welt, und vielleicht auch wenig private Personen, die da besser als er die angenehmen Reizungen und Wollüste des Landlebens verstehn, welches von so großen Leuten der Antiquität so sehr ist geliebet, gelobet und practiciret worden. Dieses erhellet nicht allein aus der vielen Zeit, die er damit zubringet, und der Lust, die er sich dadurch zu machen weiß, sondern auch in der Anlegung und Aufbauung der Lusthäuser selbst, sammt deren unterschiednen Situation und Ausputzung. Sie werden insgesammt überaus nett und sauber gehalten, wie es bei einem großen Potentaten sich gehöret, und sind vollkommen mit Allem und Jedem nach ihrer unterschiednen Größe und Gebrauch versehen, daß nicht etwa erst dieses oder jenes Ding von einem Haus zum andern darf gebracht werden, sondern es hat ein jedes Ding schon an und für sich, was ihm gehöret, auch nicht einmal davon ausgenommen die goldenen und silbernen Service und Geräthschaften, welches man (wie ich mir habe sagen lassen) von keinem andern Potentaten in Europa sagen kann. Nunmehr gehe ich fort, und will von einem jeglichen solchen Hause noch etwas Besonderes sprechen."

„Das erste, welches ich gesehen habe, ist Oranienburg, welches von dem letztverstorbnen Kurfürsten zur Lust seiner Gemalin angefangen, und nach dem Namen ihrer Familie benannt worden, und liegt in einer solchen Gegend, welche Holland sehr gleich kommt. Nahe dabei liegt ein klein Städtchen gleiches Namens und rund herum sind sehr große weite Wiesen, welche durch gewisse Kanäle, die aus der Havel kommen, befeuchtet werden und in der Ferne mit Wald umgeben sind, den man denn durchgehauen hat, wodurch sehr schöne Prospecte gemacht worden, die zuweilen bis an ein anderes nahe gelegnes Lustschloß reichen. Es besteht anjetzo, heutiges Tages, aus zwei Höfen, wovon das Hauptgebäude in der Mitte liegt. Es haben Ihro Majestät sothanes Gebäude beinahe um die Hälfte vermehrt und zu Ehren ihrer Frau Mutter sehr viele Zierathen hinzugefüget, wie solches aus einer lateinischen Inscription erhellet, welche oben über dem großen Thore stehet. Der Garten dabei ist sehr weitläuftig und mit vielen Statuen, Wasserkünsten, großen aufgerichteten Säulen, Grotten, einem Vogel- und Orangenhause, wie auch noch mit einem andern Hause, etliche Schritte weiter, ausgezieret, welches die Favorite heißet, und darin der König, wenn es ihm bequem ist, gar gefällig ruhn und schlafen kann. Ingleichen wird auch jetzt da gebauet ein Behältniß für unterschiedne fremdartige Thiere wie auch eine Einsiedelei, welches alles noch zu Oranienburg gehöret. Die Wasserröhre an der großen Treppe steigt 46 Schuhe hoch; noch eine größere aber, die noch höher steiget, ist in dem Garten und empfangen alle beide ihr Wasser durch sehr kostbare Kunstwerke, welche nahe an dem Flusse, in einem ebnen und platten Lande ausgeführet sind, und nicht die geringste Höhe haben, die ihnen zu Hülfe käme. Allein vor Allen ist wohl die Gallerie und das Porzellankabinet, darin auch sonst noch eine große Menge von kostbaren Steinen, alten Köpfen, Ringen und andern dergleichen Dingen mehr zu sehn, ein solches Wunderwerk, desgleichen nirgends sonst zu finden ist. Ja, ich bin der Meinung, daß der

Digitized by Google

Kaiser in China selbst nicht mehr Arten vorzuzeigen weiß, ungeachtet er der einzige Potentat ist, der es an Quantität und Menge diesem gleich thun kann. Gewißlich, es kann nichts in der Welt das Gesicht und die Augen mehr ergötzen als eben dieser Schatz. Die Ordnung davon ist unvergleichlich und zeiget an, wie der König seine Dinge will recht eingerichtet haben, indem er diese porcellanene Sachen alle mit einander von dem geringsten Stücke an, bis auf die unbeschreiblich großen Töpfe und Gefäße bald in Pyramiden, bald in große Pfeiler und Säulen eingetheilet und abgezirkelt hat, nachdem es nämlich ihre Form und Gestalt mit sich gebracht. Die Wände in diesen Zimmern (wenn ich so reden darf) sind von bloßen Spiegeln, welches denn, nachdem es von so vielen Raritäten zurückscheinet und einen trefflichen Glanz giebet, wunderschön zu sehen ist, indem noch dazu die Einfassungen vortrefflich schön vergoldet und gemalet sind. Von Berlin aus rechnet man bis an diesen Ort vier deutsche Meilen, welche auch just durch so viele ausgehauene Steine bemerkt sind, an welchen die Zahlen und gewisse Inscriptiones nach Art der Wegsteine, die bei den alten Römern gebräuchlich waren, stehn, wiewohl diese Letztern allemal nur auf tausend Schritte von einander gesetzt und aufgeführt waren."

„Eben so weit ist es auch von Berlin bis Potsdam und werden auch solche Meilensteine auf dem Wege gefunden, welches Potsdam auf einer Insel lieget, die von der Spree und der Havel gemacht wird, und vier Meilen im Umkreise hat. Allhier liegt nun ebenfalls eine Stadt gleiches Namens, welche rings herum mit Hügeln, Gebüsche und Wald umgeben ist. Mit der Zeit wird dieses ein sehr artiger und netter Ort werden, und haben Ihro Maj. vor, nach Art des neuen Thores, welches von vortrefflicher Architectur ist, auch den übrigen Theil des Hauses einrichten zu lassen, ungeachtet es schon anjetzo recht königlich ist. Desgleichen hat man auch einen neuen Grundriß von dem Garten gemacht und auf der andern Seite des Flusses ist man bemüht, große Kaskaden und Wasserfälle von sehr großer Höhe dem Schlosse gegenüber zu bringen, welches denn alles mit einander dasjenige zu bekräftigen scheinet, was ich kurz vorher prognosticirt habe. Eine Viertelmeile Weges davon liegt eine artige Menagerie, darin eine so große Menge von Fasanen gehalten wird, als ich jemals in meinem Leben beisammen gesehn, ingleichen trifft man auch allda auf einen Haufen fremder Vögel und andre auswärtigen Thiere; vor Allem aber haben mir die kleinen indianischen Ziegen gefallen, welche ein klein Bischen größer sind als unsre Kaninchen. Die Insel selbst ist bald mit dickem Gehölze, bald mit großen Wiesen, bald mit angenehmen Felde und Aeckern besetzt. Mitten darauf steht das Lusthaus und der Garten zu Bornheim, allwo die besten Früchte, die man in den königlichen Gärten findet, wachsen; wie solches der König selbst geruhte, mir zu erzählen. Denn ob ich gleich einstens des Morgens frühe dahin reiste, um diesen Garten zu besehn, so würdigte mich doch der Gärtner nicht so viel, daß er mir die geringste Pfirsche angeboten hätte; es machten mir aber alle Leute weiß, daß er dieses gegen mich aus keiner sonderbaren und partikulären Verachtung gethan hätte. Nahe an diesem Orte an liegt ein feiner Hügel, auf welchem man einen vortrefflichen Prospect hat, da man von einem Ende der Insel bis zum andern sehn kann; ja man siehet allda genau, wie sich die beiden Flüsse mit einander vereinigen und fallen einem auch sonst noch viel Dörfer ins Gesicht. Sonst liegt Potsdam beinah just in der Mitte zwischen zweien andern kleinern Häusern, welche ebenfalls Ihrer Maj. zustehn, und die gleich wie die andern alle sehr wohl ausgeputzet und vortrefflich anmuthig gelegen sind. Nämlich Kaput, welches eine kleine Meile tiefer liegt, und allwo der Fluß viel breiter ist, und fast einen See von daraus nach Potsdam machet, ja, ob auch gleich Glienicke eine halbe Meile höher aufwärts nach Berlin zu liegt, so ist doch der Fluß eben so breit als wie zu Kaput allda, aus Ursach, weil daselbst unterschiedliche Wasser zusammenfließen und die Spree und die Havel sich von einander theilen, dergestalt, daß der König selbst nach seinem guten Gefallen, mit seinen Jagden von Potsdam aus nach diesen beiden Lusthäusern fahren kann."

„Es liegen auch noch sonst in der Nähe um Ber-

lin herum unterschiedliche andre königliche Häuser, von welchen ich anjetzo keine sonderbare Beschreibung machen mag, als z. B. Faarland, Friedrichsfelde, Rosenthal, Köpenick, Blankenfelde, Meindershausen, Hoppengarten und Belvedere. Zu Schönhausen, welches innerhalb einer Meile von Berlin liegt, hält sich der König gemeiniglich des Sommers auf. Es ist dieses Haus sonst sehr bequem, ingleichen sind die Gärten allda hübsch genug und habe ich meines Orts nirgends in Deutschland grünere Wände, Spaziergänge, Beete und Gegenden gesehn als eben hier. Außerdem hat auch der König noch unterschiedne andere Häuser, als nämlich eins zu Tangermünde, und ein anderes, das nur kürzlich aufgebauet worden, in der Stadt Magdeburg, welches gerade vor dem Domplatz und der Citadelle gegenüber liegt, von welcher es durch die Elbe unterschieden ist. Ich weiß hiebei nichts zu sagen von dem Schloß zu Kleve noch auch von seinen andern Palästen in Preußen und seinen andern Landen, sintemal ich niemals allda gewesen bin. Allein es mögen auch alle diese Oerter noch so bequem, prächtig und angenehm sein, als sie immer wollen, so gefällt mir doch nach meiner Phantasie das kleine Haus zu Friedrichsthal, welches eine Meile von Oranienburg liegt, am allerbesten und ist auch unter allen am meisten nach der Façon des Schlösses zu Marly gebaut, wie denn auch der König selbst der Baumeister davon gewesen ist. Wenn mir freistehn sollte, an einem Orte mit einer auserlesenen Gesellschaft zuweilen allein zu sein oder auch bloß mit Büchern umzugehn, so wollte ich keinen andern Ort dazu erwählen, als eben dieses Friedrichsthal. Hier giebt der König selbst einen Landmann ab, indem er eine von den Schweizern trefflich wohl eingerichtete Haushaltung und nette Viehzucht hat, als welche Leute hier eben so gute Käse und Butter machen, als in ihren Gebirgen. Die Küche ist nach Holländischer Art, mit allerhand delfischen Porcellan ausgeputzt. Alles ist recht zum Landleben eingerichtet, und muß ich bekennen, daß ein jegliches von Ihro Maj. Häusern zu einer besondern Lust, wie auch zu einer oder der andern Jahreszeit oder Verrichtungen besonders accommodiret und angeleget ist. Ehe und bevor ich dieses Kapitel von den Lusthäusern gänzlich schließe, muß ich Ihnen vorhero noch erzählen, daß, als ich nach Stettin in Pommern reiste, ich meine Aufwartung bei Markgraf Philipp, welcher des Königs ältester Bruder ist, in seinem Schlosse zu Schwedt an der Oder abstattete, und allda etliche Tage lang verblieb. Es ist dieses ein angenehmer Ort, nicht allein weil er an einem ziemlich großen Flusse liegt, sondern auch wegen allerhand Lust- und Zeitverkürzung. Der Prinz selbst ist ein sehr wohlgemachter Herr, sehr gnädig und durchgehends beliebt, seine Gemalin aber ist eine sehr schöne Dame von großer Freundlichkeit, angenehm in ihrem Umgange, und sowohl mit vielen Tugenden ausgezieret, als auch glücklich in der Anzahl der von ihr abstammenden Kinder. Ich werde allezeit mit gehörigem Respect und unterthänigster Dankbarkeit diejenige Gnade im Gedächtniß behalten, welche ich von beiden Hoheiten genossen, und werde die mir gemachte Erinnerung von diesem Orte niemals aus meinem Gedanken lassen, weil es, ob es schon ein Hof, dennoch auch zugleich eine angenehme Landretirade ist, für welche Lebensart ich jederzeit eine große Liebe gehabt, wiewohl ich auch nicht ohne angenehme Gesellschaft allda sein möchte."

Ungeachtet dieses ziemlich ausführlichen Berichts über Berlin und dessen Umgebung geben wir noch eine Schilderung der Straßen, öffentlichen Plätze und der Bauten, welche seit dem dreißigjährigen Kriege in den Residenzstädten Berlin entstanden waren:

Bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war jene Straße, die jetzt den Namen der Burgstraße führt, nur ein kothiger, niedriger Gang, welcher „hinter der Heiligen Geiststraße" hieß. Damals standen nur wenige Gebäude daselbst und die Gärten der, zur Heiligen Geiststraße gehörenden Häuser bildeten mit ihren halbzerfallenen Bretterzäunen die eine Seite dieser schmutzgen Passage, welche sich wenig über das Niveau der Spree erhob und nicht selten bei hohem Wasserstande dieses Flusses überschwemmt wurde. — Erst im Jahre 1657 ließ der Magistrat, auf den besonderen Befehl des Kurfürsten, diesen Weg erhöhen und die Spree mit einer hölzernen Schälung versehen; und auch die Seite der

Digitized by Google

jetzigen Burgſtraße, rechts von der langen Brücke, welche eben ſo wüſt und ungangbar ausſah und den Namen „an der langen Brücke am Waſſer“ führte, wurde bei dieſer Gelegenheit nicht vergeſſen. — Um übrigens die Paſſage zu erleichtern, befand ſich zu jener Zeit ein Durchgang auf dem Theile der Burgſtraße, links von der langen Brücke, vermittelſt deſſen man nach der Heiligen Geiſtſtraße gelangte; dieſer hieß das Spreegäßlein, oder auch das Frauengäßlein, weil daſelbſt mehrere Häuſer ſtanden, in denen Damen von zweideutigem Rufe ihre Wohnungen aufgeſchlagen hatten. Außerdem hatte durch dieſe Gaſſe der Abzugskanal, welcher die Unreinlichkeiten von dem neuen Markte nach der Spree führte, ſeinen Durchgang; da aber derſelbe ſchon ſeit dem Jahre 1644 verſtopft war und der aufgehäufte Koth den entſetzlichſten Geſtank verbreitete, beſchloß der Kurfürſt, theils aus dieſem Grunde, theils wegen zu befürchtender Feuersgefahr, daß der Magiſtrat dieſe Gaſſe erweitern und pflaſtern laſſe. Da aber der Magiſtrat Geldmangel vorſchützte, einigte ſich der Hofzeugmeiſter Michael Matthias, welchem das Eckhaus Nr. 10 der Heiligen Geiſtſtraße gehörte, dahin, daß er von dem Walkgarten der Tuchmacher denjenigen Theil kaufte, welcher die heutige kleine Burgſtraße bildet. Dieſer Theil des Gartens ward auf Koſten des Rentmeiſters gepflaſtert, erhielt bei ſeiner Entſtehung den Namen der Waſſergaſſe und ward ſpäterhin ſchlechtweg der Durchgang genannt, bis er endlich den jetzigen Namen der kleinen Burgſtraße erhielt. Das ehemalige Spree- oder Frauengäßlein benutzte der Herr Michael Mathias zu dem Aufbau eines größeren Seitengebäudes bei ſeinem Hauſe. — Die hölzerne Schalung der Spree und die Erhöhung der Burgſtraße erſtreckte ſich indeſſen nur bis zu dem Garten des Rentmeiſters, wo jetzt das Gebäude Nr. 20 ſteht; erſt ſpäterhin unter dem König Friedrich I. ward auch der übrige Theil der Straße erhöht, der Theil des Gartens, welcher die Paſſage hinderte, von dem Magiſtrate gekauft, und ſo der Durchgang bis zur Friedrichsbrücke eröffnet. Ebenſo ward zu jener Zeit der neue Markt, der ebenfalls in dem trübſeligſten Zuſtande war, gepflaſtert und um die Düngerhaufen, welche überall die Straßen ungangbar machten, fortzuſchaffen, ward die Verfügung erlaſſen, daß jeder Bauer, welcher nach Berlin zu Markte käme, eine Fuhre Miſt, wenn er nach Hauſe fahre, ausladen und dagegen ein Paar Feldſteine zum Pflaſtern mitbringen ſolle. Vielleicht dürfte man aus dieſem Umſtande die Entſtehung des Namens derjenigen Straße, welche, eine Verlängerung der Jüdenſtraße, die Königsſtraße mit der Biſchofsſtraße verbindet und der hohe Steinweg genannt wird, erklären; die Bauern waren wahrſcheinlich angewieſen, ihre Steine an dieſer Stelle abzuladen und das Volk gab dieſer Gaſſe den Namen des Steinwegs. Die Koſten zur Pflaſterung des Marktes ſelbſt wurden aus einer Geldbuße beſtritten, welche ein Nadlermeiſter, Namens Dietrich, wegen ausgeſtoßener Gottesläſterung zu bezahlen hatte, und bei dieſer Gelegenheit wurde natürlich auch das Hochgericht, welches bis dahin ſeinen Platz an dieſem Orte gehabt hatte, nach der großen Frankfurterſtraße verlegt. Die Scharfrichterei in der Büttelgaſſe und die Abdeckerei in dem ſogenannten Krögel auf dem Molkenmarkte, wollte der Kurfürſt ebenfalls aus der Stadt verlegen, aber der Magiſtrat von Berlin widerſetzte ſich dieſer Abſicht wenigſtens inſofern mit gutem Erfolge, daß nur die Letztere außerhalb der Thore geſchafft wurde, jene aber in Berlin verblieb.

Zu gleicher Zeit müſſen wir noch das Schickſal erwähnen, welches damals auch die Marienkirche betraf. Der Thurm derſelben war erſt im Jahre 1657 mit einem neuen Knopf verſehen worden. Aber ſchon im Jahre 1661, am 13. Januar, ſchlug der Blitz in den Thurm und zündete, ſo daß die Flammen die ganze Kirche zu ergreifen drohten, und nur ein kühnes, gewagtes Unternehmen des brandenburgiſchen Feldmarſchalls, Otto von Sparr, rettete dieſelbe. Dieſer ließ nämlich, als die Gefahr auf den höchſten Punkt geſtiegen war, ſo ſchleunig als möglich Geſchütz auffahren und den brennenden Thurm niederſchießen, wodurch es glücklich gelang, den wüthenden Flammen Einhalt zu thun. Zwei Jahre darauf wurde indeſſen der Anfang mit dem neuen Aufbau des Thurmes gemacht,

Digitized by Google

und im Jahre 1666 war derselbe vollendet, so daß am 9. Juli der neue Knopf aufgesetzt werden konnte. Dieser Thurm hatte eine Höhe von 251 Fuß und 9 Zoll. Im Innern hatte er drei Fenster, war aber außerhalb, bis unten an das Dach der Kirche, durch zwei übereinander liegende Fenster auf allen vier Seiten erleuchtet und mit einer hölzernen Gallerie umgeben. Da aber in den Jahren 1683, 1706, 1719 und 1720 eine Reihefolge von Gewitterschlägen den neugebauten Thurm trafen, ward die Festigkeit desselben dadurch dermaßen erschüttert, daß man sich genöthigt sah, ihn bis auf 151 Fuß 9 Zoll abzutragen.

Wir werden von den inneren Einrichtungen und den sonstigen Merkwürdigkeiten der Marienkirche weiter unten sprechen; doch erwähnen wir noch kurz der übrigen Kirchen der Städte Berlin. Unter diesen wurde die St. Nikolaikirche in den Jahren 1613 und 1677 renovirt; der Thurm, welcher im Jahre 1514 aufgesetzt und 1551 reparirt wurde, hat seit jener Zeit keine bedeutende Veränderung erlitten.

Die Petrikirche in Kölln war in altem gothischen Style erbaut, und obschon das Alter derselben nicht genau anzugeben ist, steht doch so viel fest, daß dieselbe schon im Jahre 1285 gestanden hat, indem die beiden Markgrafen Otto von Brandenburg, wie aus einer noch vorhandenen Urkunde zu ersehen ist, um das angeführte Jahr, die Kirche St. Petri zu Kölln an der Spree mit einer Schenkung an Naturalien bedachten, wofür täglich ein Priester dieser Kirche eine Messe lesen mußte. Der Thurm der Kirche war nicht hoch, aber von keiner dauerhaften Bauart, so daß sehr häufige Reparaturen nothwendig wurden; endlich ward er aber so baufällig, daß man ihn, Einsturz befürchtend, abtragen mußte. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm befahl indessen den Neubau desselben, ließ auch einen Theil der Baugelder anweisen; da aber der Magistrat von Kölln die gegründete Vorstellung machte, daß die städtischen Kassen zu erschöpft seien, um die übrigen Kosten bestreiten zu können, unterblieb der Bau, und erst späterhin, im Jahre 1726, ward unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm der Anfang damit gemacht.

Die ehemalige Schloß- und Domkirche auf dem Schloßplatz, zwischen der Breiten- und Brüderstraße, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gestiftet, hatte weniger Veränderungen erfahren, bis sie endlich im Jahre 1747 gänzlich niedergerissen und die jetzige Domkirche in dem Lustgarten aufgeführt wurde. Unter den Kostbarkeiten jener früheren Domkirche befanden sich auch die Bildnisse Christi und der zwölf Apostel in Lebensgröße, ganz massiv von Silber und vergoldet, welche im Jahre 1631 das traurige Schicksal hatten, eingeschmolzen und zu Geld gemacht zu werden.

Die heilige Geist-, St. Georgen- und St. Gertraudtenkirche, von deren Entstehung wir schon früher gesprochen haben, waren besonders seit der Zeit, wo sich die Bevölkerung Berlin's durch die eingewanderten Franzosen so bedeutend vermehrt hatte, für die Menge der Zuhörer zu klein geworden, und vermochten nicht länger die große Zahl der Andächtigen zu fassen. Aus diesem Grunde wurde zur Sommerszeit, wenn das Wetter günstig war, der Gottesdienst auf dem Kirchhofe abgehalten. So war auf dem St. Georgenkirchhofe eine Kanzel, Kirchstühle und ein Chor erbaut worden. — Auf dem St. Gertraudtenkirchhof wurde an jedem Sonntage, Nachmittags um 12 Uhr, eine Predigt unter freiem Himmel gehalten, und auf dem heiligen Geistkirchhofe versammelten sich die Andächtigen unter drei großen Linden, um dem Gottesdienste beizuwohnen. — Von diesen drei Linden aber erzählt die Sage Folgendes:

Es war zur Zeit des Kurfürsten Johann Georg, als in Berlin drei Brüder lebten, die Hans, Peter und Jakob hießen, und welche ihre Mitbürger die Unzertrennlichen nannten, da sie stets in unzertrennlicher Gemeinschaft mit einander lebten und Freud' und Leid so herzinnig mit einander theilten, daß man von ihnen mit Recht sagen konnte, sie waren ein Herz und eine Seele. So hatten sie lange Zeit in brüderlicher Eintracht und Vertraulichkeit gelebt. Da begab es sich, daß ein italienischer Tonkünstler, dessen Ruf weit und breit

Digitized by Google

im Lande erſcholl, auch nach Berlin kam, um an des kunſtliebenden Kurfürſten Hofe ſein Talent zu zeigen, Aber der Italiener kam nicht allein, ſondern er brachte auch noch eine Tochter mit, eine Jungfrau von ſo wunderſamer Schönheit, als ſie je unter dem ſüdlichen Himmel Welſchlands emporreifte. Als nun die drei Brüder das ſchöne Mädchen ſahen, wurden ſie ſämmtlich von heißer Liebe entzündet und der Saame der Zwietracht, welchen der Teufel unter ſie geſäet, wucherte ſchnell empor. Die drei Brüder betrachteten ſich von nun an mit miſtrauiſchen Blicken, denn ein Jeder hatte das Geheimniß des Andern durchſchaut, obſchon ſie es vor einander mit der größten Vorſicht verbargen. Indeſſen hatten die Drei beſchloſſen, ſobald als möglich um die Hand der Schönen anzuhalten, aber Alle wurden von dem hochmüthigen Welſchen mit kaltem Spott zurückgewieſen; denn Dieſer gedachte ſeine Tochter nur einem großen Herrn zu verloben. Je unglücklicher aber die Brüder in ihren Bewerbungen waren, deſto mehr wuchs auch ihr Haß gegen einander, denn Jeder glaubte nicht anders, als daß die beiden anderen Brüder die Schuld an dem Mißlingen ſeiner Bewerbungen trügen. — Der ſtolze, herriſche Sinn des welſchen Künſtlers hatte demſelben aber auch noch andere Feinde zugezogen, und als er ſich einſt auf der Straße mitten unter einem dichten Volksgewühl befand, um der Execution zuzuſchauen, welche an einem Verbrecher vollzogen werden ſollte, ward er in dem Gedränge durch einen Dolchſtoß tödtlich verwundet, daß er wenige Minuten darauf ſtarb. Zufällig hatte ſich einer der drei Brüder in ſeiner Nähe befunden, und da man in der Stadt wußte, daß er vergeblich um des Italieners Tochter angehalten hatte, warf man den Verdacht des Mordes auf ihn. Er wurde eingezogen und ſollte, ungeachtet ſeines Leugnens, zum Tode verurtheilt werden. Die beiden andern Brüder hatten aber nicht ſobald die Kunde von dem traurigen Schickſale, welches dem Angeklagten bevorſtand, vernommen, als ihre ehemalige Liebe zu ihm wieder erwachte, und ohne einander ihren Entſchluß mitzutheilen, eilten ſie beide zu dem Richter und klagten ſich ſelbſt des Verbrechens an, welches ihr Bruder begangen haben ſollte. Der Richter vernahm mit nicht geringem Staunen dieſe ſonderbare Rede und ließ Beide in's Gefängniß werfen, dem Erſten aber kündigte er ſeine Freiheit an. Als Dieſer jedoch von der edelmüthigen Aufopferung ſeiner beiden Brüder hörte, weigerte er ſich nicht nur das Gefängniß zu verlaſſen, ſondern erklärte ſich jetzt ebenfalls freiwillig des Mordes ſchuldig, behauptete jedoch, daß er die That allein und ohne Mitwiſſen ſeiner Brüder vollführt habe. Der ſonderbare Rechtshandel kam vor den Kurfürſten. Vergeblich ließ Dieſer die Brüder vor ſich kommen, und forderte ſie auf, ein offenes Geſtändniß zu thun, ein Jeder beharrte bei ſeiner Ausſage und der Fürſt fällte endlich den Ausſpruch dahin, daß ein Gottesurtheil den Ausſchlag geben ſolle. Es war um die Zeit des erwachenden Frühlings, als ſich die Thür des Kerkers öffnete, in welchem die Brüder ihr Schickſal erwarteten, und man führte ſie hinaus nach dem Kirchhof zum heiligen Geiſt. Dort wurden ihnen drei junge Lindenbäumchen gegeben und Jeder pflanzte eins derſelbe in die Erde, jedoch ſo, daß die Wurzeln nach Außen gekehrt, die Zweige aber in die Erde gepflanzt wurden, und mit weitſchallender Stimme verkündete der Herold dem verſammelten Volke, daß derjenige der Brüder für ſchuldig erachtet werden ſolle, deſſen Baum verdorren und abſterben würde. Dann wurden die drei Brüder wieder in ihr Gefängniß zurückgeführt; den Platz aber, wo die drei Bäumchen gepflanzt waren, bewachten kurfürſtliche Trabanten bei Tag und Nacht, damit kein Unberufener das Wachsthum der jungen Bäume ſtöre. Dieſe aber wuchſen fröhlich empor, ſie trotzten der Kälte des Winters, und als im folgenden Frühjahr die Schwalbe wiederkehrte, und die Lerche ihren fröhlichen Geſang anſtimmte, da trieben auch die Wurzeln der jungen Bäume friſche Blätter und grünten und blühten luſtig empor, daß es eine Freude war mit anzuſchauen. Da ward alsbald die Unſchuld der drei Angeklagten klar, und nachmals ward auch derjenige entdeckt, welcher den Mord an dem welſchen Künſtler begangen hatte. Die drei Brüder hingen aber, zum dankbaren Angedenken an dieſen Vorfall, in der heiligen Geiſtkirche unter dem Chor, gleich über der



Digitized by Google

Kanzel, drei hölzerne Gedenktafeln auf, welche einerlei Farben, ein rothes und ein weißes Feld führten, in welchem eine Rose, ebenfalls halb roth und halb weiß, und darunter eine Kanne, das Familienwappen jener drei Brüder zu sehen war. Auf jeder dieser Tafeln standen außerdem die Worte: „O bitt' vor Hans, Peter und Jacob Helkanna." Diese Tafeln haben lange Zeit in der Kirche an der angedeuteten Stelle gehangen und sind erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts abgenommen worden, auch hat sie der bekannte Chronikenschreiber Küster noch mit eigenen Augen gesehen. Die drei Linden aber wuchsen fröhlich empor, und die frommen Bürger Berlin's hielten, wenn das Wetter schön war, ihren Gottesdienst unter denselben und erzählten es ihren Kindern, wie einst Gott der Herr durch seine Gnade allhier die Unschuld offenbart habe.

Wenn wir uns nach Erwähnung dieser kindlich gemüthlichen Sage wieder zu unserer Chronik zurückwenden, und von den übrigen Kirchen Berlin's noch einige Worte hinzufügen, so ist nach der Nikolai-, Marien-, Schloß- und Petrikirche, noch die Klosterkirche als eine der ältesten und wichtigsten von Berlin zu erwähnen. Bei dieser Kirche wird es aber möglich, das Jahr, wenn sie gebaut wurde, anzugeben, und dies, unbestreitbar das am Vollständigsten erhaltene Denkmal der gothischen Baukunst in Berlin, hat durch eine in die linke Wandseite des Chors angebrachte Inschrift sich selbst das Zeugniß seiner Entstehung erhalten. Man lies't daselbst:

Aetas 1271.
renov. 1584.
renov. 1719.

Dieser Angabe nach zu schließen, wurde der Bau der Kirche 1271 begonnen, und die erste Renovation 1584, wahrscheinlich durch den erwähnten Thurmeister, (s. o.) veranstaltet. Die Zweite, im Jahre 1719, wurde durch den Brand des Kornmagazins bedingt, welches sich zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in einem Theile des Klostergebäudes befand und am 8. September des Jahres 1712 in Brand gerieth, wobei ein Theil der Kirche, besonders der Glockenthurm hart beschädigt wurde. —

Die Gründung der beiden Kirchen zu St. Georgen und zum heiligen Geist führt uns ebenfalls in die frühesten Zeiten zurück. Beide waren eigentlich nur als wohlthätige Stifte, zum Besten für Wallfahrer, welche in der Stadt von Krankheit befallen wurden, gegründet, und wir haben der Ersteren unter dem Namen „des Hauses der Aussätzigen" schon im Anfang unserer Chronik erwähnt. Von der ursprünglichen Gestalt dieser, der Georgenkirche, ist jedoch jetzt wenig oder gar nichts mehr übrig geblieben, da sie besonders in den beiden letzten Jahrzehenden des verflossenen Jahrhunderts bedeutend erweitert und ausgebaut wurde. Die heilige Geistkirche hingegen steht beinahe noch immer in ihrer frühesten Gestalt da; nur der Thurm, welcher bei der für Berlin so verderblichen Explosion des Pulverthurmes am Spandauer-Thore bedeutend beschädigt wurde, ist abgetragen worden.

Späteren Ursprungs sind, wie wir schon erwähnt haben, die St. Gertraudten- und die Jerusalemerkirche. Diese Letztere ward im Jahre 1689 aus einer Kapelle, die ein frommer berliner Bürger gestiftet hatte, von dem Baumeister Simonetti erweitert und den Bewohnern der Friedrichsstadt zum Gottesdienst eingeräumt. Die Gertraudtenkirche, im Jahre 1405 zu Ehren des heiligen Matthäus, Bartholomäus und der heiligen Gertrud erbaut, wurde im dreißigjährigen Kriege zerstört und im Jahre 1646 wieder aufgebaut.

Von den Kirchen Berlin's, welche ihre Entstehung einer neueren Zeit verdanken, müssen wir zuerst den deutschen und den französischen Dom auf dem Gensd'armenmarkte erwähnen. Dieser, der französische Dom, zwischen der Französischen- und Jägerstraße, wurde in den Jahren 1701 und 1705 von Cayard nach dem Muster der Kirche zu Charenton erbaut, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes, im Jahre 1685, niedergerissen worden war. Anfänglich hatte die französische Gemeinde ihren Gottesdienst in der Domkirche, späterhin auf dem Schloß, während sich die

Digitized by Google

Geringeren in einem Gebäude der Schumenſtraße (der nachmaligen Kommandantenſtraße) zum Gottesdienſte verſammelten.

Die neue Kirche, oder der deutſche Dom ward im Jahre 1700 von Simonetti nach den Angaben des Baummeiſters Grünberg erbaut, während ſich die Gemeinde bis dahin unter einem viereckigen Gerüſt im Sommer, im Winter in Privathäuſern verſammelt hatte. Am zweiten Oſterfeiertage des Jahres 1708 ward das neue Gotteshaus unter dem feierlichen Geläute der Glocken der Jeruſalemerkirche eingeweiht, und der evangeliſche Prediger, Martin Werkmeiſter, hielt im Beiſein des Königs und des ganzes Hofes die Einweihungspredigt.

Die Dorotheenſtädtiſche Kirche wurde in den Jahren 1678—1687 durch Rütger von Langerveld erbaut, und die Gemeinde erhielt zwei Jahre darauf die alte Kanzel aus der Domkirche geſchenkt, während in der Domkirche eine neue errichtet wurde. Weil aber die franzöſiſchen Koloniſten ſowohl ſich in dieſem Stadttheile, als auch in den übrigen niedergelaſſen hatten, erließ der Kurfürſt den Befehl, daß wöchentlich einmal auch in der Dorotheenſtädtiſchen Kirche eine franzöſiſche Predigt gehalten werden ſollte, während außerdem, im Jahre 1699, das kurfürſtliche Reithaus auf dem Friedrichswerder nach der Zeichnung Gründergs von Simonetti zu einer Kirche umgeſtaltet und in zwei Theile getrennt wurde, von welchen die deutſch-evangeliſche Gemeinde den nach dem Markte hinausliegenden Theil, die franzöſiſch-reformirte die andere, nach dem Zeughauſe zu gelegene Abtheilung zu ihrem Gottesdienſte erhielt. Dieſes war die ſogenannte Friedrichs-Werderſche Kirche, die jedoch keinen Thurm hatte und ſpäterhin ganz und gar abgeriſſen wurde.

Noch bleibt uns die Sophienkirche zu erwähnen übrig, welche im Jahre 1712, als ſich die Bewohner der ſpandauer Vorſtadt bedeutend gemehrt hatten, erbaut wurde. Der König nannte nämlich die ganze Vorſtadt, deren Umfang ſich beſonders unter ſeiner Regierung bedeutend ausgebreitet hatte, nach ſeiner Gemalin die Sophienſtadt, und da die Königin dem Magiſtrate zum Bau dieſer Kirche eine Summe von 4000 Thlr. vorſtreckte, dies Geld auch ſpäterhin gänzlich der Kirche überließ, ſo erhielt dieſelbe ihr zu Ehren den Namen der Sophienkirche. Da jedoch die weniger über dieſen Gegenſtand Unterrichteten das neue Gotteshaus die St. Sophienkirche nannten, indem ſie vorausſetzten, daß dieſelbe der heiligen Sophie geweiht wäre, befahl der König Friedrich Wilhelm I. das neue Gotteshaus die Kirche in der Spandauer Vorſtadt zu nennen. Der Thurm wurde in den Jahren 1732—34 ebenfalls von dem letzgenannten König erbaut. — Nun hätten wir, nachdem wir ſchon weiter oben von der Parochialkirche geſprochen haben, nur noch die Garniſonkirche zu erwähnen, welche im Jahre 1701 gegründet wurde. Da dieſe Kirche im Jahre 1720 durch das Zerſpringen des Pulverthurms aber gänzlich zerſtört wurde, fügen wir eine genauere Beſchreibung des damaligen Gebäudes hinzu. In dem ſchon genannten Jahre wurde am 24. September, unfern des alten Spandauer-Thores, von deſſen Weichthürmen der Eine zum Pulverthurme benutzt wurde, der Grundſtein von dem Könige Friedrich Wilhelm I., damals noch Kronprinz, gelegt und dann der Bau mit ſolchem Eifer betrieben, daß das Gotteshaus am 1. Januar 1703 eingeweiht wurde. Auf dieſen Umſtand bezog ſich auch eine, über der Kirchthüre angebrachte lateiniſche Inſchrift, welche Johann Friedrich Walther uns folgendermaßen überſetzt:

Im Namen des ſtarcken Gottes, des Herrn
der Heerſcharen.
Friedrich der Erſte, König von Preuſſen,
Ein Vater des Vaterlandes und ſeiner
Armee.
Hat dieſe Kirche zum heilſamen Gebrauch und
Uebung der Gottſeligkeit
Für die hieſige Königl. Garniſon
erbauen,
Und dieſelbe einweihen laſſen
Den 1. Januarii 1703.

Nachdem der Kirchenbau alſo gänzlich vollendet war, ward auch ein altes, neben der Kirche ſtehendes Gebäude zur Garniſonſchule eingerichtet, welches



Digitized by Google

schon im Herbste desselben Jahres zu seiner neuen Bestimmung eingeweiht werden konnte. Die Inschrift an diesem Hause lautete nach dem schon angeführten Gewährsmann folgendermaßen:

Zur Ehre des großen Gottes
Hat
Friedrich der Erste, König von Preussen,
Zu sorgfältiger und gottseliger Erziehung
Den Soldaten-Kinder in hiesigen
Residenzien
Dieses Gebäu aus einem Pferde-Stall,
Zu einer Schule zubereiten lassen
Anno MDCCIII

Und im 3ten Jahre seiner Königl. Regierung.

Bei der Kirche und dem Schulhause wurde außerdem noch ein Lazareth mit den dazu gehörigen Gebäuden errichtet, und die Kirche selbst mit einer schönen Orgel ausgeziert. Unter den Epitaphien derselben zeichnete sich besonders das des General von Tettau aus, welcher am 11. September in der Schlacht bei Malplaquet blieb und der in der Garnisonkirche beigesetzt wurde. Die Grabschrift, welche ihm sein dankbarer König errichten ließ, lautete:

Der Hoch-Wohlgeborne Herr,
Daniel von Tettau,
Sr. Königl. Majestät in Preussen würklicher Cammer Herr, General-Major bei der Infanterie und Obristen über Dero Leib-Guarde Grenadiers und Erb Herr auf Sommerfeld, Gloschenen ꝛc. Ist 1670, den 6. April in Königsberg in Preussen gebohren, hat in steten Kriegs-Diensten gestanden, und nach rühmlichst abgelegten Sechzehen Feld-Zügen in der Siegreichen, zwischen Mons und Bavai, am 11. Sept. 1709, befochtenen Bataille von einem, am rechten Arm empfangenen Flinten-Schuß, der ihm die Brand-Ader zerrissen, sogleich den Geist selig aufgegeben. Sein Cörper wurde anhero geführet, und selbiges Jahr den 17. Octobr. in Begleitung Königl. und Hochfürstlicher Abgesandten, unter Abfeuerung von neun Casnonen und dreimaliger Salve der Königl. Leib-Guarde Grenadiers, allhier beigesetzt.

Wir werden weiter unten jenes unglücklichen Vorfalls gedenken, welcher dieses Gebäude zerstörte und durch den zwei und siebenzig Personen getödtet und über vierzig verwundet wurden, und gehen jetzt, nachdem wir von den Kirchen Berlin's gesprochen haben, zu den andern öffentlichen Gebäuden jener Zeitperiode über. Von diesen ist es besonders das Schloß mit dem Lustgarten, welches unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Im Jahre 1699 hatte Schlüter begonnen, die schwierige Aufgabe zu lösen, die verschiedenen Theile des Schlosses, die unter dem Kursürsten Joachim II., Johann Georg und Joachim Friedrich erbaut worden waren, und eine kaum zusammenhängende, ungeregelte Masse von Gebäuden bildeten, zu einem symmetrischen Ganzen zu vereinen. Unbestreitbar hätte dieser geschickte Künstler diesen Auftrag mit größerer Uebereinstimmung ausgeführt, als dies sein Nebenbuhler und Nachfolger Eosander von Göthe that, welcher, wie wir schon vorher erwähnten, durch ziemlich unwürdige Kabalen Schlüter zu verdrängen wußte. Als Göthe die Leitung des Schloßbaues übernahm, war sein hauptsächliches Bestreben darauf gerichtet, seine Arbeit von der seines Vorgängers zu unterscheiden und denselben wo möglich noch zu übertreffen, was ihm jedoch schlecht gelang. Den Wünschen des Königs zu Folge, wollte er auf das große Portal im Lustgarten den Glockenthurm setzen und somit wurde die Seite des Schlosses, nach der Schloßfreiheit zu, bedeutend vorgerückt, wodurch das ganze Schloß an Symmetrie verlor; aber dennoch ging der König auf diesen Vorschlag ein, und nun wurde nicht allein der den Einsturz drohende Münzthurm, sondern auch der schon halb vollendete Bau an der Schloßfreiheit abgerissen und neu aufgeführt, bei welcher Gelegenheit der König Friedrich I., am 19. October des Jahres 1708, unter großen Feierlichkeiten den Grundstein des Schlosses, auf der Ecke nach der Hundebrücke (jetzigen Schloßbrücke), legte. Außerdem hatte Eosander von Göthe den Plan gefaßt, das alte Quergebäude zwischen den beiden Schloßhöfen, gänzlich abzureißen; aber der Tod des Königs verhinderte diesen Plan.

Digitized by Google

Die bedeutenden Kosten, welche dieser Bau verursachte, wurden theilweis durch eine besondere Steuer, welche die Stände aufbringen mußten, bestritten. So wurde im Jahre 1707 von sämmtlichen Provinzen eine Abgabe von monatlich 6000 Thlr. ausgeschrieben, und die Provinzen Cammin und Hinterpommern mußten sechs Jahre hindurch, von 1708—1714, einen jährlichen Beitrag von 7,440 Thlr. zum Schloßbau zahlen. Dennoch wollte das Geld nirgends zureichen, man brauchte z. B. in den Jahren 1699—1702, wie uns damalige Schriftsteller berichten, eine Summe von 304,175 Thlr., in welche nicht einmal das Holz, welches die königlichen Forsten und der Kalk, welchen Rüdersdorf liefern mußte, mit einbegriffen war. Schlüter verweigerte es sogar, sich ferner mit dem Rechnungswesen zu befassen, da er die unter ihm beschäftigten Künstler und Handwerker nicht bezahlen konnte. Auch sah sich der König Friedrich oftmals in solcher Geldverlegenheit, daß er bei Privatpersonen Geld zum Weiterbau borgen mußte; aber nichtsdestoweniger betrieb er den Bau mit solcher Hast, daß er sogar den Befehl erließ, ein jeder Maurermeister in Berlin solle, von je fünf Gesellen, immer Einen zur Arbeit hergeben.

Was nun den Lustgarten anbetraf, so war derselbe auch bedeutend verschönert worden. Im Jahre 1573 hatte Desiderius Corbianus einen Theil desselben, jedoch nur zum Küchen- und Krautgarten eingerichtet. Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges war derselbe gänzlich verfallen und bestand nur noch in einem wild wachsenden Busch und einem stinkenden Sumpf, was allerdings einen sehr traurigen Anblick gewährte. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm ließ denselben aber bald freundlicher gestalten, und Friedrich I. vollendete das Werk, welches sein Vater begonnen. Im Jahre 1645 wurde der Platz bei der Hof-Apotheke erhöht und in einen mit Mandeln- und Kirschhecken umpflanzten Blumengarten umgestaltet. Im Jahre 1652 ward auch der Theil an der Spree, welcher damals den Namen des kölnischen Weidendammes führte, mit in die Ringmauern des Lustgartens hineingezogen. An der Stelle der gegenwärtigen Börse stand damals ein zwei Stock hohes Lusthaus, mit zwei Thürmen und einer Kuppel, in welchem der Hof gewöhnlich an schönen Sommertagen speiste. Den unteren Theil dieses Lusthauses bildete eine Grotte mit mehreren kleinen Springbrunnen, während sich ein größerer in der Mitte des Lustgartens befand. Als aber der König Friedrich Wilhelm I. den Lustgarten in einen Paradeplatz umwandelte, wurde dies Gebäude einem gewissen Johann Barraband überlassen, welcher daselbst eine Tapetenfabrik anlegte. Späterhin, im Jahre 1738, erlaubte der König der Kaufmannschaft, sich in dem oberen Stock dieses Gebäudes zu versammeln, während das untere Geschoß zu einem Attelier für die Bildhauer eingerichtet wurde, welche im Dienste des Königs arbeiteten. Da das Haus aber endlich so baufällig wurde, daß weder die Bildhauer darin arbeiten, noch die Kaufleute sich der Gefahr aussetzen mochten, samt und sonders in dem morschen Saale zu falliren, wurde es endlich ganz abgerissen, und der König schenkte der Kaufmannschaft den Platz, wo dieselbe die heutige Börse aufbauen ließ.

In dem Lustgarten stand außerdem, an dem Ausflusse des sogenannten Operngrabens in den Kupfergraben, ein Pommeranzenhaus, welches jedoch bei der späteren Befestigung der Stadt niedergerissen wurde. Späterhin ward ein neues, und zwar an der Stelle des heutigen Packhofes, erbaut. Vor dem Eingange desjenigen Theils, welcher zum Blumengarten diente, stand zu jener Zeit die Bildsäule des großen Kurfürsten, durch Düsard im Haag angefertigt, die sich jetzt im Schloßgarten zu Charlottenburg befindet. Von dem Blumengarten gelangte man auf sieben Stufen nach dem an der Spree gelegenen Untergarten, wo heut das Domgebäude steht. An dem Eingange desselben waren zwei Statuen, Pomona darstellend, errichtet und eine große Anzahl von bedeckten Gängen machte den Aufenthalt an diesem Orte, besonders an den heißen Sommertagen, sehr angenehm; auch fand man daselbst viele Bildsäulen, theils von Marmor, Granit oder Blei. Aus dem Untergarten stieg man ebenfalls wieder auf sieben Stufen zu dem Obstgarten hinauf, in dessen Mitte sich ein großes Vogelhaus befand, und von dort gelangte

Digitized by Google

man in den Hintergarten, der ſich beſonders durch ſeine angenehmen Spaziergänge, welche mit Lindenbäumen beſetzt waren, auszeichnete. Auch ſollte daſelbſt ein Teich ausgegraben werden, der jedoch nie zu Stande kam. Aber, wie geſagt, alles dies verſchwand, als im Jahre 1715 der Luſtgarten zum Exerzier- und Paradeplatz umgewandelt wurde.

Wenn wir nun unſere Aufmerkſamkeit auf die einzelnen Stadttheile, welche im Laufe eines Jahrhunderts in Berlin entſtanden waren, hinwenden, ſo iſt es beſonders die Friedrichsſtadt, welche wegen der Schnelligkeit, mit welcher ſie entſtand, unſre Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Man zählte im Jahre 1706, als die Straßen ihre Namen erhielten, ſchon drei und zwanzig bebaute Straßen, welche zu jener Zeit durch die jetzige Junkerſtraße, damals Bauernſtraße begrenzt wurden. Auch war der Plan, nach welchem die Friedrichsſtadt gebaut werden ſollte, ganz anders entworfen, als er ſpäterhin ausgeführt wurde. Die neue Vorſtadt ſollte drei Thore, eins an der Behrenſtraße, das Behren-, eins an der Leipzigerſtraße, das Leipziger- und eins an der Bauern- oder Junkerſtraße, das Bauern-Thor erhalten. Doch wurde unter dem Nachfolger Friedrich I. eine Erweiterung der Straßen nöthig, und ſo konnten natürlich die Thore nicht an den angegebenen Stellen angelegt werden. Die Friedrichsſtraße erhielt im Jahre 1706 ihren Namen nach dem Könige Friedrich, die Charlottenſtraße ward zum Andenken an die 1705 verſtorbene Königin Sophie Charlotte, alſo benannt, und die Markgrafenſtraße bekam ihre Benennung nach dem Pallaſte des Markgrafen Philipp Wilhelm, an deſſen Hintergebäude in der Behrenſtraße ſie beginnt und bis zur Lindenſtraße fortläuft. Die Jeruſalemerſtraße erhielt ihren Namen von der dortigen Kirche, und die Lindenſtraße nach den Lindenbäumen, welche ſich in derſelben befanden. Daß die Behrenſtraße nach dem Ingenieur Behr, welcher die Bauten in der Friedrichsſtadt leitete, ihren Namen erhielt, haben wir ſchon erwähnt. Die franzöſiſche Straße ward von den franzöſiſchen Refugiés, welche ſich daſelbſt niederließen, alſo benannt. Die Jägerſtraße hingegen, ſowohl die große als die kleine, die Jägerbrücke, auch die Falkonirgaſſe verdanken ihren Namen den kurfürſtlichen und königlichen Jagddienten, welche daſelbſt wohnten. Woher dagegen die Tauben-, Kronen-, Krauſen- und Zimmerſtraße ihre Namen erhalten haben, dürfte ſchwer anzugeben ſein; wahrſcheinlich verdanken ſie ihm irgend einem Zufall, der von keiner geſchichtlichen Bedeutung iſt. Von der Mohrenſtraße ſagt man, daß in derſelben ein Mohr, ein Liebling des Markgrafen von Schwedt, ein Haus beſeſſen und der Straße den Namen gegeben haben ſoll. Die Leipzigerſtraße erhielt, wie man wohl ſchließen kann, ihre Benennung von der Landſtraße, welche von dort aus nach Leipzig führte, während die Schützenſtraße von dem Eingange zum Schützenplatze, welcher ſich in der Lindenſtraße befand, alſo genannt wurde. Der Koksſtraße gab der Bürgermeiſter Koch, welcher dort wohnte, ihren Namen; früher hieß ſie Kirchſtraße, weil ſie grade auf die Jeruſalemerkirche ſtieß. Die Mauerſtraße bezeichnet den Lauf der damaligen Stadtmauer und wurde auch nach derſelben benannt, ſo wie die Kanonierſtraße nach einem Wachthauſe, welches unfern der Mauer ſtand und in welchem die bei dem ſchweren Geſchütz wachthaltenden Kanoniere ſich aufhielten, ihren Namen erhielt. Außerdem gab der General Graf von Dönhoff, welcher in der Leipzigerſtraße, hart am Dönhoffſchen Platze wohnte, dieſem Letztern den Namen; das ſogenannte Rondeel am halliſchen Thore, ſo wie der Leipziger Platz erhielten ihren Namen jedoch erſt ſpäterhin unter dem Könige Friedrich Wilhelm I.

Was den Friedrichs-Werder anbetrifft, ſo haben wir ſchon früher erwähnt, daß ſich auf denſelben zur Zeit des ſechzehnten Jahrhunderts der kurfürſtliche Jägerhof befand, welcher ziemlich anſehnliche Gebäude enthielt. Als dieſelben jedoch allmälig baufällig wurden, richtete man im Jahre 1604, um die Koſten des Neubaues zu ſparen, das Vorwerk der Kurfürſtin Catharine, welches ebenfalls auf dem Werder lag, zur Wohnung für die Jagdbeamten und zur Aufbewahrung der Hunde und Jagdpferde des Kurfürſten ein. Noch be-

Digitized by Google

fand ſich gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts auf einem Hauſe, nach der Oberwallſtraße zu, ein hölzerner Thurm mit einer Glocke, welche des Mittags um zwölf und des Abends um ſechs Uhr geläutet wurde, zum Zeichen, daß die Hunde gefüttert werden ſollten. Auch ſoll, wie glaubwürdige noch jetzt lebende Perſonen verſichern, ungeachtet die Jägerei längſt eingegangen war, alltäglich mit den Glocken geläutet worden ſein, bis der Thurm niedergeriſſen wurde. Wahrſcheinlich hatte auch die Hundebrücke bei dem Schloſſe ihren Namen daher erhalten, weil die Jäger, wenn es zur Jagd ging, mit ihren Hunden über dieſelbe hinauszogen. Im Uebrigen deuten die Namen ſämmtlicher Straßen dieſer Gegend auf ähnliche Gegenſtände hin. Der Falkonirgaſſe haben wir ſchon vorher gedacht, und wenn in derſelben die Gebäude ſtanden, welche zur Aufbewahrung der Jagdfalken dienten, ſo mag daſſelbe wohl in der Adlerſtraße ſtattgefunden haben, wo die Jäger wahrſcheinlich zu ihrem Vergnügen Thiere dieſer Art fütterten. Die Gebäude, welche den an die Adlerſtraße ſtoßenden ſogenannten Raulehof bilden, haben von dem Direktor des Seewesens, Benjamin Raulé, welcher dem großen Kurfürſten bei Gelegenheit der afrikaniſchen Kolonie die wichtigſten Dienſte leiſtete, und nach Berlin berufen, ein Haus in der alten Leipzigerſtraße baute, ihren Namen erhalten.

Moderneren Urſprungs iſt jedoch der Name der ſogenannten Jungfernbrücke, welche, die alte Leipzigerſtraße mit der Spreegaſſe verbindend, über die Spree führt. Dort ſoll zur Zeit, als die franzöſiſchen Refugiés ſich in Berlin niederließen, ein gewiſſer Blanchet, eine Bude gehabt haben, in welcher ſeine Töchter feine Stickereien und andere Modeartikel feil hatten. Bald, nachdem ſie ſich in Berlin niedergelaſſen hatten, waren die Fräulein Blanchets, ſowohl ihrer Geſchicklichkeit in Anfertigung ihrer Arbeiten, als auch ihrer ſcharfen Zunge wegen berühmt geworden, und wenn es in Berlin für Damen etwas Feines zu arbeiten, oder zu Klatſchen gab, ſo ging man zu den Jungfern Blanchets an der Spreegaſſenbrücke, welche dadurch endlich im Munde des Volkes den Namen der Jungfernbrücke erhielt, obſchon dieſe Angabe freilich nicht hiſtoriſch verbürgt werden kann. — Was die Kurſtraße anbetrifft, ſo wurde dieſelbe zu Ehren des großen Kurfürſten alſo benannt und der Theil zwiſchen der alten Leipziger- und kleinen Jägerſtraße hieß ehemals die alte Friedrichsſtraße. In dieſer hatte der Miniſter Dankelmann, von dem wir vorher geſprochen haben, ſeine Wohnung; als er aber nachmals in Ungnade fiel und ſeine Güter eingezogen wurden, benutzte König Friedrich I. dies ſchöne Gebäude, um fremden Fürſten, welche die Reſidenz Berlin beſuchten, ihre Wohnung dort anzuweiſen, woher daſſelbe den Namen des Fürſtenhauſes erhielt. Die berühmteſten Feldherrn der damaligen Zeit: Prinz Eugen von Savoyen, der Herzog Marlborough, Fürſt Menzikow, Leopold von Deſſau und viele Andere wohnten daſelbſt. Jetzt iſt daſſelbe theils an Privatperſonen zur Miethe, theils zum Friedrichs-Werderſchen Gymnaſium eingerichtet.

Die Jägerſtraße, welche grade auf das Fürſtenhaus ſtößt, ging damals nur bis zu Nr. 42, dem Eckhauſe der Oberwallſtraße, wo der Wall begann, indeß hatte die Jägerſtraße hier keinen Ausgang, ſondern führte nur zu einer Baſtion und einem Wachthauſe, welches unter dem Namen der Jägerwache bekannt war, und die ſich bis zu Ende des vergangenen Jahrhunderts erhalten hat.

Das alte Leipziger-Thor, welches unter dem großen Kurfürſten erbaut war, ſtand an der Stelle, wo die alte Leipzigerſtraße auf die Niederwallſtraße ſtößt, und von dieſem Thore bis zu dem neuen Thore, etwa an der Stelle des heutigen Opernhauſes, befand ſich eine große Menge von Magazinen und ſogenannten Zeughäuſern, wo Armaturſtücke verwahrt wurden; beſonders waren die jetzigen Häuſer Nr. 1 und 2 der Niederwallſtraße unter dem Namen des „krummen Zeughauſes“ bekannt. Auch hieß der damals noch unbebaute Platz um dieſes Gebäude: „der Platz am Zeughauſe“. Den heutigen Werderſchen Markt aber nannte man den Kälber-Markt, weil dort ehemals, bis zur Einrichtung des großen Viehmarktes am Lands-

Digitized by Google

berger-Thore, Kälber feil gehalten wurden; auch hat sich dieser Name bis auf die neuesten Zeiten erhalten.

Noch dürfte nothwendig zu bemerken sein, daß auch jenes Gebäude, welches jetzt das Palais des höchstseligen Königs, schon zu jener Zeit aufgeführt wurde. Nicolai erzählt (Theil I. Seite 163), daß der schon mehrfach erwähnte Baumeister Nehring dies Haus für den berühmten Feldmarschall von Schomberg erbaut habe, während Küster in seiner Chronik Berlin's den kurfürstlichen Kammerdiener Martitz als den ersten Besitzer desselben nennt. Es möchte schwer zu entscheiden sein, welche von diesen beiden widersprechenden Angaben die richtigere sei, doch steht so viel fest, daß wenigstens der Feldmarschall Schomberg dies Haus bewohnte und es bei seiner Abreise nach England dem Grafen von Wartensleben überließ, welcher die beiden Seitengebäude aufführen und auf der Seite nach der Wallstraße mit einer Mauer umgeben ließ.

Die Friedrichsstadt und die unmittelbar an den Wall stoßenden äußeren Straßen, als die Niederwallstraße, der Hausvoigteis-Platz, die Verlängerung der Jägerstraße u. s. w. gehören natürlich einer späteren Zeit an. Demgemäß mußte, um die Bewohner der Vorstadt mit denen des Friedrichs-Werders in Communikation zu setzen, eine Brücke über den Festungsgraben geführt werden und diese erhielt von dem gemeinen Volke den Namen der Schinkenbrücke, während der jetzige Hausvoigteiplatz der Schinkenplatz genannt wurde, ein Name der sich ebenfalls noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wenn auch diese Benennung schon seit langer Zeit nicht mehr officiell ist. Ueber die Entstehung dieses Namens aber erzählt man Folgendes:

Es war unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I. gewöhnlich, daß die Grenadiere seiner großen Garde, sobald sie invalid geworden waren, entweder von dem Könige persönlich in Dienst genommen wurden, oder sich selbst einen Broderwerb wählten, bei welchem sie der König unterstützte. So legte auch Einer dieser Leute, von Geburt ein Westfale, auf dem nachmaligen Schinkenplatze einen Handel mit Victualien an, den er bald in's Große trieb, und besonders fanden seine Schinken, welche er direkt aus seinem Vaterlande bezog, großen Beifall bei den Berlinern, welche täglich nach dem Platze, wo es die schönen Schinken gab, hinströmten, so daß derselbe hierdurch wirklich den Namen des Schinkenplatzes erhalten haben soll.

Was die Dorotheenstadt anbetrifft, so ist über dieselbe wenig zu sagen, da an derselben in neuerer Zeit wenig oder gar nichts verändert worden. Anfänglich bestand diese Vorstadt nur aus zwei, mit den Linden parallel laufenden Straßen, wovon die Eine die Mittelstraße ihren Namen bisjetzt erhalten hat. Die Zweite führte dagegen den Namen der Hirtengasse, wurde aber späterhin, nach dem Bau der Dorotheenstädtschen Kirche, die Dorotheenstraße genannt; ward dann abermals umgetauft und die letzte Straße genannt, bis sie endlich in neuerer Zeit ihren früheren Namen, den der Dorotheenstraße wieder erhielt. Diese beiden Straßen endeten mit der sogenannten kleinen Wallstraße, der äußersten Grenze dieses Stadttheils, welche jetzt die Schadowstraße genannt wird.

Eins der ältesten Häuser dieses Stadttheils ist in der Dorotheenstraße das Haus Nr. 24, wo sich jetzt die Freimaurerloge „Royal-York" befindet. Dies Haus ließ der Freiherr und Oberpräsident von Dankelmann erbauen; späterhin kam es in Besitz des Oberhofmeisters von Kameke, der es von dem Baumeister Schlüter in seiner jetzigen Gestalt aufführen ließ.

Was die bei dieser Umwandelung der Residenzstädte Berlin entstandenen Veränderungen in Cölln betrifft, so müssen wir erwähnen, daß der Pallast des Grafen Adam von Schwarzenberg, den sich derselbe, wahrscheinlich an der Stelle, wo früher das Dominikanerkloster gestanden, erbaut hatte, nach dem Tode desselben an den Kurfürsten zurückgefallen war, welcher denselben der gräflichen Familie von Schwerin als sogenanntes Burglehn übergeben hatte. Gewöhnlich nannte man dies Gebäude die Statthalterei. Bei seinem Regierungsantritte kaufte indessen Friedrich III. dies Gebäude zurück und übergab dasselbe dem Kammergericht

Digitized by Google

und mehreren Landescollegien zur Benutzung. Auch ward zu jener Zeit erst der Platz zwischen diesen Gebäuden und den werderschen Mühlen, damals der Hof und der Garten der Statthalterei, angebaut; denn bei der Erweiterung des Schloßbaues ließ Schlüter auch die alte Stechbahn, welche die freie Aussicht des Schlosses hemmte, wegreißen, und im Jahre 1702 wurde auf dem noch unbebauten Platze der Statthalterei die sogenannte neue Stechbahn, nach des Baumeisters Johann de Bodt Zeichnungen, angelegt. Diese, welche noch in ihrer heutigen Gestalt fortbesteht, wird durch eine gleichförmige Reihe von Häusern gebildet, die im Erdgeschosse mit einer offenen Bogenlaube, unter welcher sich die Kaufmannsläden befinden, versehen und oben mit jonischen Wandpfeilern verziert sind.

Etwa um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts entstanden auch die Gebäude an der sogenannten Schloßfreiheit, welche hauptsächlich desbalb ihren Namen erhielt, daß die dortigen Häuser meistentheils Freihäuser waren, indem die wüsten Stellen, die bis dahin der neue Gang am Wasser oder „an der Wasserkunst" genannt worden waren, zum Neubau unentgeldlich ausgetheilt wurden. Die Brüder- und Breitestraße, welche bis dahin auch noch wenig angebaut gewesen waren, zählten nunmehr ebenfalls schon eine große Menge von Privathäusern. Die Breitestraße erhielt ihren Namen, wie man wohl denken kann, wegen ihrer bedeutenden Ausdehnung in die Breite, während man die Benennung der Brüderstraße, nach der Angabe Küsters, von einem Gebäude dieser Straße herleiten will, welches als Abzeichen vier Brüder, auf einem Pferde reitend, geführt haben soll, und welches Gebäude daher auch aux quatre Phillmons genannt wurde. Jetzt ist jedoch keine Spur weder von diesem Hause, noch von dem Wahrzeichen desselben zu finden, und nur die Tradition ist uns noch geblieben. — An der Ecke der Gertraudtenstraße, welche früher, auf dem Theil zwischen den köllnischen Fischmarkt und der Petristraße, „hinter dem Bernauischen Keller" und zwischen der Petristraße und der Gertraudtenbrücke „hinter der Petrikirche" hieß, und der Ecke der Breitenstraße stand das köllnische Rathhaus, welches aber im Jahre 1612 so baufällig wurde, daß es bedeutend reparirt und endlich im Jahre 1656 ganz aufs Neue aufgebaut werden mußte. Im Jahre 1688 wurden auf Befehl des Kurfürsten auch die Fleischscharren, welche bisher in der Breitenstraße gestanden hatten, nach der Gasse hinter dem köllnischen Rathhause und der Petrikirche verlegt und gaben der heutigen Scharrenstraße ihre Entstehung und ihren Namen. Die beiden Gassen, welche zwischen der Breiten- und Brüderstraße nach der Jungfernbrücke führen, waren ebenfalls schon früh vorhanden, und zwar hieß die jetzige Neumannsgasse früher die neue Gasse, während die Spreegasse diesen Namen von Alters her geführt hat.

Hinter der Petrikirche, welche nebst ihrem Kirchhofe von einer Mauer umgeben war, war etwa in der Gegend der neuen Kirchgasse ein freier Platz, der sogenannte Hundemarkt, wo wahrscheinlich in früheren Zeiten Jagdhunde feil gehalten wurden, auch hieß der daran stoßende Theil der Scharrenstraße noch lange Zeit „am Hundemarkt", bis ihn endlich der neuere Name verdrängte.

Von den übrigen Straßen dieses Stadttheils ist noch die Grünstraße, vielleicht von den Grünkramhändlern, welche ihre Waaren dort feil boten, so genannt. Die Petristraße, sonst Lappstraße geheißen, erhielt jenen neueren Namen natürlich von der dabei stehenden Kirche. Den Namen der Roßstraße darf man jedoch nicht von einem Pferdemarkt herleiten, der früher dort gewesen sein soll, sondern vielmehr von den Fischhändlern, welche daselbst eine Art von trocknen Fischen, welche auf plattdeutsch „Rotscher" genannt wurden, (wahrscheinlich Klippfisch oder Stockfisch) feil hatten; wirklich geht aus den Kirchenbüchern der Petrikirche hervor, daß diese Straße ehemals die Rotscherstraße genannt wurde, und erst in späterer Zeit erhielt sie ihren heutigen Namen, so wie auch die heutige Rittergasse, welche die Roßstraße mit der Petristraße verbindet, ehemals Petersiliengasse hieß.



Digitized by Google

Als im Jahre 1683 der Befehl erlassen wurde, daß der köllnische und berlinische Fischmarkt nach der Fischerbrücke verlegt werden sollte, gab dieser Umstand zu dem Anbau der Häuser an der Fischerbrücke Veranlassung. Bei dieser Gelegenheit entstand auch der sogenannte köllnische Wurfthof, jetzt köllnische Gasse genannt, der jedoch erst im Jahre 1740 gepflastert wurde. Die Fischerstraße dagegen, eine der aller ältesten Straßen in Kölln, war schon früh stark angebaut und erhielt ihren Namen von dem Gewerbe, welches die Meisten der dort wohnenden Personen betrieben.

An größeren Gebäuden dieses Stadttheils ist außer dem schon erwähnten Rathhause und der Petrikirche wenig zu bemerken, man müßte denn das Haus am köllnischen Fischmarkt Nr. 4 ausnehmen, was, nach dem Entwurfe Nehring's, für den Feldmarschall Dörflinger gebaut wurde; und da die Vorstädte auf der Seite des eigentlichen Berlin in jener Zeitperiode noch von keiner größeren Bedeutung waren, so gehen wir, nachdem wir somit über die damaligen statistischen Zustände der Residenzstädte Berlin gesprochen haben, zu den Einwohnern selbst über.

Leider müssen wir hier von vorn herein die Bemerkung machen, daß in der letzten Hälfte der Regierung des König Friedrich I. der Wohlstand in den Residenzstädten eher ab als zu genommen hatte; Fabriken und Manufakturen, Handel und Gewerbe lagen darnieder, und bei jeder Gelegenheit zeigte sich, wie viel nicht die Residenzstädte allein, sondern das ganze Land den segensreichen Einwirkungen des Oberpräsidenten von Danckelmann zu danken gehabt hatte, denn der Graf von Wartenberg, der Nachfolger dieses ausgezeichneten Staatsmannes, war durchaus dazu nicht geschaffen, den Verlust desselben zu ersetzen, und anstatt dem Staate und dessen Bewohnern anderweitige und neue Hülfsquellen zu eröffnen, begnügte sich Wartenberg damit, durch die drückendsten Auflagen die Kassen seines Monarchen zu füllen. Hierher gehört z. B. die sogenannte Perückensteuer, welche im Jahre 1698 eingeführt wurde. Jeder Beamte mußte nämlich, diesem Gesetze zufolge, jährlich für seine Perücke einen Thaler, der Bürger oder Kaufmann sechszehn Groschen und der Handwerksgeselle, so wie überhaupt die dritte Klasse des Publikums zwölf Groschen bezahlen. Späterhin, im Jahre 1701, wurde diese Steuer-Einnahme zugleich mit der Karossensteuer, einer Abgabe auf Luxuswagen, an einen französischen Refugié, Namens Elie Papus de Laverdauge, verpachtet, welcher den Titel eines Perücken- und Karossen-Inspectors erhielt, und Dieser erhöhte nicht nur die Steuer ansehnlich, sondern die inländischen Perückenmacher mußten sechs Prozent von dem Werthe einer jeden Perücke, die fremden Kaufleute aber fünf und zwanzig Prozent von jeder im Auslande fabricirten Haartour entrichten.

Da diese Perückensteuer natürlich sehr einträglich war, glaubte der Herr von Wartenberg ein noch besseres Geschäft zu machen, wenn er lieber gleich den ganzen Kopf besteuerte; der König selbst taxirte seinen Kopf auf 4000 Thlr., die Königin ihren auf die Hälfte, sämmtliche Offiziere mußten den Sold eines Monats, als Kopfsteuer zahlen, von welcher selbst der ärmste Bettler nicht ausgenommen war, und Mancher, der es bis dahin noch gar nicht einmal gewußt hatte, daß er einen Kopf besaß, wurde nun mit Schrecken inne, daß ihm ein solcher auf dem Rumpf sitze.

Eine andere Abgabe, die gleichfalls zu den Erfindungen des Herrn von Wartenberg gehörte, war eine Steuer, welche auf die Fußbekleidung gelegt wurde und von jedem Paar Stiefeln, Schuhen oder Pantoffeln, mußte von dem Schuhmacher, ehe er das Leder verarbeiten durfte, ein Groschen entrichtet werden, und nur Fremde, welche schon fertige Stiefeln zu ihrem eigenen Bedarf mit nach Berlin brachten, sowie Schuhe für Kinder unter drei Jahren, waren von dieser Abgabe ausgenommen. Ebenso wurde das Kaffee-, Thee- oder Chokolade-Trinken besteuert; man mußte sich, wenn man von diesen Luxusartikeln Gebrauch machen wollte, einen Erlaubnißschein lösen, welcher jährlich 2 Thlr. kostete. Doch von allen diesen Abgaben war eine Steuer, welche auf die alten Jungfern gelegt wurde, die sonderbarste, indem jedes unverheirathete Frauenzimmer, ohne

Digitized by Google

Rücksicht auf ihren Stand oder ihr Gewerbe, viertelsjährlich sechs Groschen in die Accise-Kasse zahlen mußte, sobald sie vierzig Jahre alt und noch nicht in den Stand der heiligen Ehe getreten war.

Nichtsdestoweniger reichten alle diese erhöhten Einnahmen nicht zu, um die Pracht von Friedrich's I. Hofhaltung zu bestreiten, und was die christlichen Unterthanen nicht mehr geben konnten, mußten jetzt die Juden herausrücken, die sich allmälig bedeutend vermehrt hatten, und da es denselben nie an Geld fehlte, begünstigte sie Friedrich natürlich auf alle Weise, so spielte z. B. der Hof-Jouwelier Liebmann am berliner Hofe eine bedeutende Rolle, und sogar nach seinem Tode wußte sich seine Frau so gut in der Gunst des Kurfürsten zu behaupten, daß ihr derselbe die Erlaubniß gab, das Geschäft ihres Mannes ungestört fortzusetzen.

Als grade kein günstiges Zeugniß von dem Scharfblick Friedrich's I. müssen wir es jedoch noch anführen, daß er auch zu jenen Mitteln, die leeren Kassen zu füllen, seine Zuflucht nahm, welche, wie die oftmals vergeblich angestellten Versuche seiner Vorgänger ihm darthaten, nie von einem günstigen Erfolge begleitet waren. Es war dies die geheimnißvolle Kunst des Goldmachens; und daß König Friedrich I. den lockenden Verheißungen eines Betrügers, der sich erbot, ihm alle Schätze Peru's zu verschaffen, Gehör gab, muß um so mehr unsere Verwunderung erwecken, da wir von einem Fürsten sprechen, der eine Akademie der Wissenschaften und Künste stiftete, und bei welchem doch die gesunde Vernunft über die abergläubischen Vorurtheile seiner Zeit den Sieg davon getragen haben sollte. So fand ein Italiener, Namens Dominico Cantano, Conte di Ruggiero, auch schlechtweg Cajetan genannt, als er im Jahre 1705 nach Berlin kam und dem Könige versprach, Alles, wo möglich den ganzen Staat in Gold umzuwandeln, eine glänzende Aufnahme. Cajetan, ein kluger und gewandter Abenteurer, der noch dazu wirklich bedeutende Kenntnisse in der Chemie besaß, wußte sich durch einzelne chemische Kunststücke, die er in Gegenwart des Hofes machte, völlig in das Vertrauen des Königs einzunisten, doch da man einen Mann, dem so unermeßliche Reichthümer zu Gebote standen, durch die Ueberreichung eines Geldgeschenkes zu beleidigen fürchtete, ließ ihn der König nur auf seine Kosten in Berlin bewirthen und machte ihm ein Geschenk von zwölf Flaschen französischen Weins. Hiermit war dem Italiener jedoch nicht gedient; er brach seine Arbeiten ab und verließ Berlin, worauf ihm der König einen Herrn von Biberstein, seinen Oberkammerherrn, nachschickte, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Wirklich ließ sich Cajetan nach vielen Bitten bereitwillig finden, nachdem ihm Friedrich seine Forderungen bewilligt, ihm außerdem sein in Brillanten gefaßtes Bildniß geschenkt und ihn zum Königl. Preuß. General-Major erhoben hatte. Cajetan begab sich nun nach Coswig, wo ihm ein Laboratorium genau nach seiner Angabe gebaut wurde; aber als nun der Zeitpunkt, an welchem er die allgemein gehegten Erwartungen erfüllen sollte, herbeikam, war Cajetan verschwunden, und bald bekam der König die Nachricht, daß er sich in Hamburg aufhielte. Indeß versäumte man von preußischer Seite nichts, um seiner habhaft zu werden, und wirklich ward er in Hamburg aufgehoben und nach Cüstrin gebracht. Mit der ihm eigenen Gewandheit wußte er sich jedoch wegen seiner Flucht zu entschuldigen, und selbst als eine Conferenz sachkundiger Männer zusammenberufen wurde, um ihr Gutachten über ihn abzugeben, wußte er dieselben so zu täuschen, daß ihn der König im Februar des Jahres 1707 nach Berlin kommen ließ, wo dem Adepten im Fürstenhause eine Wohnung und ein Laboratorium eingerichtet wurde. Natürlich lieferte er auch hier kein anderes Resultat, als die früheren gewesen waren, und da er die Erlaubniß hatte, um sich von seinen Arbeiten zu erholen, vor dem Thore spazieren zu gehen, machte er sich diese Vergünstigung so gut zu Nutzen, daß er auf's Neue spurlos verschwand und glücklich nach Frankfurt a. M. kam. Aber auch dort ward er von dem preußischen Gesandten, dem Geheimen-Rath von Plotho, festgenommen und unter sicherer Bedeckung nach Cüstrin geschafft, wo man ihn unter Androhung der Todesstrafe aufforderte, seinem Versprechen Genüge zu leisten. Vergeblich schützte der Unglückliche vor, daß seine Kunst



Digitized by Google

nicht so weit reiche, der König war nunmehr fest überzeugt, daß der Adept nur keine Lust habe, sein gegebenes Wort zu lösen, und als nach einer gegebenen Frist noch immer nicht das köstliche Metall erschienen war, ward Cajetan wirklich, am 23. August 1709, zu Cüstrin aufgehängt, wobei der König noch die unedle Rache nahm, den Galgen, welcher zur Exekution bestimmt war, mit Goldpapier ausstaffiren und den Delinquenten selbst auf eine ähnliche phantastische Weise kleiden zu lassen.

Bedeutend ersprießlicher wäre es allerdings für den König gewesen, wenn derselbe die zerrütteten Finanzen seines Staates durch Einschränkung seiner bedeutenden Ausgaben verbessert hätte; aber hierzu ließ es der Graf von Wartenberg nicht kommen, der ihm im Gegentheil den Zustand seines Landes so blühend als möglich schilderte. —

Außerdem fehlte auch zu jener Zeit noch immer nicht der Glaube an Hexen, Teufel und andere Mißgeburten des Aberglaubens. So war im Jahre 1707 ein Gespenst in der Heiligen Geiststraße der hauptsächlichste Gegenstand des Tagesgespräches. Dieses Gespenst verfolgte besonders eine Dienstmagd, neckte sie unaufhörlich, kniff sie in die Arme und Beine, kurz machte so viel Aufsehn, daß die Berliner schaarenweise nach jenem wunderbaren Hause strömten, um das geplagte Mädchen zu sehen, und ein Buch, welches in dem genannten Jahre erschien, veröffentlichte diesen Umstand sogar durch den Druck.

Allerdings muß es eine betrübende Erscheinung sein, wenn wir sehen, daß zu jener Zeit die christliche Religion es noch nicht vermocht hatte das Gemüth ihrer Anhänger von dem Glauben an dergleichen läppische Albernheiten zu befreien, und das Staunen des Lesers wird noch erhöht, wenn wir hören, daß sogar ein Prediger der göttlichen Wahrheit, Namens Strube, im Jahre 1706 ein Buch in Berlin herausgab, in welchem er den Leuten außer einer Menge anderer Unglücksfälle, auch das Ende der Welt prophezeite, wodurch natürlich die guten Berliner in eine nicht geringe Bestürzung gesetzt wurden.

Nichtsdestoweniger müssen wir es jedoch erwähnen, daß zu jener Zeit endlich die theologischen Zänkereien, welche bisher zwischen den Lutheranern und Reformirten geherrscht hatten, allmälig nachzulassen begannen, sei es nun, daß die Langwierigkeit dieses Streites endlich die erhitzten Gemüther besänftigt hatte, oder daß die strengeren Maßregeln, welche die Censurbehörde gegen den Unfug der theologischen Streitschriften beider Partheien ergriff, wohin auch das öffentliche Verbrennen der polemischen Schriften dieser Art gehörte, kräftig dem alten, eingewurzelten Uebel steuerten.

Nachdem somit die Feindschaft der beiden Religionspartheien wenigstens ihre Oeffentlichkeit verloren hatte, dachte man bald genug auf beiden Seiten daran, eine förmliche Vereinigung zu veranlassen, und obgleich dieselbe damals noch nicht zu Stande kam, so müssen wir doch wenigstens das Streben nach derselben lobend erwähnen, besonders da König Friedrich I. selbst, so wie seine Gemalin Sophie Charlotte an der Spitze derjenigen Parthei standen, die eine allgemeine Kirchenvereinigung zu Stande zu bringen beabsichtigte. Es würde uns zu weit führen, dieser Angelegenheit, welche eher in die Kirchengeschichte, als in die Chronik Berlin's gehört, genauer zu erwähnen, obgleich Berlin selbst den Schauplatz für die Unterhandlungen der lutherischen und reformirten Parthei hergab. Wir erwähnen daher dieses Vorfalls nur mit wenigen Worten.

Der bekannte Philosoph, Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz und der königliche Hofprediger zu Berlin, Namens Jablonski, waren diejenigen Männer, die in Berlin alle Kräfte in Bewegung setzten, diesen Kirchenverein herbeizuführen. Aber mit so vielem Eifer dies Geschäft auch von beiden Seiten betrieben wurde, gelangte man dennoch zu keinem Resultate, und nachdem im Jahre 1698 der Anfang durch Jablonski gemacht worden, war man nach fast neun Jahren noch keinen Schritt weiter gekommen, und Leibnitz selbst sah das Fruchtlose seines Unternehmens ein, so daß er am 28. Januar des Jahres 1707 in einem Briefe an den Hofprediger schrieb: „Von dem Friedensgeschäft erwarte

Digitized by Google

ich, wie jetzt die Umstände sind, nichts mehr, die Sache wird von selbst aufhören."

Bedeutend wichtiger als durch dieses nutzlose Bestreben wurde indessen Leibnitz in anderer Beziehung für Berlin. Er legte nämlich dem Könige bei seinem Aufenthalte in den Residenzen den Plan vor, eine Societät der Wissenschaften in Berlin zu stiften, und von der Königin unterstützt, gedieh dieser Plan wirklich zur Reife. Am 11. Juli des Jahres 1700 unterzeichnete Friedrich den Stiftungsbrief der Gesellschaft, in welchem er sich nicht allein als Beschützer derselben erklärte, sondern auch für ein, zu dem Zweck der Societät passendes Lokal zu sorgen versprach. — Die Tendenz dieser Stiftung sollte hauptsächlich die Erforschung sämmtlicher Wissenschaften, die zur Bildung des menschlichen Geistes sowohl, als zur Verbesserung der socialen Zustände beitragen, in sich fassen, und nachdem das Werk bis so weit gediehen war, kam Leibnitz noch einmal nach Berlin, um die speciellere Einrichtung der Gesellschaft zu bewirken; außerdem würde noch ein gewisser Gottfried Kirch aus Guben, ein zu seiner Zeit hochberühmter Astronom, nach Berlin berufen, um den Bau einer Sternwarte, welche der König für die Societät erbauen zu lassen versprochen hatte, zu beaufsichtigen. —

Die Krönungsangelegenheiten und die fortwährenden Kriegsunruhen erlaubten es dem Monarchen des preußischen Staates jedoch für's Erste noch nicht, sich thätiger für die neue Gesellschaft zu interessiren, besonders da sich dem Bau der Sternwarte viele Hindernisse entgegenstellten. Aber nichtsdestoweniger begannen die Mitglieder mit freudiger Thätigkeit ihre Arbeiten, und sie zählten schon eine große Anzahl der ausgezeichnetesten Gelehrten unter ihren Theilnehmern, als endlich, am 3. Juli des Jahres 1710, die Statuten der neu gestifteten Akademie erschienen, deren wesentlichste Punkte etwa folgendergestalt lauteten:

a) Soll stets Einer aus der Mitte der wirklichen geheimen Räthe Präses honorarius sein, an welchen sich die Societät, wenn sie etwas an den König will gelangen lassen, zu wenden hat;

b) soll Leibnitz der erste Präses ordinarius sein; nach seinem Tode aber soll das Präsidium von einem Vicepräsidenten aus den Mitgliedern der Societät stets vertreten werden;

c) wird die ganze Gesellschaft in vier Hauptabtheilungen getheilt, wovon die erste Physik, Medizin und Naturwissenschaften, die zweite Mathematik, Astronomie und Mechanik, die dritte deutsche Sprache und Geschichte, die vierte das Studium der Literatur, vorzugsweise der orientalischen, und die Verbreitung des Christenthums zu ihrem Geschäftskreise haben;

d) wird verordnet, daß jede Abtheilung einen Director haben und die vier Directores, nebst einem Advocaten und einem Secretär der Gesellschaft das Concilium der Gesellschaft bilden sollen;

e) die Directoren sollen ermächtigt sein, bei der Versammlung ihrer Abtheilung völlige Präsidentenstelle zu vertreten und wechselsweise das Vicepräsidium zu führen;

f) dem Vicepräsidenten soll obliegen, das Concilium zu bestimmter Zeit zusammen zu berufen, die Aufnahme, Erhaltung und Verbesserung des Wohls der Gesellschaft wahrzunehmen und den Gesetzen Ansehn und Geltung zu verschaffen;

g) Die Geschäfte des Concils bestehen zunächst in der Verwaltung des Vermögens der Gesellschaft, sodann in der Wahl der neu aufzunehmenden Mitglieder, ferner in der Anstellung der Unterbedienten und endlich in der Herausgabe der Abhandlungen, in welchen Punkten überall Stimmenmehrheit entscheidet;

h) das Vermögen und die Einkünfte der Gesellschaft sollen durchaus zum Besten derselben verwandt werden, nicht nur zur Besoldung der unentbehrlichen Bedienten, sondern auch zur Anschaffung einer Bibliothek, des physikalischen Apparats und eines Naturalienkabinets;

i) zu den ordentlichen Versammlungen soll ein gewisser Tag in der Woche festgesetzt werden, an dem die vier Abtheilungen nach einander wechselsweise, also

Digitized by Google

eine jede alle vier Wochen, zusammen kommen und von ihrem Director durch die Pedelle geladen werden sollen.

k) Bei diesen Versammlungen sollen die Mitglieder, ohne Beobachtung ihrer sonstigen Standesverhältnisse, verfahren und mit dem Stimmensammeln jedesmal von der rechten Hand des Directors angefangen werden, wobei Einer oder Zwei in jeder Sitzung einen gelehrten Vortrag halten und die Uebrigen ihr Urtheil darüber fällen sollen. In diesen Versammlungen sollen ebenso die Schreiben der auswärtigen Mitglieder verlesen werden.

Eben so wichtig wie diese Stiftung dürfte wohl die Gründung der sogenannten Ritterakademie zu Berlin sein, die jedoch erst unter Friedrich II., im Jahre 1765, als Ecole militaire, eine größere Ausdehnung erhielt, obschon die Statuten derselben bereits im Jahre 1705 veröffentlicht wurden. Ueber den Zweck dieser Akademie, welcher in der wissenschaftlichen Ausbildung des Adels bestand, spricht sich der König selbst etwa folgendermaßen aus: „Er, der König, habe eine Fürstenschule oder Akademie zu Berlin errichten lassen, in der nicht allein seine Unterthanen, sondern auch Fremde nach Standesgebühr gehalten werden könnten, in welcher Akademie Fürsten, Grafen und Adlige, ohne Unterschied der Religion, nach Zurücklegung ihres sechszehnten Jahres aufgenommen werden sollten, damit sie zu allen Exercitien und Studien geschickter, und mit allen Nothwendigkeiten versehen seien. Zu diesem Ende sollen in derselben nicht nur die gewöhnlichen Exercitien, als Reiten, Fechten, Voltigiren und Tanzen getrieben und gelehrt, sondern auch Professores berufen werden, um die vornehme Jugend in allen anständigen und nöthigen Wissenschaften zu unterweisen, namentlich in der Moral und Politik, dem Natur- und Völkerrecht, in den Principien des Civilrechts und der Geschichte, in der Heraldik, Genealogie, Philosophie, Physik, Mathematik, Mechanik, Fortification und Architektur, desgleichen im Zeichnen und der Perspektive, woneben auch das Exerciren und die verzüglichsten militairischen Uebungen nicht vernachlässigt werden sollen." ꝛc. ꝛc.

Zum Vorsteher dieses Institutes wurde der Oberkämmerer, Graf von Wartenberg ernannt, und die Zahl der Zöglinge auf sechs und dreißig bestimmt; zum Lokal wurde der Akademie ein Gebäude in der Klosterstraße angewiesen. Aber da der preußische Adel durchaus kein Interesse an diesem neuen Institute nahm, und den Aeltern das Pensionsgeld, welches für einen Edelmann 300, für einen Grafen 500 Thaler jährlich betrug, zu hoch dünkte, erlangte diese Stiftung durchaus keine größere Bedeutung.

Von den schönen Künsten, die in Berlin zur Regierungszeit des ersten Königs von Preußen, ebenfalls bedeutende Fortschritte gemacht hatten, haben wir, mit Ausschluß der dramatischen Kunst, schon früher gesprochen, und wir wenden daher unsere Aufmerksamkeit ausschließlicher auf diese Letztere.

Ein stehendes Theater kannte man zu jener Zeit noch immer nicht in Berlin; verschiedene ambulirende Gesellschaften, z. B. eine unter der Leitung eines gewissen Sebastian du Rocher, welcher in den Jahren 1702 bis 1704, auf dem berlinischen Rathhause seine Vorstellungen gab, die mecklenburgischen Hofschauspieler, die weimarsche Hoftruppe und andere Gesellschaften producirten sich öfters in Berlin, sobald sie dazu die gehörige Erlaubniß von dem Könige hatten, welche sie jedoch nicht immer erhielten, wie z. B. der Herr Gabriel Müller, welcher bei seiner Ankunft in den Residenzstädten, im Jahre 1710, die Antwort erhielt, daß wegen der pestartigen Seuche, die sich grade damals in Berlin zeigte, keine Komödie gespielt werden könne.

Nichtsdestoweniger finden wir aber in jener Zeit, wo französische Sitten und Moden einen gleich gewichtigen, als lächerlichen Einfluß über Deutschland erlangt hatten, ein französisches Hoftheater in Berlin vor, und mit Bedauern müssen wir es sehen, wie viel Friedrich I. für die französischen Schauspiele that, während die nationelle Dramaturgie und Poesie weit weniger berücksichtigt wurden. Zwar dürfte man, und nicht ganz mit Unrecht, dagegen einwenden, daß es mit der deutschen Poesie noch ziemlich traurig zu damaliger Zeit aussah; aber wo vermag sich die zarte Blume der Poesie üppiger zu

Digitized by Google

entfalten, wenn sie entweder den rauhen Stürmen des gewöhnlichen Alltagslebens schutzlos ausgesetzt ist, oder in dem lauwarmen Gewächshause der Fürstengunst zur Schmarotzerpflanze verkrüppelt, wie dies leider bei uns der Fall ist. — So wurden schon im Jahre 1700 in Berlin die nöthigen Anstalten zur Bildung des französischen Hoftheaters getroffen, und der Schloßhauptmann erhielt die Instruction und die Vollmacht, mit dem Direktor der französischen Schauspielertruppe wegen des Honorars zu unterhandeln. Demgemäß erhielten diese französischen Komödianten ein jährliches Gehalt von 6000 Thalern, wovon sie jedoch 400 Thaler an die Armenkasse zahlen mußten. Für diese, und zwar rücksichtlich der damaligen Zeit sehr bedeutende Gage, mußten sie wöchentlich zweimal vor dem Hofe, entweder in der Stadt oder auf einem der benachbarten Lustschlösser Komödie spielen; außerdem durften sie an den übrigen Tagen für das Publikum, auf ihre eigene Rechnung spielen, doch war der königlichen Familie, so wie allen von den Mitgliedern derselben eingeführten Fremden, der Eintritt frei gestattet. Die Preise der Plätze für das übrige Publikum waren für einen Platz auf dem ersten Balkon ein Thaler; auf dem zweiten Platz bezahlte man sechszehn Groschen, im Parterre die Hälfte dieses Geldes und auf dem dritten Balkon zwölf Groschen. Die Erleuchtung an den Tagen, wo nur der Hof zugegen war, wurde aus der königlichen Kasse bezahlt, und um die Ordnung unter dem Publikum aufrecht zu erhalten, wurde eine Wache gegeben, welche die Schauspieler ebenfalls unentgeldlich erhielten; ein Thaler an die Aeeisecasse von jeder Vorstellung war die einzige Abgabe, welche sie zu zahlen hatten.

Auch in Bezug auf die Kleidung hatte, wie schon erwähnt, die französische Mode zu jener Zeit den entschiedensten Einfluß ausgeübt, und besonders weit ging der Luxus in Schmuckſachen. Daß natürlich von allen Seiten stark gegen diesen übertriebenen Putz geeifert wurde, läßt sich wohl denken; aber daß dies Bestreben umsonst war, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung. Dennoch geben wir unsern Lesern ein Pröbchen von den Sittenpredigten jener Zeit, wo man sich noch derber und ungebundener ausdrückte, als dies jetzt der Fall sein dürfte, und zugleich liefert auch dieser kleine, aus einer, zu Geiersberg 1689 erschienenen Schrift entlehnte Aufsatz, einen Beitrag zur Sittengeschichte der damaligen Zeit. Er lautet wie folgt:

„Es ist leider mehr als zu bekannt, daß, so lange der Franzosenteufel unter uns Teutschen regieret, wir uns am Leben, an Sitten und Gebräuchen also verändert, daß wir mit gutem Recht, wo wir nicht gar naturalisirte Franzosen sein und heißen wollen, den Namen eines neuen, sonderlichen und in Franzosen verwandelten Volkes bekommen können. Sonsten wurden die Franzosen bei den Teutschen nicht ästimiret; heut zu Tage können wir nicht ohne sie leben, und muß alles Französisch sein. Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrath, französisch Tanzen, französische Musik, französische Krankheiten, und ich befürchte, es werde auch ein französischer Tod darauf erfolgen, weil ja die hierdurch verübten Sünden nichts anders prognostiziren. Die alte deutsche Sitte und Tapferkeit ist, wenn nicht verloren gegangen, doch gewiß verlochen und geschwächt, welches blos von der Nachahmung fremder Völker herrührt, absonderlich aber von dem stolzen, falschen und liederlichen Franzosengeist, der uns durch liebkosende Worte, schmeichelnde Reden und viele Versprechungen, wie die Schlange unsern ersten Eltern im Paradiese gethan, gleichsam eingeschläfert hat, und uns nach und nach um unsre liebe teutsche Freiheit zu bringen längst bemüht gewesen ist, weil er gesehen hat, daß wir zu seiner liederlichen Lebensart sonderlich inkliniren und Belieben tragen. Die mehresten teutschen Höfe sind Französisch eingerichtet, und wer an denselben versorgt sein will, muß Französisch kennen, und besonders zu Paris, der Universität aller Leichtfertigkeit, gewesen sein. —" „Wenn die Kinder," drückt der Verfasser sich an einer andern Stelle aus, „kaum ausgekrochen sind, und nur vier oder fünf Jahre zurückgeleget, so werden sie gleich dem französischen Moloch geopfert, und zu den französischen Galanterien angeführet. Wenn ein Kind, so zu sagen, kaum den Kopf aus Mutterleib gesteckket, und man nur erkennet, ob es ein Knäblein oder Mägdlein

Digitized by Google

sei, so sind die Eltern schon auf den französischen Sprach- und Tanzmeister bedacht. In Frankreich redet Niemand Teutsch, außer etwa die Teutschen unter einander, so sich darinnen aufhalten: aber bei uns Teutschen ist die französische Sprache so gemein geworden, daß an vielen Orten bereits Schuster, Schneider, Kinder und Gesinde dieselbe zu reden pflegen. Ist's nicht wahr, daß die meisten Eltern, so etwas von Kondition sein, (oder daß ich recht rede, Krämerchen, Miſt-Juweliren) alles dasjenige, was sie ermauschelt, an ihre Kinder, obgleich nicht zum Nutzen, dennoch zum Verderben derselben anwenden, sollten sie auch gleich hernachmals so darüber herunter kommen, daß sie den ganzen Kram in einen Koher gesteckt, zum Thor hinaus laufen, und zu Schelmen darüber werden müßten. —" „Will ein Junggesell heut zu Tage bei einem Frauenzimmer Intritt haben, so muß er mit französischen Hütchen, Westen, galanten Strümpfen ꝛc. angestochen kommen. Wenn dieses ist, mag er gleich sonst eine krumme Habichtsnase, Kalbesaugen, Buckel (oder wie es andre, die dergleichen Personen affectionirt sind, hohe Schultern nennen) Affzähne, krumme Beine und dergleichen haben, so fragt man nichts darnach: genug, daß er sich nach langem Lernen à la mode française stellen kann. Man hält ihn für einen recht geschickten Kerl, ob er gleich sonst nicht für einer Fledermaus Gelehrsamkeit im Kopf, und an Statt des Gehirns Hekkerling hat. Er ist und bleibt Monsieur, bevoraus, wenn er etwas parliren kann. —" „Ich erinnere mich hierbei, daß, als unlängst ein Präzeptor verlangt wurde, sich einer gemeldet, der wohl studiret, und in Theologicis Philosophicis und Humanioribus wohl bewandert war. Er wurde aber gleich gefraget, ob er die französische, italienische Sprache verstünde; wo nicht, so würde es für diesesmal nicht sein können, weil ja der Knabe schon neun Jahr alt sei, und es höchst nöthig wäre, daß er in diesem großen Alter zu solchen Sprachen möchte angeführet werden; da doch der große Molkentrommel noch nicht Teutsch reden konnte, geschweige ein Gebot, oder einen Artikel aus dem kleinen Katechismo herbeten, darauf doch seine Seligkeit beruhet. Wer siehet demnach nicht, daß solche Leute hiermit zu erkennen geben, daß sie nicht Christen, sondern Atheisten sein, welche kein Bedenken tragen, die Kleinen zu ärgern, und das hierauf gelegte Weh in den Wind zu schlagen. Müssen demnach also klagen:

Die teutsche Sprach' kommt ob, ein andre schleicht sich ein.
Wer nicht Franzosisch redt, der muß ein Simpel sein.

„Gehen wir aber weiter fort, und sehen uns auch ein wenig in Kleidungen um, so müssen wir auch gestehen, daß hierin kein Unterschied zwischen den Teutschen und Franzosen sei. Und dürfte ich fast sagen, daß es in Frankreich selbsten nicht so arg in Kleidungen hergehe, als in Teutschland; wie ich denn selbsten in Paris so vielerlei Moden und Veränderungen der Kleider als in Teutschland niemalen gesehen habe." —

„O wie sauer läßt es sich mancher werden, eine galante Nachtmusik zu bringen! Wie viel Paar Schuhe gehen des Jahrs lang nicht drauf, da man stündlich, wohin man etwa seine Inklination hat, vor dem Fenster herum trampelt, ob man die Ehre haben könne, die Jungfer, oder doch an deren Statt die Magd, oder die Kazze, und den Pudelhund zu grüßen. Wie viel Zeit wendet man nicht auf verliebte Briefchen, so man aus den Romanen zusammenstoppelt! Wie weiß sich mancher in grüne oder andre Pelze zu verkleiden, Ringe anzustekken, und des Tages vor einem Hause zum öftern vorbei zu gehen, damit er ein Mädchen für seinen Schnabel erhaschen möge! Da heißt es denn, Du Schwarzüngeleir, ich bin 200 Meilen Deinetwegen gereiset, damit ich Dich einmal sehen möge; ob es gleich alles erlogen, und ein solcher Vogel viel was anders im Sinn hat, ja auch wohl ein Spitzbub von Haus aus ist. Allein diesem allen ungeachtet, weil er sich galant, und auf französische Mode stellen kann, ist er lieb und angenehm. Also sehe man auch eine Jungfer oder eine Näh- und Klöppelmagd an, ob nicht alles an ihr Französisch sei? Ob sie sich nicht fast durchgehends alle über ihren Stand halten? Ob sie nicht Tag und Nacht auf dergleichen Galanterien bedacht sind? Die Köpfe sehen aus, daß man dafür erschrekket, und man nicht weiß, ob es Schweinsköpfe sein, oder ob sie Nußbutten feil tragen? Wie viel hundertmal sind die Haus-

Digitized by Google

den bishero geändert worden? Bald trägt man Standarten, bald Kornettenhauben, bald fliegende Fahnen, bald Wiedehopfen-Nester. Und ist das allerärgste, daß nicht nur das Frauenzimmer deswegen selbst nach Frankreich reiset, sondern auch noch Modelle, oder angekleidete Puppen aus Frankreich bringen läßt, für viele Thaler, damit man ja genug des Teufels Hoffarth machen könne. Wie viel Millionen Geld ist nicht in kurzem für Band nach Frankreich geschickt worden!" —

„Sonst ist auch bekannt, daß die Franzosen ein bizzig Volk sei, daher sie auch in den Gesichtern Venusblümchen zu bekommen pflegen, und damit sie solche bedekken mögen, haben sie die Schatterflekchen ersonnen. Dieses haben auch unsre teutsche Jungfern nachgeäffet, und zum öftern auf die Schattirpflästerchen Fliegen, Käfer, Hasen, Esel, Bäre, Schafe, Rinder und Schweine geschnitten, daß also die Franzosen nichts so närrisch haben ausspintisiren und ersinnen können, welches die Teutschen nicht viel närrischer hätten nachahmen können. Ist demnach so weit gekommen, daß, wo man nur hört, daß etwas Französisch sei, man es gleich auch beliebet, nachzuahmen, sollte es auch so abgeschmackt herauskommen, daß nichts drüber. Hören sie, daß es den Frauenzimmern wohl anstehe, wenn es hohe Hüften habe, so sind sie gleich bemühet, dergleichen, weil es ihnen nach ihrem Verstand die Natur versaget, sich selbst zu machen; und da müssen denn bald alle Schnupftücher und Servietten herhalten, damit sie hierin den vermeinten Defekt der Natur ausfüllen mögen. Zwar dieses möchte noch hingehen, wenn sie nur bei ihrer Weibertracht verblieben, und sich nicht auch in Mannshabit verkleideten; ingleichen selbst Schlitten führen und Liebhaberinnen von vielen Hunden wären; ja dieselben gar zur Beichte und zum Abendmahle mitbrächten." —

Allerdings trägt der Herr Verfasser dieser Broschüre mit ziemlich starken Farben auf; aber er mochte wohl im Grunde genommen so Unrecht nicht haben, denn nicht allein die weibliche Bekleidung, sondern auch das männliche Kostüm war geckenhaft und geziert, und besonders wurden, wie schon erwähnt, die Perücken ein Hauptgegenstand des Luxus. Je vornehmer der Mann, desto größer die Perücke, und selten sah man zu jener Zeit einen Mann, der dieses entstellenden Haarwulstes entbehrt hätte, so daß man damals mit Recht sagen konnte, daß nicht das Kleid, sondern nur die Perücke den Mann mache.

Was übrigens die Kleider anbetraf, so war der Stoff derselben bei vornehmeren Herren reich brochirtes Seidenzeug oder Sammet, und der König selbst trug gewöhnlich kaffeebraune oder zimmetfarbene Zeuge, die mit Gold und Edelsteinen reich besetzt waren. Der Mittel- und der niedere Stand begnügte sich mit Tuchkleidern, wobei sich natürlich die Feinheit des Stoffes nach der Kasse eines Jeden richtete. Die Beinkleider gingen nur bis an's Knie und wurden daselbst durch einen, mit einer Schnalle versehenen Riemen mit den Strümpfen verbunden, die gewöhnlich von rother, blauer oder Zimmetfarbe waren. Um den Hals trug man eine Art von Halstuch, von Battist oder feinem Kammertuch, welches mit Frangen und Trodeln, die bis auf die Brust herabfielen, besetzt war. Um diesen Anzug vollständig zu machen, steckte man einen Degen durch die kurzen und breiten Schöße des Rockes, dieser Letztere hatte gewöhnlich eine ganz kurze Taille und keinen Kragen; die Weste, deren Vordertheile sehr lang waren, reichte bis beinahe auf das Knie herab.

Die Uniformirung der königlichen Truppen anbetreffend, so hatte auch auf diese Friedrich seine besondere Sorgfalt gerichtet, und besonders war die Schweizergarde, die bei feierlichen Gelegenheiten die unmittelbare Umgebung des Königs bildete, prächtig gekleidet. Ihre Uniformen waren von blauem und rothem Sammet, der reich mit Silber geflickt war. Die übrigen Militairs, welche noch den Dienst im Schlosse versahen, die sogenannten Trabanten, hatten Röcke von feinem scharlachrothen Tuch, gleichfalls mit Silber geflickt, und auf ihren Mänteln war auf dieselbe Weise das königliche Wappen angebracht, so daß der Hofseidensticker, der das Material zu diesen Arbeiten geliefert bekam, für die Stickerei an der Equipirung eines einzelnen Reiters 36 Thlr. an Arbeitslohn erhielt. Die aus den französischen Edelleuten bestehenden Grands mousque-



Digitized by Google

raires waren ebenfalls prächtig uniformirt, obschon sie dies auf eigene Kosten thun mußten; und den Glanz des königlichen Hoflagers erhöhten noch die königlichen Hoftrompeter und Pauker, deren Zahl sich auf sechs und zwanzig belief. Sie begleiteten den König bei jeder Gelegenheit auf seinen Reisen, und wenn sich derselbe in Berlin befand, so spielten sie alle Mittage um zwölf Uhr auf den beiden Balkonen des Schlosses.

Was dagegen die Damen-Toilette anbetrifft, so entfaltete man in damaliger Zeit den größten Luxus im Tragen der Edelsteine, und besonders war diese Mode bei Hofe so sehr en vogue, daß der Schmuck, welchen die Prinzessin Dorothee Louise Sophie an ihrem Vermählungstage trug, auf vier Millionen Thaler geschätzt wurde, ohne die Edelsteine zu rechnen, mit welchen das Brautkleid besetzt war; Letzteres soll mit der Schleppe, die natürlich von mehreren Pagen getragen wurde, durch die Last der Goldstickerei, wie uns glaubwürdige Schriftsteller versichern, einen Centner gewogen haben. — Außerdem trug man zu damaliger Zeit, besonders in den Haaren, Perlen und Edelsteine, bis zu einem ungeheuern Luxus, Locken und Flechten waren mit feinen Goldketten oder Perlenschnüren durchschlungen und hinten über die Coiffüre hing man eine Art von Schleier, oder richtiger gesagt, Mantille von Gaze oder Flor, die über den Rücken hinabfiel und gleichfalls mit den kostbarsten Stickereien geziert war.

Zwar eiferte der König Friedrich gegen den übertriebenen Luxus seiner Unterthanen; er erließ oftmals scharfe Edicte dagegen, aber sie fruchteten nichts, denn der Bürger konnte und wollte nicht begreifen, warum er jeden Aufwand in der Kleidung vermeiden sollte, während den Hofbeamten jeder nur mögliche Luxus verstattet war.

„Die Ueppigkeit," so spricht der König in einem seiner Edicte, „ist in der Kleiderpracht und bei Ausrichtungen und Gastereien, ungeachtet der kümmerlichen Zeiten, so hoch gestiegen, daß man nicht allein des höchsten Gottes Zorn und Strafen, nach den in seinem heiligen Worte enthaltenen gerechten Bedrohungen, zu fürchten hat, sondern daß auch die meisten Familien dadurch verarmt und ruinirt werden." — Aber selbst diese Hinweisung auf die göttlichen Strafen, fruchtete nichts bei den modeluſtigen Berlinern, die sich nach wie vor so luxuriös, als es ihre Vermögensumstände erlaubten, kleideten, und ersprießlicher wäre es allerdings gewesen, wenn der Hof ihnen mit gutem Beispiele vorangegangen, und weniger von den Höllenstrafen in den Verboten gegen den Luxus die Rede gewesen wäre. Aber wir haben schon vorher gesehen wie, besonders seitdem der Staatsminister von Fuchs Consistorial-Präsident geworden war, der Pietismus im preußischen Staate die Oberhand gewonnen hatte, und haben ebenso (Seite 119) von den Neuerungen gesprochen, welche Schade, der Prediger der Nicolaikirche, in seiner Gemeinde hervorbrachte. Doch sei es uns erlaubt bei dieser Gelegenheit nachzuholen, daß eine Flugschrift, welche Schade vor seinem Tode verbreitete, einen gar gewichtigen Einfluß auf unsere Residenzstadt hatte. Diese Schrift, in welcher Schade eben nicht allzu säubertich mit dem Consistorium und dem Präsidenten umgegangen war, erweckte nämlich in ziemlich hohem Grade das Mißfallen des Hofes, aber da sie nun einmal im Publikum verbreitet war, konnte das Unheil nicht wieder gut gemacht werden; um sich jedoch bei einem ähnlichen Vorfall vor den Angriffen der Presse zu sichern, trug das Consistorium bei dem Könige darauf an, daß alle im Druck erschienenen Schriften einem eigens dazu bestellten Manne vorgelegt und nicht eher von den Buchdruckern verbreitet werden sollten, bis Jener die Erlaubniß dazu gegeben habe. —

So wurde in Berlin die Censur erfunden und derjenige Beamte, welcher im Jahr der Gnade 1699 zum ersten Censor Berlin's ernannt wurde, war ein gewisser Fischer, Secretair bei dem Ober-Consistorio.

Was im Uebrigen die Bevölkerung der Residenzstädte anbetrifft, so zählte man daselbst bei dem Tode des Königs Friedrich I. gegen 50,000 Seelen; das Militair nicht eingerechnet; denn die Einwanderungen der französischen Refugies hatten die Einwohnerzahl um ein Beträchtliches vermehrt, und auch die Judenschaft war unter Friedrich's Regierung bedeutend anges-

Digitized by Google

wachsen. — Dieser vermehrte Andrang der Fremden und die immer lebhafter werdende Frequenz machte das Anlegen von neuen Wirthshäusern nöthig, deren wir zu jener Zeit vierzehn in den Residenzstädten finden. Unter diesen waren die vorzüglichsten „der König von Preußen“ in der Brüderstraße, „der König von England“ in der Breitenstraße und „der goldne Löwe“ in der Königsstraße. Auch hatten die französischen Refugies, besonders seit dem Jahre 1704, eine große Menge von Kaffeehäusern angelegt, deren Gründung von dem Grafen Wartenberg begünstigt wurde, indem die Staatseinkünfte von diesen Vergnügungsorten bedeutenden Nutzen zogen.

Schon damals begannen auch an Sonn- und Festtagen die Spaziergänge der Lindenallee und im Thiergarten von Lustwandelnden besucht zu werden, die ihre französische Kleidung auf der Promenade zu zeigen bedacht waren. Man hatte eine Allee durch den Thiergarten nach Charlottenburg gehauen, und sowohl dorthin, als nach den Lustschlössern Schönhausen, Friedrichsfelde, nach Stralau und andern Orten spazierte der ehrsame Bürger in seinem Sonntagsstaate, mit der großen Perücke auf dem Kopfe und den Degen durch die Rockschöße gesteckt, um sich mit seiner Familie von den Arbeiten und Anstrengungen der Woche zu erholen.



Digitized by Google

## II.

Wenn Friedrich II. in seinen Memoiren über seinen Großvater Friedrich, den ersten König von Preußen, das Urtheil fällt: „Er war groß in kleinen Dingen und klein in großen Dingen," so würde dasselbe Urtheil auch auf den König Friedrich Wilhelm passen, welcher im Jahre 1713 den Thron seiner Väter bestieg, und dennoch war sein Charakter gänzlich von dem des Vaters unterschieden. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritte sehen wir den neuen Fürsten an seinem Hoflager, in seiner Residenzstadt, in seinem ganzen Staate eine Reform hervorrufen, die eben durch die Energie, mit welcher sie eingeführt und durchgesetzt wurde, keine feste Wurzel fassen konnte.

Daß natürlich der von seinem Vater sich völlig unterscheidende Charakter Friedrich Wilhelm's auch den entschiedensten Einfluß auf die Residenzstädte Berlin ausübte, ist wohl leicht zu ermessen. Friedrich I. hatte die Pracht und den Luxus geliebt und dieselben zur Aufrechthaltung seiner königlichen Würde für unumgänglich nothwendig erachtet; Friedrich Wilhelm übte dagegen eine Sparsamkeit, die in den letzten Jahren seiner Regierung, bis zur Aermlichkeit ausartete, und allerdings dem Glanze eines Königshofes nachtheilig sein mußte, und wenn Friedrich I. Künstler und Gelehrte an seinen Hof gezogen und reichlich unterstützt hatte, obgleich er dies weniger aus Liebe zu den Wissenschaften selbst that, als um sich vielmehr den Namen eines Beschützers der schönen Künste zu erwerben, so that Friedrich Wilhelm dagegen wenig oder gar nichts zur Aufmunterung der Wissenschaften; sein Bestreben war einzig allein darauf gerichtet, aus seinen Unterthanen gute Hauswirthe und gute Soldaten zu machen; alles Uebrige hielt er für überflüssig.

Ob diese Principien, nach welchen Friedrich Wilhelm I. handelte, die richtigen waren, müssen wir dem Gutachten unserer Leser überlassen; aber wenn auch so-

mit die geistigen Interessen des Staates und seiner Bewohner ganz und gar verloren gingen, so verdient doch der König die Anerkennung, daß er das Gute mit eigener Thatkraft gewollt, während sein Vater nie selbstständig handelnd auftrat und seinen Ministern diejenigen Geschäfte überließ, welche ein König nie vernachlässigen sollte. Freilich berührten sich hier beide Extreme, denn wenn Friedrich I. selbst die wichtigsten Staatsangelegenheiten wie die unbedeutendsten Geschäfte behandelte, so kümmerte sich sein Sohn um jeden noch so geringfügigen Gegenstand bis auf das kleinste Detail, und vergeudete auf diese Weise einen großen Theil seiner Zeit, die für den einzelnen Staatsbürger, geschweige denn für den Fürsten, das Köstlichste der irdischen Güter ist, ohne eigentlichen Nutzen.

Zwar finden wir in der brandenburgischen Geschichte, unter den Fürsten der Mark, schon früher ein ähnliches Beispiel, wo die Individualität des Sohnes so gänzlich von der des Vaters abwich, und zwar war dies bei Joachim II. und dessen Nachfolger, Johann Georg, der Fall; aber dennoch ist der Charakter die es letzteren Fürsten gänzlich von dem des Königs Friedrich Wilhelm zu unterscheiden. Johann Georg hatte, als er bei seinem Regierungsantritte ebenfalls die Ausgaben seines Hofstaates auf das Aeußerste beschränkte und überall die strengste Sparsamkeit einführte, weiter keine Absicht, als die Verschwendung des prachtliebenden Joachim II. in das grellste Licht zu stellen; er übertraf gegen das Ende seiner Regierung, als die zerrütteten Finanzen wieder hergestellt waren, wo möglich noch seinen Vater in unnöthigem Luxus, während Friedrich Wilhelm durchaus nicht die Absicht hatte, durch die Sparsamkeit seiner Haushaltung die Fehler seines Vaters zur Schau zu stellen. Er handelte nach den Grundsätzen, die sich ihm durch eine Reihenfolge von Jahren, welche er an dem prachtvollen Hofe seines Vaters verlebt, aufgedrängt hatten, und von denen er bei dem Elend, welches unter des Vaters Regierung geherrscht, das Beste des Staates erwartete.

Allerdings war seine Erziehung nicht ohne Einfluß auf des Königs spätere Gewohnheiten und Neigungen geblieben, und oftmals beklagte er sich selbst darüber, daß man seinem ungestümen, eigensinnigen Temperamente mit allzu großer Milde begegnet sei, anstatt ihn durch strenge Maßregeln zum Gehorsam zu zwingen. Man erzählt mancherlei Anekdoten von ihm, welche den störischen Charakter des Kindes bezeichnen: So haßte er von jeher die Kleiderpracht, und als man ihm, dem kaum sechsjährigen Knaben, einstmals einen prächtigen Schlafrock von Goldstoff brachte und ihn denselben anzuziehen nöthigen wollte, war er darüber so aufgebracht, daß er den Gegenstand seines Unwillens trotzig in's Kaminfeuer warf. — Der Prinz befand sich ebenfalls noch in dem vorhin angedeuteten zarten Alter — und zwar hatte ihn seine Großmutter, die Kurfürstin von Hannover, mit sich an ihren Hof genommen, — als einst die Erzieherin des fürstlichen Knaben, die Frau von Montbail, um den Trotz des Eigensinnigen zu bedgen, ihm eines Tages mit einer ernstlichen Züchtigung wegen einer begangenen Unart drohte. Bevor sie aber damit zur Ausführung schritt, wurde sie zufällig aus dem Zimmer, in welchem sich der Prinz befand, herausgerufen, doch bei ihrem Eintritt sah sie, zu ihrem nicht geringen Schrecken, ihren Zögling auf der Brüstung des Fensters stehen, und der kleine Trotzkopf erklärte der Erschreckten, daß er sich auf die Straße hinabstürzen würde, wenn sie ihm nicht völlige Verzeihung zusichern wolle.

Dergleichen Vorfälle bekundeten schon früh den Charakter Friedrich Wilhelm's, und unglücklicher Weise ward seine weitere Erziehung einem Manne anvertraut, der nichts weniger als grade dazu geeignet war, diesen Charakterfehler seines fürstlichen Zöglings zu unterdrücken. Es war der Graf Alexander von Dohna, welcher zum Hofmeister des nachmaligen Königs von Preußen gewählt wurde, und ungeachtet dieser Mann sonst ausgezeichnete Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Ehrgefühl besaß, so war er doch in gleichem Maße stolz, hochmüthig und auffahrend gegen seine Untergebenen, so daß der Prinz an ihm kein vorzügliches Beispiel nehmen konnte.

Ebenso früh entwickelte sich auch des Königs nachmalige Liebe für den Soldatenstand. Sein Taschengeld

Digitized by Google

benutzte er, um eine Compagnie von Cadetten in Wusterhausen, seinem Lieblingsaufenthalte, zu errichten, wo er dann das Commando übernahm und seine Zöglinge im Feld und Paradedienst übte, die sich, wenn der König das Schloß besuchte, vor demselben verbergen mußten, da Friedrich I. diese Neigung seines Sohnes nicht billigte. — Endlich, im Jahre 1705, ward des Kronprinzen sehnlichster Wunsch erfüllt, indem der König ihm das Kommando eines Infanterie-Regiments übertrug, und dieser Umstand blieb nicht ohne Wichtigkeit für das ganze Leben Friedrich Wilhelm's, indem er bei dieser Gelegenheit einen Mann kennen lernte, der sich ihre durch weiter nichts, als durch seine außergewöhnliche Körpergröße empfahl. Dies war der Auditeur Kreuß, welcher von dem Könige auf Empfehlung seines Sohnes an den Hof gezogen, zum Staatssekretair ernannt, und in den Adelstand erhoben wurde. In der Folge stieg er bis zum Staatsminister und übte einen nicht unwichtigen Einfluß auf die Handlungen des nachmaligen Königs aus.

Daß einem Prinzen, wie Friedrich Wilhelm, das Leben an dem glänzenden Hofe seines Vaters nur mißfällig sein konnte, läßt sich erwarten, und so zog er es natürlich vor, sobald er die Erlaubniß erhalten hatte, sich mit den preußischen Hülfstruppen, die in den Niederlanden standen, zu dem Heere der Alliirten zu begeben; dies geschah im Jahre 1706. Der Kronprinz kehrte indessen schon im folgenden Jahre zurück, um sich mit Sophie Dorothee, der Kurprinzessin von Hannover, zu vermälen; aber auch die Verbindung mit dieser Prinzessin war keineswegs dazu geeignet, dem Charakter Friedrich Wilhelm's eine andere Richtung zu geben, denn über diese Fürstin spricht die Markgräfin von Baireuth in ihren Memoiren sich folgendermaßen, und zwar nicht grade vortheilhaft, aus:

„Die Königin von Preußen ist niemals schön gewesen; ihre Züge sind markirt und es ist durchaus nichts Schönes darin. Sie ist weiß, ihre Haare sind dunkelbraun und ihre Gestalt ist eine der schönsten gewesen, die es jemals gab. Ihr edler und majestätischer Anstand flößt Allen Respect ein, welche sie sehen, und eine große Weltkenntniß und ein glänzender Geist scheinen bei ihr mehr Solidität zu versprechen, als sie wirklich besitzt. Sie hat ein gutes, edelmüthiges und zum Wohlthun geneigtes Herz. Sie liebt die schönen Künste und Wissenschaften, jedoch ohne besonderes Talent dazu zu haben. Wie Jeder seine Fehler hat, so ist auch sie davon nicht ausgenommen, und der ganze Stolz und Hochmuth des hannoverschen Hauses ist in ihrer Person vereinigt. Ihr Ehrgeiz übersteigt alle Schranken, sie ist darauf eifersüchtig bis zum Excess, argwöhnisch und rachsüchtig, sie vergiebt Niemanden, von dem sie jemals gekränkt zu sein glaubt."

Bei dieser Uebereinstimmung der gegenseitigen Charaktere konnte der Einfluß, welchen seine Gemalin auf Friedrich Wilhelm ausübte, wenn nämlich überhaupt ein solcher stattfand, weder dem Könige noch dem Staate von großem Nutzen werden, und Sophie Dorothee war durchaus nicht im Stande die zuweit getriebene Energie und die Rauhheit der Sitten ihres erlauchten Gemals zu mildern.

Nach seiner Verheirathung, zu Anfang des Jahres 1709, versäumte der Kronprinz keinen Augenblick, wieder zu der Armee in den Niederlanden zurückzukehren, wo er sich unter den beiden berühmtesten Feldherren der damaligen Zeit, dem Prinzen Eugen und Marlborough, in der Kriegskunst ausbildete. Natürlich unterließ der König, sein Vater, es nicht, dem Kronprinzen in der Person des General Fink von Finkenstein einen zuverlässigen Begleiter mitzugeben, und außerdem setzte er ein förmliches Reglement von Verhaltungsbefehlen für seinen Thronerben auf, welches wir unserm Leser hiermittheilen.

„Instruktion von Unsers, von Gottes Gnaden Friedrich's König in Preußen innig und herzlich geliebten Sohnes, des Kronprinzen Ld., bei Ihrem bevorstehenden sejours in der alliirten Armee in den spanischen Niederlanden:

1) „Gleichwie wir in das Verlangen, so Seine Liebden bezeigt haben, die bevorstehende Kampagne in den spanischen Niederlanden bei der alliirten Armee zu thun, gerne gewilligt und Unsern väterlichen Konsens

Digitized by Google

dazu gegeben haben, also werden Seine Liebden nunmehr, da der Alliirten Truppen sich zu moviren anfangen, die Reise nach gemeldeten Niederlanden antreten können, auch unterweges, wenn Sie die Maas passiren, alle nöthigen praecautiones nehmen, daß Sie mit Ihrer bei Sich habenden Suite sicher überkommen und von den feindlichen Truppen keine Ungelegenheit zu befahren haben mögen.

2) „Unterwegs sowohl, als bei der Armee, haben Seine Liebden in Allem, was vorkommt, Unseres General-Lieutenants des von Fink zu Finkenstein Einraths und Aufwartung Sich zu bedienen, maßen Wir demselben befohlen, auch auf seine Pflicht und Gewissen gebunden haben, in allen Begebenheiten Seiner Liebden dasjenige anzurathen, was zur Konservation von Dero Person, an welcher vor Unserm Königlichen Hause, auch getreuen Unterthanen, Land und Leute alles gelegen, auch sonsten zu Seiner Liebden Besten das convenabelste ist, und wie er solches vor Gott und Uns zu verantworten getrauet.

3) „Weil der duc de Marlborough die ganze Form der Alliirten in den spanischen Niederlanden en chef kommandirt, derselbe auch vor Uns und Unser Haus in allen Angelegenheiten eine sonderbare Devotion bezeiget, so haben auch Unsers Sohnes, des Kronprinzen Liebden, während der Kampagne Sich vornehmlich an dessen Person zu halten, und so viel als möglich um und bei demselben zu sein, bevorab da Sie auch solchergestalt am Besten alles was vorgeht und wie die Kriegsoperationen dirigirt werden, erfahren und sehn können.

4) „Nach dem Herzog von Marlborough wird auch nöthig sein, daß Seine Liebden mit dem Prinzen Eugen und den übrigen vornehmen Generalen von England, dem Stab und allen Uebrigen, so sich in der Armee befinden, fleißig umgehen, maßen Seine Liebden dasjenige, was Sie als ein Prinz von Ihrer naissance und künftiger König von dem Kriege wissen müssen, von demselben am bestern lernen können.

5) „Allen solchen Generalen wie auch allen andern bei der Armee sich etwa befindenden vornehmen Leuten, absonderlich denen von der englischen Nation, werden Seine Liebden jedesmal mit Civilität und Höflichkeit begegnen und Sich soviel möglich bemühn, daß ein jeder von Ihnen satisfait sei, auch lieber mehreren Respect vor Sie gewinnen möge, welches Seiner Liebden nicht schwer sein wird, wenn Sie nur des Ihnen von Gott verliehenen Talentes gebrauchen.

6) „Ferner wird auch nöthig sein, daß Seine Liebden solche General und Deputirte fleißig bei Sich zur Tafel nöthigen und Ihnen dabei gütlich thun, auch, wenn schon etwas, was Seiner Liebden nicht gefiele, vorginge, solches lieber dissimuliren, als darüber mit jemandem in Certation treten.

7) „Bei Partheigängen, Fouragirungen und andern dergleichen Expeditionen haben Sich Seine Liebden nicht zu finden, weil es Deroselben keine Ehre bringen kann, Dero Person dabei zu exponiren. In Bataillen aber wollen wir, daß Seine Liebden Sich bei der Person des Herzogs von Marlborough halten und von demselben nicht weichen, in Belagerungen auch nicht weiter hazardiren soll, als unsre Generale, deren unser Liebden jedesmal einen oder mehre um sich haben müssen, gut finden werden, und wollen wir Seiner Liebden hierauf väterlich ermahnt haben, solchen Unsern Generalen in dergleichen Fällen zu folgen und sich vorsätzlich in keine Gefahr zu begeben. Seine Liebden wissen, wie herzlich Wir Sie lieben und daß bei Unserm nunmehr angehenden Alter Wir alle Unsre zeitliche Trost und Hoffnung auf Sie gerichtet haben und werden Sie hoffentlich also nicht ohne Noth Sich um Ihre Gesundheit und Leben und, welches darauf wohl nothwendig erfolgen würde, auch Uns selber mit Gram und Kummer unter die Erde bringen.

8) „Weil auch der Generallieutenant Fink seine Dienste in der Armee nach seinem Charakter thun wird und alsdann bei des Kronprinzen Liebden nicht aufwarten kann, so haben Seine Liebden alsdann jedesmal jemand Anders von Unsern Generalen, maßen Wir denselben absonderlich Unsern Generallieutenant den von Natzmer rekommandirt haben wollen, zu Sich zu ziehn und überall von demselben Sich bedienen zu lassen. An den duc de Marlborough haben Wir Seiner Liebden ein

Digitized by Google

eignes Schreiben mitgegeben und haben Dieselben auch einen Brief an den Prinzen Eugen hierbei zu empfangen. Schließlich geben Wir Seiner Liebden zu dieser Reise Unsern väterlichen Segen und bitten Gott, daß Er Sie überall mit dem Schutze seiner Engel begleiten, Sie vor allem widrigen Unfall bewahren und Sie hiernach gesund und fröhlich wieder zu Uns bringen wolle.

Cölln den 22. April 1709.

Friedrich.

An des Prinzen Eugen Durchlaucht.

„Ew. Liebden wird hoffentlich nicht unangenehm sein, daß Ich meinen Sohn, den Kronprinzen, zu der alliirten Armee in Brabant gehn lasse, um allda die Campagne zu thun. Es wird derselbe dadurch das Vergnügen und Glück erlangen, mit Ew. Ld. persönlich bekannt zu werden, und in der Gesellschaft eines so großen Kapitains, wie Ew. Liebden sein, Seine Zeit wohl und nützlich anzuwenden. Ich will Ihn auch zu solchem Ende Eurer Liebden bestens rekommandirt haben, und versichere Sie," ꝛc. ꝛc.

Bei dem Feldzuge des genannten Jahres befand sich der Kronprinz überall, wo die Thätigkeit des alliirten Heeres in Anspruch genommen wurde; er war bei der Belagerung von Tournay gegenwärtig, und in der Schlacht bei Malplaquet wurden zwei Reitknechte dicht an seiner Seite erschossen.

Nach seiner Rückkehr an den Berliner Hof hielt sich Friedrich Wilhelm theils in dieser Stadt, theils auf dem Schlosse Wusterhausen auf, wo er sich mit der Jagd beschäftigte, welche er unter allen Vergnügungen am Meisten liebte. Dabei unterließ er es nicht, sich eine gründlichere Kenntniß von dem Zustande des Staates zu verschaffen, dessen Herrscher er einst werden sollte, und mit gerechtem Unwillen überzeugte er sich, wie Wartenberg das arme, gedrückte Land behandelte, ohne daß der König etwas davon ahndete. Sein nächstes Bestreben war nunmehr darauf gerichtet, den allgewaltigen Minister zu stürzen, und wie ihm das gelang, haben wir schon oben erwähnt.

In der That konnte sich der Graf von Wartenberg dazu Glück wünschen, früher vom Hofe entfernt worden zu sein, als der König Friedrich I. zu seinen Vätern versammelt wurde, denn sonst würde er wahrscheinlich nicht so leichten Kaufes davon gekommen sein, denn unmittelbar nach seinem Regierungsantritte säumte Friedrich Wilhelm keinen Augenblick, jene Staatsreform zu beginnen, die seine Regierung in so mannigfacher Beziehung merkwürdig macht.

Bis zu dem Augenblicke in welchem Friedrich I. seine Augen zum ewigen Schlafe schloß, hatte der Kronprinz bei seinem Vater geweilt, als Dieser aber seinen letzten Athemzug ausgehaucht hatte, eilte er in sein Zimmer, um sich wenige Augenblicke von dem Schmerze zu erholen, welcher ihn zu überwältigen drohte, dann klingelte er seinem Kammerdiener und Dieser mußte dem Oberhofmarschall, Herrn von Prinz, den Befehl bringen, dem König sofort den Etat des Hauses zu überreichen. Es geschah, und nachdem der neue König nur einen flüchtigen Blick auf die ziemlich bedeutende Liste der Hofbedienten geworfen hatte, nahm er eine Feder und strich den ganzen Etat durch, den er alsdann dem Oberhofmarschall mit dem Bemerken zurückgab, daß alle Chargen, die bisher unter seinem Vater besetzt gewesen waren, hiermit sofort cassirt seien, daß sich jedoch keine der Personen vor dem Leichenbegängniß des verstorbenen Königs vom Hofe entfernen, und ein Jeder strenge Rechenschaft von den Obliegenheiten seines frühern Amtes ablegen sollte. Freilich konnte man von vorn herein darauf gefaßt sein, daß der König den Hofstaat bedeutend beschränken werde, aber auf einen solchen Schritt war man nicht vorbereitet, und als der Herr von Prinz, bleich und zitternd, das durchstrichene Etat in den Händen haltend, aus dem Kabinet des Königs in das Vorzimmer zurücktrat, nahm ihm der Herr von Tettau, ein Kammerherr des verstorbenen Königs und am ganzen Hofe wegen seines unverwüstlichen Humors bekannt, das Blatt aus den Händen und rief scherzend: „meine Herren, unser guter Herr ist todt, und der neue Herr schickt Euch Alle zum Teufel." Im ersten Augenblick lachte man über Tettau's Worte; aber bald überzeugte man sich, daß derselbe wahr geredet hatte. Von hundert stark besoldeten Kammerdienern, behielt Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm nur zwölf in seinen Diensten, die Uebrigen wurden sämmtlich entlassen und entweder Kaufleute oder Soldaten. — Ebenso verfuhr der König mit dem Staatsrath; er hatte sich vorgenommen, selbst zu regieren und selbst für des Landes Wohlfahrt zu sorgen. So verloren alle Minister, den Oberhofmarschall von Prinz und den Staatssecretair von Ilgen ausgenommen, ihre Stellen.

Ungeachtet seiner Liebe zur Sparsamkeit hielt es Friedrich Wilhelm im Gefühle kindlicher Pietät dennoch für nöthig, die Leiche seines Vaters mit allem jenem Pomp zur Ruhe zu bestatten, welcher denselben im Leben umgeben hatte. — Es war ein Sonnabend, an welchem der König gestorben war, und am folgenden Tage ward der hohe Todesfall den verschiedenen Gemeinden von den Kanzeln herab bekannt gemacht, dann wurde die Leiche einbalsamirt und dem Publicum zur Schau ausgestellt. Die königliche Leiche lag auf einem Bette von rothem Sammet, welches mit weiß-goldenem Brocat ausgeschlagen und mit ächten Perlen gestickt war. Das Zimmer und das Gerüst, auf welchem der Sarg stand, war mit violettem Sammet ausgeschlagen. Der Leichnam selbst war in einen purpurrothen Sammet-Rock gekleidet, an welchem die Knöpfe aus Brillanten von ungeheuerm Werthe bestanden; darüber hing der Mantel, welchen Friedrich bei der Krönung in Königsberg getragen hatte, und dieser war mit dem schwarzen Adlerorden geziert. Außerdem lag zu beiden Seiten des Verstorbenen, an der rechten Hand, das Scepter, an der linken der Reichsapfel, und auf das Haupt hatte man ihm die Königskrone gesetzt. Am unteren Ende des Bettes standen zwei Tische, auf deren Einem der englische Hosenbandorden, auf dem Andern der dänische Elephantenorden lag. Auf jeder Seite des Bettes standen drei Gueridons von massivem Silber und auf jedem derselben vier silberne Armleuchter mit sieben angezündeten Kerzen von weißem Wachs. So war die Leiche bis zum 4. März dem Publicum ausgestellt, welches in den Vormittagsstunden von 10—12 und Nachmittags von 3—5 Uhr Zutritt hatte, während die Kammerherren, Staatsminister und Generallieutenants Wache bei derselben hielten. An dem genannten Tage ward die königliche Leiche in ein anderes Kleid von drap-d'or gehüllt, in einen Sarg gelegt, und in die Schloßkapelle gebracht, wo ein prächtiges Trauergerüst aufgerichtet war. Dort blieb der hohe Verewigte bis zum 2. Mai, dem Tage, an welchem das feierliche Leichenbegängniß stattfinden sollte. Acht Tage vor diesem Zeitpunkte wurde im ganzen Lande mit allen Glocken geläutet, und natürlich war auch dem Publikum erlaubt, die Schloßkapelle zu besuchen, und das prächtige castrum doloris in Augenschein zu nehmen. Die Leiche selbst wurde an dem genannten Tage in einen zinnernen Sarg gelegt, der von dem berühmten Jacobi, welcher den Guß der Statue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke besorgt hatte, angefertigt war. Dieser Sarg wird uns von den damaligen Schriftstellern als ein ganz besonderes Kunstwerk gerühmt; es waren auf demselben verschiedene Basreliefs angebracht, welche die wichtigsten Begebenheiten aus dem Leben des hohen Verewigten darstellten, und zwar sah man auf der linken Seite die Vorfälle seiner Regierung als Kurfürst, auf der rechten die wichtigsten Handlungen seines Lebens als König.

Früh am Morgen des zur Beisetzung bestimmten Tages, versammelten sich die zum Begräbniß Geladenen auf dem Schlosse, und das zu dem Leichenbegängnisse commandirte Militair nahm seine Plätze ein, während von allen Thürmen herab die Glocken läuteten, um den Bewohnern der Hauptstadt zu verkünden, daß die Leiche des Landesvaters zu ihrer Ruhestätte geleitet werden sollte; doch erst gegen zehn Uhr begann die eigentliche Prozession, nachdem der Sarg von den königlichen Kammerherren aus der Kapelle herausgetragen worden war. Der Zug selbst bewegte sich durch das mittlere Portal des Schlosses, die Breitestraße entlang und durch die Brüderstraße bis zur Domkirche zurück. Ihn eröffneten vier Regimenter Kavallerie, unter dem Kommando des Generallieutenant von Tettau, die in folgender Ordnung marschirten, erst kamen zwei Escadrons des Regimentes Anspach-Dragoner, von dem Obrist von Wensen angeführt; hinter diesen drei Escadrons des Regiments Wars-



Digitized by Google

tensleben, von den Obristen von Benekendorf und d'Orville geführt, dann das Regiment Baireuth, in drei Escadrons, und Schlippenbach, ebenfalls in drei Escadrons getheilt, Ersteres durch die Obristen Busch und Krosigk geführt, Dieses von dem Obrist von Krummensee; den Beschluß machten zwei Escadrons Dragoner vom Regimente Anspach. Diese Truppen marschirten, nachdem sie bis an's köllnische Rathhaus gelangt waren, links ab und ritten in der Klosterstraße auf, wo sie während der ganzen Feierlichkeit hielten.

Diesem starken Kavalleriekorps folgte der eigentliche Leichenzug in neun Abtheilungen, etwa in folgender Ordnung:

1) Ein königlicher Bereiter im langen Trauerflor und Mantel, von neun Marschällen gefolgt, welche Marschallstäbe in der Hand trugen, an denen der preußische Adler, befestigt und die mit lang herabwallenden Trauerflören bedeckt waren; hinter diesen Marschällen kamen die Schüler der Residenz und die des Joachimsthalschen Gymnasiums, so wie die Waisenkinder aus Oranienburg, sämmtlich in langen Trauermänteln.

2) Die vier und zwanzig königlichen Hoftrompeter mit den beiden Paukern, ebenfalls im Traueranzuge und ihre Instrumente schwarz decorirt, und während die vorangehenden Schüler einen Choral anstimmten, füllten die Musiker die Zwischenpausen durch den Ton ihrer gedämpften Instrumente aus. Die königlichen Pagen mit ihren Hofmeistern schlossen diese Abtheilung.

3) Kam ein königlicher Stallmeister zu Pferde, von einem Herolde und drei Marschällen der französischen Refugiés begleitet; dann kamen die oranischen Parlamentsräthe und die in Berlin ansässigen Franzosen.

4) Drei Marschälle, welche die Deputirten der Landesritterschaft aus allen Provinzen anführten.

5) Ebenfalls drei Marschälle, denen die Deputirten der drei Universitäten: Halle, Duisburg und Frankfurt, so wie die der Domstifte Havelberg und Brandenburg folgten.

6) Ein Stallmeister, von zwei Herolden und drei Marschällen begleitet, welche die Deputirten sämmtlicher Landeskollegien und die Mitglieder des Staatsrathes anführten.

7) Der Sarg selbst. Diese Abtheilung wurde von vier Herolden und drei Marschällen eröffnet und dem Sarge wurden die Reichsinsignien vorangetragen; das Kurschwerdt von dem Erbmarschall, Freiherrn von Putlitz; der Kurhut von dem Grafen von Schwerin; das Reichssiegel von dem Oberhofmeister von Bülow; das Reichsschwerdt und der Reichsapfel von den beiden Herren von Kamecke; das Reichsscepter vom Generalfeldmarschall, Grafen von Wartensleben und außerdem noch der Elephanten- und Hofenbandorden von dem Oberjägermeister, Freiherrn von Hertefeld. — Der Leichenwagen selbst wurde von acht, mit schwarzen Sammetdecken behangenen Pferden, gezogen, die von eben so vielen Obristen am Zügel geleitet wurden; auf den beiden Seiten gingen acht königliche Kutscher. Dann hielten zwölf Generalmajors die Stangen eines Baldachin's, der über dem Sarge getragen wurde; vier Generallieutenants hielten die goldnen Quasten dieses Baldachin's, und eben so viele Offiziere desselben Ranges trugen die Zipfel des Leichentuches, welches von Goldbrokat, mit Kronen und Adlern gestickt und mit Hermelin besetzt war. Dem Sarge folgte die Reichsfahne, von dem General, Grafen Christoph von Dohna getragen, und dann kam der Hofstaat selbst. Worauf der König im langen Trauermantel, dessen Schleppe von dem Oberstallmeister von Sydurg getragen wurde, und hinter dem Könige folgte der Markgraf von Schwedt, auf dieselbe Art geleitet, und von dem Geheimerath von Auer als Schleppenträger begleitet. Außerdem folgten noch in derselben Abtheilung der Markgraf Christian Ludwig, der Fürst von Anhalt-Dessau und die Prinzessinnen des königlichen Hauses. —

8) Drei adlige Marschälle, welche die sämmtlichen Kammerherren und Hofdamen anführten, und endlich:

9) Drei bürgerliche Marschälle, welchen die Deputationen des Kammergerichtes, des Magistrats und der Bürgerschaft Berlin's folgten; den Beschluß machte wieder ein königl. Bereiter mit langem Trauerflor und Mantel.

Digitized by Google

In dieser Ordnung bewegte sich der Zug langsam durch die Breite- und Brüderstraße nach der Domkirche, die auf das Prächtigste, der Feierlichkeit angemessen, dekorirt war. Die eilf Kurfürsten aus dem Hause der Hohenzollern standen lebensgroß in Marmor ausgehauen, vor eben so vielen Grabmälern, vor denen in silbernen, antik gearbeiteten Vasen Weihrauch brannte, und an diese Grabmäler schloß sich das Friedrich's I., als des zwölften Kurfürsten und ersten Königs an. Ueber der Gruft, welche die sterblichen Ueberreste des entschlafenen Herrschers aufnehmen sollte, war das von zwei Säulen getragene Epitaphium angebracht, und eine große, sammtne Decke, in welche das königliche Wappen gestickt, breitete sich im Hintergrunde aus; daneben war eine goldene Pyramide mit einer Krone aufgerichtet, auf welcher mehr als hundert weiße Wachskerzen brannten, und über diese Pyramide schwebte eine mit Wolken umgebene Glorie, unter welcher der Name des Königs, von einem Sternenkranze umgeben, zu lesen war. — Auf der anderen, der rechten Seite von Friedrich's I. Grabmal erhoben sich die Mausoleen der beiden verstorbenen Gemahlinnen des Königs, ganz von massivem Silber gearbeitet und statt der Statuen mit zwei Engeln aus Wachs geziert, welche die Bildnisse der beiden Fürstinnen in den Händen hielten. — Die ganze Kirche, welche durchweg mit schwarzen Tuch bekleidet, und mit unzähligen Wachskerzen beleuchtet war, enthielt eine große Menge von Inschriften, Wappenschildern und Emblemen, welche sich sämmtlich auf die Thaten des verstorbenen Monarchen bezogen. Außerdem hingen an den Säulen die auf schwarzen Sammet reich gestickten Wappen sämmtlicher Provinzen des Königreichs Preußen.

Nachdem der Leichenzug also die so feierlich ausgeschmückte Kirche erreicht hatte, ward die königliche Leiche von zwölf Kammerherren und eben so vielen Kammerjunkern in die Kirche getragen, während sich die Träger der Reichsinsignien neben derselben aufstellten. Den Text zur Leichenpredigt, welchen sich der verstorbene König selbst ausgewählt hatte, gaben die Worte des vier und siebenzigsten Psalms: „Du bist meine Zuversicht, Herr, Herr! Meine Hoffnung von meiner Jugend an!“ Auf Dich habe ich mich verlassen von Mutterleibe an; Du hast mich aus meiner Mutter Leibe gezogen; meine Hoffnung ist von Dir.“ Nach Beendigung der Leichenrede trugen die mit diesem Geschäfte beauftragten Kammerherren die Leiche nach dem Erbbegräbniß, wo sie in den zinnernen Sarg, welchen wir vorher beschrieben haben, gelegt wurde, während die in der Kirche Versammelten das Lied: „Nun lasset uns den Leib begraben“ anstimmten. In dem Augenblick, in welchem der Sarg emporgehoben wurde, schmetterten die Pauken und Trompeten, und die auf dem Schloßplatz aufgestellten Regimenter, so wie die Kanoniere auf den Wällen gaben eine dreimalige Salve. — Dann verließ der König mit seinem Gefolge die Kirche; er legte die Trauerkleider ab, und zog die Uniform an, worauf er sich zu Pferde setzte und an die Spitze der Truppen stellte, welche mit einer nochmaligen, dreifachen Salve die ganze Feierlichkeit beendeten.

In der That war dies prachtvolle Leichenbegängniß diejenige Feierlichkeit, welche die Bewohner der Residenzstädte Berlin in längerer Zeit erleben sollten, denn nachdem der König Friedrich Wilhelm auf diese Weise das Andenken seines Vaters geehrt hatte, entfernte er, wie schon vorher angedeutet, jeden überflüssigen Prunk von seinem Hofe. Die sechs und zwanzig Hoftrompeter und Pauker, die bisher zusammen eine jährliche Gage von 12,000 Thalern bezogen hatten, wurden nunmehr zu den Kavallerieregimentern geschickt, und wenn der König bei irgend einer Veranlassung Tafelmusik brauchte, so mußte das Musikcorps von dem corps des gensd'armes, welches in Potsdam garnisonirte, Dienste thun. — Die Zahl der Kammerherren am Hofe Friedrich Wilhelms wurde bis auf zwölf reducirt, welche jedoch fast ausschließlich nur bei der Königin Dienste thaten; außer ihnen gab es noch sechzehn Pagen, von denen ebenfalls nur zwei für den König, die Uebrigen für die Königin bestimmt waren, und man kann aus diesem Umstande deutlich ersehen, daß Friedrich Wilhelm I. alle diese Einschränkungen nicht aus Geiz traf, sondern nur, weil seiner Individualität der übermäßige Prunk verhaßt war. So erzählt uns auch der Herr



Digitized by Google

von Pöllnitz in seinen Memoiren, daß der König, als er im Jahre 1732 eine Zusammenkunft mit dem Kaiser hatte, seiner Würde durchaus nicht das Mindeste vergab, indem er nicht nur den kaiserlichen Ministern und Allen, welche um seine Person beschäftigt gewesen waren, bedeutende Geschenke machte, sondern sogar den Postmeistern auf jeder Station hundert Dukaten, und jedem Conducteur fünfzig schenkte. Auch in seiner übrigen Lebensweise änderte der König sich bei dieser Gelegenheit auf eine so entschiedene Weise, daß seine Umgebung höchlich erstaunt darüber war, indem er sich nach französischer Mode kleidete und sogar den Damen große Artigkeiten und Aufmerksamkeiten erwies, obschon er sonst eher ein Feind des weiblichen Geschlechts war. — Wir sehen also, daß Friedrich Wilhelm I. durchaus nicht so rücksichtslos dachte und handelte, als man ihm dies wohl zum Vorwurf gemacht hat, und daß er es jederzeit vermochte, seinen Gewohnheiten und Neigungen zu entsagen, sobald es die Umstände erforderten, obwohl man ihm bei einer solchen Gelegenheit deutlich den Zwang ansah, welches ihm ein solches Benehmen kostete.

Was die übrigen Personen, welche zu dem unmittelbaren Dienste des Königs berufen waren, betrifft, so bestanden dieselben noch in fünf Kammerdienern und einem Büchsenspanner, welcher Letztere mit Jenen gleiches Gehalt und gleiche Funktion hatte. Jeder erhielt jährlich 500 Thaler Gage, und wenn sie aus ihrem Dienste schieden, wurden gewöhnlich die vakanten Postmeisterstellen mit ihnen besetzt.

Lakaien gab es nicht mehr als sechs; dagegen befanden sich noch zwölf Jägerburschе am Hofe, die bei Tafel aufwarteten, denn der König hatte, als passionirter Jagdliebhaber, eine besondere Vorliebe für diese Menschen, welche er oftmals bedeutend beförderte.

Den zahlreichsten und glänzendsten Theil von dem gesammten Hofpersonal bildeten die königlichen Stallbedienten. Die Oberaufsicht über sämmtliche Angelegenheiten des königl. Marstall's führte der Oberstallmeister, unter seinen Befehlen standen die anderen Stallmeister, die Bereiter und die übrigen Beamte. Der König selbst hatte zu seinem eigenen Gebrauch fortwährend etwa vierzig auserlesene Pferde, welche täglich von den Stallmeistern geritten werden mußten, und alle diese Beamte empfingen, in Bezug auf das übrige Hofpersonal, eine ziemlich hohe Besoldung. —

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß die Schicksale einer Haupt- und Residenzstadt wie Berlin in nothwendigem Zusammenhange mit dem Leben und Treiben an dem königlichen Hoflager stehen müssen, und wir halten es daher dem Interesse unserer Leser und der Tendenz des vorliegenden Werkes gleichmäßig entsprechend, wenn wir bei dieser Gelegenheit ausführlicher bei einer Beschreibung der Beschäftigungen, mit denen der König Friedrich Wilhelm I. seine Zeit ausfüllte, verweilen:

Sobald der König nämlich aufstand, und dies geschah im Sommer gewöhnlich um fünf, im Winter um sechs Uhr Morgens, begann er den Tag mit dem Lesen eines Kapitels aus irgend einem Gebetbuche; dann erschienen die königlichen Kabinetssekretaire, um dem Monarchen die eingegangenen Geschäftsbriefe, Bittschriften, Gnadengesuche u. s. w. vorzulegen. Der König ließ sich dieselben vorlesen, während ihn seine Kammerdiener ankleideten und er den Kaffee trank; Friedrich Wilhelm pflegte diese Gesuche mit kurzen Worten mündlich oder mit bloßen Randbemerkungen schriftlich zu beantworten, und gewöhnlich war die Toilette des Königs mit diesem Vortrage zu gleicher Zeit geendet. Dann erschienen die Minister und Officiere zur Audienz, um die Befehle des Monarchen entgegen zu nehmen, und wenn es Sonntag war, so begab sich der König regelmäßig in die Kirche, ja sogar auf Reisen ließ er sich nicht abhalten, jedesmal in das Gotteshaus derjenigen Ortschaft, wo er sich grade befand, einzutreten und der Predigt beizuwohnen. Auch den Nachmittagsgottesdienst versäumte er nicht, und nach dem Beschluß desselben veranstaltete er eine Art von Revue, welche er über seinen ganzen Hofstaat abhielt. Er hatte nämlich den Befehl ertheilt, daß alle zu seinem Hofstaat gehörenden Kutschen von der Kirche aus auf einem eigends dazu bestimmten und gepflasterten Wege dreimal herum fahren mußten, wäh-

Digitized by Google

rend er zu Pferde an der Seite hielt und sich die Zeit damit vertrieb, die Vorüberfahrenden auf alle Weise zu necken, und Morgenstern erzählt uns in seiner Biographie dieses Königs, daß dessen Hauptvergnügen darin bestanden habe, zwei Finger aus einander gespreizt, wie ein Paar Hörner vor die Stirn zu halten, sobald irgend ein Ehepaar vorbei kam, welches, dem bösen Leumund zufolge, nicht in den glücklichsten Verhältnissen lebte. Bei solchen Gelegenheiten war es indessen den verhöhnten Individuen gestattet, sich auf ähnliche Weise zu rächen, ohne daß man dies für eine Majestätsbeleidigung ensah, und der königliche Kammerdiener Abt pflegte, sobald der König die erwähnte Pantomime machte, dem Könige die Zunge entgegen zu blöken.

Wenn indessen Wochentag war, und den Gottesdienst die Zeit Friedrich Wilhelm's in Anspruch nahm, so begab sich der König, nachdem er seinen Ministern Audienz ertheilt hatte, was etwa bis gegen zehn Uhr dauern mochte, zur Wachtparade und unterhielt sich bei dieser Gelegenheit, sobald das Wetter günstig war, mit den fremden Gesandten über Staatsangelegenheiten, bis die Wachtparade aufmarschirt war. Bei dieser Gelegenheit übersah er aber nicht den geringsten Fehler, jede vorkommende Unordnung oder Nachlässigkeit rügte er auf das Strengste und zuweilen sogar auf der Stelle, und wenn diese militairische Handlung vorüber war, kehrte der König in's Schloß zurück. Auf dem Wege dorthin stellten sich ihm gewöhnlich die Supplikanten, welche ein persönliches Anliegen an ihn hatten, vor, und ohne Unterschied des Ranges und der Person unterhielt sich Friedrich Wilhelm mit diesen Bittstellern, hörte theils ihre Vorträge an, und entschied auf der Stelle, theils nahm er die ihm überreichten Papiere und ließ sie durch einen Officier auf sein Kabinet bringen. Dennoch mußte sich Jeder hüten, sich dem Könige nicht zudringlich zu zeigen, sondern zu warten, bis ihm derselbe sein Memorial abnahm, oder ihn anredete; auch fiel der Bescheid, welchen er ertheilte, oft genug grade nach der Laune aus, in welche ihn die Wachtparade versetzt hatte. — Nachdem der König auf solche Weise in seine Zimmer zurückgekehrt war, unterhielt er sich dort bis zur Tafel mit den Ministern und den Officieren höhern Ranges. Punkt zwölf Uhr wurde das Essen aufgetragen und ein anderer Schriftsteller *) schildert uns die Tafel Friedrich Wilhelm's etwa folgendermaßen:

„In Berlin ist nebst der königlichen Tafel, an welche gemeiniglich die fremden Minister, auch königliche Staatsminister, Generals und andre Officiers in ziemlicher Anzahl gezogen werden, eine starke Marschallstafel. Für die königlichen Prinzen und Prinzessinnen aber wird öfters besonders angerichtet, welches vornehmlich zu derselben Zeit geschehn, da die königlichen Kinder noch nicht recht erwachsen gewesen. Daß auch für das Frauenzimmer der Königin und der Prinzessinnen, so nicht mit an die königliche Tafel gezogen wird, reichlich aus der Küche werde angerichtet werden, solches ist leicht zu erachten."

„Im Potsdam giebt es zwei Tafeln, die Königliche und die Officiertafel. Auch wird für den Hauptmann auf der Schloßwache aus der königlichen Küche angerichtet, so daß allemal noch fünf bis sechs andere Personen bei ihm speisen können, welches auch des Abends geschieht. In Wusterhausen oder zu Mankenow, wenn sich des Königs Majestät daselbst befinden, ist nicht mehr als eine Tafel, die aber gemeiniglich sehr stark, von einigen zwanzig bis dreißig Personen, besetzt zu sein pflegt. Ist nicht Raum genug, so wird noch ein Rentisch gedeckt und angerichtet, woran bisweilen vier, sechs bis acht Personen sitzen. Von solchen Tischen aber, woran die Kammerfrauen und Kammerjungfern sitzen, ist hier gar nicht die Rede. Nun wollen wir aber auch sehn, wie ungefähr, als es die Jahrezeit mit sich bringt, die Königliche Tafel sowohl, als in Potsdam die Officiertafel bestellt ist."

„Im Frühling z. E. zwischen Ostern und Pfingsten, wenn sich des Königs Majestät annoch zu Potsdam befinden, sieht man, wie sonst allezeit, eine sogenannte plat-ménage auf der Tafel. Diese ist von Silber und es befindet sich auf derselben wieder ein silberner Aufsatz mit Citronen und Pommeranzen besetzt,

*) Johnsons.

Digitized by Google

mit Eſſig und Baumöl, wie auch mit Pfeffer in ſilbernen Pfefferbüchſen, ſilbernen Zuckerbüchſen und dergleichen. Zur Blumenzeit wird auch noch dieſe plat-ménage ſonſt mit vielen Blumen belegt und ausgezieret. Das unterſte ſilberne Brett von dieſer plat-ménage iſt ungefähr fünf Viertel von einer Elle lang und drei Viertel breit. Nächſt dieſer plat-ménage werden allemal zwei ſilberne Gefäße mit Deckeln auf die Königliche Tafel geſetzt, doch eins größer als das andre. In ſolchen Gefäßen iſt die Suppe und in der Suppe liegt allemal etwas, entweder gekochtes Kalbfleiſch oder junge Hühner oder Kapaunen oder auch wohl Fiſche, eine gebratne Kalbsbruſt, oder was man ſonſt bisweilen auf großen Tafeln in die Suppe zu legen pflegt, gebratne Krammetsvögel und dergleichen. Iſt die Suppe vorbei, werden wieder zwei große Schüſſeln aufgeſetzt, worin zwei große Stücke gekochtes Fleiſch, gemeiniglich Rindfleiſch. Nach dieſem kommen wieder zwei Schüſſeln und es liegt in einer jeden etwa ein Schinken, eine geräucherte Gans oder geräucherte Würſte mit braunem Kohl. Auf dieſe folgt eine große Schüſſel mit friſchem Lachs oder Karpfen oder Hechte oder Seefiſche, wie ich denn einen Karpfen von 35 und Hechte von 30 bis 40 Pfund auf der königliche Tafel geſehn. Ferner folgt eine große Paſtete, oder eine Torte, dann ein Ragout und ſonſt noch ein Nebengericht, Spargel und Gebratnes, manchmal von zwei und dreierlei Sorten, Sallate, Butter und herrliche Käſe. Alles aber iſt in einem ſolchen Ueberfluß angerichtet, daß etliche zwanzig bis dreißig Perſonen, die gemeiniglich an der königlichen Tafel ſitzen, nicht allein ſo viel zu eſſen finden, als ſie immer wollen, ſondern öfters auch noch ein guter Theil von einem und dem andern Gerichte übrig bleibt, welches die Grenadiers, die bei der königlichen Tafel aufwarten, wegzunehmen pflegen; es wäre denn etwa ein ganzer noch unangeſchnittner Braten, oder eine Paſtete, von welcher des Königs Majeſtät noch einmal kalt eſſen wollen. Anſtatt einer großen Paſtete wird auch manchmal eine große Schüſſel kleiner Paſteten aufgeſetzt. Für die Königin und die königlichen Kinder werden faſt allemal etliche Aſſietten in's Beſondere aufgetragen. Solche beſtehn entweder in Tellerpaſteten mit Kälbermilch und dergleichen oder in offnen Gerichten, Ortolans, Wachteln oder andern Delikateſſen, die entweder das Neue vom Jahr oder ſonſt was Rares; doch genießen ſie auch von den übrigen Speiſen, ſo viel als ihnen beliebt. Ferner habe ich geſehn, daß im Frühjahr faſt immer ein Hummer oder großer Seekrebs auf die königliche Tafel gekommen. Aus dieſem Seekrebs mußte ein Officier das Fleiſch und Inwendige, alles, was man eſſen kann, herausnehmen und es mit Baumöl, Eſſig, Salz und Pfeffer zurecht machen, wovon ſodann Ihro Majeſtät und ihrer viele, ja beinahe alle an der Tafel, gegeſſen. Denn man pflegt nicht viel, ſondern nur wenig davon zu nehmen, und Mancher hat gar keinen Appetit dazu und läßt es vorbeigehn. Noch weiter werden zwiſchen Oſtern und Pfingſten faſt täglich eine Schüſſel voll gebackner Fröſche auf die königliche Tafel geſetzt, weil Ihro Majeſtät der König ein großer Liebhaber davon ſind. Wer nun ſonſt mit an der königlichen Tafel ſitzet und Luſt und Belieben dazu hat, der kann ſolche gebackne Fröſche ebenfalls genießen. In den Faſten werden täglich ein Paar Schüſſeln friſch gebackne Brezeln mit auf die königliche Tafel geſetzt, wozu man Butter ißt. Auch werden faſt alle Tage Aepfel und Birnen beim Nachtiſch mit aufgeſetzt, faſt das ganze Jahr hindurch. Für die Königin Majeſtät und die königlichen Kinder wird auch alle Tage ein Teller mit friſchen Biskuits oder andres friſches Zuckerbrot auf die Tafel gegeben, ſonſt aber kommt, wenn nicht grade fremde Herrſchaften vorhanden, kein Konfekt auf die königliche Tafel. In Wuſterhauſen aber beſteht der Nachtiſch in gar vielerlei delikaten Früchten, die der Herbſt furniret, wie da ſind Weintrauben, Pfirſiche ꝛc.; wie denn auch ſelbſt viele Krammetsvögel, fette Leipziger Lerchen, und ſchöne Rebhühner gegeben werden. Im Sommer ſieht man ebenfalls alles, was die Jahreszeit zu geben vermag, und der Nachtiſch beſteht aus gar mancherlei köſtlichen Früchten. In Summa: es iſt auf der königlichen Tafel alles anzutreffen, was die unterſchiedenen Jahreszeiten geben, nur nicht in einem ſo gewaltigen Ueberfluß, wie ehemals, und daß man ſich

Digitized by Google

nicht so gar sehr pressirt, alles so frühzeitig zu haben, und die Sachen eben deswegen, weil sie noch rar, so gar theuer zu bezahlen, denn unter der vorigen Regierung, weil des höchstseligen Königs Friederici Majestät in allen Stücken und auch in Ansehung ihrer Tafel zur höchsten Magnificenz geneigt gewesen, ist wohl ehe eine Schüssel frühzeitige Kirschen, grüne Erbsen, Melonen, Aprikosen, hundertmal so theuer bezahlt worden, als man sie, vierzehn Tage oder drei Wochen nachher hat bekommen können. Die Rechnung in der Konditorei mag vielleicht manches Jahr auf sechzig bis achtzig tausend Thaler gestiegen sein, und zu gewissen Zeiten noch höher, die Rechnung für Austern aber wird während der Austernzeit, von Michaelis bis Ostern, der Rechnung in der Konditorei nichts nachgegeben haben. Diesen allzugroßen Ueberfluß nun, und auch sich um das Neue vom Jahr zu reißen, haben Ihre Majestät der jetzige König abgeschafft. Sind aber hohe und durchlauchtige Gäste vorhanden, wird auch die königliche Tafel mit weit mehr Speisen und Konfekt besetzt; ja, es muß alles vorhanden sein, was rar und delikat ist, es koste, was es wolle."

„Auf der Offiziertafel zu Potsdam, an welcher gemeiniglich zwanzig Offiziers sitzen, werden allemal sechs große Schüsseln aufgesetzt, und von dem, was darinnen ist, bleibt für die Grenadiers, die mit aufwarten, jederzeit etwas übrig. Butter und Käse, auch öfters Aepfel und Früchte, desgleichen in der Fastenzeit Bretzel kommen ebenfalls auf die Tafel. — Des Abends pflegen Ihro Majestät der König ordentlich nicht zu speisen, Sie müßten sich dann Außen vor Potsdam in Dero Küchengarten befinden, zu welcher Zeit abermal verschiedene Gerichte, Spargel, Gebratnes, Schinken, geräucherte Zungen, Braunschweiger Wurst, Sallat, Käse und Butter vorhanden. Zu solchen Stunden nehmen sich Ihro Majestät auch wohl das Vergnügen, selber eine Schüssel Sallat mit Dero Händen zu machen, und dies geschieht auf eine solche Art, daß man mit dem größten Appetit davon essen muß, denn Ihro Majestät waschen Ihre Hände wohl drei- bis viermal und trocknen sich eben so oft an drei bis vier Servietten ab. Nachdem Sie den Sallat gemacht, waschen und trocknen Sie sich wieder, eben so oft, wie zuvor. Ja, ich will gleich hier auch noch dieses sagen: daß die Nettete und Propreté gleichsam die Seele und das Leben am königlichen Hofe ist, obgleich die übermäßige Pracht von demselben verbannt ist."

„Sind Ihro Majestät nicht in diesem Küchengarten Außen vor Potsdam, so wird sonst des Abends auch weder für Sie, noch für die Offiziers, außer für den Hauptmann von der Wache, angerichtet. Denn dieser hat auch des Abends eine solche Tafel, daß er fünf bis sechs Personen bewirthen kann. Wer sich aber bei des Königs Majestät des Abends in Gesellschaft befindet, und etwas essen will, der kann hinausgehn vor das Zimmer, wo er kalten Braten, Butterbrot und auch ein Glas Wein parat findet. In der Gesellschaft des Königs aber hat jeder seinen weißen Krug mit Bier und ein Glas vor sich stehn."

„Der Königin Majestät betreffend, so gehn Sie mit Dero königlichen Prinzen und Prinzessinnen, auch einigen Dames alle Abend zur Tafel, auf welche sodann lauter niedliche und auserlesene Gerichte gesetzt werden. Bisweilen verlassen Ihro Majestät der König Ihre Gesellschaft, und gehn auf eine viertel oder halbe Stunde zu der Königin an die Tafel, wo der Platz allemal parat ist. Nachdem Sie mit Dero Gemalin und königlichen Kinder ein wenig discouriret, auch manchmal von ein und andrer Speise etwas gegessen, kommen Sie wieder zu der verlassenen Gesellschaft. Des Mittags essen Ihro Majestät, wenn Sie sich gesund und wohl befinden, gemeiniglich mit sehr starkem Appetit, absonderlich, wenn etwa dieselben auf der Parforcejagd gewesen. Ich habe auch dies gesehn, daß Ihro Majestät der König einstmals des Abends wohl hundert frische und rohe Austern gegessen. Diese Austern schicken Ihnen Ihro Majestät die Königin durch einen Pagen in die Abendsgesellschaft. Dafür bedankte sich der König durch ein Gegenkompliment und ließ sogleich einen Koch rufen. Dieser trat mit einer weißen Küchenschürze, einem weißen Kamisol von Kanneseß und einer weißen Mütze auf den Kopf zu dem König in's Zimmer, ein spitziges

Digitized by Google

Küchenmesser in der Hand habend. Mit solchem machte er die Austern auf und legte ein Stück nach dem andern auf einen silbernen Teller. So aber, wie sie der Koch hinlegte, nahm sie der König und aß sie ganz allein in ihrem Seewasser ohne Citronensaft oder sonst einige Zuthat, weil sie auf diese Art einem gesunden Magen am Besten bekommen sollen. Es stunden auch Se. Majestät dabei und setzten sich nicht ehe nieder, bis Sie die letzte Auster gegessen hatten. Etlich und zwanzig bis dreißig Stück davon, weil es viel über hundert waren, bekam die übrige Kompagnie, welche damals nur aus vier Personen bestund. — Gott der Allerhöchste lasse Ihro Majestät Dero Mahlzeiten und alles, was Sie essen und trinken, noch lange Jahre wohl schmecken und wohl gedeihn!" —

„Das Trinken bei der königlichen Tafel betreffend, so trinkt gemeiniglich ein Jeder so viel Bier und Wein, als ihm beliebt. Haben Ihro Majestät par force gejagt und eine vergnügte Jagd gehabt, wird auch sehr lustig herumgetrunken, wie ich davon noch weiter reden werde. Auch wird sonst zu Zeiten, wenn sich fremde Minister und fremde Generals oder auch aus andrer Orten gerufne preußische Officiers mit an der königlichen Tafel befinden, ziemlich stark herumgetrunken. Der Wein aber, welchen man trinkt, ist allezeit ein sehr guter Rheinwein. Denn dieses Weines haben Se. Majestät beständig einen großen Vorrath liegen. Ja es reiset der königliche Kellermeister und andre Kellerei-Bediente, alle Jahr in das Reich, den besten Rheinwein in großer Quantität für seine preußische Majestät aufzukaufen, und ein solcher Vorrath an Rheinwein, wie in den königlichen Kellern in Berlin vorhanden, mag wohl sonst schwerlich an einem Hofe anzutreffen sein, nur die kurfürstlichen Keller zu Mainz ausgenommen. Unter diesen Weinen nun befinden sich sehr alte, die ein Weinschenk zu Berlin oder Leipzig, dafern sie sie hätten, wohl eine Leipziger Kanne zu zwei Gulden verkaufen sollte. In Ungarschen Weinen haben Se. Majestät der König von Preußen ebenfalls sehr großen Vorrath, und, wo ich nicht irre, haben Sie dessen vor fünf Jahren auf einmal für 35,000 Thaler gekauft; wiewohl Sie auch von Ihrer Majestät dem Kaiser manchmal mit Ungarischen Weinen regalirt und beschenkt worden. Jedoch wird mit den Ungarischen Weinen freilich weit sparsamer als mit Rheinweinen umgegangen, welche am königlich preußischen Hofe gewißlich öfters gar trücklich fließen. Französische, italienische und spanische Weine sind am königlich preußischen Hofe gar nicht im Brauch. Die Biere betreffend, welche zu Potsdam getrunken werden, so sind dieselben: 1) Duckstein, der, wie bekannt, von Königs-Lutter aus dem Braunschweigischen kommt; 2) Moll, der zu Köpenick, zwei kleine Meilen von Berlin, gebraut wird; 3) das sogenannte schwedische Bier, welches man zu Potsdam selber brauet. Hierzu haben Ihro Majestät der König durch den königlich schwedischen Gesandten einen schwedischen Brauer aus Stockholm verschreiben lassen, nachdem dieser Gesandte das schwedische Bier als ein sehr gutes und gesundes Bier Sr. preußischen Majestät rekommandirt, und das Geheimniß, ein dergleichen Bier zu brauen, wird nun wohl in Potsdam bleiben, nachdem die Probe davon so wohl gerathen und angeschlagen, so daß es nunmehr schon in das achte Jahr gebrauet und bei Hofe getrunken wird. Eben diejenigen Biere aber, welche zu Potsdam bei Hofe getrunken werden, trinkt man auch bei Hofe, wenn sich des Königs Majestät zu Wusterhausen befindet."

„Bei der königlichen Tafel wird gemeiniglich sehr viel geredet und diskuriret. Denn es lassen sich Ihro Majestät entweder selbst mit einem oder dem andern Minister auswärtiger Höfe, oder mit ihren eigenen Ministern, Generals und Officiers, auch sonst mit Personen, denen sie die Gnade gethan und sie mit an die Tafel gezogen haben, in einen Diskurs ein und thun viele sonderbare Fragen. Oder aber, wenn sich sonst kein Diskurs erhebet, so ist gemeiniglich eine gewisse Person bestellt, welche das Beste und Wichtigste aus den öffentlichen Zeitungen erzählen und darüber diskuriren muß, welches denn zu allerhand Diskursen weiter Anlaß giebt. Bisweilen fällt auch ein Scherz mit vor, so daß es etwas zu lachen giebt. Ein jedweder aber muß sich dabei in seinen Schranken halten, und sehr be-

Digitized by Google

hutsam gehn, dergestalt, daß nichts Ungebührliches mit unterlaufe. Denn gleichwie Ihro Majestät die Königin von allem groben Scherz und ärgerlichen Possen ein abgesagter Feind sind, also wollen auch Ihro Majestät durchaus nicht, daß in Gegenwart dieser durchlauchtigsten Mutter und ihrer königlichen Kinder das Geringste, was zur Aergerniß geteichen, oder Dero Ohren choquiren könnte, vorgebracht werden solle. Ja, man muß es dieser großen, mit göttlichen und allen hohen Tugenden gezierten Prinzessin zu ihrem unsterblichen Ruhme nachsagen, wie es ihre größte Freude ist, wenn sie höret und siehet, daß der Hauptdiskurs bei der königlichen Tafel auf himmlische und göttliche Sachen, auf die Pflichten eines Christen gegen Gott und seinen Nächsten, wie auch auf die Liebe zur Gerechtigkeit und Billigkeit, Ausübung königlicher Gnade, Milde und Barmherzigkeit fallet. Fast niemals habe ich meines Ortes bei der königlichen Tafel einen so trefflichen und lustigen, doch in allen Stücken honetten Scherz gesehn und gehöret, als am andern und dritten Pfingsttage, wie auch noch in etlichen folgenden Tagen des 1731sten Jahres."

„Zu diesem Scherz gab der Herr Prälat Martin, Abt im Kloster Celle, insgemein Neu-Cell genannt, Anlaß. Von diesem römisch-katholischen Kloster ist bekannt, daß es in der Nieder-Lausitz liegt, im merseburgischen Theil, zwei Meilen von Guben. Man muß es, Kraft des westfälischen Friedens ganz ungekränkt lassen, ja der Abt oder Prälat ist ein Landstand und erscheint mit auf den sächsischen Landtagen. Ohngefähr etliche und dreißig Dörfer werden zu diesem Kloster gehören, die größten Theils Lutherisch, wo nicht alle, und auch mit lutherischen Pfarrern besetzet. Die Besetzung der vakanten Pfarren dependiret in Ansehung der subjectorum, so man dazu berufen und erwählen will, von dem Herrn Abt, weil das Kloster das jus patronatus hat, und stehen folglich auch die lutherischen Pfarrer, respectu ihres Lebens und Wandels, doch nicht wegen ihrer Lehren, unter dem Abt. Gleiche Bewandniß hat es auch mit dreien reformirten Pfarrern, deren Pfarren in der Neumark liegen, und zu diesem katholischen Kloster gehören."

„Dieser Prälat langte am ersten Pfingsttage des Abends in Potsdam an, und wurde durch einen Grenadier von der Wache bei Sr. Majestät gemeldet. Ihro Majestät wußten schon, daß er hatte kommen wollen, und fragten sogleich, ob er seine Musik mitgebracht habe, und das wurde mit Ja beantwortet. Solche Musik bestund in Trompeten und Pauken, und er hatte sie zu dem Ende mitgebracht, weil er gesonnen war, die sogenannte missam pontificalem oder solenne Messe wegen des heiligen Pfingsttages zu halten, welches auch den andern Tag geschah. Er hatte noch zwei Patres aus dem Kloster bei sich, welche ihm bei dieser solennen Messe assistiren mußten, und diese haben auch selbst noch andre Messen in der lutherischen Kirche gelesen. Diesem Prälaten nun thaten des Königs Majestät die Ehre, daß sie den andern Tag nebst Ihro Excellenz, dem Herrn General Grafen von Seckendorff, zu Potsdam in die katholische Kirche gingen, seine solenne Messe, wobei der Prälat in pontificalibus gekleidet war, mit anzuhören und mit anzusehn. Alsdann aber wurde der Herr Prälat mit an die königliche Tafel gezogen, an der auch Ihro Durchlaucht, der noch damalige Herzog von Bevern, nunmehro glückseligst regierender Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel mit seiner durchlauchtigsten Gemalin, der römischen Kaiserin Frau Schwester und seinem durchlauchtigen Erbprinzen Carolo, desgleichen der Fürst von Dessau mit zwei Prinzen, wie auch sonst noch verschiedne Generals und vornehme Officiers sich befanden. Die Patres, welche der Prälat bei sich gehabt, wurden mit an eine Nebentafel gesetzet, die mit in dem großen Saal zu Potsdam gedeckt gewesen, und an welcher sonst noch viele Officiers gesessen. Oben auf dem Orchester des Saals befand sich der Director von der Musik mit den Hautboisten. Dessenungeachtet mußte auch der Prälat seine Trompeten und Pauken Außen an der Thüre des Saales, welche offen gestanden, hören lassen. Bei dieser Gelegenheit nun ereigneten sich allerhand lustige Discurse, und es wurde dem Herrn Prälaten von den Herren Generals und Officiers stark mit Trinken zugesetzt. Er aber that Bescheid und kehrte sich an nichts. In der Lust aber und bei Gelegenheit



Digitized by Google

eines gewiſſen Diskurſes ſtund der Prälat auf, nahm die Peruque ab und ſtreifte ſeine goldne Kette, an der ein goldnes Kreuz, über den Kopf, ſtellte ſich hierauf, als ob er ſie einer von den königlichen Prinzeſſinnen, deren zwei mit an der Tafel geſeſſen, um den Hals hangen wollte, hatte auch ſonſt noch allerhand ſinnreiche Einfälle dabei, worüber ein herzliches Gelächter entſtanden. Den andern Tag beſchenkte der Prälat eben dieſe königliche Prinzeſſin mit vielen koſtbaren und ſchönen Sachen, die aus mehr als einem Paar ſeidnen Strümpfen und Handſchuhen, mit Gold durchwirkt, auch aus trefflichen Bändern und Dukatenbeutelchen beſtanden. Solches Alles lag zuſammen in einer königlichen groſſen ſilbernen Schüſſel, die mit einer andern ſilbernen Schüſſel bedeckt geweſen. Niemand konnte begreifen, woher der Prälat in ſo kurzer Zeit ſo viele koſtbare Sachen bekommen. Allein man muthmaßte, daß ſie ihm der höchſtſelige König von Polen für die Prinzeſſin müſſe mitgegeben haben. Denn der Prälat kam von Dresden und hatte von Sr. polniſchen Majeſtät an Ihro preußiſche Majeſtät ein Kompliment und ein Handbriefchen überbracht, und nach dem Inhalt dieſes Schreibens ereignete ſich auch der Scherz bei der Tafel."

Auch wenn ſich der König auf Reiſen befand, und er bei einem von ſeinen Unterthanen ſpeiſ'te, war ſeine Tafel nur mäßig beſetzt, und wir finden in einem franzöſiſchen Briefe des General von Manteufel an den Generalfeldmarſchall von Grumbkow *), folgende wenig bekannte Beſchreibung der königl. Tafel:

„Als ich vorgeſtern erfuhr, daß der König von Preußen nur eine halbe Meile von hier (der Verfaſſer hielt ſich damals auf Parey, einem Rittergute im Jerichow'ſchen Kreiſe auf) vorbei nach Schartau gereiſ't ſei, ſo ſchickte ich meinen getreuen Uechtritz mit einem Billet an den Generalmajor von Bodenbruck, um mich zu erkundigen, ob meine Aufwartung dem Könige wohl genehm ſein möchte. Mein Bote begegnete dem Könige auf dem Hofe und fand ihn mit dem Hausweſen beſchäftigt; auf die Frage nach ſeinem Geſuche, antwortete er, daß er einen Brief an den Generalmajor abzugeben habe. Hierauf rief Se. Maj. ſelbſt den General, und ließ wenige Augenblicke nachher den Uechtritz in's Tabackskollegium treten, klopfte ihm auf die Schultern und befahl ihm, mir zu ſagen, daß ich ihm willkommen ſein würde, wenn ich bei einem magdeburgiſchen Junker mit einer Schüſſel Erbſen und Speck verlieb nehmen wollte. Dieſer freundlichen Einladung gemäß begab ich mich geſtern früh nach Schartau und kam um eilf Uhr an. Ich fand hier die Herren Bodenbruck, Dockum, Möllendorf, den Oberſten Grafen von Dohna, den alten Geheimerath von Schulenburg, den Obriſtlieutenant Balrave und zwei Majors, die eben von der Jagd kamen und den König erwarteten, welcher noch auf der Fährte des Wildes war. Der Eine von Dieſen verſicherte mir, daß ich dem Könige eine große Freude verurſacht hätte, indem ich ihm meine Aufwartung machte, und die Anordnung des Mittagseſſens, welches er ſelbſt am verfloſſenen Abend nach dem Abgange meines Boten beſtellt hätte, würde mich davon überzeugen.

Endlich nach Verlauf von etwa einer Stunde, kam der König ſelbſt an, ſehr vergnügt, indem er einen Haſen, einen Faſan und zwei Rebhühner geſchoſſen hatte. Er begann mit vieler Entſchuldigungen über die ſchlechte Mahlzeit, welche wir haben würden, ärgerte ſich ein Wenig über zwei arme Supplikanten, welche ihn ſo eben mit Bittſchriften beläſtigt hatten, ging in die Kirche, zog darauf andere Wäſche und Kleider an, und kam, kurz vorher, ehe ſervirt wurde, wieder zu der Geſellſchaft zurück. Die Tafel, von gewöhnlicher Form, das heißt länglich und viereckig, war koſtbarer ſervirt als ich erwartet hatte, nämlich mit ſehr ſchönem Silbergeräth, welches, wie es mir ſchien, noch ganz neu und mit dem Namenszuge des Königs verſehen war; aber was dem Uebrigen ſehr ſchlecht entſprach, war der Umſtand, daß die Meſſern und Gabeln nur von Horn waren; indeſſen ſchnitten ſie doch und leiſteten eben die Dienſte, als wenn ſie von Gold geweſen wären. Nachdem uns der Königl. Wirth ein Mal über das andere die Worte: „Meine

*) Verſuch einer Lebensbeſchreibung des Feldmarſchalls, Grafen von Seckendorf. Thl. 4.

Digitized by Google

lieben Kinder, Ihr müßt so vorlieb nehmen," auf eine sehr verbindliche Art wiederholt hatte, setzte er sich, wie er gewöhnlich zu thun pflegt, an eine Tischecke und wies mir meinen Platz zu seiner Linken, dem Grafen Dohna den seinen ihm gegenüber an. — Der erste Gang bestand in zwei großen, tiefen silbernen Schüsseln, an jedem Ende der Tafel eine, mit Erbsen und eingesalzenem Schweinefleisch gefüllt; dann kamen zwei Stücke treffliches Rindfleisch mit Kapern und Kirschsauce, dann ein sehr gutes Frikassee, ich weiß nicht mehr wovon (denn ich muß hier einschalten, daß mir der König, gleich nach den Erbsen, in einem ziemlich großen Glase, von der Größe einer Bouteille, die Gesundheit des Junkers von Schartau ausbrachte, und daß der König selbst bei jedem Gange ein paar Gläser leerte), nachher sehr gute Pasteten, darauf schöner Braten, als junge Hasen, Fasaner, kleine und große Rebhühner in Pyramidengestalt, und sodann ein gewisses, ich weiß nicht was, welches auch sehr gut schmeckte, denn wir zählten sieben Gänge obschon der König, der es freilich besser wissen mußte als wir, deren nur sechs zählte. Zuletzt kam ein Nachtisch von ausgesuchten Früchten. Der Rheinwein, welchen wir tranken, war ebenfalls vortrefflich, und unser Wirth gab uns die Versicherung, daß wir seinen Vorrath nicht an diesem Tage erschöpfen würden; er ward auch auf keine Weise geschont. — Nach den gewöhnlichen Gesundheiten, die in der Runde herum ausgebracht wurden, und nach der des Junkers von Schartau, trank man auf das Wohl aller braven Offiziere und Soldaten und des Königs von Polen. — Hierauf wurden die Gläser auf's Neue gefüllt und unter dem Ausruf: „Es lebe die deutsche Nation! Ein Hundsfott, der's nicht von Herzen meint;" wieder geleert. Dann kamen noch, ich weiß nicht wie viel andere Gesundheiten, deren Namen und Reihenfolge ich vergessen habe; sie verhinderten jedoch nicht, daß man hin und wieder, sehr ernsthafte Gespräche auf's Tapet brachte, und diese betrafen bald die Haushaltung, bald die Fortification der Festungen, vornämlich Magdeburg's, bald auch die Religion. Der König veranlaßte auch bald den Grafen Dohna und Wakrave, welche einen Groll im Geheimen gegen einander zu hegen schienen, über diese Gegenstände mit einander zu disputiren, wobei der Letztere immer den Kürzeren zog.

Es würde mir zwar leicht sein, Ihnen alle diese Zänkereien bis auf die geringfügigsten Umstände vorzutragen, da mein Gedächtniß noch ganz und gar damit angefüllt; aber aus Furcht Sie zu langweilen, will ich sie mit Stillschweigen übergehen. Sie begreifen überdies leicht, lieber Freund, daß alle diese Gesundheiten und alle diese Disputationen das Mittagsmahl nicht eben abkürzten. Wir saßen vier volle Stunden an der Tafel, ehe man abdeckte, und dies geschah nur, um das Tabackscollegium, bei welchem wir uns wieder bis Abend's neun Uhr unterhielten, zu besuchen, alsdann bekamen wir Appetit frische Heringe mit Zwiebeln bestreut und saure Gurken zu essen, ein Ragout, bei welchem Sie alle Finger geleckt hätten, wenn Sie bei uns gewesen wären — sodann noch ein Pfeifchen und endlich gute Nacht, so daß ich erst um Mitternacht hieher zurückkam. Sehen Sie dies ist die Geschichte meines Besuches ꝛc. ꝛc."

Sobald der König sein Mittagessen beendet hatte, und dies dauerte nur ausnahmsweise so lange, als uns der Herr von Manteufel berichtet, denn gewöhnlich hatte Friedrich Wilhelm schon um zwei Uhr abgespeis't, so beschäftigte sich der König in der Stunde von zwei bis drei Uhr mit der Malerei. Er hatte in seiner Jugend einigen Unterricht im Zeichnen erhalten, und die Natur hatte ihm ein nicht unbedeutendes Talent zum Malen gegeben, so daß er wirklich einige Fertigkeit im Copiren zeigte; dennoch hatte er zu wenig Fleiß auf seine Ausbildung verwendet, und besonders schlecht ging es ihm, wenn er nach der Natur malte. Dann mußten ihm seine Grenadiere sitzen, und wenn er sah, daß es ihm aller Mühe ungeachtet nicht gelingen wollte, das Portrait ähnlich zu machen, strich er oft genug im Aerger dem Grenadier und dem Portrait mit dem Pinsel über das Gesicht. — Auch wenn er vom Podagra geplagt wurde, pflegte er sich durch die Malerei die Zeit zu vertreiben, er bezeichnete die bei solcher Gelegenheit gefertigten Gemälde, mit der Unterschrift „Friedericus Guilielmus in tormentis pinxit, und mehrere dieser



Digitized by Google

Stücke befinden sich noch heutigen Tages auf dem königlichen Schlosse. Im Uebrigen machte der Monarch seinen Ministern, welchen er besonders gewogen war, Geschenke mit diesen Kunstwerken, und da er eines Tages auf den Einfall kam, im Tabackscollegium zu erwähnen, daß er nöthigenfalls von dem Ertrage seiner künstlerischen Arbeiten leben könne, zwang er, als man daran zweifelte, einen Hoflieferanten, der unter der Strehbahn wohnte, ihm seine Gemälde für eine bedeutende Summe abzukaufen. Dieser wollte sich anfänglich nicht zu diesem Handel verstehen, da er aber keinen andern Ausweg vor sich sahe, kaufte er wirklich die Schöpfungen des königlichen Künstlers und hing sie an seinem Ladenfenster zur Schau auf, mit der Unterschrift: „Von der Hand Sr. Majestät des Königs.“ Friedrich Wilhelm sah sich dadurch genöthigt, die Sachen zurück zu kaufen, und der Kaufmann dachte klug genug, bei diesem seltsamen Handel einen tüchtigen Profit zu machen.

Unter dieser künstlerischen Beschäftigung verfloß dem Könige die Stunde von zwei bis drei Uhr Nachmittag's; um diese Zeit wurde die Parole ausgegeben, und der König machte bei dieser Gelegenheit alle übrigen militairischen Geschäfte ab, so daß er selten vor halb fünf Uhr zurückkehrte. Dann pflegte er, wenn das Wetter schön war, einen Spazierritt zu machen, wobei ihn nur ein Page und ein Bereiter begleiteten, und diese Zeit benutzten Bittsteller jeder Art, um dem Könige eigenhändig ihre Suppliken einzuhändigen. Indessen waren es, bald nach Friedrich Wilhelm's Regierungsantritte nur solche Personen, welche ein Anliegen an den Monarchen hatten, die sich ihm in den Weg stellten; alle Uebrigen flohen seinen Anblick, der in der Regel wenig glückbringend war. Wenn der König aber einen solchen Ausreißer einholte, ging es demselben nur noch schlimmer. So erreichte er einst einen Juden, welcher, sobald er des Monarchen ansichtig geworden war, sogleich die Flucht ergriffen hatte. — „Warum bist Du davon gelaufen?“ fragte der Monarch. — „Weil ich mich fürchte, Ew. Majestät!“ entgegnete der zum Tod Erschreckte. — „Ihr sollt Euch aber nicht fürchten, Ihr sollt mich lieben;“ rief der König aufgebracht, indem er sein großes spanisches Rohr erhob, und den Versuch machte, dem Juden eine bessere Gesinnung von sich einzuprügeln. — Einem französischen Tanzmeister, welchem er ebenfalls auf der Straße begegnete, ging es noch schlimmer. Dieser arme Schlucker, welcher zu Pferde saß, glaubte dem Könige ebenfalls durch die Flucht entrinnen zu können; er setzte seinem Gaule daher beide Sporen ein, gewann glücklich das Köpenicker-Thor und verbarg sich vor demselben auf einem Heuboden. Aber des Königs Page, welchen der Monarch dem Flüchtlinge nachgeschickt hatte, machte denselben ausfindig, und brachte ihn auf's Schloß, wo ihm der König die Strafe zudictirte, vier Wochen lang bei dem Neubau der Petrikirche Schutt zu karren.

Besser kam ein Student der Gottesgelahrtheit, welcher in der Friedrichsstadt spazieren ging, fort. Er hatte es versäumt, zeitig genug davon zu laufen, und als der König sich nahte, versuchte er vergeblich in irgend ein Haus zu dringen, denn die Berliner waren gewöhnt, bei der Annäherung des Königs Fenster und Thüren ihrer Häuser zu verschließen. In dieser üblen Lage faßte der Kandidat den kühnen Entschluß, der Gefahr die Stirn zu bieten und dem Könige grade entgegen zu gehen. Seine Furcht war wirklich nicht grundlos gewesen, der König ritt auf ihn zu und fragte ihn, wer er sei. „Ein Kandidat der Theologie;“ war die Antwort. — „Woher gebürtig?“ fragte der König weiter. — „Aus Berlin;“ entgegnete Jener. — „Die Berliner taugen nichts!“ sagte der König. — „Sehr wahr, Ew. Majestät;“ entgegnete der Kandidat, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen; „aber es giebt Ausnahmen; ich selbst weiß Zwei, welche dazu gehören.“ — „Und wer sind Diese?“ fragte der Monarch. — „Das sind Ew. Majestät und ich;“ gab Jener mit glücklicher Geistesgegenwart zur Antwort, und der König, welchem der junge Mann gefiel, fuhr fort, sich über dessen nähere Verhältnisse zu erkundigen, befahl ihm endlich, sich am folgenden Morgen auf dem Schlosse einzufinden, und als dies geschah, erhielt der Kandidat von seinem erlauchten Gönner eine erledigte Pfarre.

Digitized by Google

Wenn der König von diesem Spazierritte zurückkehrte, so pflegte er sich nicht weiter zu beschäftigen; er begab sich dann in die unter dem Namen des Tabackscollegiums bekannte Abendgesellschaft.

Diese bestand anfänglich nur aus sechs oder acht Personen, wozu der König noch die Officiere, die er besonders schätzte, einzuladen pflegte. Diese Gesellschaft wurde mit kalter Küche, Brod, Butter und Käse, bewirthet; zuweilen befand sich auch ein gekochter Schinken, ein Kalbs- oder Hammelbraten auf dem Tische. Man trank nur Bier, entweder Ducksteiner, Köpenicker oder schwedisches Bier, wovon ein Jeder der Anwesenden eine weiße Kanne, die etwa ein Quart halten mochte, vor sich stehen hatte; außerdem rauchte man Taback, der nach holländischem Gebrauch in Körben auf dem Tische stand, worei in eisernen Pfannen Torf zum Anzünden der Pfeifen glimmte. Uebrigens war während der Dauer der ganzen Gesellschaft kein Diener zugegen, denn die Mitglieder sprachen nicht allein über die wichtigsten Staatsangelegenheiten, sondern in dem Tabackscollegio herrschte auch eine unumschränkte Freiheit und aller Unterschied des Ranges hörte auf. Selbst wenn der König eintrat oder das Gemach verließ, blieben Alle ruhig auf ihren Sitzen. Das stärkste Beispiel aber, wie es in dieser Gesellschaft herging, giebt uns folgender Vorfall:

Der König hatte einst den Major von Jürgas zur Gesellschaft geladen, hauptsächlich um diesen wissenschaftlich gebildeten, wohlunterrichteten Mann dem Spotte der übrigen Mitglieder auszusetzen. Wirklich ließ sich der Major verleiten, ein Gespräch über ein wissenschaftliches Thema auf's Tapet bringen zu wollen, aber bald fiel man von allen Seiten mit Spöttereien und Witzworten über ihn her, und selbst der König gebrauchte ein ziemlich derben Spottnamen gegen seinen Officier, welcher darüber auf's Höchste entrüstet, aufsprang und mit den, zu dem König gesprochenen Worten: „Das sagt ein Hundsfott!“ das Zimmer verließ. Der König war Anfang's allerdings nicht wenig betroffen, dann aber erklärte er gegen die Anwesenden, daß er als braver Officier unmöglich den Schimpf auf sich sitzen lassen könne. Er sei daher bereit, von dem Major auf Degen oder Pistolen Satisfaction zu fordern. Die übrige Gesellschaft stellte dem erzürnten Monarchen aber vor, daß er sich als Landesherr nicht schlagen und seine geheiligte Person einer solchen Gefahr aussetzen dürfe, doch stände es ihm frei, einen andern Officier zu wählen, welcher den Handel an seiner Statt ausfechten sollte. Diesem Entschlusse gemäß fiel die Wahl des Königs auf den Major von Einsiedel, welcher sich auch wirklich mit Jürgas schlug, von Diesem aber, glücklicher Weise nur leicht, im Arm verwundet wurde. Der König belohnte seinen Kämpfer mit einer Geldsumme, welche sich derselbe in einem Tornister am hellen Tage allein nach Hause trug.

Bei der ersten Errichtung dieses Tabackscollegiums, war jedoch die Unterhaltung, welche bei der Gesellschaft geführt wurde, wenig interessant; die Mitglieder hatten bald den Stoff der Conversation erschöpft und selbst die Lectüre der auswärtigen Zeitungen, besonders der Hamburger, Wiener, Frankfurter und Anderer, reichte nicht aus, die Gäste lustig und munter zu erhalten. In dieser Noth verfiel Friedrich Wilhelm auf den Gedanken, ein einzelnes Subject, das zur Belustigung der übrigen Gesellschaft dienen könnte, zum Mitgliede des Tabackscollegiums zu berufen. Seine erste desfallsige Wahl fiel auf einen gewissen Jacob Paul Gundling, aus dem Bisthum Eichstädt gebürtig, welcher als Professor der Ritterakademie, Rath bei dem Oberhofmarschallamte und erster Historiograph des preußischen Staates fungirte. Diesen sonst sehr ehrenwerthen Mann, dem wir mehrere schätzbare Schriften über die Mark Brandenburg zu verdanken haben, erkor sich der König zum Vorleser für seine Abendgesellschaften. Ohne das Schicksal zu ahnen, welches seiner wartete, nahm Gundling die ihm angebotene Stelle an, und mit ihr die Verpflichtung, den König überall, wohin sich dieser begeben würde, zu begleiten. Anfänglich ging die Sache ganz gut; Gundling versah seinen Posten mit der gehörigen Aufmerksamkeit und wies diejenigen, welche ihn lächerlich zu machen suchten, durch die Ueberlegenheit seines Geistes in die gehörigen Schranken zurück; aber hiemit war dem Kö-

Digitized by Google

nige nicht gedient. Bald hatte ſich Gundling durch ſeines Monarchen Fürſorge den Trunk in ſo hohem Grade angewöhnt, daß er nur wenige Stunden des Tages nüchtern war und ſeine Arbeiten erſt dann beginnen konnte, wenn er halb betrunken war. Sank er dann im Tabackscollegium bewußtlos unter den Tiſch, ſo begann man mit ihm Poſſen zu treiben.

Oefters geſchah es auf des Königs Befehl, daß man in Gundlings Abweſenheit die Thür ſeines Zimmers vermauerte, ſo daß er ſich genöthigt ſah, die Nacht im Freien zuzubringen. Ein anderes Mal ließ ihn der König, als der Betrunkene über die Schloßbrücke nach Hauſe taumelte, durch vier Grenadiere greifen und an Stricken auf den zugefrorenen Schloßgraben herablaſſen, unglücklicherweiſe riſſen die Seile, an welche der Unglückliche hing, er ſtürzte in den Graben hinab, durchbrach im Fallen das Eis und konnte nur mit Mühe vom Ertrinken gerettet werden.

Solche und ähnliche Vorfälle öffneten Gundling über die traurige Lage, in welcher er ſich befand, die Augen; ſein beſſeres Selbſt erwachte in ihm. Er nahm den geringen Reſt von Vernunft, welcher ihm noch geblieben war, zuſammen und beſchloß, heimlich Berlin zu verlaſſen. Aber bald ward ſeine Abweſenheit ruchbar, der König ließ ihm nachſetzen und er wurde nach Berlin zurückgebracht, wo ihm der Monarch, mit der Drohung, ihn bei einem ähnlichen Verſuche aufhängen zu laſſen, Pardon gab. Da man aber, und zwar mit Recht, fürchten zu müſſen glaubte, daß bei dieſem Verfahren Gundling bald genug durch den Tod der Geſellſchaft entriſſen werden möchte, ſo beſchloß man fortan, ſchonender mit ihm zu verfahren. Er erhielt eine jährliche Gehaltszulage von 1000 Thalern und wurde, damit er vollends den kleinen Reſt ſeiner geſunden Vernunft, der ihm noch geblieben war, einbüßen möge, mit einer Reihe von ſechszehn Ahnen, ſowohl väterlicher, als mütterlicher Seits, in den Freiherrnſtand erhoben. Er erhielt zu ſeinem Wappen einen in drei Querfelder getheilten Schild, von dem das Oberſte und Unterſte zweimal, das Mittelſte dreimal gespalten war. Dieſe Felder enthielten allerlei Sinnbilder, welche auf den Ruhm des neugebackenen Freiherrn Bezug hatten, und natürlich dazu dienten, die ganze Ceremonie lächerlich zu machen.

Dazu erhielt Gundling noch den Titel Wohlgeboren, in Amtsſachen; in allen Privatſachen mußte er Hochgeboren titulirt werden, und wer gegen dieſe Vorſchrift handelte, ſollte eine Geldbuße von zweihundert Mark Silbers erleiden.

Wie es Friedrich Wilhelm im Uebrigen mit der Ertheilung dieſer Würde meinte, geht wohl daraus hervor, daß er alle jene Aemter, die früher am Hofe ſeines Vaters beſtanden hatten und von ihm aufgehoben waren, dem Herrn von Gundling ertheilt wurden, und daß es alſo nur auf das Verſpotten derſelben abgeſehen war. So erhielt Gundling das Amt eines Ceremonienmeiſters und ſogar die Kleidung, welche von dem Herrn von Beſſer, dem Obercerenonienmeiſter Friedrich's I., bei feſtlichen Gelegenheiten getragen worden war. Auch die Kammerherrnwürde, die der König bald nach ſeinem Regierungsantritte aufgehoben hatte, erhielt Gundling, und als er, ſeiner ſechszehn Ahnen und ſeiner Würde uneingedenk, einſt im Weinkeller betrunken eingeſchlafen war, ſchnitten ihm einige Offiziere den Kammerherrenſchlüſſel ab, und überbrachten denſelben dem König. Dieſer freute ſich des Spaßes, und als Gundling am Abend ohne das Zeichen ſeiner Würde in das Tabackscollegium trat, ſtellte ſich der König ſehr erzürnt, als er den Schlüſſel nicht ſah. Umſonſt waren Gundling's Entſchuldigungen; er wurde dazu verurtheilt, einen großen hölzernen Schlüſſel an einem langen blauen Bande ſo lange umherzutragen, bis er das Zeichen ſeiner Würde wieder erlangt haben würde. Erſt nach mehreren Tagen erhielt er den Schlüſſel zurück und ließ, um ſich nicht einer ähnlichen Gefahr auszuſetzen, denſelben durch ſtarken Eiſendraht von einem Schloſſer an ſeinen Rockſchoß befeſtigen.

Aehnliche Vorfälle ereigneten ſich alle Tage; von jeder Seite wurde der bedauernswerthe Gundling geneckt und verhöhnt; faſt täglich war er betrunken, und wirklich unglaublich bleibt es, daß dieſer Mann bei einer ſolchen Gelehrſamkeit noch ſo viel arbeiten konnte, als

Digitized by Google

seine uns erhaltenen Werke bezeugen. Dennoch war es nicht zu verwundern, wenn sein durch den Trunk geschwächter Körper endlich unterlag. Er starb am 11. April 1731 zu Potsdam, und bei der Obduction des Leichnams fanden die Aerzte ein großes Loch in seinem Magen, als die Ursache seines Todes. Ein solcher Umstand wäre in der That geeignet gewesen, ernstere Reflexionen unter den Mitgliedern des Tabackscollegiums zu erwecken; aber dies war durchaus nicht der Fall, und man scheute sich nicht, noch mit den entseelten Ueberresten dieses Mannes, wie man im Leben gethan hatte, Spott zu treiben. Gundling's Leiche ward statt in einen Sarg, im schwarz angestrichenes, mit einem weißen Kreuze bezeichnetes Weinfaß gelegt, nachdem sie in ein Kleid von rothem Sammet mit blauen Aufschlägen gehüllt worden war; auf dem Kopfe hatte man dem Todten eine große Perücke gesetzt, und seine Füße mit rothen Strümpfen und Schuhen bekleidet. So war der Leichnam dem Publikum mehrere Tage zur Schau ausgestellt, dann wurde er, unter Begleitung sämmtlicher Mitglieder des Tabackscollegiums, einer großen Menge von Generalen und Officieren, des gesammten Hofpersonals und sogar der Schulen aus Potsdam nach Bornstein, einem nahe bei Potsdam gelegenen Dorfe, gebracht und in der dortigen Kirche beigesetzt, wobei ihm sein Kollege und Nachfolger Faßmann, der schon mehrfach hier erwähnte Schriftsteller, eine Leichenrede hielt, die der ganzen Tendenz dieser lächerlichen Feierlichkeit entsprach. In der Kirche zu Bornstein wurde ihm ein Denkmal errichtet, und dem Könige von Polen ließ Friedrich Wilhelm den Trauerfall mit allen Förmlichkeiten melden, worauf jener Monarch allen seinen Hofnarren Trauer anzulegen befahl, und dem Könige von Preußen durch eine besondere Gesandschaft sein Beileid über den erlittenen Verlust bezeigen ließ.

Faßmann, der nach Gundling's Tode, wie schon erwähnt, dessen Stelle einnahm, war gleichfalls ein nicht unberühmter Gelehrter; er kam im Jahre 1726 nach Berlin und erwarb sich durch mehrere satyrische Schriften den Ruf eines witzigen Kopfes, so daß der König nicht einen Augenblick Anstand nahm, ihn zu dem Tabackskollegio einzuladen. Natürlich sah Gundling in ihm einen gefährlichen Rival, und Beide lagen daher in fortwährendem Streite mit einander. Dieser artete zuweilen, besonders wenn die gelehrten Herren sich Muth getrunken hatten, in arge Thätlichkeiten aus; Gundling warf einst seinem Nebenbuhler eine eiserne Pfanne, in welcher der Torf zum Anzünden der Pfeifen glimmte, gegen den Kopf, worüber sich der König höchlich belustigte. Zugleich erklärte er aber, daß Faßmann als ehrenwerthes Mitglied des Tabackskollegiums diesen Schimpf nicht auf sich sitzen lassen dürfe, sondern von Gundling Rechenschaft fordern müsse. Faßmann ging auf den Scherz des Königs ein und forderte seinen Beleidiger auf Pistolen. Dieser, der eben kein großer Held war und sich nicht wenig vor einem Duell fürchtete, sah sich nichtsdestoweniger genöthigt, auf Faßmann's Forderung einzugehen; Beide schossen sich, jedoch mit blind geladenen Pistolen, wobei Gundling's Perücke in Brand gerieth, und der arme Ritter, in der Meinung, daß er tödtlich verwundet sei, besinnungslos zu Boden stürzte. Mehrere Eimer voll kalten Wassers, welche man über ihm ausleerte, brachten ihn jedoch zu der Ueberzeugung, daß er noch lebe und unverwundet sei.

Bei dem Tode Gundling's bewarb sich Faßmann natürlich sofort um dessen Stellung, und reichte bei dem Könige folgendes Memorial ein:

„Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Weil nunmehr der Todesfall des Geheimten Rathes von Gundling wirklich erfolgt ist, und Ew. Königlichen Majestät wirklich deklariret haben, daß ich in Dero Diensten verbleiben soll, so werden Dieselben es nicht ungnädig nehmen, wenn ich durch dieses allerdemüthigste Memorial, welches ich zu Dero Füßen lege, einige Vorstellung thue, welche die Pflicht, womit ich meiner eigenen Wohlfahrt verbunden bin, von mir erfordert.

1) Danke ich Ew. Königlichen Majestät allerdemüthigst für das allergnädigste Vertrauen, so dieselben in meine geringe Person gesetzt haben.

2) Versichere ich Ew. Königlichen Majestät in tiefster Demuth, daß ich mich weder für gelehrt noch für geschickt genug halte, dieselbe in dem Posten, wozu

Digitized by Google

ich bestimmt bin, zu kontentiren, und derohalben sehr zufrieden wäre, wenn ich in meinem bisherigen Stande ganz in der Stille bleiben könnte.

3) Dafern aber Ew. Königliche Majestät demungeachtet dennoch allergnädigst verlangen, daß ich in Dero Diensten bleiben solle, so sei Ihnen denn mein Leben im Namen des Herrn gewidmet.

4) Bitte ich fußfälligst, mir jetzo 200 Thaler bezahlen zu lassen, gleichsam als ein Quartal, von Ostern bis Johannis, damit ich die laut beiliegender Specification wegen meines vierwöchentlichen Hierseins gehabte Versäumungs- und Unkosten, so ich allemal beschwören kann, vergessen möge. Auf solche Weise kann ich verschiedne unumgängliche und pressante Ausgaben in Berlin bestreiten, und mich in einen Stand setzen, bei Ew. Königlichen Majestät höchster Person meine Ehre zu souteniren, wozu ich jetzo blos und allein für mehr als 50 Thaler weißes Zeug nöthig habe, auch wieder einen Diener annehmen muß, den ich schon vor vier Jahren abgeschafft habe.

5) Wollen Ew. Majestät allergnädigst geruhen, nebst der Auszahlung dieses Geldes zu erlauben, daß ich künftigen Donnerstag auf vier Tage nach Berlin reisen dürfe, vielerlei Nothwendigkeiten zu besorgen. Solches ist auch darum desto nöthiger, weil mich der Herr Hauptmann von Ihenplitz vom Dönhofschen Regiment aus meinem Quartier gemiethet hat und ich mich also nach einem andern umsehn muß. Zu Johannis könnte sodann sonder allerunterthänigste Maßgebung und nach Dero höchsten Königlichen Wohlgefallen, meine Bedienung und Besoldung ihren ordentlichen Anfang nehmen, und ich bitte allerdemüthigst, die hier beiliegende allerunterthänigste Vorstellung und Bitte dabei in allergnädigste Consideration zu ziehn.

Gott der Allerhöchste verleihe Ew. königlichen Majestät langes Leben und beständige Gesundheit, mir aber verleihe er Kräfte, Ihnen allemal zu Dero höchstem Vergnügen zu dienen."

In Bezug auf meine Besoldung geht meine allerunterthänigste Vorstellung und Bitte dahin, daß mir:

1) eine solche Besoldung accordirt werde, daß weder in meiner Haushaltung zu Berlin, noch mir selbst insbesondere, etwas gebrechen möge, sondern daß ich allemal von Sorgen, chagrin und Kummer frei sein, dagegen aber ein stets freudiges, munteres und aufgewecktes Gemüth haben könne. Andrergestalt werde ich wahrlich bei der allerhöchsten Person Ew. königlichen Majestät nichts taugen.

2) Wollen Ew. Majestät hierbei allergnädigst in Erwägung zu ziehen geruhen, daß ich ein Mann bin, der von geraumer Zeit her alle Jahre tausend Thaler verdient hat, die nunmehr wegfallen, weil ich meine bisherige Arbeit nicht continuiren kann, und mein Verleger in Leipzig gar nicht zufrieden sein würde, wenn ich sie durch einen andern besorgen lassen wollte.

3) Bitte ich allerunterthänigst, mir zwar solche Titel beizulegen, die Sie allerhöchst Selber für convenable erachten, mich aber doch mit etlichen verschonen. Auch die Präsidentenstelle bei der Akademie der Wissenschaften deprecire ich allerunterthänigst. Wollen Ew. königlichen Majestät dagegen befehlen, daß man mich zu einem Mitglied dieser Societät aufnehmen solle, so können die 200 Thlr. so Gundling von der Societät gehabt, mit meiner Stelle darinnen noch verknüpft bleiben.

4) Bitte ich allerunterthänigst um Sitz und Stimme bei der Rechenkammer, desgleichen beim Kriminalgericht mit der Freiheit bei Beiden zu erscheinen, so oft ich kann, und meine Stimme zu geben, wenn ich reden will.

5) Bitte ich allerunterthänigst, daß über Alles, was mir Ew. Majestät zulegen und accordiren wollen, die königlichen Befehle, Versicherungen und Verordnungen, in behöriger Form gratis ausgefertigt und an gewöhnlichen Orten notificirt werden mögen.

6) Bitte ich allerdemüthigst um eine hinlängliche Instruction wie ich bei meiner Bedienung mich eigentlich zu verhalten habe.

Digitized by Google

Faßmann war indessen nicht der Mann, eine so unwürdige Behandlung eben so lange und mit eben so vieler Geduld zu ertragen, als sein Vorgänger gethan; er wollte weder sein Leben noch seine Ehre für die allerdings nicht unbedeutenden Vortheile seiner Stellung auf's Spiel setzen, und floh daher nach Sachsen. Glücklich kam er dort an, und seine Gelehrsamkeit sicherte ihm reichlichen Unterhalt. Unter mehreren anderen Werken schrieb er dort auch eine Biographie Friedrich Wilhelm's I., worüber der König dermaßen erbittert wurde, daß er das Buch auf's Strengste in seinen Staaten verbot, obgleich dasselbe durchaus nichts Ungebührliches oder Unwahres enthielt; nachmals erschien auch der zweite Theil dieses Werkes, dem wir sehr schätzbare Dokumente und Aufschlüsse über das Leben des Monarchen verdanken.

Nach Faßmann's Abgange wurde seine Stelle durch einen, aus einem Kloster entlaufenen Mönch, welcher sich für einen Edelmann aus Tyrol ausgab und sich Otto Graben zum Stein nannte, ausgefüllt. Er hatte unter dem Regimente des Grafen von Seckendorf einen Feldzug in Sicilien als Feldprediger mitgemacht, und Seckendorf, damals kaiserlich's österreichischer Gesandter am Hofe zu Berlin, empfahl dies Subject dem Könige, in der Absicht, einen Mann am preußischen Hofe zu haben, der ihm Nachricht von allen Unternehmungen des Königs geben könnte. So gut der Herr Graben zum Stein aber auch seine Rolle als Spion spielte, so schlecht erfüllte er seine Pflicht als Hofnarr, denn er besaß weder den Witz noch die Gelehrsamkeit Gundling's, und sein Geist war eben so ungestaltet, als sein Körper. Nichtsdestoweniger duldete ihn der König um seine Person und ernannte ihn sogar zum Vice-Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, wodurch dieses Institut, in den größten Mißkredit kam; und da er sich in seiner Erkärmlichkeit großer astronomischer Kenntnisse rühmte, was ihm den Spottnamen Astralikus zuzog, so machte ihm der König in der ihm ertheilten Bestallung zur besonderen Pflicht, auf die Gestirne und alle Ereignisse am Himmel ein besonderes Augenmerk zu haben, auch über Kobolde, Hexen, Nixen und anderes Gesindel genaue Kontrolle zu führen.

„Auf das Kalenderwesen," sagt der König, „muß der Vice-Präsident, Graben zum Stein, eine sorgfältige und genaue Attention haben, damit kein Unterschleif dabei vorkomme, keine fremden Kalender eingeführt und gebraucht, auch die Gelder, so von den Kalendern aufkommen, zu keinem andern Ende, als wozu Wir dieselben bestimmt, angewendet; übrigens aber bei Verfertigung und dem Drucke der Kalender dem Publiko und insonderheit den Curiosis, welche zukünftige Dinge vorher wissen wollen, zur Freude und Nutzen alle Behutsamkeit gebrauchet, die Prognostika von der Witterung, Gesundheit und Krankheit, auch Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre, ingleichen der Kriegs- und Friedenslauf accurat getroffen, bei dem Drucke nicht mehr rothe Buchstaben als nöthig gebraucht, der Sonnencirkul nicht verkehrt oder viereckig, sondern rund gemacht, die güldne Zahl nach Möglichkeit vermehrt, der guten Tage so viel, als ihrer nur immer sein können, eingesetzet, die verworfnen oder bösen Tage aber vermindert werden mögen. Daferne auch der Vice-Präsident besondere Umstände oder Veränderungen in dem Laufe der Gestirne anmerken sollte, zum Exempel, daß der Mars einen freundlichen Blick in die Sonne geworfen hätte, oder daß er mit dem Saturno, Veneri oder Mercurio im Quadrat stände, oder auch, daß der Zodiakus, wie bereits zu des Campanella Zeiten angemerket worden, sich noch weiter aus dem Gleise begeben und verrücken, oder auch, daß ein Wirbel des Himmels den andern nach des Cartesii principiis abschleifen und verschlingen wollte, und daher eine übermäßige Anzahl von Kometen oder Schwanzsternen zu vermuthen wäre, so hat er, der Vice-Präsident, ohne den geringsten Zeitverlust mit den übrigen Sociis darüber zu konferiren, und nicht allein auf die Ergründung solcher Unordnungen, sondern auch auf Mittel und Wege, wie denselben am Besten abzuhelfen, sorgfältig bedacht zu sein; und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolde, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß



Digitized by Google

ſie ſich kaum mehr ſehn laſſen dürfen, ſo iſt dennoch dem Vice-Präſidenten aus dem Praetorio und andern bewährten autoribus zur Genüge bekannt, wie es an Nachtmähren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwiſchen, Nixen, Wehrwölfen, verwünſchten Leuten und andern dergleichen Satansgeſellſchaften nicht mangele; ſondern daß deren eine große Zahl in den Seen, Pfühlen, Moräſten, Heiden, Gruben und Höhlen, auch hohlen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird alſo der Graben zum Stein nicht ermangeln, ſein Aeußerſtes zu thun, um dieſelben, ſo gut er kann, auszurotten, und ſoll ihm ein jedes dieſer Unthiere, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit ſechs Thalern bezahlt werden. Alldieweil auch eine beſtändige Tradition iſt, daß allhier in der Chur- und Mark Brandenburg, ſonderlich in der Gegend von Lehnin, Wilsnack und Lebus konſiderable Schätze verborgen liegen, zu deren Beſichtigung, und um zu wiſſen, ob ſie noch vorhanden ſind, alle 10 Jahre einmal gewiſſe Ordensleute, Jeſuiten und andere dergleichen Geſchmeiße und Ungeziefer von Rom allhier herkommen, ſo muß der Vice-Präſident nicht allein dieſem Pfaffenpack fleißig auf den Dienſt paſſen, um ſie wo möglich feſt zu machen und zur gefänglichen Haft zu bringen, ſondern auch keinen Fleiß ſparen, um vermittelſt der Wünſchelruthe und Segenſprechen oder auf andere Art, wo ſolche Schätze vergraben und verborgen, ausfindig zu machen, und ſollen Ihm zu ſolchem Ende auf ſein Verlangen die Zauberbücher, ſo in Unſerm geheimen Archive vorhanden, nebſt dem Speculo Salomonis verabfolgt werden, wie er auch von jeglichem Treſor, den er aufgraben wird, den vierten Theil zu genießen haben wird, und ihm ſolcher zu reicher und anſehnlicher Belohnung ſeiner geleiſteten und treuen Dienſte angedeihen ſoll. Ingleichen ſoll er aller Privilegien, Freiheiten, prämlnenten Rechte und Gerechtigkeiten, ſo dergleichen Vice-Präſidenten zuſtehn, ſich ebenfalls zu erfreuen haben und dabei, ſo oft es deſſen bedürfte, wider allen Nachtheil, Beläſtigung und Betrug ernſtlich und nachdrücklich mainteniret und gehandhabt werden. Solches zu beurkunden haben Wir dieſe Beſtallung eigenhändig unterſchrieben, und mit Unſerm königlichen Inſiegel bedrucken laſſen."

Die hauptſächlichſte Pflicht des Herren Graben von Stein beſtand jedoch darin, den König durch Erzählung von Mährchen einzuſchläfern. An jedem Abend mußte er bei dem Bette des Königs erſcheinen und demſelben ſo lange ſeine faden Erzählungen vorplaudern, bis der Monarch eingeſchlafen war; hörte er zu zeitig auf, ſo ſo konnte er gewiß auf ein paar tüchtige Peitſchenhiebe rechnen, die ihm Friedrich Wilhelm mit eigner Hand verſetzte. — Wie die Zeitgenoſſen über dies Betragen des Königs dachten, läßt ſich wohl glauben; beſonders wurde er von auswärtigen Zeitungsſchreibern hart mitgenommen, und ſämmtliche correſpondirende Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften brachen alle Verbindung mit dieſem Inſtitute ab, während die Einheimiſchen mit Gewalt genöthigt wurden, zu bleiben.

Ein anderer Mann, der mit dem Herren Graben von Stein an Erbärmlichkeit wetteiferte, war Arnold von Dobrslaw; ein Katholik, der in Berlin zum evangeliſchen Glauben übertrat und mit einem jährlichen Gehalte von 400 Thalern zum Hofrath und Profeſſor ernannt wurde. Der neugebackene Profeſſor verrieth aber bald nach ſeinem Amtsantritte eine ſo grenzenloſe Unwiſſenheit, daß ihn der König zum Spott auf das Joachimsthalſche Gymnaſium ſchickte, und ſich öfters den Spaß machte, an ihn Briefe, unter der Adreſſe: „An Unſern lieben Getreuen, den Profeſſor und Gymnaſiaſten Arnold von Dobrslav" zu ſchreiben.

So ermüdete Friedrich Wilhelm nicht, die gediegendſten Bildungsanſtalten ſeines Staates in den Augen des gemeinen Mannes auf die entwürdigenſte Weiſe herabzuſetzen, und Männer an die Spitze derſelben zu ſtellen, die ſich ſelbſt durch ihr pöbelhaftes Betragen beſchimpften.

Unter den übrigen Hofnarren Friedrich Wilhelm's, die zum beſonderen Vergnügen des Königs im Tabackscollegio dienten, zeichnete ſich jedoch noch ein gewiſſer Jakob Salomon Morgenſtern auf eine etwas

Digitized by Google

vortheilhaftere Weise aus. Er besaß nicht unbedeutende Kenntnisse und war magister legens in Halle, als er ein Werk über das russische Staatsrecht schrieb, was ihm den Beifall der russischen Kaiserin Katharine gewann, welche ihn aufforderte nach Petersburg zu kommen. Morgenstern, über dessen Erscheinen am preußischen Hofe keine bestimmten Nachrichten vorhanden sind, soll dem Könige auf seiner Reise begegnet und von demselben aufgefordert worden sein, sich zu ihm in den Wagen zu setzen. Der Magister gehorchte, und sein Benehmen gefiel dem Könige dermaßen, daß er ihn aufforderte, nach Potsdam zu kommen, wo Morgenstern mit einem Gehalte von 800 Thlr. und freier Wohnung als Hofrath angestellt wurde. Dieser Mann war bis zum Tode des Königs in dessen Diensten; aber noch unter der Regierung Friedrich's II. bezog er sein Gehalt, bis er endlich selbst, im Jahre 1785 starb, und mit ihm erlosch die Charge der Hofnarren des preußischen Hofes.

Außer Morgenstern dürfte indessen noch ein gewisser Johann Erdmann von Rossig genannt werden müssen; zwar ist die Zeit, zu welcher er an den preußischen Hof kam, nicht genau anzugeben, doch ward er im Jahre 1731 zum Jagd- und lustigen Rath durch eine königl. Kabinetsordre feierlich installirt, und im folgenden Jahre, wie vor ihm Gundling, in den Freiherrnstand erhoben. Durch das betreffende Diplom, in welchem auch sein Wappen angegeben wurde, erhielt er den Namen Johann Erdmann Rossig von Rabenpreiß. Auch ihm wurde am Hofe sehr übel mitgespielt, da er weder durch Geist noch durch Kenntnisse die Spötter in Schranken zu halten wußte; er versuchte deshalb, ebenfalls wie Gundling, zu entfliehen, wurde jedoch wieder nach Berlin gebracht. Als er aber diesen Versuch wiederholte, schickte ihn der König auf die Festung Spandau, wo er bis zu dem Tode des Königs blieb, beim Regierungsantritte Friedrich's II. aber seiner Haft entlassen wurde, und von einer Pension zu Kostenlust bis zu seinem acht und achtzigsten Jahre lebte.

Zu den übrigen Hofnarren Friedrich Wilhelm's I. gehörte außer den genannten, noch der Doctor Bartholdi, der zum Professor der Universität in Frankfurt ernannt wurde, aber später in einem temporären Wahnsinn verfiel, und endlich in ein Irrenhaus gebracht werden mußte. Ebenso ging es einem gewissen Wengel, aus Preußen gebürtig, den der General Katt nach Berlin brachte. Dieser Mensch hatte die fixe Idee, von den alten Großherzogen der Litthauer abzustammen, und richtete einst ein sonderbares Bittschreiben an den König, worin er denselben ersuchte, ihm ein Hülfscorps von 10,000 Mann zur Wiedereroberung seines verlorenen Staates zu schicken; auch erbot er sich für diesen Fall die Prinzessin Ulrike, Tochter des Königs, zu heirathen; — sollte ihm aber der König die verlangte Mannschaft nicht schicken wollen, so ersuche er ihn ganz gehorsamst wenigstens um einen Küsterdienst.

Ein anderer Narr am berliner Hofe, der ebenfalls an Geisteszerrüttung litt, war ein gewisser Kornemann, der den König in einer Bittschrift um die Erlaubniß ersuchte, sich Kron Kornemann nennen zu dürfen. Er heirathete eine ihm in jeder Beziehung ähnliche Frau, die sich für eine Gräfin ausgab; machte aber mit derselben so viel unsinnige Streiche, daß er ebenfalls nach Spandau geschickt werden mußte.

Noch müssen wir indessen eines gewissen Friedrich August von Haßmann Erwähnung thun, der früher eine Professur in Helmstädt gehabt hatte und dann nach Berlin gekommen war, wo er zum Bibliothekar und Hofrath ernannt wurde und ein Gehalt von 400 Thlr. erhielt. Der Herr Hofrath, an eine unstäte, vagabondirende Lebensart gewöhnt, entfernte sich jedoch bald darauf heimlich aus Berlin, nahm noch eine ihm zum Ankauf von Büchern anvertraute Geldsumme mit, und ließ zum Ersatz dafür ein völlig werthloses Manuscript zurück. In Wien, wohin er sich geflüchtet hatte, trat er zum katholischen Glauben über, und wußte sich sogar durch seine Schwindeleien ein Jahrgehalt von 1000 Thalern auszuwirken. Aber auch dort dauerte sein Aufenthalt nicht lange, und auf seinen Streifzügen kam er nach zehnjähriger Abwesenheit nach Berlin zurück, trat dort wieder zur lutherischen Religion über



Digitized by Google

und ſein früheres Amt an. Der König gab ihm eine Profeſſur in Halle; aber bald ward ihm der dortige Aufenthalt ebenfalls langweilig und er verließ den preuſſiſchen Staat auf's Neue. Als er aber mit einer faſt unglaublichen Frechheit es wagte, im Jahre 1739 noch einmal nach Berlin zu kommen, erhielt er wie ſich's gebührte, den Staupbeſen und ward über die Grenze transportirt. Er ſoll zu Prag im Elende geſtorben ſein.

Alle dieſe Perſonen, deren Schickſale hier mit kurzen Worten erwähnt ſind, dienten zur Unterhaltung des Tabackscollegiums, welches ſich, wie wir vorher aus dem Briefe des General Manteufel erſehen haben, auch wenn der König ſich auf Reiſen befand, verſammelte. Sogar die königlichen Prinze waren bei dieſer Abendgeſellſchaft zugegen, und wurden dann von einem Offizier exercirt; befand ſich der König an ſeinem Hofe zu Berlin oder Wuſterhauſen, ſo kamen gegen acht Uhr die jüngſten Prinze und Prinzeſſinnen, um dem königlichen Vater gute Nacht zu wünſchen. Inzwiſchen verließ auch der König die Geſellſchaft auf kurze Zeit, um ſich in das Zimmer der Königin zu begeben und dort zu ſoupiren, weshalb auch ſtets ein Couvert für ihn bereit ſtand.

Auf ſolche Weiſe pflegte Friedrich Wilhelm I. ſeine Tage zu verleben, ſobald nicht andere Umſtände ſeine Zeit in Anſpruch nahmen. Dieſe beſtanden, wenn nicht politiſche Beſchäftigungen eine Veränderung in der Lebensweiſe des Königs hervorbrachten, theils in der Jagd, theils im Exerciren ſeiner Truppen, und der König war ein ſo leidenſchaftlicher und geübter Jäger, daß er, wenn wir den Angaben Faßmann's trauen dürfen, einſt an einem einzigen Tage 160 Rebhühner, 9 Haſen, 4 Faſanen und 1 Eule ſchoß. Auch die Parforce-Jagd liebte der Monarch, und oft ereignete es ſich, daß er ſechs bis acht Stunden hindurch den Hirſch verfolgte.

Was die militairiſchen Uebungen anbetrifft, welche der König veranſtaltete, ſo müſſen wir von dieſen beſonders die große Special-Revue der Berliner und Potsdamer Garniſon erwähnen, welche gewöhnlich im Mai oder Juni ſtattfand. Bleiben wir zuerſt bei der Garniſon von Berlin ſtehen, ſo erfahren wir von damaligen Schriftſtellern, daß dieſelbe aus ſechs Infanterie-Regimenter, dem Gend'armes-Regiment, einem beſonders wohl ausgerüſteten Cavallerie-Corps, auf welches der König viele Koſten verwandte, und ſechs Schwadronen Huſaren beſtand. Jedes Infanterie-Regiment wurde aus zehn Compagnien gebildet, deren jede aus ein und zwanzig Grenadieren, einem Grenadier-Unterofftizier und einem Pfeifer beſtand. Der König inſpicirte bei Gelegenheit jener Revue jedes einzelne Regiment beſonders, und zwar wurde gewöhnlich der Thiergarten zum Orte der Muſterung gewählt. Die Truppen ſtanden vier Mann hoch aufmarſchirt, und die Griffe wurden nicht auf ein beſonderes Kommando, ſondern nach einer beſtimmten Reihenfolge, welche die Soldaten auswendig gelernt haben mußten, hintereinander, auf den Wink des Regimentstambours, welcher ſtets beim Regimentskommandeur vor der Fronte der Truppen hielt, gemacht. Anfänglich hatte die Infanterie beim Chargiren keine Bajonette aufgeſteckt, und nur das erſte Glied feuerte mit denſelben, um der Attaque der Reiterei beſſer Widerſtand leiſten zu können; aber auch dieſe Bajonette waren nur ſehr klein und hießen Schweinsfedern. Ebenſo waren die Ladeſtöcke an den Gewehren von Holz, und das Feuern ging nur langſam von Statten; erſt ſpäter wurden die eiſernen Ladeſtöcke bei der Armee eingeführt, und dieſem Umſtande verdankten nachmals die preußiſchen Truppen in der Schlacht bei Mollwitz, dem erſten Treffen des ſiebenjährigen Krieges, den Sieg. Bei der einzelnen Revue der Regimenter im Thiergarten, wurden dem Könige auch die im verfloſſenen Jahre neu angeworbenen Rekruten vorgeführt; ſie waren dadurch kenntlich, daß ſie Eichenlaub auf ihren Hüten trugen, und nur derjenige Regimentskommandeur konnte ſich der Gnade des Königs verſichert halten, welcher ſeine Zeit und ſein Geld darauf verwendet hatte, große und wohlgewachſene Leute für ſein Regiment anzuwerben. War dies nicht der Fall geweſen, ſo zeigte ſich Friedrich Wilhelm ſehr unwillig und er caſſirte ſogar bei

Digitized by Google

einer solchen Gelegenheit einen Major des Glasenapp'schen Regimentes vor der Fronte.

War die Specialrevue der einzelnen Regimenter im Thiergarten geendet, so folgte eine allgemeine Revue der Truppen auf dem Tempelhofer Berge. Bei solchen Gelegenheiten stand der König schon sehr früh auf und befand sich, noch ehe die Truppen selbst angekommen waren, schon am Orte, wo die Manoeuvres stattfinden sollten. Die Regimenter marschirten durch das Cottbusser Thor, defilirten bei dem König vorüber, und die Infanterie stellte sich in Paradestellung auf. Der König ritt alsdann an der Fronte herab, die Truppen präsentirten unter klingendem Spiel, und die Fahnen wurden gesenkt. Dann ließ der König die Gewehre zusammensetzen, die Truppen frühstückten und der König selbst nahm eine kleine Collation ein, während die jüngeren Prinze, welche ebenfalls bei dem Manoeuvre zugegen sein mußten, einige Butterschnitte erhielten, die ein Page für sie mitnehmen mußte. Dann nahmen die Regimenter wieder das Gewehr in die Hand und die Manoeuvres begannen. Dieselben endeten mit einer Quarré-Aufstellung, wobei der damaligen Tactik gemäß, die Grenadiere auf den Flügeln hölzerne, mit Pulver gefüllte Granaten warfen, was vorzüglich die berliner Jugend höchlich belustigte, denn schon damals ließen die Berliner selten eine Revue der garnisonirenden Truppen vorübergehen, der sie nicht mit beigewohnt hätten.

War auf solche Weise das Frühjahrsmanoeuvre geendet, so rückten die Truppen wieder in ihre Quartiere. Am Thore hielt in ihrem Wagen die Königin mit den Prinzessinnen, und die Regimenter marschirten mit angezogenem Gewehr bei denselben vorüber; dann ward noch einmal Paademarsch beim Schlosse vorbei gemacht, und dies beendete die alljährliche große Revue, welche der König über die Garnisontruppen Berlin's hielt. Auf ähnliche Weise pflegte Friedrich Wilhelm auch in den Provinzen seine Truppen zu mustern, und die Sorgfalt, welche er auf seine gesammte Armee richtete, machte es möglich, daß dieselbe nach seinem Tode, bei der am 31. Mai 1741 stattfindenden Musterung, 72,000 Mann stark war. Sie bestand aus 67 Bataillon Infanterie, 60 Escadrons schwerer Cavallerie, 45 Escadrons Dragoner, 6 Escadrons Husaren und 5 Bataillons Garnisontruppen. — Bei Erwähnung dieser Truppen müssen wir aber vor allen andern das berühmte Leibgrenadier-Regiment des Königs genauer erwähnen, von welchem anfänglich 2 Bataillons in Potsdam, das Dritte in Brandenburg stand; im Jahre 1736 wurde das Letztere aber ebenfalls nach Potsdam verlegt. Das ganze Regiment bestand aus 1900 Mann und hierzu kamen noch 6—800 Ueberzählige, um dasselbe bei Todesfällen jederzeit vollständig zu rekrutiren. Dennoch war die Stärke dieses Truppencorps nicht immer dieselbe. So zählte das Regiment im Jahre 1739, 60 Officiere, 165 Unterofficiere, 15 Feldscheerer, 53 Tambours, 15 Pfeifer, 195 Grenadiere und 1965 Musketiere, ohne die Ueberzähligen, die sich auch noch über 500 Mann beliefen.

Um indessen dem Leser ein genaueres Bild dieses, zu jener Zeit weltberühmten Regimentes zu geben, führen wir eine Beschreibung Faßmann's vom Jahre 1735 an, welcher in seinen hinterlassenen Werken dasselbe folgendermaßen schildert:

„Als ich mich im Jahre 1713 zu Paris befand und einstweilen in der Vorstadt St. Germain zur Zeit des daßigen großen Jahrmarktes, der von Lichtmeß bis auf den Montag in der Char-Woche währt, meistentheils aber in mancherlei Lustbarkeiten, Komödien, Seiltänzereien und Lustspringereien besteht, und mehr bei Nacht als bei Tage, allemal von der Vesperzeit an, gehalten wird, herumspazieren ging, ward ich eines Bildnisses vor einem Hause gewahr, welches, sobald ich es erblickte, meine Augen auf sich zog. Solches stellte einen langen Mann in einem rothen Heiducken-kleide vor, der ihm bis auf die Knorren herabhing, mit romanischen Halbstiefeln, einer Perrüque auf dem Kopf und noch über der Perrüque eine Mütze mit einem großen Reiherfederbusch. Unten war geschrieben: Le géant allemand, der deutsche Riese, und auf ferneres Nachfragen hörte ich: es sei dieser deutsche Riese auf den

Digitized by Google

Jahrmarkt von St. Germain gekommen, um ſich allda vor's Geld ſehen zu laſſen. Er reiſte des Nachts und hielt ſich des Tages inne, um von ſeiner Größe zu proſtituiren, und Geld damit zu verdienen. Alſo unterließ ich meines Orts nicht, ebenfalls zwei Groſchen nach unſerm Gelde daran zu wenden und den deutſchen Rieſen lebendig zu ſehen, vernahm auch, daß er Müller heiße und aus Weißenfels gebürtig ſei. Er hatte eine kleine Frau, die kaum halb ſo lang als er geweſen, und das mals, in Frankreich ſowohl als in England und Holland, ſich ein gutes Stück Geld zuſammengebracht. Ich hatte demnach den deutſchen Rieſen geſehen und konnte mich nicht entbrechen, ſeine auſſerordentliche Größe zu bewundern, ob ich gleich ſonſt den langen Bentenrieder ſchon geſehen, welcher als kaiſerlicher, bevollmächtigter Miniſter auf dem Friedens-Kongreß zu Soiſſons geſtorben iſt."

„Wie ich aber Anno 1726 im Frühjahr nach Potsdam kam, wohin ich von des Königs Majeſtät gerufen worden, mußte ich mich nicht wenig wundern, als ich meinen, in Frankreich vor Geld geſehenen deutſchen Rieſen als einen Grenadier unter des Königs Regiment antraf. Wenn ich nicht irre, war er der vierte oder fünfte Mann unter der Leibkompagnie, und hatte alſo noch etliche über ſich, die größer waren. Eine Engländerin war damals ſeine Frau, weil die ehemalige kleine deutſche Frau geſtorben. Mit derſelben trieb er Wirthſchaft und ſchenkte allerhand Biere, logirte auch Leute, und hatte ſein eigenes Haus nahe bei dem Schloſſe, wie ich denn ſelber bei ihm eingekehret. Seine Beine ſind zu der Zeit geſchwollen geweſen und er war nichts mehr nutze zum Exerciren, weshalb er endlich die Freiheit erhalten, wieder zu gehen, wohin er gewollt. Von ſolcher Freiheit hat er auch profitiret und iſt erſtlich von Potsdam in das Weißenfelſiſche, als ſein Vaterland, gereiſt. Von da aber iſt er wieder nach England gegangen, und hat ſich ſeitdem allda nochmals vor's Geld ſehen laſſen."

„Der größte Mann war damals Jonas, ſeiner Profeſſion nach ein Schmiedeknecht, aus Norwegen gebürtig. Nach deſſen Tode hieß der größte und erſte Mann unter des Königs Regiment mit Namen Hohmann, ein geborner königl. preußiſcher Unterthan, der vielleicht noch jetzt lebet und der erſte Flügelmann iſt. Des Königs von Polen Majeſtät, glorwürdigen Gedächtniſſes, die doch von Perſon ſehr wohl gewachſen geweſen, verſuchten es Anno 1728 bei Ihrer Anweſenheit in Potsdam, ob Sie dieſem Hohmann mit der Hand auf den Kopf möchten kommen können, allein Dero Bemühen war umſonſt."

„Das Regiment iſt, gleichwie alle königl. preußiſche Infanterie-Regimenter, blau montirt. Die Aufſchläge aber ſind roth und die Weſten ſamt den Hoſen von paille Couleur. Alle Gemeine haben an ihren Röcken hinten etwas Gold, auch vorne an den kleinen Aufſchlägen goldene Galonen. Die Kleider der Unterofficiers ſind mit Gold geſtickt und haben Litzen gleichergeſtalt von Gold, die Weſten aber ſind ſehr propre charmeriret, und die Feldbinden oder Scharpen ſind gleichfalls ſehr reich von Gold und Silber. Die Querpfeifer ſind Mohren, welche auch auf allerhand andern Inſtrumenten müſſen ſpielen lernen. Alle fünf Tage bekommt ein jedweder Gemeiner von dieſem Regiment ſeine ſechszehn Groſchen, alſo monatlich vier Thaler. Ihrer Viele aber, abſonderlich Ausländer, welche ihre beſondere Kapitulation haben, bekommen, kraft derſelben, nachdem ſie eingerichtet, noch eine beſondere Zulage. Vom langen Jonas weiß man, daß er monatlich vierzehn Thaler gehabt. Ein Engländer aber, oder vielmehr ein Irländer von Geburt, Namens Philipp, hatte monatlich ſechszehn Thaler und das genoſſen auch ſonſt noch ihrer Etliche. Zehn Thaler aber des Monats bekamen noch ihrer gar Viele, und was ihnen desfalls einmal verſprochen iſt, das wird ihnen auch redlich gehalten. Es ſind auch viele beſondere kleine Häuſer vor diejenigen gebaut, welche Weib und Kind haben. Sonſt aber liegen gemeiniglich ihrer viere zuſammen in einem Quartier, denen der Wirth aufwarten, auch ihnen ihre Speiſe zurichten muß, wenn ſie es verlangen, wofür er des Jahres etliche Klafter Holz bekommt. Daß aber dem ungeachtet Potsdam einen ſehr guten Genuß von den Leuten haben müſſe, ſolches iſt leicht zu erachten. Denn wo ein ander Regiment

Digitized by Google

lieget, darunter der Soldat nur halb ſo viel an Sold bekommt, als ein Potsdammer, da wird doch, mit dem Stab, der prima Plana und allen Unteroffiziers auf 1506 Mann gerechnet, des Jahres über 45,000 Thaler, nur an bloſſer Löhnung verzehret und ausgegeben. Solches Geld flieſſet gemeiniglich dem Brauer zu, dem Branntweinbrenner, dem Tabacksſpinner oder Tabacks-händler, dem Schuh-, Wachs- und Puder-Verkäufer, wie auch dem Fleiſcher und denen, ſo mit Gemüſen handeln. Nun iſt es zwar wahr, daß es, außer der Exercier- und Revuezeit bei einem jedweden Regiment, nur bei des Königes ſeinem nicht, viele Beurlaubte giebt, die man entweder nach Hauſe oder ihrer Profeſſion nachgehen läßt. Kommen ſie aber wieder, ſo ſind ge-meiniglich ihre Beutel geſpickt und ſie leben deſto fetter. Auch giebt es viele, welche ſich zwar nicht von ihrer Kompagnie entfernen, noch ſich beurlauben und alſo be-ſtändig ihren Sold genieſſen, dem ohnerachtet aber etwas mit arbeiten, das in ihre Profeſſion läuft, oder auch mit Handarbeit Geld verdienen, welcher Verdienſt denn gemeiniglich mit aufgeht und auch wieder verzehrt wird. In Summa: wo Soldaten liegen, da wird auch Geld verzehrt, wenn nur ſonſt eine gute Disciplin unter ihnen gehalten und kein grober Exceß verſtattet wird."

„Die Potsdammer betreffend, ſo giebt es unter ihnen keine Beurlaubten, die man ihrer Profeſſion nach-gehen läßt. Es darf auch keiner öffentlich Handarbeit thun und die Wenigſten werden mit ihrer Profeſſion etwas verdienen. Auch iſt der Branntwein in ganz Potsdam verboten, außer nur, daß die Gewehrfabrik die Freiheit hat, denſelben vor ſich zu führen, aber nicht öffentlich zu verſchenken. Ja, viele Leute ſind mit har-ter Strafe angeſehen worden, wenn ſie den Branntwein heimlich nach Potsdam gebracht und ſich darüber erwi-ſchen laſſen. Solches ſtarke Branntweinsgebot rühret eigentlich daher, weil man dem Könige die Meinung beigebracht, als ob die Leute davon erkrankten und ſtür-ben. Es hat ſich aber ſeitdem geäußert, daß die Leute, bei dem Verbote des Branntweins nicht nur ebenſowohl, ſondern auch noch mehr erkranket und geſtorben als zu-vor. Ja, ich vor mein Theil wollte behaupten, daß es gefährlich und ſchädlich, den Soldaten unter des Königs Regiment den Branntwein zu verbieten, weil es viele Ruſſen und Polen, Litthauer und Wallachen darunter giebt, die des Branntweins weit mehr als andere ge-wohnt und leichtlich erkranken könnten, wenn ſie deſſel-ben gänzlich müßig gehen ſollten. Solches hat man auch nunmehro gar wohl eingeſehn und erkannt, wes-wegen man conniviret, wenn der Soldat bisweilen Branntwein trinkt, den er entweder in der Gewehrfa-brik oder Außen gleich über der Brücke holen laſſen, oder auch wohl in einem Hauſe in der Stadt heimlich bekommen kann. Nur öffentlich wird es nicht zugelaſſen, weil es der König einmal verboten hat, und auch zu beſorgen ſtände, daß ein großer Mißbrauch und aller-hand Unheil aus dem öffentlichen Branntweinsſchank unter ſo mancherlei Nationen, welche größtentheils ohne-dies zum Branntwein geneigt, auch Geld und ſo viele müßige Zeit haben, erfolgen könnte."

„Ein wirklicher Kapitain unter des Königs Regi-ment dieſer großen Grenadiere bekommt monatlich hundert Thaler. Dabei hat er vor die Erſetzung des Abganges bei ſeiner Kompagnie nicht zu ſorgen, ſondern das thun des Königs Majeſtät ſelber aus der Rekrutenkaſſe, wie denn mancher große Grenadier dem Könige gar leichtlich 1000 und 1500 Thaler, ja noch mehr gekoſtet haben kann. Alle Grenadiers, die jemals unter der königli-chen Leibkompagnie geſtanden, ſind abgeſchildert und ſtehen in den Gängen des königlichen Schloſſes aufge-macht, wiewohl ich nicht weiß, ob ſolche Abſchilderung noch jetzo (im Jahre 1735) wirklich geſchieht. Auch iſt in dem unterſten Theile des Schloſſes zu Potsdam nach dem Garten, oder dem jetzigen Paradeplatze zu ein Zim-mer, in welchem man die Portraits von allen königlichen Generals und Obriſten ſiehet."

Es war aber, wie ſich erwarten läßt, natürlich nicht ſo leicht möglich, dies Regiment zu jeder Zeit voll-zählig zu erhalten, und die Werbeofficiere des Königs trieben ſich daher in ganz Europa umher, ſo daß der König oftmals mit den übrigen Monarchen Europa's in Colluſion kam; und wirklich übertraten die preußiſchen Werber ihre erhaltenen Inſtructionen bei jeder Gelegenheit.

Digitized by Google

Welche Mühe sich aber jeder Officier gab, dem Könige große Rekruten zuzuführen, beweist uns die folgende Anekdote: „Unter Andern hatte Friedrich Wilhelm durch seine Werber einen Mönch in Italien aufheben und nach Berlin bringen lassen. Dieser kecke Streich war glücklich gelungen, und vergeblich versuchte der Papst seinen Unterthanen wieder zu erlangen. Da kein Mittel einen glücklichen Erfolg hatte, schrieb seine Heiligkeit endlich einen Drohbrief an den König von Preußen, worin gesagt war, daß sich in einem Kloster zu Rom ein anderer Mönch befände, der noch größer sei, als sein Amtsbruder in Preußen, und daß der König nur den Versuch machen möchte, auch diesen in seine Gewalt zu bekommen; er, Friedrich Wilhelm, würde alsdann sehen, welche Mittel man zur Abwendung eines Verfahrens ergriffen hätte, das in jeder Beziehung gegen das Völkerrecht laute. Der König war nicht sowohl über diesen Brief sehr erzürnt, als auch begierig, den Drohungen Seiner Heiligkeit zum Trotz, den zweiten Rekruten in seine Gewalt zu bekommen, und wendete daher folgende List an, um zum Zweck zu gelangen.

Er theilte einem Major seines Leibregimentes, einem kecken und verschlagenen Mann, der sich vollkommen zur Ausführung eines so kühnen Unternehmens eignete, seinen Plan mit, welcher folgendergestalt in's Werk gerichtet wurde. Der König nahm eine Parade der Potsdamer Grenadiere ab, wobei er sich über den erwähnten Major sehr ungehalten stellte, und ihn mit den Worten: „Scheert Euch zum Teufel, Herr!" vor der Fronte des Regimentes cassirte. Der Major zog sich sogleich vom Dienste zurück und begab sich auf seine an der polnischen Grenze gelegenen Güter, wo er mit mehreren katholischen Geistlichen in Verbindung trat, und Diesen seine Absicht kund that, zur katholischen Religion überzutreten. Die römisch-katholische Geistlichkeit, die damals keine Gelegenheit, einen Proselyten zu machen, vorübergehen ließ, war über diesen Vorfall höchst erfreut und versäumte nichts, um den Major in seinem angeblichen Vorhaben zu bestärken.

Bevor Dieser aber sich wirklich dazu verstehen wollte, seinen Ketzerglauben abzuschwören und in den Schooß der allein seligmachenden Kirche überzutreten, erklärte er seinen Vorsatz, zuvor eine Wallfahrt nach Rom antreten zu wollen, und bat mehrere polnische Geistliche höheren Ranges um Empfehlungsbriefe nach Rom. Niemand dachte daher daran, ihm bei seiner Ankunft in Rom eine freundliche Aufnahme zu verweigern, und da der Major außerdem nicht knauserig verfuhr, sondern sich bei jeder Gelegenheit, als ein reicher, vermögender Mann zeigte, hatte er bald die Freundschaft aller derer gewonnen, mit denen er in nähere Berührung kam. So wurde er auch mit dem Mönche bekannt, welcher der eigentliche Zweck seines Aufenthaltes in Rom war. Dieser fühlte sich durch die Aufmerksamkeit, mit welcher der reiche Fremde jederzeit seine Vorträge anhörte, geschmeichelt, und als ihm der Major endlich den Antrag machte, ihn auf seine Güter nach Polen zu begleiten und dort die Stelle eines Hauskaplans zu vertreten, willigte Jener mit Freuden ein. So kamen Beide wohlbehalten an der polnischen Grenze an, und zu seinem nicht geringen Erstaunen sah sich der Mönch wenige Wochen darauf als Grenadier bei dem königl. Garde-Regimente zu Potsdam eingekleidet, und statt seines Breviers mit der Musquete in der Hand. Daß der Major, der sich dieses Auftrag's mit so vieler Geschicklichkeit entledigt hatte, nicht nur in seine vorige Stellung wieder eingesetzt, sondern auch noch außerdem belohnt wurde, bedarf eben so wenig der Erwähnung, als das Dankschreiben, welches der König von Preußen unmittelbar nach diesem glücklich vollführten Coup an den Papst richtete, und worin er denselben ersuchte, ihm wo möglich bald wieder einen so tüchtigen Rekruten zuzuweisen.

Aber nicht allein auf solche Weise suchte der König sein Leibregiment zu rekrutiren, sondern er hatte sogar die Absicht, dasselbe dadurch zu ergänzen, daß er entweder neugeborne Kinder, welche eine ungewöhnliche Körpergröße verriethen, nach Potsdam bringen und dort erziehen ließ, oder auch seine Grenadiere mit jungen Mädchen, die ebenfalls von großer Statur waren, verheirathete, um das Regiment sich so durch sich selbst ergänzen zu lassen. Daß hiedurch mancherlei sonderbare Anek-

Digitized by Google

toten veranlaßt wurden, läßt sich wohl denken und einer der drolligsten Vorfälle dieser Art war folgender:

Auf einem Spazierritte in der Nähe von Potsdam begegnete der König, welcher sich nur in Begleitung des Generaladjutanten von Derschau befand, einer jungen, hochgewachsenen Dirne, welche ein so frisches, gesundes Aeußeres hatte, daß der König bei ihrem Anblick hocherfreut ausrief: „das wäre so eine Frau für Mackboll!“ Mackboll war nämlich ein Irländer von riesenhafter Größe bei der Potsdamer Garde und deshalb ein besonderer Liebling des Königs, welcher schon lange gewünscht hatte, ihn passend zu verheirathen. Der König ritt an das Mädchen heran, fragte sie wohin sie wolle, und als sie erwiederte: „nach Potsdam,“ war sein Entschluß gefaßt. Er riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb an den Kommandanten von Potsdam die Weisung, die Ueberbringerin sogleich mit dem Irländer trauen zu lassen. Dann fragte er das Mädchen, ob sie ihm wohl einen Auftrag an den Kommandanten von Potsdam bestellen wolle, und auf die bejahende Antwort gab er ihr das inhaltschwere Papier und einen Gulden für ihre Bemühung. Das Mädchen, welches noch immer nichts Böses ahnete, wurde aber durch ein so bedeutendes Geschenk für einen so geringen Dienst aufmerksam gemacht. Sie kannte zwar den König nicht, hatte aber keine besondere Vorliebe für die Soldaten und mochte deshalb auch mit dem Kommandanten Nichts zu thun haben. Lesen konnte sie außerdem nicht, und so war es ihr unmöglich Etwas über den Zweck ihrer Sendung zu erfahren; dennoch dachte sie redlich genug, ihren Auftrag auszurichten, und als sie nach Potsdam kam, übergab sie die Ordre des Königs einem alten Weibe mit der Weisung, sie dem Kommandanten zu überbringen, da sie denselben nicht kenne. Gegen ein kleines Trinkgeld unterzog sich diese Alte gern dem Auftrage, sie ließ sich bei dem Kommandanten melden und übergab demselben eigenhändig die Zeilen des Königs. Der Kommandant las den Befehl, betrachtete die Alte kopfschüttelnd von oben bis unten, und hielt das Ganze endlich für eine sonderbare Laune des Königs, der er jedoch gehorchen mußte. So ließ er Mackboll zu sich kommen, und der glückliche Bräutigam war natürlich nicht wenig erstaunt, als er in der Person seiner Zukünftigen ein häßliches altes Weib erblickte. Auch die gute alte Frau war nicht wenig über die Zumuthung des Kommandanten aufgebracht; aber da half kein Protestiren, es mußte Ordre parirt werden, und Mackboll wurde noch am selben Abend mit seiner runzligen Dame getraut. Am nächsten Morgen erwartete der König von seinem Grenadier Dank für die bewiesene Aufmerksamkeit; aber wie groß war sein Erstaunen, als derselbe sich höchst ungebehrdig zeigte, und da der Irländer noch dazu sehr schlecht deutsch sprach, wurde es ihm schwer, sich verständlich zu machen. Endlich mochte der König doch ahnen, daß irgend ein Mißverständniß vorgefallen sei, und gab deshalb den Auftrag, die junge Frau vor ihn zu führen; aber sein Unwille war nicht gering, als er das komische qui pro quo bemerkte, und er gab Befehl die Ehe sofort wieder zu trennen.

Ungeachtet des hohen Soldes und der mannigfachen Unterstützungen, die der König seinen großen Grenadieren zu Theil werden ließ, kam nicht selten der Fall vor, daß einzelne Individuen zu desertiren versuchten. Im Jahre 1730 ereignete es sich sogar in Potsdam daß 70 bis 80 Grenadiere der königlichen Garde, meistentheils Wallachen, Ungarn und Polen, eine Meuterei anstifteten, die Officiere zu ermorden und sich dann durch die Flucht zu retten beabsichtigten. Die Meuter hatten sich schon mit scharfen Patronen versehen und der Anschlag war nicht mehr weit von der Ausführung entfernt, als ein glücklicher Zufall das Komplott enthüllte. Die Aufrührer wurden sämmtlich gefangen genommen; da aber der König in solchen Fällen gewöhnlich sehr gnädig verfuhr, wurde nur Einer der Rädelsführer mit dem Tode bestraft, ein Anderer wurde auf Lebenszeit nach Spandau gebracht, während die Uebrigen nur durch Gassenlaufen bestraft wurden.

Natürlich wurde durch die Milde des Königs bei dergleichen Angelegenheiten die Furcht, bei einer Desertion ertappt zu werden, nicht erhöht, und selbst die strengsten Mittel, welche der König dagegen anwendete, waren vergeblich. So erschien eine Verordnung, durch welche



Ehrenst vom Berlin.

Digitized by Google

ein jeder preußische Unterthan befugt war, jeden Soldaten, den er auf der Landstraße träfe, nach seinem Paß zu fragen und falls dessen Papiere nicht in vollständiger Richtigkeit wären, die fragliche Person zu arretiren; außerdem mußten die Bauern, sobald die Lärmkanonen verkündeten, daß ein Soldat der Garnison desertirt sei, alles Mögliche aufbieten um des Ausreißers habhaft zu werden. Die Haidereuter und ähnliche königliche Beamte waren ganz besonders darauf angewiesen, auf jeden Deserteur zu vigiliren. Dem, welcher einen Ausreißer zurückbrachte, wurde eine Belohnung von 10 Thlr. zugesichert.

Die Ausgaben, welche das Leibregiment dem König verursachte, müssen, besonders bei seiner Liebe zur Sparsamkeit, ungeheuer gewesen sei und man behauptet, daß er gegen das Ende der Regierung seinem Sohne sogar selbst gerathen haben solle, das Regiment eingehen zu lassen. Auch säumte Friedrich II. keinen Augenblick, dem Vorschlage seines Vaters Folge zu leisten. Das Regiment wurde unter die übrige Armee vertheilt; die älteren Mannschaften kamen nach Magdeburg unter die dortige Garnison, aus den Jüngeren, zum Felddienste brauchbareren, wurde theils ein eigenes Bataillon, unter dem Befehl des General-Majors von Einsiedel gebildet, theils wurden sie unter die Leibgarde des Königs vertheilt und einige Grenadiere, die zu groß waren, um mit den gewöhnlichen Personen der Armee dienen zu können, wurden als Heiducken angestellt.

Was im Ganzen genommen Friedrich Wilhelm's sonstiges Verfahren gegen das Militair anbetraf, so behandelte er, wie wohl zu erwarten steht, dasselbe nach den Regeln der strengsten Disciplin, die sich bis in die kleinsten Details erstreckte. Einen Officier, der einst bei den Fenstern des Schlosses vorüberging, und welcher einen etwas längeren Rock, als das Reglement erlaubte, anhatte, ließ der König zu sich heraufrufen und schnitt demselben eigenhändig mit einer Scheere ein Stück von dem Rocke ab, daß derselbe alsbald die vorschriftsmäßige Länge erhielt. Bei einer Revue entging dem Monarchen nicht der unbedeutendste Gegenstand; es gab keinen Fehler an der Uniform oder dem Lederzeug der Soldaten, den er nicht augenblicklich bemerkt und gerügt hätte. Die Regiments- und Compagnieführer mußten daher ihre Aufmerksamkeit nothgedrungen auf dieselben Gegenstände richten, und Friedrich der Große sagt von dem Militair unter der Regierung seines Vaters: „hätte der Friede länger als bis 1740 gedauert, so steht zu glauben, daß jetzt Schminke und Schönflästerchen bei den Soldaten im Gebrauche wären; was aber am Meisten dabei zu bedauern, war, daß die großen Theile der Kriegskunst gänzlich verabsäumt wurden."

Demungeachtet war Friedrich Wilhelm mit der größten Humanität darauf bedacht, Bildung und religiöses Gefühl in seiner Armee wach zu erhalten; in dem Friedrichshospital zu Berlin wurden Soldaten im Lesen und Schreiben und in der Religion unterrichtet. Außerdem ließ der König ein Reglement für Ober- und Unterofficiere, und ein Gebetbuch, so wie das neue Testament drucken und an die ganze Armee vertheilen. Wie groß aber wirklich die Unwissenheit der Leute, die zum Dienste einberufen wurden, und bisher weder eine Schule noch sonstigen Unterricht genossen hatten, war, beweis't ein komischer Vorfall, der dem Könige, als er einst bei dem Friedrichshospital vorbeiritt, begegnete. Zwei Soldaten, Zöglinge dieses gelehrten Instituts, saßen nämlich, die Freistunde benutzend, vor der Thür des bezeichneten Hauses; als sich der König ihnen näherte, standen sie auf, doch ohne den Monarchen zu kennen, der begierig, die Fortschritte, welche diese „martis et minervae filii" in den Wissenschaften gemacht hätten, zu erfahren, still hielt und den einen von ihnen mit der Frage: „Was machst Du hier?" anredete. Der ehrliche Pommer erwiederte gemüthlich: „Ick soll en Christ werden!" — „Was?" fuhr der König erstaunt fort; „bist Du denn kein Christ?" — „Nee!" entgegnete der Rekrut mit der größten Seelenruhe. — „Und was bist Du denn?" rief der König. „En Pommer;" war die lakonische Antwort, worauf sich der König lachend umwendete und davon ritt, zugleich aber wohl noch mehr die Nothwendigkeit fühlte, diese armen Menschen ihrer gänzlichen Unwissenheit zu entreißen.

Digitized by Google

In eine schwer zu beseitigende Verlegenheit gerieth der König Friedrich Wilhelm I. jedoch, wenn es sich um die Entscheidung eines durch ein Duell verursachten Criminalfalles handelte. Der ritterliche König selbst würde es im höchsten Grade gemißbilligt haben, wenn ein Officier seiner Armee eine Ausforderung abgelehnt hätte, und ereignete sich bei solcher Gelegenheit kein Unglück, so wurde auch Keiner der Duellirenden gestraft; blieb aber Einer auf dem Platze, oder starb in Folge der erhaltenen Wunden, so handelte Friedrich Wilhelm streng nach dem Grundsatze: „Brudermord und Blutvergießen, soll man mit dem Tode büßen.“ — Ein solches Schicksal traf den Major von Neuendorf, einen Officier, den der König zwar besonders schätzte, welcher aber, da er seinen Bruder im Duell tödtlich verwundet hatte, öffentlich zu Berlin, auf dem neuen Markte hingerichtet wurde.

Wenn wir nunmehr unsre Blicke auf die Männer, welche das Glück hatten, sich näher um die Person des Königs Friedrich Wilhelm zu befinden und sich der besonderen Gunst des Monarchen erfreuten, hinwenden, so dürfte unter Diesen zuerst der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau genannt werden müssen, der zugleich von allen Generalen der preußischen Armee der fähigste Kopf war. Dennoch war er es auch vorzüglich, welcher dem Könige unaufhörlich den Grundsatz vorpredigte, daß der Soldat das unentbehrlichste Glied des Staatskörpers sei, und daß das Land ohne diese Stütze des Thrones zu Grunde gehen müsse. Er regierte in Dessau von 1693 bis 1747, also im Ganzen vier und funfzig Jahre, und stand in seiner frühesten Jugend in östreichischen Kriegsdiensten. 1695 trat er in den preußischen Dienst und blieb in demselben unter der Regierung dreier Monarchen, bis zu seinem Tode. — Die persönliche Tapferkeit, so wie die tactischen Kenntnisse und die langjährigen Erfahrungen dieses ausgezeichneten Mannes, machten ihn zum Gegenstand der Bewunderung aller seiner Zeitgenossen, und hauptsächlich war er es, der durch seine Rathschläge bei dem Könige, seine Unterweisungen der Officiere und seine persönliche Thätigkeit bei den Exercierübungen, die preußische Infanterie zu einer bisher noch nicht gekannten Vollkommenheit erhob. Zwar wurde auch durch ihn jene strenge Mannszucht eingeführt, die den Soldaten in eine bloße Maschine verwandelt und leicht zu weit getrieben werden kann, aber die Härte, womit er seine Untergebenen oftmals behandelte, wußte er durch seine vertrauliche Herablassung gegen den Geringsten, durch die treue Liebe, mit welcher er für die Verpflegung seiner Soldaten sorgte, wieder vergessen zu machen. — Was aber hauptsächlich dazu beitrug, diesen General zu einem Liebling des Königs zu machen, war der Umstand, daß auch er, wie sein König, ein abgesagter Feind jedes unnöthigen Putzes und der Pracht war, und eine gleiche Abneigung gegen die Wissenschaften und schönen Künste hegte. Seine Gemalin war die Tochter des Hofapothekers in Dessau, welche in den Fürstenstand erhoben wurde und ihm zehn Kinder gebar, von denen sich die Prinze Wilhelm Gustav; Leopold Maximilian; Dietrich und Moritz ebenfalls als preußische Generale sehr vortheilhaft auszeichneten.

Das Regiment, welches der Fürst kommandirte, stand in Halle, und zwischen den Soldaten und den Studenten kam es gar oft zu Mißhelligkeiten, die mitunter sehr stürmischer Natur wurden. Besonders ärgerte sich der alte Soldat darüber, daß sich die Studenten auf den Exercierplätzen der neuangeworbenen Rekruten versammelten und sich über dieselben lustig machten, wenn die Leute das Exercitium nicht begreifen konnten, und sich tölpisch und ungeschickt dabei anstellten. Da er diesen Uebungen gewöhnlich selbst beiwohnte, und diese Neckereien ihm höchlich mißfielen, schrieb er an den König den folgenden Brief:

„Ew. Majestät werden allergnädigst sich erinnern, wie Höchstdieselben unter dem 8. Juli letzt abgewichenen Jahres an mein Regiment die allergnädigste Ordre ergehen lassen, nicht zu gestatten, daß bei dem Anfange des Exercierens Jemand zusehn sollte. Da nun Ew. königliche Majestät allergnädigst bekannt, was vor insolente Leute die Studenten seien, die sich nicht werden abhalten lassen wollen, so habe hierdurch unterthänigst anfragen sollen, ob Höchstdieselben allergnädigst zu be-



Digitized by Google

fehlen geruhen wollen, daß der Einschluß unter Trommelschlag verlesen werde, damit sich keiner mit der Unwissenheit entschuldigen könne, sonsten ganz gewiß, und wenn vor der Exercierzeit Ew. Königl. Majestät es nicht allergnädigst befehlen, wie es mit der Publikation gehalten werden solle, zu vermuthen, daß das Regiment, welches die allererste Ordre zur Exekution bringen wird, gleich anfänglich beim Exerciren mit diesen insolenten Leuten in Thätigkeit gerathen und Ew. Majestät gar sehr darüber behelliget werden könnten. Ich ersterbe in tiefstem Respekt Ew. Majestät gehorsamster und treu ergebenster Vetter und Diener.

Halle, den 14. März 1731.

Leopold von Anhalt.

Der König bezeigte sich mit dem Antrage des Generals sehr zufrieden, und nunmehr wurde die folgende Verordnung in Halle bekannt gemacht, dergemäß das Aergerniß des Fürsten aus dem Wege geräumt wurde:

„Nachdem Sr. Königl. Majestät in Preußen ꝛc. ꝛc., unser allergnädigster Herr, unter dem 8. Julius letzt abgewichenen Jahres allergnädigst befohlen, daß bei allen Deroselben Regimenter Infanterie, mithin auch bei dem in Halle im Quartier stehenden Anhaltschen Regiment Folgendes eingeführet, und ein wie allemal fest darüber gehalten werden solle: daß, wenn das Regiment exerciret, es sei Kompagnieweise, Gliederweise, auch das erste Mal, wenn das Bataillon zusammen exerciert, keinem Menschen, wes Standes und Würden er auch sei, erlaubt werden solle, zuzusehn, wofern er nicht ein preußischer Offizier ist; wobei höchstgedachte Sr. Königl. Majestät zugleich Dero sämmtlichen Officiers sehr nachdrückliche scharfe Ordres allergnädigst ertheilet, auf was Art sie mit denjenigen Leuten ohne Unterschied der Person, Standes und Würden begegnen sollen, welche sich unterstehen, diesem allergnädigsten Befehl zuwider zu handeln, und so lange das Regiment noch auf erwähnte Weise exerciret, zusehn. Also werden diejenigen, so curieuse sein, so lange, bis das Regiment zum zweiten Male anfängt, Bataillonsweise zu exerciren, sich gedulden und damit im unverhofften, widrigen Falle keiner mit der Unwissenheit sich entschuldigen möge, ist vor nöthig gefunden worden, solches jedermanniglich, und sonderlich den Standespersonen, hierdurch öffentlich bekannt zu machen und vorzulesen, um sich darnach zu achten." —

Ein anderer Mann, der sich am Hofe des Königs befand und ganz besonders das Vertrauen des Monarchen genoß, war der Generalfeldmarschall von Grumbkow. Dieser, der entschiedene Gegner des Fürsten Leopold und des Kronprinzen, benutzte den Einfluß, welchen er auf den König ausübte, leider nicht jederzeit auf eine angemessene Weise. Sein lustiges Temparament, ein vorherrschender Hang zur Satyre, welcher ihm inwohnte, hatten ihn dem Könige empfohlen, obgleich seine sonstigen Talente ihn zu der Stellung, welche er einnahm, wenig geschickt machten; doch wußte er sich wenigstens das Ansehn eines fleißigen und tüchtigen Arbeiters zu geben, so daß man allgemein glaubte, der Feldmarschall habe bei allen wichtigeren Regierungsangelegenheiten die Hand im Spiele, obgleich dies durchaus nicht der Fall war. Auch wußte es der König selbst gar wohl, daß man von Grumkow allgemein eine solche Meinung hegte, und als derselbe, am 18. März 1739, starb, sagte Friedrich Wilhelm: „Nun werden die Leute doch endlich aufhören zu sagen, daß Grumbkow Alles thut."

Eine lange Zeit hindurch übte dieser Mann einen Einfluß auf den König aus, wie ihn nie ein Anderer besessen hatte, und dieser Umstand ist um so merkwürdiger, als der Generalfeldmarschall in seinen Sitten und Gewohnheiten gar sehr mit denen seines Monarchen kontrastirte. Er liebte Pracht und Glanz und die Freuden der Tafel, so wie die der Liebe, und der König pflegte oft im Scherz zu seinen Gästen zu sagen, wenn er sich mit der Einfachheit seiner Mahlzeiten entschuldigte: „wenn Ihr feiner und köstlicher als bei mir speisen wollt, müßt Ihr zu Grumbkow gehen." Auch erhielt Grumbkow von allen Staatsbeamten Friedrich Wilhelm's die höchste Gage. Er hatte ein Jahrgehalt von 5321 Thalern und außerdem bekam er noch ein Neujahrsgeschenk von 5000 Thalern. Zu den eben nicht lobenswerthen Eigenschaften dieses Ministers, unter welchen der Eigennutz und die Habsucht die hervorstechendsten waren, gesellte sich aber noch eine große Feigheit,

Digitized by Google

die er jedoch so gut als möglich zu verbergen suchte; daß ihm dies jedoch nicht immer vollständig gelang, werden wir weiter unten sehen. — Erst gegen das Ende seiner Regierung begann Friedrich Wilhelm allmälig zu begreifen, daß er seine Gunst an einen Unwürdigen vergeudet hätte, und wahrscheinlich wäre der Ausgang des Generalfeldmarschalls nicht sehr günstig gewesen, wenn ihn der Tod nicht in eben dem Augenblicke hinweggerafft hätte, wo der König einzusehen begann, daß Grumbkow als ein Verräther an den heiligsten Interessen seines Monarchen gehandelt habe.

Eine eben so wichtige und ähnliche Rolle am Hofe zu Berlin spielte noch der Graf von Seckendorf, der genaue Freund und Bundesgenosse des Generalfeldmarschalls; doch ist er wenigstens in der Beziehung ehrenwerther, daß er im Interesse seines Vaterlandes, er war nämlich als östreichischer Botschafter nach Berlin geschickt worden, handelte, und daß er weder seinen König noch sein Vaterland dem eigenen Vortheile aufopferte. Karl VI. bediente sich nämlich der Talente dieses zu solchen Geschäften ausgezeichneten Mannes, um den preußischen Hof gänzlich von dem handverschen Bündnisse zu trennen. Seckendorf kam, ohne irgend eine politische Absicht zu verrathen, mit dem Vorgeben nach Berlin, der jährlichen Revue beizuwohnen. Er war dem Könige persönlich bekannt, denn er hatte der Schlacht bei Malplaquet und der Belagerung von Dornick in Flandern beigewohnt, und dort die Bekanntschaft Friedrich Wilhelm's, der damals noch Kronprinz war, gemacht. Seine persönliche Tapferkeit, die er bei diesen Gelegenheiten bewiesen, verschafften ihm schon damals die Freundschaft des Königs. Als er daher später nach Berlin kam, und, ohne sich bei Hofe vorstellen zu lassen, über den Paradeplatz ging, gewahrte ihn der König und ließ ihn zu sich hinaufrufen. Friedrich Wilhelm war sehr erfreut, seinen alten Kriegsgefährten wieder vor sich zu sehen, und lud ihn freundschaftlich ein, in Berlin zu verweilen. Leider ahnete der gütige Monarch nicht, daß er durch seine königliche Gastfreiheit einen Mann bei sich aufgenommen habe, der späterhin durch seine Intriguen die traurigsten Zerrüttungen in der königlichen Familie anrichtete, deren Folgen der Monach selbst schmerzlich empfinden mußte.

Außerdem hatte Friedrich Wilhelm unter den höheren Beamten seines Staates noch mehrere andere Günstlinge, mit denen er, ungeachtet seines heftigen, leicht aufbrausenden Charakters, fortwährend in gutem Vernehmen stand. Hierher gehört z. B. der General von Glasenapp, der Gouverneur von Berlin, der sich besonders in dieser Stellung als ein menschenfreundlicher, biederer Mann zeigte, der im vollsten Maaße die Achtung seiner Mitbürger verdiente, die er oft gegen die Anmaßungen des Militairs beschützte. Seine Frau stand ihm in keiner Beziehung nach; sie war vor Allem eine tüchtige Hausfrau, und da dem General als dem Gouverneur die Benutzung der Weiden auf den Festungswerken Berlin's zustand, so hatte die Frau Generalin eine ziemlich bedeutende Anzahl schöner Milchkühe angekauft, und löste aus dem Ertrage derselben manche hübsche Summe. Der König fragte sie daher einstmals im Scherze, ob sie wohl schon einen Strumpf voll Dukaten aus ihrem Butter- und Milch-Verkauf gelöst hätte, und obgleich die Dame wirklich einen ziemlich großen Fuß hatte, wurde dieser Scherz gut aufgenommen, und das Witzwort verbreitete sich dergestalt in Berlin, daß man, wollte man eine gute Hausfrau bezeichnen, zu sagen pflegte, sie hat einen Strumpf wie die Generalin Glasenapp.

Ein anderer preußischer Officier, der ebenso das Vertrauen des Königs genoß und sich zugleich um Berlin verdient machte, war der General von Sydow, der ein prächtiges Haus in der Königsvorstadt baute, welches ihm gegen 28,000 Thaler aus seinem eigenen Vermögen kostete, obschon ihn der König nicht nur sämmtliche Baumaterialien umsonst, sondern auch 6014 Thaler an baarem Gelde bewilligt hatte. Daß ein solcher Bau so bedeutende Summen kostete, ist weniger zu verwundern, wenn man bedenkt, daß das Terrain, wo ein Gebäude aufgeführt werden sollte, oft aus Sumpf oder Teich bestand und erst ausgetrocknet werden mußte, bevor es möglich wurde, den Grund zu legen.

Digitized by Google

Vor allen den übrigen Militairperſonen am Hofe Friedrich Wilhelm's, welche der Monarch ſeines beſonderen Vertrauens würdigte, iſt aber noch der General Peter von Blankenſee zu nennen, ein Mann, der ſich zwar keine wichtigere Bedeutung in der vaterländiſchen Geſchichte erworben hat, deſſen Lebensweiſe aber ein treues Bild von dem damaligen Zuſtande des berliner Hofes und dem Leben des Königs gewährt.

Der General war in ſolchem Grade der Liebling des Königs, daß Dieſer ihn gewöhnlich nur bei'm Vornamen anredete, woraus mancherlei ſonderbare Mißverſtändniſſe erwuchſen. So befahl einſt Friedrich Wilhelm einem ſeiner Pagen, ihm den Büchſenmacher Peter Mannen zu rufen, welchen er auch gewöhnlich nur mit dem Worte Peter bezeichnete. Der Page, der nicht wußte, welcher Peter eigentlich gemeint ſei, ging aber zu dem General, der an dem Podagra hart darnieder lag, und hinterbrachte demſelben den Befehl des Königs; der General ließ ſich jedoch durch ſeine Kränklichkeit entſchuldigen. „So ſage Peterm;" rief der König, welcher ſelbſt von ſeinen Lieblingen keinen Widerſpruch dulden konnte, unwillig, „daß ich ihn auf dem hölzernen Eſel reiten laſſen werde!" Der Page ging, und der General, der die Launen ſeines Monarchen kannte, machte ſich wirklich auf den Weg und humpelte mit großen Schmerzen in das Gemach des Königs, der eben ſo ſehr über den Anblick des Generals als über deſſen finſteres Geſicht erſtaunt war. „Was willſt Du denn Peter, und warum machſt Du ein ſo ſaures Geſicht?" fragte der König. — „Ich weiß es ja ſelbſt nicht;" erwiederte der General, ſeine Schmerzen mit Mühe verbeiſſend. „Sie haben mich rufen laſſen und mir mit dem Eſel gedroht. Iſt das auch ein Tractament für einen alten Diener und einen alten General, der auf dem Krankenbette liegt?" Natürlich klärte ſich nun das Mißverſtändniß auf, und Friedrich Wilhelm ſäumte bei ſeiner gewohnten Herzensgüte nicht, dem General ſo viel als möglich, die erlittene Unannehmlichkeit zu vergütigen.

Nach dem Kriege mit Schweden ſchickte der König dieſen General nach Pommern, um die dortigen Steuerangelegenheiten zu ordnen und zugleich zu ſehen, ob die beſtehenden Abgaben dem Vermögen der einzelnen Individuen angemeſſen wären. Dem General ſtanden zwar bei dieſer ſchwierigen Aufgabe die Haare auf dem Kopfe zu Berge; aber er mußte gehorchen. Glücklicherweiſe war der Kammerpräſident in Stargardt ſein Freund, und an Dieſen wendete er ſich mit der Bitte, ihm bei Erledigung ſeines Geſchäftes die Hand zu bieten. Der Präſident gab ihm daher in der Perſon eines gewiſſen Lorenz, eines Mannes, welcher in dem Geſchäftsgange wohl bewandert war, einen tüchtigen Gehülfen zur Seite. Indeſſen wollte ſich Blankenſee doch vorher von den Fähigkeiten ſeines Untergebenen überzeugen, und ſtellte daher folgendes Examen mit ihm an. „Kannſt Du ſchreiben?" — „Ja!" — „Kannſt Du rechnen?" — „Ja." — „So geh und rechne mir aus, was Pommern geben kann; der König will es ganz genau wiſſen, und da müſſen wir tüchtig hinterher ſein."

Der General hoch erfreut einen ſo tüchtigen Mann gefunden zu haben, auf welchen er ſich in jeder Beziehung verlaſſen zu können glaubte, ſchritt ſogleich an's Werk. Er reiſ'te mit Lorenzen in den verſchiedenen Diſtrikten umher, und begann nach ſeiner rauhen Soldatenmanier ſich wo möglich überall perſönlich vom Beſitzthum der Einwohner zu überzeugen. Natürlich gab dies zu allerlei Mißhelligkeiten Anlaß, und Lorenz, welcher einſah, daß man auf einem anderen Wege viel leichter zum Zweck kommen könne, verfaßte eine Eidesformel für die Unterthanen, dergemäß ſie ſchwören mußten, daß ſie von ihrem Eigenthum den Kommiſſarien nichts verheimlichen wollten. Nunmehr ging das Geſchäft glücklich von Statten, und wäre wahrſcheinlich noch raſcher beendet worden, wenn nicht der General in ſeiner Herzensfreude mit, ſeinem Aſſiſtenten ſo tüchtig getrunken hätte, daß Beide oft Tagelang zum Arbeiten unfähig geworden wären. Dem Könige, welcher indeſſen ungeduldig das Reſultat von Blankenſee's Sendung erwartete, wurde aber die Zeit ziemlich lang; er ſchickte eine Estafette nach der andern an den General, um ihn zur Arbeit zu ermuntern, und Dieſer, welcher ſich darüber ärgerte, faßte endlich den Entſchluß, noch vor Beendigung des Geſchäfts ſelbſt, nach Berlin zu reiſen und

Digitized by Google

seinem Monarchen die vorläufigen Resultate seiner Untersuchung vorzulegen. Lorenz schrieb ihm daher auf einen Zettel die nöthigsten Angaben auf; aber das Unglück wollte, daß Blankensee das inhaltschwere Papier vor seiner Ankunft in Berlin verlor. Dennoch verlor der wackere Peter den Muth nicht, und als der König einen mündlichen Rapport verlangte, erklärte er, daß die Vielseitigkeit des Gegenstandes ihm eine mündliche Relation nicht erlaubte, und daß er dem Könige schriftlich das Verlangte überreichen werde; der König schickte ihm zu diesem Zweck mehrere Schreiber aus dem Generaldirectorium. Der General suchte sich von ihnen denjenigen aus, der sich durch seine Körpergröße auszeichnete, examinirte ihn über seine Fähigkeiten auf ähnliche Art, wie er bei Lorenz gethan und schritt dann zum Werke selbst. — „Ich soll dem Könige aufschreiben, was die Pommern rausrücken können," sagte er, um seinen Sekretair über die Art und Weise ihres gemeinschaftlichen Geschäftes zu unterrichten. Dieser Letztere machte sich auch sogleich über die Eingabe her und machte die dienstmäßige Ueberschrift und Einleitung. „Was schreibt er denn da?" fragte der General verwundert über die Geschicklichkeit seines Schreibers, und als Dieser ihm den nöthigen Aufschluß gegeben hatte, vermehrte sich seine Freude. Endlich aber hielt der Sekretair natürlich mit seiner Arbeit inne, um zu erwarten, was ihm der General dictiren werde. Dieser aber sagte mit der größten Seelenruhe: „schreibe Er nur immer weiter, guter Freund." — Mit vieler Mühe gelang es dem Sekretair endlich seinem Vorgesetzten begreiflich zu machen, daß zu einer Relation nicht nur die Schreibkunst, sondern auch die Kenntniß des betreffenden Gegenstandes gehöre. Aber der General war höchlich über die Unbrauchbarkeit des Beamten entrüstet und beklagte sich bitter bei'm Könige, daß die Domainenkammer dergleichen unfähige Subjecte aufzuweisen hätte. Da aber Friedrich Wilhelm nichtsdestoweniger fortfuhr die Relation zu verlangen, sah sich Blankensee genöthigt, den König um die Erlaubniß zu bitten, Lorenz nach Berlin kommen zu lassen, der nicht ermangeln würde, eine genaue Rechenschaft über das Gewünschte abzulegen; demgemäß wurde ein Expresser nach Pommern abgefertigt, und Lorenz kam wirklich in Berlin an. Sogleich erhielt er den Befehl, sich am Tage nach seiner Ankunft mit dem General bei der königlichen Tafel einzufinden und die Relation mitzubringen. Beide machten sich daher so schleunig als möglich über die Arbeit her, und da die Garderobe des Herrn Lorenz sich nicht in dem Zustande befand, daß ihr Besitzer schicklich vor dem König hätte erscheinen können, so fand sich der General aus Dankbarkeit bewogen, demselben in aller Geschwindigkeit ein neues Kleid anfertigen zu lassen. Der Schneider, pünktlicher als sonst gewöhnlich seine Collegen, brachte es noch an demselben Abend, Lorenz probirte es an, vergaß aber in der Eilfertigkeit des Arbeitens und des Trinkens, denn der General glaubte durch das Letztere das Erstere zu beschleunigen, das neue Kleid wieder auszuziehen. Da Lorenz aber auch nicht der Mann war, der ein gefülltes Glas lange vor sich stehen lassen konnte, hatte er gegen Mitternacht, als die Arbeit beinahe vollendet war, das Unglück, statt des Sandfasses das Dintenfaß zu ergreifen und den Inhalt desselben theils auf sein Memorial, theils auf sein neues Kleid zu verschütten. Es blieb kein anderer Ausweg übrig, als die Arbeit von Neuem wieder zu beginnen, und der General borgte seinem Assistenten eine von seinen Uniformen, um ihn zum König zu begleiten. Der Monarch empfing Beide sehr gnädig, und fand, daß sich Lorenz mit aller Umsicht und Genauigkeit eines erfahrenen Geschäftsmannes seines Auftrags entledigt hatte. Freundlich klopfte er ihn auf die Achseln und lud ihn, als die Geschäfte beseitigt waren, zu Tische. Nun hatte Blankensee seinen Schützling zwar darauf aufmerksam gemacht, nicht wieder zu viel zu trinken, und Lorenz hatte wirklich Alles aufgeboten, um den Reizungen der gefüllten Flaschen, welche er vor sich erblickte, zu widerstehen; als aber der König gegen das Ende der Tafel einen großen Pokal bringen ließ, und den Toast: „es lebe der Geheime Rath Lorenz!" ausbrachte, wobei ein jeder der Anwesenden den Pokal auf das Wohl des neuen Geheimen Raths leeren mußte, fühlte sich Dieser von Müdigkeit, Freude und Wein der-

Digitized by Google

maßen aufgeregt, daß er seines Entschlusses vergaß, immer mehr und mehr trank und endlich ganz bewußtlos vom Stuhl unter den Tisch fiel. Der erschrockene General that alles Mögliche, seinen wackeren Geschäftsfreund zu entschuldigen; aber dies war im Grunde genommen nicht einmal nöthig, denn der König lachte herzlich über den Unfall seines Gastes, und ließ denselben, während noch die übrigen Gäste und auch Blankensee bei Tische sitzen blieben, hinaustragen und vor die Thür des Generals legen, der bei seiner Nachhausekunft nicht wenig erstaunt war, seinen Freund im Gassenkothe und noch immer total berauscht vorzufinden. — Indessen hatte dieser Umstand weiter keine üblen Folgen, als daß Blankensee's Uniform total verdorben war und Lorenz sich eine tüchtige Erkältung zuzog. Er wurde in seiner neuen Würde als Geheimer Rath bestätigt, und blieb, ungeachtet seiner Liebe zum Wein, ein tüchtiger Arbeiter, dem der König stets persönlich gewogen blieb.

Zum Andenken an Blankensee's Umzug in Pommern, verfertigte aber irgend ein Volkspoet ein paar Verse, die einer geistlichen Melodie angepaßt wurden und sich lange Zeit im Lande erhielten, sie lauteten:

Es ist gewißlich an der Zeit,
Daß Blankensee wird kommen.
In seiner ganzen Herrlichkeit,
Zu schauen Mark und Pommern.
Wie werden da die Bauern schrei'n,
Wenn man die Steuern fordert ein,
Wir Lorenz haben schreiben.

Die genannten Männer waren diejenigen Militair-Personen, welche gewöhnlich die unmittelbare Umgebung des Königs bildeten. Von den höheren Beamten des Civilstandes dürften hauptsächlich die Minister von Grumbkow, von Kreutz, von Kraut, von Katsch und von Görne genannt werden müssen, welche an der Spitze des am 19 Januar 1722 gestifteten General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium's standen. Friedrich Wilhelm hatte nämlich die Nothwendigkeit eingesehen, die verschiedenen Branchen der Staatsverwaltung einer Oberbehörde zu unterwerfen und die häufigen Streitigkeiten, die zwischen dem General-Kommissariat und dem Domainendirectorium statt fanden, brachten ihn zu dem Entschluß, diese beiden Kollegien aufzulösen und aus ihnen das erwähnte Directorium zu stiften. Für dieses hatte er eine, aus fünfunddreißig Artikeln bestehende Instruction aufgesetzt, worin er mit der größten Genauigkeit die Pflichten aller seiner Beamten bestimmt hatte. Der Schluß dieser königlichen Instruction lautete folgendermaßen:

„Wir wollen die Flatterieen durchaus nicht haben, sondern man soll Uns allemal die reine Wahrheit sagen, und mit nichts hinter dem Berge halten, noch Uns mit Unwahrheit unter die Augen gehen. Wir sind doch Herr und König, und können thun, was Wir wollen.

„Schließlich wollen Wir die zu Unserm General-Ober-Finanz-, Krieges- und Domainen-Directoriat von uns bestellten Ministros und sämmtliche Membra hierdurch ernstlich erinnert haben, daß Unsern ihnen ertheilten Instructionen in allen Punkten accurat nachzuleben und darin nicht im Geringsten zu manquiren sei, welchenfalls Wir ihnen sammt und sonders Unsre Gnade, wie auch Protection gegen männiglich, er habe Namen, wie er wolle, auf das Kräftigste versprechen, und daß Wir sie allemal beständig soutenieren, auch keinen wider sie sammt und sonders angebrachten Beschuldigungen Glauben beimessen, viel weniger sie condemniren wollen, es sei denn, daß Wir selbst sie zuvörderst mündlich und zwar in Gegenwart dessen, der sie verkläget, verläumdet oder angeschwärzet, darüber vernommen. Diejenigen aber, die nicht in allen Stücken dieser Instruction nachleben, sondern es auf den Schlender wieder kommen lassen wollen, die mögen sich nur im Voraus die Rechnung machen, daß Wir es ihnen nicht schenken, sondern ihren Ungehorsam und Widerspenstigkeit exemplarisch und auf gut russisch bestrafen werden. Es hat sich auch ein jedweder darnach zu achten und für Schaden und Unglück zu hüten."

„Wir sehen aber, wie insonderheit zu den dirigirenden Ministris Unsers General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Directoriums, also auch zu dessen sämmtlichen übrigen Mitgliedern, das allergnädigste Vertrauen, daß sie alles Aeußerste thun und anwenden werden, um Unsere, in gegenwärtiger Instruction enthaltene Willens-

Digitized by Google

meinung vollkommen zu erfüllen, und um in der zu ihnen allerſeits habenden ganz beſondere Confidenz nichts fehlen zu laſſen, ſondern dasjenige, ſo Wir ihnen in dieſer Inſtruction vorgeſchrieben und anbefohlen, mit ſolcher Exactitude, unermüdetem Fleiß und unbefleckter Treue ausrichten und vollbringen werden, daß Wir noch weiter Urſache haben, Ihnen und den Ihrigen Unſre königliche Gnade und Propenſion angedeihen zu laſſen. Wobei Wir nochmals contestiren, daß Wir durch die Etablirung dieſes General-Ober-Finanz- Krieges- und Domainen-Directoriums nichts Anderes ſuchen und intendiren, als Unſere und Unſerer ſämmtlichen getreuen Unterthanen Wohlfahrt und Beſtes, ingleichen die darauf gegründete Befeſtigung Unſerer Krone und Armee. Wir ſind auch überzeugt, daß ſolches Alles von dem General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Directorium um ein Groſſes werde befördert werden können, wenn ſie allerſeits, wie Wir ganz zuverſichtlich hoffen, getreulich und unverdroſſen daran arbeiten wollen; immaßen, wie Wir ſchon erwähnt; Unſer allergnädigſtes Vertrauen deshalb zu ihnen gerichtet iſt.

Sollte Jemand von den dirigirenden Miniſtris des General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Directoriums oder auch Jemand von deſſelben Membris bei gegenwärtiger Inſtruction noch einen Scrupel oder Zweifel haben, ſo wird Uns zu allergnädigſtem Gefallen gereichen, wenn ſie Uns acht Tage nach Publicirung dieſer Inſtruction ſchriftlich punktweiſe und kurz vorſtellen wollen, worin ſolcher beſtehe, alsdann Wir Uns in höchſteigener Perſon in das Collegium des General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Directoriums verfügen, und alle ſich etwa noch findenden Zweifel auflöſen werden."

Außerdem war noch folgende Kabinetsordre, welche an den Obermarſchall und Geh. Etats-Miniſter von Printz gerichtet war, hinzugefügt:

„Nachdem Sr. Königl. Majeſtät in Preußen, unſer allergnädigſter Herr, unter Andern die gnädigſte Verfügung gemacht, daß das General-Ober-Finanz-, Krieges- und Domainen-Directorium niemals aus einander gehen ſoll, bis alle vorkommenden Sachen gänzlich abgethan ſind, und daher reſolviret, daß, wenn die Membra des bemeldeten Directorii bis um zwei Uhr Nachmittags beiſammen bleiben müſſen, dieſelben mit Eſſen und Trinken aus der Küche und Keller verſehen werden, der Küchenmeiſter auch jederzeit um eilf Uhr oben gehen, und durch den Kanzleidiener anfragen laſſen ſoll, ob er Anſtalt zur Tafel machen müſſe oder nicht; alſo befehlen Sie Dero Ober-Marſchall und Wirklichen Geheimen Etats-Miniſter von Printz hiermit in Gnaden, die Verfügung zu treffen, daß, ſo oft die Membra des bemeldeten Directorii bis um zwei Uhr zuſammen bleiben, ſodann jederzeit ein gutes Eſſen, als: eine gute Suppe, ein Stück Rindfleiſch und Vorkoſt, eine gute Schüſſel Fiſche, ein guter Rinders-, Hammels- und Kälberbraten und vor jede Perſon eine Quartbouteille guter Rheinwein gegeben werde. Es ſoll aber das Eſſen nicht immer einerlei ſein, ſondern damit abgewechſelt und dahin geſehen werden, daß jederzeit ein gutes und wohl zubereitetes Eſſen, eben als wenn vor Sr. Majeſtät ſelbſt angerichtet würde, gegeben werde. Zur Aufwartung aber ſoll jederzeit nur ein Laquai ſein, damit die Stube nicht mit Laquaiën angefüllt werde; dann einem jeden gleich vier ſilberne Teller mit einem Glaſe vorgeſetzt werden ſoll, und muß zugleich ein groſſer Korb zur Hand ſein, darin das unreine Geſchirr geſetzt werden könne."

Berlin, den 20. Januar 1723.

Friedrich Wilhelm.

Wirklich ließen es ſich die Mitglieder des Kollegiums anfänglich oft genug auf königliche Koſten wohlſchmecken, doch verlor ſich der Gebrauch mit den Jahren. — Das Lokal, welches zu den Sitzungen des Generaldirektoriums diente, befand ſich in einem Zimmer des Schloſſes, das nach der langen Brücke hinausging, und in der Folge von Friedrich II. bewohnt wurde. Den erſten Verſammlungen des Direktoriums wohnte der König in Perſon bei; nachher ließ er aber, damit die Räthe ſtets ſeine Perſon im Gedächtniß behielten, ſein lebensgroſſes Bild in einen prächtigen Rahmen gefaßt, in der Mitte des Zimmers aufhängen. Der König iſt auf dieſem Bilde in die Uniform ſeines Leibre-

gimentes gekleidet und deutet mit seinem Kommandostabe auf eine zweite Figur, welche die Gerechtigkeit darstellt. Diese hält eine Wage in der rechten Hand, und auf der einen Schaale der Wage steht das Wort „Kriegskasse" auf der anderen „Domainenkasse." Der Hintergrund des Bildes zeigt die in Schlachtordnung aufmarschirte preußische Armee.

Wenn wir nunmehr, nachdem wir den Lesern sowohl von dem Könige selbst, als von den Männern, welche dessen Person umgeben, gesprochen haben, einige Blicke auf das Hoflager des Monarchen werfen, so finden wir auch hier, grade wie am Hofe des Königs Friedrich I., den ganzen Hofstaat in zwei Faktionen getheilt, von denen die Eine aus dem Könige und dessen Günstlingen, besonders Grumbkow und Seckendorf, die Andre aus der Königin, dem Kronprinzen, der Prinzessin Friederike und deren Vertrauten bestand.

Grumbkow's unwürdige Kabalen, durch welche er weniger dem preußischen Staate selbst, als der königlichen Familie Schaden brachte, haben wir schon vorher angedeutet, und eben so erwähnt, daß der König leider erst gegen das Ende seiner Regierung, kurz vor dem Tode Grumbkow's, das Einsehen gewann, daß er seine Gunst an einen Unwürdigen verschwendet habe. Gleichwohl kam häufig genug der Fall vor, daß der König die unzweideutigsten Beweise über Grumbkow's Treulosigkeit hätte erhalten können, wenn ihn seine Vorliebe für diesen Mann nicht geblendet hätte; ein solcher Umstand, welcher sich bald nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms ereignete, ist Folgendes:

Der König, welcher der Politik seines Vaters folgend, in dem nordischen Kriege neutral geblieben war, übernahm, nachdem die schwedischen Waffen in ganz Pommern den Alliirten zu weichen begannen, die Sequestration der wichtigen Festung Stettin. Doch trugen die Verbündeten Bedenken, die preußischen Truppen allein in den Besitz dieses Ortes zu setzen, und außer den Preußen rückte daher eine gleiche Anzahl holsteinischer Truppen in Stettin ein. — Karl XII., der König von Schweden, protestirte indessen von den Grenzen der Türkei aus, mit seiner gewohnten Heftigkeit gegen diese Sequestration, und trat, unmittelbar nach seiner Rückkehr in seine Staaten, so feindselig gegen Preußen auf, daß Friedrich Wilhelm unmöglich länger seine Neutralität beibehalten konnte, sondern zum Kriege gezwungen wurde. Da aber die holsteinischen Truppen in Stettin der preußischen Besatzung bei Behauptung der Festung leicht gefährlich werden konnten, weil Holstein Schweden's Verbündeter war, und auch die Stettiner Bürger noch ihrem Könige, Karl XII., Treue geschworen hatten, so gab der König dem Generallieutenant und Kommandanten von Stettin, einem Herrn von Borck, den Auftrag, sich der Holsteiner, ohne jedoch Gewalt zu brauchen, zu entledigen. Dieser führte den Befehl des Königs zur Zufriedenheit desselben aus; er bemächtigte sich der Hauptwache und der Wälle, ließ die Officiere der Holsteiner unversehends arretiren, und nachdem Alles ohne den geringsten Tumult beendet war, wurden sämmtliche holsteinische Truppen vor die Stadt hinausgeführt, und erhielten dort Wagen und Lebensmittel, um in ihre Heimath zurückzukehren. — Natürlich erhob der Administrator von Holstein laute Klage über diese That des Königs; er war aber die schwächere Parthei, und mußte sich bloß bei dem Klagen begnügen, ohne weiter Recht verlangen zu können. Bei dieser Gelegenheit war es nun, wo der holsteinsche Gesandte, ein Herr von Görz, gegen Grumbkow auftrat. Er bestauptete öffentlich, demselben 4000 Thaler bezahlt zu haben, wofür ihm Grumbkow das Versprechen gegeben hätte, ihn von Allem, was den Schweden Nachtheiliges am berliner Hofe unternommen wurde, frühzeitig in Kenntniß zu setzen; Grumbkow hätte aber seine Pflicht schlecht erfüllt, und müsse daher auch die besprochenen 4000 Thlr. wieder rückzahlen. Der Graf von Dohna, ein abgesagter Feind Grumbkow's, war derjenige, welcher es übernahm, den König von dem Uebereinkommen Grumbkow's mit dem Baron von Görz zu benachrichtigen. — Friedrich Wilhelm war natürlich höchlich über diesen Vorfall erzürnt; er ließ seinen Generalfeldmarschall auf der Stelle zu sich rufen und stellte ihn heftig zur Rede. Grumbkow, welcher indessen das leidenschaftliche Temperament des Königs kannte, und recht gut

Digitized by Google

wußte, daß, wenn nur der erſte Sturm vorüber, er ſeinen Einfluß über den Monarchen wieder erlangen würde, erklärte mit geheuchelter Entrüſtung, daß er durch einen Eid ſeine Unſchuld beweiſen wolle. Der König, durch das zuverſichtliche Betragen ſeines Günſtlings überzeugt, verlangte dieſen Unſchuldsbeweis von ihm nicht, und ging ſogar ſo weit, ihm den Grafen von Dohna, als denjenigen zu bezeichnen, welcher dieſe Anklage gegen den Feldmarſchall vorgebracht hätte.

Grumbkow gedachte, ungeachtet ſeiner angebornen Feigheit, ſich an dem Grafen zu rächen, und ſchickte ihm deshalb eine Aufforderung. Dohna, der als ein tapferer, ehrenwerther Mann bekannt war, ließ aber ſeinem Gegner erwiedern, daß er keine dergleichen Aufforderungen annähme, wenn jedoch Jemand Etwas mit ihm zu ſprechen habe, ſo ſei er in der Landsbergerſtraße zu finden, wo er täglich ſpazieren gehe. Grumbkow, welcher mit ſeiner Aufforderung großen Lärm gemacht hatte, indem er hoffte, der König werde ſich in's Mittel legen, war über dieſe Antwort ſeines Gegners hoch erfreut, er that vierzehn Tage hindurch nichts Anderes, als ſich im Fechten zu üben, ſprach bei jeder Gelegenheit von ſeinem vorhabenden Duell; aber der König gefiel ſich darin, ſich ganz unwiſſend zu ſtellen und das Ende der Sache abzuwarten. Grumbkow war indeſſen zu weit gegangen, um umkehren zu können; er machte ſich alſo nothgedrungen nach der Landsbergerſtraße auf, fand dort ſeinen Gegner, welcher nunmehr nicht ſäumte, die Aufforderung anzunehmen. Waffen und der Ort des Rendezvous wurden beſtimmt, und zitternd ſah Grumbkow dem unglücklichen Augenblick entgegen. Indeſſen hatte er den Obriſt Beſchwer von ſeinem Regimente, zu ſeinem Sekundanten erwählt, und da Dieſer wohl merkte, daß er ſeinem Vorgeſetzten einen großen Dienſt erweiſen würde, wenn er eine friedliche Ausſöhnung zu Stande brächte, gab er ſich, als das Duell eben vor ſich gehen ſollte, alle mögliche Mühe die Herren zu verſöhnen. Dies konnte ihm um ſo weniger ſchwer fallen, als Grumbkow nichts ſehnlicher als dies wünſchte, der Graf von Dohna aber den Zorn des Königs zu fürchten hatte, der ihn gewiß getroffen hätte, wenn deſſen Günſtling von ihm gefährlich verwundet, oder getödtet worden wäre. Indeſſen Grumbkow auf ſolche Weiſe ſich den einen Gegner vom Halſe geſchafft hatte, blieb ihm nunmehr nur noch der Baron von Görz übrig, der nicht aufhörte, den Feldmarſchall wegen der ſchuldigen 4000 Thaler zu mahnen. Dieſer verwendete ſeinen ganzen Einfluß, welchen er auf den König ausübte, dazu, denſelben zu bewegen, den Baron von Görz vom Hofe zu entfernen, und während ſeine Bemühungen den vollkommenſten Erfolg hatten, ſchrieb er heimlich ein Billet an Görz, worin er denſelben unter der Maske der Freundſchaft aufforderte, ſich aus Berlin zu entfernen, da der König gedroht habe, ihn fortzuſchicken, und er ſich deshalb dieſem Schimpf nicht ausſetzen möge. Görz erwiederte dagegen auf das Schreiben des Miniſters, daß er unmöglich von der Gerechtigkeit und Klugheit Friedrich Wilhelm's einen ſolchen Schritt erwarten könne, im Uebrigen danke er dem Feldmarſchall für ſeine Aufmerkſamkeit, und da er, Falls ſeine Abreiſe wirklich erfolgen ſollte, ſeine Geſchäfte in Berlin nothwendig ordnen müßte, ſo erſuche er den Feldmarſchall recht dringend, ihm den kleinen Saldo von 4000 Thlr. gefälligſt zu berichtigen. Grumbkow, welcher auf dieſe Weiſe noch immer nicht zum Ziele gekommen war, und eben ſo geringe Luſt bezeigte, ſich mit dem Baron zu ſchlagen, als ſeine Schuld zu bezahlen, fuhr in ſeinen Intriguen bei dem Könige dergeſtalt fort, daß endlich der Herr von Thulemeier den Befehl erhielt, dem Herrn von Görz anzuzeigen, derſelbe möge binnen zehn Stunden Berlin und binnen vier und zwanzig Stunden den preußiſchen Staat verlaſſen. Görz folgte, ohne eine Minute zu zögern, dieſer Weiſung, er reiſ'te unverzüglich nach Mecklenburg ab und richtete von dort aus folgenden Brief an die preußiſchen Miniſter:

„Meine Herren! Als mir der Sekretair Thulemeier im Namen des Königs, Ihres Herrn, ankündigte, Se. Majeſtät wünſchten, daß ich die Reſidenz in zehn und Ihre Staaten in vier und zwanzig Stunden verlaſſen möchte, ſo ſagte er mir, auf mein Befragen: warum? daß Se. Majeſtät wüßten, ich brächte ſeine Miniſter



Digitized by Google

in Verwirrung. — Erlauben Sie, meine Herren, Ihnen meine Betrachtungen hierüber mitzutheilen:

Mich dünkt, und Sie sind zu hellsehend, um nicht zu begreifen, daß diese gute oder schlechte, gegründete oder ungegründete Ursache Ihnen mehr Schaden thun wird, als mir. Ist sie unwahr, was wird das Publikum darüber sagen, daß es Leute unter Ihnen giebt, die fähig sind, dem Könige etwas Falsches einzureden und ihn vermögen, eine Gelegenheit zu ergreifen, in der Person eines würdigen Ministers einen souverainen Prinzen zu beleidigen und ohne zu untersuchen, ob die Sache wahr sei, einen offenbaren Schritt gegen das Völkerrecht zu thun? Ist die Ursache gegründet, welch' ein Urtheil muß das Publikum von einem Ministerium fällen, welches schwach genug ist, sich von einem auswärtigen Minister veruneinigen zu lassen, und keinen andern Ausweg gewußt hat, als seine Entfernung? — Konnte, wird man sagen, ein auswärtiger Minister sie entzweien, wenn Sie keine Neigung dazu hatten, oder konnte er sie verhindern, sich wieder auszusöhnen, vorausgesetzt, daß Sie seinen Kunstgriffen unterlegen hätten? — Ueberdies, da die Zwietracht, die, wie man sagt, ich unter Ihnen ausgestreut haben soll, wahrscheinlich dem Besten des Königs, Ihres Herrn, zuwider lief (denn sonst ging ihn dies nichts an) was würde man sagen, wenn Sie derselbe Ihren Privatkabalen nachgesetzt hätten? In der That, welch einen Begriff müßte man sich von einem so ausgezeichneten Kollegio, als das Ihrige machen, wenn seine Glieder durch Trennung mehr Aufmerksamkeit auf beunruhigende Einflüsterungen eines Fremdlings, als durch Eintracht auf den Dienst Ihres Herrn bewiesen? Das billigste Urtheil in der Welt würde dies sein: Sie wären nicht geschickt genug gewesen, die Fortschritte Jemandes, der Sie zum Nachtheil Ihres Herren leiten wollte, zu entdecken oder ihnen auszuweichen, oder Sie hätten Ihre Pflicht Ihren Leidenschaften aufgeopfert. — Ich bin überzeugt, meine Herren, Sie werden dieser sehr natürlichen Schlußfolge nichts entgegensetzen, doch darauf kommt nichts an. Obgleich einige unter Ihnen, niemals meine Freunde gewesen sind und andere aufgehört haben, es zu sein, so versichere ich Sie dessen ungeachtet, daß ich eine zu gute Meinung von Ihnen allen habe, um Sie fähig zu glauben, Sich von irgend Jemanden verunreinigen zu lassen. Ich sage dadurch nicht, daß Sie Alle eines Sinnes sind. Jedermann weiß, daß Sie es niemals waren, und daß es zur Zeit keinen Hof giebt, dessen Minister weniger einig sind, als Sie. Der König selbst, wenn mir einige von Ihnen die Wahrheit gesagt haben, weiß dies.

Aber vorausgesetzt, Sie hätten immer bis dahin als Brüder gelebt, als wie man vorgiebt, ich kam, den Apfel der Zwietracht unter Sie zu werfen, so ist es ausgemacht, daß, wenn ich nicht heren konnte, Ihre Verunreinigung unmöglich war, ohne mit Einigen von Ihnen in Einverständniß zu sein. Dies angenommen, meine Herren, fiele alle Schuld auf Sie, oder richtiger, auf diejenigen, welche vom Komplott waren. Unterdrücken Sie wo möglich die Verletzung Ihres guten Rufes, die daraus erwächst. Was mich anbelangt, könnte ich mich leichtlich darüber vor meinem Herrn, der allein das Recht hat, mich zur Verantwortung zu ziehn und vor dem Publikum rechtfertigen, und ich würde leicht darthun, daß mir Gewalt geschieht, wie man auch immer die Sache betrachte.

In welcher Absicht, sagen Sie mir gütigst, hätte ich Sie veruneinigen sollen? Welcher Nutzen wäre wohl daraus dem Herzog, meinem Herrn, oder mir absonderlich erwachsen? Wollte Gott, der Erfolg meiner Unterhandlungen hätte von Ihrer Uneinigkeit abgehangen; sie würden nicht, wie es geschehen ist, gescheitert sein.

Ich saß, wie man zu sagen pflegt, im Rohr und schnitt Pfeifen, und konnte im Schlaf den Erfolg dessen, was ich suchte, abwarten. Ich fand Alles gethan, selbst ehe ich das erstemal hieher kam, denn Sie waren vor der Zeit eben so uneinig, als Sie es hernach gewesen sind. Aber um Ihnen zu zeigen, wie entfernt ich gewesen bin, in Ihrer Uneinigkeit Vortheil zu finden, beteure ich Ihnen vor Gott, daß ich überzeugt bin, ich würde ihn ehe in Ihrer Einigkeit gefunden haben, wenn Ihnen der Himmel diese eingeflößt hätte. Es ist sogar einer unter Ihnen, der mir hierüber gut Zeugniß geben

Digitized by Google

könnte, und weiß, daß ich immer nach diesen Grundsätzen geschlossen und gehandelt habe.

Sie wissen Alle, daß ich an der vor sechs oder sieben Monaten bewirkten Versöhnung des Herrn Grafen von Dohna und Baron von Ilgen keinen geringen Antheil gehabt. Es ist sicher nicht meine Schuld, wenn die Sache nicht von Dauer war. Herr von Grumbkow wird ebenfalls nicht leugnen können, daß ich ihn mehr als einmal gebeten und mir verschiedentlich Mühe gegeben, ihn mit einigen seiner Herren Kollegen, die so wenig seine Freunde waren, als er der Ihrige, auf guten Fuß zu setzen. Endlich, meine Herren, sehen Sie aus dem eben Gesagten, daß ich nicht die Absicht haben konnte, Sie zu verunreinigen, und daß ich es wirklich nie gethan. Daher kann ich dreist und öffentlich erklären, und werde es auf Ersuchen jederzeit thun, daß derjenige, welcher dem Könige gesagt hat, ich hätte Sie verunreinigt, gelogen hat.

Ihre Ehre, meine Herren, erfordert ein Gleiches zu thun, um den Unglücklichen zu entdecken zu suchen, welcher nur Unwahrheit ausgesprengt hat, die mir die geschehene Ungerechtigkeit zugezogen, und Ihnen eben so nachtheilig ist, als mir. Nur eine ähnliche Erklärung kann die Lücke ausfüllen, welche diese Lüge in Ihrem guten Rufe gemacht hat."

Da Grumbkow es indessen keineswegs läugnen konnte, die betreffende Summe von 4000 Thlr. empfangen zu haben, suchte er sich dadurch vor der Wiederbezahlung zu schützen, daß er behauptete, der Baron von Görz habe ihn im Spiel betrogen, und auf solche Weise so bedeutende Summen von ihm gewonnen, daß er auf die Rückzahlung jenes Geldes alle Ansprüche verloren habe. Görz antwortete natürlich auf diese eben so lächerliche als beleidigende Entschuldigung seines Gegners auf ähnliche Art, und der Skandal wurde endlich so groß, daß Grumbkow in die für ihn so harte Nothwendigkeit versetzt wurde, den Baron zu fordern. Zum Orte des Rendezvous wurde ein Platz an der mecklenburgisch-preußischen Grenze bestimmt, und der Feldmarschall fand sich mit seinem Sekundanten, jedoch diesmal ohne die Hoffnung, diese Ehrensache auf gütlichem Wege beizulegen, ein. Zu seiner nicht geringen Freude erklärte aber der Baron von Görz, daß er sich nicht eher schlagen würde, als bis die 4000 Thaler bezahlt seien; natürlich wollte der Feldmarschall von einer solchen Klausel nichts wissen, und so kam auch dies Duell nicht zu Stande. Vergeblich schickte indessen Grumbkow noch einmal seinen Bruder an den Baron, um ihn zum Schweigen zu bewegen. Dieser beharrte fest bei seiner Forderung, die ihm Grumbkow natürlich nicht berichtigte. — Uebrigens müssen wir noch erwähnen, daß dieser Baron von Görz derselbe Mann war, welcher bald darauf in schwedische Dienste trat, und unmittelbar nach dem plötzlichen Tode seines Monarchen, Karl's XII., der vor Friedrichshall erschossen wurde, ein eben so unverdientes als ungerechtes Ende von Henkershand fand. Seine Feinde machten sich den Regierungswechsel zum Nutze, Görz wurde des Hochverraths angeklagt, und zum Tode verurtheilt, welchen er auch wirklich, im Gefühl seiner vollkommenen Unschuld, mit wahrer Seelengröße erlitt.

In Berlin hatte indessen dieser Streit des Baron von Görz mit Grumbkow die Folge, daß der König, der die üble Lage, in welcher sich sein Günstling befunden hatte, gewiß ebenfalls mit großem Mißfallen angesehen hatte, den sonderbaren Befehl gab, daß alle Mitglieder des geheimen Staatsrathes unter keinen Umständen mit den Gesandten der auswärtigen Mächte Umgang haben sollten; auch ihren Familien wurde jeder Umgang untersagt. Der kaiserliche Hof zu Wien protestirte indessen, auf Ansuchen seines Gesandten, gegen diese Verordnung des Königs, und Friedrich Wilhelm hob dieselbe auch wirklich schon am 29. December 1714, in Bezug auf den kaiserlich-östreichischen Botschafter, auf; in Betreff der Gesandten der übrigen Staaten, wurde die Ordre zwar nicht direkt zurückgenommen, hörte aber ebenfalls nach und nach auf, in gehöriger Kraft zu bleiben.

Schon bei diesem Vorfalle hätte der König Gelegenheit gehabt, das selbstische Betragen seines Günstlings zu durchschauen; aber leider geschah dies nicht, und Grumbkow erfreute sich nach wie vor der Gunst

Digitized by Google

seines Monarchen. Vorzüglich gefiel sich dieser Mann darin, unaufhörliche Kabalen und Intriguen anzuzetteln, und kaum war der ärgerliche Handel mit Görz beseitigt, als er schon wieder alles Mögliche aufbot, den Minister von Kreutz, denselben, welchen der König von einem Regimentsauditeur zu dieser Charge befördert hatte, zu stürzen. Kreutz hatte den Versuch gemacht, dem Könige in der Person eines gewissen Fräuleins von Wagnitz, einer Dame von außerordentlicher Schönheit, eine Geliebte zu geben, und Grumbkow, der unter diesen Umständen seinen bisherigen Einfluß auf den Monarchen zu verlieren glaubte, arbeitete ihm auf alle mögliche Weise entgegen. Indessen hätte es dessen nicht bedurft, denn des Königs entschiedene Abneigung gegen das schöne Geschlecht, ließ diesen Plan auch ohne des Feldmarschalls Zuthun scheitern, und die Intrigue endete damit, daß das Fräulein von Wagnitz auf den Befehl des Königs den Hof verlassen mußte.

Das Jahr 1717 dürfte in der Chronik Berlin's deshalb erwähnt werden müssen, weil der Czaar Peter, und zwar diesmal in Begleitung seiner Gemalin, Preußen's Haupt und Residenzstadt besuchte. Er hatte eine Reise nach Holland und Frankreich gemacht, und kehrte über Wesel und Amsterdam, durch Preußen in seine Staaten zurück. Bei dieser Gelegenheit machte er auch dem Könige einen Besuch zu Berlin. — So ungern der König es bei seiner gewohnten Sparsamkeit auch sehen mochte, war er doch genöthigt, die Reisekosten seines hohen Gastes zu bestreiten. Er gab daher die nöthigen Befehle dazu, und als das General-Finanz-Direktorium eine Eingabe an den König, hinsichtlich des nöthigen Geldes machte, schrieb er eigenhändig die folgende Antwort:

„Ich will 6000 Thaler definiren. Davor soll das Finanz-Direktorium so die Menage machen, daß ich den Czaaren defrayiren kann von Wesel bis Memel; in Berlin aber wird der Czaar aparte tractiret. Nicht einen Pfennig gebe mehr dazu; aber vor der Welt sollen sie von 30 bis 40,000 Thaler sprechen, das ist mir das Beste."

Ungeachtet dieser, selbst für damalige Zeiten sehr geringen Summe, wußte das General-Direktorium die Sache noch so billig einzurichten, daß selbst die Erwartungen des Königs übertroffen wurden, da die sämmtlichen Kosten sich nur auf 3127 Thaler 4 Gr. 10 Pf. beliefen.

Ueber die Ankunft des Czaar's erfahren wir aus den Memoiren der Markgräfin von Baireuth Folgendes:

„Der Czaar und die Czarain," kamen zu Wasser in Monbijou an; der König und die Königin empfingen sie am Ufer des Stromes. Der König gab der Czaarin seine Hand, um sie an das Land zu führen. Als der Czaar ausgestiegen war, streckte er dem Könige seine Hand entgegen und sagte zu ihm: „Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehn, mein Bruder Friedrich! Er näherte sich dann der Königin, um sie zu umarmen, doch sie verweigerte es. Die Czaarin begann damit, der Königin die Hand zu küssen, was sie mehrmals wiederholte. Sie stellte ihr dann den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg vor, die sie begleitet hatten, und 400 sogenannte Hofdamen. Es waren meistentheils deutsche Dienstmädchen, die die Funktion dieser Damen verrichteten, Kammermädchen, Köchinnen und Wäscherinnen. Fast alle diese Kreaturen trugen ein reich gekleidetes Kind auf ihren Armen, und wenn man sie fragte, ob es ihnen gehörte, so antworteten sie, indem sie einen russischen Gruß machten: „der Czaar hat mir die Ehre erwiesen, mir dieses Kind zu schenken. Die Königin wollte diese Kreaturen nicht grüßen. Die Czaarin behandelte daher, um sich zu rächen, die Prinzessinnen von Geblüt mit vielem Stolze, und der König erlangte nur mit großer Mühe, daß sie dieselben grüßte. Ich sah diesen ganzen Hof am Morgen nach seiner Ankunft, als er kam, um der Königin seinen Besuch zu machen. Die Königin empfing sie in den großen Zimmern des Schlosses und ging ihnen bis ins Vorzimmer entgegen. Sie gab der Czaarin die Hand, ließ sie zur Rechten gehn und führte sie in das Audienzzimmer.

Der König und der Czaar folgten ihnen. Sobald mich dieser Prinz sah, erkannte er mich wieder, da er mich fünf Jahre vorher gesehn hatte. Er nahm

Digitized by Google

mich in seine Arme und zerfleischte mir fast das ganze Gesicht durch die Stärke seiner Liebkosungen. Ich gab ihm Ohrfeigen und stritt mit ihm, so viel ich konnte, indem ich ihm sagte, daß ich dergleichen Vertraulichkeiten nicht wollte, und daß er mich herabsetzte. Er lachte viel über diesen Gedanken und unterhielt sich lange mit mir. Man hatte mir meine Lection eingeübt; ich sprach mit ihm von seiner Flotte und seinen Eroberungen, was ihn so sehr ergötzte, daß er mehrmals zu der Czaarin sagte, daß, wenn er ein Kind haben könnte, wie mich, er gerne eine seiner Provinzen abtreten wollte. Die Czaarin liebkoste mich ebenfalls sehr oft; die Königin und sie setzten sich unter den Thronhimmel, die Andern auf Armstühle, ich war der Königin zur Seite und die Prinzessinnen von Geblüt ihr gegenüber."

„Die Czaarin war klein und breitschultrig, sehr von der Sonne verbrannt, und hatte weder Ansehn noch Grazie. Es genügte, sie zu sehn, um ihre niedrige Geburt zu errathen. Man hätte sie, ihrem Aufzuge nach, für eine deutsche Schauspielerin halten können. Ihr Kleid war auf dem Trödelmarkt gekauft. Es war altmodisch und mit Silber und Schmutz bedeckt. Die Vorderseite ihrer Schnürbrust war mit Steinen geschmückt. Die Anordnung derselben war in ihrer Art einzig; es war ein doppelter Adler, dessen Federn mit dem schlechtesten Golde besetzt und sehr übel eingefaßt waren. Sie hatte ein Dutzend Orden und ebenso viele Heiligenbilder und Reliquien, die der Länge lang zum Schmuck ihres Anzuges herabhingen, so daß man, wenn sie ging, einen Maulesel zu hören glaubte: alle ihre Orden, die sich an einander stießen, machten kein geringes Geräusch. — Der Czaar dagegen war sehr groß und ziemlich wohl gebauet; sein Gesicht war schön, aber der Ausdruck desselben hatte etwas Rohes, wovor man erschrecken konnte. Er war in Matrosenkleidern oder in einem ganz einfachen Kleide. Die Czaarin, welche sehr schlecht deutsch sprach, und nicht gut verstehen konnte, was ihr die Königin sagte, ließ ihre Närrin zu sich treten und unterhielt sich mit ihr auf Russisch. Ich weiß nicht, was sie zu ihr sagte, aber sie lachte laut auf. Man setzte sich endlich zur Tafel, wo sich der Czaar an die Seite der Königin begab. Es ist bekannt, daß dieser Fürst vergiftet worden war. In seiner Jugend war ihm das Gift, welches von der feinsten Art war, auf die Nerven gefallen, weshalb er öfters Konvulsionen bekam, die er nicht zurückdrängen konnte. Da ihn dieser Zufall über Tische ergriff, so machte er mehrere Krümmungen, und da er sein Messer in der Hand hatte und gegen die Königin sehr lebhaft gestikulirte, so bekam dieselbe Furcht und wollte öfters aufstehn. Der Czaar gab ihr aber die Versicherung, daß er ihr kein Leides zufügen wollte, und bat sie, sich zu beruhigen; zugleich nahm er ihre Hand, die er mit so viel Heftigkeit zwischen der seinigen drückte, daß die Königin genöthigt war, um Schonung zu bitten. Hierüber lachte er gutherzig und sagte ihr, daß sie noch zartere Knochen hätte, wie seine Katharine. Man hatte nach Tische Alles zu einem Ball angeordnet; aber er stahl sich, sobald die Tafel aufgehoben war, von dannen und begab sich zu Fuß ganz allein nach Monbijou. Am andern Tage zeigte man ihm die Merkwürdigkeiten Berlin's, unter Anderm das Medaillen- und Antikenkabinet. Unter den Letzteren befand sich eine Statue, die, wie man mir gesagt hat, eine heidnische Gottheit in indecenter Stellung darstellte. Man bediente sich ihrer zur Zeit der Römer, um damit die Brautgemächer zu schmücken. Man hielt dieses Stück für etwas Außerordentliches; es galt für eins der schönsten, die man besaß. Der Czaar bewunderte es sehr, und befahl der Czaarin die Statue zu küssen. Sie wollte es ablehnen; er gerieth darüber in Heftigkeit und sagte ihr in gebrochenem Deutsch: Kop — ab! Die Czaarin gerieth in Furcht und that Alles, was es verlangte. Er begehrte ohne Weiteres diese Statue und einige andere vom Könige zum Geschenk, der sie ihm nicht abschlagen konnte. Dasselbe that er mit einem Kabinet, dessen Täfelwerk ganz von Bernstein war. Dies war in seiner Art einzig und hatte dem König Friedrich I. große Summen gekostet. Es hatte das traurige Schicksal, nach Petersburg gebracht zu werden, was alle Welt sehr bedauerte."

„Dieser barbarische Hof ging zwei Tage darauf wieder fort. Die Königin begab sich sogleich nach Mon-

Digitized by Google

bijou. Die Zerstörung Jerusalems herrschte daselbst; ich habe nie etwas Aehnliches gesehn. Alles war so ganz ruinirt, daß die Königin sich genöthigt sah, das ganze Schloß neu einzurichten."

Mit dem Beginn des Jahres 1719, während das vorhergehende für Berlin nur durch die Einrichtung des Schloßkastellan Runk und des Hofschlossers Stief, von welcher wir meiter unten ausführlicher sprechen werden, merkwürdig wurde, reis'te der König nach Brandenburg, um das dort garnisonirende Bataillon seines Leibregimentes zu inspiciren. Daselbst überkam ihn ein so heftiges Unwohlsein, eine Kolik, daß die Aerzte für das Leben ihres hohen Patienten fürchten zu müssen glaubten. Der Monarch ließ daher drei Kouriere, an die Königin, den Fürsten von Anhalt und seinen Günstling Grumbkow abgehen, doch während diese beiden Herren durch einen Zufall an ihrer Abreise verhindert wurden, kam die Königin noch an demselben Abend in Brandenburg an, wo der König, da sich sein Zustand immer noch verschlimmerte, den Entschluß gefaßt hatte, sein Testament zu machen. Er that dies, ohne die Ankunft Grumbkow's abzuwarten, und ernannte Kraft dieses Vermächtnisses die Königin zur Regentin des preußischen Staates, den König von England, Georg I., und den deutschen Kaiser, Karl VII., zu Vormündern des Kronprinzen. Die Königin erhielt eine Abschrift dieses Testamentes.

Bald nachdem diese Handlung vorüber war, traf Grumbkow in Brandenburg ein, und hörte was vorgegangen war; auch dem Fürsten von Anhalt war diese unerwartete Nachricht eben nicht sehr willkommen. Obgleich aber der König alle mögliche Vorsicht gebraucht, und die bei dem Aufsetzen des Testamentes gegenwärtigen Personen hatte schwören lassen, Niemandem den Inhalt des Dokumentes anzuvertrauen, so kam Grumbkow sowohl, als der Fürst von Anhalt dennoch bald dahinter, daß in den letzten Verfügungen des Königs auf sie durchaus keine Rücksicht genommen sei.

Indessen verschlimmerte sich der Zustand des Monarchen zusehends, und Grumbkow, der seinen Monarchen schon so gut als todt betrachtete, richtete sein Augenmerk einzig und allein darauf hin, bei dem wirklich erfolgten Ableben des Königs, zum Mitregenten während der Minorennität des Kronprinzen ernannt zu werden. Er wendete sich daher, zugleich mit dem Fürsten von Anhalt, dessen Streben den nämlichen Zweck hatte, an eine Hofdame der Königin, und beide Herren suchten dieselbe durch bedeutende Geldversprechungen auf ihre Seite zu bringen. Diese, eine Frau von Blaspiel, der Königin aufrichtig zugethan, widerstand jedoch der Versuchung, und gab ihrer königlichen Gebieterin von den Umtrieben Grumbkow's und des Fürsten von Anhalt Nachricht, und die Königin säumte keinen Augenblick, auch den König von den Absichten der beiden Herren in Kenntniß zu setzen. Der Monarch gerieth darüber in den äußersten Zorn; er gab seiner Gemalin den Auftrag, dem Feldmarschall und dem Fürsten zu eröffnen, daß sie Brandenburg verlassen, und bis auf weitere Befehle nach Berlin gehen möchten, Beide sahen sich in die Nothwendigkeit gesetzt, zu gehorchen. Bald nach der Abreise dieser Herren nach Berlin, besserte sich auch der Zustand des Königs; ein Brechmittel, welches ihm der Regimentschirurgus Holzendorf gab, rettete das Leben des Monarchen, der sich wenige Tage darauf schon wieder so wohl befand, daß er nach Berlin zurückkehren, und sich wieder den Geschäften widmen konnte. Indessen war der König bei seinem zwar aufbrausendem, aber eben so leicht wieder zu besänftigendem Charakter, auch nicht unzugänglich gegen die Freudenbezeugungen des Fürsten von Anhalt und Grumbkow's, mit denen dieselben dem Monarchen Glück zu seiner Wiedergenesung wünschten. Er hatte bei seinem arglosen Gemüthe und den Schmeichelworten Grumbkow's bald genug den ganzen Vorfall vergessen, und behandelte seinen Günstling nach wie vor mit seiner gewohnten Güte und Herablassung. Anders war dagegen die Stellung, welche die Königin seit jenem Vorfall gegen den übermüthigen Grumbkow einnahm. Sie behandelte denselben mit Geringschätzung, und Grumbkow, vielleicht in der Absicht, das Testament des Königs nachmals ebenfalls zu vernichten, bot für's Erste alles Mögliche auf, die dokumentirte Abschrift, welche sich in den Händen der Königin befand, in seine Hände zu bekommen.

Digitized by Google

Die Hofdame der Königin, welche schon in Brandenburg bei der Krankheit des Königs die Anträge des Feldmarschalls zurückgewiesen hatte, die Frau von Blaspiel, war jedoch die einzige Person, durch welche eine solche Unternehmung gelingen konnte; Grumbkow kannte aber ihre Unbestechlichkeit und ihre Liebe für die Königin zu gut, um sich noch einmal von der Dame zurückgewiesen zu sehn, und schlug deshalb einen ganz eigenthümlichen Weg, um zum Ziele zu gelangen, ein. Die Frau von Blaspiel unterhielt nämlich ein Liebesverständniß mit dem sächsischen Gesandten, einem Grafen von Manteufel, und Diesen suchte Grumbkow in sein Interesse zu ziehen. Sein Plan gelang vollständig, aber ungeachtet alles Bitten ihres Liebhabers war die Frau von Blaspiel nicht zu dem Verrath an ihrer Gebieterin zu bewegen. Nunmehr richtete sich der ganze Zorn Grumbkow's gegen diese Dame; ihr Sturz wurde beschlossen.

Können wir indessen den Angaben der Markgräfin von Baireuth unbedingten Glauben beimessen, so ging Grumbkow wirklich mit dem Gedanken um, den Markgrafen von Schwedt auf den preußischen Thron zu erheben. „Sie beschlossen also;" wie uns die Markgräfin in ihren Memoiren erzählt; „um sich des Königs und meines Bruders (des Kronprinzen) zu entledigen, sie Beide im Rathhause ermorden zu lassen; im Schlosse Feuer anzulegen, meinen zweiten Bruder zu ersticken, die Königin in irgend eine entlegene Stadt zu verweisen, wo man sie in einer anständigen Gefangenschaft halten wollte, und bei der Ankunft des Markgrafen von Schwedt, der sogleich berufen werden sollte, eine Heirath zwischen mir (der Prinzessin Friederike) und ihm abzuschließen. Dieser ganze Vorfall sollte übrigens so veranstaltet werden, daß kein Verdacht auf die Anstifter fiele; ein unvorhergesehener Auflauf im Rathhause, so wie das im Schlosse angelegte Feuer, sollte die That begünstigen helfen."

Ob Grumbkow wirklich dies abscheuliche Komplott ersonnen hatte, oder ob er nur den Untergang der Frau von Blaspiel dadurch bezweckte, muß dahin gestellt bleiben, und wir müssen ein Urtheil in dieser Angelegenheit dem Gutachten unserer Leser anheimstellen, während wir einfach die folgenden Facta erzählen:

Die Frau von Blaspiel eröffnete dem Könige das schändliche Komplott des Feldmarschalls; da es aber dem Monarchen nicht rathsam schien, sofort Gewalt gegen seinen Günstling zu brauchen, begnügte er sich damit, Grumbkow und den Fürsten von Anhalt mit ihrer Anklägerin confrontiren und verhören zu lassen. Unglücklicherweise beauftragte er mit diesem Geschäfte den Generalfiskal Katsch, einen Mann, der dem Marschall Grumbkow sein Vermögen und seine Stellung zu danken hatte. Außerdem besaß Katsch noch eine besondere Geschicklichkeit darin, diejenigen Personen, welche er verhörte, durch zweideutige Fragen und künstliche Redewendungen aus der Fassung zu bringen, und da die Frau von Blaspiel sich mit keinen vollständigen Beweisen versehen hatte, wußte Katsch ihre vorgebrachten Gründe bald so sehr zu entkräften und als unhaltbar darzustellen, daß er endlich dem Könige den Vorschlag machte, die Klägerin auf die Folter zu legen, um sie zu dem Geständniß, daß ihre Angaben falsch gewesen seien, zu bringen. Der König, welcher nach diesem Verhör seine beiden Günstlinge ebenfalls für unschuldig erachtete, verhinderte aus Menschenfreundlichkeit den Antrag des Generalfiskals; schickte Jene aber ohne Weiteres, noch an demselben Abend, auf die Festung Spandau, wo sie um Mitternacht ankam. Die Behandlung, die man ihr dort zu Theil werden ließ, war sogar grausam. Zweimal vier und zwanzig Stunden blieb sie ohne Nahrung und ohne Feuer, in einem Zimmer, welches weder Bett noch sonstige Meubles enthielt. — Erst nach einem Jahre erhielt die unglückliche Dame, auf die Fürbitte der Königin, ihre Freiheit wieder; doch mußte ihr Gemal, der Staatsminister und Generalcommissarius, Herr von Blaspiel, seine Aemter niederlegen und sich auf seine Güter in Kleve zurückziehen.

Wenn der König Friedrich Wilhelm seinerseits so gern geneigt war, den Betheuerungen Grumbkow's Glauben zu schenken, und die Frau von Blaspiel für eine Betrügerin zu halten, so möchte dies hauptsächlich darin seinen Grund finden, daß der König kurz zuvor das



Digitized by Google

Opfer einer Intrigue ähnlicher Art geworden wäre. Dies verhielt ſich nämlich folgendermaßen:

Ein Abenteurer, Namens Clement, wahrſcheinlich von Geburt ein Ungar, obſchon ihn einige Schriftſteller für den Sohn des Herzog von Orleans, andre für den des Königs von Dänemark ausgaben, hatte die fortwährende Spannung, welche zwiſchen dem wiener und dresdener Kabinet auf der einen und dem berliner auf der anderen Seite herrſchte, zu bemerken und in die Geheimniſſe der meiſten europäiſchen Höfe einzudringen, Gelegenheit gehabt. Er hatte das Vertrauen des Prinzen Eugen in Wien und die Freundſchaft des ſächſiſchen Staatsminiſters Flemming in Dresden beſeſſen, da man aber dort ſeine Intriguen zu durchſchauen begann, ſchrieb er von dem letzteren Orte einen Brief an den Hofprediger Jablonsky in Berlin, in welchem ein Schreiben an den König eingelegt war. Den Prediger erſuchte er, das beifolgende Schreiben, welches Nachrichten von der größten Wichtigkeit enthielte, dem Könige zu übergeben; und Dieſem eröffnete er dagegen, daß ihm der Monarch eine geheime Audienz in Berlin geſtatten möge, da er nur dem Könige allein die nöthigen Mittheilungen machen könne; zugleich bat er um eine ſchriftliche Verſicherung, daß ſein Aufenthalt in Berlin geheim bleiben, und es ihm, ſobald es ihn beliebte, freiſtehen ſollte, wieder abzureiſen.

Der König genehmigte dieſen Antrag, und Clement kam gegen das Ende des Jahres 1717 in Berlin an. Am Tage nach ſeiner Ankunft fuhr der Monarch, nur von dem Herrn von Forçade, dem Kommandanten von Berlin, und zwei Pagen begleitet, als wenn er ſpazieren fahren wollte, die Linden und den Weidendamm hinab, bis an einen Garten vor dem Brandenburger-Thor, wo ihn Jablonsky mit Clement erwarten ſollte. Beide befanden ſich am Orte des Rendezvous, und Jablonsky entfernte ſich, als der König nahte. Clement, welcher zuvor genaue Erkundigungen über den Charakter des Königs eingezogen hatte, wußte demſelben nun im Tone der treuherzigen Biederkeit und mit einer ſeltenen Gewandtheit das Mährchen zu erzählen, daß der Kaiſer und der Kurfürſt von Sachſen den Plan entworfen hätten, den König bei Gelegenheit einer Jagd oder einer Reiſe aufzuheben und zur Thronentſagung zu zwingen; dann ſollte der Kronprinz unter kaiſerlicher Vormundſchaft die Regierung übernehmen und zur katholiſchen Religion übertreten. Er ſelbſt, Clement, habe den Auftrag, nach dem Haag zu reiſen, und dort die nöthigen Unterhandlungen einzuleiten, ſei aber, theils aus Widerwillen gegen ein ſo boshaftes Komplott, theils aus Liebe zur proteſtantiſchen Religion, die in dem Könige von Preußen ihren mächtigſten Schützer verlieren würde, auf den Gedanken gekommen, den abſcheulichen Plan zu vernichten und den König zu warnen. — Der Betrüger wußte ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen, und die verſchiedenen Facta mit ſolcher Wahrſcheinlichkeit zu erzählen, daß der König ihm ſchon auf ſeine bloßen Worte hin Glauben geſchenkt hätte, wenn Clement nicht noch mehrere, angeblich von dem Prinzen Eugen und dem Feldmarſchall Flemming herrührende Briefe vorgezeigt hätte; da es aber bereits zu dunkel geworden war, um dieſelben leſen zu können, verſchob der König das Prüfen dieſer Dokumente auf den folgenden Tag. Bei ſeiner Rückkehr zeigte ſich der Monarch natürlich höchſt mißvergnügt; er verbot ſeinen Begleitern auf's Strengſte, davon zu ſprechen, daß er aus dem Wagen geſtiegen ſei; er ſprach nicht mit ſeiner Gemalin, begab ſich nicht in's Tabackscollegium, und konnte kaum den Zeitpunkt abwarten, wo er wieder mit Clement zuſammentreffen würde. — Dies geſchah am folgenden Tage. Der König ließ ſich von dem Betrüger die Briefe des Prinzen Eugen und des Miniſter Flemming zeigen, und erkannte die Handſchrift leider für echt. Nunmehr blieb ihm kein Zweifel an der Wahrheit von Clement's Ausſage; er betrachtete denſelben wie ſeinen Schutzengel, und wollte ihn mit Beweiſen ſeiner Dankbarkeit überhäufen. Clement wies jedoch mit verſtelltem Stolze ein Geſchenk von 12,000 Thlr., welches ihm der König machen wollte, zurück, und nunmehr hielt ſich der Monarch feſt von Clement's Treue überzeugt, denn Geld zurückzuweiſen, galt in ſeinen Augen für den größten Beweis einer redlichen Geſinnung.

Digitized by Google

Während seines ferneren Aufenthaltes in Berlin, machte Clement dem Könige den Vorschlag, ihn nach dem Haag reisen zu lassen, um dort die Unterhandlungen des kaiserlichen und des sächsischen Hofes fortzusetzen, denselben aber eine für den König von Preußen vortheilhafte Wendung zu geben, und Friedrich Wilhelm, welcher dies ebenfalls für das Beste hielt, gab seine Einwilligung. Fast mit Gewalt drängte er dem Betrüger die ausgeschlagenen 12,000 Thaler auf, und machte demselben außerdem noch beträchtliche Geschenke an werthvollen Kleinodien. Hierauf reis'te Clement ab, doch nicht ohne vorher die Bekanntschaft eines Herrn Baron von Heidekamm, eines Mannes, der weder Ehre noch Gewissen besaß, und die eines geheimen Kriegssekretair, Namens Bude, gemacht zu haben, die ihm die wichtigsten Nachrichten über den Zustand des preußischen Staates und sogar Originalbriefe des Marschalls Grumbkow übergaben, wodurch Clement in den Stand gesetzt wurde, auch die Briefe dieses Ministers nachzuahmen, und dem Könige zu zeigen, wie genau er über dessen Regierungsangelegenheiten unterrichtet sei.

Nachdem Clement nach dem Haag abgereis't war, wurde Friedrich Wilhelm mit jedem Tage verschlossener und finsterer gegen seine Umgebung; er ging nie zu Bett, ohne zwei geladene Pistolen an seiner Seite zu haben, und Niemand konnte sich dies sonderbare Betragen enträthseln. Endlich beschluß der Fürst von Anhalt, sich unter jeden Umständen Aufschluß zu verschaffen. Als sich der König daher einst in sein Zimmer zurückziehen wollte, folgte ihm der Fürst auf dem Fuße; der Monarch blieb stehen und griff nach seinem Degen. Da riß der alte Soldat den seinen aus der Scheide, warf ihn weit von sich, sich selbst aber dem Könige zu Füßen; „Sire;" sagte er; „bei dem ewigen Gott beschwöre ich Sie, mir zu sagen, wie sie auf diesen entsetzlichen Argwohn kommen. Es ist vielmehr die Sorge um Ew. Majestät Leben, welche mich dazu antreibt, Ihnen zu folgen und Sie auf meinen Knieen zu bitten, mir die Ursache Ihres Benehmens gegen Ihre getreusten Diener zu erklären. Behandlen Sie mich, wenn Sie mich irgend eines Verrathes fähig halten, nicht wie einen deutschen Reichsfürsten, sondern wie den geringsten Ihrer Diener, und mein Kopf mag Ihnen für meine Unschuld haften."

Bei diesen Worten des Fürsten erwachte in dem Könige die alte Freundschaft, welche er gegen denselben gefühlt hatte: „Wäre es denn wirklich wahr, daß Sie unschuldig sein könnten;" sagte er nach einer Pause. „Hätten Sie mein Vertrauen nicht auf eine so schändliche Art gemißbraucht?" — Der Fürst antwortete hierauf natürlich nur durch neue Betheurungen seiner Unschuld, und forderte den König auf, ihm das Vorgefallene zu erklären. — Nunmehr kam es zu gegenseitigen Eröffnungen; der Fürst betheuerte seine Unschuld und erklärte Clement für den ausgefeimtesten Betrüger; er drang darauf, daß ihn der König sogleich nach Berlin kommen lasse, um Beide mit einander zu confrontiren, und Friedrich Wilhelm, der ebenfalls nichts sehnlicher wünschte, als in dieser Sache hell zu sehen, war gern damit einverstanden.

Ein Herr von Dümoulin, ein Officier des Königs, der sich dem Monarchen durch seine Geistesgegenwart und seine Gewandtheit schon bei manchen Gelegenheiten empfohlen hatte, und der Hofprediger Jablonsky erhielten den Befehl, den Betrüger aus dem Haag nach Berlin zu locken. Unter dem Vorwande dort ein Buch drucken zu lassen, kam Jablonsky nach dem Haag, suchte zuerst Clement auf, und versicherte ihn der fortdauernden Freundschaft des Königs, fügte aber zu gleicher Zeit hinzu, daß der Monarch den Wunsch geäußert habe, Clement noch einmal über verschiedene Gegenstände, die keine schriftliche Mittheilung erlaubten, zu sprechen. Dümoulin bekräftigte die Aussagen Jablonsky's und überbrachte Clement noch besonders einen Brief des Königs, der ebenfalls die Aufforderung, nach Berlin zu kommen, enthielt.

So geschickt und listig nun Clement auch sonst war, so merkte er die Falle doch nicht, welche man ihm gestellt hatte, und kam wirklich nach Berlin. Der König unterhielt sich mit ihm in seinem Kabinet, während der Fürst von Anhalt, hinter einer Tapete verborgen, das Gespräch mitanhörte. Bei dieser Gelegenheit ver-



Digitized by Google

langte der Monarch noch einmal die Briefe des Prinzen Eugen und des Minister Flemming zu sehen; aber Clement schützte vor, daß er dieselben einem Freunde im Haag, mit dem Bemerken übergeben hätte, diese wichtigen Documente nur in seine eigenen Hände wieder zu überliefern; wolle sie der König noch einmal prüfen, so müsse er ihm erlauben, zurückzureisen, um sie zur Stelle zu schaffen. Um diese höchst wichtigen Papiere in seinem Besitz zu sehen, und zugleich keinen Argwohn in Clement zu erwecken, ertheilte der König auf der Stelle die geforderte Erlaubniß, doch erhielt Dumoulin den Auftrag ihn zu begleiten. Zwar verlangte der Fürst von Anhalt die augenblickliche Arretirung Clement's; aber hierzu war der König um so weniger zu bewegen, als sein Verdacht auf's Neue durch die unglaubliche Frechheit Clement's rege geworden war. Er konnte unmöglich glauben, daß er, wenn er sich nicht schuldlos fühle, so weit gegangen sein sollte, wieder nach Berlin zurückzukehren.

Indessen kam Clement, von Dümoulin gefolgt, glücklich wieder im Haag an; hier hätte er leicht Gelegenheit zur Flucht finden können; aber er glaubte sich ganz sicher, und kehrte, nachdem er etwa ein Monat dort verweilt hatte, nach Berlin zurück. Bei dem Staatsminister von Marschall, welcher ihn zum Diner einlud, wurde er arretirt und in das Stadtgefängniß gebracht, wo er noch an demselben Abend in Gegenwart des Königs verhört wurde. Anstatt aber sein Spiel verloren zu geben, fuhr er vielmehr fort, sich mit einer solchen Ruhe und Geistesgegenwart zu vertheidigen, als ob er nicht das Mindeste zu fürchten gehabt hätte. Er berief sich auf seine Unschuld und auf die Echtheit der vorgezeigten Briefe, und wendete Alles an, seine Richter verwirrt zu machen. Am zweiten Tage wurde er nach Spandau abgeführt, aber auch noch dort vertheidigte er sich mit der größten Umsicht, und hätte einen minder vorsichtigeren und gewandteren Inquirenten, als den Generalfiskal Katsch, desselben, welcher, wie wir uns erinnern, auch mit dem Verhör der Frau von Blaspiel beauftragt gewesen war, getäuscht. Endlich gestand er, aus Furcht vor der Folter, seine Betrügerei ein. Nichts destoweniger konnte der König noch immer nicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß er wirklich nur zum Spielwerk eines elenden Betrügers gedient habe; er glaubte, Clement wolle die Höfe, in deren Auftrag er gehandelt, nicht compromittiren, und erst als Clement gezwungen wurde, die Handschriften des Prinzen Eugen und des Ministers Flemming in Gegenwart des Königs nachzumachen, und dies mit der äußersten Geschicklichkeit that, erst da wurden alle Zweifel des Monarchen gehoben.

„Kerl, wenn ich Dich vom Galgen loosprechen könnte, so würde ich Dich zum geheimen Rath machen; aber so muß ich Dich hängen lassen!" rief Friedrich Wilhelm aus, als er einst einem Verhöre Clement's beiwohnte. Aber das östreichische und sächsische Kabinet drangen auf die Bestrafung des Betrügers, und der König sah sich genöthigt, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. — Er wurde zum Tode verurtheilt.

In den Prozeß Clement's waren natürlich auch dessen Helfershelfer, der Baron von Heidekamm, der Kriegssekretair Bube und ein gewisser Lehmann, der sich in Berlin, obgleich nur der Sohn eines Gastwirths in Halle, zum Residenten des Herzog's von Sachsen-Weimar emporgeschwindelt hatte, verwickelt; sie wurden ebenfalls sämmtlich nach Spandau geschafft und dort ihrer Schuld überführt; der Kriegssekretair Bube entging jedoch durch Selbstmord dem strafenden Arme der Gerechtigkeit. Außerdem wurden noch eine Menge anderer Personen, die mit diesen Letzteren in Verbindung gestanden hatten, eingezogen, die mehr oder minder strafwürdig befunden wurden. Clement und Lehmann aber wurden als überführte Betrüger zum Tode verurtheilt.

Am 17. April des Jahres 1720, spät Abend's, wurden Beide, und mit ihnen der Baron von Heidekamm, von Spandau nach Berlin gebracht, wo die Exekution vor sich gehen sollte. Am folgenden Morgen wurden sie von der Hausvoigtei aus nach dem Richtplatze auf dem neuen Markte gebracht. — War eine Exekution schon an und für sich ein Schauspiel, welches gewöhnlich Neugierige in großen Massen versammelte, so war dies bei der Hinrichtung Clement's, dessen Prozeß ein so allgemeines Aufsehn erregt hatte, in einem

Digitized by Google

noch höheren Grade der Fall. Ringsum war der neue Markt mit Zuſchauern beſetzt, die Fenſter waren gefüllt, ja man hatte ſogar die Dächer abgedeckt, um das Schauſpiel bequem mit anſehen zu können. Mit Mühe konnte ſich der Zug ſeinen Weg durch die dichten Volkshaufen bahnen. Vorauf kamen, der damaligen Sitte gemäß, die Zöglinge der Armenſchulen, geiſtliche Lieder ſingend und von ihren Lehrern geführt; dann kam eine ſtarke Abtheilung der berliner Garniſon, und endlich die Delinquenten. Vorauf ging Clement, hinter ihm kam der zum Tode verurtheilte Lehmann und dann der Baron, welcher, da er krank war, auf einem Seſſel von zwei Gerichtsdienern getragen wurde. Auf dem neuen Markte angekommen, beſtiegen alle Drei das dort errichtete Gerüſt. Dort hielt Clement eine Rede an das Volk, worin er ſeine Schuld bekannte, und ſein Leben allen Zuhörern als warnendes Beiſpiel aufſtellte; dieſe Rede wurde auch nachher gedruckt. Dann verlas der Hofrichter das Urtheil der drei Verbrecher, welches bei dem Baron von Heidekamm auf lebenslängliche Gefängnißſtrafe lautete; außerdem wurde er dafür, daß er gegen den König und die königliche Familie Beleidigungen ausgeſtoßen hatte, ſeines Adels verluſtig erklärt. Der Henker nahm ihm den Degen ab, zerbrach denſelben in mehrere Stücke und verfuhr eben ſo mit dem Wappenſchilde des Delinquenten. Er gab ihm zwei Schläge ins Geſicht und ſtieß ihn mit dem Fuße von dem Gerüſt herunter, worauf er auf einen Schinderkarren geſetzt, und nach Spandau gebracht wurde. Lehmann und Clement waren dagegen zum Tode verurtheilt, weil ſie falſche Briefe geſchrieben, und die Handſchrift mehrerer Fürſten und Könige nachgemacht hatten, auch leicht ganz Deutſchland in Verwirrung hätten ſetzen können. Auf dem neuen Markte mußten ſie daher ihre Oberkleider ausziehen und die Arme entblößen, man ſetzte ihnen leinewandne Mützen auf und führte ſie wieder hinab auf den Schinderkarren. Ihre entblößten Arme wurden feſtgebunden, und der Henker kniff ſie mit glühenden Zangen, zum erſten Male auf dem neuen Markte, zum zweiten Male bei dem Spandauer-Thore. Auf dem Richtplatze wurde Lehmann zuerſt enthauptet, ſein Körper geviertheilt, Clement aber in eiſernen Ketten aufgehängt.

Es iſt nicht zu verwundern, wenn der König, der nur mit genauer Noth den Liſten eines ſo feinen Betrügers entgangen war, endlich gegen ſeine ganze Umgebung, ja ſogar gegen ſeine eigene Familie argwöhniſch und mißtrauiſch wurde; und leider nähern wir uns jetzt einem Zeitpunkte, wo eine Menge von Mißverſtändniſſen und Zwiſtigkeiten die Ruhe der königl. Familie auf das Traurigſte zerrüttete.

Wir werden uns erinnern, daß die Königin von Preußen, Sophie Dorothee, die Tochter George Ludwig's, des Kurfürſten von Hannover und Königs von England war. Diese hatte den Entſchluß gefaßt, ihre Tochter, Friederike Sophie Wilhelmine, mit dem damaligen Prinzen von Gloceſter, nachmaligem Prinzen von Wales und Thronerben des brittiſchen Reiches; die Prinzeſſin Amalie von England aber mit ihrem älteſten Sohne, dem Kronprinzen von Preußen, zu vermälen. Mit dieſer Abſicht hatte ſie ſich ſchon von jeher beſchäftigt, und die Prinzeſſin war noch nicht zehn Jahr alt geworden, als ihre Verheirathung ſchon der Gegenſtand der Zwietracht zwiſchen der Königin auf der einen, und dem Fürſten von Anhalt und Herrn von Grumbkow auf der anderen Seite wurde. Dieſe beiden Letzteren hatten die Hofmeiſterin der Prinzeſſin, Fräulein von Leti, für ſich zu gewinnen gewußt, und Dieſe ließ Nichts unverſucht, um das Kind gegen die Verbindung mit dem Prinzen von Wales einzunehmen, und es für eine Verheirathung mit dem Markgrafen von Baireuth zu ſtimmen. Die Königin hatte indeſſen nicht ſobald die Abſicht dieſer Perſon durchſchaut, als ſie Alles aufbot, um dieſelbe vom Hofe zu entfernen, und wirklich hatten ihre Bemühungen auch den gewünſchten Erfolg. Die Hofmeiſterin der Prinzeſſin wurde entfernt, aber auch noch in der Entfernung wußte ſie dem Plan der Königin zu ſchaden, indem ſie ſich nach England begab und dort die nachtheiligſten Gerüchte von der Prinzeſſin verbreitete. Sie erzählte, daß dieſelbe eigenſinnig und zänkiſch bis zum höchſten Grade ſei, daß ſie an epileptiſchen Zufällen und Krämpfen leide, einen Höcker habe

Digitized by Google

und andere dergleichen Sachen, die, wie wir wohl nicht erst zu erwähnen brauchen, nur aus Lügen und Verläumdungen zusammengesetzt waren. In Folge dessen kamen von Seiten des englisch-hannöverschen Hofes geheime Gesandtschaften nach Berlin, um sich von dem Aeußeren der Prinzessin zu überzeugen, vor denen dieselbe eine förmliche Revue passiren mußte, und diese Menschen, welche sich schon von Vorurtheilen befangen einstellten, fanden natürlich Manches an den äußeren Vorzügen der Prinzessin auszusetzen, und verfehlten nicht, die üble Meinung, die der König von England gegen seine zukünftige Schwiegertochter gefaßt hatte, zu bestärken. Die Prinzessin Friederike erzählt uns selbst in ihren nachgelassenen Memoiren Folgendes über diese Musterungen, die häufig genug stattfanden:

Im Jahre 1723 kam ein Fräulein von Pöllnitz, eine Hofdame der Königin, nach Berlin. Die Königin empfing dieselbe so gnädig wie möglich, und einen Augenblick nachher stellte sie dieselbe auch mir vor. Ehe sie mich noch angesehen hatte, fing sie an, mich von den Füßen bis zum Kopfe zu mustern. „Ei mein Gott, Ihro Majestät;" begann sie dann; „wie übel präsentirt sich die Prinzessin! Sie steckt ja ganz in den Schultern, und ist ungeheuer dick für eine so junge Dame." — Ich war über diesen schönen Anfang ganz verstummt, er benahm mir alle Fassung und machte es mir unmöglich, ein Wort hervorzubringen. Auch die Königin war bestürzt, antwortete ihr aber dennoch: „Was ihre Art sich zu präsentiren betrifft, so kann ich nichts dagegen einwenden, aber ihre Gestalt ist fehlerlos und wird sich schon bilden, wenn sie mehr in die Höhe wächst; wenn Sie sie aber sprechen, so werden Sie sehn, daß sie nicht aus lauter Materie besteht."

Nun nahm mich die Pöllnitz bei Seite und that mir hundert Fragen, die sich für ein Kind von vier Jahren geschickt hätten, aber nicht für mein Alter. Dies verdroß mich denn so, daß ich sie am Ende gar nicht mehr einer Antwort würdigte. Nun stürmte meine Mutter mit einer Legion von Vorwürfen auf mich ein, die so lange dauerten, wie die Pöllnitz in Berlin war. Fräulein von Sonsfeld (die Hofmeisterin der Prinzessin nach Entfernung der Ersteren), die mit ihr am Hofe gedient hatte, und ihre Spottlust kannte, tröstete mich aus allen Kräften für meinen Verdruß; sie sprach sogar mit der Königin darüber und versicherte ihr, dies Mädchen hätte nur an allen meinen Handlungen etwas zu tadeln gesucht; es müßte durchaus etwas Anderes dabei zu Grunde liegen.

Kurz nach der Abreise der Pöllnitz kam eine andere hannöversche Dame nach Berlin, eine Schwester der Frau von Kamecke; sie nannte sich Brunow, und war Hofmeisterin der Königin. Es war ein gutes, aber grundeinfältiges Geschöpf. Sie that ihre Schwester viele Fragen über mich, und diese Dame, die mich stets lieb gehabt hat, sagte ihr mehr Gutes von mir, als ich verdiente. Die Brunow schien sehr erstaunt und sagte, zwischen Verwandten könne man wohl aufrichtiger sein. Auf Frau von Kamele's Frage, was das bedeuten solle, sagte sie: „das bedeutet, daß Eure Prinzessin so böse ist, wie der Teufel, daß sie ihre Leute täglich prügelt, stolz und hochmüthig ist, und dabei so verwachsen, daß sie hinten und vorn einen Buckel hat." Die Oberhofmeisterin erklärte ihr, was zu diesem Geschwätz Anlaß gegeben haben konnte, daß es ihr aber ziemlich gleichgültig sei, da man es alle Tage widerlegen könne. Wenige Tage darauf kam Fräulein von Brunow zu mir und war sehr erstaunt, mich von der erhaltenen Beschreibung ganz verschieden zu finden. Dennoch hatte sie keine Ruhe, bis man mich vor ihren Augen aufzuschnüren hatte, und um sie zu überzeugen, daß ich keinen Buckel habe, mußte ich mich von ihr besichtigen lassen, hinten und vorn. Diese Schau wurde von mehreren Damen, die aus Hannover kamen, mehr als einmal wiederholt ꝛc. ꝛc.

Natürlich wußte die Königin gar nichts von den Verläumdungen, die die Prinzessin betroffen hatten, und konnte sich daher diese Besuche auch nicht erklären. Erst als sie im Jahre 1723 nach Herrnhausen, einem Lustschlosse unweit Hannover, wo sich der König von England aufhielt, kam, erfuhr sie aus dem Munde ihres Vaters, wie hart man ihre Tochter verleumdet hatte. Der König, welcher durchaus nicht abgeneigt war, eine

Digitized by Google

Verbindung zwischen seinem und dem preußischen Königshause zu schließen, erklärte seiner Tochter, daß er nach Berlin kommen wolle, um sich von der Persönlichkeit seiner Enkelin zu überzeugen. Als der König Friedrich Wilhelm von der bevorstehenden Ankunft des Königs Georg hörte, denn er selbst war nicht persönlich in Herrnhausen gewesen, zeigte er sich hocherfreut darüber, und ließ sogleich alle möglichen Anstalten zu dem Empfange seines Schwiegervaters treffen, um demselben von seiner Macht und seinem Reichthum einen so hohen Begriff als möglich beizubringen. Die Hauseigenthümer in Berlin und Potsdam erhielten den Befehl, ihre Häuser gelb abputzen zu lassen, das Schloß in Charlottenburg wurde zu dem Empfang des hohen Gastes eingerichtet, die dortigen Gärten in Ordnung gebracht, und die Garde und die Hofbedienten neu bekleidet.

Am 8. October des genannten Jahres, etwa gegen 7 Uhr Abends, kam der König von England in Charlottenburg an, wo der ganze Hof versammelt war, um ihn zu bewillkommnen. Der König benahm sich indessen sehr kalt gegen seine Enkelin, während er sich mit dem Kronprinzen lange Zeit beschäftigte; überhaupt war er gegen die Damen sehr zurückhaltend, sprach nur mit der Königin einige Worte, die Uebrigen grüßte er stumm, dann ging man zur Tafel. Hier wollte ein unglücklicher Zufall, daß dem Könige unwohl wurde; als er aufstand, schwindelte ihm, und er wäre zu Boden gestürzt, wenn ihn der König von Preußen nicht gehalten hätte. Eine ganze Stunde lang blieb er in diesem bewußtlosen Zustande, wahrscheinlich einem Anfall von Schlagfluß, der indessen durch ärztliche Hülfe glücklich gehoben wurde und nicht wiederkehrte. — Während seines übrigen Aufenthalts gab ihm Friedrich Wilhelm zu Ehren mehrere Feste; aber schon am 13. Oktober reis'te er wieder ab, nachdem er noch am Tage zuvor den Alliance-Tractat zwischen England und Hannover mit Preußen unterzeichnet hatte.

Was die Doppelheirath anbetraf, so hatte der König vor seiner Abreise gesagt, daß er selbst Nichts dagegen einzuwenden habe, jedoch die Zustimmung des Parlaments einholen müsse, und zu diesem Zwecke hatte er dem Könige von Preußen versprochen, ihn in Göhr, einem Jagdschlosse im Herzogthum Celle zu besuchen.

Die Zwischenzeit von der Abreise des Königs bis zu der besprochenen Zusammenkunft, benutzte die Königin auf alle mögliche Weise, um ihre Tochter derart umzugestalten, daß sie einen günstigen Eindruck auf ihren zukünftigen Schwiegervater machte, und ein ziemlich komischer Zug ist es, wenn uns die Prinzessin selbst erzählt, daß sie, von Natur ziemlich stark, sich um jeden Preis eine bessere Taille zu verschaffen suchte, und sich daher so fürchterlich einschnürte, daß sie weder essen noch trinken konnte. Und trotz aller dieser Aufopferungen war die Königin noch nicht mit ihrer Tochter zufrieden, sondern plagte sie unaufhörlich durch ihre Mißbilligung. So kam die Zeit heran, in welcher der Hof nach Göhr abzureisen gedachte, die Königin wollte ihren Gemal begleiten, mußte es aber aufgeben, da sie sich schon seit mehreren Monaten unwohl befand und dieser Zustand um jene Zeit noch immer zunahm. Am Abend des Tages, der zur Abreise des Königs bestimmt war, wurde der Zustand der hohen Patientin immer bedenklicher, man weckte den König, den man davon benachrichtigte, daß seine Gemalin von einer heftigen Kolik befallen sei; aber wie groß war das Erstaunen der Anwesenden, als die herbeigerufenen Aerzte einmüthig die Versicherung abgaben, daß sich die Königin in gesegneten Umständen befinde und ihre Niederkunft nahe sei. Glücklich wurde die Königin noch in derselben Nacht von einer Prinzessin entbunden, und der König war nicht weniger als alle Anwesenden überrascht, so plötzlich Vater geworden zu sein. Nichts destoweniger reis'te er am folgenden Tage nach Göhr ab, wo zwar die Unterredung mit dem Könige von England zu Stande kam, aber noch immer kein bestimmtes Resultat herbeiführte.

Die argwöhnische Gemüthsart des Königs machte es indeß möglich, daß er bei seiner Rückkehr einen schmählichen Verdacht auf seine erlauchte Gemalin werfen konnte, und leider wußte der Feldmarschall von Grumbkow ihn so sehr in seinem Argwohn zu bestärken, daß er die Königin anfänglich gar nicht sprechen

Digitized by Google

wollte, und dann bei einer Zusammenkunft sie nicht allein mit den schimpflichsten Vorwürfen überhäufte, sondern sogar so weit ging, ihr mit thätlicher Mißhandlung zu drohen, wovor sie allein die Entschlossenheit der Frau von Kamele, ihrer Hofdame, schützte. Am Tage darauf ließ er sogar seinen Leibarzt Stahl, den Regimentschirurgus Holzendorff vom Leibregimente, so wie die Frau von Kamele, die sich täglich um die Königin befand, zu sich auf sein Kabinet kommen, und legte ihnen die Frage vor, ob es möglich sei, daß eine Frau, die schon mehrmals niedergekommen wäre, über ihren Zustand bis zum Augenblick ihrer Entbindung zweifelhaft bleiben könne. Die beiden Doctoren so wie die Frau von Kamele versicherten, daß dies nur ein außergewöhnlicher, aber kein unmöglicher Fall sei, sie mußten ihre Aussage mit einem Eide bekräftigen, und nun erst konnte sich der König beruhigen und söhnte sich wieder mit seiner Gemalin aus.

Das gute Vernehmen der beiden königlichen Gatten war indessen nicht von langer Dauer; ein unglücklicher Zufall gab die Veranlassung, daß die Heftigkeit des Königs gegen seine Gemalin sowohl, als besonders gegen den englisch-hannöverschen Hof auf's Neue losbrach. Die gewaltsame Werbung des Königs von Preußen in Deutschland, hatte fast alle Reichsfürsten gegen ihn aufgebracht, vergeblich hatte man öfters über vorgefallene Ungerechtigkeiten Beschwerde geführt, und der König von England hatte bei seiner Anwesenheit in Charlottenburg dem Könige persönlich Vorstellungen gemacht, und ihn ersucht die nöthigen Befehle zur Abstellung seiner gerechten Beschwerden, zu veranlassen; aber bisher war es dem Könige von Preußen noch immer nicht eingefallen, die nöthigen Schritte zu thun. Da ließ endlich die hannöversche Regierung, um dem Unfuge Schranken zu setzen, alle preußischen Werber, die sich auf dem hannöverschen Gebiete befanden, gefänglich einziehen, obschon sie mit hinreichenden Pässen versehen waren, und dies war für die übrigen Reichsfürsten Deutschland's das Signal, dasselbe zu thun. In kurzer Zeit waren fast alle preußische Werber gefänglich eingezogen, denen man als Störer der öffentlichen Ruhe den Prozeß machte, und mehrere Fürsten, wie der Landgraf von Hessen-Cassel und der Kurfürst von Baiern ließen sogar Einige der Gefangenen aufhängen,

Dies hieß den König bei seiner schwächsten Seite angreifen; er war über seinen Schwiegervater aufs Höchste empört, und beschuldigte ihn, die übrigen Fürsten gegen ihn aufgereizt zu haben, er schrieb ihm einen ziemlich harten Brief, worin er erklärte, daß er fortan in keiner näheren Verbindung mit dem englisch-hannöverschen Hofe stehen und jeden Gedanken an die beabsichtigte Doppelheirath aufgeben wolle.

Der Herr von Grumbkow hatte sich aber zu derselben Zeit mit dem Fürsten von Anhalt überworfen, und während Dieser, der auch über das tragische Ende seiner Werberofficiere auf's Aeußerste entrüstet war, die Spannung zwischen den beiden Monarchen zu vergrößern suchte, wollte Jener eine Versöhnung herbeizuführen. Diese kam auch, wenn freilich auch nur mit geringer Herzlichkeit von beiden Seiten, zu Stande; aber der Fürst von Anhalt-Dessau warf von dieser Zeit an einen unversöhnlichen Haß auf den Feldmarschall Grumbkow, welcher noch durch den folgenden Vorfall gemehrt wurde.

Der Fürst, welcher sich auf so schmähliche Weise von seinem Bundesgenossen verlassen sah, erklärte laut und öffentlich, daß sich Grumbkow von dem Könige von England habe bestechen lassen, um seinen König für die Doppelheirath zu gewinnen. Der Feldmarschall war hierüber, wie sich wohl denken läßt, nicht wenig erzürnt, konnte aber für den Augenblick nichts gegen den Fürsten von Anhalt unternehmen, doch sollte sich bald die gewünschte Gelegenheit zur Vergeltung darbieten. Die Eine von Grumbkow's Töchtern war nämlich im Begriff, sich mit einem Grafen von Flemming zu vermälen; der Fürst von Anhalt war der Pathe des jungen Fräulein gewesen, und hatte ihrem Vater bei der Taufe versprochen, der jungen Dame ein Pathengeschenk von 5000 Thlr. zu geben, wenn dieselbe sich verheirathen würde. Der Herr von Grumbkow ließ also demgemäß den Fürsten an sein gegebenes Versprechen mahnen; aber Dieser konnte und wollte sich nicht darauf besinnen, und

Digitized by Google

läugnete grade zu, seinem Gevatter ein solches Versprechen gegeben zu haben. Grumbkow konnte indessen nicht gut seine einmal ausgesprochene Behauptung zurücknehmen, sondern blieb dabei, daß er Recht hätte, und es kam natürlich zwischen Beiden zu einem sehr heftigen Auftritte, wobei sogar Schimpfreden gewechselt wurden. Ein Duell schien der einzige Ausweg, diese Ehrensache abzumachen, und da der Fürst von Anhalt der Beleidigte war, schickte er dem Feldmarschall eine Ausforderung. Das Duell sollte vor dem Köpeniker Thor stattfinden, und noch vor der festgesetzten Stunde hatte sich der Fürst von Anhalt in der äußersten Erbitterung schon am Orte des Rendezvous eingefunden. Als Grumbkow mit seinem Sekundanten nahte, riß der Fürst seinen Degen aus der Scheide und rief seinem Gegner zu, sich zu vertheidigen. Dieser gerieth aber in eine nicht geringe Furcht, als er seinen Feind auf sich zukommen sah, er zog zwar auch seinen Degen, aber nur um denselben mit einem tiefen Bückling dem zornigen Fürsten zu überreichen und ihn sehr demüthig zu bitten, daß er das Vorgefallene vergessen und ihm seine Gnade auf's Neue schenken möge. Grumbkow hatte sich indessen verrechnet, wenn er auf solche Weise die Freundschaft des Fürsten wieder zu erlangen glaubte, denn Dieser warf seinem feigen Gegner nur einen Blick der tiefsten Verachtung zu, schwang sich auf sein Pferd und ritt, ohne ein Wort zu sagen, nach der Stadt zurück. Grumbkow fühlte den Schimpf, den ihm der Fürst durch diese Behandlung zugefügt hatte, zu gut, um nicht seinem Gegner unversöhnlichen Haß zu schwören, denn auch der König war anfänglich sehr über Grumbkow's Benehmen aufgebracht, als man ihm dessen Feigheit erzählte. Der Streit dieser beiden Herren theilte den ganzen Hof in zwei Factionen, von denen die Eine für Grumbkow, die andere für den Fürsten von Anhalt Partei nahm, auch die Königin gesellte sich zu den Anhängern des Ersteren.

Da sich der König von England im Jahre 1725 wieder in Hannover befand, glaubte die Königen diesen Umstand noch einmal dazu benutzen zu können, um ihres Vaters Einwilligung zu der projektirten Doppelheirath zu erlangen, und wirklich glaubte sie sich bei ihrer persönlichen Anwesenheit in Hannover ihrem Ziele so nahe, daß sie einen Courier an ihren königlichen Gemal nach Berlin absendete, um denselben zu eröffnen, daß er nur immer die Anstalten zu den Vermählungsfeierlichkeiten treffen lassen möge. Aber nichts desto weniger zerschlug sich die Angelegenheit noch einmal. Der König Georg schützte die große Jugend der Prinzessin von Preußen und des Herzogs von Glocester vor, indem dieser Prinz erst siebenzehn, Jene funfzehn Jahre alt war, und erfuchte endlich seine Tochter, die Sache bis auf eine gelegnere Zeit zu verschieben. Als der König Friedrich Wilhelm von diesem schlechten Ausgange der Unternehmungen seiner Gemalin Nachricht erhielt, war er aufs Höchste aufgebracht; er verließ sogar bei ihrer Ankunft Berlin, um nicht bei ihrem Empfange gegenwärtig zu sein, und ließ, als er einige Tage darauf zurückkehrte, die Thüre, welche aus seinen Zimmern in die der Königin führte, zumauern. Der Grund zu dieser Behandlung der Königin lag hauptsächlich darin, daß sich der König über das Benehmen seines Schwiegervaters beleidigt und zurückgesetzt glaubte. Nur mit Mühe gelang es dem Herrn von Grumbkow eine Versöhnung zwischen den beiden königlichen Gatten zu Stande zu bringen, zu welcher sich der König aber nicht eher verstehen wollte, als bis seine Gemalin das Versprechen gegeben haben würde, sich künftighin nicht mehr mit der Doppelheirath zu befassen.

Zu Anfange des folgenden Jahres, 1726, wurde die Königin von einem Prinzen enthunden, welcher in der Taufe die Namen Friedrich Heinrich Ludwig erhielt, und nachdem die Königin sich wieder erholt hatte, begab sich der Hof nach Potsdam, wo der König seine hauptsächlichste Erholung im Exerzieren seines Leibregimentes fand.

In dieser Zeit kam auch der schon früher erwähnte Seckendorff nach Berlin. Er wurde von dem Könige auf das Freundschaftlichste aufgenommen und schloß zugleich ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit dem Feldmarschall von Grumbkow gegen den Fürsten von Anhalt, und nunmehr begannen am Berliner Hofe



Digitized by Google

jene Cabalen, welche die Ruhe der königlichen Familie auf lange Zeit zerrütteten.

Der hauptsächlichste Zweck, welchen Seckendorf bei seinem Aufenthalt in Berlin vor Augen hatte, bestand darin, Alles aufzubieten, die Doppelheirath zwischen dem preußischen und dem englisch-hannöverschen Königshause zu verhindern, Ein unvorhergesehener Zufall kam ihm hiebei zu Hülfe. König Georg hatte nämlich nach längerer Ueberlegung endlich den Plan gefaßt, dem Willen seiner Tochter zu folgen und war deshalb nach Deutschland gekommen, um die Verlobung zu vollziehen, als ihn unerwartet, am 22. Juli des Jahres 1726, der Tod zu Osnabrück überraschte. Sein Sohn Georg II. bestieg den Thron seines Vaters, aber als Friedrich Wilhelm I. einen Gesandten nach London schickte, um seinem Schwager sein Beileid zu bezeigen und ihn seiner Freundschaft zu versichern, beantwortete Dieser das Schreiben Friedrich Wilhelm's so kalt, daß der König von Preußen über ein solches Benehmen nicht wenig aufgebracht war.

Gegen das Ende des Jahres 1727 verfiel der König noch außerdem in eine tiefe Melancholie. Er wollte zu Gunsten des Kronprinzen die Regierung niederlegen und selbst als Privatmann leben. Hauptsächlich war hieran der Umgang mit dem bekannten Prediger Franke, dem Stifter des Halleschen Waisenhauses, Schuld, der sich unaufhörlich um ihn befand und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, dem Monarchen vorzupredigen, daß selbst das unschuldigste Vergnügen zur Sünde gehöre. „Der König," so erzählt uns die Markgräfin von Baireuth; „las uns alle Nachmittage eine Predigt vor, und sein Kammerdiener stimmte einen Gesang an, den wir Alle begleiteten. Meinen Bruder und mich ergriff öfters die Lachlust so gewaltig, daß wir uns nicht länger halten konnten, sondern laut auflachten, aber dann ergoß sich der apostolische Fluch über unsere Häupter und wir mußten ihn durchdrungen und reuig ertragen. Kurz Franke machte, daß wir wie die Trappisten lebten. Diese übertriebene Frömmigkeit brachte den König noch auf ganz andere Gedanken. Er beschloß zu Gunsten meines Bruders die Krone niederzulegen. Er wollte sich, wie er sagte, jährlich 100,000 Thlr. vorbehalten, und mit seiner Gemalin und Töchtern in Wusterhausen leben. Dort — sagte er — will ich leben und der Landwirthschaft vorstehen, indessen meine Frau und Töchter das Haus besorgen. Du bist geschickt — sagte er zu mir — Dir gebe ich die Aufsicht über das Leinenzeug, das Du nähen sollst, und die Wäsche. Luise ist sparsam, die soll die Vorräthe verwalten. Charlotte soll auf den Markt gehen, um Lebensmittel einzukaufen und meine Frau besorgt die Küche und die kleinen Kinder."

Grumbkow und Seckendorff boten indessen alles Mögliche auf, um den König von der Ausführung dieses Planes abzuhalten, und wirklich gelang es ihnen, den Monarchen umzustimmen. Er reiste im Februar des folgenden Jahres, um sich zu zerstreuen, an den Hof nach Dresden, wo er von dem Könige von Polen auf das Prächtigste aufgenommen wurde, der Kronprinz begleitete ihn. Noch in demselben Jahre erwiederte der König von Polen diesen Besuch und kam am 2. Mai mit einem starken Gefolge in Potsdam an, wo er drei Tage verweilte und sich dann nach Berlin begab.

Der König Friedrich Wilhelm hatte es ebenfalls bei dieser Gelegenheit an nichts fehlen lassen, um seinen erlauchten Gast dessen Stande gemäß zu bewirthen. Er hatte zu diesem Zweck für 12,000 Thlr. neues Silbergeräth in Augsburg ankaufen lassen, und prächtige Diners, Bälle und andere Vergnügungen wechselten während der zweiundzwanzig Tage, die der König in Berlin blieb, mit einander.

Die größte Freude hatte es dem Könige Friedrich Wilhelm verursacht, daß der König von Polen bei der Parade des Leibregiments, welcher er in Potsdam beiwohnte, dem Flügelmann mit der ausgestreckten Hand nicht auf den Kopf reichen konnte, obschon der König August selbst ein ziemlich hochgewachsener Mann war. Um demselben indessen auch einen guten Begriff von seinen übrigen Truppen beizubringen, ward in Berlin eine große Revue über 16,000 Mann abgehalten, wobei die preußischen Truppen durch ihr geschicktes Exercitium die Verwunderung des königlichen Gastes im hohen Grade rege machten.

Digitized by Google

Der König von Polen hatte indeſſen nicht ſobald ſeine Rückreiſe angetreten, als auch ſchon wieder der Gedanke an die Doppelheirath den König Friedrich Wilhelm ausſchließlich beſchäftigte. Seckendorf, welcher von ſeinem Hofe die geheime Inſtruction erhalten hatte, unter jeden Umſtänden dieſe nahe Verbindung der beiden Königshäuſer zu hindern, entledigte ſich ſeines Auftrages mit der größten Geſchicklichkeit. Er machte den König darauf aufmerkſam, daß eine Verbindung des Kronprinzen mit einer engliſchen Prinzeſſin dem Staate die bedeutendſten Summen koſten würde, da die Prinzeſſin an dem Hofe ihres Vaters an Pracht und Luxus gewöhnt ſei; zugleich machte er den Vorſchlag, den Kronprinzen mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig-Bevern, die Prinzeſſin Friederike aber mit dem Prinzen Johann Adolph von Weiſſenfels zu vermälen. Seckendorf kannte den Charakter des Königs zu genau, als daß er nicht vorher gewußt hätte, welchen Eindruck ſeine Worte hervorbringen würden. Indem er zu dem Könige von den vergrößerten Ausgaben, welche die Verbindung des Kronprinzen mit einer engliſchen Prinzeſſin hervorrufen würde, ſprach, hatte er den Monarchen bei deſſen ſchwächſter Seite angegriffen. Wirklich kam der Prinz von Weiſſenfels, von dem Könige eingeladen, noch am 27. September des J. nach Wuſterhauſen. Die Königin behandelte aber ihren Schwiegerſohn mit der größten Nichtachtung; ſie erklärte demſelben ſogar, daß weder ſie noch ihre Tochter ihre Einwilligung zu der projectirten Heirath geben würde, und daß der Prinz beſſer daran thäte, ſich, noch ehe die Sache veröffentlicht würde, freiwillig zurück zu ziehen. In Folge deſſen ſchrieb der mit ſo großem Widerwillen aufgenommene Bräutigam wirklich dem Könige, daß er zwar die Ehre einer ſolchen Verbindung anerkenne und zu würdigen wiſſe, unter keinen Umſtänden aber, gegen den Willen der Prinzeſſin, um deren Hand anhalten wolle, und daß er ſich, da es ihm nicht gelungen, die Gunſt ſeiner Braut zu erwerben, demgemäß zurückziehe.

Der Prinz von Wales, welcher ungeachtet der Verläumdungen, mit denen man am engliſch-hannöverſchen Hofe ſeine Braut überhäufte, eine herzliche Zuneigung zu derſelben gefaßt hatte, kam auf den Gedanken, heimlich nach Berlin zu reiſen und ſich dort ohne Wiſſen ſeiner Eltern und des Parlamentes mit der Prinzeſſin zu vermälen. Er ließ der Königin ſeinen Plan mittheilen, und in der Freude ihres Herzens erzählte ihn dieſelbe dem engliſchen Geſandten, einem Herrn von Dubourgai, der ſich beſonders für die Doppelheirath intereſſirte. Unglücklicher Weiſe dachte ſie aber nicht daran, daß ſeine Stellung dem Geſandten die Pflicht auferlegte, die Abſicht des Prinzen ſogleich nach London zu berichten, und Dubourgai dachte zu gewiſſenhaft, um dies nicht zu thun. „Ich bin der Miniſter meines Königs, und meine Stellung verbindet mich, ihn ſofort von dieſer wichtigen Angelegenheit zu benachrichtigen. Ich muß ſogleich einen Courier nach London abfertigen; wollte Gott, ich hätte nie Etwas von dieſer Sache erfahren.“ So ſprach der Geſandte, und aller Bitten und Vorſtellungen der Königin ungeachtet, berichtete er den Plan des Prinzen von Wales ſogleich nach England, worauf natürlich die Ankunft des Prinzen in Berlin, ſo wie deſſen heimliche Vermälung unterblieb.

Im Jahre 1729 hielt der Markgraf von Anſpach bei dem Könige um die Hand von deſſen zweiter Tochter, der Prinzeſſin Friederike Luiſe, an und erhielt ohne Bedenken das Jawort des Königs; dennoch ſtellte es Dieſer ſeiner Tochter frei, ob ſie den Markgrafen heirathen oder in Berlin bleiben wolle, und als ſie das Erſtere vorzog, ſagte der König: „wohlan, ſo gebe Dir Gott Glück und Segen! Aber,“ fügte er mit der ſeinem Charakter eigenthümlichen, originellen Laune hinzu; „wir wollen einen Contract mit einander machen. Ihr habt in Anſpach ſchönes Mehl, Schinken und Würſte aber nicht ſo gut und ſo häufig, als man ſie hier zu Lande hat; nun eſſe ich meines Orts gern gute Paſteten, alſo ſollſt Du mir von Zeit zu Zeit gutes Mehl ſchicken, und ich will Dich dagegen mit Schinken und geräucherten Würſten verſehen.“ — Am 30. Mai (1729) wurde die Vermälung in Berlin gefeiert, und bei dieſer Gelegenheit müſſen wir noch erwähnen, daß die Prinzeſſin



Digitized by Google

zwei Tage vor ihrer Verheirathung auf den Befehl ihres Vaters öffentlich zu der lutherischen Lehre übertrat. Der König glaubte nämlich, daß es keine gute Ehe geben könne, wenn die beiden Gatten sich zu verschiedenen Religionsmeinungen bekennen würden; auch mochte er seinen Unterthanen den Beweis führen wollen, wie er der reformirten Lehre vor der lutherischen durchaus keinen Vorzug gebe.

Es wurde indessen zu weit führen, wenn wir alle jene Intriguen, wodurch die Königin ihren Plan durchzusetzen, Seckendorf aber und Grumbkow demselben entgegen zu arbeiten bemüht waren, hier anführen wollten; und in der That schien sich Alles gegen die Erstere verschworen zu haben. Sie versuchte es, einen Kammerdiener des Königs, Namens Eversmann, der großen Einfluß auf den Monarchen ausübte, zu bestechen, und der englische Gesandte, Herr von Dubourgai, gab sogar aus seinen eigenen Mitteln zu diesem Zwecke ebenfalls 500 Thlr. her; aber Eversmann stand schon im Solde Grumbkow's und Seckendorf's, und dachte nicht nur niedrig genug, das Geld der Königin anzunehmen, sondern benachrichtigte außerdem noch den König davon, daß die Königin in geheimen Unterhandlungen mit dem englischen Hofe stünde, worüber der Monarch natürlich auf's Höchste entrüstet war, und seiner Gemalin sagen ließ, sie möge entweder den Prinzen von Weissenfels oder den Markgrafen von Schwedt zu ihrem Schwiegersohne wählen. Nichts desto weniger setzte die Königin diesem gemessenen Befehle noch immer hartnäckigen Widerstand entgegen, und als Friedrich Wilhelm demungeachtet seinen Plan durchsetzen wollte und der Markgräfin von Schwedt anzeigte, daß er ihren Sohn mit seiner Tochter vermälen wolle, lehnte Diese, da ihr der Widerwille der Königin und der Prinzessin gegen eine solche Verbindung gar wohl bekannt war, den Antrag des Königs, zu dessem nicht geringen Erstaunen, auf das Bestimmteste ab; und somit gab die Königin noch immer der Hoffnung Raum, ihre Pläne in Bezug auf die Doppelheirath durchzusetzen. Auch waren ihre Aussichten, seitdem im Mai des Jahres 1729 der Ritter Hotham als außerordentlicher Gesandter des englischen Hofes nach Berlin gekommen war, um auf den geheimen Befehl des Prinzen von Wales die Verhandlungen der beabsichtigten Heirath ausschließlich zu betreiben, günstiger geworden. Gleich nach seiner Ankunft hatte sich Hotham nach Charlottenburg begeben und dort eine Audienz bei dem Könige gefordert. Sie wurde ihm gewährt, und nun hielt Hotham feierlich im Namen des Prinzen von Wales um die Hand der Prinzessin an, und fügte hinzu, daß er sich überzeugt halte, der König werde nunmehr auch nicht anstehen, seine Einwilligung zu der Vermälung des Kronprinzen mit der Prinzessin Amalie von England zu geben. Als der Gesandte seinen Antrag geendet hatte, bezeigte sich der König überaus gnädig gegen denselben; er erklärte, daß er es sich zur Ehre rechne, seine Tochter dem Prinzen von Wales zu vermälen; von der Heirath des Kronprinzen erwähnte er aber, zum großen Erstaunen des Gesandten, keine Silbe. Bei Tafel, wo nicht allein der Ritter Hotham, sondern auch Grumbkow und Seckendorf zugegen waren, brachte der König wiederum nur die Gesundheit des Prinzen von Wales aus, seines Sohnes aber gedachte er mit keiner Silbe. Ueber solches Benehmen war Hotham nicht wenig frappirt, und da er nach aufgehobener Tafel eine zweite Audienz verlangte, welche er aber nicht erhielt, erklärte er dem Könige mit kurzen Worten, daß sein Hof nie die Zustimmung zur Heirath des Prinzen von Wales geben werde, wenn der König von Preußen nicht seinen Sohn mit der Prinzessin Amalie vermälen würde.

Den Tag darauf gab der König dem Ritter eine neue Audienz, worin ihm Dieser nochmals den früheren Antrag machte, zugleich aber hinzufügte, daß er der König von England seinem Schwager zur Bedingung mache, vor allen Dingen den Herrn von Grumbkow, welcher von jeher nur darauf bedacht gewesen sei, dem guten Vernehmen zwischen den beiden Höfen zu schaden, zu verabschieden, zugleich erbot sich Hotham die nöthigen Beweise von der Treulosigkeit des genannten Ministers herbeizuschaffen.

Der König hörte gelassen zu und gab dem Ritter

Digitized by Google

endlich die Erklärung, daß er mit den vorgeschlagenen Bedingungen zufrieden sei, sobald man seinem Sohne die Statthalterschaft von Hannover übergeben wolle; zugleich sollte sich der Prinz bis zum Tode seines Vaters dort aufhalten. Unglücklicher Weise hatte der Ritter Hotham nicht die nöthigen Vollmachten, um dieser Forderung des Königs genügen zu können, sondern mußte dieselben erst seinem Hofe berichten, und diese Zeit machten sich Grumbkow und Seckendorf zu Nutze. Schon im Voraus erklärte der Erstere, daß alle Briefe, die Hotham gegen ihn beibringen könnte, falsch und untergeschoben seien, und daß der König von England nur auf den Antrieb seiner Schwester, der Königin von Preußen, Grumbkow's Entfernung wünsche, damit dieselbe einen thätigern Antheil an der Regierung nehmen könne. Seckendorf bekräftigte die Aussage Grumbkow's. Der König war nur allzu geneigt, seinen Günstlingen sein volles Vertrauen zu schenken, und ungeachtet der dänische Gesandte, ein Mann, auf welchen er sonst große Stücke hielt, dasselbe versicherte, war er doch nicht geneigt, an die Schuld Grumbkow's zu glauben. Unglücklicher Weise erfuhr Seckendorf, dessen Spione sich überall umhertrieben, noch ehe der König selbst es wußte, daß England in die vorgeschlagene Bedingung, Betreff's der Statthalterschaft gewilligt, aber zur Hauptbedingung gemacht habe, daß Grumbkow sofort verabschiedet werde. Ohne Verzug warf sich Seckendorf in einen Wagen und fuhr nach Potsdam, um die kostbare Zeit nicht zu verlieren und Hotham den Vorsprung abzugewinnen. Er versicherte dem Könige nochmals, daß die Briefe, die ihm Hotham vorlegen würde, falsch und die Absichten des Königs von England nur darauf hingerichtet seien, ihm einen treuen Diener zu entfremden. Auf solche Weise für seinen Zweck bearbeitet, kam der König am folgenden Tage von Grumbkow und Seckendorf begleitet nach Berlin, um Hotham Audienz zu geben, und als nun dieser ihm die Entscheidung seines Hofes vortrug, auch die aufgefangenen Briefe Grumbkow's vorlegte, riß ihm der Monarch dieselben zornig aus der Hand, warf sie, ohne einen Blick darauf zu thun, zu Boden, und machte im übereilten Zorn eine Bewegung, als wenn er dem englischen Minister einen Fußtritt versetzen wolle. Hotham verließ sogleich, ohne ein Wort zu sagen, den Audienzsaal und begab sich, in der Absicht, sofort abzureisen, in seine Wohnung, wo ihn der dänische und holländische Gesandte, begierig das Resultat der Audienz zu erfahren, erwarteten. Diesen beiden Männern gelang es, den Erzürnten wenigstens dahin zu bewegen, noch einige Zeit in Berlin zu verweilen und das weitere Verfahren des Königs abzuwarten.

Nachdem indessen die erste Aufwallung vorüber war, sah der König selbst ein, daß er sich zu einer Handlung hatte fortreißen lassen, welche seiner unwerth war, und ersuchte den dänischen Gesandten, die Rolle eines Vermittlers zwischen ihm und Hotham zu übernehmen. Er erklärte, daß er dem Gesandten jede Genugthuung, die derselbe verlangen werde, geben wollte, und obgleich auch der Kronprinz einen Brief an ihn schrieb und ihn bat, der Aussöhnung nicht entgegen zu treten, so verweigerte der stolze Engländer es doch hartnäckig, sich in weitere Verhandlungen mit dem Könige einzulassen. Erst auf den Befehl seines Königs mußte er sich mit der Erklärung Friedrich Wilhelm's, daß er ihm nie eine Beleidigung habe zufügen wollen, und daß er ihn für einen sehr ehrenwerthen Mann halte, begnügen.

Wir nähern uns jetzt immer mehr und mehr jener unglücklichen Katastrophe, wo das Mißverständniß, welches zwischen dem Könige und dessen ältesten Sohne, dem Kronprinzen herrschte, endlich den offenen Bruch zwischen Vater und Sohn herbeiführte. Der verschiedenen Neigungen des Königs und des Kronprinzen ungeachtet, würde ein solches Mißverhältniß wohl nie eingetreten sein, wenn nicht Seckendorf und Grumbkow das Feuer geschürt, und der Widerwille, den man dem Könige gegen die Doppelheirath einzuflößen bemüht war, das Seinige gethan hätte, um den König gegen seinen Sohn aufzubringen. Uebrigens verfuhr der König nicht allein hart gegen seinen Sohn, sondern seine rauhen Manieren dehnten sich auf seine ganze Familie aus. Die Prinzessin Friederike Luise, die Markgräfin von Anspach, war die Einzige von den Kindern des Königs

Digitized by Google

welche es wagen konnte, frank und frei mit ihrem Vater zu sprechen, und Diese benutzte ihr Vorrecht sehr häufig, ihm die derbsten Wahrheiten zu sagen. Eine ziemlich drollige Schilderung des Lebens in der königlichen Familie, entwirft uns die Markgräfin von Baireuth, aus deren nachgelassenen Papieren wir schon öfter verschiedene Stellen entlehnten, und sie beschreibt uns den Aufenthalt des Hofes zu Potsdam auf folgende Weise:

„Wir führten das traurigste Leben von der Welt. Früh, so wie es sieben schlug, weckte uns die Uebung von dem Regiment des Königs auf; sie fand vor unsern Fenstern statt, die zu ebenem Boden waren. Es ging unaufhörlich Piff! Paff! und den ganzen Morgen hörte das Schießen nicht auf. Um zehn Uhr gingen wir zu meiner Mutter und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen Morgen verseufzen mußten. Endlich kam die Tafelstunde. Das Essen bestand aus sechs kleinen übel zubereiteten Gerichten, die für vier und zwanzig Personen hinreichen sollten, so daß die Meisten vom Geruch satt werden mußten. Die ganze Tischzeit hindurch sprach man von nichts, als von Sparsamkeit und Soldaten. Die Königin und wir, unwürdig den Mund aufzuthun, hörten den Orakelsprüchen mit demüthigem Stillschweigen zu. Nach aufgehobner Tafel setzte sich der König in einen hölzernen Lehnstuhl, der so hart war, wie ein Esel, doch vorher gab es für die Königin oder uns noch immer einige unangenehme Reden. So lange der König schlief, arbeitete ich; sobald er aufstand, ging er fort; die Königin begab sich dann in ihr Zimmer zurück, wo ich ihr bis zu der Rückkehr des Königs vorlesen mußte. Er blieb nur einige Augenblicke und ging dann in die Tabagie. Diese Zeit war zu meiner Erholung bestimmt; ich liebte die Musik sehr, übte mich und machte Fortschritte in ihr. Um acht Uhr speiste man zu Abend; der König wohnte der Tafel bei, von der man meistens hungrig wieder aufstand. Bis vier Uhr des Morgens kam der König selten aus der Tabagie zurück, und so lange mußten wir ihn erwarten. Die Königin spielte mit ihrer und meiner Hofmeisterin, welches die einzigen Damen waren, die uns umgaben, Karten, und ich blieb mit meiner Schwester allein. Da ihr Alter mit dem meinigen in gar keinem passenden Verhältnisse stand, blieb mir kein anderer Zeitvertreib als meine Bücher. Ich hatte eine kleine Bibliothek, die in allen Betten, unter allen Tischen versteckt war, denn der König, der alle Wissenschaften verabscheute, wollte durchaus nicht, daß ich mich mit etwas Anderem beschäftigen sollte, als mit weiblichen Arbeiten und dem Haushalt. Hätte er mich jemals lesend oder schreibend gefunden, so würde er mich durchgepeitscht haben, und ich würde meiner Mutter, die mich stets aufforderte, meinen Geist auszubilden, großen Kummer verursacht haben."

„Mein Bruder, der bei meinem Vater in Ungnade war, blieb im Jahre 1726 in Berlin. Der König war ungemein gegen ihn aufgebracht, und drückte sich eines Tages auf so heftige Art gegen ihn aus, daß wir für das arme Kind zitterten. Er sagte, er wolle ihn in einen Kerker sperren und enterben und den Grafen Finkenstein, seinen Hofmeister, fortjagen; er wolle ihn so behandeln, daß er lernen sollte, was ein ungehorsamer Sohn verdiene. Aus einem andern Munde, als dem des Königs, hätten diese Reden wenig Eindruck auf uns gemacht, aber seine Heftigkeit war uns nur zu wohl bekannt, als daß wir die traurigen Folgen derselben nicht hätten fürchten sollen. Der hauptsächliche Gegenstand seines Zornes war die Beharrlichkeit, mit der mein Bruder sich ihm zu unterwerfen verweigerte — und das war gar nicht die Schuld des armen Prinzen; die Königin hatte es ihm verboten. So schimpfte der König fort bis an den Abend, wo er endlich in seine Rauchgesellschaft ging und dabei sagte, daß er nicht zu Abend essen wollte. Sobald wir in das Zimmer der Königin zurückgekehrt waren, befahl sie mir, meinem Bruder alles Vorgefallene zu schreiben, und den Entwurf eines Briefes beizulegen, in dem er den König um Verzeihung bitten sollte. Ich war noch so eben ganz ruhig mit Schreiben beschäftigt und hatte beinahe geendigt, als ich den König kommen hörte — denn er hatte einen so schweren Tritt, daß es immer

Digitized by Google

klang, als sei er gestiefelt. Mein Schreck war unbeschreiblich! Doch ich verlor den Kopf nicht, sondern steckte meinen Brief hinter ein chinesisches Kästchen, daß mir zur Seite stand, und meine Hofmeisterin brachte die Federn und das Sandfaß in Sicherheit. Da der König schon im Zimmer war, hatte ich nur so viel Zeit, daß Dintenfaß in meine Tasche zu stecken, wo ich es mit der Hand hielt. Das Alles war Sache eines Augenblicks. Der König sagte der Königin einige Worte und nahte sich dem chinesischen Kästchen. „Das Ding ist sehr schön," sagte er zu der Königin, „ich schenke es Ihnen!" — zugleich zog er am Schloß und ich sah sah den Augenblick, wo mein Brief heruntersallen und entdeckt werden würde. Halb todt vor Schreck zog ihn die Königin auf die andere Seite und zeigte ihm ihren Bologneser und den meinigen. „Sehn Sie," sagte sie, „meine Tochter behauptet, ihr Hund sei hübscher als der meinige, sein Sie doch Schiedsrichter!" Er lachte und fragte, ob ich meinen Hund sehr lieb hätte? „Wohl," antwortete ich, denn er hat viel Geist und Charakter." Meine Antwort machte dem König so viel Freude, daß er mich mehrmals in die Arme schloß, und ich — welch ein Schicksal! mußte das Dintenfaß fahren lassen, welches sich sogleich über alle meine Kleider und den Fußboden ergoß. Ich rührte und regte mich nicht. Glücklicherweise befreite uns der König aus der peinlichen Verlegenheit, indem er sortging. Die Dinte war mir bis aufs Hemde gedrungen; ich mußte gelangt werden, und als die Gefahr vorüber war, machte uns der Vorfall herzlich zu lachen. Indessen versöhnte sich der König mit meinem Bruder, der wenige Tage darauf nach Potsdam abging."

Besonders mißfiel dem Könige an seinem Sohne dessen herrschende Vorliebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften; er hatte demselben bei jeder Gelegenheit untersagt, sich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen, und oft, wenn er ihn dabei überraschte, war es zu harten Auftritten gekommen. Dabei schürten, wie gesagt, Grumbkow und Seckendorf den Brand und wußten den König nach und nach so gegen seinen Sohn einzunehmen, daß er mehrmals beschloß, denselben zu enterben und seinen zweiten Sohn August Wilhelm zum Nachfolger zu machen. Wie man erzählt, setzte der Kronprinz Friedrich der Zumuthung seines Vaters, freiwillig der Erbfolge zu entsagen, die trockene Antwort entgegen, daß er sich gern diesem Verlangen fügen wolle, wenn der König ein Manifest an alle Höfe Europa's ergehen lassen und darin erklären würde, daß er, der älteste Prinz, ein außereheliches Kind sei. Der Kronprinz kannte zu gut die Denkungsart seines Vaters in Bezug auf die eheliche Treue, und wirklich hätte Friedrich Wilhelm eher alles Andere geopfert, als daß er zu einem solchen Schritt zu bewegen gewesen sein wäre.

Im Jahre 1730 war indessen das Verfahren des Königs gegen seinen Sohn immer härter geworden, und Dieser, welcher seinen Zustand unerträglich fand, faßte um jene Zeit den verzweifelten Entschluß, heimlich die Staaten seines Vaters zu verlassen und nach England zu fliehen, da nach Hotham's Entfernung jede Aussicht auf eine Heirath mit der Prinzessin Amalie, wodurch die Stellung des Prinzen jedenfalls unabhängiger geworden wäre, verschwunden war.

In demselben Jahre reiste der König, von einem großen Gefolge und seinem ältesten Sohne begleitet, nach Mühlberg, wo der Kurfürst von Sachsen ein prächtiges Lustlager hatte aufschlagen lassen, und bei dieser Gelegenheit gedachte der Prinz seine Flucht in's Werk zu richten. Das Lager bei Mühlberg selbst bot eins der prächtigsten Schauspiele dar, welches man sich denken konnte, und der prachtliebende König von Polen hatte kein Geld gespart, um seine hohen Gäste würdig zu empfangen. Die ganze bei Mühlberg versammelte Armee bestand aus 30,000 Mann, 20,000 Mann Infanterie und 10,000 Mann Kavallerie. Alle Truppengattungen waren neu und reich uniformirt; besonders zeichnete sich aber das Grenadier-Regiment Rutowski, welches nur durch das Leibregiment des Königs von Preußen in ganz Europa übertroffen wurde, auf das Vortheilhafteste aus. Die Janitscharen, welche die Leibwache des Königs bildeten, waren sogar ganz und gar in Goldstoff gekleidet, und für die Verpflegung des Militairs war im Ueberfluß gesorgt. Das Quartier,

Digitized by Google

welches man für den König von Preußen eingerichtet hatte, bestand in einem viereckigen, auf's Prächtigste dekorirten Gebäude mit vier Eingängen und mit Wall und Graben befestiget. Die Janitscharen und außerdem die Leibcompagnie des Regiments Kutowski hatten die Wache beim Könige von Preußen, und außerdem waren alle Anstalten getroffen, um den hohen Gästen die Zeit so gut als möglich zu vertreiben. Schauspieler, Seiltänzer befanden sich im Lager, und der König wußte an jedem Tage neue Lustbarkeiten zu arrangiren. Den Beschluß der ganzen Festlichkeit machte ein großartiges Feuerwerk und eine Jagd, bei welcher, wie glaubwürdige Schriftsteller erzählen, über 1100 Stück Hochwild erlegt wurden. Bei dieser Gelegenheit müssen wir aber noch erwähnen, daß sich der König von Preußen nicht mit seiner gewohnten Sparsamkeit, sondern vielmehr freigebiger, als sonst, zeigte; er ließ verschiedene Medaillen, von denen jede 150 Dukaten schwer war, an höher gestellte Personen des sächsisch-polnischen Hofes austheilen, der Armee schenkte er 70,000, den Offizieren 30,000 Gulden und dem Herrn von Brühl, dem späteren Premierminister von Sachsen, den schwarzen Adlerorden.

Schon bei Gelegenheit dieser Reise hatte der Kronprinz den Entschluß gefaßt, seine Flucht in's Werk zu richten; den Grafen von Hoym, Kabinetsminister des Königs von Polen, hatte er durch seinen Vertrauten, den Lieutenant Katt, um einen Paß ersuchen lassen und zugleich Postpferde bestellt. Der Minister hatte aber das Verlangen des Kronprinzen seinem Könige angezeigt, und Dieser begab sich persönlich zu dem Prinzen und forderte demselben sein Ehrenwort ab, wenigstens so lange, als er sich in Sachsen befinden würde, keinen Versuch zur Flucht zu machen. Der Kronprinz versprach es und kehrte nothgedrungen mit seinem Vater nach Potsdam zurück, wo er am 27. Juni ankam.

Noch in demselben Jahre unternahm der König eine zweite Reise durch Deutschland, die jedoch kein bestimmtes Ziel hatte und auf welcher ihn sein Sohn ebenfalls begleitete. Er begab sich zuerst nach Leipzig und von dort nach Augsburg und Ludwigsburg, wo er in der Gesellschaft des Herzogs von Würtemberg mehrere Tage sehr heiter verlebte, und von dort nach Mannheim ging. So kam der König in Begleitung seines Sohnes in die Nähe von Frankfurt am Main. In einem Dorfe vor der Stadt, in welchem der König übernachten wollte, beschloß der Prinz zu entfliehen. Er hatte zuvor an seinen Günstling, den Lieutenant von Katt, in Berlin einen Brief geschrieben, worin er denselben aufforderte, ebenfalls Berlin zu verlassen, da er, der Prinz, seine Anstalten zur Flucht so gut getroffen habe, daß ihm dieselbe unmöglich mehr fehlschlagen könne. Unglücklicher Weise schrieb der Prinz auf dies Billet, welches durch eine Staffette befördert werden sollte, „über Nürnberg"; er vergaß aber die Worte „nach Berlin" hinzuzufügen; und so gerieth der Brief in die Hände des preußischen Werbe-Offiziers von Katt, welcher sich in Nürnberg aufhielt.

Ohne indessen diesen unglücklichen Zufall zu ahnen, glaubte der Prinz nun endlich den Augenblick seiner Befreiung nahe. Da sich in dem Dorfe, in welchem der König übernachtete, kein ordentliches Wirthshaus befand, so schlief der Monarch mit seinem Gefolge in mehreren Scheunen. In der einen befand sich der Kronprinz mit seinem Kammerdiener und dem Herrn von Rochow. Einem Pagen des Königs, Namens Keith, mit dessen Bruder der Prinz ebenfalls in einem engen Freundschaftsverhältniß stand, hatte er den Auftrag gegeben: nach Mitternacht Pferde bereit zu halten, und seinem Kammerdiener befohlen, seine Kleidungsstücke bereit zu legen, unter dem Vorwande, daß der König am folgenden Morgen in aller Frühe aufbrechen wolle. Gegen Mitternacht stand der Prinz auf und kleidete sich an, nahm aber nicht seine Uniform, sondern ein französisches Kleid. Als er aber die Thüre der der Scheune öffnete, erwachte von dem knarrenden Geräusch derselben der Kammerdiener, der, als er den Prinzen vermißte, sogleich die Absicht desselben errieth und den Herrn von Rochow aufweckte. Der Bruder des Pagen Keith, welcher dem Kronprinzen die Pferde besorgt hatte, befand sich als Offizier bei der Garnison zu Wesel und hatte als Vertrauter des Prinzen die übrigen Anstalten zur Flucht getroffen, Courierpferde

Digitized by Google

waren auf allen Stationen bestellt und außerdem ein ein Schiff zur Ueberfahrt von Holland nach England gemiethet; aber nichts desto weniger sollte der kühne Plan mißlingen. Die Herren von Rochow, von Bodenbrock, von Waldau und von Derschau folgten dem Prinzen so schnell wie möglich und fanden ihn noch im Dorfe an einem Bauerwagen lehnend und auf seine Pferde wartend. Rochow nahte sich ihm ehrfurchtsvoll und fragte nach seinem Vorhaben, worauf ihm der Prinz aber kurz entgegnete, daß er ihm für seine Handlungen nicht verantwortlich zu sein glaube. Als der Page jedoch die Pferde brachte, wollte er sich auf eines derselben schwingen; aber die Anwesenden machten Miene es mit Gewalt zu verhindern und wußten den Prinzen durch ihre Bitten endlich dahin zu bringen, daß er ihnen versprach, umzukehren, und seine Kleidung zu wechseln.

Der König, der indessen nichts von dem Vorgefallenen ahnete, da sich Rochow und auch die übrigen Herren durch ihr Ehrenwort verpflichtet hatten, den Vorfall geheim zu halten, setzte ruhig seine Reise nach Frankfurt fort und vielleicht hätte er nie Etwas von der Absicht des Kronprinzen erfahren oder derselbe hätte zu einer günstigeren Zeit sein Vorhaben ausgeführt, wenn nicht jenes unselige Qui pro quo mit dem an den Lieutenant von Katt gerichteten Brief vorgefallen wäre. Der Monarch war kaum in Frankfurt angekommen, als ihn eine Staffette einholte, die ihm von dem Lieutenant von Katt in Nürnberg den Brief seines Sohnes überbrachte.

Man kann sich schwerlich einen Begriff von dem Zorne machen, in welchen der König durch diesen Brief versetzt wurde. Er gab den Herren von Rochow und von Waldau den Befehl, seinen Sohn zu arretiren nnd ihn in das Fahrzeug, mit welchem er den Rhein hinab nach Wesel fahren wollte, zu bringen. Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, blieb der König den Tag über in Frankfurt; als er aber am folgenden Tage sich einschiffen wollte und an Bord des Fahrzeugs kam, ließ er den Arrestanten vor sich führen, überhäufte ihn mit Schimpfreden und mißhandelte ihn sogar thätlich. Nur mit Mühe rettete der Herr von Rochow den Prinzen aus den Händen seines erzürnten Vaters, und wußte den König sogar zu dem Versprechen zu bewegen, daß er den Kronprinzen während der Reise nicht wiedersehen wolle.

Der König hielt Wort, und erst bei seiner Ankunft in Wesel befahl er dem Kommandanten, General Mosel, den Kronprinzen vor ihn zu führen. Der Zorn des Königs war um so heftiger entbrannt, als er die Nachricht erhalten hatte, daß der Lieutenant von Keith, der um die Absicht des Prinzen gewußt hatte und dieselbe befördern wollte, seiner Verhaftung entgangen sei. Der König hatte nämlich unmittelbar nach der Arretirung seines Sohnes einen schriftlichen Befehl an den Kommandanten von Wesel geschickt, den Lieutenant sofort arretiren zu lassen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß Keith in demselben Augenblick über den Marktplatz ging, als der Page, welcher die Ordre des Königs brachte, hereinritt. Beide kannten einander und Keith fragte Jenen nach Hofneuigkeiten, worauf ihm der Page in gedrängter Kürze erzählte, daß er dem Kommandanten wichtige Ordre zu überbringen habe und daß der Kronprinz arretirt worden sei. Keith bedurfte keiner langen Zeit, um aus diesen Umständen zu schließen, was vorgefallen sei; er eilte sogleich nach seiner Wohnung, und unter dem Vorwande, einen Spazierritt zu machen, von welchem er in einigen Stunden zurückkehren würde, warf er sich auf sein Pferd und verließ die Stadt. Erst als er nicht wiederkehrte, merkte man, daß er entflohen sei, und ein Offizier des Königs, ein Obrist Dümoulin, erhielt den Auftrag ihn zu verfolgen. Er hatte jedoch schon einen bedeutenden Vorsprung vor seinen Verfolgern voraus und kam glücklich im Haag an, wo er sich unter den Schutz des englischen Gesandten, Lord Chesterfield, stellte, welcher ihm unverzüglich Mittel zur Flucht nach London verschaffte.

Der König, welchen man in Wesel von der Flucht Keith's benachrichtigte, gerieth in die äußerste Wuth, und der Ausbruch derselben richtete sich nun gegen seinen Sohn. „Du bist ein infamer Deserteur, der kein Herz und keine Ehre im Leibe hat;" redete er ihn an, worauf der Prinz erwiederte: „ich habe so viel Ehre wie Sie,



Digitized by Google

und nichts Anderes thun wollen, als was Sie ſelbſt in meiner Stelle gethan hätten; denn Sie haben mich nicht wie Ihren Sohn, ſondern wie Ihren Sklaven behandelt." Ueber dieſe Antwort gerieth der König in ſolchen Zorn, daß er ſeinen Degen zog und den Kronprinzen niedergeſtoßen hätte, wenn ſich nicht der General Moſel mit den Worten: „Tödten Sie mich, aber ſchonen Sie das Leben Ihres Sohnes:" zwiſchen beide geworfen hätte. Dieſes kühne Benehmen frappirte den König und der General gewann dadurch Zeit, den Prinzen zu entfernen, und mit der Gefahr ſeines eigenen Lebens ein für Preußen ſo unendlich wichtiges Daſein zu retten. — Gleich, nachdem er an's Land geſtiegen war, hatte der König das Zimmer ſeines Sohnes von ſtarker Wache beſetzen laſſen; nichts deſto weniger wollte der Kronprinz noch einen Verſuch zur Flucht machen. Es war ihm geglückt eine Strickleiter und einen Bauernanzug zu bekommen; aber unglücklicher Weiſe vereitelte die Wachſamkeit der unter ſeinem Fenſter poſtirten Schildwacht ſein Vorhaben.

Indeſſen hatte der König Befehl gegeben, den Prinzen ſo ſchnell als möglich nach Mittenwalde zu bringen; doch wurde den damit beauftragten Perſonen verboten, das hannöverſche Gebiet zu berühren, da der Monarch befürchtete, daß ſein Sohn daſelbſt einen neuen Verſuch zur Flucht machen könnte. Unterwegs wurde der prinzliche Arreſtant ſehr ſtrenge gehalten, er durfte mit Niemandem ſprechen, und ſo kam er wirklich in Mittenwalde an, ohne daß Jemand, außer den damit beauftragten Perſonen, etwas davon wußte.

Wenden wir uns nun wieder nach Berlin zurück, wo der Lieutenant von Katt das unglückliche Opfer ſeiner Ergebenheit gegen den Prinzen wurde, ſo erfahren wir durch die Markgräfin von Baireuth Folgendes über dieſen unglücklichen Vorfall und die Lage, in welcher ſich die Königin ſelbſt mit ihrer Tochter befand.

„Die Königin," ſo erzählt die Markgräfin, „hatte beſchloſſen, uns mit einem kleinen Feſte zu überraſchen, das gleichſam die Nachfeier von des Königs Geburtstag ſein ſollte. Nie vergeſſe ich dieſen Tag! — Sie hatte den Speiſeſaal ſowohl wie die Tafel auf das Hübſcheſte verzieren laſſen, und Jeder fand unter der Serviette ein artiges Geſchenk. Wir waren Alle in der beſten Laune, die beiden Hofmeiſterinnen, die Gräfin Finkenſtein und die Bülow ausgenommen, die den Mund nicht aufthaten. Nach der Abendtafel war Ball, und weil ich den Tanz ſehr liebte, that ich mir, ohne zu ſehen was um mich vorging, etwas zu Gute. Die Bülow ſagte mehrmals: „Es iſt ſpät! ich wollte, man hörte auf." „Ei," erwiederte ich; „laſſen Sie mir die Freude, mich heute recht ſatt zu tanzen. Es wird ſobald nicht wieder geſchehen." „Das möchte wohl möglich ſein!" antwortete ſie, und ich fing von Neuem an zu tanzen. Nach einer halben Stunde zog ſie mich am Aermel und flüſterte mir zu: „Machen Sie doch endlich einmal ein Ende! Nun haben Sie genug; Sie ſind ſo beſchäftigt, daß Sie weder hören noch ſehen." „Aber was giebt es denn?" fragte ich verwundert. — „Sehen Sie doch nur die Königin an!" antwortete ſie, und deutete auf meine Mutter, die in einem Winkel des Zimmers mit ihrer Hofmeiſterin, der meinigen und der Gräfin Finkenſtein leiſe ſprach; alle vier blaß wie der Tod und in der lebhafteſten Beſtürzung. Ich fragte ſogleich, was das zu bedeuten hätte. Die Königin wünſchte endlich der Geſellſchaft gute Nacht und ſtieg mit mir in den Wagen, ſprach aber den ganzen Weg hindurch kein Wort. Ich bekam ein fürchterliches Herzklopfen und befand mich in der unausſprechlichſten Unruhe, ohne an ſie irgend eine Frage richten zu dürfen. Kaum war ich in mein Zimmer gekommen, ſo folterte ich meine Hofmeiſterin mit Fragen über das, was vorgefallen ſei. — Sie antwortete mit Thränen im Auge: „Sie werden es zeitig genug erfahren." Da ſie indeſſen meine Beängſtigung ſah, fügte ſie hinzu, die Königin habe ihr, um meiner zu ſchonen, verboten, mir etwas von dem Vorgefallenen zu entdecken; da ſie mich aber in einem ſolchen Zuſtande ſähe, wäre es beſſer mir die Sache zu geſtehen, als mich etwas noch Fürchterliches vorausſehen zu laſſen. „Der König," fuhr ſie fort; „hat heute früh eine Staffette an die Hofmeiſterin von Kamecke geſchickt, daß er den Kronprinzen, weil derſelbe habe entfliehen

Digitized by Google

wollen, festzusetzen für gut befunden habe; sie sollte diesen Vorfall der Königin um ihrer Gesundheit willen so behutsam wie möglich beibringen und ihr dann den eingeschlossenen Brief überreichen. — Es war," setzte sie hinzu; „am eilften, als der Kronprinz festgesetzt wurde, an eben dem Tage, wo die Königin allen den Lärm in ihrem Kabinet und in der Gallerie hörte." *) Ich glaubte bei dieser traurigen Erzählung meine Sinne zu verlieren. Mein Schmerz über das Unglück meines Bruders war ohne Grenzen und ich brachte eine fürchterliche Nacht zu."

„Gleich am andern Morgen ließ mich die Königin rufen und zeigte mir den Brief meines Vaters, dem man wohl ansah, daß er in der ersten Hitze geschrieben war. „Ich habe;" schrieb er, „den Schurken festsetzen lassen, und werde ihn, so wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdient, behandeln. Ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn; er hat sowohl mich, wie meine ganze Familie entehrt. Er ist ein Elender, der nicht verdient, zu leben." Die Königin und ich waren in einem entsetzlichen Zustande. Sie erzählte mir, daß Katt, der Mitschuldige des Kronprinzen, am vorigen Tage im Geheimen aufgehoben sei, und daß alle seine Papiere und Habschaft versiegelt wäre. Der Marschall Natzmer hatte, wie sie mir sagte, den Auftrag dazu gehabt. Grumbkow war nämlich seit dem 15. v. Mts. von meines Bruders Verhaftnehmung unterrichtet und hatte sich nicht enthalten können, gegen einige Personen, die ihn besuchten, seine Freude darüber zu äußern. Der dänische Gesandte war durch seine Spione davon unterrichtet und gab Katt brieflich den Rath, sich möglichst bald davon zu machen. Katt ging unverzüglich zu dem Marschall Natzmer und bat um die Erlaubniß, am folgenden Tage sehr früh nach Friedrichsfelde gehen zu dürfen, wohin ihn der Markgraf Albrecht zum Mittagsessen habe einladen lassen. Da Natzmer den Befehl des Königs noch nicht empfangen hatte, so willigte er in sein Gesuch. Katt hatte sich einen besondern Sattel machen lassen, in welchem man Gold und allerlei Kleidungsstücke verbergen konnte. Dieser war unglücklicher Weise noch nicht fertig und hielt ihn lange auf; er verbrannte indessen seine Papiere, und eben in dem Augenblick, als er auf das Pferd steigen wollte, um zu entfliehen, kam der Marschall und forderte ihm seinen Degen ab. Er hatte, nachdem er den Befehl des Königs erhalten, noch drei Stunden vergehen lassen, damit sie der Unglückliche zu seiner Flucht benutzen könnte, so daß er ganz erstaunt war, als er ihn noch zugegen fand."

„Als der erste Schmerz bei der Königin vorüber war, fragte sie mich, ob er mit mir von seinem Vorhaben gesprochen habe. Ich bejahete es und erzählte ihr alle Auftritte, die wir bei dieser Veranlassung gehabt hatten, und sagte, daß ich ihr nichts davon entdeckt hätte, damit sie, wenn der Fall jemals stattfände, nicht mit darin verwickelt werden müßte, daß ich aber nach den Versicherungen, die mir Katt vor zwei Tagen gegeben hatte, auf nichts weniger gefaßt gewesen sei. „Was hat er aber," fuhr sie fort; „mit unseren Briefen gemacht? Wir sind verloren, wenn man sie findet." „Ich habe mit ihm oft darüber gesprochen," war meine Antwort; „und er versicherte mir stets, daß er sie verbrannt hätte." „Ich kenne ihn besser," sagte die Königin; „und wollte wohl wetten, das sie alle unter Katt's

*) An einer früheren Stelle ihrer Memoiren spricht die Verfasserin über diesen Vorfall folgendermaßen: „Es war am Abende des eilften August, als die Königin, die neben der Frau von Bülow saß und ihren Kopfputz abnahm, in dem angrenzenden Kabinet einen fürchterlichen Lärm hörte. Das Kabinet war sehr schön, von oben bis unten mit Porzellanstreifen belegt und mit vielen merkwürdigen Stücken, sowohl Edelsteinen als Krystallen, ausgeziert; alles goldene Geräth der Krone, so wie der Schmuckkasten der Königin, befanden sich darin. Sie rief sogleich aus, ihr ganzes Porzellan wäre zerschlagen; man sollte danach sehen. Die Frau von Bülow, der bei der Sache unheimlich zu Muthe wurde, nahm drei Kammerfrauen zu ihrer Bedeckung und ging mit ihnen in das Kabinet. Sie fanden aber weder etwas zerbrochen noch in Unordnung gebracht. Dieser Lärm wiederholte sich drei Mal, und darauf hörte man ein großes Geräusch in der Gallerie, die sich zwischen den Zimmern des Königs und der Königin befand, und an deren Ende eine Schildwache stand. Die Königin wurde ungeduldig, und sagte: „Jetzt wird es mir zu arg! Ich muß selbst sehen, was das ist." Darauf nahm sie alle Lichter in die Hand, und kaum war sie aus der Thüre getreten, so hörte sie ganz nahe neben sich ein Aechzen und Stöhnen, ohne irgend etwas zu sehen. Die Schildwache, welche ganz nahe stand, antwortete auf die Frage, ob sie Niemanden wahrgenommen hätte, verneinend, versicherte aber, dasselbe Geräusch gehört zu haben. Die Königin hatte viel Entschlossenheit in ihrem Charakter, und befahl, alle Zimmer, sogar die des Königs, zu durchsuchen, doch man fand nichts, und begab sich endlich zur Ruhe."



Digitized by Google

Papieren sind." — „Das ist nicht möglich," erwiederte ich; „und in diesem Falle ist es um mich geschehen." „Und um mich dazu," antwortete meine Mutter, „ich habe die Gräfin Finkenstein holen lassen, um mit ihr und der Sonnsfeld zu sehen, was zu thun ist." — Wirklich erfuhren wir am andern Tage, daß meines Bruders Sachen alle bei Katt wären. Die Offiziere, welche bei der Versiegelung zugegen gewesen waren, beschrieben mir sogar alle dort vorgefundenen Kisten, und ich erkannte die Chatulle, die unsere Briefe enthielt. Nach vielem Ueberlegen beschloß die Königin, ihren Kanzler Reinbeck in dieser Sache zu gebrauchen. Er sollte den Marschall bitten, daß er ein Mittel auffinden möchte, sie aus Katt's Hause zu entfernen; aber Reinbeck, der krank war, konnte nicht kommen. Diese Briefe waren für uns von der größten Wichtigkeit; mehrere sprachen von dem Könige in ziemlich starken Ausdrücken.

Am andern Morgen sah ich die Gräfin Finkenstein mit allen Zeichen der Bestürzung in mein Zimmer eintreten. Sie rief mir zu: „Ich bin verloren! — gestern, als ich von der Königin nach Hause kam, fand ich ein Kästchen, mit Katt's Wappen versiegelt und an die Königin addressirt, in meiner Wohnung. Bei beiden war folgendes Billet." Sie reichte es mir zum Lesen: „Haben Sie die Güte, beigehende Chatulle der Königin zu übergeben; sie enthält ihre und der Prinzessin Briefe an den Kronprinzen." „Vier maskirte Männer," fuhr die Frau von Finkenstein fort; „brachten dies meinem Gesinde. Ich weiß mich nicht zu entschließen. Soll ich der Königin etwas davon sagen? Soll ich es dem Könige schicken? — denn wenn ich dies nicht thue, so kann ich mich nur gefaßt machen, Katt Gesellschaft zu leisten." Wir baten und quälten sie so lange, daß sie sich endlich, obschon mit Zittern und Zagen, entschloß, die Königin davon zu unterrichten. Meine Mutter war über diese gute Nachricht höchst erfreut, bis ein reiferes Nachdenken sie darauf aufmerksam machte, wo sie die Kiste hinthun sollte? — Wenn man ein Geheimniß daraus machte, und Katt in seinem Verhör ihrer erwähnte, so stürzte man die Gräfin von Finkenstein in's Unglück und die Königin stellte sich jedem Verdacht und also der ganzen Wuth des Königs bloß; schaffte man sie aber öffentlich zur Königin, so mußte es dem Könige zu Ohren kommen, und er würde die Königin gezwungen haben, ihm die unseligen Briefe als Werkzeug ihres eigenen Unglücks auszuliefern. Nach manchem Hin- und Herreden und sattsamem Abwögen entschloß man sich endlich zu dem Letztern. Die Chatulle wurde vor den Augen Aller der Königin gebracht, und sie verschloß sie in Gegenwart ihrer Leute in ihr Kabinet."

„Kaum war dies Hinderniß beseitigt, so entstand ein anderes, denn jetzt kam es darauf an, sich der Briefe zu bemeistern. Die Königin war der Meinung, sie zu verbrennen und dem Könige ganz einfach zu sagen, da sie von gar keiner Wichtigkeit gewesen wären, so hätte sie es nicht für nöthig erachtet, ihm dieselben zu zeigen. Dieser Vorschlag wurde allgemein verworfen, und der Tag ging mit lauter Debatten hin, ohne daß etwas beschlossen wurde. Am folgenden Tage überlegte ich mit der Sonnsfeld von Neuem, und endlich kam ich auf den Gedanken, man müßte das Siegel von dem Kästchen, das nur von Leder war, abnehmen, das Vorlegeschloß erbrechen, unsere Briefe herausnehmen und andere schreiben, die man an ihre Stelle legte. „Ich glaube sogar," setzte ich hinzu; „man wird das Siegel nicht zu zerbrechen brauchen, und ich mache mich anheischig, es in's Werk zu setzen." Fräulein von Sonnsfeld gab mir ihren Beifall, man schlug es der Königin vor und sie war es zufrieden; Nachmittags schickte sie alle ihre Damen fort und behielt mich allein bei sich. Da die Kiste für sie und für mich zu schwer war, mußten wir den Kammerdiener der Königin mit in's Geheimniß ziehen, doch wagten wir nichts dabei, denn es war ein alter Diener von erprobter Zuneigung und Treue. Es war nicht möglich, die Stricke abzunehmen, ohne das Siegel zu zerbrechen, und dies Hinderniß machte uns zittern; indem wir aber das Wappen betrachteten, bemerkten wir, daß es sehr einfach war. Es stellte einen Hund, von vielem Waffengeräthe umgeben vor, und wir glaubten, leicht ein ähnliches finden zu können. Wirklich ergab es sich auch, daß das Pet

schaft des Kammerdieners diesem sehr ähnlich war. Das Vorlegeschloß wurde nun erbrochen und wir kamen an die Untersuchung der Briefe."

„Der Anblick dieser Papiere verursachte mir eine tödtliche Angst. Ich hatte oftmals heimlich an meinen Bruder geschrieben, und, um nichts zu fürchten zu haben, wenn die Briefe dem Könige in die Hände fielen, so schrieben wir mit Citronensaft; wenn man sie dann über das Feuer hielt, so wurde die Schrift leserlich. Meine Briefe enthielten meistens Schmähungen über die Damen (die Kammerfrau der Königin) und Klagen über ihren Einfluß bei der Königin. Der Eindruck, den sie auf die Letztere machen mußten, wenn sie ihr zu Gesichte kamen, konnte nur sehr nachtheilig für mich sein. Dies wäre unfehlbar geschehen, hätte mich nicht die Ankunft des Predigers Reinbeck, der sich in diesem Augenblicke melden ließ, aus dieser Verlegenheit errettet. Da die Königin ihn einige Tage zuvor hatte rufen lassen, so konnte sie nicht umhin, ihn zu empfangen. Sie war über alles, was vorging, so bestürzt, daß sie mir beim Weggehen sagte: „Um Gotteswillen! verbrenne alle die abscheulichen Briefe und laß keinen einzigen übrig." Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, sondern brachte alle meine Briefe, deren nicht weniger als 500 waren, den Wolken zum Opfer. Darauf folgten die der Königin, und dieselbe kehrte eben zurück, als das schöne Stück Arbeit vollendet war. Jetzt schritten wir zur Durchsicht aller übrigen Papiere. Wir fanden zwei Reisepäße eines Franzosen mit Namen Ferrand, einen Brief meines Bruders an Katt, verschiedene andere, die uns ziemlich gleichgültig waren, einen Beutel mit tausend Pistolen, eine Menge Anmerkungen und Betrachtungen von meinem Bruder, moralischen und geschichtlichen Inhalts, und einige Kleinodien von Gold und von Edelsteinen. Der an Katt gerichtete Brief enthielt ungefähr folgende Worte: „Ich reise ab, lieber Katt, und habe meine Maßregeln so gut genommen, daß mir nichts droht. Meine Reise geht durch Leipzig, wo ich mich für einen Marquis d'Ambreville ausgeben will. Keith ist schon benachrichtigt und geht geraden Weges nach England. Verlieren Sie keine Zeit, denn ich denke Sie in Leipzig zu finden. Adieu! Sein Sie guten Muthes!" — Wir hielten es für gut, dies Alles zu verbrennen. Nun brachten wir mehrere Tage damit hin, Briefe von mehreren Datums zu schreiben. Aber wie wäre es möglich gewesen, deren zwölf- oder funfzehnhundert herauszubringen? Wir nahmen Papier von jedem Jahrgang, und das Ganze wurde so zusammengepaßt, daß Niemand etwas merken konnte. Ungeachtet unserer Sorgfalt wurde aber die Kiste dennoch so leer, daß uns dieser Umstand verrathen hätte; die Königin kam darauf, einen ganzen Kram von Dosen und anderen Kleinigkeiten hinein zu stopfen. Mir war es nicht recht. Ich hätte sie lieber mit Briefen ausgefüllt, und ich erbot mich dazu, vor der Rückkehr des Königs noch einige Hundert zu schreiben, allein sie wollte es nicht. Der Kasten wurde also wieder zugeschlossen, und man sah gar nicht, daß er berührt worden war. —"

Aus dieser Erzählung der Markgräfin hat der Leser schon erfahren, daß leider der zweite Vertraute des Kronprinzen, der Lieutenant von Katt, die günstige Gelegenheit zur Flucht, die sich ihm darbot, leichtsinniger Weise nicht zeitig genug benutzt hatte; das traurige Schicksal, welches ihn betraf, ließ sich wohl im Voraus sehen.

Es war am 27. August, als der König nach Berlin zurückkehrte, und da der Kronprinz, der inzwischen in Mittenwalde angekommen war, sich nicht mit in dem Gefolge des Königs befand, gerieth die Königin in die äußerste Besorgniß, da sie von der leidenschaftlichen Heftigkeit ihres königlichen Gemals Alles fürchten zu müssen glaubte. Sie eilte ohne Verzug in das Kabinet des Monarchen, um sich nach dem Schicksale des Kronprinzen zu erkundigen. Der König, vor Zorn und Aufregung fast ganz außer sich, gab ihr zur Antwort, daß der Prinz todt sei. „Wie?" rief die Königin, entsetzt zurückschaudernd; „wie, Sie sollten der Mörder Ihres Sohnes gewesen sein?" — „Meines Sohnes?" entgegnete der König mit höhnischem Gelächter. „Er war nicht mehr mein Sohn, er war ein nichtswürdiger Deserteur, der den Tod zehnfach verdient

Digitized by Google

hatte!" Dann befahl er der Königin, das Kästchen, welches sie durch Katt erhalten hätte, auszuliefern. Zitternd gehorchte sie; sie fürchtete, daß der König die geschehene Oeffnung desselben bemerken möchte, aber glücklicher Weise machte ihn seine Leidenschaftlichkeit blind. In der Aufwallung seines Zornes zerschlug er das Kistchen, ohne vorher weder das Schloß noch das Siegel zu untersuchen, nahm die Briefe heraus und verließ die Königin, um diese Papiere durchzulesen. Erst später begab er sich in die Gemächer seiner Gemalin wo seine Kinder versammelt waren, aber noch immer hatte sich sein Zorn nicht gelegt; derselbe richtete sich vielmehr gegen seine älteste Tochter, die Prinzessin Friederike. Sie wollte ihrem Vater entgegen gehen, ihm die Hand zu küssen, aber er stieß sie heftig zurück, mißhandelte sie und würde sie mit Füßen getreten haben, wenn sich ihm nicht deren jüngere Geschwister ihm zu Füßen geworfen hätten.

Glücklicher Weise vergaß er in seiner Hitze, daß er der Königin gesagt hatte, der Kronprinz sei todt; er beruhigte sie, indem er sagte, daß er ihn vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen lassen werde, denn nun sah sie wenigstens, daß er noch keinen übereilten Entschluß gefaßt hatte, und das Entsetzliche noch nicht geschehen war.

Unmittelbar nach seiner Ankunft hatte der König den Befehl gegeben, den verhafteten Katt vor ihn zu führen; während jener Scene bei der Königin brachte man ihm die Meldung, daß der Arrestant angekommen sei, und Friedrich Wilhelm begab sich in das Zimmer, wo ihn Jener erwartete. Bei des Königs Eintritt warf sich Katt demselben zu Füßen und wollte seine Kniee umfassen, aber der König stürzte wüthend auf ihn los, mißhandelte ihn und riß ihm das Johanniterkreuz, das Katt um den Hals trug, ab. Erst nachdem sich sein Zorn wenigstens einigermaßen ausgetobt hatte, konnte das Verhör seinen Anfang nehmen, welches der Generalauditeur Mylius leitete. Indessen vertheidigte sich Katt mit großer Standhaftigkeit und Fassung. Er hatte es sich zur Pflicht gemacht, den Zorn des Königs von den übrigen Gliedern der königlichen Familie abzuwenden, und suchte daher dieselben so wenig als möglich in seinen Antworten zu compromittiren. Standhaft behauptete er, daß weder die Königin noch die Prinzessin von dem Plan ihres Bruders Kenntniß gehabt hätten. Doch gab er zu, daß er selbst um die Absicht des Prinzen gewußt habe und Willens gewesen sei, demselben zu folgen. Auf die Frage: wohin sich der Kronprinz habe wenden wollen, erklärte er, daß ihm dieser Umstand nicht bekannt sei.

So endete das erste Verhör des unglücklichen Katt. Der König war höchst aufgebracht, daß er nichts Ausführlicheres erfahren hatte und ließ die Briefe des Prinzen noch einmal einer genauen Untersuchung unterwerfen. Der verschlagene Grumbkow, der weniger von der Leidenschaft beherrscht wurde, vermuthete sogleich, daß die wichtigeren Papiere von der Königin und ihrer Tochter vernichtet worden seien und versäumte keinen Augenblick, dem Monarchen seine Meinung mitzutheilen. Natürlich leugnete die Königin beharrlich, etwas aus dem Kasten genommen zu haben, sie berief sich darauf, daß sie dem Könige den Kasten mit dem unversehrten Siegel übergeben habe, und der König mußte sich das mit begnügen. Im Uebrigen dürfen wir es bei dieser Gelegenheit durchaus nicht unerwähnt lassen, daß Grumbkow, der eigentlich die Veranlassung zu diesem unglücklichen Vorfalle gegeben hatte, sich nicht mit diesem Bewußtsein begnügte, sondern vielmehr alles Mögliche that, den König zur größten Strenge gegen seinen Sohn zu stimmen. Dieser unglückliche Prinz hatte zuerst ein scharfes Verhör in Mittenwalde auszuhalten, welchem Grumbkow beiwohnte, und während desselben, ja sogar im Protokoll, gab man ihm nicht den Titel „königliche Hoheit," sondern er wurde auf den Befehl des Königs schlechtweg der Obrist Frih titulirt. Auch dieses geschah auf den Antrag Grumbkow's. Dieser intriguante Bösewicht hatte nämlich recht gut eingesehen, daß der Kronprinz, als Solcher betrachtet, keine große Strafe verwirkt habe, sondern daß er nur in Bezug auf seine Stellung als Officier allerdings eine That begangen habe, welche nach dem Urtheil eines Kriegsgerichts mit dem Tode bestraft werden mußte. Auf solche Weise

Digitized by Google

ſuchte dieſer unwürdige Menſch, nur ſeinen eigenen Planen, und zwar dem erbärmlichſten von Allen, der Geldgier folgend, die Ruhe und das Glück der königlichen Familie ſtören, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſeine fluchwürdige That wirklich gelungen wäre, wenn nicht der Gott, vor welchem auch Könige und Fürſten dereinſt ſtrenge Rechenſchaft ablegen müſſen über ihre Thaten, das Herz des Monarchen zur Milde geneigt hätte.

Nachdem der Prinz in Mittenwalde verhört worden war und auf alle Fragen ſeiner Richter, mit einer bewunderungswürdigen Standhaftigkeit und Geiſtesgegenwart geantwortet hatte, kündigte ihm Grumbkow an, daß er den Befehl hätte, ihn nach Küſtrin zu transportiren. Dort wurde der erlauchte Arreſtant in die Citadelle eingeſperrt. Man wies ihm ein Zimmer an, welches gar keine Meubles enthielt und ſein Licht nur durch eine vergitterte Luke erhielt; er mußte auf der bloßen Diele ſchlafen und den Etat ſeiner geſammten Ausgaben hatte ſein königlicher Vater auf vier Groſchen für jeden Tag beſtimmt. Zur Unterhaltung gab man ihm eine Bibel und ein Gebetbuch.

Nichts deſtoweniger verließ den unglücklichen Prinzen ſelbſt in dieſer Lage ſeine Standhaftigkeit nicht, und als Grumbkow mit dem Generalauditeur Mylius nach Küſtrin kam, um den Prinzen zu verhören, antwortete er auf die übermüthigen Fragen des Erſteren mit gerechtem Stolze, ſo daß dieſer ſchamloſe Böſewicht in ſeiner erbärmlichen Wuth ſo weit ging, dem Prinzen zu ſagen, er würde ſchon Mittel und Wege zu finden wiſſen, ihn zu demüthigen. Der Prinz antwortete auf dieſe Beleidigung ſeinem hohen Geiſte angemeſſen. Indeſſen konnte ihm Grumbkow doch auf keine Weiſe das Geſtändniß entlocken, daß die Prinzeſſin Friederike und die Königin um ſeine beabſichtigte Flucht gewußt hätten, und auch Katt blieb, ungeachtet man ihm mit der Folter drohte, ſtandhaft. —

Nachdem Grumbkow ſah, daß er in dieſer Angelegenheit aller ſeiner Mühe ungeachtet nichts weiter ausrichten würde, trieb er den König dazu an, zur Urtheilsſprechung ſchreiten zu laſſen, da er fürchtete, daß der Monarch allmälig zur Milde geſtimmt werden könnte. Demgemäß wurde ein Kriegsgericht von zwei Generalmajors, zwei Obriſten, zwei Obriſtlieutenants, zwei Majors und zwei Kapitains nach Potsdam zuſammenberufen und demſelben den Fall zur Entſcheidung vorgelegt. Man hatte dieſe Mitglieder durch das Loos wählen müſſen, da ſich alle Officiere entſchieden geweigert hatten, in dieſer Angelegenheit aufzutreten. Nichtsdeſtoweniger erkannten nur die beiden Generalmajors, die Grafen von Lingen und von Derſchau, auf ein milderes Urtheil, die Uebrigen verurtheilten den Prinzen ſowohl, als auch Katt, zum Tode. Vergeblich waren daher auch die Bitten um Gnade, die von allen Seiten an den König gerichtet wurden, nachdem er das Todesurtheil Katt's unterſchrieben hatte, der Monarch blieb unerbittlich, und erklärte ſogar, daß die Hinrichtung Katt's nur das Vorſpiel zu zu der des Prinzen ſein ſollte.

Dieſen Letzteren hatte man indeſſen in völliger Ungewißheit über ſein Schickſal gelaſſen; es war ihm zwar bekannt, daß der Spruch des Kriegsgerichtes auf Tod lautete, ob aber der König dies Urtheil beſtätigt hatte oder nicht, wußte er nicht. Um ſo fürchterlicher überraſchte ihn die Hinrichtung Katt's. Dieſer war zur Vollſtreckung der Todesſtrafe nach Küſtrin gebracht worden und der König hatte es ſtreng befohlen, daß der Prinz die Exekution mit anſehen ſollte. Am Tage zuvor wurde auf dem Platze an der Citadelle ein Schaffot errichtet, und der Kronprinz glaubte nicht anders, als daß daſſelbe für ihn beſtimmt ſei, und in dieſer Meinung wurde er noch mehr beſtärkt, als er am folgenden Tage gezwungen wurde, ſtatt ſeiner Uniform ein einfaches Kleid von braunem Tuche anzulegen; erſt als der Kommandant der Feſtung, ein Herr von Löpel, eintrat und dem Prinzen ankündigte, daß die Hinrichtung Katt's vor ſich gehen, und daß der Prinz derſelben beiwohnen ſolle, wurde ihm klar, daß es nicht ihm, ſondern ſeinem Freunde gelte. Bald darauf erſchien Katt wirklich auf dem Schaffot. Er hatte ein ähnliches Kleid an, wie der Prinz, denn nachdem er jene, für einen Officier ſo beſchimpfende Behandlung von Seiten des Königs empfangen hatte, durfte er keine

Digitized by Google

Uniform mehr tragen, sondern war nur bisher mit einem leinenen Kittel bekleidet gewesen. Bei seiner Ankunft nöthigte der Kommandant Löpel, der empfangenen Instruction gemäß, den Prinzen, an's Fenster zu treten, als Dieser aber den Unglücklichen erblickte, der für ihn in den Tod ging, bat er, von der heftigsten Angst ergriffen, den Kommandanten, die Hinrichtung zu verschieben; er erbot sich, dem Könige seine feierliche Entsagung der Krone zu übersenden, wenn Katt dafür begnadigt würde, doch stand es nicht in der Macht dieses Mannes, die Bitte des Prinzen zu erfüllen.

Als sich Katt dem Fenster, an welchem der Prinz stand, genähert hatte, rief ihm derselbe in französischer Sprache die Worte zu: „Vergeben Sie mir, vergeben Sie mir, mein theurer Katt!“ worauf Dieser in derselben Sprache antwortete: „Und hätte ich tausend Leben, mein Prinz, ich würde dieselben für Sie opfern, denn der Tod ist leicht für einen so gütigen Prinzen.“ Mit diesen Worten grüßte er den Prinzen, bestieg das Schaffot, und mit den Worten: „Herr Gott, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ neigte er sein Haupt dem Streiche des Henkers, welcher seinem Leben ein Ende machte.

Viele neuere Schriftsteller sind indessen der Meinung gefolgt, daß der Kronprinz, wie der Befehl seines Vaters lautete, wirklich die Hinrichtung Katt's mitangesehen habe, diese Angabe wird jedoch von einem Augenzeugen als unrichtig bestritten. Es ist dies der der Sohn des Kammerpräsidenten der neumärkischen Kammer, des Herrn von Münchow, welcher seine Amtswohnung auf der Citadelle zu Küstrin hatte, und menschenfreundlich genug dachte, dem unglücklichen Prinzen seinen Zustand auf jede nur mögliche Weise zu erleichtern, wofür sich derselbe nach seiner Thronbesteigung auch im höchsten Grade dankbar bewies. Der Sohn dieses würdigen Mannes, der, wie gesagt, der Exekution Katt's beiwohnte, erzählt uns ausdrücklich, daß eine Mauer vor dem Zimmer des Prinzen die Aussicht nach dem Schaffot unmöglich gemacht habe.

Mit Schrecken hatte indessen Kaiser Karl VI. die fürchterlichen Scenen, welche seine Umtriebe am Berliner Hofe hervorgerufen hatten, gesehen; er zitterte, daß das Verderben auch den Kronprinzen treffen könnte, und erließ deshalb ein Schreiben an den König von Preußen, worin er sich etwa folgendergestalt ausdrückt: Er könne nicht umhin, bei der zwischen ihnen fürsteienden so nützlichen Freundschaft, sein Fürwort bei dem Könige einzulegen, damit derselbe Gnade für Recht ergehen lasse; auch suche er hierbei nichts, als was zu des Königs eigener Beruhigung gereiche, und hoffe, daß der Kronprinz, obwohl er vielleicht nicht von der kaiserlichen Affection und Liebe zu ihm und seinem ganzen königlichen Hause überzeugt sei, doch nun wohl erkennen werde, wie recht herzlich und ernstlich er es mit ihm meine, maßen er die Wohlfahrt beider Häuser von einer beständigen Vertraulichkeit des Erzhauses mit dem Kurhause Brandenburg abzuhangen glaube“ ꝛc. ꝛc. Seckendorf mußte dieses Schreiben dem Könige überreichen, und empfing zugleich noch den besonderen Auftrag von seinem Hofe, seinen ganzen Einfluß, welchen er auf den König ausübte, dahin zu verwenden, den Monarchen zum Widerruf des, über seinen Sohn ausgesprochenen Todesurtheils zu bewegen. Dieser Umstand hatte auch wirklich den gewünschten Erfolge und da sich außerdem die Generalstaaten und mehrere andere Höfe sehr lebhaft für den Prinzen verwendete, äußerte sich der König gegen Grumbkow, daß er nicht abgeneigt wäre, seinen Sohn zu begnadigen, wenn sich derselbe vor ihm demüthigen wollte. Grumbkow, welchen schon damals die allgemeine Stimme als den Bösewicht bezeichnete, welcher die Schuld dieser unglücklichen Ereignisse trug, sah hierin die beste Gelegenheit, den Eindruck, welchen sein Betragen gemacht hatte, wieder zu verwischen. Er konnte nicht mehr zweifelhaft sein, daß es allen seinen Machinationen nicht gelingen würde, dem Kronprinzen noch ferner zu schaden, und somit faßte er freudig den Gedanken auf, scheinbar und in den Augen der Welt, als Vermittler zwischen Vater und Sohn aufzutreten. Er reiste deshalb sogleich nach Küstrin und suchte den Prinzen dazu zu bewegen, einen Brief an seinen Vater zu schreiben, sein Unrecht zu bekennen und um Gnade zu bitten. Anfänglich waren seine Vorstellungen ver-

Digitized by Google

gebens; der Kronprinz wollte weder seinen Vater um Verzeihung bitten, noch die Vermittlung Grumbkow's annehmen, und erst die Vorstellung, daß er durch seine Nachgiebigkeit nicht allein sein eigenes, sondern auch das Schicksal seiner Mutter und Schwester, die von dem Könige noch immer mit der äußersten Strenge behandelt wurden, mildern könne, bestimmten ihn dazu, wirklich einen Brief an den König zu schreiben und um Gnade zu bitten.

Als der König diesen Brief seines Sohnes erhielt, bezeigte er dem Feldmarschall große Freude darüber, und trug demselben alsdann auf, in Gesellschaft der Herren von Glasenapp, Bodenbrock, Derschau und Anderer nach Küstrin zu reisen, um dem Prinzen in seinem Namen zu eröffnen, daß er denselben rücksichtlich der kaiserlichen Verwendung begnadigen wolle, doch solle solle er noch längere Zeit in Küstrin bleiben und auf dortigen Domainenkammer als jüngster Rath arbeiten. Zugleich wurde ihm eine Eidesformel zur Unterschrift vorgelegt, dergemäß er versprechen mußte, nie an denjenigen Personen, welche bei den letzten Vorfällen den Befehlen des Königs gemäß gehandelt hatten, Rache zu nehmen; sich auch nicht ohne Wissen seines Vaters aus dem preußischen Staate entfernen zu wollen, und sich endlich mit keiner andern Prinzessin als der, die ihm sein Vater bestimmt hätte, zu vermälen. — Nachdem sich der Prinz diese Eidesformel zur Durchsicht hatte vorlegen lassen und einen Tag Bedenkzeit ausgebeten hatte, unterschrieb er dieselbe in Gegenwart der erforderlichen Zeugen am 25. November, einem Sonnabend, worauf er sich am folgenden Tage in die Kirche begab, die Predigt anhörte und das Abendmahl nahm. Bei seiner Rückkehr legte man ihm den Etat seines künftigen Hausstandes vor. Der König hatte auf demselben Alles gestrichen, was zum Vergnügen und der Erholung seines Sohnes dienen konnte; es war ihm sogar verboten, zu lesen, sich mit der Musik zu beschäftigen oder französisch zu sprechen. — Einige Monate nachher kam der König selbst nach Küstrin und hatte eine längere Unterredung mit seinem Sohne; aber obgleich er sich mit demselben zufrieden bezeigte, dachte er doch noch immer nicht daran, die trübe Lage desselben zu ändern. Erst die Verheirathung seiner Schwester Friederike sollte dem Prinzen seine Freiheit wiedergeben.

Diese unglückliche Prinzessin hatte anfänglich kaum ein besseres Loos als ihr Bruder zu ertragen gehabt. Sie war nach der Ankunft des Königs in Berlin auf ihr Zimmer verwiesen worden und blieb dort in einer Art von Gefangenschaft, bis sie endlich der König durch die Herren von Grumbkow, von Borck, von Podewils und von Thulmeier auffordern ließ, entweder einen Prinzen, den er ihr vorschlagen werde, zu heirathen, oder ihr Leben in fortdauernder Gefangenschaft hinzubringen. Die Prinzessin, um den Zorn ihres Vaters nicht aufs Neue gegen sich und ihren Bruder zu reizen, willigte in das Erstere, und wählte von den drei ihr vorgeschlagenen Bewerbern, dem Markgrafen von Schwedt, dem Prinzen von Weißenfels und dem Erbprinzen von Baireuth, diesen Letzteren, den sie gar nicht kannte. Aber während sich der König über diese Antwort seiner Tochter hoch erfreut bezeigte, hatte die Arme dagegen von ihrer Mutter die heftigsten Vorwürfe wegen ihrer Nachgiebigkeit zu erleiden. Die feierliche Verlobung fand am 2. Juni 1751 statt, und es war in der That ein Zufall, der dem König ebenfalls seine Härte bereuen machte, daß an dem Hochzeittage die Erklärung Georg's II. von England angekommen war, daß er den Prinzen von Wales mit der Prinzessin Friederike vermälen wolle, ohne auf die Heirath des Kronprinzen mit der Prinzessin Amalie von England zu bestehen. Vielleicht wäre es aber dennoch möglich gewesen, diese Verbindung zwischen dem englischen und preußischen Königshause in's Werk zu richten, wenn nicht Seckendorf und Grumbkow, welche von der Ankunft dieser wichtigen Depesche die erste Nachricht erhielten, und ihre Pläne so nahe am Ziele scheitern zu sehen glaubten, das inhaltschwere Papier dem Könige so lange verheimlicht hätten, bis die Vermälung wirklich vollzogen war.

Der feierliche Akt der Hochzeit fand am zwanzigsten November in Potsdam statt, und dies war auch der Tag, an welchem der Kronprinz seine Freiheit wie-



Digitized by Google

der erhielt. Die Prinzessin Friederike selbst schildert uns in ihren Memoiren ihren Hochzeitstag ausführlich, so daß wir durch ihre Erzählung sowohl einen tiefen Blick auf den Geist, welcher damals am Hofe zu Berlin herrschte, werfen, als auch eine richtige Ansicht von den Festlichkeiten unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. gewinnen können.

Die Prinzessin erzählt folgendermaßen: „Am Morgen begab ich mich unangezogen in das Zimmer der Königin. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich zum Könige, damit ich eine Verzichtleistung auf die Allodialgüter ausstelle, eine Sitte, die durch das ganze Land verbreitet ist. Ich fand dort den Markgrafen von Baireuth und seinen Sohn, Grumbkow, Podewils, Thulmeier und Voigt, den baireuthischen Minister. Man las mir die Eidesformel vor, welche enthielt, daß ich allen meinen Ansprüchen auf die Allodialgüter entsagte, so lange meine Brüder und ihre männliche Nachkommenschaft am Leben wären, daß ich dagegen im Falle ihres Todes in alle meine präsumtiven Erbrechte wieder einträte. Nachdem ich den Eid geleistet hatte, forderte man einen zweiten von mir, der mich in das höchste Erstaunen setzte, da ich von seinem Inhalt durchaus ununterrichtet gewesen war. Er besagte, daß ich auf immer der Erbschaft der Königin entsagen sollte, wenn sie ohne Testament stürbe. Ich stand unbeweglich da. Der König, der meine Verwirrung sah, sagte, indem er mich mit Thränen umarmte: „Du mußt dich diesem harten Gesetze unterwerfen, liebe Tochter. Deine Schwester in Anspach ist auch dazu verurtheilt worden. Im Grunde ist es nur eine Formalität, denn deine Mutter kann stets ein Testament machen, wenn sie will." Ich küßte ihm die Hand, indem ich ihm vorstellte, daß er mir eine authentische Versicherung gegeben hätte, für mich sorgen zu wollen, und daß ich nicht glauben könnte, er werde mich mit so vieler Härte behandeln. „Es ist jetzt nicht Zeit, Umstände zu machen;" erwiederte er in heftigem Tone: „unterschreibe gutwillig, oder ich werde Dich dazu zwingen." Er sagte die letzten Worte mit leiser Stimme. Ich mußte ihm daher gegen meinen Willen gehorchen. Nachdem diese abscheuliche Ceremonie beendigt war, schmeichelte er mir, lobte mich wegen meiner Unterwürfigkeit und war freigebig in Versprechungen, die er nicht zu halten die Absicht hatte."

„Wir begaben uns darauf zur Tafel, wo er mich an seine Seite setzte. An derselben befand sich nur der Prinz, meine Schwestern und Brüder und die Herzogin von Bevern. Ich war traurig und nachdenkend. Nachdem wir gegessen hatten, befahl der König meiner Mutter, mit meinem Anzuge anzufangen. Es war vier Uhr und um sieben sollte ich fertig sein. Die Königin wollte mir das Haar machen. Da sie für die Geschäfte einer Kammerfrau nicht geeignet war, so konnte sie damit nicht zu Stande kommen. Ihre Kammerfrauen lösten sie ab; aber sobald meine Haare auf der einen Seite in Ordnung gebracht waren, zerstörte sie sie wieder und dies Alles war nur eine Finte, um Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, daß ein englischer Courier ankommen sollte, den sie mit Ungeduld erwartete. Sie wußte nicht, daß er bereits in der Stadt war, und daß Grumbkow die Depeschen in den Händen hatte. Man wird leicht begreifen, daß er sie dem Könige nicht eher gab, als nach Vollziehung der Hochzeit. Dies war denn die Schuld, daß ich wie eine Närrin zugerichtet wurde. Da man nicht aufhörte, meine Haare zu betasten, so hatte ihre Steifheit nachgelassen und ich sah aus wie ein kleiner Junge, denn sie fielen mir alle in's Gesicht. Man setzte mir die Königskrone auf und 24 Haarlocken von der Stärke eines Armes. So hatte es die Königin angeordnet. Ich konnte meinen Kopf nicht in die Höhe heben, der für solche Last zu schwach war. Mein Kleid bestand aus einer Robe von sehr reichem Silberstoff mit einem goldenen Netze und meine Schleppe war zwölf Ellen lang. Ich war nahe daran, unter dieser Bürde umzukommen. Zwei Damen der Königin und zwei von den meinigen trugen meine Schleppe. Die beiden letzteren waren Fräulein von Sonnsfeld, Schwester meiner Gouvernante, und Fräulein von Grumbkow, die Nichte meines Verfolgers. Ich war genöthigt, die Letztere anzunehmen, da der König es durchaus gewollt hatte. Fraulein von Sonnsfeld wurde

Digitized by Google

an diesem Tage zur Aebtissin von Wolmirstädt ernannt, und der König hing ihr selbst das Ordenskreuz um. Wir begaben uns alle in das Gesellschaftslokal von dem ich hier eine kleine Beschreibung machen will."

„Das Ganze ist aus sechs großen Gemächern zusammengesetzt, die sich in einen Saal endigen, der mit Gemälden und Werken der Architektur großartig ausgeschmückt ist. Bei dem Ausgange desselben kommt man in zwei sehr wohl dekorirte Zimmer, die zu einer schönen Gemäldegallerie führen. Die Gallerie, welche 90 Fuß lang ist, führt zu einem zweiten Lokal, das aus 14 Gemächern besteht, die eben so groß und wohl dekorirt sind, als die ersteren. An ihrem Ende befindet sich ein sehr geräumiger Saal, der für große Feierlichkeiten bestimmt ist. In dem, was ich bis jetzt beschrieben habe, ist nun freilich nichts Seltenes; aber das Wunderbare kommt: Das erste Zimmer hat einen silbernen Kronsleuchter, der 10,000 Thaler kostet; die übrige Ausstattung ist mit diesem gewichtigen Stücke in gleichem Verhältniß. Das zweite ist noch kostbarer. Die Spiegel in demselben sind von massivem Silber und das Glas von zwölf Fuß Höhe; zwölf Personen können sich geräumig um die Tische setzen, welche unter denselben angebracht sind; der Kronleuchter ist noch größer als vorhergehende. Alles dies steigert sich bis zum letzten Saale, der sehr beträchtliche Stücke enthält. Man sieht dort das Bildniß des Königs und der Königin, und die des Kaisers und der Kaiserin, sämmtlich in Lebensgröße mit silberner Einfassung. Der Kronleuchter kostet 50,000 Thaler; der Globus desselben war so groß, daß ein Kind von acht Jahren bequem hineinsteigen konnte. Die Wandleuchter haben sechs Fuß Höhe, die Gueridons zwölf, der Balkon für die Musiker ist von demselben kostbaren Metall; mit einem Wort: der Saal enthält über zwei Millionen an Silberwerk, ihrem Gewichte nach. Dies Alles ist mit Kunst und Geschmack gearbeitet. Aber im Grunde ist es eine Größe, die das Auge nicht erfreut und viel Unangenehmes hat, denn statt der Wachslichter brennt man dort Kerzen, was eine erdrückende Hitze verbreitet und die Gesichter wie die Kleider schwarz färbt. Der König, mein Vater, hatte alles dies Silberwerk nach seiner ersten Dresdner Reise machen lassen. Er hatte in dieser Stadt den Schatz des Königs von Polen gesehen; er wollte ihn in Reichthümern überbieten, und da er ihn in kostbaren und seltenen Steinen nicht übertreffen konnte, so verfiel er darauf, diese Dinge anfertigen zu lassen, um eine Seltenheit zu besitzen, wie sie vor ihm noch kein Fürst in Europa gehabt hatte."

„In dem letzteren Saale war es, wo die Hochzeitsceremonie vor sich ging. Man löste die Kanonen drei Mal, als wir den Segen empfingen. Alle Gesandten, ausgenommen der englische, waren zugegen. Der Markgraf von Schwedt war durch ausdrücklichen Befehl des Königs dazu genöthigt. Nachdem ich die Glückwünsche angenommen und erwiedert hatte, mußte ich mich auf einen Lehnstuhl unter den Thronhimmel zur Seite der Königin setzen. Der Erbprinz begann mit meiner Schwester aus Anspach den Ball. Er dauerte nur eine Stunde, worauf man sich zur Tafel begab. Der König hatte die Plätze durch das Loos bestimmen lassen, um den Rangstreit unter den fremden Fürsten zu vermeiden. Ich saß mit dem Prinzen obenan, jeder auf einem Lehnstuhl. Der Markgraf, mein Schwiegervater, mir zur Seite; der König, der keine Nachbarin hatte, setzte sich an die Seite des Prinzen. Im Ganzen waren 34 fürstliche Personen an der Tafel. Der König machte sich ein Vergnügen daraus, den Prinzen betrunken zu machen, und nöthigte, ihn so viel zu trinken, daß er ihn endlich auf dieser Höhe sah. Zwei Damen standen die ganze Zeit lang hinter mir, und die Herren, die man mir zur Bedienung gegeben hatte, verrichteten ihre Pflicht eben so vortrefflich, wie Herr von Voigt, der zu meinem Grandmaitre erklärt war, und Herr Bindemann, den man mir zum Kammerherren gegeben hatte. Nach dem Abendbrot gingen wir wieder in den Saal zurück, wo alles zum Fackeltanz bereit war. Dies ist eine altdeutsche Sitte, die mit Ceremonien ausgeführt wird. Die Hofmarschälle beginnen mit ihren Kommandostäben den Zug; ihnen folgen sämmtliche Generallieutenants der Armee, welche jeder

eine brennende Kerze in der Hand tragen. Die Neuvermählten machen zwei Touren im langsamen Schritt; die junge Frau tanzt mit allen Prinzen der Reihe nach; wenn sie geendigt hat, so folgt der Prinz mit allen Prinzessinnen. Dies Alles geschieht unter dem Schalle von Cimbeln und Trompeten. Nachdem der Tanz geendigt war, führte man mich in das erste Gemach, wo man ein Bett von karmoisinrother Seide, mit Perlen gestickt, ausgebreitet hatte. Nach der Etikette mußte mich die Königin ganz auskleiden, doch sie fand mich dieser Ehre unwürdig und gab mir nur das Hemd. Meine Schwestern und die Prinzessinnen erwiesen mir diesen Dienst. Nachdem ich entkleidet war, nahm Jedermann Abschied von mir und zog sich zurück, ausgenommen meine Schwester von Anspach und die Herzogin von Bevern. Man brachte mich dann in mein Zimmer, wo der König mir befahl auf die Kniee zu fallen und mit lauter Stimme das Credo und das Vaterunser zu beten. Die Königin war wüthend und mißhandelte Jedermann. Sie hatte erfahren, daß der Courier angekommen war, und dies brachte sie zur Verzweiflung; sie sagte mir, ehe sie wegging noch tausend harte Dinge."

„Man muß gestehen, daß meine Hochzeit eine der ungewöhnlichsten in der Welt war. Der König, mein Vater, hatte sie gegen seine Neigung herbeigeführt, und bereute dies täglich; er hätte sie auflösen können und vollzog sie gegen seinen Willen. Ich habe nicht nöthig, von den Empfindungen der Königin zu sprechen; man kann aus dem, was ich hierüber geschrieben habe, hinlänglich ersehen, wie sehr sie der Sache entgegen war. Der Markgraf von Baireuth war damit eben so unzufrieden, wie die beiden Genannten. Er hatte seine Zustimmung in der Hoffnung gegeben, davon große Vortheile zu ziehen, um die ihn aber der Geiz des Königs betrog. Er war eifersüchtig auf das Glück seines Sohnes, und sein mißtrauischer Geist gab ihm panische Schrecken ein, von denen ich in der Folge sprechen werde. Ich fand mich daher gegen den Willen der drei Hauptpersonen verheirathet, welche über das Schicksal des Prinzen und demgemäß über meine Zustimmung entscheiden konnten."

Am andern Morgen kam der König, begleitet von seinen Prinzen und Generalen um mir einen Besuch abzustatten und mir ein silbernes Service zu schenken. Die Königin mußte mir, nach den Regeln des Anstandes, eben so einen Besuch machen, doch sie dispensirte sich davon. Trotz alles meines Kummers vergaß ich meinen Bruder nicht. Ich schickte Herrn Voigt an Grumbkow, um ihn an sein Wort zu erinnern. Er ließ mir die Versicherung geben, daß er davon mit dem Könige sprechen wollte, daß ich mich aber einige Tage gedulden müßte, weil man erst seine gute Laune abwarten müßte, um Erfolg davon zu haben.

„Am 23sten war Ball im großen Lokal. Man zog, ehe man dahin ging, seine Nummer; ich zog Nro. 1. Den Prinzen mit eingerechnet zählte man 700 Paare, lauter Leute von Stande. Es wurden vier Quadrillen getanzt; ich führte die erste auf, die Markgräfin Philipp die zweite, die Markgräfin Albrecht die dritte, ihre Tochter die vierte. Die Meinige hatte ihren Platz neben der Bildergallerie; die Königin und alle fürstlichen Herrschaften nahmen daran Theil."

„Ich liebte den Tanz und machte mir die Gelegenheit zu Nutze, als Grumbkow plötzlich hereintrat, um mich in der Mitte einer Menuet zu unterbrechen. „Mein Gott," sagte er zu mir, „Ihro Hoheit scheinen von der Tarantel gestochen; sehen Sie nicht die Fremden, die so eben angekommen sind?" Ich hielt inne, und indem ich mich nach allen Seiten umsah, sah ich einen jungen Mann in grauer Kleidung, der mir unbekannt war. „So eilen Sie denn," sagte er; „den Kronprinzen zu umarmen. Er steht vor Ihnen." All' mein Blut gerieth in meinem Körper vor Freude in Bewegung. „O Himmel!" rief ich aus; „mein Bruder! aber ich finde ihn nicht; wo ist er? zeigen Sie ihn mir, um Gotteswillen!" Grumbkow führte mich zu ihm. Indem ich mich ihm näherte, erkannte ich ihn wieder, aber mit Mühe. Er war entsetzlich stark geworden und hatte einen kurzen Hals; sein Gesicht hatte sich eben so sehr verändert und war nicht mehr so schön, wie es

Digitized by Google

gewesen war. Ich fiel ihm um den Hals und war so ergriffen, daß ich nur einige zusammenhängende Worte hervorbringen konnte; ich weinte, ich lachte, in meinem Leben habe ich nicht eine so lebhafte Freude gehabt. Nach diesen ersten Bewegungen warf ich mich dem Könige zu Füßen, der mir ganz laut in der Gegenwart meines Bruders sagte: „Bist Du mit mir zufrieden? Du siehst, daß ich Wort gehalten habe.“ Ich nahm meinen Bruder bei der Hand und bat den König inständig, ihm seine Gnade wieder zu schenken. Dieser Auftritt war so rührend, daß er die ganze Gesellschaft zu Thränen brachte. Ich näherte mich darauf der Königin. Sie war gemöthigt, mich zu umarmen, da der König ihr gegenüber stand; aber ich bemerkte, daß ihre Freude nur angenommen war. Ich kehrte zu meinem Bruder zurück, ich liebkoste ihn und sagte ihm die größten Zärtlichkeiten; er war dagegen kalt wie Eis und einsilbig. Ich stellte ihm den Prinzen vor, zu dem er kein Wort sprach. Ueber diese Handlungsweise war ich erstaunt, doch schob ich die Ursache auf den König, der uns beobachtete, und dadurch meinen Bruder einschüchterte. Selbst seine Fassung setzte mich in Verwunderung; er hatte ein stolzes Ansehen, und betrachtete alle Welt mit vornehmer Verachtung. Endlich setzte man sich zu Tische. Der König war nicht gegenwärtig, sondern speiste mit seinem Sohne unter vier Augen. Die Königin schien darüber unruhig und schickte Spione aus, um zu erfahren, was vorfiel. Man brachte ihr die Nachricht, daß er sehr guter Laune wäre und sehr freundlich mit meinem Bruder spräche. Ich glaubte, daß ihr dies Freude machen würde, aber so viel Mühe sie sich gab, so konnte sie ihren Kummer nicht verbergen. In der That liebte sie ihre Kinder nur in so weit, als sie ihren ehrsüchtigen Gedanken dienten; die Verpflichtung, welche mein Bruder gegen mich dafür hatte, daß ich ihn mit dem Könige ausgesöhnt hatte, machte ihr mehr Qual als Freude, da sie nicht die Urheberin davon war. Während wir von der Tafel aufstanden, kam Grumbkow, um mir zu sagen, daß der Kronprinz noch immer seine Sache verschlimmerte. „Der Empfang,“ fuhr er fort; „den er Ihnen zu Theil werden ließ, hat dem Könige mißfallen; er sagt, daß, wenn es aus Scheu vor ihm geweſen iſt, er ihm dies ſehr übel nehmen müſte, denn er zeigte ihm darin ein Mißtrauen, welches ihm für die Zukunft nichts Gutes verſpricht, und wenn andererſeits ſeine Kälte aus Gleichgültigkeit und Undankbarkeit gegen Ihre Hoheit hervorgeht, ſo könnte er dies nur als Zeichen eines böſen Herzens betrachten. Der König iſt dagegen mit Ihrer Hoheit, um es Ihnen offen zu ſagen, ſehr zufrieden; fahren Sie ſtets ſo fort und bringen Sie es, um des Himmels willen dahin, daß ſich der Prinz mit Offenheit und ohne Rückhalt benimmt.“ Ich dankte ihm für ſeine Nachricht, die mich erfreute. Der Ball begann aufs Neue. Ich näherte mich meinem Bruder und wiederholte ihm, was mir Grumbkow geſagt hatte; ich machte ihm ſogar einige geringe Vorwürfe über ſeine Veränderung. Er antwortete mir, daß er ganz derſelbe wäre und daß er ſeine Gründe zu einem ſolchen Benehmen hätte.“

„Am andern Morgen machte er mir auf Befehl des Königs einen Beſuch. Der Prinz hatte die Aufmerkſamkeit, ſich zurückzuziehen, um mich mit ihm und der Sonnsfeld allein zu laſſen. Er machte mir einen langen Bericht von ſeinem Unglück. Ich erzählte ihm das meinige. Er ſchien zu Ende meiner Erzählung ſehr außer Faſſung gebracht; er zeigte mir die Erkenntlichkeit für die Verpflichtungen, die er gegen mich hatte, und erwies mir einige Liebkoſungen, von denen man wohl ſah, daß ſie nicht aus den Herzen kamen. Er begann darauf eine gleichgültige Unterhaltung, um die vorliegende zu unterbrechen und unter dem Vorwande, meine Wohnung zu beſehen, ging er in das nächſte Zimmer, wo ſich der Prinz befand. Er ſah ihn einige Zeit lang von Kopf bis zu Fuß an, und nachdem er ihm einige ziemlich kalte Höflichkeiten geſagt hatte, zog er ſich zurück. — Ich geſtehe, daß mich dies Benehmen außer Faſſung brachte. Meine Gouvernante zuckte die Achſeln und konnte ſich nicht darüber beruhigen. Ich erkannte dieſen theuern Bruder nicht wieder, der mir ſo viele Thränen gekoſtet und für den ich mich geopfert hatte. Der Prinz, der meine Verwirrung bemerkte, ſagte zu mir, er ſähe wohl, daß ich eben ſo wenig zufrieden

Digitized by Google

wäre, wie er von der geringen Freundschaft überrascht sei, die mir der Prinz erwiese; überhaupt betrübte es ihn, zu sehen, daß er nicht das Glück hätte, ihm zu gefallen. Ich versuchte ihm diese Gedanken zu benehmen und fuhr fort, eben so gegen meinen Bruder zu handeln."

Zu meiner Ehre und Verherrlichung fanden noch mehre Bälle statt. Die übrige Zeit spielten wir bei der Königin. Die Prinzen waren genöthigt, den Abend mit dem Könige in der Tabagie zuzubringen, von wo sie nur zur Essenszeit zurückkamen."

„Einige Tage darauf übertrug der König meinem Bruder ein Infanterieregiment; er gab ihm die Uniform und seinen Degen wieder. Sein Aufenthalt wurde nach Ruppin verlegt, wo sein Regiment war; seine Einkünfte wurden vermehrt, und wenn sie schon sehr beschränkt waren, so konnte er doch die Rolle eines reichen Privatmannes spielen. Dies nöthigte ihn nach seiner Garnison abzugehen. Wenn schon in Rücksicht auf mich sehr verändert war, so schmerzte mich seine Trennung doch außerordentlich. Ich durfte nicht einmal darauf rechnen, ihn vor meiner Abreise wiederzusehen, und dies rührte mich auf das Lebhafteste. Auch er schien davon erweicht, und unser Abschied war zärtlicher, als der Empfang. Seine Gegenwart hatte mich meinen Kummer vergessen lassen; nach seiner Abreise fühlte ich ihn in seiner ganzen Stärke. Von Seiten der Königin hörte ich noch immer das alte Lied; sie nahm sich im Angesicht Anderer zusammen, aber wenn sie mit mir allein war, behandelte sie mich um so grausamer."

„Der König sah mich seit meiner Hochzeit nicht mehr an, und alle die großen Vortheile, die er mir versprochen hatte, gingen in Rauch auf. Es gab nur zwei Mittel, sich seine Gunst zu erwerben. Das eine bestand darin, ihm große Leute zu liefern, das andere, ihn mit einer Gesellschaft zu traetiren, die aus seinen Günstlingen bestand, und es dabei an Wein nicht fehlen zu lassen. Das erstgenannte Mittel stand nicht in meiner Macht, da die großen Leute nicht wie die Pilze wild wachsen, ja ihre Seltenheit war schon so groß, daß man in einem Lande kaum drei finden konnte, die ihm genügten. Ich mußte mich daher auf die andere Seite wenden. Ich lud den König zu einer Tafel ein, an welcher alle fürstliche Herrschaften zugegen waren. Die Tafel hatte 40 Gedecke und war mit Allem versehen, was es nur Auserlesenes gab. Der Erbprinz machte den Wirth beim Wein. Er war der Einzige von der ganzen Gesellschaft, der seine Sinne behielt. Der König und der übrige Theil waren völlig abwesend. Ich habe ihn nie so vergnügt gesehen. Er aß den Prinzen und mich beinahe vor Zärtlichkeit auf. Die Anordnung, die ich getroffen hatte, gefiel ihm so wohl, daß er auch noch den Abend da bleiben wollte. Er ließ daher Musik kommen und einige Damen aus der Stadt holen. Er selbst eröffnete den Ball mit mir und tanzte mit allen Damen, was er noch nie gethan hatte. Dies Fest dauerte bis drei Uhr nach Mitternacht. Der König reiste dann am 7. December nach Rauen ab, wo er eine große Schweinejagd hatte arrangiren lassen. Alle Prinzen, alle Fremde von Geblüt folgten ihm dahin; doch ihr Aufenthalt währte nur 4 Tage, der Markgraf, mein Schwiegervater, der Hof von Anspach, von Meiningen und von Bevern reisten inzwischen ab. Der König kehrte nach Potsdam zurück, wo die Königin Befehl erhielt, ihn mit mir zu treffen, bevor ich nach Baireuth abging. Die Ungeduld, dort zu sein, ließ mich Stunden und Minuten zählen. Berlin war mir so verhaßt, wie es mir theuer gewesen war. Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, freilich ohne Reichthümer, ein süßes und ruhiges Leben in meinem neuen Wohnorte zu führen und ein glücklicheres Jahr zu beginnen, als das war, welches ich beendigt hatte."

„Am 7. Januar begaben wir uns nach Potsdam. Der König empfing mich mit offenen Armen. Die Hoffnung, in kurzer Zeit Großvater zu sein, verursachte ihm eine unaussprechliche Freude, und er überhäufte mich mit Liebkosungen und Aufmerksamkeiten. Nachdem endlich der Tag meiner Abreise festgesetzt war, beschloß ich einen letzten Versuch zu machen, um ihn zu erweichen. Ich fand Mittel, mit ihm allein zu sprechen und ihm mein Herz auszuschütten. Ich entschul-

digte mein früheres Benehmen, ohne die Königin bloß zustellen; ich beschrieb ihm mit den lebhaftesten Farben den Schmerz, den mir seine Ungnade verursacht hatte; ich fügte ein offenes Geständniß meiner gegenwärtigen Lage hinzu, indem ich ihn bei allen Heiligen beschwur, mich nicht zu verlassen und mir seine Hülfe und seinen Schutz zu versprechen. Meine Rede machte die gewünschte Wirkung; er schwamm in Thränen und konnte vor Seufzern nichts antworten; er drückte seine Gedanken durch Umarmungen aus. Als ich endlich in ihn drang, sagte er: „Ich bin sehr betrübt, Dich nicht früher gekannt zu haben. Man hatte mir ein so erschreckendes Bild von Dir gemacht, daß ich Dich eben so sehr haßte, als ich Dich jetzt liebe. Wenn ich mich an Dich gewandt hätte, so würde ich mir vielen Kummer erspart haben und Dir dazu; aber man hat mich daran gehindert, mit Dir zu sprechen, indem man mir sagte, Du wärest schlechter als der Teufel selbst und würdest mich zu einem Aeußersten hinreißen, was ich lieber zu vermeiden suchte. Deine Mutter ist durch ihre Ränke zum Theil an dem Unglück der Familie Schuld geworden, ich bin getäuscht und genärrt von allen Seiten, aber meine Hände sind gebunden, und wenn schon mir das Herz dabei blutet, so muß ich doch diese Unbilden ungestraft lassen. Ich nahm die Partie der Königin und stellte ihm vor, daß ihre Absichten gut gewesen wären, daß die Vorneigung, die sie gegen meinen Bruder und mich gehabt, sie dazu gebracht hätte, so zu handeln, wie sie es gethan, und daß er ihr daher nicht böse sein dürfe. „Lassen wir uns nicht auf Einzelheiten ein," erwiederte er mir; „was geschehen ist, ist geschehen; ich will es gern vergessen. Was Dich angeht, liebe Tochter, so sei versichert, daß Du mir die liebste von der ganzen Familie bist, und daß ich Dir gewissenhaft die Versprechungen halten werde, die ich Dir gegeben habe, und Dich vor allen meinen anderen Kindern bevorzugen will; fahre fort, mir zu vertrauen und rechne stets auf meine Hülfe und meinen Schutz. Ich bin zu bewegt, um Abschied von Euch zu nehmen; grüße Deinen Mann von mir; ich bin nicht im Stande, ihn zu sehen." Er zog sich unter Thränen zurück. Ich ging ebenfalls seufzend fort und begab mich zur Königin. Meine Trennung von ihr war keineswegs so rührend wie die vom Könige; trotz meiner Unterwürfigkeit und meiner zärtlichen Liebkosungen blieb sie kalt wie Eis, ohne sich zu rühren oder mir die geringste Neigung zu bezeigen."

Als nun also der Kronprinz, wie aus der Erzählung der Markgräfin hervorgeht, mit seinem Degen das in Ruppin garnisonirende Infanterie-Regiment erhalten hatte, dachte der König daran, ihn auch sobald als möglich zu verheirathen. Anfänglich hatte Friedrich Wilhelm die Absicht, eine Heirath zwischen seinem Sohne und der Prinzessin Anna von Mecklenburg, einer nahen Verwandten und vermuthlichen Nachfolgerin der Kaiserin Anna von Rußland, zu stiften; aber Seckendorf wurde auch diesem Plane, welcher allerdings eine mächtige Umänderung in dem politischen Gleichgewicht Europa's herbeiführen mußte, hinderlich. Er suchte den König durchaus dazu zu überreden, die Prinzessin Elisabeth Christine, die Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Bevern, zur Gemalin des Kronprinzen zu bestimmen, und sein Plan gelang ihm vollkommen. Der König schrieb seinem Sohne in einem eigenhändigen Briefe, den wir hier folgen lassen, seine Willensmeinung:

„Es freut mich sehr, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet. Ihr müßt Euch noch einige Tage schonen lich vor die große Kälte, denn ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen incommodirt sein; also nehmt Euch hübsch in Acht. Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch alles von Hertzen vergeben habe und von der Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehn, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadirt sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andre, so viel als möglich ist, gewinnen lassen, was sie vor Conduite und Education, da sich denn die Prinzessin, die älteste

Digitized by Google

von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen. So müssen die Frauen sein. Ihr sollt mir eine Euer Sentiment schreiben. Ich habe das Haus von Katsch gekauft. Das bekommt der Feldmarschall als Gouverneur und das Gouvernementshaus haus werde lassen zurecht bauen und alles meubliren und Euch so viel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnet und will Euch bei der Armee im April commandiren. Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nit schön. Ihr sollt keinem Menschen was davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch geschrieben habe und wenn Ihr einen Sohn habet, da will ich Euch reisen lassen; die Hochzeit aber vor zukommenden Winter nicht sein kann. Indessen werde sehn, Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal sehet in alle honneur, damit Ihr sie doch noch kennen lernt. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist Alles, und comportabel sowohl mit Euch als den Schwiegereltern. Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolger und erhalte Dich als guten Christ und habet Gott allemal für die Augen und glaubet nicht die verdammliche Particularglauben und seid gehorsam und getreu, so wird es Euch hier zeitlich und dort ewig gut gehn und wer das von Herzen wünscht, der spreche Amen.

Dein getreuer Vater bis in den Tod

Fr. Wilhelm.

Potsdam, 4. Febr. 1732.

Der Prinz gerieth über dies dictatorische Schreiben seines königlichen Vaters in nicht geringe Bestürzung; er war anfänglich der Verzweiflung nahe und schrieb dem Herrn von Grumbkow, daß er sich eher eine Kugel durch den Kopf jagen, als die Prinzessin heirathen würde. Dennoch beschloß er endlich, bei kälterer Ueberlegung in den Willen des Königs einzugehen. Er gerieth bei dieser Gelegenheit in einen Briefwechsel mit dem Feldmarschall Grumbkow, dessen besonderer Freund er sonst grade nicht war, und daß er sich endlich mit einer Art von komischer Resignation in sein Schicksal gefügt hatte, mit welchen Augen er aber auch zugleich seine Zukünftige betrachtete, geht aus diesen Briefen hervor, von denen wir den Lesern den Einen mittheilen:

Mein lieber General!

An diesem Morgen erhielt ich einen Brief vom Könige, der mich beinahe aus meinen Himmeln hätte fallen lassen. Meine Dulcinea ist immer noch der angenehme Gegenstand, über den er sich verbreitet. Man will mich mit Stockschlägen verliebt machen, mein Herr, aber da ich unglücklicher Weise kein Esel bin, so fürchte ich; daß man damit nichts ausrichten wird. Der König drückt sich in folgender Weise aus: „Nachdem ich erfahren habe, daß Ihr Eurer Prinzessin nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit schreibt, so will ich, daß Ihr mir die raisons davon angebt und ihr öfters schreibt." Ich habe ihm geantwortet, daß schon vierzehn Tage her wären, seit sie nicht geschrieben hätte und daß acht vergangen sind, seit ich meinen letzten Brief schrieb, daß ich ihm daher gar keinen Grund angeben könnte; aber die Wahrheit ist, daß es mir an Stoff fehlt und ich weiß oft nicht, wie ich die Seiten ausfüllen soll. Mein Gott! ich wollte, daß man sich etwas daran erinnerte, wie man mir diese Heirath nolens vorgestellt hat und daß meine Freiheit der Preis davon war. Aber ich glaube, daß die Frau Herzogin mir diesen Streich spielt, indem sie meint, daß ich mich geduldig unter die Herrschaft ihrer großen Haube fügen werde, der ich aus Herzensgrunde wünsche, daß der Teufel hinein schlägt. Ich hoffe nicht, daß der König sich in meine Angelegenheiten mischen wird, sobald ich mich verheirathet habe, denn dann würden sie gewiß schlechten Fortgang haben und die Frau Prinzessin könnte darüber zu leiden haben. Die Ehe macht großjährig und sobald ich das bin, bin ich Herr in meinem Hause und meine Frau hat nichts zu befehlen. Denn nur kein Frauenregiment, in keinem Dinge in der Welt! — Ich glaube, ein Mann, der sich durch Weiber regieren läßt, ist der größte Schurke auf Erden und nicht werth, den Namen eines Mannes zu tragen. Deshalb werde ich mich als Galanthomme verheirathen, das heißt, ich lasse Madame thun, was ihr gut dünkt und thue auf meiner Seite, was mir gefällt, und dann soll die Freiheit hoch

Digitized by Google

leben. Sie sehn, mein lieber General, daß mein Herz etwas weit und mein Kopf heiß ist; aber ich verstehe nicht, an mich zu halten, und ich spreche Ihnen meine Gesinnungen aus, wie ich sie vor Gott denke. Sie werden mir nichts destoweniger eingestehn, daß die Gewalt gerade der entgegengesetzte Weg ist, wie der der Liebe und daß sich Liebe nicht erzwingen läßt. Ich liebe das schöne Geschlecht, aber ich liebe es mit einer sehr flüchtigen Neigung; ich will von ihm nur Unterhaltung und nachher verachte ich es. Nun urtheilen Sie, ob ich von dem Holze bin, woraus man gute Ehemänner schnitzt. Ich bin außer mir, daß ich einer werden soll, doch ich mache aus der Noth eine Tugend. Ich werde mein Wort halten, ich werde mich verheirathen; aber nachher sehn Sie zu, was geschehen ist: Guten Tag, Madame! und: guten Weg! Ich bitte sehr um Entschuldigung mein lieber General, daß ich Sie mit diesen Nachrichten belästige, welche für den Geber eben so unangenehm sind, wie für den Empfänger. Immerhin werden Sie begreifen, daß diese Handlungsweise nur ein böses Blut macht, und daß man nur um so mehr Abneigung gegen eine Sache erhält, je mehr man sich einbildet; daß man sich zusammennimmt. Doch ich ende damit, Sie zu ermüden, mein lieber General, indem ich Sie bitte überzeugt zu sein ꝛc. ꝛc.

Ruppin, 4. Septemb. 1731.

Friedrich.

Am 10. März des Jahres 1732 wurde indessen die Verlobung des Prinzen auf dem Schlosse zu Berlin, am 10. Juni des folgenden Jahres das Beilager auf dem Schlosse zu Salzdahlen, dem Eigenthum des Herzogs von Braunschweig-Bevern vollzogen, und war freilich der junge Fürst durch den unbeugsamen Willen seines Vaters in keine beneidenswerthe Lage versetzt, so war doch auch ebenso die unglückliche Prinzessin zu bedauern, die bei ihren Tugenden und geistigen Vorzügen wohl ein glücklicheres Loos verdient hätte, als das, an der Seite eines Gatten durch das Leben zu wandeln, welcher seiner Gemalin eher mit Widerwillen als mit Liebe entgegen kam, und sie zwar stets mit der größten Achtung und Ehrerbietung, aber nie mit der zärtlichkeit eines Gatten behandelte. Bis zu seiner Vermälung hatte der Kronprinz in Ruppin gelebt; zu dieser Zeit aber begab er sich nach dem Städtchen Rheinsberg, welches ihm sein Vater geschenkt hatte, und dort verlebte er glücklichere Tage, als er während der Regierung seines Vaters zu genießen, wohl kaum geglaubt hatte, denn auch sein Aufenthalt in Ruppin war nicht sehr nach seinem Geschmack, und er selbst spricht sich in einem anderen Briefe an den Feldmarschall von Grumbkow nicht sehr freudig darüber aus:

„Gott weiß," sagt er in demselben; „daß ich jetzt so eingezogen lebe, wie man es nur thun kann. Ich beschäftige mich mit den Regimentssachen, mit vielem Exerciren, dann nehmen mich die ökonomischen Aufträge in Anspruch, die mir mein Vater gegeben hat. Nach dem Mittagsessen und nach der Parole vergnüge ich mich, wenn ich nicht irgend ein Dorf besuche, mit Lesen oder mit der Musik. Gegen 7 Uhr gehe ich in die Gesellschaft der Offiziere, die sich versammeln, oder zu den Kapitänen, oder zu Ladenburg oder sonst wohin. Ich spiele mit ihnen. Um 8 Uhr esse ich zu Abend. Um 9 Uhr ziehe ich mich zurück, und das ist die Art, wie ein Tag nach dem andern verstreicht, ausgenommen wenn die Hamburger Post kommt. Dann habe ich eine Gesellschaft von 3 oder 4 Personen in meinem Zimmer und wir essen allein zu Abend, weil mein Aufwand sich nicht so weit erstreckt, um 10 Personen mit so theuren Eßwaaren zu sättigen. Das ganze Vergnügen, was ich habe, ist zu Wasser zu fahren, oder in einem Garten, der vor der Stadt liegt, ein paar Raketen zu werfen. Das ist Alles auf der Welt, was ich thue und ich sehe nicht, wie man in einem so abgelegenen Ort, wie dieser ist, seine Zeit anders zubringen kann. Ich wünschte von ganzem Herzen, den König über das Alles enttäuschen zu können. Nach meiner Ansicht giebt es nichts Unschuldigeres und ich sehe nicht ein, wie ich zurückgezogner sein könnte. Unter uns gesagt, man hat der Königin hinterbracht, ich wäre liederlich bis zum Exceß und es scheint, als ob sie es glaubt. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß alle Welt so viel von mir hierüber spricht, denn, um die Wahrheit zu gestehen,



Digitized by Google

man hat auch Fleiſch und Blut, und ich leugne nicht, daß es von Zeit zu Zeit ſchwach iſt, aber um irgend eines kleinen Fehltritts willen iſt man gleich für den liederlichſten Menſchen auf der Erde angeſehn. Ich kenne keinen Menſchen, der nicht Alles das thäte, und es giebt ſo viele, die viel ärgere Dinge thun, ſo daß ich gar nicht weiß, woher es kommt, daß kein Menſch über ſie ſpricht. Ich geſtehe, daß mich dieß ſehr verdrießt, und daß ich, wenn ich die Macht dazu hätte, es den Galgenſtricken gedenken würde, die dergleichen Nachrichten ausſprengen, wenn ſchon Alles nur unter der Hand geſchieht. Sie ſehen, mein lieber Freund, daß ich ſehr offen bin, denn ich ſage Ihnen Alles, ſo wie ich es denke und wie es iſt, ohne irgend etwas zu beſchönigen. Ich weiß, daß Sie Mitgefühl mit meinen Schwächen haben und daß Sie wohl wiſſen (oder wenigſtens hoffen) daß die Zeit mich weiſe machen wird. Ich thue Alles Mögliche, um es zu werden, aber ich glaube nicht, daß Cato Cato war, als er noch jung war.“ ꝛc.

Dagegen war, wie geſagt, die Zeit in Rheinsberg eine der glücklichſten für den Kronprinzen. Im Schooße der Natur, umgeben von einem Kreiſe ihm gleichgeſinnter und gebildeter Freunde, beſchäftigte er ſich mit den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, und noch in ſeinem höchſten Alter dachte er mit froher Rückerinnerung an jene Tage zurück. —

Wenn wir nunmehr in den Vorfällen, welche die königliche Familie in's Beſondere betreffen, weiter gehen, ſo dürfte noch beſonders der Aufenthalt des Prinzen Stanislaus, jenes unglücklichen Königs von Polen, für Berlin von Wichtigkeit ſein. Es würde uns zu weit führen, jene Umſtände ausführlicher zu erzählen, durch welche die Mächte Oeſtreich, Rußland und Sachſen ſich veranlaßt fühlten, nach dem Tode des Königs Auguſt von Polen, den Sohn dieſes Monarchen zum Nachfolger deſſelben, in Bezug auf die polniſche Krone, zu wählen, und ſich der Thronbeſteigung des unglücklichen Stanislaus Leczinsky zu widerſetzen, welcher auf dem Reichstage durch den freien Willen der Nation zum Herrſcher ausgerufen wurde und alle Eigenſchaften eines großen Regenten in weit höherem Maaße beſaß, als ſein ſchwachſinniger Nebenbuhler. — Von der Uebermacht eines öſtreichiſch-ruſſiſchen Heeres gedrängt, floh Stanislaus mit ſeinen Getreuen nach Danzig; aber das verbündete Heer ſchloß auch dieſe Stadt ein, die endlich auf's Aeußerſte gebracht, capitulirten mußte, doch nicht bevor Stanislaus entflohen und glücklich das neutrale, preußiſche Gebiet bei Marienwerder erreicht hatte.

Unter dem Namen eines Grafen von Blamont kam Stanislaus nach Berlin, nachdem er ſich einige Zeit bis zum Abſchluß des Friedens, der ihn zum Erſatz für die verlorene Königskrone zum Herzog von Lothringen machte, in Königsberg aufgehalten hatte. Er ſtieg bei dem franzöſiſchen Geſandten, einem Marquis de la Chetardie ab und begab ſich am folgenden Tage zum Könige von Preußen, der anfänglich zweifelhaft war, ob er ſeinen Gaſt in der Eigenſchaft eines Königs, eines Herzogs oder nur eines Grafen von Blamont empfangen ſollte. Nachdem Friedrich Wilhelm Anfang's beſchloſſen hatte, ihn in ſeinem Zimmer zu erwarten, kam er dem Exkönige dennoch bis zur Treppe entgegen. Beide Monarchen unterhielten ſich dann ſehr freundſchaftlich mit einander, der König ſtattete ſeinem Gaſte in der Wohnung des franzöſiſchen Geſandten einen Gegenbeſuch ab, und aß daſelbſt mit ihm zu Mittag.

„Nach der Mahlzeit,“ ſo erzählt uns der Herr von Pöllnitz; „ſchenkte Friedrich Wilhelm dem Könige Stanislaus einen Wagen mit einem Zuge ſehr ſchöner Pferde, in welchem er noch an demſelben Tage ſpazieren fuhr; worauf er gegen Abend der Königin einen Beſuch abſtattete und hernach auch noch zum Könige ging. Die beiden Könige rauchten von 7 Uhr Abends bis 2 Uhr Morgens zuſammen Tabak. Das Geſpräch war ziemlich allgemein. Stanislaus erzählte von den Feldzügen, die er mit Karl XII. gemacht hatte, und von ſeiner Reiſe durch die Türkei. Er ſprach ſehr gut, und als die Rede auf den verſtorbenen König von Polen kam, deſſen Nebenbuhler er geweſen war, äußerte er ſich mit vieler Mäßigung und Schonung über ihn. Nicht ſo benahm er ſich in Beziehung auf die Ruſſen. Er konnte es ihnen gar nicht verzeihen, daß ſie ſich in die polniſchen Angelegenheiten gemiſcht hatten. So lange

Digitized by Google

er ſich in Berlin aufhielt, fand er ſich jeden Abend im Tabakscollegium ein, wo dann beide um die Wette rauchten; das Gewöhnliche waren zwanzig bis dreißig Pfeifen. Einmal aß er auch bei dem Kronprinzen zu Mittag, und den Tag vor ſeiner Abreiſe zu Abend bei der Königin in Mondijou, wo Concert und Ball war. Hier nahm er denn Abſchied vom Könige. Den 21. Mai reiſete er wieder ab, nachdem er den vornehmſten Perſonen am Hofe verſchiedene Geſchenke gemacht hatte. Der Staatsminiſter von Grumbkow bekam unter Andern eine Zimmertapete, die 6000 Thaler werth war. Der Generalmajor, Graf von Truchſeß, erhielt den Auftrag, ihn bis Geldern zu begleiten. Den erſten Tag aß er in Potsdam, wohin der König einen Theil ſeiner Beamten geſchickt hatte. Der Oberküchenmeiſter Holwedel und der Adjutant des Königs, Hacke, mußten die Honneurs machen. Da ſie vom Ceremoniell nichts verſtanden und Friedrich Wilhelm gewohnt war, auf einem hölzernen Stuhle zu ſitzen, ſo bildeten ſie ſich ein, daß alle Könige der Erde dergleichen Stühle hätten. Sie hatten alſo den Stuhl des Königs für ihn hingeſetzt. Da Stanislaus noch andere Stühle ſah, ſo konnte er ſich nicht einbilden, daß gerade der hölzerne, der am Ende des Tiſches ſtand, für ihn ſei, und wollte ſich alſo in der Mitte vom Tiſche niederſetzen. Allein Holwedel und Hacke glaubten, es gäbe gar keinen andern Ehrenplatz, als wo Friedrich Wilhelm ſich hinzuſetzen pflegte, und daß der König nothwendig einen hölzernen Stuhl haben müßte. Sie faßten ihn daher in dem Augenblicke, da er ſich ſetzen wollte, unter die Arme und führten ihn an den für ihn beſtimmten Platz. Stanislaus ſetzte hierauf ſeine Reiſe über Halberſtadt, Weſel und Geldern fort, von wo er ſich dann incognito nach Verſailles begab."

Vor dieſen letzten Ereigniſſen hatte der König dem Feldzuge am Rhein, gegen Frankreich, zu welchem er ſein Bundescontingent geſtellt hatte, in Perſon beigewohnt, auf ſeiner Rückkehr wurde er aber von einer heftigen Krankheit, einem Rücktritt des Podagra, befallen, welche ſich anfänglich beſſern zu wollen ſchien, bei des Monarchen Ankunft in Potsdam aber ſo ſchlimm wurde, daß man an dem Aufkommen des Königs zweifelte. Nichts deſtoweniger gelang es der Kunſt der Aerzte, die Geneſung des königlichen Patienten zu bewirken und Friedrich Wilhelm, welcher ebenfalls ſein Ende nahe geglaubt hatte, betrachtete ſeine Wiederherſtellung nur als ein Wunderwerk und ordnete ein kirchliches Dankfeſt in ſeinem ganzen Staate an. Die Berliner Stadtarmen erhielten ein Geſchenk von 100,000 Thalern.

Nichts deſtoweniger hatte dieſe Krankheit eine bedeutende Veränderung in den Sitten und Gewohnheiten des Königs hervorgerufen, der Graf von Seckendorf hatte, nachdem alle Pläne ſeines langjährigen Aufenthaltes in Berlin geglückt waren, ſeine Stellung aufgegeben, und allmälig begann der König einzuſehen, daß er nur die Maſchine eines Mannes geweſen ſei, der ſein Vertrauen auf die ſchändlichſte Weiſe gemißbraucht habe. Auch gegen Grumbkow wurde der König mit jedem Tage kälter, und wahrſcheinlich wäre das Schickſal dieſes Mannes ſeiner Thaten würdig geweſen, wenn ihn nicht der Tod der Ungnade ſeines Königs und der gerechten Strafe entzogen hätte. Unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren fand man die vollgültigſten Beweiſe ſeiner Verrätherei, und der König gedachte ſeiner nur mit der tiefſten Verachtung.

Gegen das Ende deſſelben Jahres unternahm Friedrich Wilhelm eine Reiſe, ſeine letzte, nach Preußen. Seine Krankheit, die ihn bisher nie völlig verlaſſen hatte, verſchlimmerte ſich bedeutend. Eine Wunde am Fuß, durch welche man in der vorigen Krankheit des Monarchen einen wohlthätigen Eiterabfluß bewirkt hatte, brach auf, und unglücklicher Weiſe heilte ein unwiſſender Bataillonschirurg dieſelbe in wenigen Tagen wieder zu, ſo daß der König, noch außerdem durch die Fatiguen und Beſchwerden der Reiſe angegriffen, aufs Höchſte erſchöpft in Berlin ankam und das Bett hüten mußte, das er für immer nur auf kurze Zeit verließ. Er ſtand, wie uns der Baron von Pöllnitz erzählt; des Tages mehrmals auf, ließ ſich ankleiden, ſetzte ſich auf ſeinen Räderſtuhl und ließ ſich im Zimmer herumſchieben. Er konnte keinen Augenblick allein ſein. Wenn



Digitized by Google

des Morgens diejenigen, die mit ihm gewacht hatten, fortgegangen waren, arbeitete er mit ſeinen Sekretairen. Nachdem er die Geſchäfte abgethan hatte, kam die Königin und diejenigen, die ſie gewöhnlich begleiteten, in ſein Zimmer. Acht Monate hindurch (denn ſo lange dauerte ſeine Krankheit) hatte ich (Pöllnitz) die Ehre, täglich zehn bis zwölf Stunden in ſeinem Zimmer hinzubringen, ſo daß ich ſeinem Bette gegenüber ſaß und ihn unterhalten mußte. Der König ſchlief zuweilen ein; aber wir ſprachen dann doch fort, denn ſonſt wachte er gleich wieder auf. Wenn er nicht ſchlief, ſo ſpielte er das Solitairſpiel oder verfertigte kleine Käſtchen von Lindenholz. Er gebrauchte dazu Bildhauerwerkzeuge und arbeitete im Bette, über welches man einen Tiſch legte. Dies that er in der Nacht ſo gut wie bei Tage und machte dabei ein ſo großes Geräuſch, daß man ſein Klopfen auf der Straße hören konnte, was eben nicht vortheilhaft für die Unterhaltung war.

„An einem Abende," ſo fährt unſer Berichterſtatter weiter unten fort; „wo ſich der König ungewöhnlich wohl befand, ließ er ſich verbinden und befahl, daß ſämmtliche Generale, Chefs und Kommandeure der Regimenter von der Berliner Garniſon vor ihm erſcheinen ſollten. Man verſammelte ſich in einem großen Saale. Der König kam auch dahin und ſchien ſehr erfreut zu ſein, eine ſo zahlreiche Geſellſchaft zu ſehen, die ihn vergnügte. Er ließ denen, die Luſt hatten, zu rauchen, Pfeifen und Tabak geben, rauchte aber ſelbſt nicht mit. Die Unterhaltung war an dieſem Tage lebhafter als gewöhnlich. Der König ſelbſt nahm Theil daran und zeigte viel gute Laune. Auf einmal trat der Kronprinz herein. Er war ſo eben von Ruppin gekommen, wo er ſein Regiment gemuſtert hatte. Wir ſaßen Alle in einem großen Kreiſe herum; ſobald wir aber den Kronprinzen eintreten ſahen, ſtanden wir feierlich auf und machten eine Verbeugung. Dies war eine Uebertretung der Geſetze des Tabakscollegiums, welche verordneten, ſelbſt vor dem Könige nicht aufzuſtehen, wenn er hereinträte oder hinausginge. Da der König nun ſah, daß man vor ſeinem Sohne aufſtand, entrüſtete er ſich ſehr. Er ſagte, wir beteten jetzt die aufgehende Sonne an, er werde aber zeigen, daß er noch lebe und immer noch Herr ſei. (Eine Lieblingsredensart des Königs.) Er rief hierauf ſeine Kammerbedienten, die gewöhnlich ſeinen Stuhl ſchoben, und ließ ſich in ſein Zimmer fahren. Er befahl hierauf dem Herren von Hacke, ihm in ſein Zimmer zu folgen, was er bloß that, um uns zu ſagen zu laſſen, daß wir ſämmtlich das Schloß verlaſſen und uns nie wieder vor ihm ſehen laſſen ſollten." ꝛc.

Wirklich war es mit dieſem Befehle ernſtlich gemeint; vergeblich verſuchten ſich die Herren bei dem Könige zu entſchuldigen; Dieſer wollte durchaus nichts hören und ließ ſeine Thür durch Gensd'armen bewachen, welche die Ordre hatten, Niemanden einzulaſſen. Erſt nach vieler Mühe und langſam gelang es den betheiligten Perſonen den König zu verſöhnen. Nur der Kronprinz konnte ſich nicht der Verzeihung ſeines Vaters erfreuen und erhielt dieſelbe erſt wenige Tage vor dem Tode des Königs. Dieſer Zeitpunkt war indeſſen nicht mehr fern.

Der König ließ ſich am 23. April nach Potsdam bringen und hoffte von dem wohlthätigen Einfluß des erwachenden Frühlings Beſſerung ſeiner Geſundheitsumſtände. Vor ſeiner Abreiſe ſchenkte er den Armen in Berlin eine Summe von 100,000 Thalern, da der Winter des Jahres 1739 auf 1740 ſehr hart geweſen war, und der Mangel ſich überall in der traurigſten Geſtalt zeigte. Nichts deſtoweniger verwarf er hartnäckig den Vorſchlag ſeiner Miniſter, die wohlgefüllten Magazine zu öffnen und ſo die Noth des ganzen Landes zu mildern.

„Indeſſen," ſo fährt Pöllnitz in ſeiner Beſchreibung der letzten Lebenstage des Königs fort; „verſchlimmerte ſich ſein Uebel ſo ſehr, daß man den 27. Mai glaubte, er werde die Nacht nicht erleben. Die Königin ſchickte einen Kourier an den Kronprinzen, der, ſeitdem der König nach Potsdam gegangen war, ſich in Rheinsberg aufhielt. Doch der König erholte ſich noch einmal und fand ſich am 28. Mai ſtark genug, ſich im Stuhle in den Garten bringen zu laſſen. Er ließ ſich auf dem Paradeplatze herumfahren und noch in ſeiner Gegenwart den Grundſtein zu einem Hauſe legen,

Digitized by Google

welches er für einen Kurschmidt, den er aus England verschrieben hatte, dicht neben dem Marstall bauen ließ. Bei dieser Beschäftigung fand ihn der Kronprinz. Die Art, wie der König seinen Sohn empfing, gewährte einen sehr rührenden Anblick. Sobald er ihn von Weitem erblickte, streckte er die Arme nach ihm aus, in welche der Prinz unter Thränen stürzte. In dieser Stellung blieben sie eine Zeit lang, ohne zu sprechen. Der König unterbrach endlich das Stillschweigen. Er sei zwar immer, sagte er dem Kronprinzen, strenge gegen ihn gewesen, aber er habe ihn doch stets mit väterlicher Zärtlichkeit geliebt und es sei ein großer Trost für ihn, daß er ihn jetzt wiedersähe. Der Prinz antwortete, er habe immer die zärtlichste Hochachtung für ihn gehabt und er habe zur Gnade Gottes das Zutrauen, daß sie ihm einen Vater, der so gütig gegen ihn sei, erhalten werde. Der König antwortete dem Prinzen, seine Stunde sei gekommen, er habe nur noch wenige Tage zu leben, und die wolle er dazu anwenden, ihn von dem Zustande, in welchem der Staat sei, zu unterrichten. Zugleich befahl er seinen Leuten, ihn in sein Zimmer zu bringen, wohin ihm der Prinz folgte. Sie blieben zwei Stunden allein zusammen. Nachdem die Unterredung beendigt war, ließ der König diejenigen rufen, die bei ihm gewöhnlich im Zimmer waren. Er sagte uns in Gegenwart des Kronprinzen, er habe nun, nachdem er sich mit seinem Sohne unterredet, auf dieser Welt nichts mehr zu thun; er bitte Gott um nichts weiter, als um einen schnellen und leichten Tod. Er unterhielt uns von seinem Tode, als wenn von einer Lustfahrt die Rede gewesen wäre. Er ließ den Sarg, den er sich von eichenem Holze mit Griffen von Kupfer hatte verfertigen lassen, holen, betrachtete ihn mit einer Art von Freude und sagte zu uns: „In diesem Bette will ich recht ruhig schlafen.“ Dann wandte er sich zu dem Kronprinzen und sagte ihm, er habe schriftlich aufgesetzt, wie er es mit seinem Leichnam gehalten wissen wollte. Der Aufsatz war dem Kabinetssecretair Eichel anvertraut. Diesen ließ er kommen und befahl ihm, denselben vorzulesen. Hier ist er von Wort zu Wort:

„Mein lieber Sohn, ich habe es für nöthig gehalten, Dir folgende Anweisung zu geben, damit Du wissen möchtest, wie ich, wenn es Gott gefallen haben wird, mich aus dieser Welt abzufordern, es mit meinem Körper gehalten wissen will. Mein Wille ist also:

I. „Daß man, so bald ich verschieden bin, meinen Körper wasche, daß man mir weiße Wäsche anlege und mich auf ein hölzernes Brett ausbreite. Nachdem man mich rasirt und wohl gereinigt hat, soll man mich mit einem Tuch bedecken und mich so etwa vier Stunden liegen lassen. Dann soll mein Körper in Gegenwart des Generallieutenants Bodenbrock, des Obersten Derschau, des Obersten Einsiedel, des Majors Bredow, der Hauptleute Peitz und Hacke, des Adjutanten von meinem Regimente, und meines Kammerlakaien geöffnet werden. Man soll genau untersuchen, was die Ursache meines Todes gewesen ist, und in welchem Zustande die Theile meines Körpers sich befinden: aber ich verbiete schlechterdings, daß außer dem Wasser und den sonst etwa darin befindlichen Feuchtigkeiten, irgend etwas davon genommen werde. Nach der Oeffnung soll man mich von Neuem mit aller möglichen Reinlichkeit waschen und mir meine beste Uniform anziehen. Man soll mich in den Sarg legen, der nicht garnirt ist. Da soll man mich die ganze Nacht liegen lassen.“

II. „Man soll den Soldaten meines Regiments neue Uniform nebst Hut und allem Zubehör geben. Der Hauptmann Lange und die übrigen Offiziere der Uebrigkompletten, so wie sechs Subalternen vom zweiten und dritten Bataillon und alle Uebrigkompletten sollen an diesem Tage die Wache der Stadt besetzen.“

III. „Den folgenden Tag soll man mein Regiment versammeln, welches seine Bataillons auf folgende Art formiren soll. Das erste Bataillon soll vor dem Schlosse Front machen. Der rechte Flügel soll sich da, wo die Mauer anfängt, an den Fluß anlehnen, das zweite Bataillon soll linker Hand zur Seite stehen, und das dritte hinter dem vorigen. Sie sollen ganz vollständig sein und jeder Grenadier soll drei Patronen bekommen. An jede Fahne soll ein Flor

Digitized by Google

gebunden werden, und die Trommeln sollen schwarz bekleidet sein. Auch die Pfeifen und Hautbois sollen mit Schwarz umwunden sein. Die Offiziere sollen am Hut, am Arm, an der Schärpe und dem Portepée Flöre tragen."

IV. „Der Leichenwagen, den man aus meinem Marstalle in Berlin nehmen kann, soll bis unten an die grüne Treppe fahren. Die Pferde sollen mit den Köpfen nach dem Fluß zu stehn. Acht Hauptleute von meinem Regiment sollen mich auf den Wagen setzen und dann wieder an ihre Posten gehn. Eben diese Hauptleute sollen, wenn der Zug vor der Kirche angekommen ist, mich wieder vom Wagen herabnehmen. Auf dem Wege nach der Kirche sollen die Soldaten meines Regiments das Gewehr umgekehrt unter dem linken Arme haben; die Trommelschläger sollen den Leichenmarsch schlagen und die Pfeifer das Lied spielen: O Haupt voll Blut und Wunden. Wenn der Leichenwagen vor dem Regiment vorbeigefahren ist, soll er bei der eisernen Thüre stille halten, und dann soll das Regiment vor dem Wagen vorbei marschieren. Das erste Bataillon soll sich gerade vor der Kirche aufstellen, das zweite neben dem ersten, das dritte neben dem zweiten. Dann soll der Zug seinen Anfang nehmen. Mein Regiment geht vor dem Wagen voraus, dieser folgt ihm unmittelbar. Meine Söhne, Wilhelm und Heinrich, bleiben bei dem Regimente, Du aber, mein ältester Sohn, und der kleine Ferdinand, Ihr folgt in Eurer Uniform dem Wagen, so wie die Generale und Offiziere, die nicht zum Regimente gehören und die, wenn sie wollen, sich hier einfinden können. Auch die beiden Prediger, Kochius und Oesfeld, sollen dem Wagen folgen."

V. „Die acht genannten Hauptleute sollen meinen Leichnam durch eben die Thüre, durch welche ich gewöhnlich ging, in die Kirche tragen. Auf den Sarg soll man meinen besten Degen, meine beste Schärpe, mein bestes Portepée, ein Paar vergoldete Sporen und einen vergoldeten Helm legen. Man wird im Berliner Zeughause dergleichen finden. Wenn die Hauptleute mich in die Kirche am Eingange des Grabes werden hingesetzt haben, sollen die Hautboisten sich hören lassen und mein Kapellmeister Ludovici soll die Orgel spielen. Unterdessen sollen die Hauptleute wieder an ihren Posten treten. Es werden sich dann wohl unter meinen Generalen einige finden, welche mir die letzte Pflicht erweisen und mich in die Gruft versenken."

VI. „Man soll von Berlin vierundzwanzig Sechspfünder kommen lassen, die zwölfmal hinter einander feuern sollen. Dann sollen die Bataillons, eins nach dem andern, Feuer geben; aber das Geschütz soll den Anfang machen."

VII. „Ich will nicht, daß die bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche militärische Leichenrede gehalten werden soll. Nach dem Feuern sollen die Bataillons sich trennen, und ein Detachement Grenadiere soll die Fahnen dahin bringen, wo Du es befiehlst. Jede Kompagnie soll vor die Wohnung ihres Hauptmanns zurückgeführt werden und jeder Grenadier soll das gewöhnliche Geschenk, wie es zur Exercierzeit Sitte ist, erhalten."

VIII. „Den Abend soll den Generalen, so wie allen Offizieren, von meinem Regiment und allen Uebrigen, die dem Leichenzuge beigewohnt haben, ein Mahl gegeben werden, und zwar in dem großen Saale. Ich will, daß sie gut bewirthet werden sollen, daß dazu das beste Faß Rheinwein, welchen ich in meinem Keller habe, geöffnet und daß überhaupt diesen Abend nichts als guter Wein getrunken werden soll."

IX. „Ich befehle, daß mir vierzehn Tage nach meinem Tode in allen Kirchen meines Landes eine Leichenpredigt über die Worte gehalten werden soll: Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Glauben gehalten bis ans Ende. Man soll von meinen Handlungen und meinem Betragen, so wie überhaupt von dem, was mich betrifft, weder etwas Gutes noch etwas Böses sagen, sondern man soll sich begnügen, der Gemeinde zu sagen, daß ich es expreß verboten habe und hinzusetzen, daß ich vor meinem Tode meine Sünden erkannt habe und im Ver-

Digitized by Google

trauen auf die Barmherzigkeit Gottes und meines Erlösers gestorben sei."

X. „Meine Bedienten sollen keine Trauerkleidung haben, sondern sollen ihre gewöhnlichen Livreyen und dazu einen schwarzen Flor auf dem Hute tragen. Mit einem Worte, ich verlange, daß man nicht so viel Wesens mit mir machen soll."

„Ich zweifle nicht, mein lieber Sohn, daß Du meinem Willen genau nachleben wirst. Ich bin in's Grab Dein getreuer Vater."

„Die Vorlesung dieses Aufsatzes rührte alle Anwesende; der König allein blieb ruhig. Er ließ den Sarg hinwegbringen und sagte dem Kronprinzen, er sollte doch nun mit der Königin speisen. Hernach unterhielt er sich mit uns von gleichgültigen Dingen. Nun trat der reformirte Hofprediger Kochius und der lutherische Feldprediger bei dem Regimente des Königs, Desfeld, herein, um mit dem Könige zu beten. Zu ihnen sprach er sehr andächtig, zeigte eine große Zerknirschung, und sagte, er setze sein ganzes Vertrauen auf Gott und auf das Verdienst des Erlösers. Er setzte hinzu, er sei des Lebens müde und sterbe recht gerne. Die beiden Prediger sprachen zu ihm mit vieler Salbung und er hörte sie mit Aufmerksamkeit an. Da er sich endlich von dem vielen Reden erschöpft fühlte, sagte er zu ihnen, er könnte nun nicht mehr, sie möchten ihm noch zu Ende etwas vorbeten. Darauf verabschiedete er sie mit den Worten: „Wenn ich nicht noch in dieser Nacht sterbe, so kommt Ihr morgen wieder."

„Er wurde in jedem Augenblicke schwächer. Doch hatte er noch am folgenden Morgen eine Unterredung mit dem Kronprinzen. Den 31. Mai Morgens um fünf Uhr brachte man mir die Nachricht, der König wolle sein ganzes Gefolge, desgleichen die Staabsoffiziere und Hauptleute seines Regiments sehen. Ich zog mich so schnell als möglich an und begab mich auf das Schloß. Ich fand den König in seinem Ruhestuhle auf einem der Gänge; er hatte seinen vierten Sohn, den Prinzen Ferdinand, besucht, der die Masern hatte. Er war mit einem blauen Mantel bedeckt, hatte eine Nachtmütze auf und befand sich in der äußersten Entkräftung. Ich blieb stehn, um ihn vorüber fahren zu lassen. Er bemerkte mich und sagte: „Es ist vollbracht." Man brachte ihn hierauf in sein Vorzimmer, wo er diejenigen, die er hatte rufen lassen, erwartete. Hierauf ließ er sich an sein Fenster bringen, von wo aus er seinen Marstall übersehen konnte, befahl, daß seine Pferde herausgebracht werden sollten, rief den Fürsten von Anhalt und den Herrn von Hacke, die eben angekommen waren und sagte ihnen, sie möchten sich jeder ein Pferd aufsuchen und als das letzte Zeichen seiner Freundschaft aufheben. Als der Fürst sich eins aussuchte, sagte der König: Sie nehmen gerade das Schlechteste. Er zeigte ihm ein Anderes und sagte: Nehmen sie doch dieses, das ist gut; ich stehe Ihnen dafür. Er befahl nun, daß den beiden Pferden ihr schönstes Reitzeug angelegt werden sollte. Es traf sich, daß man auf das eine einen Sattel von blauem Sammet und eine gelbe Schabracke legte. Den König verdroß das, als er es bemerkte, und er brach in die Worte aus: „Ach! wenn ich nur gesund wäre, ich wollte die Stallknechte tüchtig abprügeln. Lieber Hacke! Gehn Sie doch hinunter und prügeln Sie die Schurken!" Als er darauf sah, daß Alle, die er zu sich beschieden hatte, beisammen waren, gab er dem Kronprinzen und dem Kabinetsminister, Grafen von Podewils, ein Zeichen, daß sie sich ihm nähern sollten. Zu dem Letzteren sagte er, daß, da er sich nicht mehr im Stande fühle, die Regierung selbst zu führen, er sie dem Kronprinzen zu übertragen entschlossen sei; dies sei der Grund, warum er die gegenwärtige Versammlung zusammen berufen habe; der Major Bredow werde ihnen seinen Willen bekannt machen. Diesen rief er nun auf, das, was er wegen seiner Entkräftung nur leise sagen könnte, den Anwesenden mit lauter Stimme zu wiederholen. Der Inhalt davon war: er lege zu Gunsten seines ältesten Sohnes Friedrich die Regierung nieder, er übergebe demselben sein Königreich, sein Kurfürstenthum, und alle seine Länder, nebst seinem Schatze und der Armee; so daß er damit nach Gutdünken verfahren könnte; er erkenne ihn als König von Preußen und Beherrscher seiner Staaten an; er spreche alle seine Beamten und Unterthanen von

Digitized by Google

dem ihm geleisteten Eide los und ermahne sie, seinem Sohne eben so treu zu dienen, als sie ihm gewesen wären. Ferner befahl er dem Herrn von Podewils, seinen Ministern an den auswärtigen Höfen, bei denen sie angestellt seien, bekannt zu machen, daß er sie des ihm geleisteten Dienstes entlasse, und daß es sein Wille sei, sie sollten nunmehr den Kronprinzen als ihren Herren anerkennen. Der Herr von Podewils sagte ihm, daß vor allen Dingen die Acte über die Niederlegung der Regierung ausgefertigt werden müßte, und daß Seine Majestät, ehe die Thronentsagung bekannt werden dürfte, nothwendig diese Acte unterzeichnen müßte. Der König antwortete nicht und gab ein Zeichen, daß man ihn in sein Zimmer bringen sollte, so daß also die Abdankung unvollendet blieb.

„Als der König in's Bett gebracht war, bekam er eine Ohnmacht. Man rief den Hofprediger Kochius, der, damit ihn der König verstehen möchte, mit sehr lauter Stimme ihm vorbetete. Als der König wieder zu sich kam, sagte er zu dem Prediger, er solle nicht so schreien, und da er sich nach dem Gebete daran erinnerte, daß jetzt gerade die Jahreszeit sei, wo er neue Livreyen zu geben pflegte, befahl er, daß seine Bedienten in neuen Röcken vor ihm erscheinen sollten. Obgleich die Livreyen keineswegs prächtig war, so brachte sie ihn doch, als er sie sah, zu dem Ausrufe: O Eitelkeit! o Eitelkeit! Einige Augenblicke nachher forderte er einen Spiegel und machte die Bemerkung, er sähe doch noch nicht so abgemattet aus, als er sich eingebildet habe. Als er den Oberchirurgus seines Regiments erblickte, wollte er, daß er ihm den Puls befühlen sollte und fragte ihn, wie viel Zeit er wohl noch zu leben habe. Jener antwortete ihm, er glaube, daß sein Ende nahe sei. „Woraus schließt Er das?" fragte der König. „Aus dem Puls Ihrer Majestät," erwiederte der Chirurgus; „denn er bleibt ganz zurück." Der König hob den Arm auf und sagte: „Das ist nicht möglich! wenn mein Puls schon zurückgetreten wäre, so könnte ich die Finger nicht so bewegen, wie ich es thue." Er setzte hinzu: „Herr Jesu, Dir lebe ich, Herr Jesu Dir sterbe ich; Du bist im Leben und im Tode mein Gewinn!" Dies waren seine letzten Worte. Bald darauf fiel er wieder in Ohnmacht. Sein Leibarzt, Ellert, gab dem Kronprinzen ein Zeichen, die Königin hinwegzuführen, die den König während seiner ganzen Krankheit fast keinen Augenblick verlassen hatte. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so starb der König."

Unmittelbar nachdem der König die Augen geschlossen hatte, ließ der Kronprinz, nunmehriger König, Friedrich II., den Baron von Pöllnitz rufen und eröffnete demselben, daß er zwar die Absicht habe, dem Willen seines Vaters durchaus nachzuleben, daß er aber fürchte, dem großen Haufen die Meinung beizubringen, als hätte er, veranlaßt durch die Mißhelligkeiten, welche zwischen ihm und seinem Vater vorgefallen, es verabsäumt, demselben ein würdiges Leichenbegängniß zu feiern. Auf den Rath des Herrn von Pöllnitz traf der König indessen den Ausweg, daß die königliche Leiche zuerst auf die von dem höchstseligen Monarchen vorgeschriebene Weise in Potsdam beigesetzt, dann aber nachher ein zweites, prächtigeres Leichenbegängniß abgehalten werden sollte. Dies geschah denn auch, und zwar mit einer Pracht, die man unter des vorigen Königs Regierung nicht erlebt hatte.

Bis zu diesem feierlichen Tage, dem 5. Juni, war die königliche Leiche in einem Zimmer des Schlosses zu Potsdam dem Publikum ausgestellt gewesen; dies Gemach war prächtig mit dunkelvioletten Sammet ausgeschlagen und Tag und Nacht durch weiße auf silbernen Kronleuchtern gesteckte Wachskerzen erleuchtet. In der Mitte dieses Zimmers lag auf einem mit Goldstoff überzogenen Paradebette die Leiche des Königs, angethan mit der Uniform des Leib-Grenadierregiments; im Hintergrunde stand auf einer Estrade, zu welcher drei Stufen emporführten, der Sarg, mit Sammet beschlagen und kunstreich mit Goldbronze verziert; auf diesem Sarge lagen die Sporen, die Handschuhe und der Degen des Königs. Zur Seite standen kleine Tabouretts, ebenfalls mit violettem Sammet überzogen, auf denen die Insignien der Königswürde, die Krone, das Scepter, der Reichsapfel, der Kurhut und das Kurschwerdt lagen, und über dieser Estrade, die noch besonders durch

Digitized by Google

eine Menge weißer Wachskerzen beleuchtet wurde, erhob sich ein Baldachin, gleichfalls von dunkelviolettem Sammet.

An dem genannten Tage verkündete das feierliche Geläut sämmtlicher Glocken den Bewohnern Potsdam's, daß der feierliche Augenblick genaht sei; der Generalmarsch rasselte durch die Straßen, die ganze Garnison trat in's Gewehr und formirte sich, von dem Portal des Schlosses bis zur Thüre der Kirche, in zwei Linien. Um neun Uhr begann die Prozession.

Den Zug eröffnete ein Bataillon des Leibgrenadierregiments, und diesem schlossen sich sämmtliche Hausbediente Friedrich Wilhelm's an. Dann kamen die Deputationen der königlichen Behörden, sowohl aus Berlin als aus den Provinzen, die des Generaldirektoriums und sämmtliche Staatsminister. Ihnen folgten die Großoffiziere der Krone, jeder auf einem Sammetkissen die Attribute der Königswürde tragend, und endlich der Leichenwagen. Dieser wurde von acht, mit schwarzen Sammetdecken behangenen Pferden gezogen; auf demselben stand der geöffnete Sarg, und darüber hielten zwölf Generalmajors einen sammetnen Thronhimmel, eben so viele Generallieutenants die Schnüre desselben.

Dann kam der Marschall Graf von Schwerin; er trug das große Staatsbanner, und neben ihm gingen zwei Generale. In einem kleinen Zwischenraum folgte dann, zwischen dem Fürsten von Anhalt-Dessau und dem Herzoge von Holstein, der König, von fünfhundert Offizieren des Generalstabes begleitet; dann die übrigen Prinzen des königlichen Hauses. Zuerst August Wilhelm, der Prinz von Preußen *), von dem Sohne des Fürsten von Anhalt und dem Prinzen von Zerbst geleitet; dann der Prinz Heinrich und der Prinz Ferdinand und endlich die Markgrafen von Schwedt, Heinrich, Karl und Wilhelm. Hinter denselben kamen die übrigen Generale und das zweite Bataillon des Leibgrenadierregimentes machte den Beschluß des Zuges, bei dessen Passiren die Truppen, welche das Spalier gebildet hatten, präsentirten; die Fahnen wurden gesenkt und die Tambours schlugen Marsch.

An der Kirchthüre angekommen, wurde der Sarg von den Generallieutenants, welche den Baldachin über denselben getragen hatten, herabgenommen und auf einen vor dem Altar errichteten, marmornen Katafalk gesetzt. Ueber diesem erhob sich eine von dreifachen Säulen getragene Kuppel, mit Cypressen verziert und durch weiße Wachskerzen erleuchtet. Rings umher war das Ganze mit Statuen und Vasen verziert. Die ganze Kirche war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen und mit Hunderten von Lampen erhellt.

Nachdem der Sarg auf den Katafalk gestellt war und der König mit seinem Gefolge seine Plätze eingenommen hatte, stimmte man eine lateinische, von Baumgarten verfaßte und von dem berühmten Graun componirte Trauercantate an. Der König hatte zu diesem Zweck die italienischen Sänger Sänger Amarevoli, Annibaldi und Particelli aus Dresden nach Berlin kommen lassen, da sich am preußischen Hofe keine Sänger befanden, welche die Soloparthieen übernehmen konnten. Nach Beendigung der Cantate wurde der Sarg von den Offizieren, die ihn auf den Katafalk gestellt hatten, herabgehoben und in die Gruft getragen. Eine Salve der im Schloßgarten aufgefahrenen Kanonen, und der sämmtlichen Truppen vor der Kirche, bezeichnete diesen Augenblick, und als der König die Kirche verließ, donnerten die Geschütze zum zweiten, als er das Schloß betrat, zum dritten Male.

Mag es der Leser verzeihen, wenn wir etwas längere Zeit bei dem Hofstaat und der Persönlichkeit des Königs Friedrich Wilhelm verweilten, als dies vielleicht bei dem ersten Blick nothwendig erscheinen möchte; aber dennoch wird man sich bei einigem tieferen Nachdenken leicht davon überzeugen, daß sich, wie schon früher gesagt, die Schicksale einer Haupt- und Residenzstadt wie Berlin unmöglich von denen des Regenten und des Staates im Allgemeinen scheiden lassen, sondern innig

*) Unmittelbar nach seinem Regierungsantritte hatte der König seinem ältesten Bruder zum Prinzen von Preußen ernannt; ein Beweis, daß er nicht darauf rechnete, seine Ehe mit einem Thronerben gesegnet zu sehen.



Digitized by Google

mit denſelben verkettet ſind. Wenden wir uns aber jetzt, bevor wir von dem Grabe des zweiten Königs von Preußen ſcheiden, zu der Stadt Berlin ſelbſt, in welcher während der Regierung Friedrich Wilhelm's gar manche bemerkenswerthe Veränderung vorgegangen war.

Berlin war allerdings dem Könige Friedrich Wilhelm I., ganz beſonders ſeine ſchnelle Vergrößerung, die für den Zeitraum ſeiner Regierung faſt an's Unglaubliche reicht, großen Dank ſchuldig; ob aber der Monarch jederzeit die geeignetſten Mittel wählte, ſeine Reſidenz und Hauptſtadt zu vergrößern und zu verſchönern, müſſen wir dem Urtheile eines Jeden überlaſſen, wenn wir die Einzelnheiten ſeines Verfahrens näher erwähnt haben werden.

Was die Vergrößerung der Stadt anbetrifft, ſo war es natürlich die noch im Bau begriffene Friedrichsſtadt, wo der König ſeine Abſicht am Leichteſten in's Werk richten konnte; aber auch alle übrigen Stadttheile hatten ſich der gleichen Fürſorge zu erfreuen. Ganz beſonders willkommen und förderlich war dem Könige zur Förderung ſeines Zweckes die Einwanderung der Salzburger und böhmiſchen Proteſtanten, die ſich in Berlin anbauten und beſonders die Friedrichsſtadt bevölkerten, und namentlich in der Zimmer-, Schützen-, und Krauſenſtraße eine Menge von Häuſern bauten. Die böhmiſchen Proteſtanten waren meiſtentheils Weber, welche zwar mit keinen großen Reichthümern verſehen nach Berlin kamen, aber brave und rechtliche Leute waren, die der Induſtrie und dem Gewerbfleiße beſonders förderlich wurden.

Sie hatten ſich indeſſen noch nicht allzu lange in Berlin niedergelaſſen, als ſie ſich mit der Bitte an den König wendeten, ihren Gottesdienſt zu Berlin in der Landesſprache halten zu dürfen, da die Meiſten unter ihnen der deutſchen Sprache nicht hinreichend kundig wären. Friedrich Wilhelm genehmigte auch dies Geſuch; da aber die böhmiſchen Prediger nicht die Erlaubniß zu ihrer Auswanderung erhalten hatten und größtentheils noch im Gefängniſſe ſaßen, ward ihnen in der Perſon eines gewiſſen Andreas Macher, eines Geiſtlichen zu Cottbus, welcher der deutſchen ſowohl, als der böhmiſchen Sprache vollkommen mächtig war, ein Seelſorger gegeben. Im Jahre 1734 kam auch ein gewiſſer Johann Libreda, ein Prediger aus Böhmen, der Mittel gefunden hatte, aus ſeinem Gefängniſſe zu entkommen, nach Berlin, wo er, auf Verwendung des Probſtes Reinbeck, als Prediger bei derb öhmiſchen Gemeinde angeſtellt wurde.

Was dagegen die Einwanderung der Salzburger anbetrifft, ſo waren es von Dieſen jedoch nur Wenige, welche ſich in Berlin niederließen; die Meiſten von dieſen arbeitſamen und gewerbfleißigen Unterthanen ſiedelten ſich in Preußen an und berührten Berlin nur auf ihrer Durchreiſe. Am 30. April des Jahres 1732 etwa gegen 4 Uhr Nachmittags, kamen ſie vor den Thoren der Reſidenz an und wurden von der geſammten Geiſtlichkeit Berlin's eingeholt. Der Diakonus der St. Petrikirche, Herr Chriſtian Campe, begrüßte ſie mit einer feierlichen Rede, und ermahnte ſie, treu, gottesfürchtig und ihrer neuen Obrigkeit gehorſam zu leben, auch denen, um derentwillen ſie ihre Heimath verlaſſen hatten, zu verzeihen. Vor das Leipziger Thor, durch welches ſie ihren Einzug hielten, war der König ſelbſt hinausgeritten, um ſeine neuen Unterthanen zu ſehen; er trug perſönlich Sorge dafür, daß ſie gehörig einquartirt wurden, aber zugleich gab er auch den Befehl, die Salzburger in ihren Glaubensartikeln zu examiniren, ob dieſelben auch gute Chriſten ſeien. Der Umſtand, daß der Erzbiſchof von Salzburg die Lutheraner, die er des Glaubens wegen verfolgte, als ſchlechte und ungehorſame Unterthanen ausgeſchrieen hatte, war die Urſache zu dieſem Verfahren, und noch vor der Ankunft der Emigrirten hatte ſchon Friedrich Wilhelm zwei Salzburger in Berlin durch die Pröbſte Reinbeck und Roloff examiniren laſſen, denen alsdann ein amtliches Zeugniß darüber ausgeſtellt wurde, daß ſie rechtſchaffene, evangeliſche Chriſten ſeien. — Auch die Königin von Preußen blieb bei dieſer Gelegenheit mit ihrem freundlichen Wohlwollen nicht hinter ihrem Gemal zurück. Sie gab den Befehl, mehrere Hundert der Bedürftigen auf ihrem Schloſſe Monbijou zu ſpeiſen, beſchenkte ſie mit Geld, und ließ Bibeln und andere Er-

Digitized by Google

bauungsbücher unter sie austheilen; sie wurden dann von Berlin aus, theils zu Wasser über Stettin, theils zu Lande, nach ihrer neuen Heimath befördert.

Wurde nun auch der Bau der Friedrichsstadt durch die Ansiedelung der böhmischen Colonisten schnell befördert, so sträubten sich doch die Berliner selbst sehr hartnäckig dagegen, ihr Geld zum Anbau wüster Stellen zu verwenden, und der König nahm, seinem Charakter gemäß, oft zur Gewalt seine Zuflucht, um die Berliner Bürger zum Hausbau zu zwingen. Dagegen unterließ der Monarch von seiner Seite nichts, um die Sicherheit und Schönheit der Stadt zu mehren; aber nichtsdestoweniger sollte grade unter seiner Regierung Berlin von mehreren Unglücksfällen heimgesucht werden, deren traurige Folgen sich lange Zeit hindurch bemerklich machten.

Das erste derartige Unglück, von welchem die Residenz heimgesucht wurde, war das Springen des alten Pulverthurmes am 12. August des Jahres 1720. Dieser Thurm stand bei dem alten Spandauer Thore und war noch von den alten Befestigungswerken Berlin's, deren wir gleich zu Anfang unserer Chronik, Seite 8, erwähnten, übrig geblieben. Er war über 100 Fuß hoch, die Mauern desselben gegen 8 Fuß dick; wahrscheinlich diente das Erdgeschoß desselben in den ältesten Zeiten zu Gefängnissen, und ein Schriftsteller, der uns die näheren Umstände über das Zerspringen dieses Thurmes mittheilt, erzählt, daß man im Jahre 1715 eine Oeffnung in den Fußboden dieses Thurmes eingebrochen und darunter ein Gewölbe von 15 Klaftern Tiefe gefunden habe, in welchem sich einige Todtengebeine befunden hätten, wovon unser Gewährsmann selbst Augenzeuge gewesen zu sein, angiebt. Als nun unter der Regierung des Königs, Friedrich I., von dem Spandauer Thore bis nach der Spree (der heutigen Friedrichsbrücke) eine neue Straße angelegt wurde, die damals den Namen „Wallstraße" führte, jetzt aber „neue Friedrichsstraße" genannt wird, sollte das alte Spandauer Thor, am Eingang der Spandauerstraße; und der dabei stehende alte Thurm abgebrochen worden. Ersteres wurde auch wirklich in's Werk gerichtet; der erwähnte Thurm aber blieb stehen. Dieser war seit der Eroberung Stralsunds, im Jahre 1675, zum Pulverthurme benutzt worden. Man hatte eine große Menge von Pechkränzen, Bomben, Granaten und anderen Feuerwerkskörpern hineingeschafft; auch befand sich ein ziemlich bedeutender Vorrath von Pulver in demselben. Der König, welcher diese gefährliche Nachbarschaft nicht in der Stadt dulden wollte, gab den Befehl, daß die Vorräthe an Munition nach den neuen Magazinen vor das Thor hinausgeschafft werden sollten, und am 5. August des vorher genannten Jahres wurde der Anfang mit diesem gefährlichen Geschäfte gemacht. Keine Vorsichtsmaßregel wurde dabei versäumt. Die Arbeiter durften keinen Taback rauchen, statt der Schuhe mußten sie Filzsocken anziehen, und schon hatte man den größeren Theil der sich daselbst befindenden Munitionsvorräthe hinausgeschafft, als am 12. August, eines Montags, etwa gegen ein Viertel auf Eilf Uhr, der Thurm in die Luft flog. Die Verwüstungen, welche dieser unglückliche Zufall anrichtete, waren fürchterlich. Die zwölf Bombardiere, welche eben im Thurm beschäftigt waren, wurden zerschmettert und ihre Körper nachher nur stückweise aufgefunden, so daß über die eigentliche Ursache dieses unglücklichen Vorfalls durchaus nichts Näheres angegeben werden kann; außerdem wurden 35 Soldatenkinder von 4 bis 11 Jahren, welche sich in der Garnisonschule befanden, auf eine fürchterliche Weise getödtet; indem dies Gebäude durch die Explosion gänzlich zerstört wurde; außerdem wurden noch andere fünf Kinder, die sich in der Nähe des Ortes befanden, wo das Unglück vorfiel, erschlagen. An erwachsenen Personen verloren außer den genannten zwölf Artilleristen, noch neunzehn das Leben, unter Diesen befand sich ein Prediger, Namens Block, welcher erst zwei Tage zuvor in Berlin ordinirt worden war und die Reise nach seiner Pfarre zu Freienstein in Pommern antreten wollte. Unglücklicher Weise fuhr die Post grade in dem unglücklichen Augenblick bei dem Thurm vorüber und der Prediger wurde das Opfer der Explosion, der Postillon verlor einen Arm, ein Pferd wurde ebenfalls todt zu Boden geschmettert; aber die zwei übrigen Passagiere, die sich noch in dem Postwa-



Digitized by Google

gen befanden, blieben unverletzt. Ein glücklicher Zufall wollte, daß die Kompagnie des Kapitain Wedel, welche kurz zuvor unsern des Thurms exercierte, schon nach Hause marschirt war, auch die Wachtparade von dem Regimente Forçade war nicht längst bei der Unglücksstelle vorüber passirt und hätte leicht ein Opfer dieses unglücklichen Vorfalls werden können. Der König selbst hatte die Absicht gehabt, sich nach beendeter Wachtparade nach dem Pulverthurme zu begeben, um die Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Glücklicher Weise war aber das Unglück schon geschehen, ehe er seine Absicht ausführte. Unmittelbar nach der Explosion begab er sich an den Ort des Unglücks. Da aber die Spandauers und Wallstraße durch den umhergeschleuderten Schutt fast unzugänglich gemacht worden waren, auch der noch stehen gebliebene Theil des Thurmes brannte und man nicht wußte, ob etwa eine neue Explosion zu besorgen sei, verschob er den Besuch auf den Nachmittag um zwei Uhr, wo er sich in höchst eigener Person nach der Stelle verfügte, wo das Unheil statt gefunden hatte. Er gab sogleich die nöthigen Befehle den Schutt fortzuräumen, die Körper der Verstümmelten zu sammeln und zu begraben und den Verwundeten alle mögliche Hülfe angedeihen zu lassen.

Dieser unglückliche Vorfall war die Ursache, daß noch in demselben Jahre, im September, der Bau einer neuen Garnison-Kirche und Schule begonnen wurde. Das Fundament der alten Kirche ward gänzlich abgebrochen und ausgegraben und der Neubau wurde mit solcher Eile betrieben, daß die Kirche schon am 31. Mai des Jahres 1721 in Gegenwart des Königs, des Kronprinzen und der übrigen Prinzen von Geblüt eingeweiht werden konnte. Den Tag dieser Einweihung meldete eine Inschrift, die in eine bleierne Tafel gegossen und in der Kirche, an einen Pfeiler neben der Kanzel, aufgehängt wurde, sie lautet folgendermaßen:

Unter der Regierung
Friedrich Wilhelm's,
Königs von Preussen,
und mit Direction des Gouverneurs hiesiger
Residentzien, General-Feld-Marschalls
Reichs-Grafen von Wartensleben,
und Commandanten, General-Major von Forçade,
auch Ober-Bau-Director Gerlach's
ist diese Garnison-Kirche erbauet
und den 31 Mai 1722 durch den Probst Gedicke
eingeweihet worden.

Mit eben solcher Eile wurde auch die Garnison-Schule neu gebaut und der Unterricht, bis zur Beendigung derselben, in einem dem Obersten von Glasenapp gehörenden Gebäude abgehalten.

Die erste Militairperson von größerer Bedeutung, die in der neuen Garnison-Kirche beigesetzt wurde, war der General-Major und Kommandant von Berlin, Herr Johann von Forçade, im Jahre 1729, und ihm folgte am 26. Januar 1734 der Gouverneur von Berlin, der General-Feld-Marschall, Herr Alexander Hermann Reichsgraf von Wartensleben, dessen entseelter Körper unter großen Feierlichkeiten am 5. Februar in der Garnison-Kirche beigesetzt wurde. So sehr der König nämlich auch jeden Prunk und Aufwand haßte, hatte er doch, um das Andenken dieses wackeren Veteranen zu ehren, der ihm und seinem erlauchten Vater so lange gedient hatte, beschlossen, demselben ein prächtigeres Leichenbegängniß zu halten, als es sonst gewöhnlich der Fall war. Am Begräbnißtage, wie wir vorher sagten, dem 5. Februar, setzte sich der Zug unter dem Geläute sämmtlicher Glocken der Stadt in Bewegung. Zwei Escadrons der königlichen Gensd'armes, deren Fahnen und Instrumente mit Flor behangen waren, eröffneten den Zug; ihnen folgten, ebenfalls mit gedämpfter Musik und verhüllten Fahnen, vier Bataillons Infanterie. Dann kamen zwei adlige Marschälle in einem schwarz ausgeschlagenen Wagen, welche mit schwarzem Sammet bezogene und mit dem reichsgräflich Wartensleben'schen Wappen verzierte Marschallsstäbe in der Hand hielten. Ihnen folgten zwei bürgerliche Marschälle

zu Fuß, in langen Trauermänteln, die ebenfalls dergleichen Stäbe in der Hand trugen. Hinter Diesen folgte der Leichenwagen, von sechs mit schwarzen Sammetdecken behangenen Pferden gezogen. Der Leichenwagen selbst war mit einer schwarzen Sammetdecke behangen und vier Lieutenants trugen die Zipfel derselben. Der Sarg war mit violettem Sammet ausgeschlagen und mit stark im Feuer vergoldeten Beschlägen kunstreich verziert. Sechszehn Fähnriche hoben denselben auf den Leichenwagen und bei der Ankunft am Erbbegräbnisse wieder herab. Vier adlige Pagen trugen hinter dem Leichenwagen, auf eben so viel sammetnen Kissen, die Ordenskette des schwarzen Adlerordens, den vergoldeten Helm, den Kommandostab und die Handschuhe und Sporen des Dahingeschiedenen. Hinter diesen Pagen kamen sämmtliche Bediente des General-Feldmarschalls, dann zwei adlige Marschälle, wie vorher in einem schwarz behangenen Wagen, und dann das übrige Trauergefolge, zuerst die Verwandten des Reichsgrafen, dann der König in höchst eigener Person, die Prinzen und eine Menge hoher Militairpersonen.

Der Zug bewegte sich vom Gouvernements-Hause in der Königsstraße durch die Spandauer Straße, über den Molkenmarkt (damals Königsmarkt genannt), den Mühlendamm, durch die Breite Straße, dem Schlosse vorüber nach der Garnison-Kirche. Während der Sarg in dem Erbbegräbniß beigesetzt wurde, gaben die vier Bataillone eine dreimalige Salve und von der bei der Garnison-Kirche zunächst gelegenen Batterie feuerten zwölf Kanonen eben so oft. —

Was die Garnison-Kirche selbst anbetrifft, so wurde dieselbe ganz einfach, ohne Thurm, 177 Fuß lang und 90 Fuß breit, aufgeführt; sie hat 8 Eingänge, über denen ein zur Sonne emporfliegender Adler mit der Umschrift: „non soli cedit.“ Sie wurde späterhin, im Jahre 1817 und 1833, renovirt. Zwei Reihen dorischer Säulen, 42 Fuß hoch, theilen das Schiff in drei Theile. Das Chor wird von kleinen, gegen die größeren Säulen sich stützenden Pfeilern getragen und durch dorische Säulen unterstützt, der Altar steht am Ende des Mittelschiffes auf zwei Stufen. Die schöne Orgel ist von Joachim Wagner verfertigt und hat 50 klingende Stimmen, welche 3214 große und kleine Pfeifen enthalten. Durch ein Kunstwerk in dieser Orgel können zwei Engel, welche die Pauken schlagen, zwei Andere, welche die Tuba blasen und zwei Adler, welche die Flügel auf und nieder bewegen, so wie zwei umlaufende Sonnen in Bewegung gesetzt werden.

Indessen sollte Berlin bald darauf noch von einem größeren Unglücke heimgesucht werden und zwar war dies der Brand der Petrikirche in der Nacht des zweiten Pfingstfeiertages, am 29. Mai 1730. Die Petrikirche, von welcher wir schon vorher gesprochen haben, und die wahrscheinlich eins der ältesten Gebäude in Berlin und Cölln war, wurde im Jahre 1717 gänzlich renovirt, die Chöre und Stühle wurden erneut und im Jahre 1724 gab der König den Befehl, den Thurm zu bauen, zu welchem der Baumeister Böhm eine Zeichnung verfertigt hatte, der man aber nicht folgte, sondern den Bau nach einer neuen Zeichnung Gracl's begann. Der Bau selbst fing erst im Jahre 1726 an, da aber das oberste Gemäuer des Thurmes nicht hinlänglich fest genug schien, mußte dasselbe fast bis an die Kirchenmauer abgebrochen werden, so daß der Neubau etwa 160 Fuß von der Erde angerechnet, begann. Oben wurde das Gemäuer mit einem Sims von ausgehauenen, großen Steinen geziert. Die Thurmspitze selbst war von Holz und hatte mit der eisernen Stange eine Höhe von 184 Fuß, so daß die Höhe des ganzen Thurmes 344 Fuß betrug. Die eiserne Stange, deren Hinaufschaffung große Mühe erforderte, war zwei und vierzig Fuß lang und wog über 26 Centner. So war der Thurmbau fast gänzlich vollendet, und der vergoldete Thurmknopf sollte binnen einigen Tagen aufgesetzt werden, als das Unglück über Berlin hereinbrach.

Es war, wie uns der Chronist erzählt, am zweiten Pfingsttage, als gegen Abend 8 Uhr, gegen Südwest, mehrere Gewitterwolken emporstiegen, die jedoch über Berlin fortziehen zu wollen schienen, als sich endlich gegen 9 Uhr das Wetter über der Stadt entlud. Schon der zweite Blitzschlag in den Thurm der Petrikirche; und wenige Minuten darauf fuhr ein abermaliger

Digitized by Google

Wetterschlag nochmals in die oberste Kuppel des Thurmes und zündete, wie Augenzeugen behaupteten, obgleich die Flammen noch immer nicht hervorbrachen. Der Küster eilte indessen sogleich in die Sakristei, um, im Fall eines Unglücks, das Silbergeschirr in Sicherheit zu bringen, aber kaum hatte er die Kirchthüre verlassen, als das Wetter zum dritten Male einschlug und den Thurm von der Spitze an bis unten auf das Gemäuer anzündete. Zwar fing es zu gleicher Zeit an, ziemlich stark zu regnen; aber der Brand, der in dem mit Oelfarbe gestrichenen Holzwerk eine zu gute Nahrung fand, war nicht mehr zu löschen, besonders da keine Spritze wegen der beträchtlichen Höhe irgend einen Dienst leisten konnte. Indessen war dieser stark anhaltende Gewitterregen dennoch von dem Nutzen, daß er die brennenden Holzsplitter und glühenden Kohlen, welche vom Winde bis in die heilige Geiststraße getrieben wurden, auslöschte; auch fingen wirklich am Ende der Grünstraße schon ein paar Hintergebäude zu brennen, und auf das Dach des dort stehenden Pulvermagazins fiel eine so große Menge von Funken und brennenden Holzspähnen, daß man vor Hitze die Hand nicht darauf legen konnte. Den Anstrengungen der Kanoniere, welche das Dach fortwährend mit Wasser begossen und nasse Säcke darauf legten, gelang es jedoch mit vieler Mühe, die Gefahr von diesem Punkte abzuwenden und ein Unglück zu verhüten, welches für die Stadt noch traurigere Folgen hätte haben können.

Indessen hatte der Brand auch das um den Thurm aufgeführte Gerüst in Flammen gesetzt und man kann sich einen Begriff von dem fürchterlichen Brande machen, wenn uns glaubwürdige Schriftsteller versichern, daß man den Feuerschein zwölf Meilen weit am Himmel gesehen habe. In der Stadt selbst konnte man an allen Orten auf freier Straße Geschriebenes lesen, und nicht lange, nachdem das Gerüst Feuer gefangen hatte, begann auch die Kirche selbst zu brennen, die Hitze war so groß, daß die Fenster an den naheliegenden Gebäuden zersprangen, und bald nachdem die Kirche angefangen hatte zu brennen, standen auch vier nahe gelegene Privathäuser in hellen Flammen. Ein fürchterlicher Augenblick war es, als die vorhin erwähnte eiserne Stange herabstürzte; die Gefahr, welche sie allen denen zu bringen drohte, die sich dem brennenden Gebäude näherten, war die Ursache, daß man die brennende Kirche und die übrigen in Flammen stehende Gebäude ihrem Schicksal überlassen mußte. Erst nachdem die Stange ganz glühend geworden war, fing sie an zu wanken, drehte sich um und schlug dann mit fürchterlichem Gepraßel durch den Thurm herunter, und ihr folgten bald darauf die Säulen und die großen Quadersteine, die man zum Bau verwendet hatte. Hierdurch wurde die Kirche sowohl, als das Gewölbe derselben, gänzlich zerschmettert, und der Brand nahm so schnell zu, daß innerhalb 5 Stunden noch 40 Gebäude, außer der Kirche in Flammen standen.

Nichtsdestoweniger gelang es den vereinten Anstrengungen der Bürgerschaft und des dabei aufgebotenen Militairs, am folgenden Tage dem Brande Einhalt zu thun; aber unter dem Schutt glühte die Flamme noch immer fort, und unser Gewährsmann berichtet, daß sogar nach vier Wochen, wenn man den Schutt forträumte, die Flammen emporgeschlagen seien.

Der König befand sich zur Zeit, als dies fürchterliche Unglück seine Residenz betraf, in Potsdam, und war grade im Begriff nach Sachsen abzureisen, als die Nachricht von dem Brande nach Potsdam kam. Der Monarch hatte so bedeutende Kosten auf diesen Bau verwendet, daß Niemand den Muth hatte, der Ueberbringer einer so unerfreulichen Botschaft zu sein. Nichtsdestoweniger mußte er es doch endlich erfahren, und als man ihn gehörig auf die unglückliche Nachricht vorbereitet zu haben glaubte und ihm dieselbe zögernd mittheilte, soll er in die seinen Charakter deutlich bezeichnenden Worte ausgebrochen sein: „ich dachte Wunder, was es wäre, und glaubte schon, der Flügelmann vom Glasenappschen Regimente wäre gestorben!"

Ohne sich auch weiter in seiner Abreise aufhalten zu lassen, gab er die nöthigen Befehle, die Kirche und die niedergebrannten Häuser wieder aufzubauen. Es wurden ihm verschiedene Zeichnungen vorgelegt, und er gab wiederum der des Baumeisters Graet den Vorzug,

Digitized by Google

welcher auch die Ausführung des Neubaus übernahm, und dieser schritt so rasch vorwärts, daß das Gotteshaus schon am 28. Juni des Jahres 1733 eingeweiht werden konnte. Die ganze königliche Familie war bei dieser feierlichen Handlung zugegen, und der König beschenkte den Altar mit zwei vergoldeten Kannen, drei vergoldeten Kelchen und drei Oblaten-Schachteln.

Indessen war der Thurm noch nicht vollendet. Dieser sollte sich 400 Fuß hoch über die Kirche erheben und Grael war mit dem Bau desselben beauftragt. Dem Könige, welcher die Arbeit gern fertig sehen wollte, dauerte indessen der Bau viel zu lange und noch war der Thurm nicht bis auf 100 Fuß vollendet, als er dem Baumeister Gerlach, einem entschiedenen Gegner Grael's den Auftrag gab, den Bau schneller zu betreiben. Gerlach übernahm sogleich mit der größten Bereitwilligkeit die Direction; aber über die Eile vergaß er die Vorsicht. Der Bau wurde so rasch betrieben, daß der Kalk nicht trocknen konnte, und außerdem goß man so viel Wasser auf die ohnehin schon feuchten Mauern, daß dasselbe an mehreren Stellen unterwärts herausträpfelte. Die nasse Mauer konnte daher den Druck von oben nicht aushalten, und, was Grael befürchtet hatte, traf ein, der Thurm stürzte am 25. August 1734, etwa um die Abendzeit, zusammen, wodurch das Gesims und die Pfeiler der Kirche nach der Brüderstraße stark beschädigt wurden. Gerlach wurde natürlich zur Rechenschaft wegen seines unvorsichtigen Betragens gezogen, aber er suchte sich dadurch zu rechtfertigen, daß er die Schuld auf Grael schob und die Behauptung aufstellte, Dieser hätte das Fundament des Thurmes mit solcher Nachlässigkeit aufgeführt, daß derselbe nothwendiger Weise einstürzen genußt hätte. Um hierüber die nöthigen Aufschlüsse zu geben, wurde eine Commission von Sachkundigen niedergesetzt, deren Meinungen ebenfalls ziemlich getheilt waren. Einige behaupteten sogar, daß die Kirche ebenfalls zusammen stürzen könne und abgetragen werden müsse; nachdem man aber den Schutt des eingestürzten Thurmes fortgeräumt hatte, überzeugte man sich von der Schuldlosigkeit Grael's, da die Gewölbe des unteren Geschosses, so weit Jener gebaut hatte, unversehrt waren und man nicht die geringsten Risse an ihnen bemerken konnte. Indessen übernahm ein gewisser Favre den Fortbau des Thurmes und der König, dem es, bei den schon aufgewendeten Kosten, an Geld mangelte, ließ von der kurmärkischen Landschaft eine Summe von 50,000 Thalern zu dem Bau vorschießen, welches Kapital in jährlichen Raten von 5000 Thalern verzinst und abgezahlt wurde. Auf solche Weise wurde der Thurmbau bis zum Ableben des Königs fortgeführt; aber der erste schlesische Krieg, welcher gleich nach der Thronbesteigung Friedrich's II. ausbrach, hinderte die Vollendung des Baues, der erst später beendet wurde. Die neue Kirche dagegen war ein prächtiges Gebäude, ein längliches Viereck mit zwei Vorsprüngen bildend; dorische auf granitnen Fußgestellen ruhende Säulen zierten die Außenseite und über dem Hauptgesims befand sich eine Attika.

Was die übrigen öffentlichen Gebäude in Berlin anbetrifft, so ist darüber wenig zu sagen. Die Pastorialkirche, deren Bau schon unter der Regierung Friedrich's I. begonnen hatte, wurde unter der Regierung seines Nachfolgers vollendet. Der Thurm selbst wurde in den Jahren 1713—1715 nach einem Riß von Bode durch Gerlach erbaut; er ist 94 Fuß hoch, und der erste Aufsatz ist von corinthischer Bauart, unten mit einem zierlichen eisernen Gitter umgeben; der zweite von römischer. Ueber diesem erhebt sich eine Pyramide mit einer vergoldeten Kugel. Der König Friedrich Wilhelm schenkte der Kirche bei Vollendung des Thurmbaues ein schönes Glockenspiel, welches sein Vater eigentlich für den Münzthurm bestimmt hatte. Dies Glockenspiel wurde in Berlin von Jacobi gegossen und und das Werk durch den Orgelbauer Röder und den Organisten Weiß eingerichtet. Dies Glockenspiel enthält 37 Glocken und wird durch eine Walze, welche der König Friedrich I. für 12,000 Gulden angekauft hatte, in Bewegung gesetzt. Es spielt alle halbe und ganze Stunden einen oder zwei Verse aus einem Psalm oder einem geistlichen Liede und alle Viertelstunden ein Präludium. Bei feierlichen Gelegenheiten und an Sonn-

Digitized by Google

tagen wird das Klavier und Pedal des Glockenspiels von dem Organisten der Kirche gespielt; außerdem wird es durch das Uhrwerk selbst in Bewegung gesetzt.

Auch die Domkirche hatte einige wichtige Veränderungen erlitten; sie wurde im Jahre 1714 für den reformirten Gottesdienst bestimmt und im Jahre 1717 mit zwei neuen Glockenthürmen in gothischen Styl verziert, in denen der König mehrere neue Glocken von ungewöhnlicher Größe anbringen ließ. Auch wurden die alten Eingänge, die sich dem Schlosse grade gegenüber befanden, abgerissen und zwei neue Thüren dafür angebracht, wodurch die Kirche allerdings ein freundlicheres Ansehen erhielt. Auch die daneben liegenden Kirchhöfe wurden fortgeschafft und im Innern des Gotteshauses neue Kirchenstühle und Chöre angelegt.

Die Marienkirche wurde in dem Zeitraume, von welchem wir gesprochen haben, durch ein Vermächtniß der Wittwe eines Kaufmanns, Namens Christoph Stiller, mit einer prächtigen Orgel beschenkt. Die Sophienstädtsche Kirche dagegen, deren wir schon oben erwähnt haben, bekam in den Jahren 1732—1734 den schönen Thurm, welcher dieselbe noch heutigen Tages schmückt. Derselbe ist 220 Fuß hoch; das erste Geschoß desselben ruht auf dem Portal, auf dasselbe folgt ein Auffatz von 8 jonischen Säulen, welcher letztere die Haube und Spitze des Thurmes trägt. Der Erbauer dieses Thurmes ist der schon mehrfach erwähnte Grael. Dagegen erbaute Gerlach in den Jahren 1726 und 1727 den 258 Fuß hohen Thurm des ehemaligen Friedrich-Hospitals.

Noch müssen wir der Vergrößerung der Jerusalemer Kirche erwähnen, da die Bewohner der Friedrichsstadt sich so ansehnlich vermehrt hatten, daß der König schon am 1. November des Jahres 1725 den Befehl zum Bau der genannten Kirche gab. Der Grundstein wurde jedoch erst am 27. November 1727 gelegt, aber die Kirche schon im folgenden Jahre vollendet.

Das königliche Schloß zu Berlin anbetreffend, so waren bei dem Tode Friedrich's I. die äußeren Gebäude noch nicht ganz vollendet und nach der Domseite nur das erste Geschoß angefangen. Der König ließ daher nach seinem Regierungsantritt damit fortfahren, und da der Baumeister Eosander von Göthe seine Entlassung forderte, so übernahm der Baumeister Böhme, welcher schon früher den Schloßbau geleitet hatte, die fernere Führung. Die Gebäude wurden bis zum Jahre 1716 bis unter das Dach fertig, und schon im Jahre 1714 waren 340 Centner Kupfer aus Ungarn verschrieben worden, welches in Dörnitz bei Brandenburg zu Platten geschmiedet wurde, welche zum Decken des Daches dienen sollte. Eosander von Göthe hatte die Absicht gehabt, auf das Portal des Schlosses einen mit corinthischen Säulen gezierten Aufsatz und über denselben einen Kreis freistehender Säulen derselben Ordnung, welche eine Kuppel tragen sollten, zu setzen. Aber dieser Plan unterblieb, nachdem man die Ausführung an Böhme übertragen hatte. Das Plattdach erhielt ein sechs Fuß hohes Brustgeländer und auf der Seite der Schloßfreiheit, der Stechbahn gegenüber, wurden drei große Wasserreservoirs angelegt, welche vermittelst eines bei den werderschen Mühlen befindlichen und durch ein eignes Wasserrad getriebenen Druckwerks, das ganze Schloß mit circa 7000 Tonnen Wasser versorgen, welches bei entstehender Feuersgefahr durch Schläuche und Röhren nach allen Gängen und Zimmern geleitet werden kann. — So erhob sich nunmehr, prächtig anzuschauen, das stattliche Königsschloß an derselben Stelle, wo vor 300 Jahren Friedrich II. seine kurfürstliche Burg erbaut hatte, um seine aufsäßigen Unterthanen mit Gewalt zu beugen, und noch in späten Jahrhunderten wird man das gewaltige Gebäu bewundern, welches unter der Regierung von acht Fürsten des preußischen Staates aufgeführt wurde, und dessen Bau beinahe zwei Jahrhunderte hindurch dauerte. —

Der äußere Bau des Schlosses war indessen nicht sobald beendet, als der König auch auf die innere Ausschmückung der Zimmer bedacht war. Er ließ die noch unmeublirten Zimmer wohl einrichten und besonders den weißen Saal in seiner jetzigen Gestalt ausschmücken.

Bedeutender waren dagegen die Veränderungen, welche den Lustgarten betrafen. Friedrich I. hatte denselben mit besonderer Vorliebe ausgeschmückt; aber unmittelbar nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's

Digitized by Google

wurde derſelbe in einen Paradeplatz umgeſtaltet, auf welchem die tägliche Wachtparade, die der König ſtets zu beſuchen pflegte, abgehalten wurde. Wir haben ſchon erwähnt, zu welchem Zwecke er das ſchöne Gebäude, die ſogenannte Grotte benutzte. Der Tapezier Barrabandon legte daſelbſt eine Tapetenfabrik an, und an derſelben Stelle, wo ſpäter das jetzige Domgebäude aufgeführt wurde, gründete ein Mohr, Namens Olivier, ein Kaffeehaus mit einem Billardzimmer.

Wenden wir uns nun, nach Erwähnung der öffentlichen Gebäude in Berlin, deren man im Jahre 1721 achtzehn zählte, zu der Stadt ſelbſt und den Privatgebäuden derſelben, ſo müſſen wir zuerſt der Eintheilung der Stadt, in die ſogenannten Viertel, erwähnen, welche im Jahre 1727 vorgenommen wurde; und zwar finden wir

1. in Berlin:

a) Das Nicolai-Viertel; von der langen Brücke an, die Königsſtraße entlang, bis zur Spandauer Straße, und dieſe rechts entlang, bis zur Spree, den Molkenmarkt und den Krögel mit einbegriffen, und dann durch die Poſtſtraße und Burgſtraße bis zur Königsſtraße zurück.

b) Das heilige Geiſt-Viertel; es wurde von denjenigen Gebäuden gebildet, welche auf der linken Seite der Königsſtraße, von der langen Brücke an, zwiſchen der Burgſtraße und Spandauer Straße und der Garniſonſchule lagen.

c) Das Marien-Viertel; bei der Garniſonkirche beginnend, wurde durch die Spandauer Straße und den Wall am Königsthor auf zwei, durch die Königsſtraße und die Wallſtraße auf den beiden andern Seiten begrenzt.

d) Das Kloſter-Viertel; es erſtreckte ſich, die Fortſetzung des Nicolai-Viertels bildend, die Königsſtraße entlang, von dem Rathhauſe an der Spandauer Straßen-Ecke an, die Königsſtraße hinauf bis zum Königsthor und dann durch die Stralauer Straße hinab bis wieder zur Spandauer Straße.

2. In Cölln:

a) Das Schloß-Viertel; es erſtreckte ſich vom königlichen Schloſſe aus bis an die Gertraudtenſtraße, auf der einen Seite durch den Mühlendamm, auf der andern Seite durch die Friedrichsgracht bis an die Gertraudtenbrücke begrenzt;

b) das Markt-Viertel, begriff diejenigen Gebäude, welche zwiſchen der Gertraudtenſtraße und der Spree, dem ſogenannten Neu-Cölln gegenüber lagen, in ſich;

c) das ſogenannte Neu-Cölln, jenſeit der Spree.

3. Auf dem Friedrichswerder:

a) das Gertraudten-Viertel, welches von der alten Leipziger Straße bis nach Neu-Cöln reichte und auf der einen Seite durch die Spree, auf der andern durch die Leipziger Straße begrenzt wurde;

b) das Schleuſen-Viertel, welches durch den ganzen übrigen Raum des Friedrichswerder, auf der andern Seite der Leipziger Straße gebildet wurde;

4. Auf der Friedrichsſtadt:

a) das Jeruſalemer-Viertel, welches durch die Krauſenſtraße begrenzt wurde;

b) das Leipziger Viertel, von der Krauſenſtraße bis zur Mohrenſtraße;

c) das Potsdamer Viertel. Dieſes reichte von der Mohrenſtraße bis an die ſogenannte Potsdamer Brücke; und zur Verſtändniß dieſer Angabe müſſen wir noch erwähnen, daß der Graben, welcher die Friedrichsſtadt von der Dorotheenſtadt trennte, den Wall entlang lief, der die letztgenannte Stadt von der Lindenpromenade ſchied. Dieſer Graben hatte eine Brücke, welche zur Stadt hinausführte, etwa an dem Orte, wo jetzt das Haus Nr. 160 der großen Friedrichsſtraße, zwiſchen der Rosmarienſtraße und den Linden, ſteht. Bei dieſer Brücke befand ſich ein Wachthaus, und man nannte dieſe Gegend gewöhnlich nur: „an der Potsdamer Brücke.“

5. Auf der Dorotheenſtadt:

a) das Neue Thor-Viertel, zwiſchen der oben erwähnten Potsdamer Brücke und dem Weidendamme; und

b) das Thiergarten-Viertel, von der Potsdamer Brücke bis zum Thiergarten.



Digitized by Google

Außerdem hatte man noch vor dem Köpenicker Thore das Köpenicker Viertel und das Linden-Viertel und die zu den Thoren gehörenden Vorstädte.

Um alle diese theils neu angelegten Straßen, theils die noch vorhandenen Baustellen in den älteren Theilen der Stadt bebaut zu sehen, schlug der König jeden Weg ein, wenn er nur zum Ziele führte, und nur wenige Personen waren es, die sich gutwillig zum Bau eines neuen Hauses verstanden; die Uebrigen mußten mit Gewalt dazu gezwungen werden. Der Kommandant von Berlin, Obrist von Derschau, ein harter, unbeugsamer Mann, den der König beauftragt hatte, den Anbau der neuen Straßen zu besorgen, verfuhr dabei mit der größten Härte und beging die himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten, ohne daß es Jemand gewagt hätte, dem Monarchen über das Betragen seines Dieners die Augen zu öffnen. Erst der Probst Roloff, welchen der König in den letzten Stunden seines Lebens zu sich rief, unternahm es, den Monarchen auf die Bedrückungen aufmerksam zu machen, denen die Unterthanen, durch die Art und Weise, mit welcher der Anbau der neuen Straßen betrieben wurde, ausgesetzt gewesen waren. Derschau suchte sich nach Willkühr diejenigen aus, welche bauen sollten; er legte das betreffende Verzeichniß derselben dem Könige zur Unterschrift vor, und war diese erfolgt, so mußten die benannten Personen bauen, sie mochten wollen oder nicht. Und wie weit die Autorität Derschau's in diesen Angelegenheiten ging, läßt sich daraus schließen, wenn wir hören, daß, als er einst mit dem Staatsminister von Marschall einen Wortwechsel hatte, schon am folgenden Tage an alle Verwandte und Freunde des Herrn von Marschall von Seiten Derschau's der Befehl erlassen wurde, Häuser an denjenigen Stellen zu bauen, die ihnen von der betreffenden Commission angewiesen wurden. Ja sogar der Staatsminister erhielt nicht lange darauf die Ordre, ebenfalls ein Gebäude aufführen zu lassen, und alles Protestirens ungeachtet, mußte er gehorchen; indessen schenkte ihm der König alle zum Bau benöthigten Materialien, sogar das Blei und das Glas zu den Fenstern. Einer solchen Vergünstigung konnte man sich indessen nur selten rühmen, die Wenigsten erhielten Unterstützung.

Ein solches Loos traf den geheimen Rath von Rüßler, welcher sich auf irgend eine Weise den Zorn Derschau's zugezogen hatte. Er erhielt den Befehl, ein Haus an einer Stelle der Friedrichsstadt zu bauen, wo bis dahin ein großer Fischteich gewesen war. Umsonst stellte Rüßler dem Obristen von Derschau vor, daß er dem Könige schon seit mehreren Jahren diene, ohne irgend ein Gehalt zu beziehen und daß er fast sein ganzes Vermögen dabei zugesetzt habe. Derschau berief sich auf Rüßler's Schwiegervater, einen Herrn von Ludewig, Kanzler der Universität zu Halle, der ein sehr vermögender Mann war, und alle Vorstellungen Rüßler's, daß er bei seinem Schwiegervater, der allgemein als geizig bekannt war, unmöglich Etwas borgen könne, fruchteten nichts. Jetzt blieb dem geheimen Rath nur noch ein Mittel übrig, und dies war das, sich an den König selbst zu wenden. Er that es; aber auch dieser Versuch blieb fruchtlos, denn die königliche Antwort lautete, daß gebaut werden solle, wofern der geheime Rath nicht der Allerhöchsten Ungnade gewärtig sein wollte. Lange Zeit war Rüßler nichtsdestoweniger unentschlossen, was zu thun sei; theilnehmende Freunde riethen ihm, Berlin zu verlassen, und er selbst war anfänglich unentschlossen, ob er nicht diesem Rathe folgen, oder es lieber abwarten solle, ob man ihn mit Gewalt zum Bau zwingen würde. Endlich entschloß er sich jedoch, besonders da ihm sein Schwiegervater einen Vorschuß von 1500 Thlrn. machte, auch seine Mutter ihn bedeutend unterstützte und noch andere Freunde ihm Geldvorschüsse leisteten, den Bau zu beginnen; das Haus mußte natürlich auf Rosten erbaut werden, die allein viertausend Thaler kosteten, Bäume von 60 Fuß wurden in die Erde gerammt, und noch während des Rammens zogen die Arbeitsleute lebende Karpfen aus dem Teiche. Endlich war der Bau mit vielen Kosten beendet, und nachdem Rüßler 12,000 Thaler dazu verwendet hatte, war er Besitzer eines Gebäudes, daß kaum zweitausend Thaler werth war, denn wie gering der Werth der ehemaligen Häuser war, geht daraus hervor, daß der

Digitized by Google

geheime Rath Rüßler das neben dem seinen stehende Gebäude, welches der geheime Rath Klinggräf erbaut hatte, wobei die Kosten nahe an 8000 Thaler betragen hatten, für 800 Thaler kaufte.

Dagegen, bewies sich der König mitunter wieder sehr gnädig gegen Bauluſtige. Die Herren von Schulenburg, von Truchseß und von Schwerin, erhielten Jeder eine Summe von 40,000 Thalern geschenkt, um sich damit auf der Friedrichsstadt anzubauen, und der geheime Rath Piper wurde von dem Könige nur deshalb in den Adelstand erhoben, weil er, wie der König sich ausdrückte, „ein schön, magnifique" Haus gebaut hatte. Die Unzufriedenheit mit diesen königlichen Verordnungen war natürlich zu damaliger Zeit in Berlin allgemein. Doch hatte die geringere Klasse der Berliner Bürger ein eben so originelles als probates Mittel eingeschlagen, um sich bei dem gezwungenen Neubau ihrer Häuser der Unterstützung des Königs zu versichern. Man wußte nämlich, daß derselbe bei seinen Spazierritten häufig genug die Friedrichsstraße berührte, um zu sehen, welche Fortschritte der Anbau gemacht habe. So wie nun der Monarch den pfiffigen Berlinern zu Gesicht kam, ergriff ein Jeder, der sich zur Stelle befand, einen Schubkarren oder ein anderes Werkzeug, was ihm gerade zur Hand lag, um damit eifrig zu arbeiten. Sehr häufig, oder vielmehr immer, geschah es dann, daß der König mit Wohlgefallen die Thätigkeit seiner rüstigen Unterthanen betrachtete, und wohl Einen oder den Andern zu sich rief, um ihn um den Grund dieses ungewöhnlichen Fleißes zu befragen, der Herbeigerufene erklärte dann jedesmal mit trübseliger Mine, daß er Ordre zum Hausbau empfangen habe; aber nicht im Stande sei, die nöthigen Arbeitsleute dabei zu bezahlen, und daß er selbst die nöthigen Handleistungen thun müßte. War der König gerade bei guter Laune, so schenkte er allerdings dem armen Bauherrn die noch fehlende Summe; aber dennoch konnten sich nur Wenige eines so glücklichen Schicksals rühmen, die Uebrigen wurden meistentheils durch dieses Verfahren ruinirt und in Armuth und Schulden gestürzt, denn ungeachtet sich die Einwohnerzahl der Residenz bedeutend vermehrt hatte, standen noch eine Menge von Wohnungen leer, welche gar nicht benutzt wurden.

Was die Bevölkerung der Residenz anbetrifft, so ersehen wir aus amtlichen Nachrichten, daß sich im Jahre 1721 in der Residenzstadt Berlin 53,337 Einwohner befanden, von denen 10857 Männer, 13,396 Frauen, 19,976 Kinder und 9108 Dienstboten beiderlei Geschlechts. Bei'm Ende der Regierung Friedrich Wilhelm's, also im Jahre 1740 soll die Bevölkerung Berlin's aus 98,000 Seelen bestanden haben.

Daß Berlin schon damals anfing, einen großstädtischen Charakter zu gewinnen, dürfte auch schon daraus hervorgehen, daß die Residenz als ein Ort betrachtet wurde, wo Avanturiers der feinen Klasse eben so gut als Bettler und gewöhnliche Gauner hinreichenden Broderwerb fanden. Die Sicherheit in den Straßen der Vorstädte ward besonders des Abends auf eine Weise gefährdet, wie dies bisher nie der Fall gewesen war, und der König bot alles Mögliche auf, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Sämmtliche Hauseigenthümer mußten genaue Controlle von ihren Miethern und Aftermiethern einreichen, und in jedem Monat wurde in allen Schenken und öffentlichen Tabagiren von Polizeibeamten Visitation angestellt und alle diejenigen Personen, welche sich nicht gehörig legitimiren und ihren Broderwerb nachweisen konnten, arretirt.

Erwuchs aus dem Einschleichen und den Umtrieben derartigen Gesindels den Bürgern Berlin's mancher Nachtheil, so waren sie doch noch andern Unannehmlichkeiten ausgesetzt, und eine hauptsächliche Quelle derselben waren die fortwährenden Reibungen, welche zwischen den Bürgern und dem Militair vorfielen. Bis zum Jahre 1721 befanden sich, dem Berichte der Servis-Commission zu Folge, nur 75 Baracken zur Unterbringung von 300 Mann in Berlin, die natürlich nicht für eine Garnison ausreichten, die aus 4 Regimentern Infanterie und einer starken Artillerie-Abtheilung bestehen sollte. Diese bedeutende Garnison wurde also in die Häuser der Bürger einquartirt, oder diejenigen Personen, welche nicht die Einquartirung unmittelbar im Hause haben wollten, konnten Servis dafür zahlen. Eine Milderung



Digitized by Google

dieser allerdings nicht unbedeutenden Abgabe war es, daß der König im Jahre 1718 verordnete, daß das sogenannte „Sauer und Süß" (Salz, Pfeffer und Essig), welches dem Soldaten bisher unentgeldlich verabreicht werden mußte, aufhören sollte.

Die vermehrten Abgaben an die Servikkasse waren indessen nicht die einzige Unannehmlichkeit, welche die Bürger Berlin's von der Anwesenheit des Militairs in ihrer Stadt zu tragen hatten. Bei der großen Vorliebe des Königs für seine Soldaten, sah er denselben gar Manches durch die Finger, und Diese ließen nicht selten ihrer Unverschämtheit und ihrem Uebermuthe die Zügel schießen. Häufig kam es zwischen dem Militair und der Bürgerschaft zu ärgerlichen Auftritten, wobei die Letzteren, wenn die Sache vor den König kam, jederzeit Unrecht haben mußten.

Der Monarch hatte bald nach seinem Regierungsantritte beschlossen, einige jedoch nur geringe Veränderungen in der städtischen Verfassung vorzunehmen, während dagegen das Polizeiwesen seine gänzliche Reform erlitt. Was die Erstere anbetraf, so bestätigte er die Verordnung seines Vaters, Friedrich's I., daß sämmtliche Rathscollegien der einzelnen Residenzien zu einem allgemeinen Stadtrath und alle einzelnen Gerichte zu einem einzigen Gerichtscollegium vereinigt werden sollten, und fügte noch hinzu, daß, damit das Interesse der französischen Kolonie nicht vernachlässigt würde, fortan jedesmal zwei Bürger von der genannten Kolonie in den Magistrat aufgenommen werden sollten.

Das Polizeiwesen anbetreffend, so waren besonders die Einrichtungen, welche der König in Bezug auf die Gleichmäßigkeit der Maaße und Gewichte traf, von der größten Wichtigkeit für den Handel und Wandel in der Residenz. Scheffel, Viertel, Metzen, halbe und viertel Metzen mußten bei 10 Thaler Strafe auf dem Rathshause gestempelt werden, ebenso alle Bier und Branntweingefäße; und sämmtliche Materialhändler, Höfer und andere Personen, welche ihre Waaren dem Gewichte nach verkauften, mußten ihre Gewichte zuvor auf die Rathswage in Berlin einliefern und dieselben dort marktren lassen. — Eben so wurde zur Beförderung der öffentlichen Sicherheit ein strenges Edict gegen unerlaubte Selbsthülfe, gegen absichtliche Injurien und andere Friedensstörungen erlassen; auch die vorerwähnten Verordnungen, auf alles obdachlose Gesindel zu achten, dasselbe im Betretungsfalle zu arretiren und aus der Stadt zu schaffen, und die häufige Visitation der Wirthshäuser gehören hierher.

Ebenso richtete der König seine Aufmerksamkeit auf die Stellung der Gewerke zu einander. Es war bisher Sitte gewesen, daß die Gesellen der meisten Zünfte unter sich ein sogenanntes „schwarzes Buch" führten, in welches die Namen derjenigen, welche irgend einen Exceß begangen und sich der Verantwortung und der Strafe durch die Flucht entzogen hatten, eingeschrieben wurden; das Verzeichniß dieser Namen wurde bei den Versammlungen der Gesellen vorgelesen, und Niemand eher aus dem Buche gestrichen, bis sich der Contravenient freiwillig gestellt hatte, um Rechenschaft von seinem Betragen zu geben. Allerlei Mißbräuche, welche jedoch mit diesem sogenannten schwarzen Buche getrieben wurden, veranlaßten den Magistrat, bei dem Könige den Antrag zu machen, daß fortan sämmtlichen Gewerken der Gebrauch des schwarzen Buches nur unter der Bedingung erlaubt sein sollte, daß Niemand ohne Vorwissen und Genehmigung des Magistrates in dasselbe eingetragen werden sollte. Diese Verordnung erhielt im Jahre 1715 von dem Könige ihre Bestätigung; aber schon im Jahre 1733 wurde befohlen, daß die Gesellenladen, mit allen darin enthaltenen Briefschaften und dem schwarzen Buche, an den Magistrat abgeliefert werden sollten; dagegen ward festgesetzt, daß kein fremder, eingewanderter Gesell in der Stadt Arbeit finden sollte, welcher nicht einen gehörigen Lehrbrief und eine sogenannte Kundschaft, nachweisen könnte. Um die Kontrolle noch genauer zu machen, wurden gedruckte Geburts- und Lehrbriefe nach bestimmten Formularen eingeführt, von denen das Original in die Gewerkslade gelegt wurde, eine Kopie dagegen erhielt der Geselle zur Legitimation mit auf die Wanderschaft. Das Attest über die sogenannte Kundschaft wurde von dem jedesmaligen Meister, wo der Geselle gearbeitet

Digitized by Google

hatte, und einem eigends dazu bestellten Assessor ausgestellt. Auch dem Unwesen der sogenannten „blauen Montagsfeier“ ein Ende zu machen, gab der König die gemessensten Befehle. Kein Schenkwirth oder Herbergsvater durfte den Gesellen an den Werkeltagen Bier verabreichen; und eben so erging an alle Werkmeister der Befehl, die Gesellen des Montags zur Arbeit anzuhalten. Der König, der, wie wir gesehen haben, ein abgesagter Feind alles dessen war, was den Luxus anbetraf, verordnete auch, daß die kostbaren Meisterstücke, so wie die Schmausereien bei dem Meisterwerden, fortfallen sollten, und was die Ersteren, die Meisterstücke, anbetrifft, so sollten dieselben so angefertigt werden, daß sie auch praktischen Nutzen hätten und verkauft werden könnten.

Nehmliche Vorliebe für Mäßigkeit und Vermeiden jedes unnöthigen Aufwandes veranlaßte den König auch wohl dazu, die Aufhebung der Schützengilden zu verordnen.

Die Entstehung dieser Vereine der Bürger unter einander betreffend, dürfte noch zu erwähnen sein, daß sich dieselbe von jenen Zeiten herschreibt, wo die deutschen Ritter in Preußen, mit Beihülfe der Bürger, die heidnischen Bewohner jener Provinzen aus ihrem angestammten Vaterlande verdrängten, oder sie doch wenigstens unterjochten. Um den Muth und den kriegerischen Sinn der Bürger zu beleben, hatte etwa gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Hochmeister des deutschen Ritterordens in Preußen, Winrich von Kniprode, das sogenannte „Königsschießen“ eingeführt. Dem Bürger lag zu jener Zeit nicht bloß die Vertheidigung seiner heimathlichen Mauern gegen den Angriff des Feindes ob, sondern er mußte sich auch in jenen Landen, so oft der Landesherr es wollte und das Kriegsgeschrei ihn zu den Waffen rief, zur allgemeinen Landwehr stellen und die geforderte Heerfolge leisten. Eine jede Zunft oder Innung mußte diesem Gesetze zufolge eine bestimmte Anzahl von Bewaffneten stellen, welche während des ganzen Feldzuges ohne Sold dienen mußten. Diesen bürgerlichen Truppen, in einzelne Heerhaufen, „Mayen oder Garden“ genannt, getheilt, wurden von Mitgliedern des Magistrats angeführt und befehligt. Diese führten die Mannschaft dem Komthur der nächsten Ordensburg zu, welcher sie in den Waffen übte und dann die Verpflichtung hatte, mit der Mannschaft zum Haupttheere zu stoßen. Bei Errichtung der sogenannten „Schützengilden“ war es nun hauptsächlich die Absicht des kriegerischen Hochmeisters gewesen, die Bürger in der Führung der Waffen so viel als möglich zu vervollkommnen. Um den Meisterschuß zu thun und sich den Preis zu gewinnen, übten sich die Bürger schon lange in den sogenannten „Schießgärten,“ und wer so glücklich war, durch seine Geschicklichkeit der „Schützenkönig“ zu werden, der ward mit Blumen bekränzt, mit einer silbernen Kette geschmückt und im feierlichen Zuge nach seiner Wohnung geleitet. Diese Kette durfte er bei feierlichen Gelegenheiten anlegen, bei Gastmälern und andern Feierlichkeiten hatte er den Ehrenplatz neben den Mitgliedern des Rathes.

Diese Stiftung Winrich's von Kniprode fand kurze Zeit darauf nicht allein in Preußen, sondern auch in ganz Deutschland Eingang. Ziemlich spät kamen indessen die Bürger in Berlin auf den Einfall, die Schützengilde einzuführen; denn hier war es erst im Jahre 1551, wo die Bürgermeister, die Rathmänner und die Mitglieder der sich bildenden Schützengilde, bei dem Kurfürsten Joachim um die Erlaubniß einkamen, ihre Versammlungen halten zu dürfen und zugleich ihre Privilegien zur Bestätigung einreichten.

Die Kurfürsten Johann Georg, Johann Sigismund und Georg Wilhelm bestätigten ohne Anstand die von Joachim II. ertheilten Privilegia der Schützengilde; allein während der traurigen Zeit, welche der dreißigjährige Krieg mit sich brachte, gerieth auch diese Vereinigung in Verfall. Berlin fing indeß nicht sobald an, sich zu erholen, als auch die Bürger daran dachten, die Schützengilde wieder herzustellen, und der Magistrat bestätigte dieselbe in einem Privilegium, welches in mehreren Artikeln bestand, und dessen Eingang folgendermaßen lautete:

„Wir Bürgermeister und Rathmänner der Haupt- und Residenzstadt Cölln an der Spree, urkunden hier-

Digitized by Google

mit vor Unſern Nachkommen im Rath und ſonſt jedermänniglich. Nachdem Unſre Vorfahren vor hundert und zwei Jahren, etliche Artikel und Ordnung, wonach ſich die löblichen Schützenbrüder dieſer Stadt zu halten, aufgeſetzt, ſelbige auch von der gnädigſten Herrſchaft confirmirt und bei dem Schießen nach dem Vogel in Acht genommen worden, und aber nunmehr, faſt in ein und dreißig Jahren keine Schützengülde in Cölln gehalten, ſondern dieſelbe vielmehr gar erloſchen geweſen, jetzo aber der Höchſte Gott Uns den lieben Frieden im Lande beſcheeret, haben etliche Unſer Bürger zum Oeftern bei Uns Anſuchung gethan, Wir möchten hinwiederum nach dem Exempel Unſer Vorfahren, ſolche Schützengülde, welche allezeit des Raths Gülde geweſen, anrichten, und gewiſſe Innungsartikel aufſetzen, welche ſie Ihrer Kurfürſtlichen Durchlauchten zur Confirmation in Unterthänigkeit übergeben könnten, ſo haben Wir auch endlich gedachten Unſern Bürgern hierinnen billig gefügt, die alten Statuta nebſt ihnen verleſen, dasjenige, was practikabel geweſen, daraus genommen, was ſich aber nicht thun laſſen noch beliebig geweſen, übergangen, inſonderheit aber, weil die alten Artikul, auf ein Schießen in die Höhe, nach dem Vogel eingerichtet geweſen, ſolches aber wenig Nutzen hat, ſelbige mit dem Belieben der jetzigen Güldebrüder, ſo von Uns aufs und angenommen worden, auf ein Scheibenſchießen gerichtet, und wie hernach folget, aufgeſetzt, nicht zweifelnde, daß Ihro Kurfürſtliche Durchlaucht, Unſer gnädigſter Kurfürſt und Herr, dieſelben in Gnaden confirmiren,, und die Befreiung, ſo vor Alters die Schützengülde gehabt, derſelben gnädigſt gelaſſen werden. Nachdem auch hiebevor der ſilberne Schützenvogel oder Schützenkette verkauft und in des Raths Nutzen angewendet worden, Wir aber befunden, daß die jetzo aufs Neue angerichtete Schützengülde wohl nothwendig werde auf dem hinter dem Holzmarkt angewieſenen Platze ein Schützhäuslein bauen müſſen, ſo wollen Wir auch zu Erbauung ſolches Häusleins ſo viel als vor ſolchen Schützenvogel oder Küſte gehoben worden, an Materialien hergeben, und alſo ſolches vor obgedachter Kette gehobne Geld der Gülde zu Nutzen kommen laſſen."

Es würde zu weit führen, wollten wir alle die einzelnen Punkte näher erwähnen, welche dieſe Verordnung enthielt; ebenſo die häufigen Streitigkeiten, welche zwiſchen den Gilden der verſchiedenen Städte vorfielen, da jede Stadt, vor Vereinigung der Reſidenzien, ihre beſondere Gilde hatte. Trotz der häufigen Unannehmlichkeiten mit dem Magiſtrate, amüſirten ſich aber die Berliner Bürger nach Herzensluſt. Die Schützenplätze von Cölln und dem Friedrichswerder lagen in der heutigen Lindenſtraße, wo zwei Häuſer, der heutigen Schützenſtraße gegenüber, zu Schießhäuſern gebraucht wurden, und wo man jederzeit luſtige Geſellſchaft antraf. Die große Wieſe, welche ſich hinter dieſen Schießhäuſern, in der Gegend der heutigen Jakobsſtraße, bis zum Landwehrgraben ausbreitete, die ſogenannte „Mecklingswieſe", war mit grünen Lauben ausgeſchmückt, in welchen allerlei Victualien feilgeboten wurden, überall hörte man Muſik und luſtigen Geſang; kurzum, der Schützenplatz war ſchon damals, was er noch heute iſt, ein Volksfeſt für den Berliner. Als aber der König Friedrich Wilhelm I. zur Regierung kam, änderte ſich die Scene gewaltig; zwar vergingen noch einige Jahre, während Alles beim Alten blieb, am 18. Mai des Jahres 1727 erließ der König aber die folgende Kabinetsordre:

„Es iſt zwar jetzt die Zeit, daß die Schützenplätze wieder ſollen gehalten werden. Seine Königliche Majeſtät in Preußen, unſer allergnädigſter Herr aber wollen und befehlen hiemit auf's Allerſchärfſte und Nachdrücklichſte, daß vor dieſes Jahr aus erheblichen Urſachen in allen Schützenplätzen nicht ſolle geſchoſſen, nicht geſpielt, nicht getanzet, auch gar keine Spielleute geduldet werden. Sie befehlen demnach dem Magiſtrat allhier zu Berlin, ernſtlich darüber mit allem Nachdruck zu halten und danach zu ſehen, daß dieſer Ordre ſtricte nachgelebt werde, allermaßen Sie alles liederliche und üppige Weſen gänzlich abgeſtellt wiſſen wollen, widrigenfalls der Magiſtrat davor reſponſable ſein ſolle."

Hierdurch wurden allerdings die Schützenplätze gänzlich aufgehoben, die Befehle des Königs mußten befolgt werden, und die Gilden verkauften ihre Schießhäuſer, ſo

Digitized by Google

wie die dazu gehörigen Inventarien, die ihnen nunmehr völlig nutzlos geworden waren.

Wenn nun der König auf solche Weise für die Vergrößerung seiner Residenz sorgte, so mußte ihm die Vermehrung der Bevölkerung nicht weniger am Herzen liegen, und zu diesem Zweck gewährte er allen den Fremden, welche sich in der Residenz niederlassen wollten, große Vortheile. Fremde Manufacturisten und Fabrikanten wurden durch eine königliche Kabinetsordre vom 3. August 1734 eingeladen, sich in Berlin niederzulassen, und diejenigen, welche dieser Aufforderung Folge leisteten, erfreuten sich bedeutender Vorrechte. Sie waren fünf Jahre hindurch von Einquartierung und allen übrigen bürgerlichen Lasten befreit, die Gesellen erhielten das Meisterrecht, ohne die betreffenden Gebühren zahlen zu brauchen; jede Familie bekam außerdem zwei Jahre hindurch 15 Thaler zur Hausmiethe, und Reise- und Transportkosten wurden den Einwanderern vergütigt. Diejenigen Personen, welche sich auf der Friedrichsstadt anbauen wollten, bekamen 30 Wispel Kalk, 8 Stück starkes Bauholz, 45 Stück Mittelbauholz, 4 Langprahmen Kalksteine und 48 Thaler baar, sobald das betreffende Haus anderthalb Ruthen Front hatte.

Natürlich wurde auf solche Weise der Gewerbsfleiß in Berlin bedeutend gehoben. Fabriken und Manufacturen kamen in Gang; aber ein Mittel, wodurch der König allerdings seiner Residenz bedeutenden Vortheil verschafft hätte, wollte er nicht anwenden. Dies war die Vergrößerung seines Hofstaates, was unbedingt nicht ohne Einfluß auf den Verkehr Berlin's gewesen wäre.

Unmittelbar nach dem Antritte seiner Regierung übertrug Friedrich Wilhelm dem Staatsminister von von Kraut die Direction des Berliner Manufacturwesens und Dieser erließ am 2. December 1713 einen Befehl, demgemäß die Gebäude, welche früher zur Ritterakademie gedient hatten, zu einem Lagerhause umgewandelt werden sollten. Indessen wurde das Lagerhaus nicht sogleich auf königliche Kosten eingerichtet, sondern der Herr von Kraut übernahm dasselbe anfänglich auf sein eigenes Risico und wurde dabei nur vom Könige unterstützt; indessen bestanden diese Unterstützungen durchaus nicht in baaren Zuschüssen, die der König wegen seiner gewohnten Sparsamkeit scheute, sondern nur in verschiedenen Befehlen und Verordnungen, welche das Unternehmen befördern helfen sollten. Hierher gehörte z. B. das Edict, daß die Armee ihre feineren Tücher nur aus dem Lagerhause entnehmen sollte, und Kraut ließ zu diesem Zweck gebürte Wollenweber aus Lüttich und Jülich nach Berlin kommen, deren Arbeiten allen gemachten Anforderungen in Bezug auf Feinheit und Güte des Stoffes entsprachen. Nichtsdestoweniger gerieth das großartige Unternehmen bald genug in Stocken, Kraut hatte von seinem Vermögen bereits eine Summe von 50,000 Thalern zugesetzt und sah sich genöthigt, den König um Uebernahme des Geschäftes zu bitten, welches nur durch bedeutenden Fond gehoben werden konnte. Friedrich Wilhelm wollte sich indessen nicht dazu verstehen; da er aber die großen Vortheile einsah, welche seinem Lande daraus erwachsen mußten, vermochte er die kurmärkische Landschaft, eine Summe von 100,000 Thalern zum ferneren Betriebe des Lagerhauses herzugeben. Der Herr von Kraut ließ von seinen Kapitalien eben so viel stehen, und diese beiden Interessenten theilten Gewinn und Verlust unter einander, während der König die Garantie des Kapitals übernahm. Allerdings kam das Geschäft hierdurch in einen besseren Gang, es blieb eine große Menge Geld in Berlin, und die blauen und scharlachfarbenen Tücher wurden sogar von den Ausländern gesucht.

Bei dem Tode des Herrn von Kraut, im Jahre 1723, verweigerten jedoch die Erben desselben, sich ferner auf dies Geschäft einzulassen; der König zahlte daher das Kapital heraus und schoß seiner Seits das nöthige Geld zu. Auch gab er noch bei Stiftung des großen Potsdamer Waisenhauses eine Summe von 130,000 Thalern, die zum Besten dieses Institutes verwaltet wurde und seit dieser Zeit erhielt das Lagerhaus auch das Prädikat eines königlichen Institutes.

Ein anderer Zweig des Fabrikwesens, auf welchen der König sein Augenmerk richtete, war die Tabaksfabrikation, da der König selbst ein leidenschaftlicher

Digitized by Google

Tabakraucher war und seine besondere Aufmerksamkeit auf diesen Artikel verwendete. Gleich zu Anfang seiner Regierung erließ er einen strengen Befehl, daß Niemand, der noch ein anderes Gewerbe betriebe, sich mit dem Tabaks-Handel oder der Fabrikation desselben beschäftigen solle, und in Folge dessen wurde auch den Tabaksspinnern unterm 15. April 1735 ein Generalprivilegium ertheilt, welches die Tabaksspinner zu einer Innung oder Profession vereinigte, obschon der König dieselbe Bitte den Tabakspinnern zu Anfang seiner Regierung abgeschlagen hatte. Selbst den eigen gewonnenen und zum eigenen Gebrauch bestimmten Tabak durfte der Landmann nicht selbst spinnen, sondern mußte denselben bei gelernten Meistern anfertigen lassen; und das Meisterstück eines Tabakspinners bestand darin, eine Rolle Tabak zu spinnen, ein Pfund Kraus-Gut zu schneiden und zuzurichten, auch vom inländischen Tabak die besten Blätter herauszusuchen und so zu bearbeiten, daß sie verpackt und als eine bessere Sorte verkauft werden konnten. Aber nichtsdestoweniger gab es viel unpatriotische Tabakraucher, die mit dem vaterländischen Blatt nicht gern zu thun haben mochten; und um die märkischen Tabake daher in Aufnahme zu bringen, erlaubte der König als Eriquett der Tabakspackete sein Bildniß zu gebrauchen und den Tabak sodann unter dem Namen „Königs-Tabak zu verkaufen.

Was die Fabrikation des Schnupftabaks anbetrifft, so kam dieselbe erst gegen das Ende von Friedrich Wilhelm's Regierung in Aufnahme. Ein gewisser Samuel Schock aus Strasburg war derjenige, welcher zuerst in Potsdam eine Schnupftabaksfabrik, im Jahre 1736, anlegte und ein ausgebreitetes Geschäft mit seinem Fabrikate betrieb.

Die Woll- und Tabaksfabrikation waren indessen auch die einzigen Zweige des Fabrik- und Manufacturwesens, welche unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm's bedeutendere Fortschritte machten, und wenn noch Etwas in dieser Beziehung zu erwähnen sein dürfte, so ist es die große Gold- und Silbermanufactur, die im Jahre 1739 in der Wilhelmsstraße angelegt wurde. Wir haben schon früher erwähnt, daß der König besonders darauf hielt, seine Zimmer mit goldenen und silbernen Verzierungen auszuschmücken, und er verwendete deßhalb besondere Sorgfalt auf einen Zweig der Industrie, von dem man glauben sollte, daß er ihn bei seiner sonstigen Sparsamkeit und seiner Abneigung gegen den Luxus weniger beachtet hätte.

Außerdem richtete der König seine Aufmerksamkeit noch auf den Seidenbau; aber mit ziemlich schlechtem Erfolge. Zwar wurde im Jahre 1716 ein Befehl erlassen, demgemäß die Anpflanzungen von Maulbeerbäumen zu jenem Zweck betrieben werden sollten; aber der König selbst war nicht geneigt, aus eigenen Mitteln die Sache zu unterstützen. Ein gewisser Badiston bat den König um einen Vorschuß von 300 Thalern zur Anschaffung der nöthigen Maulbeerbäume und eine jährliche Unterstützung von 150 Thalern, um eine Raupenzucht in Berlin anlegen zu können; aber Friedrich Wilhelm wollte nichts davon hören.

Ebensowenig gelang es dem Monarchen, die Vermehrung der Biber, deren sich zu jener Zeit eine nicht unbedeutende Anzahl in der Mark vorfand, zu bewirken. Es erschien zwar im Jahre 1725 ein Edikt, demgemäß eine Strafe von 200 Thalern auf die Tödtung eines solchen Thieres gesetzt wurde; aber nichtsdestoweniger starben die Biberkolonien, anstatt sich zu vermehren, immer mehr und mehr aus.

Was den Handel Berlin's zu jener Zeit anbetraf, so war derselbe ebenfalls nur sehr gering, doch dürfen wir bei dieser Gelegenheit nicht das berühmte Banquiergeschäft von Splittgerber und Daun übergehen, die sich durch Fleiß und Thätigkeit, sowie durch Unterstützung des Königs, zu einer großen Bedeutung emporgeschwungen hatten. Splittgerber, aus dem Städtchen Jacobshagen in Pommern gebürtig, war zuerst Buchhalter in der Gregoryschen Wechselhandlung gewesen, und hatte dann beschlossen, selbst ein ähnliches Geschäft zu begründen. Er trat zu diesem Zweck mit dem vorerwähnten Daun, der bis dahin Unteroffizier bei dem Garderegiment in Potsdam gewesen war, zusammen, und der König, welcher seinen gewesenen Militairs besonders gewogen war, unterstützte das Unternehmen Beider auf's

Digitized by Google

Kräftigste. Er streckte ihnen bedeutende Summen vor, ihr Credit mehrte sich und bald wuchsen die Kräfte des neu gestifteten Handlungshauses zu solcher Größe, daß die Besitzer desselben, außer dem Banquier-Geschäft, noch eine Menge von Fabriken und Manufacturen anlegen und dieselben mit dem besten Erfolge betreiben konnten. Hierher gehören die Eisenspaltereien und Kupfer- und Messinghämmer zu Neustadt-Eberswalde, und die Spiegelmanufaktur zu Neustadt an der Dosse.

Was die Judenschaft in Berlin anbetraf, so erfreute sich dieselbe eben nicht der Gunst des Königs. Der König betrachtete sämmtliche Israeliten als ausgemachte Schelme; er ließ einen eisernen Galgen errichten, welcher nur für Verbrecher dieses Volkes bestimmt war, und wie fürchterlich man noch zu jener Zeit mit diesen unglücklichen Menschen verfuhr, geht aus der Exekution des Juden Hirsch hervor, welche im Jahre 1725 statt fand. Dieser Unglückliche war überführt worden, mehrere königliche Beamte verleumdet zu haben; ihm wurde deshalb der Staubbesen zuerkannt, da er während der Exekution aber Schmähungen und Gotteslästerungen ausstieß, ward ihm die Zunge ausgeschnitten, dieselbe auf den Mund geschlagen und ihm, nachdem er als Gotteslästerer aufgehängt worden worden war, an die linke Schulter befestigt.

Die wilden Schweine, welche der König auf seinen Jagden erlegte, mußten die Israeliten nach einer gewissen Taxe kaufen; und, um im Staate geduldet zu werden, bedurften sie einer besonderen Concession, womit der König oftmals seine Lieblings-Offiziere beschenkte, und Diese unterließen alsdann nicht, die ihnen zugewiesenen Juden auf alle mögliche Weise zu schinden und zu scheeren, und ihnen, unter dem Vorwande, daß ihre Concession abgelaufen wäre, bedeutende Summen zu entpressen.

Was im Uebrigen die Gerechtigkeitspflege in Berlin anbetraf, so handelte der König, wie man wohl aus dem bereits über den Charakter Friedrich Wilhelm's Gesagten, leicht schließen kann, ebenfalls energisch und streng. In's Besondere erließ er unterm 9. Januar 1736 ein sehr scharfes Edict, in welchem bestimmt wurde, daß jeder Hausdieb, ohne Ansehn der gestohlenen Sache, und selbst wenn sich der Dieb im Stande befand, das Gestohlene wieder zu ersetzen, binnen acht Tagen aufgehängt werden sollte. Andere Diebe, welche sich einen gewaltsamen Einbruch hatten zu Schulden kommen lassen, wurden ebenfalls mit dem Galgen bestraft, oder, wenn sie Waffen bei sich führten, gerädert. Daß sich, besonders bei dieser schleunigen Gerechtigkeitspflege, manchmal Mißbräuche einschlichen, und die Justiz nicht jederzeit den Schuldigen strafte, läßt sich wohl denken. Einen dieser Justizmorde, welche durch das geschärfte Edict des Königs veranlaßt wurden, hat uns die Geschichte aufbehalten und wir erzählten denselben folgendermaßen wieder:

Bald nach Erlassung dieses Edictes wurde in dem Hause des Ministers von Happe, dem Hause Nr. 10 der Brüderstraße, nahe der Spreegasse, ein silberner Löffel vermißt, auf welchen der Minister selbst einen großen Werth legte. Der Verdacht des Diebstahls fiel auf ein erst kürzlich in den Dienst getretenes Hausmädchen, und leider sprachen noch mehrere andere zufällige Umstände für die Schuld der Angeklagten, welche indessen mit thränenden Augen ihre Unschuld betheuerte und Gott zum Zeugen derselben anrief. Nichtsdestoweniger wurde sie ein Opfer jenes strengen Edictes, und so unangenehm es dem Minister selbst auch war, die Exekution vor seinem Hause vollziehen zu lassen, durfte er doch dem gemessenen Befehle des Königs nicht entgegen handeln; er ließ vor seiner Thüre einen hölzernen Galgen errichten und das unglückliche Mädchen wurde gehängt. Eine unzählige Menge von Neugierigen hatte sich zu diesem Schauspiele eingefunden, und Alle beklagten das junge hübsche Dienstmädchen, welches noch bis zum letzten Athemzuge seine Schuldlosigkeit betheuerte. Wie schrecklich mußten aber die Gewissensbisse der Richter sein, welche die Unglückliche verurtheilt hatten, als nach längere Zeit eine Ziege, welche sich im Hause des Ministers befand, geschlachtet wurde, und man in ihrem Magen den vermißten Löffel fand. Dem Herrn von Happe konnte dieser Vorfall ebenfalls nicht gleichgültig sein. Sein Haus wurde in ganz Berlin „das Galgen-

haus" genannt, und als er es verkaufen wollte, fand sich nicht einmal ein Käufer dazu. Endlich ließ sich der Magistrat dazu bereitwillig finden; der König aber nahm das strenge Edikt zurück und ließ dem Criminal-Collegium eine größere Sorgfalt in seinen Untersuchungen einschärfen. Das Haus selbst behielt aber noch lange Zeit den Namen des Galgenhauses und stand in ganz Berlin im Verruf.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir aber noch eines anderen Hauses gedenken, welches ebenfalls unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I., seinen Namen nach einer besondern Begebenheit erhielt, welche wir hier, der mündlichen Tradition folgend, erzählen:

Das Haus Nr. 38 in der heiligen Geiststraße, war zur Zeit der Regierung des genannten Monarchen ein gar elendes, baufälliges Gebäude, in welchem ein Goldschmidt wohnte, der zwar geschickt in seiner Kunst und ein fleißiger Arbeiter war, dagegen aber, aus Mangel an den dazu benöthigten Mitteln, keine größeren Arbeiten unternehmen konnte. Bei seinen häufigen Spaziergängen durch die Stadt, welche sich auch häufig auf diesen Theil hin erstreckten, war dem Könige der fleißige Mann aufgefallen, der jederzeit vor dem Fenster seiner Parterrewohnung saß und emsig mit seiner Arbeit beschäftigt war. So trat er eines Tages, als der Goldschmied noch nach Feierabend fleißig darauf los arbeitete, in den Laden desselben, um sich nach dessen Verhältnissen zu erkundigen. Anfänglich erschrak der ehrliche Handwerker nicht wenig über den unerwarteten, hohen Besuch, da aber eine solche Herablassung des Königs nichts Seltenes war, faßte er sich ein Herz und entdeckte dem Könige, als ihn Dieser nach seinen Verhältnissen fragte, seine traurige Lage. Dem Könige gefiel die Offenheit dieses Mannes, und er bestellte bei ihm ein goldenes Service, zu welchem das nöthige Metall aus der königlichen Schatzkammer geliefert werden sollte. Hocherfreut begab sich der glückliche Goldschmied an die Arbeit, und der König besuchte ihn öfter, um sich von dem Fortgange dieses Werkes zu überzeugen und freute sich, einen so tüchtigen Arbeiter gefunden zu haben. Als nun das Service vollendet war (welches noch bis zum Jahre 1807 im Gebrauch des königlichen Hauses gewesen sein soll), bemerkte der König auf einer Bratenschüssel unter mehreren anderen Verzierungen auch einen weiblichen Kopf, der zu einer gar abscheulichen Fratze gestaltet war. Der Monarch, über eine so sonderbare Verzierung verwundert, fragte den Goldschmied, wo er das Modell dazu hergenommen habe, und Dieser erzählte dem Monarchen, wie in dem seiner Wohnung gegenüber liegenden Hause, Nr. 11 der heiligen Geiststraße, ein anderer Goldschmied wohne, dessen Frau und Tochter, aus Aerger über das unerwartete Glück ihres Nachbarn, denselben während der ganzen Arbeit dadurch zu ärgern gesucht hätten, daß sie ihm von dem gegenüber liegenden Fenster die sonderbarsten Grimassen und Fratzen schnitten. In Folge dessen beschloß Friedrich Wilhelm den Brodneid des reicheren Goldarbeiters eben so zu bestrafen, wie er den Fleiß des Andern belohnt hatte. Nachdem das Service, wie gesagt, zu seiner Zufriedenheit vollendet war, gab er dem Goldarbeiter die Anweisung, das Haus in der heiligen Geiststraße zu räumen und ließ demselben auf seine Kosten das noch jetzt stehende Haus aufbauen, an welchem sich zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk, gerade in der Mitte der Fronte, in einer Nische, ein lebensgroßer weiblicher Kopf befindet, dessen Gesicht scheußlich verzerrt ist, um welchen sich statt der Haare Schlangen winden und der seine Zunge hämisch nach dem gegenüberstehenden Hause ausstreckt. Diese Karrikatur sollte zur Beschämung der gegenüber wohnenden Weiber dienen, und bald hatten die Berliner derselben den Namen „der Neidkopf" beigelegt, und das Haus hat diese Benennung bis auf den heutigen Tag behalten. —

Noch dürfte, bei Gelegenheit der Justizverwaltung des Königs, jener Exekution gedacht werden müssen, auf welche wir schon früher hingewiesen haben, und welche am 8. Juni des Jahres 1719 zu Berlin vorgenommen wurde. Es war dies die Hinrichtung des Schloßkastellans Runck und des Hofschlossers Stief, welche die Schränke des Königs bestohlen und sich nach diesem Diebstahl auch am Münzkabinet vergriffen hatten. Stief war so unvorsichtig, eine Goldmünze von

den gestohlenen Sachen einem französischen Goldschmiede zum Kauf anzubieten. Dieser schöpfte Verdacht und zeigte das erkaufte Geld dem Herrn de la Croze, dem Aufseher des königlichen Münzkabinets, der es sogleich als zu dem königlichen Medaillenkabinet gehörend, erkannte. Auf die Anzeige desselben wurde Stief eingezogen, aber er bekannte nichts, ungeachtet man sogar die Tortur anwendete, und gab vor, die Münze gefunden zu haben. Der Kastellan, auf den indessen kein Verdacht gefallen war, hätte sich inzwischen bequem durch die Flucht einer drohenden Strafe entziehen können; aber er wollte auch seinen Mitschuldigen retten; und ließ daher einen Zettel an das Schloß, nach der breiten Straße zu, anheften, worin gesagt war, daß Stief ebenfalls unschuldig sei, und er nur eine Münze, welche die wirklichen Diebe verloren, gefunden und verkauft hätte. Schon glaubte der König selbst, daß sein Hofschlosser unschuldig sei, als durch den Schreiber jenes Zettels der Vorfall denuncirt wurde.

Nun wurde auch Runck sogleich eingezogen und auf die Hausvogtei gebracht, wo er sogleich sein Verbrechen gestand. Beide wurden verurtheilt, auf allen Kreuzwegen, bis zum Richtplatze, mit glühenden Zangen gekniffen und dann lebendig gerädert zu werden. Diese Exekution wurde, wie gesagt, am 8. Juni 1718 vollzogen. Der Kastellan, welcher der eigentliche Anstifter der That gewesen war, ward auf einem Schinderkarren durch die Straßen gefahren und mit glühenden Zangen gekniffen, während der Schlosser zu Fuß vorausging. Die beiden Frauen der Delinquenten folgten hinter dem Wagen, und mußten der Exekution ihrer beiden Gatten mit beiwohnen. Zuerst erlitt der Schlosser die betreffende Strafe, dann wurde dieselbe an dem Kastellan vollzogen; die beiden Frauen erhielten nachher den Staubbesen und wurden in das Zuchthaus nach Spandau, die Kinder aber in das hallische Waisenhaus gebracht, und aus dem ansehnlichen Vermögen Beider nur eine Summe von 3000 Thaler für dieselben deponirt.

Die kirchlichen Interessen Berlin's sowohl, als die des preußischen Staates anbetreffend, so that der König alles Mögliche, um den Zwiespalt zwischen den Lutheranern und Reformirten, welcher noch immer fortdauerte, zu hemmen; aber mit eben so ungünstigem Erfolge. Im Jahre 1715 erschien ein strenges Edict, in welchem einem Jeden bei harter Strafe geboten wurde, sich aller Streitigkeiten und Schmähungen gegenseitig zu enthalten. Dagegen hegte der Monarch doch eine größere Vorliebe für die reformirte Religion, ohne sich jedoch zu Ungerechtigkeiten oder irgend einer Zurücksetzung gegen die Lutheraner verleiten zu lassen. Es ist noch ein Schreiben von ihm vorhanden, worin er sich über diesen Punkt ausspricht, und zwar geschah dies bei Gelegenheit eines Schreibens, worin sich der Probst Roloff von Berlin bei ihm dafür verwendete, daß die bisher lutherische Kirche zu Friedrichsfelde nicht, wie die Gemeinde beantragt hatte, auch für den reformirten Gottesdienst eingerichtet werde, da durch die Einführung eines solchen Simultaneums *) auch den Katholiken das Recht gegeben würde, sich auf dasselbe zu berufen.

Der König schlug dies Gesuch des Probstes rund ab, und fügte dem desfallsigen Schreiben noch folgende Worte hinzu: „der Unterschied unsrer beiden evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk, denn äußerlich ist kein großer Unterschied. Wenn man es annimmt, so ist es derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl der Gnadenwahl als das heilige Abendmahl. Nur auf der Kanzel machen sie eine Sauce, eine saurere als die andere. Gott verzeihe allen Pfaffen, wenn die werden Rechenschaft geben am Gerichte Gottes, daß

*) Simultaneum nennt man das zugleich stattfindende Ausübungsrecht zweier Religionsmeinungen (besonders der katholischen und protestantischen) in einem Staate. Man unterschied in Deutschland ein nothwendiges und willkührliches Simultaneum, und zwar bestand das Erstere darin, daß, wenn die katholische und protestantische Religion, im Jahre 1624, in einem zum deutschen Reich gehörenden Lande neben einander ausgeübt worden waren, die Unterthanen auch fähre das Recht dazu hatten. Das willkührliche Simultaneum bestand dagegen darin, daß ein protestantischer Landesherr, wenn er seine Religion auch in seinem Lande einführte, es auch den Katholiken freie Ausübung des Gottesdienstes gestatten mußte. Außerdem verstand man unter Simultaneum auch den Vertrag, durch welchen sich die Glieder der verschiedenen Confessionen an einem Orte sich zu ihrem Gottesdienste einer und derselben Kirche bedienten und sie abwechselnd benutzten.



Digitized by Google

sie die Schulraben aufwiegeln, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaftige Prediger sind, die sagen, daß man soll Einer den Andern dulden und nur Christi Ruhm vermehren, unsere Nächsten lieben als uns selbst, zu leben und christlich zu wandeln und nur auf Christi Verdienst sich zu verlassen. Die werden gewiß seelig. Aber es wird nicht heißen, bist Du lutherisch? bist Du reformirt? Sondern es wird heißen, hast Du meine Gebote gehalten oder bist Du ein braver Disputator gewesen? Es wird ferner heißen, weg mit den Letzten, in's Feuer, zum Teufel, die aber meine Gebote halten, kommen zu mir in mein Reich, denen soll die viele Freude willkommen sein. Gott gebe uns allen seine Gnade und gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebote halten, und daß Gott die Alle möge zum Teufel schicken, welche Uneinigkeit verursachen. Dazu helfe uns Gott, der allmächtige Vater unsers Erlösers Jesu Christi; Amen!

Friedrich Wilhelm."

Das Aeußerliche des Kirchenwesens anbetreffend, so nahm der König auch hiermit mehrere Veränderungen vor und verfuhr dabei mit der äußersten Strenge. Im Jahre 1736 wurden in den lutherischen Kirchen alle diejenigen Mißbräuche, welche sich noch vom Papstthum her erhalten hatten, der Gebrauch der Lichter beim Abendmahl, das Singen vor dem Altare, das Tragen der weißen Chorröcke und andere Gegenstände abgeschafft, und schon im Jahre 1714 erließ der Monarch unterm 18. December ein Edict, daß die Predigt, außer dem Gesange und Gebete, nie über eine Stunde dauern sollte. Diejenigen Prediger, welche sich nicht darnach richteten, verfielen in eine Geldstrafe von 2 Thalern. Auch war bis dahin Sitte gewesen, daß bei den öffentlichen Gebeten für das Wohl der Landescollegien, sowohl diese, als deren Minister und Präsidenten, namhaft gemacht wurden. Der König schränkte diese Sitte ein und verordnete, daß für Civil- und Militairbediente das Gebet nur im Allgemeinen gesprochen würde.

Bei der Einweihung der Petrikirche (1730) wurde noch ein besonderes Reglement ausgegeben, wie es mit dem Gottesdienste gehalten werden sollte. Dieser Befehl, welchem auch alle übrigen Kirchen der Stadt folgten, enthielt folgende Bestimmungen:

1) Die Kirche soll um 8½ Uhr angehen und um 10½ Uhr, sammt Predigt und Gebet, geendigt sein. Hierauf folgen die Vorbitten, Danksagungen, Proclamationen, das Generalbeichtgebet, das Vater Unser und der Segen, bei welchem zwar der Prediger die Hände aufheben, aber kein Kreuz schlagen muß, weil solches bei der römisch-katholischen Kirche nur in besonderer Absicht eingeführt und nach der Reformation irrthümlich beibehalten worden.

2) Hiernächst wird ein Lied gesungen, und soll ein Prediger hinter den Tisch des Altars treten, die Präparation des heiligen Abendmahls halten und dann die Worte der Einsetzung ablesen, keinesweges aber absingen oder ein Kreuz machen.

3) Leuchter, Lichter, Caselen, Meßgewand, Chorrock sind abgeschafft.

4) Die Orgel soll alle Zeit, auch in der größten Trauerzeit gespielt werden, inmaßen durch solche Trauer dasjenige, so zum Lobe des Höchsten geschieht, nicht behindert werden muß.

5) Das Absingen einiger lateinischen und anderer Lieder von den Schülern und auf den Chören soll gänzlich abgestellt sein.

6) Die Vorbereitung zum heiligen Abendmahle soll alle Sonnabende, desgleichen den Tag vor den hohen Festtagen, um zwei Uhr Nachmittags, eingeläutet werden und alsdann, nach vorhergegangener Vorbereitungspredigt eine Generalbeichte geschehn, die so vielen Mißbräuchen unterworfene Privatbeichte aber abgeschafft sein.

Geringere Umstände machte dagegen der König mit den Religionssecten, die sich entweder unter seiner Regierung bildeten, oder deren Anhänger sich in seinen Staaten niedergelassen hatten. Hieher gehörten z. B. die Mennoniten, die ihren Prinzipien zufolge keine Kriegsdienste leisten wollten. Sie wurden als schlechte Unterthanen ohne weitere Umstände aus den Staaten des Königs verbannt. Nicht besser erging es einer anderen Klasse von Schwärmern, die sich zu Anfange seiner Regierung bildete, und deren Anhänger sich den Namen

Digitized by Google

„Inspirirte" gaben. Der Stifter dieser ebenso schnell entstandenen als verschwundenen Sekte war ein gewisser Studiosus Runzel aus Halle; Dieser trieb sich mit einer Wittwe aus derselben Stadt und mit einem Schneider aus Anhalt in Berlin umher und suchte, Proselyten zu machen. Runzel ging in seiner Thorheit sogar so weit, daß er dem Könige ein Schreiben übergab, worin er demselben auseinandersetzte, daß er von Gott dazu berufen sei, die Menschen zur Gottesfurcht zu ermahnen und Pest, Hungersnoth, Kriegsgefahr ꝛc. vorauszusagen, sollte er auch darüber in Ketten und Banden kommen. Der König ließ es indessen hierzu nicht kommen, sondern nachdem er dem Generalfiscal Katsch befohlen hatte, in Verbindung mit mehreren Geistlichen eine Untersuchung über diesen Gegenstand anzustellen, wurden die erwähnten Hauptpersonen mit Gensd'armes aus Berlin gestafft und über die Grenzen transportirt, worauf nichts weiter von ihnen gehört wurde.

Ein solches Verfahren war aber um so nothwendiger, als der Aberglaube in Berlin noch immer eine Menge Anhänger fand und, obgleich der König selbst ein ausgemachter Feind aller dieser Lächerlichkeiten war, auch, wie wir aus dem zu Anfang seiner Regierung erwähnten Kontrakt ersahen, welchen er mit dem Hofnarren Otto Graden von Stein abschloß, die Leichtgläubigkeit seiner Unterthanen überall lächerlich zu machen suchte, wollte es ihm doch nicht gelingen, mit glücklichem Erfolge gegen diese Geisteörichtung anzukämpfen.

So erweckte es z. B. in Berlin großes Aufsehen, als daselbst ein Mädchen, eine Müllerstochter Namens Dorothea Steffen, verhaftet und wegen ihres liederlichen Lebenswandels in den Calandshof eingesperrt wurde und dieselbe bei ihrem Verhör aussagte, daß sie einen Pact mit dem Teufel abgeschlossen habe. Dieser sei ihr auf dem Wedding erschienen, er habe einen blauen Rock und eine rothe, mit Gold durchwirkte Weste angehabt, an den Füßen aber hätte sie den Pferdefuß bemerkt. Mit diesem Teufel habe sie einen Pact geschlossen und ihm eine Handschrift über ihre Seele ausgestellt, die sie mit ihrem Blute unterschrieben und wofür sie ein Geschenk von zehn Dukaten erhalten habe. Diese Angaben, die wahrscheinlich aus einer Art von Monomanie entsprangen, machten dem Publikum sowohl, als auch den Behörden viel zu schaffen. Es wurden sogar Prediger verordnet, welche den Teufel von der Besessenen austreiben sollten, für welche die Arbeit im Spinnhause ein weit kräftigeres Mittel gewesen sein würde. Lange Zeit bemühten sich die Geistlichen vergeblich, den unsauberen Geist, auszutreiben denn daß derselbe wirklich zur Klasse der unsauberen Dämonen gehörte, kannte man aus dem fürchterlichen Gestank schließen, welchen die Besessene von Zeit zu Zeit um sich verbreitete, bis es endlich den vereinten Bemühungen der Berliner Prediger dennoch gelang, den unsläthigen Geist aus dem Körper der Geplagten zu entfernen, für die es wahrlich ein großes Glück war, daß Friedrich Wilhelm's aufgeklärter Geist schon zu Anfang seiner Regierung die Hexenprozesse abgeschafft hatte.

Daß die Wahrsagerkunst noch viele Anhänger in Berlin fand, ist um so weniger zu bewundern, wenn man bedenkt, daß noch heut zu Tage der große Haufe an dergleichen Lächerlichkeiten glaubt und mit gläubiger Ehrfurcht die Weissagungen von Personen anhört, welche entweder Betrüger, oder selbst Betrogene sind. Derjenige Mann, über welchen zu jener Zeit der Geist der Weissagung gekommen war und der besonders im Jahre 1714 großes Aufsehen erweckte, war ein gewisser Job, ein öffentlicher Notar, der sich besonders dadurch, daß eine seiner Prophezeihungen durch einen sonderbaren Zufall in Erfüllung ging, großes Ansehen erwarb. Er hatte einem königlichen Postsekretair, Namens Feser, geweissagt, daß derselbe im Wasser umkommen werde, und Dieser nahm sich diese Worte so zu Herzen, daß er sich auf alle mögliche Weise vor diesem Elemente in Acht nahm. Selbst eine gefüllte Badewanne setzte den guten Mann in Schrecken, und von Stund an legte er das Gelübde ab, in seinem Leben keinen Tropfen Wasser mehr zu trinken, da er dessen fürchterliche Einwirkung auf sein Leben befürchten zu müssen glaubte. Aber gerade dies würde ihm verderblich. Er befand sich eines Tages in der Gesellschaft mehrerer guter Freunde, denen Job wahrscheinlich dasselbe prophezeit

Digitized by Google

hatte, denn Alle waren abgeſchworene Feinde des Waſſers, und tranken ſo lange tapfer darauf los, als noch eine volle Flaſche auf ihrem Tiſche zu finden war. Dann erſt ſchieden ſie, und Feßer machte ſich ebenfalls auf, um nach Hauſe zurückzukehren. Als nun aber der gute Mann, voll Freude, daß er ſein Gelübde ſo gut gehalten, mit ziemlich unſicheren Tritten nach Hauſe wankte und auf die Schleuſenbrücke kam, wollte ein unglücklicher Zufall, daß die Pferde eines vorüberfahrenden Wagens ſcheu wurden. Feßer wollte auf die Seite ſpringen, aber der Sprung gerieth ſo unglücklich, daß der gute Mann Kopfüber in den Mühlengraben ſtürzte, und dort, wie es ihm Job vorausgeſagt hatte, ſein Ende in dem feuchten Elemente fand. Bei dem Begräbniß des Ertrunkenen hielt der Prediger Lyſius von der St. Georgenkirche, wie es gebräuchlich war, eine Leichenpredigt; nahm aber dieſe Gelegenheit wahr, gegen den Wahrſager loszuziehen und deſſen Wiſſenſchaft, trotz des vorgekommenen zufälligen Eintreffens ſeiner Wahrſagung, völlig zu beſtreiten. Dieſe Predigt erſchien im Druck, und machte, da ſie noch außerdem viele perſönliche Angriffe auf Job enthielt, bedeutendes Aufſehen. Der Wahrſager, der ſich natürlich nicht wenig über den Tod des armen Poſtſekretairs gefreut und darauf gerechnet hatte, eine Menge neuer Kunden zu bekommen, war nicht wenig entrüſtet, ſich auf eine ſo ſchmähliche Weiſe angegriffen zu ſehen und verfaßte eine Gegenſchrift, auf welche Lyſius ebenfalls wieder antwortete. Dieſer Letztere ſtellte dem Wahrſager die Aufgabe, drei Fragen zu beantworten, wenn er ihn wirklich von ſeiner Gabe, künftige Dinge vorherzuſagen, überzeugen wolle. Dieſe Fragen beſtanden darin, zu ſagen, ob das Getreide im nächſten Jahre gut gerathen und wie hoch es ſodann im Preiſe ſtehen würde, und drittens anzugeben, wer, bei der damals ſtattfindenden Vacanz des päpſtlichen Stuhls, von den verſammelten Kardinälen zum Papſt gewählt werden würde. Mit gehöriger Unverſchämtheit erwiederte Job, daß er die beiden erſten Fragen ohne weitere Umſtände, die dritte aber nur dann beantworten könne, wenn ihm Herr Lyſius zuvor den Tag und die Stunde, wo ein Jeder der im Conclave verſammelten Kardinäle geboren wäre, angegeben hätte. Einer ſolchen Anforderung war Lyſius allerdings nicht gewachſen, und er ſah ſich daher genöthigt, den Streit aufzugeben, bei welchem er, ſeiner Bemühungen ungeachtet, keinen Dank einerndtete, da auch das Publikum gegen ihn Parthei nahm und ſeinen Wahrſager aus allen Kräften vertheidigte.

Der König ſelbſt, deſſen kräftiger Geiſt frei von ſolchem Aberglauben war, that alles Mögliche, dem Glauben an Geiſter und an übernatürliche Kräfte Abbruch zu thun, aber leider ſchlug er nicht den richtigen Weg dazu ein. Er ſuchte dergleichen Ideen lächerlich zu machen, anſtatt dafür zu ſorgen, daß die Wiſſenſchaft ein gehöriges Licht über dergleichen Vorfälle verbreite, und alle gelehrten Anſtalten ſeines Landes, ſogar die Schulen, hatten ſich, von Seiten des Monarchen, gar keiner, oder doch nur ſehr geringer Unterſtützung zu erfreuen. — Doch dürfte von den Schulanſtalten Berlin's noch die Vergrößerung des Joachimsthaliſchen Gymnaſiums, unter der Regierung des Königs, zu erwähnen ſein, wenn Dieſer ſelbſt auch wenig dafür that, da die Anſtalt in den Jahren 1714—1717 die Häuſer Nr. 5 und 6 in der heiligen Geiſtſtraße ankaufte und durch Gänge und Höfe mit den Häuſern Nr. 21 und 22 in der Burgſtraße verband. Durch Dotationen der Landesherren, beſonders Friedrichs I., war nämlich der Fond der Anſtalt ſo bedeutend gewachſen, daß dieſer Ankauf und Ausbau möglich wurde. Das Haus wurde etwa in ſeiner jetzigen Geſtalt aufgeführt, und die folgende, lateiniſche Inſchrift über die Thür, nach der Seite der heiligen Geiſtſtraße zu, geſetzt: Hanc pietatis et litterarum officinam Joachimus Friedericus El. Brandenb. in valle Joach. fundavit amplisque reditibus instruxit. A. C. MDCVII. Friedericus Wilhelmus magnus in metropolin translatam instauravit opibusque auxit A. MDCL. Friedericus, primus Rex Prussiae, multis partibus illustravit, Friedericus Wilhelmus ter amplificatam et ornatam feliciter consummavit A. MDCCXVII.

Was das Loos der neugeſtifteten Societät der Wiſſenſchaften zu Berlin anbetrifft, ſo war daſſelbe,

Digitized by Google

wie man aus der Wahl jener unwürdigen Subjecte, die der König zu Präsidenten derselben bestimmte, sehr trübe. Bei seinem Regierungsantritte hatte der König sogar die Absicht, dies Institut ganz und gar aufzuheben und nur der Umstand, daß seine Armee mit Aerzten und Wundärzten durch dasselbe versehen wurde, hielt ihn davon zurück; daher erfreute sich auch fast allein die medicinische Fakultät der besonderen Theilnahme des Königs. Der größte Theil der Einkünfte wurde dazu verwendet, um Lehrer dieser Wissenschaft zu besolden, und außerdem wurde auf Kosten derselben, im Jahre 1716, ein sogenanntes Theatrum anatomicum errichtet, um geschickte Chirurgen auszubilden. Dennoch war die Protection, die der König den medicinischen Wissenschaften schenkte, nur gering, und erst als er gegen das Ende seiner Regierung von jener schmerzhaften Krankheit befallen wurde, welche, wie wir sagten, seinem Leben ein Ende zu machen drohte, und von der er nur mit Hülfe seines geschickten Leibarztes genaß, faßte er eine höhere Meinung von der Heilkunde und denjenigen Personen, welche sie ausübten. In Folge dessen machte er auch der Societät der Wissenschaften ein Geschenk von 3000 schön gebundenen Büchern, medicinischen Inhalts, und übersendete derselben außerdem mehrere hundert Exemplare der gesuchtesten Naturseltenheiten.

Von den übrigen Zweigen des Wissens war es noch die Theologie, welcher der König ein größeres Interesse widmete, da er fest der Meinung war, daß nur ein guter Christ ein guter Unterthan sein könne, und Schriften ascetischen Inhalts sind daher die einzigen, welche dieser Monarch las und gegen deren Verfasser er sich mitunter sehr gnädig bewies. Andere wissenschaftliche Schriften, welche andere Fächer der Gelehrsamkeit berührten, wurden dagegen weniger beachtet und auch vom Publikum nicht sehr geschätzt. Eine größere Theilnahme fand jedoch die Belletristik, welche aber, wurde sie auch vom Publikum unterstützt, keine besonderen Vertreter fand und keine erbaulichen Früchte trug. —

Auch die Künste erfreuten sich eben nicht der größeren Theilnahme des Königs, obgleich sie, im Grund genommen, ein weit besseres Loos, als die Wissenschaften, hatten. Gleich zu Anfang seiner Regierung bewies der König seine Gesinnungen in Betreff dieses Punktes dadurch, daß er die zu Berlin bestehende, von seinem Vater gestiftete Akademie der Künste fast gänzlich auflöste. Sämmtliche Pensionen, die den Mitgliedern derselben verabreicht wurden, hörten fortan auf, und nur der Director Weidemann behielt ein Gehalt von 900 Thalern und einen jährlichen Zuschuß von 200 Thalern, wofür es ihm der König zur Pflicht gemacht hatte, die Akademie mit allen erforderlichen Bedürfnissen zu versehen.

Die Malerei war jedoch derjenige Zweig der schönen Künste, für welchen sich der König, da er selbst darin Dilettant war, thätiger interessirte, und in Folge dieser Vorliebe des Königs beschäftigte sich seine nächste Umgebung fast allgemein mit derselben Kunst. Die königlichen Prinze und Prinzessinnen, besonders die Markgräfin von Baireuth, deren nachgelassene Schriften uns so manchen Beitrag zur Vervollständigung unserer Geschichte geliefert haben, übten diese Kunst, und man sah sogar Landschaften, die von der Hand des Prinzen August Wilhelm, des zweiten Sohnes des Königs, gefertigt waren, auf dem Schlosse.

Der König machte indessen selbst in der Malerei einen bedeutenden Unterschied. Ein historisches Gemälde oder ein Genrebild war nicht nach seinem Geschmack, höchstens eine Landschaft oder ein Thierstück konnte seinen Beifall erringen, vor Allem war es aber die Portraitmalerei, welche seinen vollkommensten Beifall erhielt. Diese war das Mittel, durch welches der Monarch auch der Nachwelt einen Begriff von seiner großen Garde zu Potsdam zu überliefern gedachte. Der Director der Akademie der Wissenschaften, Weidemann, hatte daher den Auftrag, sämmtliche Grenadiere der Leibcompagnie in Lebensgröße zu malen, und diese wurden in den Gängen des Schlosses zu Potsdam aufgehängt. Ebenso mußte jeder General sein lebensgroßes Bildniß einsenden, um diese Sammlung vollständig zu machen. Mit diesen letzteren Gemälden hatte der

Digitized by Google

König einen ganzen Saal ausgestattet, und sobald einer dieser Officiere starb, wurde dessen Bild in einen andern Saal, die sogenannte Todtenkammer, aufgehängt, während der Nachfolger des Verstorbenen im Amte, auch sein Nachfolger in der Bildergallerie wurde.

Bei einer so geringen Aufmerksamkeit, welche der König der Kunst schenkte, fehlte es auch natürlich in Berlin an besseren Künstlern. Wir haben Niemand zu nennen, der unter den Malern damaliger Zeit einigen Anspruch auf Nachruhm hätte, und unter den Kupferstechern war es nur ein gewisser Gustav Andreas Wolfgang, welcher sich jedoch mehr durch den Fleiß seiner Arbeiten, als durch sein künstlerisches Schaffen auszeichnete. Ein Haupterwerbszweig für die Kupferstecher und die Belletristen damaliger Zeit bestand jedoch darin, die Beschreibungen der im Lande geschehenen Verbrechen und der Exekutionen der Missethäter mit treuen Abbildungen herauszugeben. Ein gewisser Paul Busch zeichnete sich besonders durch derartige Werke aus, welche jedoch nicht den allergeringsten Werth hatten.

Ebenso wie die die Malerei, wenn sie in's praktische Leben eingriff, unterstützte der König die Bildhauerkunst. Aber auch diese ist in jener Zeitperiode wenig reich an Erzeugnissen. Der König ließ die Statüe des Flügelmann's von seinem Regimente, des sogenannten langen Jonas, welcher im Jahre 1727 starb, mit Gewehr und Lederzeug, vollständig armirt, in Stein ausbauen. Sie stand längere Zeit im Garten zu Potsdam, man weiß jedoch nicht, wo dieselbe späterhin hingekommen ist. Ein anderes Werk der Bildhauerkunst, welches bei dieser Gelegenheit noch erwähnt werden muß, war die Statue Friedrich's I. auf dem Molkenmarkt, welcher Platz damals auch nach derselben, der Königsmarkt, genannt wurde. Im Jahre 1739 wollte sie der König indessen nach dem Eingange der Lindenallee bei der Dorotheenstadt hinbringen lassen. Das Fundament war schon gegraben, als der Tod des Monarchen diesen Plan vereitelte. Diese Statue war schon bei Lebzeiten Friedrich's I. von Schlüter modellirt und von Jacobi gegossen worden. Sie sollte anfänglich im Hofe des Zeughauses aufgestellt werden; aber Friedrich Wilhelm hielt diesen Platz nicht dafür geeignet, sondern gab ihr die vererwähnte Stellung.

Mehr Aufmunterung von Seiten des Königs fand indessen die Baukunst, und Männer, wie Martin Heinrich Böhme, Philipp Gerlach, Johann Friedrich Grael haben sich um Berlin mannigfache Verdienste erworben. Von den Gebäuden, die durch sie aufgeführt worden, haben wir schon vorher gesprochen.

Wurden die bildenden Künste aber schon so wenig von Friedrich Wilhelm begünstigt, so war das Schicksal der übrigen noch weit trauriger. Die Dichtkunst, die Tonkunst, die dramatische Kunst, Alle wurden von dem Könige als die überflüssigsten Dinge betrachtet, welche es auf der ganzen Welt gab, und von ihm eher unterdrückt, als gefördert. Wir haben daher auch in allen diesen Fächern keine größeren Künstler zu nennen.

Unmittelbar bei seinem Regierungsantritte hatte der König auch die unter seinem Vorgänger bestehende Kapelle abgeschafft; nur ein gewisser Gottfried Papusch blieb in preußischen Diensten und wurde zum Kapellmeister des königlichen Leibregiments ernannt, denn die Militairmusik war die einzige, welche der König schätzte. Wir haben gesehen, wie heftig und unwillig er sich dagegen aussprach, sobald der Kronprinz sich, seiner Neigung gemäß, mit dem Flötenspiel beschäftigte, und es dürfte bei dieser Gelegenheit nicht am unrechten Orte sein, einer Anekdote zu erwähnen, die bei der Anwesenheit des berühmten Violinspieler Locatelli in Berlin vorfiel. Locatelli war nämlich in Begleitung des Königs von Polen nach der Residenz des preußischen Staates gekommen und gab, auf das Verlangen seines königlichen Gönners, ein Concert, bei welchem sich auch Friedrich Wilhelm einfand. Locatelli, ein Italiener, hatte sich, ungeachtet der König jeden Prunk haßte, mit äußerster Sorgfalt gekleidet. Er trug einen blau sammetnen, mit Silber reich gestickten Rock, und sah überdies so stattlich aus, daß Friedrich Wilhelm unwillkürlich in unmuthiger Bewunderung ausrief: „nun seht nur den Kerl, sieht er nicht wahrhaftig aus wie ein Kriegsrath!“ Nach Beendigung des Concertes ließ er dem Künstler die schmeichelhafte Anerkennung zu Theil

Digitized by Google

werden, daß er ihm sagte: „er hat recht gut gegeigt;“ und um sich noch außerdem als Protector der schönen Künste zu zeigen, schickte er dem Italiener am folgenden Tage zwanzig Thaler in ein Stückchen Papier eingewickelt, die der Künstler sogleich dem Ueberbringer für dessen Mühe schenkte und seinem königlichen Gönner, wenigstens für den guten Willen, danken ließ. Der König war natürlich höchlich über diesen Künstlerstolz erbittert, und es dürfte dem Violinspieler übel ergangen sein, wenn er nicht in Diensten des Königs von Polen gestanden hätte. Dieser Letztere machte indessen den König darauf aufmerksam, daß ein Geschenk von zwanzig Thalern bei einer solchen Gelegenheit der Würde des Gebers nicht angemessen sei, und Friedrich Wilhelm verbesserte seinen Fehler dadurch, daß er dem Künstler bei dessen zweitem Konzerte eine goldene, mit Dukaten gefüllte Dose schenkte.

Gegen das Ende seiner Regierung zog der König noch den Componisten Sydow in seinen Dienst und ließ durch denselben eine Musikschule in Potsdam anlegen, in welcher die Zöglinge des dortigen Waisenhauses zu Hautboisten ausgebildet wurden, um alsdann in der Armee Dienste zu thun, und bei allen Hoffeierlichkeiten, wo früher die Kapelle gewirkt hatte, mußten die Hautboisten des Leibregimentes die Stelle derselben versehen.

Was die dramatische Kunst anbetrifft, so stand dieselbe ebenfalls auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung, aber nichtsdestoweniger war die Zeit schon so weit vorgeschritten, daß der König für die Würde seiner Residenz es dennoch für nothwendig hielt, eine Truppe italienischer Komödianten zu halten, welche den Titel „Hofschauspieler“ führten. Sie erhielten eine monatliche Gage von 148 Thlrn. 18 Gr. 4 Pf., bestanden aus dem Director, einem Herrn Brighello, und dessen Frau, einem Arlequin, der ebenfalls verheirathet war, und noch mehreren anderen Mitgliedern, deren Vorstellungen der König häufig besuchte. Er hatte ihnen in seinem Marstalle eine Bühne errichten lassen, und die Stücke, welche daselbst in Scene gingen, waren gewöhnlich aus dem Italienischen in's Deutsche übersetzt.

Das einzige öffentliche Vergnügen, an welchem die Berliner zur Regierungszeit Friedrich Wilhelm's Theil nehmen konnten, waren die equilibristischen Vorstellungen, welche der sogenannte starke Mann, Johann Karl von Eckenberg, in einer auf dem neuen Markte erbauten Bude gab. Dieser Eckenberg machte sich anheischig, ein Haus auf der Friedrichsstadt zu bauen, und erhielt größtentheils nur deshalb vom Könige die Erlaubniß, in Berlin seine Kunststücke zu produciren. Das Haus, welches er baute, an der Ecke der Zimmer- und Charlottenstraße gelegen, hieß nach ihm noch lange Zeit „das Haus des starken Mannes.“ Dieser Eckenberg erregte damals in Deutschland großes Aufsehen, einige Schriftsteller behaupteten sogar, daß er von dem berühmten Fürstengeschlechte derer von Eckenbarg abstamme. Es wurde sogar ein Buch über ihn geschrieben, welches im Jahre 1720 unter folgendem Titel zu Frankfurt erschien: „Curieuse Nachrichten von starken Leuten, absonderlich von dem Anno 1717 in Deutschland bekannt gewordenen sogenannten starken Manne, Johann Karl von Eckenberg.“ Der Equilibrist erhielt unterm 14. Juni des Jahres 1717 von dem Könige das Privilegium in Berlin seine Vorstellungen geben zu dürfen. Das königliche Schreiben lautete folgendermassen:

„Da dieser, wegen seiner ungemeinen Stärke, berühmte Mann in Sr. königlichen Majestät Allerhöchsten Gegenwart in dem Lustschlosse Charlottenburg viele sonderbaren Proben der von Gott ihm verliehenen Stärke und Kräfte zum Allergnädigsten Wohlgefallen und Vergnügen hat sehen lassen; also haben Wir denselben auf das bei Ihnen von ihm in Unterthänigkeit geschehene Ansuchen, dieserwegen und vermittelst dieses offenen Briefes, nicht allein das verlangte Zeugniß ertheilt, sondern ihm auch dabei die verlangte Erlaubniß gegeben, überall in Unsern Königreich, Provinzen und Landen herumzureisen und in allen Städten und Orten, wo es ihm gefällt, solche seine Stärke männiglich vor die Gebühr zu zeigen, allermaßen Wir denn Unsern jeden Orts bestellten Militair- und Civilbedienten, Obrigkeiten und Beamten hiermit befehlen, dem von Eckenberg darunter keine Hinderung zu machen, sondern demselben vielmehr bei diesem seinem Patent und Concession, so oft er



Digitized by Google

deſſen bedarf, gehörig zu ſchützen und zu mainteniren ꝛc. ꝛc.

Dieſe Conceſſion wurde indeſſen ſpäter, am 27. September 1732, als Eckenberg, neben ſeinen bisherigen Künſten, auf den Wunſch des Königs auch dramatiſche Vorſtellungen veranſtaltete, zu dem Privilegium erweitert: „in allen Städten und Landen ſeine Exercitia mit denen bei ſich habenden Leuten zur Recreation und Zeitvertreib derjenigen, ſo nicht viel ſo thun haben, öffentlich und ohne Jemandes Hinderniß zu präſentiren, doch dergeſtalt, daß er dabei keine gottloſe, ſündliche, ärgerliche und unehrbare, oder dem Chriſtenthum nachtheilige Dinge, ſondern lauter dergleichen innocente Sachen, wodurch die Leute ein honnettes Amüſement haben, ſpielen oder vorſtellen, widrigenfalls aber, und bei Contraventionen, gewärtigen ſolle, daß dieſes Privilegium wieder aufgehoben werde.“ —

Dieſer Eckenberg erfreute ſich noch außerdem beſonderer Vergünſtigungen vom Könige. Die Honoratioren Berlin's hatten nämlich im Winter, wenn ſich der König in ſeiner Reſidenz befand, Aſſembleen unter einander veranſtaltet, welche anfänglich in Privathäuſern ſtattfanden. Im Jahre 1733 erging aber an alle dabei betheiligten Perſonen eine königliche Zuſchrift, in welcher geſagt war, daß der König bemerkt habe, wie es vielen Perſonen in ihren Häuſern ſowohl an dem nöthigen Raum, als auch an den paſſenden Meubles und ſonſtigen Geräthſchaften gebräche, um eine ſo zahlreiche Geſellſchaft ſtandesgemäß zu bewirthen. Der Monarch habe daher die Reſolution verfaßt, daß Eckenberg der Entrepreneur dieſer Aſſembleen ſein ſolle. Dieſe Aſſembleen ſollten von nun an zwei Mal in jeder Woche, nämlich Dienſtags und Freitags, gehalten werden. Eckenberg mußte dazu Holz, Küche, Karten und Spieltiſche, ſo wie zwei Chöre Hautboiſten für jeden Abend anſchaffen. Hiefür erhielt er von jedem Einzelnen der vier und zwanzig Herren, welche die Mitglieder dieſes Caſino's ausmachten, und die der König namentlich dazu beſtimmt hatte, jährlich dreißig Thaler. Für dieſen Beitrag hatten jene vier und zwanzig Herren den freien Eintritt in die Abendgeſellſchaft, und bekamen unentgeltlich Getränke, als Kaffee, Thee, Chokolade ꝛc., verabreicht, und brauchten auch kein Kartengeld bei'm Spiel zu bezahlen. Diejenigen Perſonen aber, welche nicht zu jenen vier und zwanzig Herren gehörten, mußten 8 Gr. Entree, 16 Gr. Kartengeld und außerdem Speiſen und Getränke, welche ſie verzehrten, baar bezahlen. Zu dieſen Aſſembleen wurde auf Befehl des Königs dem Herrn von Eckenberg die benöthigte Localität in dem ſogenannten Fürſtenhauſe vom Hofmarſchallamte angewieſen. Eckenberg führte indeſſen ſchlechte Wirthſchaft, und bald war man nicht mehr mit ihm zufrieden, ſo daß die Aſſembleen wieder auf ihre alte Weiſe eingerichtet werden mußten.

Was diejenigen Einwohner Berlin's anbetraf, welche nicht an derartigen Vergnügungen Theil nehmen konnten, ſo waren die Feſte derſelben ſehr beſchränkt. Wir haben geſehen, daß der König das Scheibenſchießen verboten hatte, und dies war die einzige Volksluſtbarkeit der Berliner geweſen. Sogenannte Tabagieen gab es nur wenige, und auch nur die angeſehenſten Bürger verſammelten ſich dort, um bei einem Glaſe Bier und einer Pfeife Tabak zu politiſiren. Das Kegelſchieben und das Billardſpielen war des Sonntags verboten, und eine jede Tabagie ſtand unter beſonderer polizeilicher Aufſicht; Kaffeehäuſer gab es ebenfalls nur wenige, denn das Kaffeetrinken war damals in Berlin noch ſo wenig in Gebrauch, daß der Kaffee nur an zwei Orten, und zwar das Loth für einen Groſchen verkauft wurde.

Ebenſo beſchränkte der König die Familienfeſtlichkeiten der Bürger unter einander auf jede Weiſe, und ſuchte dem Luxus und der Ueppigkeit ſoviel als möglich Schranken zu ſetzen, und unter dem 30. Juni des Jahres 1728 erließ der König für die Reſidenzſtädte Berlin folgendes Reglement:

„Bei den Hochzeiten ſollen nicht mehr als folgende Perſonen gebeten werden, nämlich die Braut und der Bräutigam, deren Väter und Mütter, deren Brüder und Schweſtern und nicht mehr als vier andere fremde Gäſte, keine Schwäger und andere Verwandte ſollen gebeten werden. Es ſoll auch die Hochzeit nur einen

Digitized by Google

Tag dauern, der zweite und dritte soll ganz abgeschafft sein. Bei Kindtaufen sollen nicht mehr als vier Gevattern sein, und gar kein Gastmahl, sondern nur eine Mahlzeit gegeben werden. Es soll auch dabei weder Musik noch Tanz erlaubt sein. Bei den Begräbnissen soll weder Essen noch Trinken verstattet werden, sondern alles still und ehrlich hergehen. Ihr habt also mit Ernst darauf zu achten, daß dieser Verordnung allerunterthänigst nachgelebt werde."

Dagegen wurde Berlin oft genug von Taschenspielern, Gauklern und Abenteurern aller Art besucht, denen es fast immer gelang, einen beträchtlichen Ruhen aus der Leichtgläubigkeit der ehrlichen Berliner zu ziehen. Der König that indessen derartigen Speculationen, sobald er Nachricht davon erhielt, ohne weitere Umstände Einhalt und ließ die betreffenden Personen, wenn es Fremde waren, sofort über die Grenze schaffen.

Natürlicherweise standen daher sowohl dergleichen Künstler, als auch die Schauspieler, in schlechtem Ruf bei'm übrigen Publikum. Man hielt es für entehrend, Umgang mit ihnen zu haben, man betrachtete sie als Leute, die sich dem Teufel ergeben hätten und nie selig werden könnten. Man verweigerte ihnen bei ihrem Tode ein Begräbniß in geweihter Erde, und überhaupt benutzten die Geistlichen jede Gelegenheit, den Künstlern auf das Schärfste in's Gewissen zu reden.

Auf solche Weise floß den guten Berlinern zur Regierungszeit Friedrich Wilhelm's I. die Zeit gar langweilig und öde hin, denn auch der Hof kannte keine öffentlichen Festlichkeiten, an denen das Publikum Antheil nehmen gekonnt hätte, und nur im Jahre 1740 wird von einer Schlittenfahrt gesprochen, die der König zu seinem Vergnügen veranstaltet hatte. Sein Gesundheitszustand erlaubte ihm indessen nicht, diesem Vergnügen persönlich beizuwohnen, sondern er sah sich dies Schauspiel nur von den Fenstern des Schlosses aus mit an.

Als Ersatz für weltliche Vergnügungen suchte dagegen der Monarch seinen Unterthanen Religiosität einzuprägen, und ermahnte sie zum fleißigen Kirchenbesuch. Dies Bestreben ging sogar so weit, daß in den Garnisonkirchen die Soldaten durch an die Kirchthüren aufgestellte Unteroffiziere zurückgewiesen wurden, wenn sie während des Gottesdienstes die Kirche verlassen wollten, und eben so wurden königliche Beamte förmlich controllirt, daß sie an jedem Sonntage die Kirche gehörig besuchten, und wenigstens einmal im Jahre das Abendmahl nahmen. Ob es dem Monarchen durch dergleichen Mittel gelang, seinen Zweck zu erreichen, dürfte aber nicht sehr wahrscheinlich sein, und wenn auch die Kirchen zur Zeit seiner Regierung mehr besucht wurden, als es unter seinem Vorgänger und Nachfolger der Fall gewesen sein mag, so zeigten doch die häufig vorkommenden Verbrechen jeder Art, daß der Sinn des Volkes von wirklicher Gottesfurcht und Frömmigkeit noch weit entfernt war.

Nichtsdestoweniger müssen wir bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß der Wohlthätigkeitssinn in Berlin in jener Zeitperiode, von welcher wir so eben gesprochen haben, sich auf mancherlei Weise äußerte. Hieher gehört besonders die Stiftung des Kornmesserschen und die des Schindlerschen Waisenhauses. Das Erste derselben wurde im Jahre 1719 durch die Wittwe des verstorbenen Bürgermeisters, Joachim Friedrich Kornmesser, gestiftet, welche ihr sehr bedeutendes Vermögen der Stadt zur Stiftung und Erhaltung eines Waisenhauses für Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts vermachte. Späterhin, im Jahre 1745, schenkte der geheime Rath von Rysselmann der Anstalt das ihm zugehörende Haus, Nr. 39 der Klosterstraße, wo das Waisenhaus noch bis auf die neuesten Zeiten fortbestand, jetzt aber nach dem Georgenkirchhofe, Nr. 19, verlegt worden ist. Es enthält fünfzehn Zöglinge, von denen die Knaben so weit gebracht werden, daß sie zur Erlernung eines Handwerks geschickt sind; die Mädchen, daß sie in irgend ein wirthschaftliches Verhältniß eintreten können. Die Anstalt steht unter der Oberaufsicht des Schulcollegiums für die Provinz Brandenburg.

Was die Stiftung des Schindlerschen Waisenhauses anbetrifft, so wurde dasselbe von dem geheimen Rath und Besitzer der großen Gold- und Silbermanufactur zu Berlin, Schindler, auf dessen Gute Schön-Eiche, für zwölf elternlose Knaben gegründet; zu deren Beauf-



Digitized by Google

sichtigung ein sogenannter Waisenvatter, eine Waisenmutter, ein Kandidat der Theologie und ein Schreib- und Rechenmeister angenommen wurden. Die Wittwe Schindler, Maria Rosine, geborne Bohn, vermachte, im Jahre 1741, diesem Waisenhause ihr beträchtliches Vermögen, und im Jahre 1746 wurde von den Curatoren des Waisenhauses für zweckmäßig erachtet, dasselbe nach Berlin zu verlegen. Der damalige König, Friedrich II., genehmigte diesen Antrag, und so wurde das Haus Nr. 9, in der Wilhelmsstraße, angekauft und für seine neue Bestimmung eingerichtet. Es blieb daselbst bis zum Jahre 1811, wo, in Folge einer Dotation der Demoiselle Johanna Eleonore Ficker, das schöne Haus an der Friedrichsgracht, Nr. 56, zum Waisenhause eingerichtet wurde. Der jedesmalige Probst und Archidiakonus der St. Nicolaikirche ist, mit einem weltlichen Rath, der jedesmalige Curator des Waisenhauses, welches nur für Knaben bestimmt ist, die schon das siebente Jahr zurückgelegt haben. Diese genießen darin so lange Unterricht, bis sie ein Handwerk oder eine Kunst erlernen können; zeichnen sich aber einzelne Zöglinge besonders durch ihren Fleiß und ihre Talente aus, so erhalten sie den nöthigen Unterricht, um in die erste Klasse eines Gymnasiums eintreten zu können und werden auf denselben, so wie nachher auf der Universität, von der Anstalt durch Stipendien unterstützt.

Noch müssen wir bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß der König, im Jahre 1723, das Spinnhaus vor dem Spandauer Thore renoviren, erweitern und zur Aufnahme kranker und gebrechlicher Personen einrichten ließ. König Friedrich I. hatte nämlich schon im Jahre 1710, als sich die Pest in einzelnen Fällen in der Mark zu zeigen begann, an dem Orte, wo heut zu Tage die Charité steht, ein Haus bauen lassen, welches zur Aufnahme der Pestkranken bestimmt wurde. Als indessen die Gefahr vorüber war, wurde dies Gebäude zum Spinnhause benutzt, bis endlich Friedrich Wilhelm es für den vorher erwähnten Zweck einrichten ließ. Schon im Jahre 1727 befanden sich in diesem Hause über 300 Personen. Das alte Gebäude mußte deshalb vergrößert werden; es wurde noch ein Stockwerk aufgesetzt und daneben ein Oekonomie- und Wirthschaftsgebäude angelegt. Durch mancherlei Geschenke und Legate vergrößerte sich das Kapital dieser für die leidende Menschheit so wohlthätigen Anstalt in kurzer Zeit bedeutend. Der Graf von Wartensleben schenkte derselben eine Wiese, mit einem Stück Land daran, der Freiherr von Grapendorf vermachte derselben ein Legat von 80,000 Thalern, wofür das Amt Priborn in Schlesien angekauft wurde, und der König schenkte dem Institute außerdem ein Kapital von 100,000 Thalern und den Verlag der Kundschaften und Lehrbriefe für Handwerker, was eine ziemlich bedeutende Einnahme ausmachte.

Es bleibt uns nur noch ein Gegenstand aus jener Zeitperiode übrig, den wir nothwendig berücksichtigen müssen, und dies ist die Kleidung der damaligen Berliner. Auch hierin that sich der einfache, prunklose Sinn des Königs kund. Der König selbst trug gewöhnlich nur die Uniform seines Regimentes, einen Rock von grobem, blauem Tuche, eine strohgelbe Weste mit einem einfachen Goldbesatz und Beinkleider von derselben Farbe, die jedoch im Sommer aus Leinen bestanden. Und dem Beispiele des Königs mußten alle übrigen Prinze folgen; Jeder derselben trug die Uniform des Regimentes, bei welchem er stand. Eben so einfach und schmucklos mußte die Kleidung der Königin, so wie die der Prinzessinnen sein. In den Kinderjahren durften die Letzteren nur inländische Zeuge tragen, und erst, wenn sie herangewachsen waren, gestattete ihnen das Machtgebot des Königs Seide, Indienne und Kattun. — Was die Kleidung der Privatpersonen anbetraf, so war die Mode, welcher man damals huldigte, eben nicht sehr vortheilhaft; Röcke von plumper Façon, die bei feierlichen Gelegenheiten mit Gold- oder Silberstreifen verziert waren, Westen, welche mit den Röcken an Länge wetteiferten, kurze Beinkleider, die an den Knieen zugeknöpft wurden, Schuhe und Strümpfe und dann der lange Zopf, welcher die Allongen-Perücke verdrängt hatte, vollendete den Anzug des damaligen Gentleman, wozu noch der Galanteriedegen kam, der bei keiner Person, die nur irgend etwas Bedeutung hatte,

Digitized by Google

fehlen durfte. Von der franzöſiſchen Mode wurde indeſſen die Gewohnheit, Manſchetten und Jabots zu tragen, entlehnt, doch ging man damit ſehr ſparſam um, und ein einziges Paar Manſchetten wurde oft mehrere Monate lang, ohne gewaſchen zu werden, getragen. Ueberhaupt ſah es der König gern, wenn ſich ſeine Beamten bei jeder Gelegenheit der Sparſamkeit befleißigten, und da es nicht ſelten geſchah, daß er das erſte, beſte Büreau mit ſeiner Gegenwart beehrte, arbeiteten die meiſten Beamten in Pantoffeln, mit einer vorgebundenen Schürze und Ueberärmeln von Leinewand. Einige trugen ſogar, um ihre Perücken und Zöpfe zu ſchonen, während des Arbeitens eine weiße Mütze. Niemand, der nicht der allerhöchſten Ungnade gewärtig ſein wollte, durfte ſich dagegen in einer Kleidung von franzöſiſchem Schnitt am Hofe ſehen laſſen, und um ſein Mißfallen über derartige Moden an den Tag zu legen, ließ der König, als der franzöſiſche Geſandte mit ſeinem Sekretair einſt im grünen Rocke, mit gelbem Futter und eben ſolchen Aufſchlägen, wie es damals die neueſte, pariſer Mode mit ſich brachte, bei Hofe erſchien, den Profoßen ſeines Leibregimentes eine ähnliche Kleidung machen. Juſtizbeamte, beſonders Advokaten durften ſich, auf des Königs beſonderen Befehl, nur in Schwarz kleiden und mußten einen kleinen, ſchwarzen Mantel tragen, ſo daß ſie ſich von dem übrigen Publikum unterſchieden. Dagegen trugen die königlichen Räthe, Aerzte, Gelehrte und andere Perſonen von Bedeutung gewöhnlich einen rothen Mantel.

So hatte die Lebensweiſe der vergnügungsſüchtigen, luſtigen Berliner allerdings eine ſehr bedeutende Veränderung unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. erlitten. Jene Zeiten, wo ein leutſeliger, wohlwollender Fürſt, wie Joachim II., ſtets darauf bedacht geweſen war, auch ſeine Unterthanen an dem Vergnügen Theil nehmen zu laſſen, bei dem er ſich ergötzte, jene Zeiten, wo die Bewohner Berlin's das prächtige Hoflager Friedrich's I. anſtaunten und durch das Beiſpiel ihres prachtliebenden Monarchen angeregt, ebenfalls im Luxus und übermäßiger Pracht mit einander wetteiferten, waren verſchwunden und ein nüchternes, hausbackenes Leben an deſſen Stelle getreten, welches indeſſen auf den Wohlſtand der Stadt ſowohl, als des einzelnen Individuums, einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt hatte. Ein ungleich regeres Leben, ſowohl in geiſtiger, als in materieller Beziehung, ſtand indeſſen den Einwohnern Berlin's bevor, als Friedrich Wilhelms Nachfolger, Friedrich der Große, den Thron ſeiner Väter beſtieg.

Digitized by Google

# Historische Notiz über Potsdam unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I.

Schon vom Beginn seiner Regierung an, hatte der König Friedrich Wilhelm eine besondere Vorliebe für die Stadt Potsdam gefaßt, welche sich auf jede mögliche Weise kund that. Wie sein Vorgänger, hielt er sich häufig auf dem Schlosse dieser Stadt auf, und als die Berliner den Antrag des Königs, dessen Leibregiment in Garnison zu nehmen, verweigerten, verlegte der Monarch das erste Bataillon desselben nach Potsdam, um seine blauen Kinder so nahe als möglich um sich zu haben.

Man mochte es damals wohl für eine Unmöglichkeit halten, die in und um Potsdam liegenden, fast grundlosen Sümpfe und Moräste so auszutrocknen, daß jene prächtigen Gebäude, welche sich jetzt an der Stelle derselben erheben, aus dem schlammigen Boden emporgeführt werden konnten; aber Friedrich Wilhelm's kräftiger Geist, welcher den einmal gefaßten Plan unter jeden Umständen durchzuführen gewohnt war, achtete dieser Schwierigkeit nicht.

Es war im Jahre 1721, als der Anfang mit dem Bauen gemacht wurde, und zwar wurde zuerst die alte Kirche abgerissen und die Nicolaikirche an deren Stelle erbaut, die bedeutend größer und geräumiger wurde, als die vorige gewesen war. — An der Stelle dieses prächtigen Gebäudes, welches in der neuesten Zeit von den Flammen verzehrt wurde, ward seit 1830 die jetzige großartige Kirche aufgeführt.

Dem Bau der Nicolaikirche folgte der der Garnison- oder Hofkirche. Sie wurde 1730 vollendet und steht in der breiten Straße, ein längliches Viereck bildend, aus welchem der hohe Glockenthurm hoch empor strebt. Dieser Thurm enthält ein Glockenspiel, eins der schönsten in Europa, und besser, als das der Parochialkirche in Berlin, dessen Glocken einen bei weitem nicht so hellen Klang haben; eine Treppe von 365 Stufen führt zu der Gallerie, welche um das Glockenspiel herumläuft. Die Kuppel trägt eine Sonne, aus der ein Kreuz mit einem gegen die Sonne emporfliegen-

Digitized by Google

den Adler hervorgeht. Das Innere der Kirche besteht aus zwei Chören, die um das längliche Schiff derselben laufen. Die Kanzel ist von Marmor und steht auf corinthischen Säulen. Unter derselben ruhen die beiden Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Ersterer in einem Sarge von schwarzem Marmor, Dieser in einem zinnernen.

Im Jahre 1726 wurde auch der Bau der heiligen Geistkirche begonnen. Sie steht am Ende der Burgstraße und bildet ein längliches Viereck mit einem schlanken Thurm, dem höchsten der Stadt, dessen vergoldeter Knopf über 40 Scheffel Malz fassen soll.

Außerdem ist noch die katholische Kirche zu erwähnen, ein längliches Gebäude von Holz, welches für die aus Lüttich hieher gezogenen katholischen Gewehrfabrikanten erbaut wurde.

Außer den drei Schulen Potsdam's, welche der König Friedrich Wilhelm stiftete, ist aber noch besonders das große Waisenhaus zu nennen, welches jedoch schon im Jahre 1778 massiv umgebaut wurde. Die Anstalt wurde nur für Knaben eingerichtet, späterhin wurden aber auch Mädchen darin aufgenommen; doch wurde für die Aufnahme von Kindern weiblichen Geschlechts, im Jahre 1828, das Schloß Pretzsch bei Wittenberg eingerichtet. Außerdem stiftete der König noch ein Waisenhaus für Mädchen, und eine Anstalt, in welche hülfsbedürftige Wittwen königlicher Beamten aufgenommen wurden.

Von den übrigen öffenelichen Gebäuden, welche dem Könige Friedrich Wilhelm ihre Entstehung verdanken, müssen wir noch das Rathhaus, das Kommandanturhaus, das Landschaftshaus und die Kasernen erwähnen, welche Letztere der König für die verheiratheten Soldaten bestimmte, während die unverheiratheten bei den Bürgern einquartirt wurden.

Von Privatgebäuden entstanden um diese Zeit besonders jene, die den heutigen Wilhelmsplatz bilden. Dieser Platz war es, der durch die Güte Friedrich Wilhelm's ausgetrocknet, aus einem faulen Moraste, welcher der faule See genannt wurde, in seinen jetzigen Zustand umgewandelt wurde. Diese Arbeit kostete bedeutenden Aufwand an Zeit und Geld, denn der Morast schien unergründlich, und oft versank in einer Nacht, was an Steinen und Erde im Laufe mehrerer Monate aufgeführt war; öfters sank eine Stelle, welche man vollkommen sicher glaubte, ohne das geringste Anzeichen, plötzlich zusammen, und selbst der König wäre fast bei einer solchen Gelegenheit verunglückt, wenn ihn nicht die Stärke seines Pferdes gerettet hätte. Um die Häuser umher aufführen zu können, war die größte Vorsicht erforderlich. Man erbaute natürlich die Häuser auf Rosten; aber selbst die höchsten Bäume versanken oft plötzlich im Schlamm, und noch jetzt soll sich der Platz mitunter an manchen Orten senken und muß alsdann auf's Neue ausgefüllt und geebnet werden. Ein Kanal, durch welchen das Wasser des faulen See's mit der Havel verbunden wurde, erleichterte jedoch die Arbeit. Mancherlei schauerliche Sagen erzählte sich das Volk von dem schwarzen, schlammigen Gewässer, welches selten oder nie das unglückliche Opfer zurückgab, das von den trüben Wellen desselben verschlungen war. Und noch bis zum Jahre 1740 fand die Phantasie reichliche Nahrung, dergleichen Mährchen zu ersinnen, da an jener Stelle, wo das Wasser des faulen See's durch den Kanal in die Havel mündete, die Kindesmörderinnen gesäckt, d. h. in einen Sack gesteckt und eine Stunde lang in die Havel getaucht wurden, um alsdann unter dem Hochgericht verscharrt zu werden.

Das königliche Schloß zu Potsdam, von welchem wir schon früher gesprochen haben, bildet ein drei Stock hohes, freistehendes Viereck. Der Bau desselben wurde im Jahre 1660 angefangen und 1701 vollendet. 1745 wurde es von Außen und Innen verschönert. Es hat drei große Eingänge. Das Hauptportal ist auf der Mitternachtsseite; den Durchgang tragen bäurische Pfeiler, die Kuppel dagegen mit einer vergoldeten Glücksgöttin steht auf jonischen Säulen. An den beiden innern Seiten des Portals sind die Wachtstuben für die Garden angebracht. Diesem Portal gegenüber führt eine marmorne Treppe in das Innere des Schlosses. Das Erdgeschoß des ganzen Gebäudes ist bäurisch und mit Werkstücken verblendet, die oberen Geschosse

Digitized by Google

sind mit corinthischen Säulen und Pilastern verziert; das Dach ist mit Kupfer gedeckt. — Von den Merkwürdigkeiten im Innern des Schlosses, zur Zeit Friedrich Wilhelm's I., dürfte zuerst der große Saal erwähnt werden müssen, in welchem jene Gemälde hingen, die die Kriegsthaten des großen Kurfürsten darstellten. Man sah hier die Schlacht bei Warschau, den Sieg bei Fehrbellin, das Treffen bei Ofen, wo sich die brandenburgischen Truppen besonders auszeichneten, und eine Scene aus dem Feldzuge gegen die Franzosen. Dann war besonders der sogenannte rothe Saal merkwürdig, der, wie wir schon oben erwähnten, die lebensgroßen Portraits sämmtlicher königlicher Generale enthielt. Auch des Königs Schlafgemach war mit dergleichen Portraits verziert, und von dem Corridor, in welchem die Bildnisse der königlichen Garde, von Weidemann gemalt, hingen, haben wir ebenfalls schon gesprochen.

Bei dem Schlosse sah man noch den königlichen Marstall, in welchem sich Pferde von jeder Race befanden, und das große Reithaus, welches ebenfalls seine Entstehung dem Könige Friedrich Wilhelm verdankt.

Unter der Regierung Friedrich's I. hatte Potsdam noch keine Mauer; zwar war die Stadt früher auf der Landseite mit Wall und Graben umgeben, aber dieser Letztere wurde unter des großen Kurfürsten Regierung zugeschüttet und Bürgerhäuser darauf gebaut. Im Jahre 1722 ward auf Befehl Friedrich Wilhelm's, die erste Mauer um die Stadt gezogen, welche aber 1733 abgebrochen und erweitert wurde.

An Thoren hatte Potsdam anfänglich nur zwei, später bekam es zehn, nämlich: 1. das Kellers-Thor; 2. das alte Wasser-Thor; 3. das neue Wasserthor am Bassin; 4. die Wasserpforte am Packhofe; 5. das Neustädtische; 6. das Brandenburgische; 7. das Jäger-; 8. das Nauener; 9. das Berliner- und 10. das Teltower-Thor.

Von diesen Thoren wurden das Jäger-, Nauener- und Brandenburger Thor, im Jahre 1733, bei Erweiterung der Mauer abgerissen und neu erbaut und an dem alten Nauener-Thore sah man einen gekrönten Adler und darunter die Inschrift:

„Es lebe der König von Preussen und alle brave Soldaten. Anno 1722 den 25. Februar.

Auch auf die Straßenordnung in Potsdam richtete der König sein Augenmerk. Jeder Bauer erhielt für eine Fuhre von Feldsteinen, die er in die Stadt brachte, acht Groschen und so war die Stadt bald vollständig gepflastert. Außerdem ließ der König zur Bequemlichkeit der Fußgänger in allen Hauptstraßen einen drei Fuß breiten Fußweg machen. Die Straßen erhielten ihre Namen, und diese wurden auf blechernen Tafeln an den betreffenden Ecken angeschlagen; auch in jeder Straße alle hundert Schritte ein Laternenpfahl gesetzt, und bei den Straßenbrunnen mußte der Magistrat sogenannte Feuer-Tienen unterhalten, um bei entstehender Feuersgefahr sogleich die nöthigen Hülfsmittel zum Löschen an der Hand zu haben.

Was die Umgegend Potsdam's anbetraf, so dürfte von derselben wenig zu sagen sein. Die dichten Wälder, welche dasselbe in früherer Zeit umgaben, waren allmälig gelichtet worden, und die Wölfe, die sich bis dahin in der dichten Waldung aufgehalten hatten, wurden ebenfalls ausgerottet. Indessen erzählt uns Sebaldus, in seinem Breviarium historicum S. 82, daß noch im Jahre 1641, etwa in den letzten Tagen des Augustmonats, ein toller Wolf sich bis in die Stadt verlaufen hatte, und alle Einwohner mit Schrecken erfüllte. Es war gegen neun Uhr Abends und bereits völlige Dunkelheit eingetreten, als sich das Gerücht verbreitete, daß der Wolf in die Stadt eingebrochen sei, und sogleich eilten die Bürger mit Fackeln auf die Straßen hinaus, um das Unthier zu erlegen. Man fand den Wolf hinter der Hausthür eines Kürschners; aber er setzte sich gewaltig zur Wehre, und ein Kaufmann aus Brandenburg, so wie eine Frau aus Potsdam, wurden verwundet und starben, in Folge dieses Bisses, an der Wasserscheu, ebenso mehrere Ochsen, welche ebenfalls gebissen waren.

Auch noch unter der Regierung Friedrich Wilhelm's zeigten sich Wölfe um Potsdam; sie wurden aber auf Veranstaltung des Königs, der die Wolfsjagd in allen Provinzen seines Staates befahl, gänzlich ausgerottet

Digitized by Google

und man fand in späterer Zeit keine Spur mehr von ihnen vor.

Unter den königlichen Lustbäusern um Potsdam, von denen wir schon oben, bei Gelegenheit jener Beschreibung, gesprochen haben, die uns der Engländer Toland von Berlin giebt, dürften außerdem noch folgende genannt werden müssen. Zuerst das vor der langen Brücke liegende, sogenannte „Pulverhaus," ein von Holz, zu des großen Kurfürsten Zeiten, aufgeführtes Gebäude, welches die Potsdamer häufig besuchten. — Friedrich I. und Friedrich Wilhelm legten außerdem noch die sogenannten „Pulverhäuschen am Wasser," der Halbinsel Tornow gegenüber, an. — Friedrich Wilhelm ließ außerdem das sogenannte „Lusthaus auf der Fähre," mitten im Wasser bauen, wo sich dieser Monarch häufig mit seinen Offizieren zu unterhalten pflegte. Ebenso besuchte der König häufig den sogenannten „Stern," ein im Mittelpunkte des Thiergartens belegenes Gebäude, wo er sich zur Parforcejagd umzukleiden pflegte. Außerdem ließ dieser Monarch, im Jahre 1728, als der König von Polen zum Besuch nach Potsdam kam, vor dem Brandenburger Thor einen Platz zum Scheibenschießen einrichten, der aber nachher nicht wieder benutzt, sondern zum königlichen Weinberge umgestaltet wurde. Vor demselben Thore befand sich noch ein anderer königlicher Garten, wo der Monarch im Kreise seiner Familie ebenfalls manchen Abend zubrachte.

Wichtiger waren indessen die Lustschlösser, die der Kurfürst Friedrich Wilhelm zu Caput, Glienicke und Bornim anlegte. Sie wurden indessen unter seinen Nachfolgern, besonders unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. sehr vernachlässigt. Besonders war Bornim dasjenige Schloß, auf welches jener Fürst die größte Mühe verwendet hatte. Es lag mitten in einem Lustgarten, der fast eine halbe deutsche Meile im Umfange hatte; besonders merkwürdig war die dort befindliche Wasserorgel. Das Schloß Glienicke verwandelte der König Friedrich Wilhelm in ein Lazareth für seine großen Grenadiere, und der dabei gelegene Lustgarten wurde in einen Nutzgarten umgestaltet. Auf das Schloß Caput wurde indessen größere Sorgfalt verwendet, und der König Friedrich I. hatte als Kastellan daselbst einen Türken angestellt, der im Jahre 1686 gefangen worden war und die Gunst des Königs im hohen Grade genoß. Unter Friedrich Wilhelm's Regierung wurde dagegen wenig für die Instandhaltung sowohl der inneren als der äußeren Einrichtung gesorgt, und das schöne Porzellan-Kabinet, welches sich daselbst befand, ward nach Oranienburg verlegt.

Vor dem Jägerthore legte der große Kurfürst, im Jahre 1685, den sogenannten „Fasanengarten" an, der aber späterhin einging. Die großartigen Gebäude wurden, zur Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm, den Parforce-Jägern zur Wohnung angewiesen, und in den Ställen wurden die zur Parforcejagd nöthigen Hunde aufgezogen, woher diese Gebäude später den Namen des Jägerhofes erhielten. Nach dem sogenannten „Drewitz" zu lag der Exercierplatz und nicht weit davon das große Waisenhaus mit einem Maulbeergarten. Auf dem „Bachdamm" lagen die Potsdamer Wasser-, Schneide- und Walkmühlen. Nicht weit davon bei der Schneidemühle, die Glashütte. Weiter nach der Stadt zu befanden sich zwei Lazarethe, die sogenannte Biberburg, die Landjägerei, die königliche Meierei, das Waisen-Lazareth, der Schützenplatz und das königliche Korn- und Brauhaus. Vor dem Berliner Thore befand sich der Gottesacker, der Holzmarkt und der neue Exercierplatz. Bei Glienicke war ein zweiter Maulbeergarten, ein Lazareth und eine Ziegelscheune.

An Seen um Potsdam dürfte besonders der „heilige See" genannt werden müssen. Von diesem geht in dem Munde des Volks die Sage, daß daselbst vor uralter Zeit eine Stadt gestanden habe, die im Wasser versunken sei, und der einsame Fischer, der oft im schwankenden Kahn zur Mitternachtsstunde über die tiefblauen Wellen des See's hingleitet, vernimmt, so lautet die Sage, in der Tiefe das Geläute der Glocken von den versunkenen Kirchen. Dieser See hatte sonst keine Communikaton mit der Stadt. Friedrich Wilhelm ließ jedoch, im Jahre 1737, das Ufer auf der



Digitized by Google

Havelseite durchstechen und auf der anderen Seite dieſen Fluß durch einen Graben in das Bette des See's führen, ſo daß das Waſſer in den Kanal und aus demſelben, unterwärts der Stadt, ſich mit der Havel vereinigt. Außer dieſem und andern natürlichen Seen befanden ſich zu jener Zeit noch viele Karpfenteiche bei Potsdam, beſonders in der Gegend von Caput und Bergholz, welche einen reichlichen Ertrag an Fiſchen lieferten.

So war Potsdam in unglaublich kurzer Zeit durch die Fürſorge zweier Monarchen aus einem unbedeutenden Landſtädtchen zu einer prächtigen Reſidenz herangewachſen und Friedrich II. verſäumte nicht, das Werk ſeiner Vorgänger zu vollenden und der zweiten Reſidenz des preußiſchen Staates jene Berühmtheit zu verleihen, welche ſie nur durch ſeinen Namen erlangt hat. — Da wir aber bisher unſern Leſern noch kein Pröbchen von der Poeſie jener Zeitepoche, deren wir eben erwähnten, gegeben haben, ſchließen wir dieſen Abſchnitt mit einer Stelle aus einem Gedichte, welches im Jahre 1727 in Potsdam erſchien und das den Ruhm und die Schönheit dieſer Stadt auf eine vielleicht zu ſchmeichelhafte Weiſe folgendermaßen beſingt:

Was aber möchte wohl der große Churfürſt ſagen,
Der Potsdam, gleich wie Zu, aufbaut und wartharichtet?
Mein Enkel, bräch' er aus, muß ſchon'r Palmen tragen;
Er richtet das in's Werk, was ich nur vorgetrieben.
Verzeihet meinem Mund, die zermalten Gedanke,
Wenn leicht er, ehrſuchtsvoll in dir, um euer Glück
Von der Unſterblichkeit gerühmten Lorbeerhaine,
Um einen Blätterkranz auf ſeine Stadt reis!
Wir, deren Ort und Zeit das ſonder Schranken räumen,
Das ſchöne Potsdam oft und vielmal zu beſehn,
Wir lernen darnach oft die Pracht von unſern kennen
Und bleiben, ganz verliebt, bei ſolcher Fülle ſtehn.
Die Fremden, ſo die Pracht in Menge zu ſich locket,
Erblicken hier ein Meer, doch aber keinen Herr.
Den Ruhm ſchwindelt recht, die ganz Zunge fleget
Und machet offenmals nicht ein verſchwiegen Ohr.
Von nun an ſchmucket ſich, der ſchönen Stadt zu Ehren,
Die aber ihrem Zier ſelbſt ſingende Natur:
Der Blumen buntes Heer wird ſeinen Schimmer mehren,
Der Bäume rauſchend Laub folgt eben dieſer Spur.
Die Vögel ſingen ſchon faſt noch einmal ſo ſchöne,
Als ihr geübter Mund vor dieſer Zeit gethan,
Sie machen, hört nur! ein hohes Lobgetöne
Und ſagen überall den Ruhm des Ortes an.
Derwegen ſtehte jüngſt der Havelſtrom die Ohren,
Sah in geſchwinder Eil' aus ſeinem Grottenhaus,
Und da der Anblick ihm Verwunderung gebaren,
Beach er in dieſen Schluß mit hellem Sprudeln aus:
Wert! Friedrich Wilhelm's Ruhm ſoll durch den Weltkreis ziehen,
Der aber deſſen Geiſt' in Wahrheit nicht erſchlieſt,
Und Potsdam, gleichwie er, in ſteifem Stegen bleibet,
So lange meine Fluth der Elbe zinsbar iſt.

Digitized by Google

# Die Residenzstädte Berlin unter der Regierung Friedrich's II.

Wenn die Regierungszeit Friedrich's II., Friedrich's des Einzigen, wie ihn die dankbare Nachwelt nennt, eine eigenthümliche Zeitepoche bildet, die, reich an Thätigkeit und Fortschritten, sowohl in geistiger, als materieller Beziehung, unsere Aufmerksamkeit im hohen Grade erregt, so wird diese Periode in unserer Geschichte noch dadurch interessanter, daß sie so ganz isolirt und unabhängig, sowohl von der Regierungszeit des Vorgängers Friedrich's des Großen, als der seines Nachfolgers geschieden, dasteht, und ein in sich vollständig abgeschlossenes Ganzes bildet. Man wird es daher eben so gern sehen, als der Tendenz des Werkes angemessen finden, wenn wir bei Beginn dieses Abschnittes zunächst bei der Persönlichkeit des Königs, und dann bei denjenigen Personen, welche ihn zunächst umgaben, stehen bleiben, indem hiemit die Interessen der Hauptstadt des preußischen Staates innig verknüpft sind.

Der freudenleeren Jugend Friedrich's haben wir vorher Erwähnung gethan; aber grade die harten Prüfungen, denen der König schon in jenen Jahren ausgesetzt war, wo sich der Knabe zum Jüngling heranbildet, dienten dazu, seinen Geist zu kräftigen, und bei ihm den Grund zu jener Seelengröße zu legen, mit welcher der Mann hinterhin allen Schlägen des Schicksals trotzte. So aus der Schule der Leiden hervorgegangen und in ihr zum Manne herangebildet, berief ihn der Tod seines Vaters, am 31. Mai 1740, auf denjenigen Thron, für den er, im eigentlichsten Sinne des Wortes, geboren war. Mit gespannter Erwartung sahen seine eigenen Unterthanen jener Reform entgegen, die dem Staate bei dem Regierungsantritt des neuen Herrschers bevorstand. Man glaubte allgemein, daß ein strenges, hartes Strafgericht alle diejenigen treffen würde, die sich früher zwischen den verstorbenen König und seinen Sohn gestellt und den Anlaß zu jenen Mißhelligkeiten gegeben hatten, welche auf das Familienleben des Herrscherhauses einen so trüben Einfluß äußerten. Nichtsdestoweniger verzieh der junge König groß-



Digitized by Google

müthig allen denen, die ihm früher übel gewollt; jenen alten, treuen Räthen, welche dem Staate schon unter seinem Vater nach ihren besten Kräften gedient hatten, nahte er mit freundlicher Zuvorkommenheit, forderte sie auf, auch ihm ihre Dienste zu weihen, und überhaupt zeigte die kindliche Pietät, welche er bei jeder Gelegenheit, sowohl gegen die Person, als gegen die Institutionen seines Vaters an den Tag legte, wie weit er davon entfernt war, das Andenken desselben nur auf die leiseste Art zu verunglimpfen. Alles blieb für den ersten Augenblick in seinem gewohnten Gange, nur die große Garde zu Potsdam wurde verabschiedet, wofür indessen Friedrich seine Militairmacht durch 16 Bataillone Infanterie, 5 Escadrons Husaren und 1 Escadron Gardes du Corps vermehrte.

Zugleich war aber der König unmittelbar nach seinem Regierungsantritte darauf bedacht, jene Institute der Kunst und Wissenschaft, die unter seines Vorgängers Regierung so sehr vernachlässigt worden waren, wieder herzustellen und zu verbessern. Künstler und Gelehrte jeder Art eilten an den Hof des jungen Monarchen, wo sie der Aufforderung und Unterstützung für ihre Talente gewiß sein durften, und wurden von dem Könige mit offenen Armen empfangen.

Unter diesen Männern, welche, zwar ohne wichtiger in die Interessen des preußischen Staats einzugreifen, sowohl durch ihre eigenen Talente, als durch die Freundschaft und den vertrauten Umgang des Königs merkwürdig geworden, ist zuerst der geheime Rath, Carl Stephan Jordan zu nennen, welcher noch dazu ein geborner Berliner war. Er stammte aus einer bürgerlichen Familie, welche Frankreich, ihr Vaterland, der Religionsverfolgungen wegen, verlassen und im preußischen Staate einen Zufluchtsort gesucht und gefunden hatte. Er studirte Theologie und wurde, im Jahre 1725, als Prediger auf einem kleinen Dorfe in der Uckermark angestellt; seinem thätigen Geiste sagte indessen dieser beschränkte Wirkungskreis nicht zu, und da es seine pecuniären Verhältnisse erlaubten, gab er, besonders durch den Tod seiner innigst geliebten Gattin dazu veranlaßt, seine Stelle auf und machte eine größere Reise durch Europa, durch Frankreich, England und Holland, bis ihn, im Jahre 1735, der Kronprinz an seinen Hof nach Rheinsberg berief. Unmittelbar nach der Thronbesteigung seines Gönners erhielt Jordan die Würde eines geheimen Rathes und eines Curators sämmtlicher Universitäten Preußens. 1744 ernannte ihn die Academie der Wissenschaften zu ihrem Vicepräsidenten. Leider überraschte aber der Tod diesen talentvollen Mann schon in der Blüthe der Jahre. Er starb am 24. Mai des Jahres 1745 nach langwierigem Krankenlager, innigst betrauert von seinem Könige, welcher, während er sich in Berlin aufhielt, selten einen Tag vorübergehen ließ, an welchem er nicht den Kranken besuchte hätte.

Ein anderer Mann, der sich gleichfalls der Gunst des Königs im hohen Grade erfreute, aber leider ebenfalls schon früh durch den Tod weggerafft wurde, war der Baron von Keiserling, ein geborner Kurländer. Er besuchte zuerst die Universität zu Königsberg, wo er sich mit der Philosophie, der Mathematik und der Poesie beschäftigte, doch ließ ihn sein unruhiger Geist zu keiner größeren Tiefe in diesen Studien gelangen. Neben seinem natürlichen Witz und seiner Lebendigkeit besaß der Baron noch den feinsten gesellschaftlichen Takt und hatte nichts versäumt, seine gesellschaftliche Bildung zu mehren, und so mußte der heitere, gebildete, junge Mann bald ein, im hohen Grade beliebtes Mitglied des heiteren Kreises sein, den der Kronprinz in in Rheinsberg um sich versammelt hatte. Nach Friedrich's Thronbesteigung wurde Keiserling zum Generaladjutanten ernannt, und sein Enthusiasmus für den König steigerte sich mit jedem Tage. Leider überraschte auch ihn der Tod noch in demselben Jahre, in welchem Jordan's Verlust den König mit schmerzlicher Trauer erfüllt hatte. Er starb am 13. August 1745.

Außer diesen beiden Männern waren es die Herren von Knobelsdorf, von Chazot und von Bielfeld, welche sich schon auf Rheinsberg in Friedrich's Nähe befanden und nach dessen Thronbesteigung seine beständige Umgebung ausmachten. Besonders dürfte von diesen Dreien der Baron von Bielfeld, ein geborner Hamburger, für

Digitized by Google

unſere Geſchichte wichtig ſein, indem wir den Briefen deſſelben ſpecielle Nachrichten über das Leben und Treiben am Hofe zu Berlin verdanken.

Von den andern Gelehrten jener Zeit, welche durch ihren Ruf die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich zogen und die er deshalb an ſeinen Hof berief, verdient zuerſt der Graf Franzesko von Algarotti genannt zu werden, welcher im Jahre 1712 zu Venedig geboren wurde, und zu Rom und Bologna, ſo wie in ſeiner Vaterſtadt, Mathematik, Geometrie, Aſtronomie und Philoſophie ſtudirte. Seine lebhafte Wißbegierde trieb ihn frühzeitig auf Reiſen. Durch mehrere gelehrte Werke machte er ſich ſchon früh berühmt und lebte abwechſelnd bald in Paris, bald in London, bis ihn der König nach ſeiner Thronbeſteigung an ſeinen Hof berief. Zugleich erhob er ihn in den Grafenſtand, und dieſe Ernennung wurde nachmals von dem Senat zu Venedig beſtätigt. Dennoch war Algarotti nicht Willens, ſich für immer zu binden, und als ihm der König außerdem die Kammerherrenwürde und den Orden pour le merite ertheilte, ſtellte er ſich die Bedingung, ſeinen Aufenthalt nach Belieben wählen zu können. So lebte er nur abwechſelnd am preußiſchen Hofe, und im Jahre 1754 erhielt er, auf ſein Verlangen, ſeinen Abſchied. Anfang's ging er nach Venedig zurück, und ſtarb zuletzt in Piſa, 1764, an der Auszehrung. Der dankbare König ließ ihm auf dem Kirchhofe (Campo santo) zu Piſa ein Denkmal ſetzen, zu welchem Algarotti den Entwurf ſelbſt verfaßt hatte. Unſtreitig gehörte er zu den ausgezeichnetſten Männern jener Zeitperiode. Seine Kenntniſſe waren weitumfaſſend und in mehreren Fächern gründlich. Er gehörte, in Anſehung der Malerei und Baukunſt zu den größten Kennern in Europa und viele Künſtler wurden unter ſeiner Leitung gebildet; auch zeichnete er ſelbſt und ätzte mit vieler Geſchicklichkeit. In ſeinen Werken, welche von mannigfaltigem Inhalte ſind, zeigte ſich überall Witz und Scharfſinn gepaart, ſeine Gedichte ſind voll Anmuth und Feuer, und ſeine Briefe gehören zu den ſchönſten, welche die italieniſche Literatur aufzuweiſen hat.

Ein anderer Gelehrter, den Friedrich ebenfalls an ſeinen Hof zog und mit ſeinem Wohlwollen überhäufte war der berühmte Pierre Louis Moreau de Maupertuis; er war, im Jahre 1693, zu St. Malo geboren und ſtammte aus einer vornehmen Familie. Bereits in ſeiner Jugend zeigte er große Neigung für die Mathematik, und obſchon er 1713 in die königliche Mousquetairegarde eintrat, ſo widmete er dennoch ſeine Zeit, welche ihm den Dienſt übrig ließ, dem Studium jener Wiſſenſchaft, und endlich nahm er ganz und gar ſeinen Abſchied, um ſich deſto bequemer mit ſeiner Lieblingsneigung beſchäftigen zu können. Im Jahre 1743 trat er in die Akademie der Wiſſenſchaften, und bald hatte ſich der Ruf von ſeiner Gelehrſamkeit und ſeinen Talenten derartig verbreitet, daß er, 1736, die oberſte Leitung jener Expedition erhielt, welche Ludwig XV. nach dem Norden ſchickte, um die Geſtalt der Erde zu beſtimmen. Nachdem Maupertuis von dieſer Unternehmung, bei welcher er die größten Schwierigkeiten zu überwinden hatte, die aber ſeinen Namen mit unſterblichen Ruhm bedeckte, glücklich zurückgekehrt war, berief ihn der König Friedrich an ſeinen Hof, um die Präſidentenſtelle und die Direction der Akademie der Wiſſenſchaften zu übernehmen. Die große Vorliebe des Königs für den Gelehrten, nöthigte denſelben, den erſten ſchleſiſchen Krieg mitzumachen, und in der Schlacht bei Mollwitz wurde er von den öſterreichiſchen Huſaren gefangen genommen. In Wien behandelte man ihn indeſſen mit Auszeichnung, und bald erhielt er ſeine Freiheit wieder. Bei ſeiner Rückkehr nach Berlin heirathete er ein Fräulein von Borck, eine Staatsdame der Königin, und nunmehr lebte er ganz allein den Wiſſenſchaften. Sein Haus in Berlin war eine förmliche Menagerie, man fand in ſeinen Zimmern ganze Heerden von Affen, Papageien und anderen ausländiſchen Thieren, und ebenſo wimmelte ſein Hof von überſeeiſchem Geflügel. — Maupertuis war von dieſer Zeit ab, der ausgemachte Günſtling des Königs; als aber Voltaire nach Berlin kam, bot Dieſer, ebenſo ehrgeizig als eigennützig, Alles auf, um ſich in das Vertrauen Friedrich's einzuſchmeicheln, Maupertuis aber aus deſſen Gunſt zu verdrängen.

Digitized by Google

Wir haben schon im vorigen Abschnitte auf das Verhältniß hingedeutet, welches zwischen dem Könige, als Kronprinz, und diesem ausgezeichneten Manne stattfand, der als Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber sich des unzweideutigsten Beifalls seiner Zeitgenossen zu erfreuen hatte; hier sei es uns vergönnt, etwas ausführlicher über ihn zu sprechen. Voltaire war am 20. Februar des Jahres 1694, zu Chaternay bei Paris geboren, und zwar als ein Kind von solcher schwächlichen Constitution, daß er erst am 22. November getauft werden konnte. Sein Vater war zuletzt Schatzmeister der Rechnungskammer gewesen, und besaß ein hinlängliches Vermögen, um seinem Sohne eine passende Erziehung geben zu lassen. Seine erste Bildung erhielt der junge Voltaire in dem Jesuitenkollegium Ludwig's XIV., und schon früh erwachte in ihm seine Liebe zur Poesie. Sein Vater wünschte ihm zu einem Rechtsgelehrten und Advocaten zu machen, er mußte daher das Studium der Rechte beginnen, wobei er jedoch die Poesie nicht vernachlässigte. Wirklich sah er sich genöthigt, um sich mit seiner Familie, deren Unwillen er durch sein leichtfertiges Betragen erregt hatte, auszusöhnen, das Geschäft eines Advocaten zu übernehmen, doch ein Herr von Caumartin, ein Freund seines Vaters, erlöste ihn aus dieser peinlichen Lage, indem er ihn auf sein Landgut nahm, wo Voltaire seine Henriade dichtete, jenes Werk, durch welches er sich zuerst dem Publikum auf eine vortheilhafte Weise empfahl. — Es würde uns zu weit führen und gehört nicht in das Gebiet unserer Geschichte, die Abenteuer Voltaire's zu erzählen, die seinem nachfolgenden Aufenthalte in Berlin vorangingen. Es sei genug, wenn wir erwähnen, daß Voltaire im steten Briefwechsel mit dem Kronprinzen stand, und endlich, im Jahre 1740, nach der Thronbesteigung Friedrichs, von dem Versailler Kabinett an den Hof zu Berlin geschickt wurde, um Erkundigungen über den Zustand des preußischen Staates einzuziehen. Obgleich Friedrich den Grund der Anwesenheit Voltaire's in Berlin recht gut kannte, empfing er ihn doch mit unverstellter Freundschaft, während sich dieser eine Art von politischer Wichtigkeit zu geben suchte, und dasselbe war bei einem späteren Besuch Voltaire's, 1743, der Fall. Bei dieser zweimaligen Anwesenheit Voltaire's hatte Friedrich hinlängliche Gelegenheit gehabt, einzusehen, daß der Charakter des Dichters durchaus nicht den Anforderungen entsprach, welche er an diejenigen Personen machte, die er seines Umgangs würdigte. Die Unverschämtheit Voltaire's war sogar so weit gegangen, daß er einst der Prinzessin Ulrike eine Liebeserklärung in Versen überreichte, weshalb ihn der König natürlich ziemlich derb abfertigte. Nichtsdestoweniger fuhr der König aber fort, den Dichter mit Anträgen zu bestürmen, nach Berlin zu kommen und sich an seinem Hofe niederzulassen. „Frankreich," sagte der Monarch in einem seiner Briefe, „hat man bisher für das Asyl unglücklicher Könige gehalten; ich will, daß meine Hauptstadt der Sammelplatz großer Männer werde. Kommen Sie also hieher, mein lieber Voltaire, und schreiben Sie Alles vor, was Ihnen angenehm sein könnte. Ich will Ihnen Freude bereiten, und um sich Jemanden zu verbinden, muß man in die Art und Weise seines Denkens eingehen. Wählen Sie daher Ihre Zimmer oder Ihr Haus, ordnen Sie nur selbst an, was Sie zur Annehmlichkeit und zum Genuß des Lebens bedürfen, machen Sie Ihre Bedingungen, wie Sie sie machen müssen, um zufrieden zu sein, und überlassen Sie das Uebrige meiner Sorge. Sie sollen stets frei sein und durchaus Herr Ihres Willens; ich mache keinen anderen Anspruch, Sie zu fesseln, als durch Freundschaft und Behaglichkeit." — Ungeachtet solcher und ähnlicher Briefe des Königs gefiel sich doch Voltaire darin, stets die Anträge des Königs abzulehnen, er gab vor, daß er sich nicht von der Marquise de Chatelet, mit der er sich an dem Hofe des Königs Stanislaus nach Lüneville begeben hatte, trennen könne. Als diese so gelehrte und geistvolle Frau im Jahre 1749 starb, ging Voltaire nach Paris und kam endlich 1750 nach Berlin, wo er zum Kammerherrn und Ritter des Ordens pour le merite ernannt wurde. Er erhielt ein Gehalt von 3000 Thalern, welches der König später bis auf 5000 Thaler erhöhte, und außerdem erhielt seine Nichte, eine Madame Denis, eine Pen-

Digitized by Google

sion von 2000 Thalern. Nie wurde ein Dichter am Hofe eines Königs mit größerer Auszeichnung behandelt; er erhielt sein Zimmer unter dem des Königs mit der Erlaubniß, ihn zu jeder Tageszeit besuchen zu dürfen. Täglich arbeitete er außerdem zwei Stunden mit dem Könige, und mußte dessen Aufsätze durchsehen, wo er denn, wie er selbst sagte, niemals verfehlte, das Gute zu loben und das Schlechte durchzustreichen; dabei entwickelte er dem Monarchen seine Gründe und las ihm, so zu sagen, ein Collegium über die Poesie. In kleineren Hofzirkeln führte die königliche Familie sogar seine Tragödien auf, in denen die Prinze und Prinzessinnen die Rollen übernahmen, und sich glücklich schätzten, wenn sie den Beifall des Dichters erhielten. Dies geschah indessen äußerst selten, denn bei jeder Gelegenheit ließ Voltaire rücksichtslos seinem Stolze und seiner Arroganz die Zügel schießen. In den Proben, denen er beiwohnte, kritisirte er rücksichtslos jeden Fehler, und schimpfte und tobte auf die unanständigste Art. Gegen die Minister und höheren Staatsbeamten, welche ihm ebenfalls ihre Aufmerksamkeit beweisen wollten, betrug er sich nicht minder stolz und anmaßend, gegen Gelehrte und Künstler am Hofe des Königs, die er als seine Nebenbuhler ansehen mußte, mit, so zu sagen, studirter Grobheit.

Zu diesen Schattenseiten seines Charakters gesellte sich noch der schmutzige Geiz und seine an's Unglaubliche grenzende Habsucht. Als er einst bei Hofe in einem Traueranzug erscheinen sollte, fand er es zu kostspielig, sich zu diesem Zweck eine neue Kleidung machen zu lassen, und borgte sich einen Anzug von dem Kaufmann Fromery. Da das Kleid aber nicht für seinen Körper paßte, sondern viel zu weit war, ließ es Voltaire ohne weitere Umstände ändern und schickte es dann dem Kaufmann zurück, welcher vergeblich Ersatz dafür forderte. Seine niedrige Geldgier soll sogar so weit gegangen sein, daß er bei Beendigung der Soireen die übrig gebliebenen Wachskerzen einsteckte und nachher für seine Rechnung verkaufte. Alles dies wußte der König zwar, aber dennoch war seine Bewunderung für die hohen Talente Voltaire's zu groß, als daß er ihn vom Hofe entfernt hätte. Statt dessen arbeitete Voltaire immer mehr darauf hin, Maupertuis aus der Gunst des Königs zu entfernen. Dieser letztere Gelehrte hatte damals in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1776 einen Aufsatz, über die Gesetze der Bewegung und der Ruhe, nach dem metaphysischen Prinzip des minderen Grades von Thätigkeit, mit aufgenommen. Der Professor König in Frankfurt griff diesen Aufsatz nicht nur an, sondern erklärte, daß Leibnitz dieselbe Idee schon früher gehabt hätte, und legte zum Beweise seiner Behauptung einen Brief vor, welchen Leibnitz an den Professor Herrmann in Basel geschrieben haben sollte. Um den Verdacht eines literarischen Diebstahls von sich abzulehnen, forderte Maupertuis seinen Gegner auf, ihm den Originalbrief von Leibnitz vorzulegen, und als dies nicht geschah, ward der Professor Herrmann, auf Maupertuis Antrag, aus der Akademie der Wissenschaften excludirt. Voltaire mischte sich in diesen Streit, da er eine so günstige Gelegenheit, Maupertuis zu schaden, nicht ungenutzt vorüber gehen lassen wollte. Vergebens befahl ihm der König, neutral zu bleiben. Voltaire schrieb den „Brief eines berliner Akademikers an einen Pariser," eine beißende Satyre gegen Maupertuis. Dieser Schrift folgte eine andere, „diatribe du docteur Akakia." Maupertuis war nämlich, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, ein großer Sonderling, und in seinen, 1752 erschienenen Briefen fanden sich allerlei lächerliche Sachen vor, die einem Voltaire Stoff genug zum beißendsten Spott gaben. So hatte Maupertuis z. B. den Vorschlag gethan, daß man eine Stadt anlegen sollte, wo nur lateinisch gesprochen würde, ein Loch bis zum Mittelpunkte der Erde zu bohren, die Aerzte nur dann zu bezahlen, wenn die Kranken gesund geworden wären, und die Kranken dagegen wieder, um eine schädliche Ausdünstung zu verhüten, mit Harz zu überziehen, und was dergleichen phantastische Projekte mehr waren, Stoff genug für Voltaire, den armen Maupertuis auf das Empfindlichste zu verletzen. Voltaires Satyre, die erwähnte Diatribe du docteur Akakia wurde von dem Könige, bevor sie im Druck erschien, durchgelesen, und obgleich der Monarch sich sehr dabei

Digitized by Google

amüsirte, verlangte er doch, aus Achtung gegen Maupertuis, daß Voltaire die Brochüre nicht drucken lasse. Voltaire versprach es; aber nichtsdestoweniger erschien die Satyre dennoch und machte natürlich allgemeines Aufsehen. Der König war darüber aufs Höchste entrüstet, daß Voltaire seinen Befehlen so schlecht nachgekommen war, und ließ denselben sogar einen Revers unterschreiben, in welchem Voltaire versprach, fernerhin gegen Niemand, der dem königlichen Hause auf irgend eine Weise nahe stände, zu schreiben, und sich überhaupt mehr seinem Stande, als königlicher Kammerherr, gemäß zu betragen. Zugleich wurde das Buch in Berlin auf den öffentlichen Plätzen durch die Hand des Büttels verbrannt. Hierauf hatte allerdings Voltaire nicht gerechnet, er schickte daher dem Könige sein Patent als Kammerherr, den Schlüssel und das Ordenskreuz mit einigen Versen zurück, in denen er sich mit einem Liebhaber vergleicht, der seiner Geliebten ihr Bildniß zurücksendet. Außerdem schickte er noch ein besonderes Billet an den König, worin er in den kläglichsten Ausdrücken um Vergebung bat, und zugleich erklärte, daß ihn die Ungnade des Königs zum unglücklichsten Menschen mache. In Folge dessen erhielt er die Insignien seiner Würde zurück, mußte aber, unter dem 18. Januar 1753, in der Haude und Spenerschen Zeitung zu Berlin bekannt machen, daß er gar keinen Antheil an den Streitigkeiten der Akademie und durchaus nicht die Absicht gehabt hätte, irgend ein Mitglied derselben zu beleidigen.

Nichtsdestoweniger war Maupertuis das Opfer jener Satyre geworden, selbst der König behandelte ihn mit größerer Kälte. Er wurde krank und verließ endlich in der Folge Berlin gänzlich.

Aber auch Voltaire hatte von diesem Streit nicht jene Früchte geerndtet, welche er erwartet hatte. Der König konnte es ihm nicht verzeihen, daß er bei der Herausgabe jener Broschüre seinem Willen so offenbar zuwider gehandelt hatte, und das gespannte Verhältniß zwischen Beiden wurde von Tag zu Tag drückender. Fast täglich gab Voltaire neuen Anlaß zu Mißhelligkeiten; er führte einen langwierigen Prozeß gegen einen Juden, Namens Hirsch, welchen er beschuldigte, ihn bei einem Handel mit Juwelen betrogen zu haben. Bei diesem Prozeß kamen aber, obgleich Voltaire Recht erhielt, allerlei Dinge zur Sprache, die für den Dichter eben nicht vortheilhafte sein konnten. So hatte z. B. der König im dresdner Frieden bestimmt, daß allen denjenigen preußischen Unterthanen, welche ihre Kapitalien in den sächsischen Steuerkassen zu stehen hatten, nicht nur die Zinsen, sondern auch das Capital richtig ausgezahlt erhalten sollten, doch war es streng verboten, mit diesen Steuerkassenscheinen ein Gewerbe zu treiben. Nichtsdestoweniger hatte Voltaire in Leipzig Steuerkassenscheine für ein Billiges aufgekauft (denn die sächsischen Unterthanen erhielten kaum 50 Prozent dafür), um sie alsdann als preußischer Unterthan für volle Zahlung zu verkaufen. Alle diese Umstände nahmen den König immer mehr und mehr gegen die Persönlichkeit des Dichters ein: „Ihr Herz ist hundertmal schlechter, als Ihr Geist schön ist," sagte er oftmals zu ihm, und um sich zu rächen, ließ Voltaire bei jeder Gelegenheit, selbst gegen den König, seiner Spottlust freien Lauf. Als er einst gefragt wurde, was thut der König heute Abend? antwortete er lakonisch: „wie gewöhnlich, er schwatzt in den Tag hinein."

Endlich im Jahre 1753, nahte die Katastrophe, welche Voltaire vom preußischen Hofe entfernte. Im März dieses Jahres bat er den König um die Erlaubniß, die Bäder von Plombieres besuchen zu dürfen. Der König verweigerte ihm seine Zustimmung nicht. Voltaire reiste ab, war aber kaum in Leipzig angekommen, als er dort eine neue Flugschrift gegen Maupertuis drucken ließ; und dies sowohl, als der Umstand, daß Voltaire noch Manuscripte von der Hand des Königs bei sich führte, mit denen er leicht Mißbrauch treiben konnte, bewog Friedrich, Voltaire mit dessen Nichte zu Frankfurt am Main arretiren zu lassen. Man behauptete allgemein, daß Maupertuis die Hand dabei im Spiele gehabt hätte; Voltaire wurde dazu gezwungen, die Manuscripte des Königs herauszugeben, den Kammerherrnschlüssel und seinen Orden auszuliefern; dann wurde er auf freien Fuß gesetzt. Nichtsdestoweniger söhnte sich der König in der Folge wieder

Digitized by Google

mit seinem Günstlinge aus, und als Voltaire im Jahre 1757 die erste Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltete, übersandte ihm Friedrich seine eigene Statue aus Porzellan mit der Unterschrift: „immortali.“ Auch fand seit jener Zeit wieder ein Briefwechsel zwischen dem Könige und dem Dichter statt, der bis zum Tode des Letzteren ununterbrochen fortdauerte.

Was das Schicksal Maupertuis's anbetraf, so verließ derselbe im Jahre 1756 Berlin, begab sich nach Frankreich und von dort nach Basel, wo er im Jahre 1759 in den Armen seines Freundes Bernoulli starb.

Von den übrigen, schönwissenschaftlich gebildeten Männern, welche sich am Hofe Friedrich's des Zweiten aufhielten, ist noch der französische Schriftsteller François Thomas Maria de Baculard d'Arnaud zu nennen, der anfänglich die Freundschaft Voltaire's gewann, und durch Diesen mit Friedrich dem Großen bekannt wurde. Als Voltaire aber nach Berlin kam, glaubte er in d'Arnaud einen Nebenbuhler zu erblicken und suchte denselben auf alle mögliche Weise zu schaden. Wirklich brachte er es bald nach seiner Ankunft so weit, daß der König d'Arnaud den Befehl zuschickte, binnen vierundzwanzig Stunden Potsdam zu verlassen. Dieser ging von Berlin nach Dresden, wo er zum Legationsrath ernannt wurde, und kehrte dann in sein Vaterland zurück. Während der Revolution ward er eingekerkert und führte, nachdem er freigelassen, ein sehr dürftiges Leben, bis er endlich 1805, im hohen Alter von neunundachtzig Jahren, starb.

Ein anderer Mann, dessen wir noch bei dieser Gelegenheit gedenken müssen, war Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens. Er war im Jahre 1704 zu Aix in der Provence geboren, woselbst sein Vater Generalprocurator bei'm Parlament war. Dieser hatte ihn für die juristische Laufbahn bestimmt; da aber der Militairstand seiner Neigung bedeutend mehr entsprach, trat er schon in seinem fünfzehnten Jahre in ein Marinerégiment und erwarb sich das Maltheserkreuz. Sein Jugendleben war eine fortlaufende Reihe von Abenteuern, in welche er durch seinen lebhaften Charakter verwickelt wurde. Er ging mit der französischen Gesandschaft nach Constantinopel, trat bei seiner Rückkehr wieder in die Armee ein, ward aber bei der Belagerung von Philippsburg durch einen Sturz vom Pferde so bedeutend verwundet, daß er sich genöthigt sah, den Abschied zu nehmen. Sein Vater hatte ihn enterbt, und da ihm die Mittel zu seiner Subsistenz fehlten, begab er sich nach Holland, wo er sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Dort erschienen seine „lettres juives, chinoises et cabalistiques,“ die allgemeinen Beifall fanden. Friedrich II., damals noch Kronprinz, las dieses Werk und wünschte, den Verfasser kennen zu lernen; er schrieb an ihn und lud ihn ein, nach Rheinsberg zu kommen. Der Marquis aber antwortete, daß es bei einer Größe von 5 Fuß 7 Zoll gefährlich sei, Potsdam zu passiren, da er leicht, wider seinen Willen, in die blaue Jacke gesteckt werden könnte. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's erschien indessen d'Argens, als der König seine Einladung wiederholte, ohne weiteres Bedenken. Der Marquis erhielt eine jährliche Pension von 1500 Thalern und die Würde eines Königlichen Kammerherrn, außerdem die Stelle eines Directors der schönwissenschaftlichen Klasse auf der Akademie der Wissenschaften, welche ihm noch eine jährliche Revenue von 200 Thalern einbrachte.

Noch dürften die Namen eines Herrn de la Mettardie, eines französischen Feldarztes, der, aus seinem Vaterlande verbannt, am preußischen Hofe ein Asyl fand, des Secretair Darget, des Grafen Ballori, des französischen Botschafters in Berlin, und des Grafen Rudenskiöld, des schwedischen Gesandten, unter denjenigen Personen genannt werden müssen, welche den täglichen Umgang Friedrich's bildeten. Diese Männer legten sich sämmtlich den Namen von Philosophen bei, und zwar bestand die Philosophie, ihrer Ansicht nach, hauptsächlich in einer so weit als möglich getriebenen Freisinnigkeit. Damen sah man nicht in ihrem Kreise, und Friedrich nannte Sanssouci häufig nur sein Kloster, obschon allen seinen Gefährten die nothwendigsten Eigenschaften zum Mönchsthum mangelten.

Dagegen zeichnete sich der Hof zu Monbijou, welches Schloß der König seiner Mutter zu deren Aufent-



Digitized by Google

halte angewiesen hatte, besonders durch die schönen Hofdamen aus, welche man dort fand, und die Chronique scandaleuse der damaligen Zeit berichtet über manches galante Abenteuer, welches dort vorgefallen sein soll. Der König, wenn er in Berlin war, besuchte regelmäßig in jeder Woche einmal seine Mutter. Er behandelte dieselbe mit der größten Ehrerbietung; schon Außen auf der Treppe zog er seinen Hut ab, und wenn er in das Zimmer trat, setzte er sich nicht eher, als bis ihn dieselbe aufgefordert hatte. Auch hatte er den Befehl gegeben, an jedem Geburtstage der Königin Mutter eine neue Oper einzustudieren.

Die Hofhaltung der regierenden Königin war dagegen von Rheinsberg nach Berlin verlegt worden. Während seines Aufenthaltes in Rheinsberg hatte der König die Ueberzeugung gefaßt, daß sein Charakter nicht zu dem seiner Gemalin passe, und unmittelbar nach seiner Thronbesteigung sprach er seine Trennung von ihr hinlänglich dadurch aus, daß er ihr das Schloß Schönhausen zum Wohnsitz anwies, während er selbst sich in Charlottenburg aufhielt. Außerdem hatte er seinen ältesten Bruder zum Prinzen von Preußen ernannt, ein Zeichen, daß er darauf verzichtete, seine Ehe mit einem Thronerben gesegnet zu sehen. Willig fügte sich die Königin in ihr trübes Schicksal und schien eine Art von Stoiz in jene Resignation zu setzen, mit welcher sie den Befehlen ihres Gemals folgte. Ihre Hofhaltung zu Berlin war zwar glänzend, aber nichtsdestoweniger einförmig und still; ihre Spazierfahrten beschränkten sich auf die Lustschlösser Schönhausen und Charlottenburg. Ohne sich auch nur im Entferntesten um Staatsangelegenheiten zu kümmern, billigte sie Alles, was der König that, und forderte von demselben auch nicht das Geringste. Fast die Hälfte ihres jährlichen Einkommens war für die Armen bestimmt; aber mit diesem Sinne für Wohlthätigkeit hatte ihr Geist eine strenge, religiöse Richtung angenommen, welche fast in Frömmelei ausartete, und wohl den hauptsächlichsten Anlaß dazu gegeben hatte, daß ihr königlicher Gemal seinen genaueren Umgang mit ihr abgebrochen hatte. Ihre liebsten Gesellschafter bestanden in den Predigern Berlin's, welche sie häufig an ihre Tafel zog. Sie schrieb sogar selbst ein Gebetbuch, welches sie ihrem Bruder, Ferdinand von Braunschweig, widmete.

Demungeachtet ließ sich der König durchaus keine äußerliche Zurücksetzung gegen seine Gemahlin zu Schulden kommen. Alljährlich an ihrem Geburtstage erschien er auf dem Schlosse, um ihr zu gratuliren, und verweilte etwa eine halbe Stunde in ihrer Gesellschaft, und dies war auch der einzige Tag, wo er keine Stiefeln trug, denn zu dieser feierlichen Gelegenheit zog er ein Paar schwarzseidene Strümpfe an, was indessen keine besonders vortheilhafte Toilette für ihn war; denn da er die Strümpfe durch keine Bänder befestigte, schlotterten dieselben über die Füße hinab. Bei solchen Gelegenheiten betrug sich der Monarch überhaupt sehr galant, sogar gegen die anwesenden Hofdamen, besonders gegen die, welche er noch aus seiner Jugendzeit kannte.

Von den übrigen Personen der königlichen Familie müssen wir noch des Prinzen Wilhelm gedenken, welcher sich mit der Schwester der Königin, ebenfalls einer Prinzessin von Braunschweig-Bevern, vermält hatte. Um Diesen als seinen dereinstigen Nachfolger zu bezeichnen, gab ihm der König, wie schon oben erwähnt, nach seinem Regierungsantritte den Titel eines Prinzen von Preußen. Seine Residenz war in Oranienburg. Seine Gemalin war ihrer Schwester in jeder Beziehung ähnlich. Sie lebte still und eingezogen, ohne sich über den Kreis, welcher ihr angewiesen war, hinaus bewegen zu wollen. Am 25. September 1744 erfreute sie den preußischen Staat durch die Geburt eines Prinzen, der dazu berufen war, den preußischen Thron zu besteigen; derselbe erhielt in der Taufe nach seinem Großvater den Namen Friedrich Wilhelm.

Die beiden jüngeren Brüder des Königs, die Prinze Ferdinand und Heinrich, befanden sich zuerst unmittelbar in der Nähe des Königs, doch war das Verhältniß, welches zwischen demselben und dem Prinzen Heinrich stattfand, anfänglich nicht sehr erfreulich. Der Prinz Heinrich hatte nämlich den seltsamen Gedanken gefaßt, sich nicht zu verheirathen, weil er seiner Familie keine anständigen Revenüen hinterlassen zu können glaubte,

Digitized by Google

und, wie er sich selbst ausdrückte, keine Familie von Bettlern in die Welt setzen wollte. Der König dagegen, dem sein Mangel an Nachkommenschaft drückend wurde, äußerte den lebhaften Wunsch, daß seine Brüder sich verheirathen möchten, damit die königliche Familie soviel Mitglieder, als möglich, zähle. Der Prinz wurde daher von dem Könige ziemlich streng behandelt; er befand sich zu Potsdam, bei der dortigen Garnison, und Friedrich befahl, daß er diese Stadt unter keinen Umständen verlassen sollte, so daß der Prinz wirklich als eine Art von Arrestant angesehen werden konnte. Dieser verdrießlichen Lage ein Ende zu machen, entschloß sich der Prinz Heinrich endlich, den Anforderungen seines Bruders Gehör zu geben. Er verheirathete sich, im Juni des Jahres 1752, mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel. Das Beilager wurde zu Charlottenburg mit großer Pracht vollzogen, und nach geschehener Vermälung schenkte der König seinem Bruder das Lustschloß Rheinsberg, welches er selbst früher bewohnt hatte. Dort verlebte der Prinz, umgeben von einem Kreise heiterer Freunde und in der Gesellschaft seiner liebenswürdigen Gemahlin, sehr glückliche Tage. Da er aber auf seine Finanzen wenig Achtung gab und jährlich fast noch einmal so viel ausgab, als er einnahm, so hatte der König oft genug Anlaß zur Unzufriedenheit mit der neuen Lebensart seines Bruders.

Der Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder des Königs, führte dagegen ein eingezogenes, stilles Leben, da seine schwächliche Körperconstitution ihm jede Art von Extravaganz gefährlich machte. Er verheirathete sich, am 24. September 1758, mit seiner Nichte, der Prinzessin Anna Elisabeth Louise, Tochter des Markgrafen von Schwedt. Späterhin, 1762, wurde der Prinz mit der Würde eines Heermeisters des Johanniter-Ritterordens bekleidet. Er hatte bis dahin in dem Städtchen Ruppin gewohnt, dessen Schloß ihm der König zum Geschenk gemacht hatte; nach seiner Ernennung zum Heermeister zog er nach Friedrichsfelde, wo er sich während der Sommermonate aufhielt, den Winter brachte er in Berlin zu.

Man kann wohl denken, daß auf solche Weise ein ganz neues, reges Leben in die Hofhaltung Friedrich's des Großen gekommen war, welches sich besonders dann im vollsten Glanze entfaltete, wenn der Karneval die Prinze des königlichen Hauses, so wie den König selbst, in Berlin versammelte. Für diese Zeit, und der Karneval begann nach jener Eintheilung schon im December und dauerte bis Ende des Februars, hatte der König die Festlichkeiten für die Tage einer jeden Woche, und zwar folgender Gestalt, geordnet: Montag's war Maskerade oder Ball; Mittwoch öffentliches Concert oder Oper; am Freitag Assemblée bei den Ministern; dazu dreimal in der Woche große Cour, einmal beim Könige, das andere Mal bei der regierenden Königin und zum dritten Male bei der Königin Mutter. Später wurde eine Abänderung getroffen, demgemäß die Cour-Tage auf zwei vermindert, und zwei Abende der Woche für die Oper, einer für das französische Theater und einer für eine Redoute auf dem Schlosse verwendet wurden. Des Sonnabends war gewöhnlich öffentlicher Maskenball in der Stadt.

Diese Vergnügungen kehrten in ununterbrochener Reihenfolge in der genannten Zeit wieder, sie wurden aber noch durch andere vermehrt, sobald die Anwesenheit von Gästen in Berlin besondere Feierlichkeiten nöthig machten, und der König nahm an allen diesen Ergötzlichkeiten den thätigsten Antheil. Er selbst gab oft Feste in Charlottenburg und dem Karneval zu Berlin wohnte er mit der größten Regelmäßigkeit bei.

Die tägliche Lebensweise des Königs anbetreffend, so war dieselbe ebenfalls geregelt, wie die seines Vaters. Im Sommer stand er schon um vier Uhr Morgens auf und kleidete sich selbst, ohne die Hülfe eines Kammerdieners an. Den ganzen Tag trug er Stiefeln. Dann trat er zu seinem Schreibtische, auf welchem die eingegangenen Briefe lagen, las die wichtigeren selbst, während der Kabinetsrath ihm von den übrigen einen Auszug machte. Zugleich nahm er den Rapport der Officiere an, ertheilte Befehle, trank Kaffee, welchen er gewöhnlich mit etwas Senf vermischte, und war dies beendet, so blies er gewöhnlich eine halbe Stunde die Flöte. Unmittelbar darauf machte er die Kabinetsge-

schäfte ab, dictirte die Antworten auf die Eingaben an die Ministerien entweder selbst, oder bestimmte nur, was darauf erwidert werden sollte. Dann kleidete er sich um, zog die Uniform an und schrieb Briefe, oder beschäftigte sich mit Lectüre, bis es zwölf Uhr Mittags schlug und er sich zu Tische verfügte. Der König liebte besonders stark gewürzte Speisen und betrachtete das Essen durchaus nicht als eine gleichgültige Sache, im Gegentheil, er verlebte an der Tafel die glücklichste Zeit. Die Personen, welche mit ihm speisten, bestanden aus den vorerwähnten Männern, und war die Zahl der Gäste auch nur klein, so war sie jedoch in jeder Beziehung gewählt. Nach Tische blies der König wieder eine kurze Zeit die Flöte, unterzeichnete, während er Kaffee trank, die Kabinetsbefehle, machte eine kleine Promenade, zog sich aber, sobald es vier Uhr schlug, auf sein Studierzimmer zurück, wo er sich zwei Stunden hindurch mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Um sechs Uhr war auf dem königlichen Schlosse Concert, welches gewöhnlich nur eine Stunde dauerte und dann begann das Abendessen, welches häufig genug bis Mitternacht währte.

Wir kehren nun wieder, nachdem wir so im Allgemeinen eine Schilderung von der Umgebung und dem Leben des Königs entworfen haben, zu jener Zeitperiode zurück, wo Friedrich durch den Tod seines Vaters auf den preußischen Königsthron berufen wurde.

„Die unendliche Arbeit, so sagt der König selbst, in einem seiner Briefe an Voltaire, der, unter dem 2. Juni 1740, aus Charlottenburg datirt ist; „welche auf mir lastet, hat mir kaum für meinen gerechten Schmerz Zeit übrig gelassen. Ich glaubte, daß ich mich, nach dem Verluste meines Vaters, gänzlich meinem Vaterlande widmen müßte, und so viel, als mir möglich, habe ich in dieser Ueberzeugung daran gearbeitet, die möglichsten und schnellsten Vorkehrungen für das allgemeine Beste zu treffen. Vorläufig habe ich damit begonnen, die Kräfte der Armee mit 16 Bataillons Infanterie, 5 Escadrons Husaren und 1 Escadron Gardes du Corps zu verstärken. Ich habe den Grund zu einer neuen Akademie gelegt, ich habe Wolf, Maupertuis, Vaucanson und Algarotti gewonnen, und von Gravesande und Euler erwarte ich Bescheid. Ich habe ein neues Collegium für Handel und Manufacturen gegründet und nehme Maler und Bildhauer in meine Dienste; jetzt reise ich nach Preußen, um dort die Huldigung zu empfangen, doch ohne die heilige Salbung und jene überflüssigen, thörichten Ceremonien, welche die Unwissenheit eingeführt und die Gewohnheit geheiligt hat."

„Meine Lebensweise ist gegenwärtig noch etwas geregelt, denn die medicinische Facultät hat es für gut befunden, mir pflichtschuldigst zu verordnen, daß ich den Pyrmonter Brunnen trinken soll. Ich stehe um vier Uhr auf, trinke bis gegen acht, schreibe bis gegen zehn, besehe die Truppen bis gegen Mittag, schreibe dann wieder bis gegen fünf Uhr und erhole mich dann am Abend im Kreise der Gesellschaft. Sobald meine Reisen beendigt sind, wird meine Lebensart ruhiger und einförmiger werden, aber bis jetzt haben wir noch den gewöhnlichen Geschäftsgang und die alten Einrichtungen beibehalten. Dazu habe ich auch noch eine Menge von unnützen Komplimenten zu machen und Circularverordnungen zu erlassen. Was mich am Meisten kostet, ist die Anlegung von hinreichenden Magazinen für die Provinzen, damit sich in ihnen Vorrath von Getreide für anderthalb Jahre befindet, und im Nothfall das ganze Land davon leben kann."

Wie aus diesem Briefe hervorgeht, reiste der König, nachdem er sich während der ersten Zeit seiner Regierung in Charlottenburg aufgehalten und das Leichenbegängniß seines Vaters, von dem wir schon vorher gesprochen haben, abgehalten hatte, nach Preußen, um die Huldigung zu empfangen. Schon gegen Ende des Juli kehrte er wieder nach Berlin zurück, und trat am 15. August eine zweite Reise nach Westphalen an. Von dort ging er incognito nach Straßburg, und zwar unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Dufour, während sein Bruder, der Prinz Wilhelm, ihn unter dem Titel eines Grafen von Schafgotsch begleitete. Der Hauptzweck dieser Reise war der Wunsch Friedrich's, unerkannt Beobachtungen über das franzö-

Digitized by Google

sische Militair anstellen zu können, und deshalb war das Gefolge des Königs auch nur sehr klein. Sein Incognito wurde indessen durch einen Soldaten, der früher in preußischen Diensten gestanden hatte, dem Gouverneur von Straßburg, dem Marschall von Broglio, verrathen, und bald war die ganze Stadt von der Anwesenheit des Königs unterrichtet. Das Theater war überfüllt, denn ein Jeder wollte den König von Preußen sehen, und vor seiner Wohnung versammelte sich das Volk, um ihm ein Vivat zu bringen. Der Schneider, welcher einige Kleidungsstücke für den König angefertigt hatte, verbat sich, mit französischer Galanterie, jede Bezahlung dafür; und der König, dem dies Alles im hohen Grade mißfällig war, verließ daher schon am folgenden Tage die Stadt und kehrte, nachdem er Voltaire und Algarotti persönlich gesprochen, nach Berlin zurück.

Zu jener Zeit rief der Tod des Kaiser, Karl VI. von Oesterreich, eine wichtige Veränderung in der politischen Lage des damaligen Europa hervor. Er war der letzte, männliche Nachkomme Rudolph's von Habsburg gewesen, und hatte die Absicht gehabt, seine Erbstaaten sowohl, als die Kaiserkrone des deutschen Reiches, auf seine Tochter, Maria Theresia, zu vererben. Zu diesem Zwecke hatte er schon vor seinem Tode eine Urkunde aufgesetzt, welche die pragmatische Sanction genannt wird, und von den meisten Großmächten Europa's, auch von dem preußischen Staate für gültig anerkannt worden war. Bei diesem Regierungswechsel in Oesterreich trat aber Friedrich mit einer Forderung hervor, an welche Niemand mehr gedacht hatte und die man schon längst verjährt glaubte. Dies waren die Ansprüche, welche das Kurhaus Brandenburg auf die schlesischen Herzogthümer, Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf hatte. Oesterreich hatte nämlich diese Länder, welche theils durch Erbverbrüderung, theils durch Kauf an Brandenburg gefallen waren, auf eine unrechtmäßige Weise an sich gerissen, und ohne die Uebermacht des mächtigen Kaiserstaates zu fürchten, trat Friedrich jetzt kühn mit seiner Forderung hervor. Maria Theresia verlachte im übermüthigen Stolze die Worte eines Fürsten, den sie nicht als souverainen König, sondern vielmehr als ihren Vasallen betrachtete; der Krieg wurde erklärt und Friedrich rückte noch im December des Jahres 1740 in Schlesien ein.

Wir können uns hier unmöglich in die näheren Details dieses Feldzuges einlassen, in welchem die preußische Waffen so herrliche Lorbeeren erkämpften. Im Januar 1741 ergab sich Breslau dem Sieger, und nur die Festungen Glogau, Brieg und Neisse widerstanden noch, als es, nachdem der österreichische Feldmarschall von Neuperg dem Könige mit bedeutender Heeresmacht entgegen gerückt war, bei dem Dorfe Mollwitz, am 10. April 1741, zu jener denkwürdigen Schlacht kam, in welcher sich die Tapferkeit der preußischen Soldaten zum ersten Male gegen jene Krieger bewährte, welche unter der Anführung des Feldmarschall Eugen in den Kriegen gegen Frankreich so hohen Ruhm erworben hatten. Das Treffen endete mit der völligen Niederlage der Oesterreicher, und die Folgen dieses Sieges waren überaus wichtig. Der König nahm die Huldigung zu Breslau in Empfang, und wußte durch sein leutseliges Benehmen die Herzen seiner neuen Unterthanen zu gewinnen. Von Breslau aus kehrte der Monarch nach Berlin zurück, während seine Truppen die Winterquartiere bezogen.

In Berlin beging der Monarch eine große Feierlichkeit, die Vermälung seines ältesten Bruders, des Prinzen von Preußen, mit der Prinzessin Louise von Braunschweig. Diese feierliche Handlung wurde am 7. Januar des neuen Jahres 1742 vollzogen, und es war dies nach langer Zeit eins jener glänzenden Hoffeste, woran die Berliner wieder Theil nehmen konnten, und welches mit allem Glanze, der dem königlichen Hofe angemessen war, gefeiert wurde.

Indessen hatten die vereinigten Operationen Frankreich's und Preußen's den König von Hannover, Georg II., den Bundesgenossen Marie Theresien's, zum Rücktritt von dem Bündnisse mit Oesterreich gezwungen. Maria Theresia empfand die Folgen dieses Schrittes in kurzer Zeit, denn die vereinigten Baiern und Franzosen machten in ihren Erblanden bedeutende Fortschritte; sie er-

Digitized by Google

oberten sogar Prag; und alle diese Unglücksfälle veranlaßten Maria Thereſia in neue Unterhandlungen mit Preußen zu treten. Sie ſchien geneigt, in die Forderungen Friedrich's zu willigen; als ſich aber das Glück wieder für ſie zu erklären begann, zeigte ſie wenig Luſt, ihr Verſprechen zu erfüllen, und der kaum unterbrochene Kampf begann aufs Neue. Erſt, nachdem der Kurfürſt von Baiern, aller Einſprüche Oeſterreichs ungeachtet, zum deutſchen Kaiſer erwählt worden war, nachdem Friedrich den glänzenden Sieg bei Czaslau und Chotuſitz (am 17. Mai 1742) erfochten hatte und die Ausſichten Oeſterreich's ſich mit jedem Tage trüber geſtalteten, wurden zu Breslau die Friedensunterhandlungen eröffnet, denen am 28. Juli der Friede zu Berlin folgte. Dieſem Vertrage gemäß erhielt Friedrich Nieder-, und Oberſchleſien, nebſt der Grafſchaft Glatz, als ſouveraines Herzogthum und die Lehnshoheit über Gottbus, Peitz, Zoſſen und mehrere andere Orte; nur ein Theil von Jägerndorf und die Fürſtenthümer Teſchen und Bielitz verblieben bei Oeſterreich. Hierfür übernahm Friedrich eine Schuld von 1,700,000 Thalern, welche auf Schleſien laſtete, und verſprach, ſämmtliche Unterthanen bei ihrem beſtehenden Freiheiten zu laſſen.

Nach Abſchluß dieſes Friedens verweilte der König noch einige Zeit in Schleſien, um die Angelegenheiten dieſes Landes zu ordnen, und reiſte dann nach Aachen, um durch den Gebrauch der dortigen Bäder ſeine angegriffene Geſundheit wieder herzuſtellen. Erſt im September kehrte er nach Berlin zurück, und bis zum Ausbruch des zweiten ſchleſiſchen Krieges, 1744, ſah man am Hofe zu Berlin die glänzendſten Feſte, unter denen ſich beſonders die Feierlichkeiten bei Gelegenheit der Vermälung der Prinzeſſin Ulrike, der Schweſter des Königs, mit dem Kronprinzen von Schweden, Adolph Friedrich, auszeichneten. Die Vermälung fand am 7. Juni 1744 mit großer Pracht ſtatt. Der Kronprinz von Schweden befand ſich nicht perſönlich in Berlin, und der Graf von Teſſin war von Stockholm als Ambaſſadeur gekommen, um die Werbung zu thun, und zugleich den Prinzen von Preußen zu bitten, bei der Vermälungsceremonie die Stelle des Kronprinzen zu vertreten. Am Morgen dieſes Tages ſchickte der ſchwediſche Geſandte vier ſchwediſche Kavaliere an die Prinzeſſin Ulrike und eben ſo viele an den Prinzen von Preußen, um dieſelben zu bedienen; der ganze Hof verſammelte ſich gegen 6 Uhr Nachmittag's im Paradezimmer des Schloſſes zu Berlin, um der feierlichen Handlung beizuwohnen. Der König trug ein blaßblaues Kleid, durchweg mit Silber geſtickt. Vor einem Altar, über welchem ein prachtvoller Thronhimmel errichtet war, empfing die Prinzeſſin an der Seite ihres Bruders, die eheliche Einſegnung, und eine dreifache Salve der Kanonen auf dem Walle verkündete den Einwohnern der Reſidenz den Augenblick der feierlichen Handlung. Das Geſchirr, von welchem nachher ſoupirt wurde, war von maſſivem Golde; nach dem Abendeſſen war Ball, welcher mit dem Fackeltanz eröffnet wurde. Am nächſten Tage, einem Mittwoch, war Schauſpiel und Souper bei Hofe; am Donnerstag hatte die Königin in Schönhauſen ein Feſtin veranſtaltet, am Freitag war Oper und am Sonnabend Ball und Soupee bei der Königin Mutter in Monbijou. Der Sonntag, an welchem die geſammte königliche Familie die Kirche beſuchte, ging ſtill und geräuſchlos vorüber; am Montag dagegen begab ſich der ganze Hof nach Charlottenburg, wo eine kleine Oper mit Ballet aufgeführt wurde. Nach dem Souper wurde ein großes Feuerwerk auf der Spree abgebrannt und nachher war Ball, der bis ſpät in die Nacht hinein währte. Auf ſolche Weiſe dauerten die Feſtlichkeiten bis zur Abreiſe der Prinzeſſin fort.

Dieſe Feierlichkeiten gingen faſt unmittelbar dem Ausbruche des zweiten ſchleſiſchen Krieges vorher, denn der König hatte bald bemerkt, daß Maria Thereſia, die ſich nur mit großem Widerwillen zu dem Abſchluß des berliner Friedens hatte bereit finden laſſen, bei dem glücklichen Fortgange ihrer Angelegenheiten und der Vermehrung ihrer Bundesgenoſſen, bald ihre geſammte Macht gegen ihn richten würde. Das zwiſchen Preußen und Frankreich obwaltende geſpannte Verhältniß ſchien die Pläne des Hauſes Oeſterreich zu begünſtigen. Aber kaum ließen die Operationen Maria Thereſien's die Abſicht wahrnehmen, daß ſie ihr Augenmerk auch auf die

Digitized by Google

Eroberung des Elsaß und Lothringens gerichtet hatte, so näherten sich die Kabinette von Versailles und Berlin wieder freundschaftlich. Friedrich schloß mit Karl VII. die Frankfurter Union, deren Hauptzweck dahin ging, dem Kaiser ganz Böhmen zu erobern, wofür Preußen mit drei an Schlesien grenzenden, böhmischen Kreisen belehnt werden sollte. Der Kurfürst von der Pfalz, der König von Schweden und Frankreich traten dieser Union bei, und am 25. August 1745 drang die preußische Armee in drei Kolonnen in Böhmen ein. Der unglückliche Ausgang dieses Feldzuges, dessen Aussichten sich anfänglich so günstig für Preußen gestalteten, ist bekannt genug. Bereits am 16. September kapitulirte Prag und der König drang weiter in Böhmen vor, aber durch Mangel an hinreichendem Proviant und bedeutende Verluste, sah er sich genöthigt, Böhmen zu räumen und über die Elbe zurückzugehen. Während die Truppen die Winterquartiere bezogen, begab sich Friedrich nach Berlin, und um seinen Geldbedürfnissen abzuhelfen, ward ein großer Theil des königlichen Silbergeräthes in die Münze geschickt.

Indessen hatte sich durch den Tod Kaiser Karl VII. die politische Lage Europa's bedeutend geändert. Die Niederlage der Baiern bei Pfaffenhofen, so wie die friedlichen Gesinnungen des Kurfürsten Maximilian Joseph, des Sohnes Karl's VII., hatten den Frieden zu Füßen (den 22. April 1745) herbeigeführt, und zugleich hatten Oesterreich und Sachsen einen geheimen Vertrag zu Leipzig abgeschlossen, dem zufolge diese beiden Mächte sich gegenseitig versprachen, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis Friedrich geodemüthigt worden sei. Der denkwürdige Tag bei Hohenfriedberg, am 4. Juni 1745, verrichtete indessen die Anschläge, welche Preußen's Feinde zu dessen Unterdrückung ersonnen hatten; aber dennoch wollte Maria Theresia, deren Gemahl, Franz von Toscana, nunmehr wirklich zum deutschen Kaiser erwählt worden war, nichts von Friedensbedingungen hören: „Lieber will ich das Hemde von meinem Leibe fortgeben, als Schlesien gutwillig abtreten;" soll die Kaiserin gesagt haben; aber die Schlacht bei Sorr und Trautenau, am 30. September 1745, entschied sich wieder zum Vortheil des Königs. Friedrich glaubte, das Ende des Krieges nahe: „„j'ai battu les Autrichiens, j'ai fait des prisonniers, chantez le tedeum,"" schrieb der König an den Kommandanten von Breslau, und begab sich nach Berlin, um dort die Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Am 8. November kam er in der Residenz an. Das Regiment seiner Gardes du Corps begleitete ihn. Es war ein festlicher Tag für Berlin, als diese Braven ihren Einzug hielten, die zahlreichen Fahnen in der Hand haltend, welche bei Hohenfriedberg und bei Trautenau erbeutet waren, während die eroberten Kanonen durch die Straßen rasselten. In der Garnisonkirche, wo jene Siegestrophäen aufgestellt wurden, war feierlicher Gottesdienst und am Abend großes Souper bei der Königin Mutter.

Während der König von den Anstrengungen und Fatiguen des Krieges im Kreise seiner Freunde ausruhen zu können glaubte, riefen ihn die Pläne seiner Feinde bald genug wieder wach. Sie hatten beschlossen, seinen Untergang mitten im Winter durch einen kühnen, gewaltigen Schlag zu bewirken. Es war den Oesterreichern nicht möglich gewesen, in Schlesien mit Erfolg einzudringen, und so hatten sie den Plan entworfen, durch Sachsen in Brandenburg einzurücken. Die Hauptarmee, unter dem Befehl des Prinzen Karl, sollte durch die Lausitz gerades Weges auf Berlin losgehen. Der General Grün erhielt den Befehl, mit 10,000 Mann von der österreichischen Rheinarmee nach Leipzig zu marschiren, sich dort mit den sächsischen Truppen zu vereinigen und dann ebenfalls auf Berlin vorzudringen. Friedrich sah das Gefährliche dieses Planes ein, der ihm leicht den Untergang bereiten konnte, und beschloß seinen Feinden zuvor zu kommen. Seine Armee erhielt den Befehl zum Aufbruch; der Fürst von Dessau bekam den Auftrag, auf Leipzig zu marschiren, um die Vereinigung des General Grün mit den sächsischen Truppen zu hindern, während Friedrich selbst sich an die Spitze derjenigen Truppen stellte, mit denen er den Prinzen Karl anzugreifen Willens war. In Berlin hatte sich indessen, als man die Nachricht von den Absichten der Feinde erhielt, die größte Bestürzung ver-

Digitized by Google

breitet. Der König hatte, für den Fall eines unglücklichen Ausgangs seiner Waffen, befohlen, daß 500 Wagen bereit stehen sollten, um den königlichen Hof, die Archive und die höheren Beamten nach Stettin zu schaffen, und diese Maßregel war nur dazu geeignet, die Bestürzung der guten Berliner zu vermehren. Um sich indessen vor eine Ueberrumpelung zu schützen, da man einem regelmäßigen Angriffe unmöglich Widerstand leisten konnte, begann sich die Bürgerschaft zu organisiren. Die Besatzung der Stadt bestand aus 4 Bataillonen, wozu noch 2000 Mann Rekruten kamen, die schon zur Hälfte ausexercirt waren, und welche ebenfalls in 2 Bataillone formirt wurden. Außerdem befand sich noch ein Bataillon Landmiliz in der Stadt, so wie 3 Escadrons Kavallerie und einige Kanoniere. Der General Haack, der Kommandant von Berlin, forderte indessen die Bürger auf, sich ebenfalls zu bewaffnen, und diese bewiesen hiebei solchen Eifer, daß sie bald 16,000 Mann waffenfähiger Bürgergarden zählten, die in verschiedene Kompagnieen eingetheilt und täglich exercirt wurden. Für den Fall eines Angriffs wurden die nöthigen Instruktionen ertheilt und zugleich die nöthigen Allarmplätze bestimmt, während man die ziemlich verfallenen Festungswerke der Stadt wieder in Stand zu setzen bemüht war; vor jedem Thore wurde eine Schanze aufgeworfen, die mit Kanonen besetzt wurde. Innerhalb der Stadt, dicht an der Mauer, wurden hölzerne Gerüste erbaut, damit die Bürger, auf denselben stehend, über die Mauer schießen konnten. Zugleich ward an der Außenseite der Pallisaden ein langer Graben aufgeworfen und durch die herausgeworfene Erde eine Art Brustwehr gebildet, die ebenfalls mit Kanonen besetzt wurde. Diese Arbeiten waren in 14 Tagen vollendet, und trugen nicht wenig dazu bei, die Berliner zu beruhigen, welche nichtsdestoweniger in banger Besorgniß lebten, da sie ebenfalls von dem königlichen Heere keine Nachricht hatten. Dagegen verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß der General Grün mit seinem Armeecorps schon im vollen Anmarsch auf Berlin sei. Der Schrecken und die Angst der Berliner war unbeschreiblich; die in den Vorstädten wohnenden Personen flüchteten eiligst in die Mitte der Stadt, die Reichen und Vornehmen packten ihre besten Habseeligkeiten zusammen und ergriffen die Flucht, zu der es aber bald an Pferden mangelte. Die Straßen waren mit Reisewagen aller Art bedeckt; kurz die Verwirrung war unbeschreiblich, als unvermuthet die officielle Nachricht ankam, die feindliche Avantgarde sei bei Hennersdorf vom General Ziethen geschlagen, der Prinz Karl ziehe sich nach Böhmen zurück und der Fürst von Anhalt-Dessau habe Leipzig genommen.

„Wir waren einige Tage ohne bedeutende Nachrichten geblieben," so erzählt uns der Herr von Bielfeld in seinen Briefen; „und ich war zum Abendessen zu einer mir bekannten Dame gegangen, die auf der Neustadt wohnte, und ging früh wieder nach Hause. Auf dem Rückwege nach dem Schlosse passirte ich die Linden. Mein Wagen war schon bis zur Hälfte der Allee, als ich von ferne den Schein von etwa 50 Fackeln bemerkte, die über die Kavalierbrücke und mir entgegen zu kommen schienen. Ich glaubte, es wäre ein Leichenzug; aber die Fackeln liefen mit Blitzesschnelle und flackerten wie Irrlichter. Ich befahl dem Kutscher, noch einmal so rasch zu fahren, und sobald ich mich ihnen näherte, hörte ich den Ton einer Menge von Posthörnern, bald darauf sah ich, daß der Zug vor dem Palais des Markgrafen Heinrich Halt machte; ich stieg aus und ging hinein, um mich nach dem Grunde einer so seltsamen Erscheinung zu erkundigen. Ich fand den ganzen Pallast in Aufruhr und erfuhr, daß der König den Marquis von Descouville, einen Kammerherrn der Königin, der den Feldzug als Volontair mitgemacht hatte, als Courier nach Berlin gesandt hatte, um die Nachricht eines Sieges zu überbringen, den die Truppen des Prinzen von Anhalt-Dessau über die sächsische Armee bei Kesselsdorf erfochten hatten. Der Marquis hatte nicht vor acht Uhr Abends die Stadt erreichen können, und da es schon dunkel war, so schickte er hinein, um vierzig Postillione und eben so viele Wachsfackeln zu fordern. Das General-Postbüreau schickte ihm augenblicklich, was er verlangte, und nachdem Alles angelangt war, setzte er sich zu Pferde und hielt seinen Einzug in die Stadt, gefolgt von den Postillionen, welche ihre

Digitized by Google

Wachsfackeln in den Händen trugen. Inzwischen hatte sich das Gerücht von seiner Ankunft schon in der Stadt verbreitet, und die Bewohner der Gassen, welche er passiren mußte, um sich zum Schlosse zu begeben, hatten Freudenfeuer vor ihre Thüren und Lichte an ihre Fenster gesetzt, was zusammen eine glänzende Illumination abgab. Nachdem er seine Kommission den beiden Königinnen, den Prinzen und Prinzessinnen mitgetheilt hatte, glaubte er, daß es seine Pflicht erforderte, diese große Nachricht mit seinem ganzen Gefolge dem Markgrafen Heinrich und seiner Gemalin mittheilen zu müssen, und hier war es, wo ich ihn traf und aus seinem Munde die Details dieses Ereignisses vernahm. Ich lief sogleich nach dem Schlosse, um den beiden Majestäten, den Prinzen und Prinzessinnen meinen Glückwunsch zu machen, und ich fand noch den ganzen Hof in den Ausbrüchen der ersten Freude versammelt."

„Am folgenden Tage brachte uns ein Courier die Bestätigung dieser Nachricht, mit dem umständlichen Detail der Schlacht und die Liste der Todten und Gefangenen. Am folgenden Tage erfuhren wir die Einnahme von Dresden, welches der König von Polen verlassen hatte, um sich nach Prag zu begeben. Kurze Zeit nachher erfuhren wir, daß der König selbst nach Dresden gegangen wäre, um sich dort zu erholen, daß er dort das Te Deum und Opern aufführen ließe. Endlich erhielt der Graf von Podewils den Befehl, dorthin zu kommen, und wir vermutheten leicht, daß es sich um den Frieden handelte. In der That waren unsre Hoffnungen gegründet, und dieser Friede, der so ersehnt und nöthig war, wurde in der Hauptstadt Sachsens geschlossen."

„Sobald man in Berlin erfahren hatte, auf welchen Tag der König seine Rückkehr festgesetzt hatte, begann man die Anstalten zu seinem Empfange. Sämmtliche Einwohner richteten sich darauf ein, ihre Häuser zu illuminiren, und viele eifrige Bürger machten Anstalt, ihrem Herrn entgegenzugehn, der in seine Hauptstadt mit unvergänglichen Lorbeern geschmückt zurückkehrte. Bei dem Anbruch des festlichen Tages hörte man, vom frühen Morgen an, das Geläut sämmtlicher Glocken. Gegen Mittag versammelten sich die Bürgers Compagnien vor den Häusern ihrer Hauptleute und marschirten darauf an die ihnen angewiesenen Posten, wo sie sich in doppelte Reihen aufstellten, vom Stadtthore an bis zum Portal des Schlosses. Sämmtliche Bürger hatten ihre schönsten Kleider angezogen. Ihre Hüte und ihre Waffen waren gleichförmig, ihre Offiziere waren blau gekleidet, sie marschirten unter dem Schall der Trommeln und mit fliegenden Fahnen. Ganz nahe am Schlosse befand sich eine Frei-Compagnie von jungen Kaufleuten, die den Buchhändler Fromeri zu ihrem Anführer gewählt hatten. Ihre Fahne war weiß. Man sah auf derselben ein brennendes Herz mit der Inschrift: Sie ardet pro rege. Diese Reihen der Bürgermiliz gewährten einen sehr schönen Anblick. Der Prinz Heinrich hatte schon am frühen Morgen die Stadt verlassen, um den König an dem Orte zu treffen, wo er zu Mittag essen wollte. Er fand ihn vollkommen wohl und in der besten Laune von der Welt. Das Mittagessen war nicht lang, der König warf sich gegen drei Uhr in den Wagen und fuhr langsam zur Stadt. Inzwischen begaben sich die Damen und die vornehmsten Bürger in Masse in die Häuser, welche der König passiren mußte, und das Volk lief in den Straßen zusammen. Sämmtliche Fenster waren, vom Giebel bis zum Keller, von Leuten angefüllt, man hatte die Dachziegel abgenommen und die Dächer mit Zuschauern angefüllt; in den Straßen konnte man ersticken."

„Sobald der König zwei Meilen weit von Berlin angekommen war, fand er schon eine Anzahl von treuen Unterthanen, die die Zeit nicht hatten erwarten können, um ihn möglichst bald zu sehn. Etwas weiterhin waren sämmtliche Corps aufgestellt, welche zu Pferde gekommen waren, um ihn nach dem Schlosse zu geleiten, und deren Eifer der König mit den wahrsten und rührendsten Zeichen seiner Zufriedenheit und Güte aufnahm. Der König befand sich in einem offenen Phaeton mit seinen beiden Brüdern, dem Prinzen von Preußen und dem Prinzen Heinrich. Die ungeheure Menschenmenge, die ihn umgab, nöthigte ihn, Schritt vor

Schritt zu fahren, und dies machte den Triumphzug noch schöner und pomphafter. Die Ordnung des Zuges war folgende: Zuerst sah man den Postmeister des Hofes erscheinen, dem einige hundert Postillione folgten, sämmtlich in Blau gekleidet, ihre Posthörner in der Hand, auf welchen sie unablässig bliesen, und die an orangefarbenen Bändern hingen. Nach ihnen kamen die Schlächter der Stadt und Umgegend zu Pferde. Sie hatten eine Escadron gebildet, sich in Braun und mit Hüten gekleidet, die goldne Borten und blaue Cocarden hatten, ihre Pferde waren prächtig aufgezäumt und sie waren sehr gut beritten. Ihnen folgten, den Großmeister der Forsten an der Spitze, sämmtliche Jagdbediente und Jäger aus der Umgegend von Berlin. Ihre Anzüge waren grün. Nach ihnen kam ein Detachement des Regiments der königlichen Jäger und eine zahlreiche Escadron von Freiwilligen, die aus den vornehmsten Bürgern Berlin's zusammengesetzt war, alle in die blaue Uniform des Königs gekleidet und auf trefflichen Pferden. Sie umgaben zunächst den Wagen des Königs. Mehrere Pagen desselben und der Prinzen folgten zu Pferde, und eine Abtheilung der Gardes du Corps beendigte den Zug, nicht gerechnet eine lange Reihe von Wagen, deren Eigenthümer dem Könige entgegengefahren waren und ihm folgten. Während er die Bürger passirte, die sich in Reihen aufgestellt hatten, präsentirten diese das Gewehr, die Officiere salutirten, die Fahnen neigten sich, die Trommelschläger schlugen ihren Marsch, das Volk rief: „Es lebe der König, es lebe Friedrich der Große!" Die Frauen und jungen Mädchen kamen, um Blumen auf seinen Weg zu streuen; von den Dächern der Häuser und von den Fenstern sah man in jedem Augenblicke Lorbeerkränze fliegen, welche die Bürger der Stadt und die Damen auf den Wagen des Königs warfen. Ich habe nie wieder ein schöneres, noch ein rührenderes Schauspiel gesehn. Der Glanz des Hofes, die pomphaften Ceremonien, welche auf Befehl der Souverains angestellt werden, machen oft einen Eindruck, der durch seinen Glanz blendet; aber hier hatte man nichts befohlen. Es war die Bewunderung, der Eifer und die Liebe der Unterthanen, welche Alles angeordnet, Alles vorbereitet hatte. Der freie Wille selbst handelte hier in einer Weise, die der menschlichen Natur Ehre macht. Die Haltung des Königs bei einer so feierlichen Gelegenheit, so geeignet, um große Bewegungen im Herzen eines Monarchen hervorzurufen, trug dazu bei, mich zu rühren. Die Zufriedenheit, die Güte, das Gefühl seiner Größe und die Liebe zu seinem Volke sprachen aus seinem Antlitz. Er grüßte rechts und links, er sagte zu dem Gedränge, welches ihn umstand: „Meine Kinder! Erdrückt Euch nicht! Nehmt Euch in Acht, daß Euch die Pferde nicht verletzen, daß Euch kein Leid geschieht!" Er lächelte die Einen an, den Andern schenkte er einige gnädige Worte; genug, er vollendete die allgemeine Freude."

„Sobald der König aus dem Wagen gestiegen war, umarmte er seinen Bruder zärtlich, grüßte uns Alle sehr gnädig, und wir hatten die Genugthuung, ihn bis in sein Zimmer zu begleiten. In diesem Augenblick gaben die Bürger-Compagnien eine dreifache Lösung aus ihren Gewehren und defilirten darauf, unter dem Lärm der Trommeln und mit fliegenden Fahnen, unter den Fenstern des Königs vorbei. Kaum hatte sich Dieser aber einen Augenblick zur Ruhe gesetzt, als man ihm anzeigte, daß sein ehemaliger Lehrer, Duhan de Jordan, im Sterben läge."

„Gegen sechs Uhr Abends war die ganze Stadt erleuchtet. Der König setzte sich in Begleitung des Prinzen von Preußen und des Prinzen Heinrich in seinen Wagen. Der Prinz Ferdinand folgte ihm auf den Fuß. Indem der König das Schloß verließ, befahl er den Pagen, ihn zu Duhan zu fahren. Dieser wohnte auf dem Werder in einer Art von Sackgasse, doch diese war so stark mit Lampen erleuchtet, daß man die Kammerfenster bei dem Kranken hatte öffnen müssen, um zu verhindern, daß er vor Dampf erstickte. Es war ein rührender Anblick, einen Sterbenden inmitten einer so glänzenden Illumination zu sehn, umgeben von den Prinzen und einem siegreichen Könige, der unter dem freudigen Zuruf seines Volkes den Sterbenden tröstete, seine Leiden mitfühlte und sich der Nichtigkeit der menschlichen Größe erinnerte. Nachdem der

Digitized by Google

König von dem armen Duhan den zärtlichsten Abschied genommen hatte, der in der That am andern Morgen seinen Geist aufgab, warf er sich in seine Karosse und machte die Tour durch die Stadt. Hier sah man nun eine Menge von ergötzlichen Emblemen und sehr sinnreichen Inschriften, in welchen man mit der kraftvollen Kürze des Alterthums die Anmuth der neuern Zeit verbunden hatte; aber auch eine Menge von Witzen, bald gut bald schlecht, wie es denn nicht anders sein kann, wenn aus der Masse jeder Einzelne seine Stimme erhebt. So hatte ein Bürger den General Grün mit mehreren österreichischen Husaren abbilden lassen, die Stadt Berlin im Hintergrunde, und darunter die Devise: „Der General Grün — will so nach Berlin!“ — Ein Anderer hatte auf einem großen Bilde mehre Karossen, mit 6, 4 und 2 Pferden bespannt, Kaleschen, Karren u. s. w. abbilden lassen, die in aller Hast aus Berlin entflohen, in der Mitte derselben einen großen Hasen, der mit ihnen flieht und darunter die Worte: „Zur Gesellschaft.“

„Der König kehrte gegen zehn Uhr mit dem Hofe in das Schloß zurück. Die ganze Nacht verging in Festlichkeiten, die die Bürger auf ihre eigene Hand gaben und man hörte mit den Freudenschüssen nicht vor dem hellen Tage auf. Drei Tage nachher gab der König zur Feier des Friedens ein schönes Fest im Opernhause, einen großen Maskenball, zu dem Jedermann Zutritt hatte. Der Hof und der Adel wurden dort an sechs großen Tafeln bewirthet, und die Bürger fanden auf der Bühne selbst und hinter den Koulissen Pyramiden und Büffets, die mit Pasteten, kalter Küche, Backwerk, Konfituren, Weinen und Liqueuren besetzt waren. Dies ganze schöne Gebäude war von Innen mit weißen Wachskerzen und von Außen mit Oellampen erleuchtet. Der großen Façade gegenüber sah man ein Gebäude, welches den Tempel des Janus darstellte, dessen Pforten ein bewaffneter Römer schließt, und hinter diesem Tempel brannte man ein großes Feuerwerk ab.“ —

Der Friede zu Dresden war unter der Garantie Großbritanniens, der Generalstaaten und des deutschen Reiches zu Stande gekommen. Friedrich II. hatte Franz von Toscana als Kaiser anerkannt, blieb dafür im ruhigen Besitze Schlesien's und wurde von Sachsen für die aufgewendeten Kriegskosten durch eine Million Thaler und die Abtretung der Stadt Fürstenberg, mit dem dazu gehörigen Gebiete, so wie die des Dorfes Schildo mit seinen Oderzöllen, entschädigt.

Friedrich II. war bei dem Schlusse des zweiten schlesischen Krieges drei und dreißig Jahre alt. Die ersten fünf Jahre seiner Regierung hatten hingereicht, ihn auf den Gipfel des menschlichen Glückes zu erheben; er hatte schon damals dargethan, daß er der größte Mann seines Jahrhunderts sei; und nicht allein der bloße Waffenruhm und die Anerkennung, die ihm von allen Seiten gezollt wurde, war es, die sein Herz mit hoher Freude erfüllen mußte, sondern auch das Bewußtsein, für das Wohl seines Staates und seiner Unterthanen nach allen Kräften gesorgt zu haben. Zufrieden mit denjenigen Erfolgen, die er durch sein Genie erlangt, nahm er an dem ferneren Kampfe um die österreichische Erbfolge, welcher erst 1748 durch den Basler Frieden beendet wurde, weiter keinen Antheil sondern widmete sich nun einer friedlichen Thätigkeit, um den Wohlstand seines Landes fernerhin zu fördern und zu mehren. Die zehn Jahre, welche vom Abschlusse des Dresdner Friedens, bis zum siebenjährigen Kriege verflossen, waren die glücklichste Zeitperiode für das Land. Das Volk war seinem Könige mit enthusiastischer Liebe zugethan, und die Armee betete ihren Führer an; alle auswärtige Monarchen sahen mit Ehrfurcht und Verwunderung auf den jungen Fürsten, der in so kurzer Zeit so Unglaubliches geleistet hatte.

Während sich Friedrich so mit der inneren Organisation seines Landes beschäftigte, hatten aber Oesterreich und Sachsen ihr Defensivbündniß gegen Friedrich noch immer nicht aufgehoben, sondern dasselbe vielmehr erneuert. Zugleich gelang es dem österreichischen Gesandten auch Frankreich in das Interesse des deutschen Kaiserstaates zu ziehen, und dem Bunde dieser drei Mächte trat noch Rußland hinzu, dessen Kaiserin, Elisabeth, eine persönliche Feindin Friedrich's des Großen

war. Friedrich, theils durch seine eigenen Neigungen, theils durch die Grundsätze seiner Gesellschafter, war ein vollständiger Verächter des weiblichen Geschlechts geworden, und gefiel sich besonders in argen Spöttereien über die Liebesabenteuer dieser Kaiserin. Er verfertigte sogar mehrere Spottgedichte, die der Kaiserin in die Hände geriethen, und nicht besser erging es dem Versailler Hofe, wo die Marquise von Pompadour, die Geliebte Ludwig's XV., ihm hinreichenden Stoff für seine Satyre darbot. Diese beiden Damen verschworen sich mit Maria Theresia, Alles aufzubieten, um ihren verhaßten Feind zu stürzen.

Glücklicherweise erhielt Friedrich von den geheimen Tractaten, welche zwischen Rußland, Oesterreich Frankreich und Sachsen abgeschlossen worden waren, durch einen Kanzelisten des sächsischen Archivs, genaue Kunde, und konnte somit seine Gegenanstalten treffen, und als sich die Aussichten am politischen Horizonte mit jedem Tage drohender gestalteten, als auch Schweden und das deutsche Reich dem Bündnisse gegen ihn beitraten, als Friedrich, auf seine oft wiederholten Anfragen, was die mächtigen Rüstungen Oesterreich's zu bedeuten hätten, stets unbefriedigende Antworten erhielt, beschloß er, nachdem er sich zuvor der Hülfe Englands versichert hatte, selbst die Offensive zu ergreifen. Somit eröffnete der König, im August des Jahres 1756, jenen Riesenkampf, welcher sieben Jahre hindurch wüthete, und in welchem einzig und allein das Genie Friedrich's den Sieg über die Uebermacht seiner Gegner davon trug.

Ohne vorher gegangene Kriegserklärung rückte der König, mit einem in drei Haufen getheilten Heere von 60,000 Mann, in Sachsen ein, schloß die sächsische, aus 17,000 Mann bestehende, Armee bei Pirna ein, besetzte Dresden, öffnete das geheime Archiv und ließ die daselbst vorgefundenen Dokumente bekannt machen, um seinen Schritt vor den Augen der übrigen Völker Europa's zu rechtfertigen. Das Glück begünstigte sein Unternehmen. Ein Heer von 70,000 Mann, unter der Führung des Feldmarschalls Brown, abgeschickt, um die bei Pirna eingeschlossenen Sachsen zu befreien wurde bei Lowositz, nach einem sechsstündigen Kampfe, geschlagen, und die Folge davon war, daß sich die eingeschlossenen Sachsen sämmtlich zu Kriegsgefangenen ergeben mußten, während der König in Sachsen wie in einem eroberten Lande schaltete. Der Tag von Lowositz endete den Feldzug des Jahres 1756, und die preußischen Truppen begogen in der Lausitz und in Sachsen ihre Winterquartiere, um im nächsten Jahre die Blutarbeit wieder zu beginnen.

So brach das Jahr 1757 herein, Frankreich schickte ein Hülfsheer von 100,000 Mann über den Rhein, Rußland sendete 120,000 Mann seiner wilden Krieger gegen die preußischen Provinzen, Sachsen brachte 20,000 Mann auf, Schweden ebensoviel, Oestreich aber stellte ein Heer von 180,000 Mann in's Feld, so daß, mit Einschluß der Reichsarmee, welche aus 60,000 Mann bestand, eine halbe Million Krieger gegen Preußen anrückte, während Friedrich in Allem ihnen nur 210,000 Mann entgegen setzen konnte. Dennoch war er es wieder, welcher im folgenden Jahre den Krieg eröffnete. In vier Heerhaufen getheilt rückte seine Armee in Böhmen ein, diese Kolonnen vereinigten sich am 6. Mai bei Prag, wo noch am selbigen Tage die Tapferkeit der preußischen Truppen jenen denkwürdigen Sieg über die österreichische Armee erfocht, welchem die Einschließung Prag's folgte, zu dessen Entsatz der Feldmarschall Daun mit 60,000 Mann herbei eilte. Der König rückte dem Marschall entgegen, aber auf den Hügeln von Kollin wendete das Glück den sieggewohnten Preußen den Rücken. 17,000 Mann von des Königs besten Truppen bedeckten das Schlachtfeld, und der König führte die Trümmer seiner geschlagenen Armee nach Nimburg, wo ihn seine Generale, auf einer Brunnenröhre sitzend, in tiefer Betäubung fanden, während er mit seinem Stocke Figuren in den Sand zeichnete. Die Thränen traten dem heldenmüthigen Könige in die Augen, als er die Trümmer des Garde-Regimentes gewahrte, welches an jenem blutigen Tage bis auf 250 Mann zusammengeschmolzen war; „Kinder," sagte er, sie ermunternd, „ihr habt einen schlimmen Tag gehabt; aber habt nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen."

Es schien, als hätten die Russen nur auf diesen

Digitized by Google

Sieg Daun's gewartet, durch den Friedrich zu gleicher Zeit zum Aufheben der Belagerung von Prag gezwungen wurde, um ihre Operationen in Preußen zu beginnen; sie fielen in Ostpreußen ein, und als sich ihnen der General Lewald mit 14,000 Mann bei Jägerndorf entgegenstellte, wurde derselbe völlig geschlagen. Glücklicher Weise benutzten die Russen diesen Sieg nicht, sondern zogen sich, nachdem sie das Land ringsumher verwüstet, wieder zurück.

Ebenso konnten die Schweden, welche zu derselben Zeit in Pommern eingefallen waren, sich keiner besondern Vortheile rühmen, und als Lewald sich mit seiner Armee gegen sie wandte, flohen sie, ihre Eroberungen zurücklassend, so schleunig als möglich nach der Küste zurück. Bedenklicher sah es dagegen in Westphalen aus, wo 100,000 Franzosen das Land verwüsteten. Der Prinz von Soubise führte dieselben, vereinigte sich sich darauf mit der Reichsarmee und brach dann gegen Sachsen auf. Ohne Bedenken eilte ihm Friedrich II. entgegen, und ungeachtet seiner dreimal schwächeren Armee, schlug er die Feinde in der denkwürdigen Schlacht bei Roßbach, am 5. November 1756.

Während Friedrich auf solche Weise die glänzendsten Siege über seine Feinde erfocht, rief ihn unvermuthet die kühne That eines kaiserlichen Armeekorps an die Grenzen von Braudenburg zurück. Der österreichische General Haddick wagte es nämlich, bei der Vereinzelung der preußischen Truppen, sich mit einem Haufen irregulairer Truppen, etwa 7000 Mann stark, bis nach Berlin durchzuschleichen, und am 16. October erschien er vor den Thoren Berlin's, unbedingte Uebergabe und 600,000 Thaler Brandschatzungsgelder fordernd.

Die Garnison Berlin's bestand aus 2 Bataillonen des Langenschen Garnisonregiments, aus dem Landregimente von Lüderitz und den Mannschaften verschiedener Feldregimenter, die als Rekruten von Berlin zur Armee geschickt werden sollten. Der Kommandant Berlin's war ein Herr von Rochow, welcher indessen nicht der Mann war, in so kritischen Zeiten mit Entschlossenheit gegen die Feinde aufzutreten. Er hatte zwar durch Ueberläufer und Bauern die Nachricht bekommen, daß sich ein österreichisches Korps gegen Berlin heranbewege; aber nichtsdestoweniger waren keine Vorkehrungen zu dessen Empfange getroffen. Nur an dem hallischen, schlesischen und kottbusser Thor wurden die Wachen verstärkt, eine Lärmkanone im Lustgarten aufgefahren und die königliche Familie nach Spandau gebracht. An dem genannten Tage kam Haddick mit seinen Truppen vor Berlin an. Es war gerade Sonntag und die Einwohner befanden sich größtentheils in der Kirche, als die Lärmkanone im Lustgarten donnerte, und die Schreckensbotschaft erscholl, daß die Oestreicher sich hinter der Haide, vor dem schlesischen Thore gelagert hätten. Alsbald begann das Gefecht, sowohl vor dem schlesischen, als dem halleschen Thore; die die dort aufgestellten Pikets wehrten sich zwar tapfer, mußten aber doch endlich der Uebermacht weichen und sich in die Stadt zurückziehen. Nun schoß der Feind die Pallisaden ein, auch die Brücke am Oberbaum, welche aufgezogen worden war, fiel herab, und nun drangen die Oesterreicher in die Stadt und formirten sich auf dem köpenicker Felde, wo sie ihre Kavallerie am Besten gebrauchen konnten. Haddick ließ nun die Stadt zur Uebergabe auffordern, doch erschienen, statt der Antwort, die beiden Bataillone des Langenschen Regimentes, welche sich ebenfalls auf dem Felde formirten. Da sie indessen weder Geschütze noch Reiterei bei sich hatten, konnten sie, besonders bei so ungünstigem Terrain, auf keinen glücklichen Erfolg hoffen. Der österreichische General Baborzai ritt daher, um Menschenleben zu sparen, an den Kommandeur dieses kleinen Korps heran und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Dieser entgegnete indessen, daß er dazu keine Instruction habe und ließ zu gleicher Zeit auf die Oesterreicher Feuer geben, worauf Baborzai tödtlich verwundet vom Pferde sank. Diese unverzeihliche Unbesonnenheit empörte die Oesterreicher im höchsten Grade, sie umzingelten den geringen Haufen der Preußen und hieben denselben zum großen Theil nieder; was laufen konnte, rettete sich durch die Flucht. Nun drangen die Feinde langsam weiter vor, und als sie in die Jakobsstraße

Digitized by Google

einrücken, schoß ein Bürger in seinem eifrigen Patriotismus eine Pistole nach dem voraufreitenden Trompeter ab; er traf ihn indessen nicht, doch wurde dieser Umstand Anlaß zu mancherlei Excessen, welche sich die die Oesterreicher zu Schulden kommen ließen. So kam Haddick mit seinen Truppen an die Roßstraßenbrücke, wo der Husarenobrist Krumnow mit seinem Kommando und einer Kanone stand. Ein österreichischer Offizier forderte ihn auf, sich zu ergeben, aber Krumnow, der die Brücke hatte aufziehen lassen, reichte demselben freundschaftlich eine Prise, und sich zu seinen Kanonieren wendend, sagte er: „Kanoniere, habt Ihr noch Pulver und Kugeln? Wollt Ihr Euch wehren?" „Bis auf den letzten Mann;" lautete die Antwort. „Nun, Herr Kamerad, so bringen Sie diese Entscheidung ihrem General," sagte Krumnow. Als aber die Oesterreicher Miene machten, auf anderen Punkten in die Stadt zu dringen, begehrte der Magistrat mit dem General Haddick zu unterhandeln, denn auch Rochow hatte Berlin verlassen. Haddick schickte deshalb seinen Adjudanten, den Oberst Ried, an den Magistrat, um sich über die Brandschatzungsgelder zu vergleichen, und da die Oesterreicher wohl wußten, daß sie sich nicht lange aufhalten dürften, begnügten sie sich mit einer Summe von 200,000 Thalern, die theils in Wechseln, theils baar zusammengebracht wurde; außerdem erhielt Haddick noch 12,000 Thaler zum Geschenk für sich, 3000 Thaler für seinen Adjudanten, und für seine Kaiserin zwei Dutzend, mit dem Stadtwappen gestempelte Frauenhandschuhe. In der Nacht vom 16. auf den 17. Octob er zog sich Haddick daher schon wieder zurück, und allerdings hatte er dazu den wichtigsten Anlaß, denn schon am 18. sprengten die grünen Husaren des Prinzen Moritz von Anhalt, unter dem Befehle des General Seidlitz, in die Thore Berlin's. Die Oesterreicher hatten ihren Rückzug mit solcher Eile angetreten, daß es unmöglich war, sie wieder einzuholen. Nur ein Geldwagen und etwa 60 Gefangene wurden von den preußischen Husaren erbeutet.

Die unangenehme Stimmung, welche sich in Berlin, durch diesen Vorfall veranlaßt, verbreitet hatte, und die sich besonders gegen den Kommendanten auf eine sehr bittere Weise aussprach, wurde indessen durch die Nachricht von dem Siege des Königs bei Roßbach gänzlich verwischt. Es wurde, am 13. November, ein feierliches Dankfest in allen Kirchen der Stadt angestellt, ein Te Deum gesungen und in dreimaliger Salve mischte sich der Donner der Kanonen im Lustgarten mit dem Jubelgesang des Volks und dem Geläute sämmtlicher Glocken. — Eine andere Nachricht sollte die Freude und den Jubel der guten Berliner noch um ein Bedeutendes vermehren.

Die Oesterreicher waren nämlich in Schlesien eingedrungen, sie hatten den Herzog von Bevern bei Breslau geschlagen, und diese Stadt, sowie Schweidnitz, in ihre Gewalt bekommen. Das mit so vielem Blut erkaufte Schlesien schien verloren, als Friedrich mit seiner kaum aus 14,000 Mann bestehenden Armee von Sachsen aufbrach und nach Schlesien eilte, um sich dort mit den Trümmern des bei Breslau geschlagenen Heeres, welches ihm Ziethen entgegen führte, zu vereinigen. Die Oesterreicher, ihre Gegner gering schätzend, boten dem Könige eine Schlacht an, und bei Leuthen kam es zu jenem denkwürdigen Treffen, in welchem sich die Taktik des preußischen Heeres so glänzend bewährte, und wo der König im Blute seiner Feinde den bei Kollin erlittenen Schimpf wieder tilgte.

Es war am 7. December, Abends gegen sechs Uhr, als dreißig blasende Postillone mit angezündeten Fackeln in Berlin einzogen, um den Sieg zu verkünden. Zehn Tage darauf wurde ebenfalls ein großes Sieges- und Dankfest gefeiert und die Nachrichten von der Wiedereroberung von Schweidnitz und Breslau erfüllten die Gemüther mit der lebhaftesten Freude.

So hatte Friedrich im Westen und Osten seine Feinde gedemüthigt; er glaubte sicher darauf rechnen zu können, wenigstens von einer Seite her, Friedensvorschläge zu vernehmen, aber seine Feinde setzten nichtsdestoweniger den Kampf mit der vorigen Erbitterung fort; so brach das Jahr 1758 herein. Zwar hatte der Sieg, den Friedrich bei Roßbach über die Franzosen erfochten hatte, besonders in England, so große Freude

Digitized by Google

erregt, daß ihm bedeutende Subsidiengelder und auch Hülfstruppen geschickt wurden, über welche der Herzog Ferdinand von Braunschweig den Oberbefehl übernahm, der die Feinde auch wirklich über den Rhein zurückdrängte; aber den König selbst riefen die Fortschritte, welche die Russen in der Neumark gemacht hatten, dorthin, um denselben eine Schlacht zu liefern. Am 25. August kam es bei Zorndorf zu jener blutigen Schlacht, wo 30,000 Preußen, nach einem dreizehnstündigen Kampfe, den Sieg über 80,000 Russen erfochten, und Friedrich's II. taktisches Talent, unterstützt durch die Tapferkeit des General Seidlitz, so wie die Ausdauer der Truppen, verschaffte den Preußen die Oberhand in diesem blutigen Kampfe, der die Russen nach Polen zurücktrieb und allen ihren Unternehmungen in diesem Jahre ein Ziel setzte.

Indessen war Friedrich's II. Bruder, der tapfere Prinz Heinrich, von den Oesterreichern in Sachsen bedrängt worden; er konnte sich gegen die Uebermacht, mit welcher Daun ihn bedrohte, nicht allein halten, und Friedrich eilte so schnell als möglich zu seiner Hülfe herbei. Der vorsichtige Daun wagte es nicht, sich mit dem Könige in eine Schlacht einzulassen, nachdem derselben die Vereinigung mit seinem Bruder glücklich gelungen war, er zog sich daher zurück und schlug ein festes Lager auf den Anhöhen bei Kittlitz auf. Der König lagerte sich bei Hochkirch in einer sehr ungünstigen Stellung, nicht weit von dem österreichischen Lager. Hier wurde er, am 14. October, von Daun überfallen und verlor in diesem blutigen Kampfe 9000 Mann seiner besten Truppen und über 1000 Geschütze. Aber wie nach der verlornen Schlacht bei Kollin, so zeigte sich auch wieder hier des Königs Genie im hellglänzendsten Lichte; mit einer Armee, die all' ihr schweres Geschütz, sogar die nöthigen Munitionsvorräthe verloren hatte, die, im Fall eines feindlichen Angriffs, sich mit den blanken Waffen in der Faust schlagen mußte, flößte er den Feinden dennoch solchen Schreck ein, daß Daun keinen weiteren Versuch zum Angriff wagte. Es gelang dem Könige sogar, das hart bedrängte Neisse zu entsetzen, und als Daun vor Dresden rückte und dasselbe zur Uebergabe aufforderte, wurde er von dem braven Kommandanten, General Schmettau, entschlossen zurückgewiesen. So war auch der Feldzug von 1758, ungeachtet des bedeutenden Verlustes bei Hochkirch, glücklicher abgelaufen, als man wohl vermuthet hatte, denn ebenfalls waren die Schweden, die wieder den Versuch gemacht hatten, in Pommern vorzudringen, von dem General Belling mit leichter Mühe zurückgedrängt worden. —

Der Kampf des Jahres 1759 wurde von der preußischen Armee im Winter eröffnet. Entrüstet, sich von einem Feinde, der seiner Uebermacht nur so geringe Streitkräfte entgegensetzen konnte, überwunden zu sehen, hatte Frankreich in diesem Jahre die bedeutendsten Anstrengungen gemacht. Zwei Heere waren ausgerüstet worden, von denen das eine bei Düsseldorf, das andere bei Frankfurt am Main über den Rhein ging, der Herzog Ferdinand mußte sich, ungeachtet seiner tapfern Gegenwehr, vor dieser Uebermacht zurückziehen, bis es ihm endlich gelang, die Franzosen zu theilen. Am 1. August lieferte er die blutige Schlacht bei Minden, in welcher die Franzosen gänzlich besiegt wurden; Hannover, Hessen und Westphalen wurden dadurch gerettet. — Indessen war der König mit seiner Hauptarmee in diesem Jahre vertheidigungsweise aufgetreten. Der General Wedel hatte den Auftrag erhalten, die Vereinigung des russischen Heeres mit Laudon zu hindern, aber dieser General war von den Russen bei Palzig geschlagen worden. Er verlor 8000 Mann, und um diesen Fehler wieder gut zu machen und zugleich Berlin zu decken, stellte sich der König, nachdem die Russen ihre Vereinigung mit Laudon bewirkt hatten, diesem Heere bei Kunersdorf entgegen. Es kam dort zu jener blutigen Schlacht, am 12. August, in welcher von beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung gekämpft wurde; aber die Uebermacht der Feinde, welche sich noch außerdem in der vortheilhaftesten Position befanden, errang den Sieg, doch erkauften die Oesterreicher und Russen denselben mit einem solchen Verlust, daß sie es nicht wagten, weiter vorzudringen. Der russische Befehlshaber Soltikow war genöthigt, sich endlich, bei dem eintre-

Digitized by Google

tenden Mangel an Lebensmitteln nach Polen zurück zu ziehen.

Um das Unglück des Königs vollständig zu machen, war, ungeachtet der geschickten Manoeuvres, welche der Prinz Heinrich in Sachsen gegen die Armee des Feldmarschall Daun unternahm, Dresden verloren gegangen. Die Aussichten des Königs wurden immer bedenklicher, und um durch einen kühnen Schlag alle erlittenen Unfälle des Jahres 1759 wieder auszugleichen, beschloß der König, noch einen Hauptstreich gegen die Armee Daun's auszuführen. Der General Fink wurde mit 15,000 Mann abgeschickt, um den Rücken der Feinde zu bedrohen, aber dieses Armeekorps der Preußen wurde von einer übergegenen Zahl der Oesterreicher bei Maxen umzingelt und mußten sich nach tapferer Gegenwehr ergeben. Friedrich war auf's Aeußerste über diese fortwährenden Verluste erschüttert. Dagegen triumphirten seine Feinde, sie glaubten seine Hülfsquellen erschöpft; aber dennoch erhahmte sein kühner und kräftiger Geist nicht. Er bezog zuvörderst ein Lager in der Nähe von Dresden, bei Wildsruf, und obgleich der Winter ungemein strenge war, so mußten die Truppen doch im offenen Felde bleiben; erst am 12. Januar bezogen sie die Cantonirungsquartiere, aber dennoch blieben die Lagerzelte stehen und wurden täglich von sechs Bataillonen besetzt. Diese Art von Winterfeldzug war der Armee besonders schädlich, die Soldaten erfroren haufenweise, besonders da auch Mangel an Lebensmitteln im preußischen Heere einzutreten begann.

Indessen verloren die Oesterreicher in ihrem Lager bei Plauen nicht minder an Menschen, und hierzu gesellte sich noch eine Seuche, die so fürchterlich in ihrem Heere wüthete, daß binnen 16 Tagen allein 4000 Menschen starben.

Das Jahr 1760 schien nur das Unglück wiederholen zu wollen. Der General Fouquet wurde, bei Landshut in Schlesien, von den Oesterreichern, unter Laudon, völlig aufgerieben und gefangen genommen. Der König selbst, welcher Dresden, das, wie wir gesehen haben, in die Hände der Oesterreicher gefallen war, wieder erobern wollte, mußte diesen Plan aufgeben, da Daun zum Entsatz herbeieilte. Friedrich änderte deßhalb seinen Plan und beschloß nach Schlesien zu eilen, um Neisse zu entsetzen. Dieser Marsch des Königs war eins der merkwürdigsten Manoeuvre, welches er während des ganzen siebenjährigen Krieges vollführte. Er war, so zu sagen, von der feindlichen Armee völlig eingeschlossen; Daun zog mit seinem Heere auf der einen, Lasch auf der andern Seite des preußischen Heeres, so daß täglich Gefechte zwischen den leichten Truppen beider Heere stattfanden. So kam das preußische Heer bis Liegnitz, wo der General Laudon stand und nun beschloß Daun, mit seiner gewaltigen Uebermacht die eingeschlossene, preußische Armee zu erdrücken. Aber wieder rettete das Genie des Königs, so wie die Tapferkeit seiner Truppen den preußischen Staat vom Untergange. Laudon wurde von dem Könige angegriffen und geschlagen, ehe ihm Daun zur Hülfe eilen konnte. Die Oesterreicher verloren 10,000 Mann, 82 Kanonen und 23 Fahnen. — So entriß der Tag bei Liegnitz den Oesterreichern das ganze Schlesien, aber während auf dieser Seite die drohende Gefahr abgewendet war, brach dieselbe auf's Neue gegen die Mark Brandenburg, besonders aber gegen die Residenzstädte Berlin, herein.

Hier hatte man, seitdem die Oesterreicher jenen Streifzug unter Haddick in die Mark unternommen hatten, wenig von den Schrecken des Krieges erfahren. Wir haben gesehen, wie der König sein eignes Land so viel als möglich zu schonen bemüht gewesen war; die ungeheuren Kontributionen, welche in den feindlichen Ländern, besonders in Sachsen, ausgeschrieben wurden, mußten die Kassen füllen, sogar die Rekruten, wodurch die Armee complettirt wurde, nahm Friedrich aus Feindes Land; in Berlin rief dagegen der Zusammenfluß vornehmer Kriegsgefangenen, welche Friedrich alle nach seiner Residenz schickte, einen lebhafteren Verkehr hervor. Zwar war man nach der Schlacht bei Kunersdorf aus jener behaglichen Ruhe aufgeschreckt worden; als aber die Russen unthätig bei Frankfurt stehen blieben, und sich nach Beendigung des Feldzuges aus der Mark zurückzogen, glaubte man in der Folge, selbst bei

Digitized by Google

unglücklichen Ereignissen, vor jeder feindlichen Invasion gesichert zu sein. Der Kommandant war noch immer der General von Rochow, der sich schon gegen Haddick auf eine so zweideutige Weise benommen hatte; glücklicherweise befanden sich aber noch die Generale Seidlitz und Lewald in der Stadt, von denen der Erstere noch an seinen, in der Schlacht bei Kunersdorf empfangenen Wunden krank darnieder lag. Die Garnison betrug, da der König auf solche Expedition der Feinde nicht im Entferntesten gerechnet hatte, nur 1500 Mann. So standen die Sachen, als urplötzlich die Nachricht erscholl, der General Tottleben sei mit 5000 Russen im Anmarsch. Anfänglich wollte Rochow den Nachrichten, welche von dem Landvolke einliefen, keinen Glauben beimessen, und nur auf die Vorstellung der Generale Seidlitz und Lewald ließ er die nöthigen Vertheidigungsanstalten treffen. Wirklich erschien Tottleben, am 3. October des Jahres 1760, vor dem schlesischen Thore und forderte die Stadt zur Uebergabe auf. Indessen waren schleunige Eilboten an den Prinzen von Würtemberg, welcher mit 6000 Mann in Pommern stand, abgegangen, um denselben zur Hülfe herbeizurufen, und da man der Ankunft desselben gewiß sein konnte, wurde natürlich die Aufforderung Tottleben's, die Stadt zu übergeben, zurückgewiesen. Ueber diese Kühnheit aufgebracht, befahl Tottleben die Stadt zu beschießen; aber auch die Berliner brachten alle ihre Geschütze zusammen, um das kottbusser und hallische Thor, die am Meisten von den Feinden bedroht waren, zu schützen, und da es an den nöthigen Kanonieren fehlte, so versah der berliner Stückgießer, Fuchs, den Dienst bei den Kanonen.

Durch dieses unvermuthete Feuer in Schrecken gesetzt, zogen sich die Russen von der Stadt zurück, doch näherten sie sich gegen Abend derselben wieder, und gegen neun Uhr flogen eine Menge Granaten und Feuerkugeln in die Stadt. Die Furcht, welche der Brand den Einwohnern verursachte, war das Einzige, welches Tottleben mit dieser Beschießung erlangte. Er hatte es darauf abgesehen, die Stadt anzuzünden, da sich aber alle Löschanstalten im besten Zustande befanden, und außerdem die Nacht gänzlich windstill war, brannte nur ein einziges Haus auf der Friedrichsstadt ab; doch flüchteten die Bewohner dieser Stadtgegend schleunig nach den anderen Enden derselben, wo sie bei ihren Freunden und Verwandten Obdach suchten.

Bei Anbruch des folgenden Tages unternahmen die Russen einen größeren Sturm; aber auch dieser wurde dreimal zurückgeschlagen, und als nun, Mittags gegen ein Uhr, die Kavallerie des Prinzen von Würtemberg eintraf, welcher gegen Abend auch die Infanterie folgte, hielt man die Stadt für gerettet, um so mehr, als bald darauf die Nachricht eintraf, die Russen hätten sich nach Köpenick zurückgezogen.

Um jedoch unsern Lesern eine ausführliche Beschreibung jener denkwürdigen Tage in der Geschichte Berlin's zu verschaffen, lassen wir hier den officiellen Bericht des General Tottleben selbst folgen, wie uns Cosmar denselben in seinen Miscellen aus Berlin's Vorzeit mittheilt:

### Relation

Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Tottleben, wegen der am 9. October 1760 glücklich erfolgten Eroberung der Königl. Preuß. Residenz-Stadt Berlin, nach einer 7tägigen Belagerung und beinahe 24stündigen Bombardements.

Allerdurchlauchtigster!

Am 27. September wurde ich von des commandirenden Feldmarschalls, Grafen von Soltikof, Excellenz, mit einem Corps, 5000 Mann stark, beordert, die Kurmärkischen Lande in Contribution zu setzen; ich passirte den 1. October Frankfurt, und rückte den 3. October, Vormittags um 10 Uhr, in aller Stille vor Berlin. Ich glaubte mich dieser Stadt gleich zu bemeistern, weil ich erfahren, daß die Besatzung schwach wäre, und aus lauter Deserteurs bestände; ich ließ daher die Stadt sogleich auffordern, welches Mittag's um 12 Uhr geschahe, allein der Trompeter wurde nicht in die Stadt gebracht, und anstatt der geforderten 9 Millionen bekam er die unvermuthete Antwort: Pulver und Blei stünde uns zu Diensten; man würde sich bis auf den letzten Mann wehren! Da ich diese Antwort durchaus nicht erwartet hatte, so schickte ich sogleich ei-



Digitized by Google

nen Courier an den Herrn General Fermor und bat um Sueours. Um 1 Uhr Nachmittag's kam es zwiſchen denen preußiſchen Huſaren und Koſacken zum ſcharmuziren, wobei die Preuß. Huſaren ſogleich bis an die Mauer der Stadt zurückgetrieben wurden. Ich hatte mich anfänglich vor das ſogenannte cottbuſſer Thor der Stadt geſetzet, und ließ daſſelbe ſtets durch die Koſacken beunruhigen. Der Feind aber machte ein ſo entſetzliches Kartätſchenfeuer unter ſie, daß ſie jederzeit auf das Eiligſte ſich retiriren mußten. Ich errichtete darauf vor der Haſenhaide, dem cottbuſſer Thore gegenüber, eine Batterie von 3 Haubitzen, um eines Theils des Feindes Batterie zu demoliren, theils die Stadt zu beſchießen; allein es hatte der Feind ſeine Kanonen ſo vortrefflich gerichtet, daß binnen einer halben Stunde meine Batterie gänzlich demolirt wurde. Ich zog mich hierauf von gedachtem Thore hinweg, poſtirte mich zwiſchen daſſelbe und dem halliſchen Thore, errichtete hinter einem Hauſe, der Johanniſtiſch genannt, eine neue Batterie, und beſchoß auf dieſer Seite die Stadt auf's Heftigſte. Es wäre mir zwar ein Leichtes geweſen, die Mauer einzuſchießen, allein ich ſahe die Stadt nicht als eine Feſtung, ſondern als einen offenen Ort an, der ſich vertheidigte. Meine Position war folgende: vor der Batterie ſtand ein hohes gemauertes Haus, 20 Schritt davon ein mit Holz angefüllter Platz und vor demſelben der Stadtgraben, der ſehr ſchwach und nicht tief war; die Kanonen vor dem kottbuſſer Thore konnten mein Lager nicht erreichen, und denen Kanonen vor dem halliſchen Thore ſtand der Holzplatz im Wege, ſo daß ich vollkommen geſchützet war; die leichten Truppen ſcharmuzirten unterdeſſen mit wechſelndem Glück. Ich warf, in einer Zeit von 3 Stunden, 500 Stück Kugeln in die Stadt, ohne daß ſie zündeten. Ich demolirte darauf, Abends um fünf Uhr, dieſe Batterie ſelbſt und zog mich zurück auf die Anhöhen, gerade dem halliſchen Thore gegenüber. Ich hatte dieſen Nachmittag durch das feindliche Kartätſchenfeuer und durch das Scharmuziren 50 Mann Todte und 20 Bleſſirte, wogegen von den feindlichen Huſaren nur 5 Mann auf auf dem Platze lagen. Die Anhöhen, die ich nunmehr occupiret hatte, waren ſo vortrefflich, daß ich von denenſelben die ganze Stadt überſehen konnte — die Nacht war ungemein ſchön und hell — ich reſolvirte mich daher, die Stadt von dieſen Anhöhen zu beſchießen (die Kugeln mit Pech- und Schwefelkränzen) und fing um neun Uhr Abends an, aus 3 Feuermörſern und 2 Haubitzen die Friedrichſtadt zu beſchießen. Ich hatte ſchon wiederum an 100 Kugeln hineinwerfen laſſen, ohne daß ſie etwas effectuiret hätten, indem die meiſten zerplatzten, ehe ſie die Stadt erreichten; endlich entſtand, dicht an dem halliſchen Thore, ein großes Feuer, welches, wie ich nachher erfahren, 2 daſelbſt ſtehende Scheunen geweſen. Ich dachte, nunmehr würde es Zeit ſein, den Sturm zu wagen, weil die Stadt durch das Feuer in die größte Conſternation gerathen müßte. Ich commandirte zu dem Ende 2 Regimenter Grenadiers, wagte den Sturm zuerſt vor dem kottbuſſer Thore, welches Feind mit 300 Mann beſetzt hielt; meine Truppen kamen unvermerkt unter die feindlichen Kanonen, und weil der Soldat hierdurch ſehr muthig wurde, ſo fingen wir an zu ſtürmen. Die Garniſon wehrte ſich aber ſo tapfer, daß Ew. Majeſtät Truppen zurückweichen mußten; ich wagte noch einen Sturm, allein der Feind machte ein ſo entſetzliches Feuern aus dem kleinen Gewehr, daß es mir unmöglich war, dieſe Batterie zu erobern — ich ſah mich aber genöthigt, nach einem Verluſt von 150 Mann zu retiriren. Inzwiſchen commandirte ich wiederum noch ein Regiment Grenadiere, das halliſche und leipziger Thor zugleich zu ſtürmen; wir kamen ebenfalls vor beide Thore, ohne daß uns der Feind bemerkt hätte, wir ſetzten durch den Graben am halliſchen Thore, um dem Feind in den Rücken zu zu kommen. Dieſe Batterie war von 250 Mann beſetzt, welche eine Wagenburg um ſich geſchlagen hatten, die Beſatzung wehrte ſich ſo brav, daß Ihro Majeſtät Truppen nach einem dreimal verſuchten Sturm repouſſiret wurden. Vor dem leipziger Thore ging es nicht beſſer und ich mußte mich wiederum auf die Anhöhen retiriren; während dieſer Retirade feuerte der Feind kreuzweis von dem kottbuſſer und halliſchen Thore mit Kanonen unter uns, die uns vielen Schaden verurſach-

Digitized by Google

ten. Diese Nacht kam uns so theuer zu stehen, daß wir mehr denn 700 Todte und noch mehr Verwundete zählten, und ich selbst hatte mein Pferd bei dem Stürmen unter dem Leibe verloren. Ohngeachtet des Sturmens ließ ich doch die Stadt heftig beschießen, ich ließ alles Pulver zusammenbringen, um die Stadt in einer beständigen Furcht zu erhalten. Als ich nun an die 1500 Kugeln in die Stadt geworfen und nunmehro alles verschossen war, ohne meinen Entzweck zu erreichen, so hörte ich des Nachts um ein Uhr auf, die Stadt zu beseuern. In der Stadt war die Feuersbrunst während 3 Stunden gelöschet, und es war Nichts mehr, außer denen in Brand gerathenen Scheuern abgebrannt. Ich machte nach geendigtem Bombardement rings um mein Lager Wolfsgruben, um zu verhüten, daß mich der Feind in dieser Nacht überfallen möchte. Gewiß, hätte der Feind gewußt, in was für schlechten Umständen ich mich befand, so würde es ihm ein Leichtes gewesen sein, mein ganzes Corps aufzuheben, indem ich keine 20 Schuß mehr hatte. Ich suchte aber auf alle mögliche Weise es zu verbergen und der Deserteurs vorzubeugen. Inmitten ging die Nacht ruhig vorbei; hingegen erschienen früh Morgens um sieben vor dem hallischen Thore etliche 100 Husaren, vermuthlich mich zu recognosciren, als ich aber etliche Mal mit Kanonen unter sie feuern ließ, so zogen sie sich wieder zurück. Gegen Mittag kam ein Courier mit der Nachricht, daß der General Czernitcheff mit 20,000 Mann im Anmarsch sei. Ich entschloß mich daher, nicht von der Stadt zu weichen, es koste was es wolle; die Garnison verhielt sich in der Stadt ganz ruhig; ich vermochte auch nicht gegen dieselbe Etwas zu unternehmen, und es kam nicht einmal zum Scharmutziren. Nachmittags um drei Uhr berichtete ein im Thiergarten an der Spree stehendes Piquet, daß ein starkes Corps Preußen eben jetzt in die Stadt einrückte. Ich konnte dies anfänglich kaum glauben, weil ich wußte, daß das nächste Corps 17 Meilen von der Stadt stand; deßfalls recognoscirten einige Officiere auf den Anhöhen durch Perspective, und berichteten, wie man in der Stadt Gewehre blitzen sähe; ich ritt selbst hinzu und befand es in der That also. Nun hielt ich nicht für rathsam, länger vor der Stadt zu bleiben, indem ich vermuthen mußte, daß mich der Feind noch an diesem Tage angreifen würde. Es erschien auch wirklich nach drei Uhr ein ganz Regiment vor dem hallischen Thore, das aber nichts unternahm. Um vier Uhr brach ich auf und suchte meinen Rückmarsch durch starke, ausgestellte Piquets zu verdecken, welche aber insgesammt den folgenden Tag von dem Feinde, der einen Umweg von 2 Meilen genommen, um, wie er glaubte, mein ganzes Corps aufzuheben, da die Piquets sich nicht zurückziehen konnten, zu Gefangenen gemacht. Des Nachts um zwölf Uhr kam ich vor die kleine Stadt Köpenick, die gleichsam eine Insel ausmachet; nachdem ich einige Kugeln in dieselbe gespielt hatte, so ergab sich selbige, und ich machte darinnen 30 Gemeine und 2 Officiers zu Gefangenen, erbeutete hierbei auch 2 Kanonen. Sonntags, Vormittag's um eilf Uhr, erschien ein Corps Preußen vor der Stadt, da solches aber von uns die Stadt besetzet sahe, so zog sich solches zurück, um diese in Berlin unerwartete Zeitung daselbst zu überbringen, allwo man, nach Aussage der an diesem Tage angekommenen Deserteurs, ungemein über unsern Abzug gefrohlocket hat. Nachmittags um zwei Uhr langten die Vortruppen vom Corps ein. Man beschloß, die Stadt Berlin von zwei Seiten anzugreifen; ich sollte sie auf der sächsischen Seite, und der General Czernitcheff wollte sie auf der frankfurtischen Seite attaquiren. Des folgenden Tages, als den Montag, schickte ich die leichten Truppen zum recognosciren aus, welche berichteten, daß der Feind alle Anhöhen von Berlin besetzt hielt. Nachmittags marschirte ich mit 12,000 Mann gegen die Stadt, und führte 40 Kanonen mit; diese Zeit und die Nacht über blieb alles ruhig. Den Dienstag, Morgens um 9 Uhr, griff ich den Feind an, welcher 3000 Mann stark war; ich überfiel ihn so unvermuthet, daß ich denselben außer aller Positur fand, die Feinde machten ein entsetzliches Kanonenfeuer auf uns, und suchten uns dadurch zurückzuhalten, wir rückten aber etwas an ihn, und eben da wir schon unter ihren Kanonen standen, stand das ganze Corps



Digitized by Google

ſchon in Schlachtordnung; es kam zu einer recht lebhaften Action. Der linke feindliche Flügel wurde zum Weichen gebracht und bis an die Stadt getrieben. In dieſem Augenblick kam der aus Sachſen verjagte General Hülſen mit 10,000 Mann an, und hatte 60 Kanonen bei ſich; er eilte dem feindlichen, linken Flügel zur Hülfe und repoussirte meine leichte Kavallerie dergeſtalt, daß dieſelbe in meine eigene Infanterie zurückſtürzte, dieſelbe in Unordnung brachte, ſo daß es mir unmöglich fiel, dieſelbe wieder in Schlachtordnung zu ſtellen. Die feindliche Kavallerie war bereits zwei Mal zurückgetrieben worden, und es glückte ihr nur bei dem dritten Angriff, da ſie ſich mit der Hülſenſchen vereinigte, meine Kavallerie zurückzutreiben. Ich verlor 6 Kanonen, 500 Mann wurden von meinen Leuten gefangen und hatte ich 1000 todte Gemeine und 10 todte Officiers, 1200 Gemeine und 20 Officiers aber bleſſirt; ich mußte 4 Meilen zurückziehen und wie zwei von dem Feinde angekommene Deserteurs ausſagten, hatte derſelbe nur 400 Mann eingebüſſet, welches auch wohl zu glauben iſt, denn die Anhöhen, die wir angriffen, waren ungemein hoch, weshalb der Feind beſſer auf uns, als wir auf ihn zu feuern vermochte. Es fiel mir daher unmöglich, den Platz zu gewinnen. Auf meiner Retirade, die ich nach Teltow zu nahm, traf ich daſelbſt den öſterreichiſchen General Graf Lascy mit einem Corps von 15,000 Mann an; dieſer führte 10 Haubitzen, 20 Feuermörſer und 50,000 Stück Bomben mit ſich, um die Stadt Berlin, Fall's ſie ſich nicht in Güte ergeben würde, in Brand zu ſtecken. Da nun der General Lasci auf der ſächſiſchen Seite dem Feinde genugſam gewachſen war, und ich alſo hier Nichts mehr nütze war, ſo zog ich mich mit meinem Corps wieder durch Köpenick und conjungirte mich mit dem General Czernitcheff. Den 7., Dienstags, forderte der Fürſt von Lichtenſtein die Stadt ſelbſt auf. Er wurde zum Prinzen von Würtemberg gebracht und beſprach ſich zwei Stunden mit ihm, er erhielt aber eine ſolche abſchlägliche Antwort, als wir erhalten hatten. Es wurde deshalb gemeinſchaftlich beſchloſſen, dem Feinde den 8., als den folgenden Tag, ein Haupttreffen zu liefern. Den Muth der Soldaten zu vergrößern, wurde ihnen eine dreiſtündige Plünderung verſprochen, wenn ſie ſich tapfer halten würden, denn der Feind war ungemein desperat, und wie die Deserteurs ausſagten, deren nur 5 Mann, die ganze Belagerung über, zu uns übergegangen ſind, ſo wünſchte der feindliche Soldat nichts mehr, als mit uns zu ſchlagen. Der Feind war 20,000 Mann ſtark, hatte 120 ſchwere Kanonen bei ſich und wurde von 14 Generals commandirt. Der General Czernitcheff hatte auch ſchon am Dienſtag die Wuth der Feinde genugſam erfahren, die durch meinen Verluſt noch muthiger worden gewaren. Ein einziges Freibataillon, welches ohngefähr 500 Mann ſtark war, attaquirte vor Friedrichsfelde ein Corps von 3000 Mann, trieb dieſes, alles Widerſtandes ohngeachtet, nach einem zweiſtündigen Gefechte mit Verluſt von 200 Mann gänzlich zurück; allein der Feind verfolgte dieſes Corps allzuweit, und ſtieß auf unſere ganze Armee; ſie wehrten ſich zwei ganze Stunden gegen die ganze Armee, da ſie aber keinen Succurs erhielten, ſo wurden ſie gänzlich aufgerieben. Der commandirte Major Tettenroth, nebſt noch 6 Officieren, wurden gefangen, viele Gemeine waren geblieben, und es geriethen nur 150 Mann von ihnen in unſere Gefangenſchaft. Man muß dieſen Leuten das Lob beilegen, daß ſie wie Löwen gefochten, und hätte ihnen der Feind secundirt, ſo wäre es an dieſem Tage zur Schlacht gekommen, allein der Feind wollte ſich nicht aus ſeiner Positur begeben, und da unſere Kosacken noch an eben dem Tage gleichfalls von denen preußiſchen Huſaren zurückgetrieben wurden, ſo zog die Armee ½ Meile ſich zurück, und wir machten alle Anſtalten, folgenden Tages ein Haupttreffen zu wagen. Wie der Vermuthen entſtand ein ſo entſetzlicher Sturmwind, als man gehört zu haben ſich kaum erinnern kann. Der Wind ſtand uns gerade entgegen, und dieſes verhinderte, daß weder wir, noch der Feind einen Angriff verſuchte. Wir glaubten nunmehro gewiß, unverrichteter Sache abziehen zu müſſen, indem der Feind im Stande war, ſich nicht nur noch 4 Tage zu halten, ſondern wir auch ſchon wußten, daß der König bereits von dem

Digitized by Google

Schicksale seiner Residenz Wind bekommen hatte und und im Anmarsch begriffen sey. Wir versammelten dies serhalb einen Kriegsrath und berathschlagten, ob wir uns zurückziehen oder den Feind den folgenden Tag angreifen wollten. Während dieser Beschäftigung berichtete man uns, daß ein Trompeter und der Magistrat der Stadt im Lager sey, und verlangte, zu capituliren; diese unerwartete Begebenheit setzte uns in Verwunderung. Wir glaubten, daß die Stadt, um nicht der Plünderung ausgesetzt zu seyn, capituliren wollte, die feindliche Armee sich zusammenziehen und uns eine Schlacht liefern würde. Wir forderten 3 Millionen Contribution und 20,000 Thlr. Douceur-Gelder; der Magistrat schützte die Unmöglichkeit vor, diese Summe wegen der Armuth der Stadt aufzubringen und bot 1 Million und machte zugleich Miene zurückzukehren, wenn wir uns nicht hierzu resolviren würden. Der Magistrat versicherte, der König von Preußen habe schon die Umstände der Stadt erfahren und eile der Stadt zu Hülfe, und dieselbe würde eher das Aeußerste erwarten, als ein Mehreres accordiren. Wir drohten ihm zwar mit einem heftigen Bombardement, allein er antwortete uns, wie sie dieses nicht zur Uebergabe zwingen würde, wir schritten dahero zu folgender Capitulation:

1. Die Garnison erhält freien Abzug mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen? —

Abgeschlagen, sie müssen sich alle zu Kriegsgefangenen ergeben.

2. Die Garnison nimmt alle Montirungsstücke und übrigen Königl. Militaria mit?

Dies Alles muß getreulich einem dazu bestellten Commissario ausgeliefert werden.

3. Alle Kranke und Blessirte, die nicht mitgenommen werden können, sind nicht Gefangene, sondern erhalten alle Verpflegung? —

Sie sind Kriegsgefangene, es muß ein ordentliches Verzeichniß von ihnen überliefert werden, sie sollen übrigens alle Verpflegung empfangen.

4. Das Zeughaus und Gießhaus bleibt in seinem Stand, und wird alles darin Vorhandene unberührt gelassen? —

Abgeschlagen, es muß Alles überliefert werden.

5. Das Magazin bleibt in seinem Stand?

Man wird so viel daraus nehmen, wie zum Unterhalt der Truppen nöthig ist.

6. Alle Privat-Montirungskammern bleiben unberührt, denn sie gehören den Officiersfrauen, deren Männer geblieben sind?

Wird accordiret!

von Rochow.

Capitulation der Stadt.

1. Die Stadt giebt 1½ Millionen Contribution und bleibt von aller Plünderung, Feuer und andern Ansprüchen frei?

Gut!

2. Die Königl. und Prinzl. Palais erhalten Salvegarden?

Gut!

3. Alle und Jeder in der Stadt, die Salvegardes verlangen, erhalten dieselbe gegen Bezahlung?

Wird accordiret!

4. Das Königl. Schloß bleibt unberührt und wird allenthalben mit Wachen besetzt?

Dies versteht sich von selbsten!

5. Alle der Stadt gehörige Güter bleiben unberührt!

Gut!

6. Der Gottesdienst bleibt ungekränkt?

Gut!

7. Alle Königl. Bediente erhalten ihre Besoldung vor wie nach?

Gut!

8. Alles, was etwa noch vergessen, und das der Stadt zum Praejudix gereichen könnte, soll so gut sein, als wenn desfalls capitulirt wäre?

Gut!

Digitized by Google

9. Die Stadt bleibet von Einquartirungen befreit?

Russische Truppen sollen nicht einquartirt werden; erfordern es aber höchst nöthige Umstände, so bleiben diejenigen davon befreiet, die sonst eximirt gewesen sind. —

Während dem Capituliren berichtete mir ein auf Piquet stehender Major, daß die feindliche Armee starke Bewegungen machte; wir wurden dahero in unserer Meinung noch mehr bestärket, allein ½ Stunde nach geschlossener Capitulation vermeldete gedachter Major abermals, daß die feindliche Armee die Anhöhen verlassen und ihre Retirade nach Spandow zu nähme; wir verfolgten dahero den Feind, und da wir keine Hinderniſſe vor uns fanden, so zogen wir früh Morgens, um 8 Uhr, in die Stadt, besetzten das Schloß und übernahmen alle Militair- und Königl. Sachen. Wir ließen aber ein starkes Corps unter dem Commando des General-Lieutenants von Plagenbachen, die verlassenen Anhöhen besetzen, weil wir vermutheten, der Feind möchte sich in denen Büschen versteckt halten und uns mit Hülfe der Nacht in der Stadt zu überrumpeln suchen, welches aber nicht geschehen ist. Der Magistrat bewilligte noch ferner 50,000 Thlr. Douceur-Gelder, für das Corps des General Czernitcheff, 10,000 Thlr. für mein Corps, und 50,000 Thlr. für den österreichischen General Lascy, welcher versprechen mußte, alle gehörige Ordnung und Mannszucht zu halten. Sie machten je dennoch verschiedene Quaestiones, sie verlangten ihr ganzes Corps in die Stadt einzuquartiren, in den sächsischen Vorstädten die Wachen zu besetzen, und dergleichen mehr; man verwies sie aber auf die Capitulation und versicherte ihnen, daß, wenn der Magistrat ihnen die 50,000 Thlr. Douceur-Gelder nicht zugestehen wollte, man deshalb eben keine Weitläuftigkeiten gemacht haben würde, und man kündigte ihnen an, daß, wenn sie sich nicht in Güte hierzu verstehen würden, so könnte es leicht mit ihnen zu Thätlichkeiten kommen. Unterdessen gab man ihnen die Erlaubniß, 4 Grenadier-Bataillons in die Stadt zu bringen, dieselben auf die Neustadt einzuquartiren und die einzige Brandenburger Thorwache zu besetzen, und auf die Friedrichsstadt Salvegardes auszutheilen, wobei sie jedoch versprechen mußten, die genaueste Mannszucht zu halten.

Dieses letztere aber haben sie sehr schlecht erfüllet, und es sind deswegen bei mir verschiedene Klagen eingelaufen, wogegen Ew. Majestät Truppen die Ehre gehabt haben, das Lob davon zu tragen, daß sie durchgängig die rühmlichste Mannszucht gehalten hätten, und barmherziger als die Oesterreicher gewesen wären!

Sonnabends, den 11. October, früh Morgens um 8 Uhr, fing man an, das Zeughaus zu räumen, und man fand darinnen folgenden Vorrath:

1. Die Statüe Friedrich's I. zu Fuß, von Metall gegossen.
2. 16 Stück Kanonen ohne Lavetten.
3. 4 Feuer-Mörser ohne Lavetten.
4. 800 Stück Gewehre
5. 300 Stück Kurzgewehre.
6. 50 Stück Officier-Spontons.
7. 2500 Stück Säbel.
8. 300 Stück Küraſſe.
9. Eine große Menge alter Rüstungen.
10. 3000 Soldatenröcke.
11. 4000 Stück Hüte.
12. 12,000 Stück Ränzel und Brodsäcke.
13. 1500 Grenadiermützen.
14. 48 alte und neue Fahnen.

Als ich dasselbe ausgeräumt hatte, so gab ich den Befehl, es, nebst dem Gießhause, in die Luft zu sprengen. Allein die Stadt schützte vor, dieses Verfahren wäre wider die Capitulation, denn es könnte leicht dadurch die halbe Stadt ruinirt werden, und es wäre auch um solche Gebäude, die so viel Tonnen Goldes gekostet, schade; ich stand hierauf davon ab und ließ nur die inneren Werke ruiniren. Hierauf commandirte ich einen Officier und 25 Gemeine, die längs der Spree stehenden Pulvermühlen in die Luft zu sprengen; diese Mannschaft hatte aber das Malheur, bei der ersten in die Luft zu fliegen, daher trauete sich Niemand weiter hinaus, die übrigen Mühlen zu ruiniren. Nach diesem

Digitized by Google

ward beſchloſſen, die 1½ Meile von Berlin entlegene Feſtung Spandow zu belagern, allein Mittags, um 12 Uhr, kam ein Courier mit der Nachricht, daß der König von Preußen bereits Croſſen erreicht. Wir durften daher weiter auf Nichts, als auf unſern ſchleunigen Rückmarſch bedacht ſein. Der öſterreichiſche General Laſcy brach noch an eben dem Tage, Abends um 7 Uhr, auf, der General Czernitcheff brach den folgenden Tag, Morgens um 4 Uhr, auf, und ich folgte ihm, Nachmittags um 4 Uhr, nach, wir gelangten glücklich den 14ten mit 800 Wagen Beute, 1200 Gefangenen (Gemeine) und 50 Officiers, auch 24 brauchbaren Kanonen, und 7 bei der Belagerung eroberten Fahnen in der Neumark an.

Uebrigens muß man den Berlinern zum Ruhme nachſagen, daß ſie ungemein herzhaft! Als ich in die Stadt rückte, ſo waren mehr Bürger als Soldaten da, die durch die Glieder der Truppen ungeſtört und ganz freimüthig ſpatzirten. Der ich übrigens erſterbe

Ew. Kaiſerl. Majeſtät

General-Lieutenant
Graf von Tottleben.

Haupt-Quartier zu Schwedt,
den 18. October 1760.

Liſte:

| Der getödteten Ruſſen: | Der Verwundeten: |
|---|---|
| 2000 Gemeine. | 2460 Gemeine. |
| 10 Officiere. | 20 Officiere. |

Summa:
2000 Getödtete
2460 Verwundete
1000 Gefangene.

5460 Gemeine und
30 Officiere.

Dieſem Berichte müſſen wir indeſſen noch hinzufügen, daß ſich Tottleben mit der größten Mäßigung gegen die Stadt betrug. Das Privateigenthum wurde überall reſpectirt, und viele angeſehene Familien erhielten auf ihren Wunſch von dem General Sauvegarden vor ihren Häuſern, die von den Truppen genügend reſpectirt wurden. Die einzigen Privatperſonen, die, wenn auch nicht ihr Eigenthum, doch ihre Perſon bedroht ſahen, waren die Berliner Journaliſten und Zeitungsſchreiber. Dieſe hatten, in ihren Berichten über die Kriegsereigniſſe, den Verluſt der Ruſſen gewöhnlich bedeutender, als derſelbe war, angegeben. Der General Tottleben ſelbſt, war von ihnen perſönlich angegriffen worden, und ſo wurden die beiden Redacteure der Berliner Zeitung, die Herren Krauſe und Kretſchmar, dazu verurtheilt, auf dem neuen Markt Spießruthen zu laufen. Der menſchenfreundliche Kaufmann Gotskowski, der ſich außerdem die größten Verdienſte um ſeine unglücklichen Mitbürger erwarb, legte ſich indeſſen in's Mittel. So wurden die beiden Delinquenten auf dem Platze der Execution, nachdem ſie ſchon den Anfang der Gaſſe, welche ſie durchlaufen ſollten, betreten hatten, begnadigt. Ihre Schriften wurden jedoch öffentlich durch die Hand des Henkers verbrannt.

Das Schickſal Potsdam's war dagegen ſehr milde. Der öſterreichiſche General Eſterhazi, welcher dort befehligte, erlaubte es ſeinen Truppen nicht, den Ort, welchen der König durch ſeine Gegenwart geheiligt hatte, zu verwüſten. Seine Soldaten durften ſich durchaus keine Ausſchweifungen zu Schulden kommen laſſen, und er ſelbſt bat ſich, für ſeine Perſon, nur ein Gemälde zum Andenken aus. Ein Proviant-Officier, welchen der General Laſcy als Courier an Eſterhazi ſchickte, nahm eine Flöte des Königs zu ſeinem Privatgebrauch mit, und dies war Alles, was an Privateigenthum des Königs aus Potsdam von den Feinden genommen wurde.

Fürchterlich hatte dagegen die übrige Umgegend Berlin's zu leiden. In Charlottenburg zerſtörten die Dragoner vom Brühlſchen Regimente die innere Einrichtung des Schloſſes auf die entſetzlichſte Weiſe, die ſchönen Statuen, mit denen Friedrich daſſelbe geſchmückt hatte, die ſonſtigen Kunſtwerke, die Orangerie, alles erlag ihrer wilden Wuth. Wo möglich noch ſchlimmer hauſten die Koſaken in dem Luſtſchloſſe Schönhauſen; ſie glaubten daſelbſt viele Koſtbarkeiten zu finden, die

die

Digitized by Google

aber die Königin, welche mit dem Hofe nach Magdeburg geflüchtet war, mitgenommen hatte. Der dortige Kastellan wurde daher von diesen wilden Horden mit glühenden Eisen gebrannt, damit er ihnen den Ort anzeige, wo diese Schätze verborgen seien. Nicht besser erging es den übrigen, um Berlin gelegenen Ortschaften. Das Dorf Schöneberg wurde gänzlich niedergebrannt, Tempelhof und Mariendorf hatten dasselbe Schicksal schon früher erlitten, und bei ihrem Rückzuge nach Frankfurt nahmen die Russen allein 9000 Stück Rindvieh und 15,000 Schafe mit sich fort.

Nachdem diese gräßlichen Scenen vier Tage hindurch gedauert hatten, wurden sie durch die Nachricht, daß der König mit der Hauptarmee im Anmarsch sei, um seine Residenz zu entsetzen, schneller als man geglaubt hatte, beendet. Die Russen zogen nach Frankfurt, und als Geisel für die mit ihnen verabredete Contributionssumme, wollten sie anfänglich die drei angesehensten Kaufleute der Stadt mit sich nehmen, auf Verwendung des Kaufmann Gotskowski begnügten sie sich indessen mit den Kassirern derselben. Unter der Berliner Garnison, welche sich, der Capitulation zufolge, zu Kriegsgefangenen ergeben hatte, war auch die jüngere Hälfte des Cadettencorps mit einbegriffen, denn die Aelteren hatte Rochow, bei Abschluß der Capitulation, nach Spandau mitgenommen. Es waren lauter Kinder von 10 bis höchstens 12 Jahren, aber dennoch nahmen die Russen dieselben als Kriegsgefangene mit sich. Sie mußten, ungeachtet ihrer schwächlichen Jugend, so gut wie die gemeinen Soldaten marschiren und die kühlen Nächte unter freiem Himmel auf der feuchten Erde zubringen, sie wurden außerdem bei der Proviantaustheilung vergessen, und als sie endlich, um nicht Hungers zu sterben, ihre flehentlichen Bitten um Brod vor den mit ihrem Transport beauftragten Officier brachten, ließ ihnen derselbe einen lebenden Hammel geben, den diese Kinder selbst schlachten und so gut als möglich selbst zubereiten mußten. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß eine Menge dieser bedauernswerthen Kinder ihren Tod bei dieser Gelegenheit fand.

Der König hatte noch nicht Berlin erreicht, als schon die Nachricht von dem unvermutheten Abzuge seiner Feinde traf, er hielt sich deshalb auch nicht damit auf, die Verwüstungen die seine Residenz getroffen hatten, persönlich anzusehen, sondern deputirte statt dessen 300,000 Thaler, um durch diese Summe den Nothleidenden aufzuhelfen; er selbst folgte den Oesterreichern nach Sachsen und stieß bei Torgau auf das verschanzte Lager des Feldmarschalls Daun. Seine Lage war im höchsten Grade gefährlich. Ihm im Rücken, an der Oder, standen die Russen und drohten, ihre Winterquartiere in der Mark zu nehmen, Sachsen dagegen befand sich in der Gewalt des Feindes. Nur eine Schlacht konnte den König aus seiner Verlegenheit reißen, und ungeachtet der vortheilhaften Position des Feindes beschloß Friedrich den Angriff. Da begann, am 3. November des Jahres 1760, jenes blutige Treffen bei Torgau, welches so glorreich für Preußen endete. Der Verlust der Oesterreicher war so groß, daß sie sich nicht länger in Sachsen behaupten konnten; sie zogen sich über die Elbe zurück, Daun selbst war gefährlich verwundet worden, Friedrich aber konnte mit seinen ermatteten Truppen ruhig die Winterquartiere in Sachsen beziehen, da auch die Russen, die bisher die Mark bedroht hatten, sich, auf die Nachricht der Schlacht bei Torgau, nach Polen zurückgezogen hatten. Der König selbst war in der Schlacht verwundet worden. „Die Kugel, welche mich traf," schrieb der Monarch, in einem Briefe an den Marquis d'Argens; „hatte einen großen Theil ihrer Stücke verloren, indem sie einen großen Pelz und einen Sammetrock passiren mußte, so daß das Brustbein im Stande war, gegen ihren Schlag Stand zu halten; ich kann Ihnen versichern, daß ich mich darüber am wenigsten beunruhigt habe, da ich keinen anderen Gedanken hatte, als den, zu siegen oder zu sterben. Die Oesterreicher habe ich bis auf die Thore von Dresden zurückgeworfen, aber sie behaupten dort ihr Lager vom vorigen Jahre, und aller meiner Geschicklichkeit ist es nicht möglich, sie von dort zu verdrängen, doch sagt man, daß die Stadt von Magazinen entblößt sei. Wenn dies wahr ist, so thut vielleicht der Hunger, was

Digitized by Google

das Schwerdt nicht thun kann. Setzen sie sich dagegen in ihrer Stellung fest, so sehe ich mich genöthigt, diesen Winter, gerade so wie den vorigen, in sehr gedrängten Cantonirungsquartieren zuzubringen, und alle Truppen werden dazu gebraucht werden müssen, um einen Cordon zu bilden, der uns in Sachsen sichert."

Den Winter brachte der Monarch in Leipzig zu, und überhaupt war diese Jahreszeit jedesmal zur Erholung des Königs bestimmt. In den Winterquartieren der früheren Feldzüge beschäftigte er sich mit litterarischen Arbeiten. Den Winter des Jahres 1759 auf 1760 ließ er seine Betrachtungen über Karl XII., die er im vorigen Jahre geschrieben hatte, drucken; der König selbst besorgte die Correctur, während er dem Feinde gegenüber stand. Bei seinem Aufenthalte in Leipzig 1760 und 1761 beschäftigte er sich, wohl zum erstenmale in seinem Leben, mit einigen deutschen Gelehrten; er hatte eine Unterredung mit dem berühmten Gottsched, der aber, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, bei der Unterredung mit dem Könige so viel Pedanterie blicken ließ, daß derselbe in seiner vorgefaßten üblen Meinung gegen die deutschen Literatoren nur noch bestärkt wurde. Mehr sprach ihn dagegen Gellert an, dessen Bekanntschaft er ebenfalls in Leipzig machte, und Diesem ertheilte er das Lob, daß er der Vernünftigste von allen deutschen Gelehrten sei.

Aus diesen friedlichen Beschäftigungen rief das Waffengeräusch des Jahres 1761 den König zu neuer Thätigkeit wach. Zwar blieb der Feldzug dieses Jahres ohne größere Ereignisse; aber des Königs Lage wurde dadurch nicht gebessert, sondern der Tod des Königs Georg II. von Großbrittanien beraubte Friedrich der Subsidien, welche bisher von England gezahlt worden waren, da Lord Bute, der Günstling Georgs III., aus persönlicher Abneigung gegen den König, dahin arbeitete, das Interesse des englischen Volkes von dem Landkriege auf den Seekrieg gegen Frankreich zu lenken. —

Das Streben des Königs, bei Eröffnung des Feldzuges, ging besonders dahin, die Vereinigung des österreichischen und russischen Heeres in Schlesien zu hindern, aber aller seiner Bemühungen ungeachtet, gelang es ihm nicht, diesen Zweck zu erreichen, und dem Könige, der sich von einer dreifach überlegenen Macht bedroht bedroht sah, blieb nichts anderes übrig, als in der Nähe von Schweidnitz, bei Bungelwitz, ein festes Lager zu beziehen, in welchem er den verbündeten Russen und Oesterreichern so lange gegenüberstand, bis Mangel an Lebensmitteln die Russen zum Rückzuge nöthigte. Der König verließ nun ebenfalls seine feste Stellung und suchte die Oesterreicher zu einer Schlacht zu verleiten; aber diese hüteten sich, ein Treffen zu wagen, und statt dessen entwarf der General Laudon den Plan, die Festung Schweidnitz zu überrumpeln, was ihm auch wirklich gelang. In Folge dessen sah sich der König genöthigt, in diesem Jahre seine Winterquartiere in Breslau zu nehmen, während er, durch alle diese Unglücksfälle muthlos gemacht, auf Friedensunterhandlungen zu denken begann. Wirklich wurde ein Congreß zu Augsburg eröffnet; aber sowohl von der einen als der andern Seite wurden die Unterhandlungen mit der größten Lauigkeit betrieben, da sich Niemand zur Nachgiebigkeit verstehen wollte. Da starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland, am 5. Januar 1762, ihr folgte Peter III., schon längst der Bewunderer Friedrich's II., und sofort schloß Dieser mit dem Könige einen Waffenstillstand, welchem am 5. Mai der Friede zu Petersburg folgte. In diesem Frieden wurde dem Könige Alles zurückgegeben, was die Russen im Laufe des ganzen Krieges erobert hatten, alle preußischen Kriegsgefangenen wurden ohne Lösegeld frei gegeben, und der der General Czernitscheff erhielt den Befehl, mit seiner Armee von 20,000 Mann zu dem Heere des Königs zu stoßen. Gleich nach diesem Frieden kam auch eine Aussöhnung mit Schweden zu Stande, so daß Preußen auch von dieser Seite nichts mehr zu befürchten hatte. Dennoch trübten sich bald genug die günstigen Aussichten, mit welchen der König den Feldzug des des Jahres 1762 begonnen hatte. — Es war die Hauptabsicht des Monarchen gewesen, die beim Schlusse des vorigen Jahres verlorenen Festungen, besonders Schweid-



Digitized by Google

nitz, wieder zu gewinnen; dagegen hatte die österreichische Armee bei dieser Festung eine vortheilhafte Stellung eingenommen, um dem Könige eine regelmäßige Belagerung unmöglich zu machen. Friedrich zog daher den General Czernitscheff an sich und beschloß, den Oesterreichern eine Schlacht zu liefern; aber noch war er damit beschäftigt, die nöthigen Dispositionen zu treffen, als Czernitscheff dem Monarchen die erschütternde Nachricht mittheilte, daß Peter III. des Thrones entsetzt und sechs Tage darauf gestorben sei. Seine Gemalin, Catharina II., war ihm in der Regierung gefolgt. Czernitscheff erhielt den Befehl, seine Truppen der Kaiserin den Eid der Treue schwören zu lassen und sie dann nach Rußland zurück zu führen. Dieser unglückliche Vorfall drohte Friedrich's Aussichten gänzlich zu vernichten. Auf seine Bitten verheimlichte indessen Czernitscheff die empfangenen Nachrichten drei Tage hindurch, und am folgenden Tage, den 21. Juli, griff Friedrich die Linie der Oesterreicher bei Burkersdorf an. Die Verschanzungen der Oesterreicher wurden genommen und die Feinde auf allen Punkten zurückgeworfen. Die russische Armee hatte zwar keinen Theil an dem Kampfe genommen, war aber, um die Oesterreicher in Schrecken zu setzen, vollständig in Schlachtordnung aufmarschirt. Am folgenden Tage, nachdem das Treffen entschieden war, zog Czernitscheff nach Hause.

Der Schlacht bei Burkersdorf, der letzten, in welcher der König selbst seine Truppen zum Siege führte, folgte die Einnahme von Schweidnitz, und eben so glücklich waren die preußischen Waffen in Sachsen, wo der Prinz Heinrich kommandirte. Dieser schlug, nachdem er mehrere Vortheile über die Feinde erlangt hatte, den Prinzen von Stolberg, in der Schlacht bei Freiberg, völlig auf's Haupt, und der König konnte ruhig seine Winterquartiere in Leipzig und Meißen nehmen. Dort beschäftigte er sich damit, alle Anstalten zur Eröffnung des neuen Feldzuges zu treffen, um denselben sobald als möglich zu enden. Von allen seinen Feinden war ihm nur Oesterreich übrig geblieben; er konnte nun alle seine Streitkräfte auf einen Punkt wenden, und so entwarf er den Plan, seine Armee bis auf 200,000 Mann zu verstärken, und mit derselben in das Herz von Oesterreich vorzudringen. Sachsen mußte zu diesem Zwecke wieder Geld anschaffen; Mannschaften strömten dem Könige von allen Seiten zu, da die übrigen Mächte, die vorher im Kriege begriffen gewesen waren, ihre Truppen abdankten.

Alle diese Anstalten waren indessen überflüssig gewesen, denn schon mit dem Beginn des neuen Jahres wurden dem Könige von allen Seiten, sogar von Maria Theresien, die vortheilhaftesten Friedensvorschläge gemacht. Am 10. Februar 1763 wurden zuerst die Friedenstractate zwischen Großbrittannien und Preußen mit Frankreich, fünf Tage später mit Oesterreich und Sachsen unterzeichnet. Friedrich selbst dictirte die Bedingungen dieses Friedens und forderte weiter nichts, als die Wiederherstellung des Zustandes seiner Länder vor dem Ausbruche des Krieges, wogegen er versprach, dem Erzherzoge Joseph, bei der bevorstehenden römischen Königswahl, seine Stimme zu geben.

So wurde der Friede zu Hubertsburg, am 15. Februar 1770, unterzeichnet, jener denkwürdige Tractat, durch welchen Friedrich ruhm- und siegekrönt aus dem Kampfe hervorging, in welchem ihn seine Feinde zu verderben gedachten. Von jenem Augenblicke an war Schlesien ein sicheres Besitzthum des preußischen Staates und ist, bis auf den heutigen Tag, eine der schönsten Provinzen desselben geblieben. —

Um so niedergeschlagener die Stimmung der Berliner seit jenem Augenblicke gewesen war, wo der General Tottleben die Stadt eingenommen hatte, um so größer war die Freude, welche sich in der Residenz verbreitete, als man die Nachricht von jenen, für den König so erfreulichen Vorfällen erhielt. Zwar drohte der Tod des Czaar Peter alle diese schönen Hoffnungen zu vernichten, aber als die officielle Botschaft eintraf, daß die Friedensunterhandlungen zu Hubertsburg bereits eröffnet, daß der Friede endlich wirklich unterzeichnet sei, steigerte sich der Enthusiasmus für den König mit jedem Tage.

Am 16. Februar 1763 kehrte die Königin aus Magdeburg zurück; sie wurde von der Bürgerschaft zu

Digitized by Google

Spandau und natürlich auch von den Berlinern feierlich eingeholt; die Hof-Postbeamten erwarteten sie mit 4 Postillonen in Charlottenburg; diesen schlossen sich das Schlächtergewerk Berlin's, mit Pauken und Trompeten, die Mitglieder der Kaufmannschaft, die königlichen Forstbedienten, die berliner Stühengilde, die Kompagnie der französischen Freiwilligen und die angesehensten Bürger an. Die Königin fuhr in einer prächtigen, mit acht isabellfarbigen Pferden bespannten Kutsche durch die Linden, wo sie von den bewaffneten Bürgercompagnien empfangen wurde, und um diesen festlichen Tag noch bedeutender zu machen, kam am selbigen Tage der königliche Hof-Postmeister von Jordan mit einer Depesche an, welche die erste, bestimmte Nachricht vom Abschlusse des Hubertsburger Friedens enthielt. —

Am 19. Februar kam die verwittwete Prinzessin von Preußen mit ihrer Tochter in Berlin an, und wurde auf eine ähnliche Weise empfangen; ihr folgte am nächsten Tage der Prinz Heinrich, welcher die Nachricht brachte, daß die Regimenter schon wieder auf dem Rückmarsch nach ihren Garnisonen sei, und wirklich rückte am 25. Februar das Regiment Forçade in Berlin ein. Die Freude war unbeschreiblich, aber sie wurde dennoch dadurch getrübt, daß man vergeblich Verwandte und Freunde in den Reihen jener Krieger suchte; nur fremde Gesichter waren es, welche man erblickte, denn Wenige von denen, die mit dem großen Könige in's Feld gerückt waren, kehrten in die Arme der Ihrigen zurück.

Am 5. März wurde der Friede auf den Straßen öffentlich ausgerufen. Der Friedensherold saß auf einem Schimmel, der durch zwei Bediente des königlichen Marstalles geführt wurde. Seine Kleidung bestand aus dunkelblauem Sammet, reich mit Gold gestickt und mit goldenen Tressen besetzt. Er trug einen silbernen Küraß und auf diesem das königliche Wappen, Scepter und Reichsapfel, so wie den schwarzen Adler mit Gold und Silber gestickt; sein Mantel bestand aus einer Tigerhaut; auf dem Kopf hatte er einen römischen Helm, der mit weißen und schwarzen Straußfedern geschmückt war, und um welchen sich ein Lorbeerkranz wand. Ausserdem trug er lederne Stulphandschuhe, die mit breiten goldenen Franzen besetzt waren; seine Strümpfe aber waren mit ponceaurothem Bande nach römischer Art umwunden. In der rechten Hand hielt er einen mit blauem Sammet überzogenen Heroldstab. Sein Pferd war ebenfalls mit einer Sammetdecke von derselben Art geschmückt, und nach römischer Art aufgeschirrt. Ein Detachement Husaren in neuer Montirung, zwei Pauker, vier Trompeter und ein Husarenofficier eröffneten den Zug, dann kam der Herold selbst und eine Abtheilung der königlichen Gensd'armes, ebenfalls in neuer Montirung, beschloß denselben. Zuerst hielt diese prächtige Kavalcade vor dem königlichen Schlosse an, wo der Herold die vorgeschriebene Formel ausrief. Dasselbe geschah vor den Pallästen der übrigen, in Berlin anwesenden Mitglieder der königlichen Familie, zuletzt auf den Hauptplätzen der Stadt. Am Abend dieses Tages war Cour bei der Königin, Concert und Souper und die ganze Stadt erleuchtet.

Am 6. März wurde dagegen öffentlich ein kirchliches Dankfest begangen. Der ganze Hof war bei'm Gottesdienst in der Domkirche versammelt, nach Beendigung desselben ward das Te Deum laudamus angestimmt, während die Kanonen im Lustgarten eine dreimalige Salve gaben. Am Abend waren wieder große Festlichkeiten bei Hofe und am folgenden Tage hatte der Prinz Heinrich einen Maskenball arrangirt. Der König selbst wollte am 30. März in Berlin eintreffen, und bis zu diesem Tage sah man in Berlin eine Reihe von öffentlichen und Privatfestlichkeiten, wodurch ein Jeder seine Freude über den glücklich errungenen Sieg seines Königs an den Tag zu legen trachtete. Um den Monarchen an diesem Tage einzuholen, waren großartige und prächtige Vorkehrungen getroffen worden. Zuerst kam ein königlicher Polizei-Commissarius mit sechs Postillonen und sechs Feldpost-Couriers, dann kam der königliche Feldpostmeister mit 9 Feldpostsecretairs und 72 Postillonen, Jene in blauer Kleidung mit goldenen Tressenhüten und orangefarbenen Kokarden, seidenen



Digitized by Google

Leibbinden mit goldenen Frangen und ſilbernen Poſthörnern; Dieſe in die gewöhnliche Poſtlivrée gekleidet, mit orangefarbenen Bandſchleifen an den Hüten. Nach ihnen kam das Schlächtergewerk. Sämmtliche Mitglieder deſſelben waren braun gekleidet und trugen ſilberne Knöpfe auf den Röcken; ihre Pferde waren mit grünen Chabracken und Bändern von derſelben Farbe geſchmückt. Ihnen folgte die Kompagnie der franzöſiſchen Freiwilligen in blauen Röcken, carmoiſinrothen Weſten, Hüten mit goldenen Treſſen und einem Myrthenſtrauß; dann kam die franzöſiſche Dragonerkompagnie, ebenfalls in blauen Röcken mit goldenen Achſelbändern, Weſten von weißem Atlas und Bandelieren von Goldlahn. Dann die ſämmtlichen Bedienten des königlichen Marſtalls in ihrer beſten Uniform; nach ihnen die Kompagnieen der Kaufmannſchaft in blauen Röcken mit Atlasweſten von derſelben Farbe, und noch ein zweites Corps junger Kaufleute, ebenfalls in blauen Röcken mit goldenen Knöpfen, aber ponceaufarbenen Weſten mit goldenen Treſſen und weißen Kokarden auf den Hüten. Eine jede dieſer Abtheilungen hatte eine oder mehrere Fahnen bei ſich, auf welche dem Zweck des Tages entſprechende Embleme geſtickt waren.

Dieſe Züge, welche beſonders dazu beſtimmt waren, den König einzuholen, rückten ſchon am Morgen zum frankfurter Thore hinaus; dort hatte der Magiſtrat eine Ehrenpforte errichten laſſen, auf welcher ſich ein Muſikchor befand. Von dieſer Ehrenpforte an, bis an's Schloß, ſtanden zu beiden Seiten der Straße, eine Gaſſe bildend, 25 Bürgercompagnieen zu Fuß, wozu noch diejenigen Zünfte kamen, die ſich ebenfalls der Einholung angeſchloſſen hatten. Die Gegend am Schloß halten die franzöſiſchen Grenadiere und das Cadettencorps beſetzt.

Schon früh am Vormittage hatten dieſe Abtheilungen ihre Poſitionen eingenommen, und noch früher war ſchon das Volk auf den Beinen geweſen; Alles hatte ſich nach dem frankfurter Thore und der Königsſtraße gedrängt, um den Einzug des allgeliebten Herrſchers anzuſehen. Es wurde jedoch Mittag, der König kam noch immer nicht, und erſt als der Abend herein dunkelte, erhielt man die Nachricht, daß der Monarch ſich dem frankfurter Thore näherte; aber noch immer wollte der Erwartete nicht erſcheinen. Die Nacht brach herein und noch immer behaupteten die Züge ihre Poſition, als ſich plötzlich in der Menge das Gerücht verbreitete, der König befinde ſich ſchon auf dem Schloſſe. Man wollte dieſer Nachricht anfänglich keinen Glauben ſchenken, da man wußte, daß der König von den Empfangsfeierlichkeiten, die man für ihn bereitet hatte, unterrichtet war, und man unmöglich glauben konnte, daß er dieſen Beweis der patriotiſchen Liebe ſeiner Unterthanen verſchmähen würde. Aber dennoch war es ſo, wie das Gerücht erzählte. Es war dem Könige läſtig geweſen, die gedrängten Straßen zu paſſiren, er war deshalb von der großen Straße abgebogen und durch das Spandauer Thor in Berlin hineingefahren. Er ſtieg im Schloßhofe ab und ſoupirte bei der Königin. Mißvergnügt tröſten ſich natürlich die zuſammengekommenen Gewerke auf, und erſt am folgenden Tage nahm der Monarch die Glückwünſche an, welche ihm die Deputationen der Behörden und Gewerke auf dem Schloſſe darbrachten. Am 4. April veranſtalteten dagegen die guten Berliner eine prächtige Illumination, bei welcher Gelegenheit ſich der König zum erſten Male auf dem Balkon des Schloſſes zeigte, in allen Straßen umherfuhr und dort durch ſein leutſeeliges, herablaſſendes Betragen die Unterthanen für ihre vereitelte Hoffnung am Tage der Einholung entſchädigte.

Durch den hubertsburger Frieden hatte der große König ſeinem Staate einen Platz unter den Großmächten Europa's angewieſen, und ſeine nächſte Sorge ging nunmehr dahin, dieſe Stellung zu behaupten. Er hatte der ſtaunenden Mitwelt gezeigt, daß er der größte Krieger ſeines Jahrhunderts ſei, er wollte zu dieſem Ruhm noch den hinzufügen, daß er als Staatsmann ſeinem Talente als Feldherr nichts nachſtehe. Er hatte mit ſchwerem Herzen das Unglück geſehen, welches, beſonders in den letzten Kriegsjahren, über ſeine Unterthanen hereingebrochen war, und als nun endlich die Ruhe ſeinem Staate zurückgekehrt und von ſeinen Feinden keine äußerliche Unterbrechung ſeiner Thätigkeit zu fürch-

Digitized by Google

ten war, konnte er sich ungestört mit dem Wohl seines Landes beschäftigen. Aber während alle andere Monarchen, welche an dem siebenjährigen Kriege Theil genommen hatten, durch Einschränkungen aller Art diejenigen Summen zu ersetzen suchten, welche der Krieg gekostet hatte, folgte Friedrich gerade den entgegengesetzten Principien. In seiner Kriegskasse befanden sich noch 7 Millionen Thaler, und diese verschenkte er ohne Zögern an diejenigen Provinzen seines Landes, welche durch den Krieg am Meisten gelitten hatten, und um der arbeitenden Klasse wieder empor zu helfen, wurden, gleich nach Beendigung des Krieges, zu Berlin und Potsdam eine Menge der bedeutendsten Gebäude aufgeführt. Ebenso strebte er dahin, seinem Hoflager denjenigen Glanz zu verleihen, welchen er seiner Würde für nothwendig erachtete, und sparte keine Kosten, seinen Zweck zu erreichen. Jene Zeiten, wie sie Berlin vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges erlebt hatte, kehrten allgemach wieder, und zu diesen Vergnügungen gaben eine Menge von Fremden, welche zum Besuch nach Berlin kamen, häufig genug eine außerordentliche Veranlassung.

Leider hatte indessen den König, während des siebenjährigen Krieges, noch ein anderer Verlust getroffen, welcher ihn ebenfalls schmerzlich berührte. Es war dies der Tod der Markgräfin von Baireuth, welcher an demselben Tage, wo Friedrich den Verlust bei Hochkirch erlitt, erfolgt war. Wir haben in dem vorigen Abschnitte gesehen, wie der König seine Schwester mit der innigsten Zuneigung liebte, und als er nach dem Tode seines Vaters die Regierung angetreten hatte, vergaß er dieser Liebe nicht. Wenn die Markgräfin am Hofe erschien, feierte er ihre Anwesenheit durch glänzende Feste, und auch die Unterthanen begrüßten die Schwester ihres Landesherrn mit allgemeinem Jubel. So arrangirte der König, am 25. August des Jahres 1750, ein prächtiges Carousselreiten im Lustgarten zu Berlin, um die Anwesenheit seiner Schwester zu feiern. Noch lange nachher sprach man von dieser glänzenden Festlichkeit, dergleichen das Publikum in langer Zeit nicht gesehen hatte. Der Lustgarten selbst war zu diesem Zwecke auf's Prächtigste ausgeschmückt worden; es war in demselben eine große Tribüne für den König, die Königin und den ganzen Hof erbaut, dieser gegenüber war eine besondere Tribüne für die Markgräfin aufgeführt, welche nach beendetem Ringelrennen die Preise an die Sieger austheilen sollte. Außerdem waren zu beiden Seiten Logen für die Honoratioren und Amphitheater für die bürgerlichen Zuschauer errichtet, und da das Schauspiel bei Abend stattfand, war der Circus, welcher durch die Tribünen und das Amphitheater gebildet wurde, von einer unzähligen Masse von Lampen erhellt. Die drei Prinze des königlichen Hauses, Brüder des Königs, und der Markgraf Karl führten die vier Quadrillen, welche an dem Carousselreiten Theil nehmen sollten; eine jede derselben bestand aus 17 Cavalieren; und jede dieser vier Abtheilungen hatte ihr besonderes Kostüm. Die Erste war römisch gekleidet; die Zweite in carthagischer Tracht; die Dritte im griechischen und die Vierte im persischen Kostüm. Diese vier Trupps versammelten sich bei dem königlichen Stalle in der breiten Straße, und ihnen schlossen sich eine Menge von Dienern mit Handpferden an, die auch in das entsprechende Kostüm gekleidet waren. Von dem Sammelplatze aus zog dieser glänzende Zug, unter dem Schall mehrerer Musikchöre, bei dem Schlosse, der neuen Stechbahn und Schlossfreiheit vorüber, und ritt in den Circus, im Lustgarten, hinein. Dort begann das Ringelrennen; der Staatsminister von Arnim war mit drei Hofcavalieren zum Kampfrichter ernannt worden. Diese entschieden, wer von den Kämpfern den Sieg davon getragen habe, während die Markgräfin, von vier reichgekleideten Ehrendamen umgeben, die Preise austheilte.

Diese glänzenden Festlichkeiten kehrten, wie gesagt, nach Beendigung des Krieges wieder; prächtige Schlittenfahrten und andere öffentliche Feste erregten schon im Jahre 1763 auf 1764 das Erstaunen und die Bewunderung der Berliner, besonders wurde aber das Interesse derselben angeregt, als, am 16. November 1763, der türkische Gesandte Achmed Effendi mit einem zahlreichen Gefolge in Berlin einzog. Unter dem Klange

Digitized by Google

der türkiſchen Janitſcharenmuſik, die man bis dahin in Berlin noch nicht gehört hatte, hielt er ſeinen Einzug. Bald darauf ertheilte ihm der König die erſte Audienz auf dem Schloſſe, wobei ihm der Geſandte eine Menge prächtiger Geſchenke an Pferden, türkiſchen Waffen und koſtbaren Gewändern überreichte. Dieſe Geſchenke wurden ſpäter dem Publikum ausgeſtellt. Der Geſandte bewohnte das ſogenannte Vernezobreſche Palais in der Wilhelmsſtraße und blieb bis zum Mai des folgenden Jahres, in der Reſidenz. Hiebei ereignete ſich noch die drollige Geſchichte, daß die Attache's der türkiſchen Geſandſchaft Geſchmack an den Berlinerinnen gefunden und eine nicht unbedeutende Anzahl derſelben überredet hatten, ihnen nach Konſtantinopel zu folgen. Die jungen Ausreißerinnen hatten ſich in die Rüſtwagen verſteckt, die dem Geſandten nachgeführt wurden; aber unglücklicher Weiſe wurde dieſe Liſt von ihren Verwandten entdeckt und die jungen Damen reclamirt, ſo daß ihre Hoffnung, ein türkiſches Harem zu zieren, diesmal vereitelt wurde.

Von wichtigen Hoffeſtlichkeiten dürfte nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges beſonders die Vermälung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig, am 14. Juli 1765, zu nennen ſein. Die einzige Frucht dieſer Ehe war die Prinzeſſin Eliſabeth Wilhelmine Luiſe, die in der Folge den Herzog von York heirathete. Umſtände verſchiedener Art machten eine Scheidung des Kronprinzen von ſeiner Gemalin nothwendig, welche im Jahre 1768 erfolgte. Die Prinzeſſin erhielt die Stadt Stettin zu ihrem Aufenthaltsorte angewieſen und ſtarb daſelbſt in einem hohen Alter erſt im verfloſſenen Jahre. Am 14. Juli 1769 vermälte ſich der Kronprinz auf's Neue, und zwar diesmal mit der Prinzeſſin Friederike Luiſe von Heſſen-Darmſtadt. Dieſe Verbindung wurde zu Charlottenburg vollzogen und die erſte Frucht dieſer Ehe war der, am 8. Juni 1840, verſtorbene König Friedrich Wilhelm III. — Außerdem entſprangen noch aus dieſer Ehe die Prinzeſſinnen Friederike Chriſtine Amalie Wilhelmine, und Wilhelmine Friederike Luiſe, von denen die Erſtere, noch nicht völlig zwei Jahr alt, ſtarb, die Andere ſpäterhin Königin der Niederlande wurde, nachmals wurde noch die Prinzeſſin Friederike Chriſtine Auguſte, am 1. Mai 1780, geboren und außerdem entſproßen der Ehe noch die beiden Prinze Friedrich Heinrich Karl, am 30. December 1781, und Friedrich Wilhelm Karl, am 3. Juli 1753.

Ungeachtet aber der König auf ſolche Weiſe an ſeinem Hofe das frühere rege Leben und Treiben zu entfalten bemüht war, ſo wollte ihm dies doch nicht wie ſonſt gelingen. Er ſelbſt war durch die Verluſte und und Mühſeligkeiten des Krieges, durch ſo viel Schläge des Schickſals abgeſpannt worden, die frühere Heiterkeit ſeines Geiſtes wollte nicht wiederkehren, und ſchon während des ſiebenjährigen Krieges ſpricht ſich die melancholiſche Stimmung, welche ſich ſeiner bemächtigt hatte, in ſeinen Briefen an den Marquis d'Argens aus: „Ich bin zu weiter nichts mehr gut, als zum Vegitiren;" ſo ſagt er in einem dieſer Briefe vom 1. April 1762; „das Oel meiner Lebenslampe iſt ſchon verbraucht, ehe noch der Docht verzehrt iſt; allerhöchſtens wäre ich noch im Stande, einen guten Karthäuſermönch abzugeben." — „In unſerem Leben giebt es für alle Dinge eine Zeit," ſpricht er an einem anderen Orte; „für mein Alter, mein lieber Marquis, giebt es Bücher, Unterhaltung, einen guten Lehnſtuhl und einen Kamin, das iſt Alles, was mir noch geblieben iſt und außerdem nur noch nach wenigen Augenblicken das Grab."

Von ſeinem Aeußern entwirft der König mit ſarkaſtiſcher Laune, in einem Briefe an die Gräfin von Camas, folgende Schilderung: „Seit vier Jahren habe ich auf mein Abendeſſen Verzicht leiſten müſſen, da es ſich mit dem Geſchäft, welches ich zu treiben gezwungen bin, nicht verträgt. An den Marſchtagen beſteht mein Mittagseſſen nur in einer Taſſe Chocolate; ich ſchwöre Ihnen, ich führe ein wahres Hundeleben, und mit Ausnahme Don Quixote's, hat es wohl Niemand geführt, als ich. Dieſe immerwährende Unruhe und alle dieſe Unordnung, welche gar kein Ende nimmt, hat mich ſo alt gemacht, daß es Ihnen Mühe machen wird, mich wieder zu erkennen. Auf der rechten Seite des Kopfes ſind meine Haare ganz grau geworden, meine

Digitized by Google

Zähne werden schwach und fallen aus; mein Gesicht ist so runzellicht, wie die Falten eines Weiberrocks, mein Rücken gebeugt, wie der eines Trappisten ꝛc."

Diese trübe Stimmung wurde noch durch die verschiedenen Todesfälle, welche die königliche Familie betrafen, vermehrt. Die Königin Mutter, der Prinz von Preußen, ein Bruder des Königs, waren in dieser Zeitperiode gestorben, und ihr Tod hatte den König auf das Schmerzlichste berührt, und so war auch das Hofleben an und für sich selbst öder geworden, denn die Wittwe des verstorbenen Prinzen hatte sich nach dem Tode ihres Gemals von allen Zerstreuungen zurückgezogen und lebte ein stilles, einförmiges Leben am Hofe der regierenden Königin zu Schönhausen. Der Markgraf Friedrich bewohnte Schwedt, der Prinz Ferdinand hielt hielt sich größtentheils in Friedrichsfelde auf und kam nur zur Zeit des Karnevals nach Berlin, und somit war der Prinz Heinrich der Einzige, welcher regeres Leben in die Einförmigkeit des berliner Hoflagers brachte. Der König liebte auch seinen Bruder, der sich besonders um das Wohl des Staates verdient gemacht hatte, auf das Zärtlichste; er feierte den Geburtstag desselben mit königlicher Pracht. Aber dennoch dauerte das freundschaftliche Verhältniß zwischen Beiden nicht ununterbrochen fort, und oft genug kamen Mißhelligkeiten vor, die durch geringfügige Kleinigkeiten verursacht wurden. Hierzu kam noch, daß auch die häuslichen Verhältnisse des Prinzen Heinrich sich nicht allzugünstig gestaltet hatten; er hatte anfänglich mit seiner Gemalin im besten Einverständnisse gelebt und dieselbe sogar zärtlich geliebt, um so auffallender war es daher, als er sich plötzlich, kurz nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, von ihr trennte. Sie kam nicht mehr nach Rheinsberg, sondern bewohnte in dem Palais ihres Gemals zu Berlin einen abgesonderten Flügel. Niemand wußte, wodurch dieser Bruch veranlaßt worden war, der Prinz wies jede Einmischung eines Fremden, der eine Versöhnung stiften wollte, hartnäckig zurück, und noch bis jetzt ist die Ursache jenes unglücklichen Verhältnisses nicht bekannt geworden.

Nur selten wurde somit die Ruhe, welche am Hofe zu Berlin herrschte, durch größere Festlichkeiten unterbrochen, zu denen die schon vorhin erwähnten Familienverhältnisse eine frohe Veranlassung gaben. Hiezu kamen noch die Besuche vieler fremden Fürsten, wie z. B. des Prinzen Karl von Schweden, der Königin Ulrike von Schweden, des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt und Anderer; besonders aber zeichneten sich die Feierlichkeiten aus, welche man zum Empfange des russischen Thronfolgers, des Großfürsten Paul Petrowitz, getroffen hatte.

Das freundschaftliche Verhältniß, welches allmälig zwischen dem petersburger und berliner Kabinet eingetreten war, war noch dadurch vermehrt worden, daß sich der Großfürst Paul mit der Prinzessin Natalie von Hessen-Darmstadt, einer nahen Verwandten des Königs vermält hatte. Diese Prinzessin starb jedoch schon in ihrem ersten Wochenbette, und die Bemühungen des Königs Friedrich waren nunmehr darauf hingerichtet, die Stelle der verstorbenen Prinzessin wieder auf eine dem preußischen Hofe entsprechende Weise auszufüllen. Zwar versuchte der österreichische Hof alles Mögliche, der Absicht des Königs entgegen zu treten, aber dennoch fiel die Wahl der Kaiserin Katharine auf eine Nichte des Königs, die Prinzessin Sophie Dorothea Auguste Luise von Würtemberg. Es war angeordnet worden, daß die Verlobungsfeierlichkeiten in Potsdam stattfinden sollten, der Herzog von Würtemberg kam mit seiner ganzen Familie dorthin. Der Großfürst Paul Petrowitz, der ebenfalls deshalb nach Deutschland gekommen war, wurde von dem Prinzen Heinrich auf's Feierlichste an der Grenze des Landes empfangen, und daß sich alle Mitglieder des preußischen Königshauses ebenfalls zu dieser Feierlichkeit versammelt hatten, braucht wohl nicht erwähnt zu zu werden. In allen Städten, welche der Großfürst in Begleitung des Prinzen Heinrich passirte, hatte man die glänzendsten Feierlichkeiten zum Empfange der hohen Gäste veranstaltet; am 21. Juli trafen sie in Berlin ein. Dort hatten sich am Morgen desselben Tages das Schlächtergewerk, die Schützengilde und die ansäßigen Kaufleute versammelt, um sie einzuholen. Sie schlossen sich dem Zuge, den

Digitized by Google

sie bei Weißensee trafen, an, und das gleiche thaten eine Menge von Honoratioren, die ebenfalls zu diesem Zwecke die Stadt verlassen hatten. Unter dem Schall der Posthörner und dem Klange der Musik kam der Zug an der Ehrenpforte an, welche vor dem Königsthore errichtet war. Eine Salve von Kanonen begrüßte den hohen Gast, der an der Ehrenpforte von 30 jungen Mädchen, die als Schäferinnen oder Gärtnerinnen gekleidet waren, empfangen wurde. Die Anführerin derselben, die Tochter des Hofbuchdruckers Decker, überreichte dem Großfürsten ein Gedicht. An der Königsbrücke stand eine zweite Ehrenpforte und bei derselben bestreuten 30 Kaufmannstöchter der Stadt Berlin, ebenfalls als Gärtnerinnen gekleidet, den Weg des Großfürsten mit Blumen; eine dritte Ehrenpforte war an der langen Brücke errichtet, und wieder empfingen 30 junge Mädchen, der französischen Kolonie angehörig, die beiden Prinze, wobei die Tochter des Hofjuweliers Baudeßon ihnen ein Gedicht überreichte. Auf der Spree wimmelte es dabei von reichgeschmückten Schiffen, die mit der russischen und preußischen Flagge geziert waren. Zugleich stand die ganze Bürgerschaft Berlin's auf beiden Seiten der Straßen unterm Gewehr, und unter dem Geläute sämmtlicher Glocken, dem Donner der Kanonen und dem Schalle der Musikchöre, welche auf den drei Ehrenpforten und dem berlinischen Rathhause, an der Spandauerstraßenecke, versammelt waren, langte der Prinz auf dem Schlosse an.

Eine Reihe von glänzenden Festlichkeiten verherrlichte den Aufenthalt des Großfürsten am berliner Hofe der etwa vierzehn Tage hier verweilte; Opern, Redouten, Concerte, Illuminationen wechselten in Berlin, Charlottenburg, Potsdam und Schönhausen mit einander ab. Am 5. August trat der Großfürst seine Rückreise an. Er hatte zuvor in Berlin alle sehenswerthe Anstalten, die Porzellanmanufactur u. s. w. besucht, auch die Akademie der Wissenschaften hatte er mit seiner Gegenwart beehrt und ward daselbst feierlich aufgenommen und zum Ehrenmitgliede derselben ernannt. Die Bürgerschaft gab ihm natürlich wieder das Geleit.

Auf solche Weise wurde zuweilen die monotone Stille am Hofe zu Berlin unterbrochen, alle jene geselligen Vorzüge, welche früher daselbst geherrscht hatten, verschwanden nach und nach und eben so einförmig ging auch das Leben des Königs dahin.

Er hatte zu seinem Hauptaufenthaltsorte das Schloß zu Potsdam gewählt, dies verließ er regelmäßig am 1. April; um nach Sanssouci zu ziehen, von dort begab er sich zu Ende dieses Monats nach Charlottenburg, um dort über die Regimenter der berliner Garnison Specialrevue abzuhalten. Am 17. und 18. Mai fand die Parade der potsdamer Garnison statt; am 19. Mai war die Parade der spandauer Garnison und und am 20. begab sich der König nach Berlin, wo er, nachdem er den Stabsofficieren die Parole und sonstigen Befehle gegeben hatte, große Tafel hielt; dann folgte das große Manoeuvre bei Berlin und dann das zu Magdeburg, von denen jedes drei Tage dauerte. Am 1. Juni begab sich der König nach Küstrin, nahm die Parade der dort im Lager stehenden Dragoner ab, und hatte bis zum 10. Juni auch die übrigen Truppen in Pommern und Preußen gemustert, so daß er am 13. desselben Monats schon wieder in Sanssouci eintraf, wo sämmtliche Minister ihm Rechnung über die Einkünfte und Ausgaben des Staates ablegen mußten. Von Sanssouci aus verlegte der König seinen Aufenthalt, etwa auf vierzehn Tage, nach dem neuen Palais, dessen Bau gleich nach dem siebenjährigen Kriege begonnen worden war, dort trank er den Brunnen und kehrte dann wieder nach Sanssouci zurück, von wo aus er im August gewöhnlich eine Reise nach Schlesien machte. Von dieser zurückgekehrt, hielt er sich einige Tage in Berlin auf, besichtigte dort die Neubauten, nahm die Wachtparaden ab und kehrte dann nach Sanssouci zurück, um dort das große Manoeuvre zu halten, welches regelmäßig am 21., 22. und 23 September stattfand. Mit Ende des Novembers verließ der König Sanssouci, er begab sich nach Potsdam, und verließ das dortige Schloß während des Winters nur, um dem Karneval in Berlin beizuwohnen.

Was seine tägliche Lebensweise anbetraf, so war dieselbe, nach Beendigung des siebenjährigen Krieges,

Digitized by Google

ebenfalls sehr verändert worden. Er gab Abends zuvor den Befehl, wann er geweckt werden sollte, und dies mußte bis auf die Minute pünktlich geschehen. Einige Zeit vorher mußte in seinem Schlafzimmer Feuer angemacht werden, gleichviel ob es im Sommer oder im Winter war, denn der König pflegte so stark zu schwitzen, daß seine Wäsche und die Ueberzüge seines Bettes nach seinem Aufstehen am Feuer getrocknet werden mußten. Nach seinem Aufstehen kleidete sich der König, ohne Beihülfe eines Kammerdieners, an; Strümpfe, Stiefeln und Beinkleider zog er, im Bette sitzend, das Uebrige, vor dem Kaminfeuer stehend, an, dann ließ er sich seinen Zopf zurecht machen und las inzwischen von den eingegangenen Briefen diejenigen, welche ihn am Meisten interessirten, die anderen schickte er an den Kabinetsrath, um sie sich im Auszuge vorlegen zu lassen. War dies geschehen, so stand er auf und wusch sich; er setzte sich die Perücke und den Hut auf und ging dann in's Vorzimmer, um dort dem wartenden Adjudanten den Rapport abzunehmen und seine Befehle zu ertheilen. — Seinen Hut nahm der König nur bei Tische, oder wenn er mit Personen von größerer Bedeutung sprach, ab. — Gleich darauf trank er einige Gläser Wasser, die er in der letzten Jahren seines Lebens mit destillirtem Fenchelwasser vermischte, nachher Kaffee, zwei oder drei kleine Tassen, manchmal mit, manchmal ohne Sahne, aber stets mit Senf vermischt. Nach dem Kaffee phantasirte er, aus einem Zimmer in's andere gehend, auf der Flöte, zuweilen eine, zuweilen zwei Stunden, bis der vom Kabinetsrath gefertigte Auszug der vorher fortgeschickten Briefe erschien. Er las denselben durch und dictirte den übrigen Kabinetsräthen Antwort auf die eingelaufenen Depeschen. Dann zog er seine Morgenkleidung aus, rieb sich etwas Pomade in die Haare, ließ sie dann mit Puder streuen, zog die Uniform an und nachdem er sich zuvor noch einmal Gesicht und Hände mit einer Serviette gewaschen hatte, ließ er sich rasiren, und dies ganze Geschäft des Ankleidens war in höchstens sieben bis acht Minuten abgemacht. So wurde es zehn; bis zwölf Uhr beschäftigte sich der König damit, einige Privatbriefe zu schreiben, gab dem Kommandanten die Parole, las auch wohl ein neu erschienenes Werk oder sprach mit Jemand, welchen er zu sich bestellt hatte. Waren vielleicht Fremde von Distinction in Potsdam anwesend, so ertheilte er ihnen hierauf Audienz; dann ritt er, so lange er noch bei Kräften war, jederzeit eine Stunde spazieren. Dies war dann derjenige Augenblick, wo der leutselige Monarch einem Jeden, selbst dem Geringsten seiner Unterthanen, erlaubte, ihm ein Anliegen, schriftlich oder mündlich, in Person vorzutragen. Je nach dem Befinden der Sache ertheilte er auf der Stelle Bescheid, gewährte entweder die Bitte, oder wies diejenigen, deren Forderungen die Grenzen der Billigkeit überschritten, mit freundlicher Milde in die Schranken der Mäßigung zurück. Man kann wohl glauben, daß die Nachricht von diesem herablassenden Betragen des Königs ganze Schaaren von Bittstellern herbeizog; dennoch bewies er sich gegen jeden Einzelnen freundlich, und nur wenn Personen, welche er schon einmal abgewiesen hatte, sich wieder an ihn drängten und abermals belästigten, wurde er aufgebracht. — Um zwölf Uhr ging er zu Tische, und sieben bis höchstens acht Personen speisten mit dem König; das Diner bestand nur aus acht Schüsseln, das Dessert aus nichts anderm, als den Früchten, welche die Jahreszeit mit sich brachte. Das Tafelservice bestand aus Porzellan; getrunken wurde hauptsächlich Moselwein oder Pontak, Champagner und Ungar seltner, und nur auf besondern Befehl des Königs. Rheinwein trank Friedrich gar nicht, er pflegte zu sagen: „wer einen Vorgeschmack davon haben will, wie Jemandem zu Muthe ist, der gehängt wird, der muß eine Flasche Rheinwein teinken." Das Einzige, worin sich der Geschmack des Königs treu geblieben war, war seine Vorliebe für scharfgewürzte Speisen, auch saß er stets vier bis fünf Stunden bei Tische und unterhielt sich mit der größten Lebhaftigkeit. War die Tafel aufgehoben, so beschäftigte er sich unmittelbar darauf mit dem Anordnen des Küchenzettels für den folgenden Tag, dann blies er eine halbe Stunde die Flöte, unterschrieb gleichzeitig Kabinetsbefehle und trank Kaffee. Die Zeit von vier bis sechs Uhr Nachmittag's widmete er, wie er



Digitized by Google

von Anfang seiner Regierung an gethan hatte, der Muse. Um sechs Uhr war Concert, zu dem aber nur die nöthigen Musiker, äußerst selten fremde Zuhörer zugelassen wurden. Nach beendetem Concert unterhielt sich der König mit dem Marquis d'Argens, und nach dessen Tode mit dem Obrist Quintus Icilius.

Der Marquis d'Argens, dessen Schicksale wir schon oben erwähnten, mußte indessen nach Beendigung des Krieges ebenfalls die Erfahrung machen, daß sich die Launen des Königs bedeutend geändert hatten. Er wollte in den letzten Jahren seines Lebens eine Reise nach Frankreich machen; aber Friedrich verweigerte ihm den Urlaub, bis der Marquis um seine Entlassung einkam. Hierdurch bewegt, gestattete der König ihm die gewünschte Erlaubniß, während er ihm den Abschied unter den Versicherungen der herzlichsten Freundschaft versagte. Dennoch war die Ahnung des Monarchen, daß sein Freund nicht wiederkehren werde, richtig gewesen. D'Argens starb am 12. Januar 1771 auf einem Gute seiner Schwester, nahe bei Toulon. Er ward in der Minoritenkirche zu Aix begraben, da die Geistlichkeit zu Toulon ihm den Begräbnißplatz verweigerte, weil der Marquis, als Verfasser des Werkes „la philosophie du bon sens," ihren zelotischen Verfolgungseifer rege gemacht hatte.

Quintus Icilius, oder vielmehr Karl Theophilus Guichard wie er eigentlich hieß, war im Jahre 1725 in Magdeburg geboren und hatte sich anfänglich der Theologie gewidmet. Später legte er sich auf die Philologie, besonders die alten Sprachen; da er aber seinen Zweck, eine Professur auf der Universität zu Utrecht zu erhalten, nicht erreichte, widmete er sich, aus Verdruß darüber, dem Militairdienste und machte im Jahre 1747 den Feldzug in holländischen Diensten mit. Nach dem Frieden zu Aachen beschäftigte er sich wieder mit dem Studium, schrieb ein Werk über die Kriegskunst der Alten und schickte dasselbe an den König, indem er ihn bat, daß er ihm eine Stelle in seinem Heere geben möge. Er machte den Feldzug des Jahres 1758 als Hauptmann im Gefolge des Königs mit, und Friedrich fand großen Gefallen an der Unterhaltung mit diesem wissenschaftlich gebildeten Mann. Seine sonderbare Namensveränderung schreibt sich von folgender Anekdote her. Als der König, im Mai 1759, in seinem Hauptquartiere zu Landshut stand, unterhielt er sich mit Guichard über die Schlacht bei Pharsalus, wo sich besonders die zehnte Legion der römischen Armee durch ihre gut durchdachten Manoeuvres ausgezeichnet hatte. Bei dieser Gelegenheit erwähnte er eines römischen Centurio, welchen er Quintus Cäcilius nannte. Guichard behauptete, dieser Mann habe Icilius geheißen. Es entspann sich ein lebhafter Streit darüber, der König ließ einen Autoren holen, in welchem die Schlacht bei Pharsalus ausführlicher beschrieben war, und da fand sich denn, daß Guichard wirklich Recht hatte. „Nun so soll Er auch sein Lebelang Quintus Icilius heißen," sagte der König zu Guichard gewendet, der dies anfänglich für Scherz aufnahm, sich aber nicht wenig verwunderte, als ihn der Monarch, wenige Tage darauf, unter dem Namen Quintus Icilius, zum Major beförderte. Nach dem Friedensabschlusse befand sich dieser Mann, 1772 zum Obristen befördert, täglich in der Gesellschaft des Königs. Indessen fielen zuweilen Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Könige vor, und besonders war dies der Fall, als Icilius bei dem Könige um die Erlaubniß einkam, sich mit einem Fräulein von Schlabrendorf vermälen zu dürfen. Wir haben gesagt, daß Friedrich es durchaus nicht leiden mochte, wenn sich seine Lieblinge in das Joch der heiligen Ehe zu schmieden gedachten. Er verweigerte seinem Obrist daher die gewünschte Erlaubniß. Quintus Icilius forderte für diesen Fall seinen Abschied, und endlich, nach vielem Drängen, ertheilte ihm der König die gesuchte Erlaubniß. Doch gab dieser Umstand den Anlaß zu einer längere Zeit dauernden Disharmonie des Königs mit seinem Günstling. In der Folge söhnten sie sich jedoch wieder aus, und als der Obrist starb, gab der König der nachgelassenen Wittwe desselben eine bedeutende Pension und kaufte ihr auch die werthvolle Bibliothek ihres Mannes ab, welche der königlichen Bibliothek einverleibt wurde.

Von den übrigen Personen, die sich in des Kö-

Digitized by Google

nigs Nähe befanden, haben wir ſchon vorher geſprochen, und die Anderen ſind in unſerer Geſchichte von geringerer Bedeutung. Hieher gehört z. B. d'Alembert, Mareschall und Andere. Die Wenigſten von ihnen konnten ſich in die ſonderbare Laune des Königs ſchicken, höchſtens gelang dies einigen Schmeichlern, welche aber nicht im Stande waren, die Gunſt Friedrich's auf längere Zeit zu feſſeln. Dagegen hatte ſich der König, nach dem ſiebenjährigen Kriege, andere Günſtlinge angeſchafft, und dies waren ſeine Hunde und der Schnupftabak. Bei Tage waren gewöhnlich drei bis vier Hunde um die Perſon des Königs. Der Eine von denſelben war der Günſtling Friedrich's, die Uebrigen nur zur Geſellſchaft deſſelben da. Jener ſchlief des Nachts im Bette des Monarchen, bei Tage lag er auf einem beſonderen Stuhl zur Seite ſeines Herrn. Die übrigen Hunde wurden des Abends aus dem Zimmer des Königs entfernt und erſt am folgenden Tage, nachdem Friedrich aufgeſtanden war, hineingelaſſen. Sobald einer dieſer Favorit-Hunde ſtarb, beklagte ihn Friedrich mit den Zeichen des aufrichtigſten Schmerzes. Sämmtliche Hunde wurden in Sansſouci an einem beſtimmten Orte begraben und erhielten förmliche Leichenſteine, auf denen ihre Namen geſchrieben waren. Es waren indeſſen nur Windhunde, welche der König auf dieſe Weiſe liebte, und um ſtets, wenn ſich ein Todesfall ereignete, einen Subſtituten zu haben, war bei dem königlichen Schloſſe eine förmliche Colonie dieſer Hundeart angelegt, in welcher ſich fortwährend 50 bis 60 Exemplare befanden. Der Favorithund und deſſen Geſellſchafter hatten einen eigenen Kammerlakaien zu ihrer Bedienung, welcher ſie füttern und ſpazieren führen mußte. Dieſer gute Mann ſoll eine ſolche Ehrfurcht vor den Lieblingen ſeines Monarchen gehabt haben, daß er ſich ſtets rückwärts ſetzte, wenn er dem Könige in einer beſonderen Chaiſe mit den Hunden nachfolgte, auch ſoll er ſie ſtets mit „Sie" angeredet haben.

Auf ähnliche Weiſe befriedigte der König auch ſeine Neigung für den Schnupftabak. Er hatte fortwährend einige tauſend Pfund Spaniol vorräthig, und die Stelle, wo er einige Zeit geſeſſen hatte war mit einem förmlichen Haufen von Schnupftabak bedeckt. Natürlich entſprang aus dieſer Neigung auch ſeine Vorliebe für Schnupftabaksdoſen. Der König trug gewöhnlich zwei derſelben, die meiſtens bedeutenden Werth hatten, in den Taſchen umher, ſechs oder ſieben ſtanden auf den Tiſchen in ſeinem Zimmer, zu ſeinem täglichen Gebrauche. Bei ſeinem Tode fand man unter dem Nachlaſſe des Königs 130 Doſen; die prächtigſte von dieſen koſtete nicht über 10,000, die geringſte nicht unter 2000 Thlr. Eine Menge hatte er außerdem bei ſeinem Lebzeiten verſchenkt.

So, in Geſellſchaft ſeiner Freunde und ſeiner Hunde, brachte der König den Schluß des Tages nach dem Concerte zu. Er ſelbſt aß kein Abendbrod, gab aber häufig genug ſeinen Freunden ein kleines Souper, das jedoch ſchon um neun, ſpäteſtens um zehn Uhr geendet war. Sobald er ſeine Freunde verabſchiedet hatte, ſtellte ſich der König an das Kamin und entkleidete ſich ſelbſt bis auf die Beinkleider und Stiefeln, welche ihm der Kammerdiener auszog. Dieſem gab er den Befehl, wann er am folgenden Tage geweckt werden ſollte, dann legte er ſein Nachtzeug an und begab ſich zu Bette. Er ſchlief ganz allein, auch brannte kein Licht in ſeiner Stube, nur im Vorzimmer mußten zwei Lakaien wachen. Nahm dagegen die Zeit der großen Revue den Monarchen in Anſpruch, ſo pflegte er ſchon um halb drei aufzuſtehen und um vier Uhr zu Pferde zu ſitzen.

Zu den merkwürdigſten Veränderungen in dem Charakter Friedrich's des Großen, welche nach dem ſiebenjährigen Kriege allmälig eintraten, gehörte ſeine eben ſo große Neigung zur Sparſamkeit, als er dieſelbe früher zum Aufwande und zur Pracht gehabt hatte. Jene reich gekleidete Dienerſchaft, die man früher an ſeinem Hofe geſehen hatte, verſchwand allmälig. Zwar waren die Uniformen noch eben ſo reich wie früher, aber die Zahl der königlichen Dienerſchaft war bedeutend eingeſchränkt worden und die monatliche Gage derſelben unverhältnißmäßig gering. Für den Etat ſeiner Küche hatte der König jährlich 12,000 Thlr. feſtgeſetzt. Hiervon mußten täglich acht Schüſſeln für ſeine Tafel und eben ſo viel für die Marſchallstafel, außerdem für zehn bis zwölf



bis zwölf

Digitized by Google

Domestiken, Mittags und Abends drei Schüsseln, geliefert werden. Als gegen Ende der Regierung die Lebensmittel im Preise stiegen, versuchte vergeblich der Leibkoch eine Abänderung dieses Etats zu bewirken, der König blieb unerbittlich, bezahlte aber denn doch die Schulden, welche derselbe machte. Befand er sich auf Reisen, so wurde ein Nachtquartier mit 100 Thalern, ein Frühstück oder Mittagessen mit 50 Thalern bezahlt. Kehrte er dagegen bei einem Edelmann ein, dem man man nicht wohl eine Bezahlung geben konnte, so schenkte ihm der König eine Dose oder einen Ring zum Werthe von 3—400 Thlr.

Noch einmal, und zwar in seinem sechs und sechzigsten Jahre, mußte indessen der König den Kriegsschauplatz betreten. Der Kaiser Joseph II. glaubte, bei der übermächtigen Stellung, welche Oesterreich zu den übrigen Staaten Deutschland's einnahm, daß es ihm ein Leichtes sein werde, sich die Erbfolge in Niederbaiern zu sichern, nachdem das dort regierende Haus ausgestorben war. Er stützte sein scheinbares Recht auf längst verjährte Ansprüche, die der Kaiser Sigismund dem Hause Oesterreich in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gegeben hatte. Wirklich kam, im Jahre 1778, ein Vertrag zwischen der Kurpfalz und Oesterreich zu Stande, demgemäß Karl Theodor die Ansprüche Josephs als gültig anerkannte und es ruhig geschehen ließ, daß die Oesterreicher Niederbaiern, Mindelheim und die böhmischen Lehen in der Oberpfalz besetzten. Hiergegen trat jedoch, auf Veranlassung Friedrich's II., der Herzog Christian August von Zweibrücken auf. Es begannen erfolglose, diplomatische Verhandlungen, während welcher Friedrich in Schlesien, hart an der böhmischen Grenze, ein Heer zusammenzog; eine andere Armee, von dem Prinzen Heinrich angeführt, ging durch Sachsen, und näherte sich, durch die Truppen dieses Landes verstärkt, ebenfalls der böhmischen Grenze. Der Kaiser Joseph II. bezog in Böhmen ein festes Lager, dagegen eröffnete Friedrich der Große zuerst den Krieg, indem er, am 3. Juli 1778, in Böhmen einrückte. Nachdem die Heere eine Zeitlang im Felde umhergezogen waren, bezog der König bei Breslau die Winterquartiere, und endlich machte die Vermittelung Rußlands dem Kriege ein Ende, ohne daß eine bedeutende Unternehmung von der einen oder der anderen Seite ausgeführt worden wäre. Dieser Krieg, der baiersche Erbfolgekrieg genannt, wurde durch den Frieden zu Teschen, am 13. Mai 1779, beendet. Am 22. desselben Monats rief ein Herold denselben auf den Straßen der Residenz aus, und bald darauf kam der König wieder nach Berlin, um daselbst die schöne Jahreszeit noch zu genießen. Zwar hatte der König aus dieser Einmischung in die österreichischen Angelegenheiten keinen directen Vortheil bezogen, doch erhielt er von Seiten Oesterreich's die Versicherung, daß der Kaiserstaat dem brandenburgischen Kurhause kein Hinderniß in den Weg legen wolle, wenn nach dem Erlöschen des regierenden Mannsstammes der Fürstenthümer Anspach und Baireuth, Brandenburg seine Erbansprüche an dieses Land erheben würde.

Nach Beendigung des baierschen Erbfolgekrieges wurde der der König mit jedem Tage mürrischer und zog sich mehr und mehr von seinen Gewohnheiten und Lieblingsneigungen zurück. Er sah seine Gemalin fast gar nicht mehr, und der Tag, wo er, ein seltnes Glück für einen Fürsten, seine goldene Hochzeit hätte feiern können, ging vorüber, ohne daß der König sich daran erinnerte, oder daß Jemand ihn darauf aufmerksam zu machen wagte. Auch die übrigen Mitglieder seiner Familie hielten sich dem Monarchen fern. Der Kronprinz befand sich ebenfalls selten in der Gesellschaft des Königs, der dagegen an dem Sohne desselben, dem Prinz Friedrich Wilhelm, viel Gefallen fand und sich häufig mit ihm beschäftigte. Man erzählt, daß sich dieser Prinz, der nachher als der König Friedrich Wilhelm III. den Thron seiner Väter bestieg, einst im Zimmer seines Großoheims die Zeit mit dem Ballspiel vertrieb, dabei aber so ungeschickt verfuhr, daß der Ball mehreremale auf den Schreibtisch des Königs fiel. Friedrich warf dem königlichen Knaben sein Spielwerk zwar anfänglich wieder zu, steckte aber, verdrießlich über die oft wiederkehrende Störung, den Ball endlich in die Tasche, und war, ungeachtet der Bitten des Kna-

Digitized by Google

ben, nicht zu bewegen, denſelben wieder herauszugeben. Da nahm der kleine Prinz eine drohende Stellung an und ſagte im herriſchen Tone: „Ich frage Euer Majeſtät, ob Sie mir meinen Ball geben wollen oder nicht?“ Der König lachte über dies naive Benehmen ſeines kleinen Günſtlings und reichte ihm ſeinen Ball wieder, indem er, ihn freundlich auf die Achſel klopfend, ſagte: „Du biſt ein braver Junge, Du wirſt Dir Schleſien nicht nehmen laſſen.“

Was die übrigen Beſchäftigungen des Königs anbetraf, ſo hatten dieſelben nach dem baierſchen Erbfolgekriege eine bedeutende Veränderung erlitten. Er hatte nämlich ſeine Vorderzähne verloren, und konnte daher nicht mehr, wie er zu thun gewohnt war, die Flöte blaſen; hiermit ſchien aber auch ſeine Vorliebe für die Muſik verloren gegangen zu ſein; er beſuchte die Oper mit weniger Regelmäßigkeit, und auch die Concerte, welche er auf dem Schloſſe gab, geriethen in's Stocken. Außerdem verlor er allmälig die Luſt zu ſeinen literariſchen Productionen, mit denen er ſonſt ſeine Mußeſtunden auszufüllen gewohnt war, und da ihn das eigene Leſen ebenfalls zu ſehr angriff, ſo ſah er ſich genöthigt, einen Vorleſer anzunehmen, bei deſſen Vortrag er jedoch öfters einſchlief. Es entging dem Könige ſelbſt nicht, daß ſeine Kräfte allmälig bedeutend abnahmen; er pflegte auch ſelbſt zu ſagen: „ich bin eine alte, abgelebte Maſchine, und es wird nicht lange dauern, ſo wird mich der Teufel holen.“ Aber dennoch glaubte er nicht, daß das Ende ſeiner Tage ſo nahe wäre. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich indeſſen, im Winter des Jahres 1785 und im Frühjahre 1786, zuſehends. Schon zu Anfange erſtgenannten Jahres war derſelbe ſehr bedenklich geweſen, dennoch hatte er ſeine gewöhnlichen Inſpectionsreiſen nach Berlin, Magdeburg, Küſtrin und Schleſien unternommen, und in der Gegend von Breslau die ganze ſchleſiſche Armee in ein großes Lager zuſammengezogen. Ungeachtet ſeiner ſchwächlichen Geſundheit ſchonte ſich der König bei dieſer Gelegenheit nicht, ſelbſt noch am vorletzten Tage dieſer Revue hielt er in einem ſechsſtündigen Regenwetter zu Pferde aus, ohne einen Pelz anzuziehen; dennoch überwand er ein Fieber, welches ihn danach ergriff, ſo glücklich, daß er ſchon am folgenden Morgen das Manoeuvre beenden und geſund und wohlbehalten nach Sansſouci zurückkehren konnte. Vor dem großen potsdamer Manoeuvre, am 18. September, klagte der König über Schmerzen an den Füßen, welche ihn verhinderten, den Uebungen beizuwohnen, auch hatte er einen Anfall von Stickfluß, dem man indeſſen glücklich abhalf. Am andern Morgen hatte er einen ſo ſtarken Anfall von Podagra, daß er den Uebungen wirklich nicht beiwohnen konnte. Nichtsdeſtoweniger ertheilte er ſelbſt den Stabsofficieren die nöthigen Dispoſitionen für das Manoeuvre, und begab ſich dann auf das Schloß nach Potsdam, wo er zwar vom Podagra wieder hergeſtellt, dagegen von der Waſſerſucht befallen wurde. Anfänglich fingen ſeine Füße an zu ſchwellen; aber ſchon gegen Anfang des Sommers 1786 zeigten ſich die deutlichſten Anzeichen der Bruſtwaſſerſucht. Der Zuſtand des Königs verſchlimmerte ſich mit jedem Tage; er konnte ſchon nicht mehr liegen, ſondern nur vorwärts gebückt auf einem Lehnſtuhl ſitzen, im Anfang der Jahres geſellte ſich noch die Bauchwaſſerſucht hinzu. Am 4. Auguſt war das linke Schienbein des Königs roſenartig entzündet und aus mehreren Bläschen auf der Epidermis floß eine übelriechende Feuchtigkeit heraus. Indeſſen glaubte der Monarch noch immer nicht ſein Ende ſo nahe, nur ein einziges Mal äußerte er eine Todesahnung. Der Oberſtallmeiſter, Graf von Schwerin, welcher zu jener Zeit faſt der tägliche Geſellſchafter des Königs geweſen war, bat ihn um die Erlaubniß, eine Reiſe nach Braunſchweig unternehmen zu dürfen. Der König hatte ihm dies Geſuch anfänglich abgeſchlagen, endlich aber ſagte er: „Nun ſo reiſen Sie denn, Sie werden mich aber bei Ihrer Zurückkunft nicht mehr am Leben finden.“ Dies traf auch wirklich ein, denn an demſelben Tage, an welchem der Graf zurückkehrte, war der König geſtorben.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Auguſt ſtellte ſich bei dem Monarchen ein Fieber ein, welches ſeinen Kopf ſo ſehr einnahm, daß man von jenem Zeitpunkte ab eine bedeutende Abnahme ſeiner Geiſteskräfte bemerkte. Am 14. blieb er in einem fortwährenden Schlafe und

und

Digitized by Google

ermunterte sich erst gegen eilf Uhr, am 15., Vormittags verfügte er zum letzten Male in Kabinetssachen, sachen, gab noch die Parole und ordnete diejenigen Uebungen, welche die potsdamer Garnison am folgenden Tage anstellen sollte, an. Noch um eilf Uhr aß er die Hälfte einer Seespinne, bald darauf verfiel er aber in eine Art von Betäubung; gegen Abend unterschrieb er noch die ausgestellten Kabinetsbefehle und die Nacht verfloß ihm, wie gewöhnlich, unter abwechselndem Schlummer. Dagegen bemerkte man am Morgen des 16. eine sehr starke Veränderung in seinem Aeußern. Er konnte nur mit großer Mühe, einzelne zusammenhängende Worte aussprechen, sein Auge hatte das gewohnte Feuer, welches ihm zum letzten Augenblicke geblieben war, verloren und blickte matt und glanzlos um sich her. Vom frühen Morgen an, bis auf den Abend um sieben Uhr, warteten die Kabinetsräthe im Vorzimmer, bis sie der König zum Vortrage rufen würde, sie mußten indessen unverrichteter Sache wieder nach Hause zurückkehren. Als der General Rhodich sich zur gewöhnlichen Zeit einfand, um vom Könige die Parole zu holen, versuchte der Monarch vergeblich, sich in seinem Lehnstuhl aufzurichten, durch eine schwache Beugung des Kopfes gab er dem General zu verstehen, daß es ihm nicht mehr möglich sei, sich empor zu richten, worauf dieser alte Soldat schweigend und mit einer Thräne im Auge das Zimmer seines Monarchen verließ, der so oft im Kugelregen dem Tode getrotzt hatte und nun dennoch eine Beute dieses unerbittlichen Feindes der Menschheit werden sollte. Von Zeit zu Zeit nahm der König etwas Meerzwiebelsaft ein, um seinen fortwährenden Husten zu erleichtern, auch trank er dann und wann etwas Himbeersaft mit Wasser. So brach die Nacht herein, und als um eilf die Uhr ziemlich stark die Stunde schlug, fragte der König mit vernehmlicher Stimme: „was ist die Uhr?" Man antwortete ihm, daß es eilf geschlagen habe, und mechanisch sagte er: „um vier Uhr will ich aufstehen;" dann nahm er einen Löffel Meerzwiebelsaft zu sich und sagte, als er ausspuckte, „so, das wird gut sein."

Sein Kammerlakai Namens Strützki welcher bei dem König wachte, hielt mit der linken Hand den Rücken des Monarchen umschlungen, damit demselben das Husten, bei welchem dem Könige die Luft häufig genug ausging, erleichtert werde. Mit der rechten Hand hatte er zugleich unter den rechten Arm des Königs gefaßt, und verschaffte demselben durch diese Stellung wirklich eine bedeutende Erleichterung. In dieser Stellung blieb der treue Diener bis zum letzten Augenblick seines Herrn. Gegen ein Uhr Morgens, am 17. August, untersuchte der geheime Rath Selle, den der Kronprinz Tags zuvor aus Berlin gerufen hatte, den Puls des Königs, der mit jedem Augenblicke schwächer wurde. Sein Auge war matt, fast gebrochen und mit einer trüben Feuchtigkeit angefüllt. Nun nahmen die Lebenskräfte mit jedem Augenblicke ab, das Röcheln wurde stärker, der Husten aber geringer, bis endlich auch das Röcheln aufhörte; allgemach wurde auch der Athem schwächer, und um zwei Uhr zwanzig Minuten, am Morgen des 17. August 1786, verschied der Monarch. Jetzt erst zog der Kammerlakai Strützki seine Arme, in denen der König den letzten Kampf gekämpft hatte, zurück und drückte demselben die Augen zu.

Der entseelte Körper des Königs wurde hierauf in eine Feldbettstelle gelegt und blieb in dieser Lage etwa eine halbe Stunde hindurch, bis sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., eintrat und den Befehl gab, seinen Oheim in das anstoßende Zimmer zu bringen. Der nunmehrige König nahm hierauf das königliche Siegel und die Schlüssel zur Chatoulle in Empfang. Noch am nämlichen Vormittage überreichte er dem Minister von Herzberg, welcher in den letzten fünf Wochen Friedrich's täglicher Gesellschafter gewesen war, den schwarzen Adlerorden.

Am Abend desselben Tages ward die entseelte Hülle des großen Königs in einen Sarg gelegt und von 12 Unterofficieren auf den Leichenwagen gebracht, welcher ihn ohne allen Prunk, nur in Begleitung von drei Wagen, in welchen sich die nächsten Mitglieder der königlichen Familie befanden in die Gruft der Garnison-

Digitized by Google

kirche zu Potsdam führte, wo er neben dem Sarge ſeines Vaters ſeine irdiſche Ruheſtätte fand.

Wir können uns nicht enthalten, hier noch einige Stellen aus dem letzten Willen des großen Königs anzuführen, welchen derſelbe ſchon im Jahre 1769 aufgeſetzt hatte, indem dieſe eigenhändige Schrift Friedrich's uns ſeine Geſinnung und ſeine Denkungsart, wo möglich noch deutlicher erkennen läßt:

„Unſer Leben;" ſo beginnt er; „iſt ein flüchtiger Uebergang vom Augenblicke der Geburt bis zu dem des Todes. Die Beſtimmung des Menſchen, während dieſes kurzen Zeitraumes, iſt es, für das Wohl der Geſellſchaft, deren Mitglied er iſt, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geſchäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einſichten beſtrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe, zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Geſetze und Gerechtigkeit herrſchen laſſen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch ſie vor allen übrigen Truppen Europa's den Vorzug erhalten hat. Nachdem ich ich ſo meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unabläſſig einen Vorwurf machen müſſen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachläſſigte. Um alſo den Streitigkeiten, die unter meinen nächſten Verwandten über meinen Nachlaß ſich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch dieſe feierliche Urkunde meinen letzten Willen:

1. Ich gebe gern und ohne Bedauern dieſen Lebenshauch, der mich beſeelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zuſammengeſetzt iſt, zurück. Ich habe als Philoſoph gelebt, und will auch als ſolcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet, noch einbalſamirt werden. Man ſetze mich in Sansſouci oben auf den Terraſſen in einer Gruft, die ich mir habe bereiten laſſen, bei. Sollte ich im Kriege oder auf der Reiſe ſterben ſo begrabe man mich an dem erſten beſten Orte, und laſſe mich hernach zur Winterszeit nach Sansſouci an den beſtimmten Ort bringen.

2. Ich überlaſſe meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, als erſtem Thronfolger, das Königreich Preußen, die Provinzen, Staaten, Schlöſſer, Forts, Feſtungen, alle Munition, Arſenäle, die von mir eroberten oder ererbten Länder, alle Edelgeſteine der Krone, die Gold- und Silberſervice, die in Berlin ſind, meine Landhäuſer, Bibliothek, Münzkabinet, Bildergallerie Gärten u. ſ. w. Auch überlaſſe ich ihm überdem den Schatz in dem Zuſtande, in dem er ſich an meinem Sterbetage finden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Vertheidigung oder zur Unterſtützung des Volks angewendet werden darf.

3. Ich bin nie, weder geizig noch reich, geweſen und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staats immer als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem beſondern Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie 220,000 Thaler überſtiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewiſſen, und ich ſcheue mich nicht, öffentlich davon Rechnung abzulegen.

4. Ich empfehle meinem Thronerben mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, jene braven Officiere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich bitte ihn, auch beſonders für diejenigen Officiere Sorge zu tragen, die in meinem Gefolge geweſen ſind, daß er Keinen derſelben verabſchiede, daß Keiner von ihnen, mit Krankheit beladen, im Elende umkomme. Er wird geſchickte Kriegsmänner und überhaupt Leute an ihnen finden, welche Beweiſe von ihren Einſichten, von ihrer Tapferkeit und ihrer Ergebenheit und Treue abgelegt haben.

5. Ich empfehle demſelben auch meine geheimen Sekretaire, ſo wie alle diejenigen, welche in meinem Kabinette gearbeitet haben. Sie beſitzen Gewandheit in den Geſchäften und können ihm bei ſeinem Regierungsantritt über dieſe Dinge Aufſchluß geben, wovon nur

Digitized by Google

ſie Kenntniß haben, und wovon ſelbſt die Miniſter nichts wiſſen.

6. Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, ſein Geblüt auch in den Perſonen ſeiner Oheime, Tanten, und übrigen Anverwandten zu ehren. Das Ohngefähr welches bei der Bimmung des Menſchen obwaltet, beſtimmt auch die Erſtgeburt, und darum, daß man König iſt, iſt man nicht mehr werth, als die Uebrigen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einverſtändniſſe zu leben, und nicht zu vergeſſen, im Nothfalle ihr perſönliches Intereſſe dem Wohl des Vaterlandes und dem Vortheile des Staates aufzuopfern.

Meine letzten Wünſche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden für die Glückſeligkeit dieſes Reiches ſein. Möchte es doch ſtets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möchte es durch die Milde ſeiner Geſetze der glücklichſte, möchte es, in Rückſicht auf die Finanzen, der am Beſten verwaltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme ſtrebt, der am Tapferſten vertheidigte Staat ſein; o möchte es doch im höchſten Flor bis an's Ende der Zeit fortdauern!" —

Alſo Friedrich der Große. Er ſtarb nicht allein betrauert von ſeiner eigenen Nation, ſondern alle Völker der Erde ſchienen ſeinen Verluſt zu empfinden. Unübertroffen ſteht er da in der Geſchichte aller großen Monarchen, die Nachwelt erkennt mit gerechter Bewunderung ſeine Verdienſte an, die preußiſche Nation iſt ſtolz darauf, einen ſolchen Regenten unter der Reihe ihrer Herrſcher zu zählen, und ſein ſchönſtes Lobgedicht iſt die Geſchichte ſeiner Regierung.

Digitized by Google

# II.

Wenn wir uns nun von dem Grabe des großen Königs zu denjenigen seiner Handlungen wenden, welche die Residenzstädte Berlin besonders betrafen, und welche hauptsächlich die Verschönerung derselben zum Zweck hatten, so müssen wir als das erste Werk, welches unter der Aufsicht des großen Königs entstand, das Opernhaus erwähnen, dessen Bau den Berlinern sowohl, als den Einwohnern des ganzen preußischen Staates verhieß, daß ein ganz neues, geistiges Leben über die todte Materie, welche bisher Alles gegolten hatte, Raum gewinnen werde.

Der Bau des Opernhauses wurde schon im Jahre 1740 nach dem Entwurf des Freiherrn von Knobelsdorf begonnen; es ist dies ein auf allen Seiten freistehendes, drei Geschoß hohes Gebäude, von 261 Fuß Länge und 103½ Fuß Breite. Vor der Hauptansicht ist eine Doppel-Freitreppe, mit Aufgängen zur Rechten und Linken, welche zu dem Peristyl *) hinaufführt, das aus sechs freistehenden, gereifelten, corinthischen Säulen besteht, welche einen Giebel tragen. Auf diesem stehen die Bildsäulen des Apollo, der Melpomene und der Thalia von Stahl; das Giebelfeld ist mit einem Basrelief, ein Opfer des Apollo darstellend, ausgeschmückt. Diese Arbeit ist ebenfalls von Stahl; und darunter sieht man die einfache Inschrift: Friedericus Rex Appollini et Musis. Innerhalb des Peristyls sieht man an der Mauer noch vier Basrelief's, die Geschichte des Apollo darstellend. Darunter stehen zu beiden Seiten des großen Einganges die Bildsäulen der griechischen Dichter Sophocles und Euripides, Aristophanes und Menander. Durch diesen Eingang gelangt

*) Peristyl (Peristylum), ein Säulengang, der gewöhnlich bei den Wohnungen der Alten den Hofraum des Hauses umschloß.



Digitized by Google

man, vom Peristyl aus, in den Concertsaal, einen schönen, einfach in Weiß, mit Bildsäulen und Stucca-turarbeit verzierten Saal, der die ganze Breite des Gebäudes einnimmt. Früher, an großen Redouten-tagen, diente er zum Speisesaal für den Hof; später, vor der Erbauung des neuen Concertsaales im Schau-spielhause, zu großen Musikaufführungen; gegenwärtig, zum Malen der Decorationen für die Oper. Dem Eingange zu diesem Saale gegenüber, befindet sich der Eingang zur großen königlichen Loge. Zum Parterre und zu den Logen führt der Eingang auf der Haupt-seite, unter dem vorgenannten Peristyl. Auf den bei-den Seiten des Opernhauses befinden sich ebenfalls zwei doppelte Freitreppen, von welchen die zur Seite des Festungsgraben nach der königlichen Loge, die entgegen-gesetzte, auf der Seite nach der königlichen Bibliothek hin, zu dem Amphitheater führt. Von diesen bei-den Eingängen ist jeder mit sechs gereifelten, corin-thischen Wandpfeilern geziert, auf denen die Statuen der Musen stehen; zwischen denselben sieht man Bas-reliefs und unter denselben Bildsäulen in den Blenden. Dagegen hat der Eingang des Hauses, auf der Hinter-seite, nach der katholischen Kirche zu, nur einen einzi-gen Eingang, der nach der Bühne führt. Ueber dem-selben tragen sechs corinthische Wandpfeiler einen Gie-bel, auf dem die Bildsäulen der drei Grazien stehen; auf dem Giebelfelde ist, in halb erhabener Arbeit, die Bildsäule des Orpheus. Man weiß nicht, von welchem Künstler diese Reliefs gearbeitet sind, doch scheint der-selbe sehr satyrischer Laune gewesen zu sein, denn er hat den Orpheus dargestellt, wie er, durch die Macht der Töne, welche er seiner Leier entlockt, die wilden Thiere zähmt; Löwen und Panther lauschen entzückt dem Ge-sange, nur ein Bär, bekanntlich das Wahrzeichen der guten Stadt Berlin, scheint sich sehr wenig um die Musik zu kümmern und steht ganz im Hintergrunde. — Das Innere des Opernhauses war indessen nicht so gelungen, als das Aeußere, und erst Friedrich Wil-helm II. ließ die neuere Einrichtung ausführen. Die Parquetlogen mitgerechnet, sieht man drei Reihen Logen und eine Gallerie. Die große königliche Loge, der Bühne grade gegenüber und vom ersten durch den zwei-ten Rang gehend, ist mit einer Kuppel und Krone, so wie auch im Innern, geschmackvoll verziert. Die klei-nere königliche Loge, rechts von der Bühne, in dem mit 4 gereifelten, reichvergoldeten Säulen verzierten Prosce-nium, liegt der sogenannten Fremdenloge gegenüber. Das Proscenium wurde indessen unter Friedrich Wil-helm II. fünf Fuß erweitert und die Logen vorgerückt; die Säulen, welche früher auf der Brüstung standen und Bogenreihen trugen, dabei aber durch ihre Dicke die Aussicht auf die Bühne versperrten, wurden um fünf Fuß zurück gerückt und mit Caryatiden *) von weißem Marmor verziert, auch die Bühne selbst erlitt eine Veränderung. Unter dem Orchester ward, um die Wirkung der Musik zu erhöhen, ein Gewölbe angebracht. Das Proscenium hat 40 Fuß Breite; auf der Bühne stehen sieben Coulissen auf jeder Seite, mit einem Zwi-schenraum von zehn Fuß. Vor dem Vorhange hat das Proscenium eine Tiefe von funfzehn Fuß, die innere Seite beträgt 39 Fuß, die Tiefe der Schaubühne, von den Lampen an, 88 Fuß. Das Haus selbst faßt bei-nahe 2000 Zuschauer. Der Fußboden der Bühne ward späterhin um zwei Fuß erniedrigt und die Decke um anderthalb Fuß erhöht, so daß das Ganze um viertes halb Fuß erhöht wurde, um die Wirkungen der Deko-rationen nicht zu beschränken. Ebenso wurde eine Ver-änderung mit dem Parterre vorgenommen, es war frü-her wagerecht, jetzt aber erhebt es sich allmälig um zwei Fuß. Schon unter Friedrich dem Großen wurde es indessen so eingerichtet, daß es erforderlichen Falles aufgeschraubt werden kann und dann mit der Bühne einen einzigen Saal bildet, in welchem, den Raum in den Logen mit hinzugerechnet, 6000 Personen Platz fin-den können. Damals befand sich auch in der Decke des Parterre ein Hohlspiegel von polirtem Stahl, und unter demselben ein gläserner, in Frankreich gearbeiteter Kronleuchter, dessen zahlreiches Kerzenlicht auf eine

*) Caryatiden nennt man eine Art von Pfeilern, welche die Ge-stalt des oberen Theiles weiblicher Körper haben und zur Unterstützung von Balcons, Chören u. s. w. gebraucht werden.

Digitized by Google

blendende Weise von dem Hohlspiegel reflectirt wurde. Außerdem besitzt noch das Theater eine Wasserkunst, durch welche 500 Eimer Wasser auf einmal bis in die höchsten Giebel des Hauses geleitet werden können, so daß bei entstehender Feuersgefahr schnelle Hülfe vorhanden ist. — Der König Friedrich II. interessirte sich für die Vollendung des Baues auf das Lebhafteste, und obgleich die Arbeit noch nicht ganz fertig war, so wurde das Haus doch schon, im December des Jahres 1742, durch die Aufführung der Oper „Kleopatra" von Graun eröffnet.

Um indessen diesem großartigen, schönen Gebäude eine entsprechende Folie zu geben, ließ Friedrich die noch vorhandenen Wälle am Opernplatze abtragen, und nach und nach entstanden auch die übrigen Gebäude, welche diesen Platz jetzt zieren. Das Prinz Heinrichsche Palais (die jetzige Universität), die königliche Bibliothek und die St. Hedwigskirche.

Der Bau dieses letzteren Gebäudes, der katholischen oder der St. Hedwigskirche, hinter dem Opernhause, begann im Jahre 1747. Bisher hatten die Katholiken in Berlin, deren Anzahl nur gering war, ein Betzimmer im Hause des kaiserlich österreichischen Gesandten gehabt. Zu Ende seiner Regierung hatte Friedrich Wilhelm I. ein, in der Krausenstraße belegenes Magazin zu einer Kapelle für den katholischen Gottesdienst einrichten lassen. Als sich aber unter Friedrich's II. Regierung die Zahl der Katholiken in Berlin vermehrt hatte, wurde der Plan zum Bau einer katholischen Kirche entworfen. Die eigentliche Anregung dazu gab ein Carmelitermönch, welcher heimlich sein Kloster verlassen, und um sich nachmals wieder mit dem Papste zu versöhnen, den Gedanken gefaßt hatte, ganz Europa zu durchziehen, um Beisteuern für den Bau einer katholischen Kirche in Berlin zu sammeln. Er wendete sich in Folge dessen an den König, und Dieser bewies sein Interesse, welches er an der Ausführung dieses Projektes nahm, nicht allein dadurch, daß er versprach, den Platz zu diesem Bau unentgeldlich zu liefern, auch einen Theil der Baumaterialien schenkte, sondern er entwarf sogar selbst die Zeichnung zu der Kirche, die im Geschmack des römischen Pantheons oder der Maria rotonda in Rom, durch die beiden Architecten Büring und le Geay ausgefürt wurde. Die Nachricht von der Absicht Friedrich's war kaum nach Rom gekommen, als der Papst Benedict XIV. eine Versammlung von Kardinälen zusammenberief und an alle katholische Lande die Aufforderung ergehen ließ, zum Bau der Kirche in Berlin beizutragen. In den Jahren 1747 bis 1754 war schon eine Summe von 100,321 Thaler zusammen gekommen. Dennoch mußte der Bau schon im Jahre 1755, da man in dieser Zeit eine Summe von 119,722 Thalern ausgegeben hatte, eingestellt werden. Durch neue Collecten wurde derselbe endlich vollendet. Der berühmte Baumeister Baumann, der Vater, war es, der die letzte Hand an das Werk legte, nur ihm allein gebührt der Ruhm, die hohe, mächtige Kuppel vollendet zu haben. Das mit sechs jonischen Säulen geschmückte Portal ließ, wie auch die Inschrift desselben besagt, der Kardinal Quirini auf seine eigene Kosten bauen. Auf dem Giebel selbst stehen drei Statuen von Meyer, dem Aelteren; dagegen ist die Reliefarbeit im Giebelfelde, die Anbetung der drei Könige aus dem Morgenlande darstellend, unvollendet. Zwischen den sechs Säulen des Portals, zu welchem man auf einer freiliegenden breiten Treppe emporsteigt, befinden sich die drei Eingänge, mit Reliefs aus der Geschichte Christi geziert. Das Innere der Kirche betreffend, so ist sie in dieser Beziehung eine der schönsten Berlin's. Die Decke des Gewölbes ist von Gagliari gemalt und ruht auf 24 corinthischen Säulen. Neben den sechs hohen Bogenfenstern, welche das Innere der Kirche mit Licht versorgen, stehen die Bildsäulen der 12 Apostel von Ebenhecht. Auf dem Hochaltar sieht man eine Gruppe von weißem cararischen Marmor, Christus vorstellend, welcher von Maria Magdalena für den Gärtner gehalten wird. Ueber einem Seitenaltar sieht man die Geburt des Heilandes von Pesne, über dem andern die heilige Hedwig vor dem Crucifix, von Gagliari gemalt. Hinter der Kirche befindet sich eine kleine, im Jahre 1778 aufgeführte Rotunde, worin die Glocken befindlich sind und außerdem



Digitized by Google

zur Sacristei und Beichtcapelle benutzt wird. Dagegen ist die Laterne der Kuppel, weil man befürchtete, daß die aus Holz bestehende Kuppel die Last der Laterne nicht tragen würde, weggeblieben. Das ganze Gebäude ist unterhalb hohl und ruht auf gewölbten Bogengängen, in denen sich geräumige Behältnisse befinden, die zu Erbbegräbnissen dienen. Sie bestehen aus Kammern für mehrere Särge, in einem Cirkel nach den äußeren Kirchenwänden zulaufend, worin Fenster mit eisernen Gittern angebracht sind, um Luft und Licht hinein zu lassen.

Die Einweihung der Kirche, welche der heiligen Hedwig geweiht wurde, erfolgte am 1. November des Jahres 1773. Der Fürst Krasicky, der Bischof von Ermland, war zu dieser feierlichen Handlung nach Berlin gekommen, und die königliche Kapelle wirkte ebenfalls bei der Feierlichkeit mit; der Prinz von Preußen, der Prinz Friedrich August von Braunschweig, der Prinz von Hessen-Darmstadt, der Generalstab des Königs, das Kabinetsministerium und ein großer Theil des Publikums befanden sich in der Kirche, um die Messe zu hören, nach deren Beendigung der königliche Kammermusikus Benda ein großes Violinconcert spielte.

Zunächst wurde nach der St. Hedwigskirche der Bau des Prinz Heinrichschen Palais, des jetzi-Universitätsgebäudes, dem Opernhause gegenüber, begonnen. Der Grundstein wurde 1654 gelegt und Boumann, der Aeltere, war mit der Leitung des Baues beauftragt. Die Vollendung dieses Palastes wurde jedoch durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges sehr verzögert; erst 1764 ward der Bau beendet. Es ist ein drei Stock hohes Gebäude mit einem Vorhof und zwei Flügeln, die ganze rechte Seite des Opernplatzes einnehmend. Hinten, nach der Dorotheenstraße zu, befand sich der prinzliche Garten, der jetzt ebenfalls zur Universität gehört; auch der sogenannte Kastanienwald, ein mit schattigen Bäumen besetzter Spaziergang, machte früher einen Theil dieses Gartens aus.

Auf dem Opernplatze ist außerdem noch die königliche Bibliothek zu nennen, deren Bau im Jahre 1775 angefangen wurde. Früher stand auf dieser Stelle ein Seitengebäude des Pallastes des Markgrafen von Schwedt. Die äußere Gestalt dieses Gebäudes bestimmte der König selbst, nach einer Zeichnung des Baumeisters Fischer von Ehrenbach zu Wien, welcher diesen Entwurf für ein Gebäude bestimmt hatte, das den Eingang der dort befindlichen kaiserlichen Burg bilden sollte, aber nicht zu Stande kam. Unger mußte in diesem Plane einige zweckmäßige Aenderungen vornehmen, worauf Boumann, der Sohn, die Leitung des Baues übernahm. Das Gebäude ist rund und einwärts gebogen, es hat an jeder Ecke einen Pavillon und in der Mitte einen gradlinigen Vorsprung, dieser ist über dem Haupteingange mit acht gekuppelten corinthischen Säulen geziert, welche bis unter das Dach gehen. Zwischen denselben befindet sich die von Friedrich II. gewählte Inschrift „nutrimentum spiritus," gegen deren gute Latinität allerdings Manches einzuwenden sein möchte. Ueber dem Dache befinden sich verschiedene Embleme der Gelehrsamkeit, auf denen eine Krone ruht. — Jeder der beiden Eckpavillone ist an beiden oberen Geschossen mit sechs gekuppelten, corinthischen Säulen geziert, über den Eingängen erhebt sich ein Adler. Auf dem Brustgeländer und auch vor dem Haupteingange, so wie den Seiteneingängen stehen steinerne Bildsäulen. Im Innern dieses Gebäudes befinden sich zwei große Säle, von denen der obere 258 Fuß lang und 56 Fuß breit ist. Die Decke, welche die Höhe der beiden oberen Fensterreihen hat, wird von zehn corinthischen Säulen getragen. Dieser Saal mit seinen Seiten- und Quergallerieen enthält die königliche Bibliothek. In dem Eckpavillon, nach der Behrenstraße zu, wo sich Nr. 40 auch der Eingang für das die Bibliothek besuchende Publikum befindet, enthält das Büreau der Bibliothekare, und im dritten Geschoß befindet sich das Lesezimmer. Der eine Theil des Erdgeschosses auf dieser Seite ist jetzt ebenfalls zur Aufstellung von Büchern eingerichtet. Früher wurde derselbe zur Aufbewahrung von Militaireffecten benutzt, wie noch jetzt der andere Theil zu Unterbringung von Dekorationen und Utensilien des königlichen Theaters gebraucht wird.

Digitized by Google

Von den übrigen öffentlichen Gebäuden ist besonders der Bau der neuen Domkirche hervorzuheben. Im Juli des Jahres 1747 wurde der letzte Gottesdienst in der alten Domkirche, die, wie wir sagten, auf dem Schloßplatze, bei der breiten Straße, stand, abgehalten. In diesem und den folgenden Jahren wurde das alte Gebäude abgebrochen und die neue Domkirche im Lustgarten aufgeführt. Sie ist 230 Fuß lang und 134 Fuß breit. Die Hauptfaçade erhielt damals zehn jonische Pfeiler und das Portal sechs jonische Säulen mit drei Thüren, zu denen man auf einer freiliegenden Treppe emporstieg. Die anderen Seiten hatten nur eine Thüre. Das Dach war von einem mit Vasen verziertem Brustgeländer umgeben. Ueber dem Hauptportale war eine Attika und an jeder Ecke derselben eine Gruppe von Figuren in colossaler Größe von Karl Glume; diese Gruppen stellten das alte und das neue Testament vor. Ueber der Attika erhob sich ein Thurm, dessen Kuppel von einer korinthischen Bogenstellung getragen wurde. Das Innere der Kirche war ebenfalls in korinthischer Ordnung. Neben der Kanzel stand auf jeder Seite eine Bildsäule, den Glauben und die Andacht darstellend. Die Gewölbe unter der Kirche dienen zum königlichen Erbbegräbniß. Der Bau war bereits im Jahre 1750 so weit gediehen, daß die königlichen und kurfürstlichen Leichen aus dem alten in das neue Domgewölbe gebracht werden konnten. Der König selbst wohnte dieser Feierlichkeit bei und ließ sich den Sarg des großen Kurfürsten öffnen, wobei er mit tiefer Rührung in die Worte ausbrach: „Der hat viel gethan." Die Einweihung der Kirche selbst erfolgte ebenfalls schon im Jahre 1750, am funfzehnten Sonntage nach Trinitatis. — Von den Veränderungen, welche diese Kirche im Jahre 1817 trafen, werden wir weiter unten sprechen.

In der Luisenstadt, welche zu jener Zeit noch die kölnische oder köpenicker Vorstadt genannt wurde, entstand die jetzige massive Luisenkirche. Schon im Jahre 1686 hatte nämlich der Magistrat von Köln, bei der immer mehr zunehmenden Bevölkerung in der Luisenstadt, ein Stück Ackerland gekauft und darauf einen Kirchhof für die Gemeinde anlegen zu lassen. Mit der Bewilligung Friedrich's I. wurde an derselben Stelle, im Jahre 1695, eine Kirche von Fachwerk erbaut, welche nach dem Herrn Sebastian Nethe, einem Kirchenvorsteher, der sich besonders thätig bei dem Bau und den dazu gesammelten Kollekten bewies, die Sebastianskirche genannt wurde. Diese Benennung wurde zwar vom Oberconsistorium im Jahre 1782 verboten und befohlen, dieselbe köpenikische Kirche zu nennen, aber dennoch erhielt sich jener Name, und noch jetzt heißt die von der alten Jakobstraße nach dem köpenicker Felde führende Straße „Sebastiansstraße." Als diese Kirche durch eine große Ueberschwemmung beschädigt wurde, ward sie im Jahre 1751 bis 1753 auf Kosten der Stadtkämmerei, wozu jedoch der König den größten Theil des Materials schenkte, ganz neu und massiv in ihrem jetzigen Zustande aufgebaut. — Ebenso wurde auch die französische Luisenstädtische Kirche, in der Kommandantenstraße, unfern der Ecke der Lindenstraße, unter der Regierung Friedrich II. renovirt. — Im Jahre 1741 wurde auch das Gertraudtenhospital mit der dabeigelegenen kleinen Kirche abgerissen und von Neuem aufgebaut.

Bevor wir jedoch zu den übrigen Gebäuden, durch die Berlin unter der Regierung des großen Königs verschönert wurde, übergehen, wollen wir noch des französischen und deutschen Doms, auf dem Gensd'armenmarkte gedenken. Die französische Kirche, zwischen der französischen und Jägerstraße, wurde, wie schon einmal erwähnt, nach dem Modell der Kirche zu Charenton, in den Jahren 1701—1705, von Cayard gebaut. 1780 ward der Bau des großen Portals und des Thurmes begonnen und 1785 vollendet. Die äußere Form dieses letzteres Baues ist ein vollkommenes Viereck von 74 Fuß, dessen hintere Seite mit der Kirche verbunden ist und dessen drei übrige Seiten mit einem Hauptvorsprunge von 24 Fuß 4 Zoll Tiefe geziert sind. Jeder dieser Vorsprünge ist mit sechs corinthischen Säulen und Wandpfeilern besetzt. Die Hauptfronte, nach der Markgrafenstraße, hat einen Säulengang mit Blenden, worin Bildsäulen und über denselben Basreliefs. Die Seitenfronten sind mit der Hauptseite gleich, nur

Digitized by Google

daß anſtatt eines Säulengangs eine Halle iſt, und anſtatt der Blenden, Fenſter ſind. Den ganzen Hauptvorſprung an jeder der drei Seiten, endigt ein dreieckiger Giebel mit drei Bildſäulen, deſſen Giebelfeld mit erhabener Arbeit geziert iſt. Zwiſchen den Giebeln geht eine Attika, und an den Ecken derſelben vier Aufſätze mit ſitzenden Figuren. Ueber dieſem großen Viereck erhebt ſich der Unterſatz zur Attika, an welcher vier Uhrtafeln und acht runde Fenſter ſind, und die auf ihrer Plinthe Vaſen hat. Die dritte Abtheilung des ganzen Gebäudes, die Kuppel, iſt von Holz mit Kupfer gedeckt, und war grün angeſtrichen und mit vergoldeten Roſetten geziert. Ein Aufſatz auf der Kuppel und eine Bildſäule auf dieſer krönt das Ganze, welches eine Höhe von 225 Fuß beträgt. Die freiſtehenden Bildſäulen ſind von Stein, die in den Niſchen und alle Basreliefs von Stuck und Maſſe. In den Blenden des untern großen Vierecks ſieht man Jeremias, Ezechiel, Joſeph von Arimathia, Daniel mit dem Löwen, Samuel mit der Krone und dem Oelhorn, Jeſaias, die Zange und glühende Kohlen neben ſich; die Basreliefs darüber: die Einſetzung der Taufe, die Geburt Chriſti, ſeine Kreuzigung, die Ergießung des heiligen Geiſtes, Auferſtehung Chriſti, Himmelfahrt, Einſetzung des Abendmahls. In den Giebelfeldern: gegen Morgen, Chriſtus hält die Bergpredigt; gegen Mittag, Chriſti Unterredung mit der Samariterin am Brunnen; gegen Mitternacht, Chriſtus begegnet den Jüngern, welche nach Emmaus gehen. Auf den Giebeln: nach Morgen, die Hoffnung ſtützt ſich auf den Anker; die Liebe, in dem Bilde zweier Kinder; der Glaube, eine weibliche Figur mit einem Schleier und einem Kelch in der Hand; an der Mitternachtsſeite, die Geduld mit einem Joch auf den Schultern; das Mitleiden theilt aus einem Beutel Geld aus, daneben ein Topf mit einem Brod; die Güte, neben ihr ein Pelican, der ſeine Jungen mit ſeinem Blute nährt; an der Mittagsſeite, die Dankbarkeit, mit ihrem Symbol, ein Storch führt ſeine Eltern auf dem Rücken fort; die Wohlthätigkeit mit einer goldenen Kette in der einen Hand, in der andern die drei Huldgöttinnen der ſanften menſchenfreundlichen Empfindungen; die Mäßigung mit Zügel und Gebiß. Auf den Couronnements: die vier Evangeliſten, Matthäus mit dem Engel, Markus mit dem Löwen, Lukas mit dem Ochſen, Johannes mit dem Adler. Am runden Dom: in den Blenden: die Apoſtel Judas, ein Zimmermann mit dem Winkelmaß; Matthias mit der Hellebarde; Bartholomäus mit dem Meſſer; Jacobus, der Jüngere, mit der Keule; Simon mit der Säge; Matthäus mit der Axt. Die Basreliefs darüber: die Unſchuld, ein Mädchen, das ſich die Hände wäſcht, neben ihr ein Lamm; die Andacht, knieend vor einem Rauchfaß, mit einer Fackel in der Hand; der Eifer, ein alter Mann mit einer Lampe und einer Geißel; die Liebe gegen Gott, ein junger Mann, dem eine Flamme aus der Bruſt lodert; die Nächſtenliebe, ein junger Mann mit einem Geldbeutel nimmt ſich eines armen Kindes an; die Seligkeit mit Lorbeern bekränzt, in den Wolken ſchwebend, in der Rechten eine Feuerflamme, in der Linken die Siegespalme. Auf der Kuppel: die triumphirende Religion, von getriebenem Kupfer und ganz vergoldet, ſteht auf einem Würfel und tritt mit einem Fuße auf einen Todtenkopf, ihr Gewand iſt ein Schleier; in der Linken hält ſie das Evangelium, in der Rechten einen Palmenzweig. Alle dieſe Zierrathen ſind, nach Chodowiecki und Rode's Erfindung von Sartori und Föhr ausgeführt worden.

Die neue oder deutſche Kirche, oder der deutſche Dom, ward, wie wir auch ſchon erwähnten, von 1701 bis 1708 durch Simonetti nach Grünberg's Riſſen erbauet. Der Thurm, den ſie zu gleicher Zeit mit der franzöſiſchen erhielt, iſt in Anſicht des Baues mit dem der franzöſiſchen völlig gleich, nur die Bildſäulen und Basreliefs ſind verſchieden. In der Blende des untern Vierecks gegen Morgen: Abraham mit einem Bunde auf dem Kopf, neben ihm ein Opfergefäß und Opfermeſſer; Moſes, eine Decke auf dem Haupte, die Geſetzestafeln und einen Stock in den Händen; David lehnt ſich an eine Harfe; Johannes, in einem Gewand von Kameelhaaren, eine Muſchel in der Hand; Stephan mit Steinen an der Seite; Paulus mit Buch und Schwerdt in der Hand. Die Basreliefs darüber: Abraham giebt die Gefangenen los; Moſes lehrt das

Digitized by Google

Geſetz; David und Simeon; Jeſus ſieht auf das opfernde Volk und zeigt auf die Wittwe, welche nur zwei Scherflein einlegt; Johannes predigt in der Wüſte; Stephan theilt an die erſten Chriſten Almoſen aus; Paulus lieſet an einem Altar zu Athen die Inſchrift: dem unbekannten Gott. Die Basreliefs in den Giebelfeldern: gegen Morgen, Paulus predigt zu Athen; an der Mittagsſeite, man will den Paulus in Cyſtra, wo er einen Lahmen geheilt hat, anbeten und ihm opfern; Barnabas hält das Volk zurück, Paulus zerreißt ſeine Kleider; gegen Mitternacht, Paulus nimmt zu Milet Abſchied von den Epheſern, die ihn weinend umarmen. Die Bildſäulen auf den Giebeln: gegen Morgen, die Treue, mit einem Schlüſſel in der Hand und einem Hunde neben ſich; auf der oberſten Spitze, die Mildthätigkeit bedeckt ein nacktes Kind mit dem Mantel und giebt ihm Almoſen; die Freundſchaft, die rechte Hand auf der entblößten Bruſt, in der Linken einen Stab mit Epheu umwunden; gegen Mittag, die Einigkeit hält umſchlungenes Bund Pfeile; die Klugheit mit einem Spiegel und einer Schlange in der einen Hand, in der andern eine Taube, die ſie an ihre Bruſt drückt; die Standhaftigkeit an eine Säule gelehnt; gegen Mitternacht, die Demuth mit geſenktem Haupt; die Keuſchheit, das Geſicht verſchleiert, eine Lilie in der Hand; die Mäßigkeit mit einem kleinen Becher in der einen und einem Zaum in der andern Hand. Die ſitzenden Figuren auf dem Couronnements ſind die vier Haupttugenden: die Liebe, eine Mutter, ihre Kinder umarmend; der Glaube, eine weibliche Figur hält einen Kranz und ſieht auf ein Buch, das ein Engel ihr vorhält; die Hoffnung, zum Himmel ſehend, neben ihr der Anker von ſeinem Kinde gehalten; die Geduld, neben ihr ein Lamm, mit welchem ein Kind ſpielt. — Die Figuren am runden Dom: in den Blenden: die Apoſtel, Thomas mit einem langen Meſſer oder Dolch; Jacob, der Jüngere, mit den Schlüſſeln; Andreas, an ſein Kreuz gelehnt. Die Basreliefs über den Blenden: die Wahrheit, wenig bekleidet, mit der Sonne auf der Bruſt; die Gerechtigkeit mit Waage und Schwerdt; die Zeit, ein Greis mit Sanduhr und Senſe; die Belohnung, einen Sternenkranz und einen Palmenzweig in der Hand haltend; die Hoffnung auf Unſterblichkeit, einem Schmetterling nachblickend, neben ſich den Anker; die Ewigkeit, mit einem Sternenkranz auf dem Haupt, in der Hand eine Schlange, die einen Cirkel bildet. — Die Figur auf der Kuppel von getriebenem Kupfer und und ganz vergoldet, ſtellt die ſiegende Tugend vor. Sie ſteht auf einer Kugel, die von einer Schlange umwunden iſt, welche einen Apfel im Munde hält; ſie ſelbſt hat einen Palmenzweig in der Hand und blickt zum Himmel auf. Dieſe Bildhauerarbeiten ſind ebenfalls nach Rode's Angabe von Sartori und Föhr verfertigt worden. Die beiden Figuren auf den Kuppeln ſind nach Melchior Kembly's Angabe von dem Klempnermeiſter Köhler in Potsdam gearbeitet.

Die Hauptidee dieſer beiden Thürme iſt vom Könige Friedrich II. ſelbſt, nach dem Vorbild der Kirchen auf dem Platze del Popolo zu Rom, angegeben, jedoch mit dem Unterſchiede, daß die hieſigen Thürme weit höher ſind, als die zu Rom und einen runden Dom haben, welcher dieſen ganz fehlt. Der Bau dieſer beiden Thürme wurde 1780 nach einer Zeichnung von Gontard und unter deſſen Aufſicht angefangen. Die Eile, mit welcher der König den Bau betrieb, indem er ihn in ſo hohem Alter begonnen und noch gern vor ſeinem Tode vollendet ſehen wollte, hatte die üble Folge, daß der eine von ihnen, der der deutſchen Kirche, in der Nacht des 28. Juli 1781, Morgens um drei Uhr, nach der Mittagsſeite zu, zuſammenſtürzte. Glücklicher Weiſe war Niemand bei dieſem Unfalle zu Schaden gekommen; der Schutt wurde weggeräumt und da auch der andere Thurm Riſſe zeigte, wurde das Gemäuer von den beiden runden Thürmen, jedoch nicht von dem viereckigen äußeren Bau abgetragen und am 22. October 1781 ein neuer Grundſtein gelegt; der Bau wurde nun unter Ungers Aufſicht mit erneuertem Eifer, jedoch vorſichtiger, betrieben, ſo daß er ſchon im Jahre 1785 vollendet war. Die Koſten, welche beide Thürme verurſachten, hatten ſich auf 350,000 Thaler belaufen *).

*) Rumpf, neueſter Fremdenführer durch Berlin.

Digitized by Google

Nachdem wir somit von den hauptsächlichsten öffentlichen Gebäuden in den Residenzstädten Berlin gesprochen haben, wenden wir uns zu den Privatgebäuden und den Straßen überhaupt, und zwar wollen wir unsere Wanderung durch Berlin bei dem königlichen Schlosse beginnen, hinter welchem, im Jahre 1769, die auf sieben Bogen ruhende massive Brücke, die neue Friedrichsbrücke, damals auch große Pomeranzenbrücke genannt, erbaut worden war.

Nicht unbedeutende Sorgfalt hatte der König auf die nach ihm benannte neue Friedrichsstraße verwendet, welche noch zur Zeit Friedrich Wilhelm's die Wallstraße hieß, bis endlich der Wall bis zum Königsthore abgetragen und die Stelle, wo derselbe gestanden, angebaut wurde. In der neuen Friedrichsstraße finden wir an öffentlichen Gebäuden zuerst die Garnisonschule und Garnisonkirche, deren wir schon früher gedacht haben und welche unter unseres großen Königs Regierung keine weitere Aenderung erlitten, als daß die Erstere, im Jahre 1785, um ein Stockwerk erhöht wurde. Der König Friedrich ließ dagegen die Casernen Nr. 76 bis 81, Nr. 26 bis 28 erbauen, die aber späterhin zu Privatwohnungen umgestaltet wurden. An der Ecke der Königs- und neuen Friedrichsstraße hatte schon Friedrich Wilhelm I. 1720 eine Amtswohnung für den Commandanten erbauen lassen, woher auch der Theil der neuen Friedrichsstraße, zwischen der Königsstraße und der Spandauerbrücke, häufig Gouvernementsstraße genannt wurde. In dem Theile zwischen der Königs- und Spandauerstraße finden wir an königlichen Gebäuden zuerst die Hintergebäude des Lagerhauses Nr. 83 und 84 und das früher dazu gehörige Manufacturgebäude Nr. 15 und 16; dann das Cadettenhaus Nr. 13, welches letztere Friedrich, im Jahre 1775, nach Unger's Angabe erbauen ließ. Es ist ein ansehnliches Gebäude mit einem Portale in dorischer Ordnung; über der Hauptthüre sieht man das Brustbild der Minerva und im Giebelfelde die Aufschrift: Martis et Minervae alumnis. Auch die jetzige Caserne des Grenadierregimentes Kaiser Franz, Nr. 5 bis 8, ließ Friedrich erbauen; dagegen wurde das Mehlmagazin, welches schon von Friedrich I. gegründet worden war, unter jenem Monarchen nur erweitert.

Nahe bei der neuen Friedrichsstraße entstanden zwei neue Gassen längs der alten Stadtmauer, von denen die eine „an der stralauer Mauer, die andere „an der Königsmauer" genannt wurde. Zugleich ward die Königsstraße, von der Klosterstraße bis zur Königsbrücke, verlängert. Diese Brücke war damals von Holz, wurde aber ebenfalls unter der Regierung des Königs massiv erbaut. Um die Kosten dieses Baues zu verringern, ward der Festungsgraben, auch Königsgraben genannt, verengert; auch entstanden schon einige Häuser jener Straßen, welche „am Königsgraben" genannt wird. Die stralauer Brücke blieb dagegen in ihrem früheren Zustande.

Dagegen entstanden eine Menge von Häusern in der Vorstadt, an der Stelle, welche früher „an der Contrescarpe," jetzt Alexanderstraße genannt wird; die Splittgerbersche Zuckersiederei, Nr. 15; die für das Bornstädtische Regiment erbaute, jetzt dem Grenadierregiment Kaiser Franz überwiesene Caserne, Nr. 10 und 11; die Caserne des Thünaschen Regimentes, Nr. 5 bis 7, worin gegenwärtig die freiwillige Armenbeschäftigungsanstalt, durch den Baron von Kottwitz gestiftet, sich befindet, welche seit dem Jahre 1831 unter der Aufsicht eines Vorstandes aus der Kommune besteht; auch noch die Proviantbäckerei der berliner Garnison, Nr. 11, der Alexanderstraße. — Außerdem wurde in der stralauer Vorstadt ein großes Fouragemagazin gebaut, welches der danach benannten Magazinstraße seine Entstehung gab. 1782 wurde am stralauer Platz noch eine Artilleriecaserne erbaut, in welcher sich jetzt ebenfalls eine Fabrik befindet. — Zugleich begannen auch in jener Zeit die übrigen Gassen dieses Stadtviertels zu entstehen: die Kaiserstraße, nachmals von dem Einzuge des russischen Kaisers so genannt; die Lehmgasse, gegenwärtig Blumenstraße genannt; die Rosengasse und Rosenquergasse; die Bullengasse, jetzt Fruchtstraße; die Krautsgasse, von einem

Digitized by Google

dem Staatsminister Kraut zugehörenden Garten benannt; die Schillingsgasse; Koppensgasse; Lange Gasse; die Mühlenstraße; die große und kleine frankfurter Straße u. a. m.

Die Königsbrücke, welche, wie gesagt, unter Friedrich's Regierung, 1778, massiv aufgeführt wurde, ist ein sehr schönes Bauwerk, welches nach Gontard's Zeichnung von Boumann, dem Sohne, errichtet wurde. Sie hat vier Bogen und ein steinernes Geländer mit Kindergruppen von Meyer, dem Jüngeren, geschmückt. Auf der einen Seite, nach dem alten Berlin, sind rechts und links jonische Säulengänge von weißem Sandsteine mit Statuen von verschiedenen Meistern geziert, worin sich Kramläden befinden. Natürlicherweise wurden auf der äußeren Seite ebenfalls die Festungswerke abgetragen und mit Wohnhäusern besetzt; die Contrescarpe auf dieser Seite bestand aus zwei Theilen, von denen der eine von der Ecke der jetzigen neuen Königsstraße, damals Bernauerstraße, bis zur Jacobsstraße ging und „auf der Contrescarpe am Stelzenkruge" hieß. Der sogenannte Stelzenkrug, der Gasthof „zur goldenen Krone," Nr. 46 der Alexanderstraße, war früher ein Krug, welcher der Königin Sophie in der Spandauer Vorstadt gehörte. Nach dem Tode seiner Gemalin schenkte Friedrich I. diesen Krug der Invalidenanstalt, woher derselbe den Namen „des Stelzenkruges" erhielt. Die Verwaltung des Invalidenhauses verkaufte indessen dies Gebäude einem Gastwirthe mit allen dazu gehörenden Rechten, wozu besonders das Privilegium gehörte, daß der Besitzer dieses Grundstücks einen Viehmarkt halten durfte, da der große Kurfürst, im Jahre 1681, befohlen hatte, daß derselbe außerhalb der Stadt gehalten werden sollte. — Der andere Theil der dort entstehenden Vorstadt hieß nur „auf der Contrescarpe." Dort wurde, im Jahre 1756, das Arbeitshaus gebaut. Dies ist ein großes, weitläuftiges, drei Stock hohes Gebäude, hauptsächlich für alle erwachsene Arme, die nur in einer öffentlichen Anstalt verpflegt werden, bestimmt. Außerdem werden muthwillige Bettler und Vagabonden, so wie solche Verbrecher, welche nur zu einer kurzen Freiheitsstrafe verurtheilt sind, oder wegen Kränklichkeit einer eigentlichen Strafanstalt nicht überwiesen werden können, auch die zur hiesigen Commune gehörenden und und aus der Charité entlassenen Blödsinnigen aufgenommen. In dem Gebäude befindet sich eine Kirche, die ihren eigenen Prediger und eine Schulanstalt hat. Vor Erbauung dieses Hauses befand sich eine ähnliche Arbeitsanstalt an dem halleschen Thore, auf dem damaligen Rondel, jetzigen Belle-Allianceplatz, in einem dem Schlächtergewerk zugehörigen Hause, welches zum Abzeichen einen Ochsenkopf hatte. Aus diesem Grunde wird im Munde des Volks auch dies neuere Gebäude noch immer der Ochsenkopf genannt.

Wenn wir uns nunmehr zu der Spandauer Vorstadt wenden, so müssen wir zuerst der spandauer Brücke erwähnen, welche, wie die Königsbrücke, nach Verengerung des Festungsgrabens, im Jahre 1785 von Stein erbaut wurde. Die Kindergruppen, welche das Geländer derselben zieren, sind ebenfalls von verschiedenen Meistern gefertigt. Außerdem wurde diese Vorstadt mit dem eigentlichen Berlin durch den Bau einer neuen hölzernen Brücke verbunden, die damals die neue Friedrichsbrücke genannt wurde. Sie führte von der großen Pomeranzenbrücke nach der kleinen Präsidentenstraße und wurde im Jahre 1790 massiv aufgebaut, wobei sie zugleich den Namen der Herculesbrücke erhielt. Durch den Anbau der Häuser auf der Contrescarpe vor dem spandauer Thore, welches 1750 abgebrochen wurde, entstand der sogenannte Haacksche Markt, so wie die in dieser Gegend liegenden Straßen. Die alte Kommandantenstraße, ein mit Bäumen besetzter Fußweg am Festungsgraben, welcher jetzt die neue Promenade heißt; die große und kleine Präsidentenstraße; der Platz bei Monbijou u. s. w. Auf diesem Letzteren war früher ein königlicher Holzmarkt, wo aber auf Kosten des Königs das weitläufige Manufacturgebäude, Nr. 10 dieses Platzes, erbaut wurde. Im Jahre 1752 ward rechts von dem spandauer Thore eine neue Straße angelegt und daselbst ein Gebäude für die königliche Münze erbaut, woher diese Straße den Na-



Digitized by Google

men der Münzstraße erhielt. In dieser ist besonders das 1735 von dem General Sydow erbaute Haus, Nr. 20, mit einem Vorhofe und zwei Flügeln und einem großen Garten, das nachmals der Graf von Reale kaufte, bemerkenswerth. Dieser erhielt im Jahre 1736 die besondere Erlaubniß, den Platz vor seinem Hause mit einem eisernen Geländer zu umgeben, worauf sich die Inschrift an den beiden Pfeilern des Haupteingangs bezog. — Jetzt befindet sich daselbst das königliche lithographische Institut. Im Jahre 1773 entstand die Kaserne des dritten Regimentes Artillerie, welche jetzt für das Grenadierregiment Kaiser Alexander bestimmt ist, ein großes, weitläufiges Gebäude, welches von der Münzstraße bis zur Hirtengasse geht, welche letztere die prenzlauer und Grenadierstraße mit einander verbindet. Alle diese Straßen und Gassen, wie die alte und neue schönhauser Straße, die rosenthaler Straße, die erste, zweite, dritte und vierte Scheunengasse, die kleine und kurze Scheunengasse, die kleine Schennenquergasse u. a. m., entstanden zu jener Zeit. Dazu bildete sich schon im Jahre 1732 eine neue Vorstadt, zwischen dem rosenthaler und hamburger Thore. Der König ließ nämlich an diesem Platze einige Reihen von Häusern erbauen und dieselben den Maurern und Zimmerleuten, welche zu den königlichen Bauten aus Sachsen und dem Voigtlande herbeigekommen waren, zur Wohnung anweisen, woher dieser Stadttheil den Namen des Voigtlandes erhielt. So entstanden: die Thorstraße, die Brunnenstraße, die Ackerstraße, die Bergstraße, die Gartenstraße, so wie die zur oranienburger Vorstadt gehörende Invalidenhausstraße und die Gerichtsstraße. Letztere hat den Namen von dem Hofgericht, welches im Jahre 1716 von der frankfurter Straße vor das hamburger Thor verlegt worden war, bei dem Anbau jener Gegenden aber abgebrochen werden mußte. Im Jahre 1748 entstand das Invalidenhaus; der Ingenieurhauptmann Petri machte den Entwurf zu demselben und der Graf von Haacke erhielt die Aufsicht über den Bau. Dieser Platz war zu damaliger Zeit eine wahre Sandwüste und noch jetzt erinnern uns die Namen der Sandstraße, des Sandkrugs und der Sandbrücke, einer über den schönhauser Graben führenden Brücke, daran. Das Invalidenhaus selbst besteht aus einem großen Hauptgebäude mit zwei Flügeln, worin sich eine evangelische und eine katholische Kirche befinden. Es trägt die Inschrift: Laeso et invicto militi. Bei dem Invalidenhaus legte ein französischer Refugié einen Weinberg an, der zu einem Vergnügungsorte der Berliner eingerichtet wurde. Weiterhin, längs der Spree, befinden sich die von zwei Holländern schon im Jahre 1717 angelegten königlichen Pulvermühlen, welche in den Jahren 1742, 1745 und 1765 bedeutend verbessert wurden, während zu jener Zeit auch die Pulvermühlenstraße entstand.

Französische Refugirte hatten sich schon unter Friedrich I. in jenen, weiter unten an der Spree gelegenen, sandigen Gegenden angesiedelt; da es ihnen aber trotz ihres beharrlichen Fleißes nur mit Mühe gelingen wollte, jenem unfruchtbaren Boden einen günstigen Ertrag abzugewinnen, so nannten sie dieses Land spottweise la terre maudite oder la terre de Moab (das verwünschte Land). Unter Friedrich Wilhelm I. versuchten einige Franzosen, jedoch ohne Erfolg, dort eine Seidenzucht anzulegen. Es wurden zu diesem Zweck eine Menge Maulbeerbäume angepflanzt, die man noch heut in jenem Dorfe findet, welches nach jener scherzhaften Benennung der Franzosen den Namen Moabit erhalten hat. Der König Friedrich II. schenkte mehreren Westphalen, die er nach Berlin berufen hatte, nicht unbedeutende Grundstücke, um daselbst den Ackerbau nach der Art, wie derselbe in Westphalen betrieben wird, einzuführen. Diese legten zugleich Schankwirthschaften an, wo sie ihre Gäste mit dem in Westphalen gebräuchlichen Pumpernickel bewirtheten. Die Berliner, die bald gemerkt hatten, daß es dort draußen etwas Gutes zu essen gebe, pilgerten seitdem in großer Anzahl nach Moabit, so daß die unbedeutende Kolonie in kurzer Zeit ihre gegenwärtige Ausdehnung erlangte. Jetzt wird dieses Dorf in Alt- und Neumoab eingetheilt. Vom Thiergarten aus führt eine hölzerne

Digitized by Google

Zugbrücke, die Baillif-Brücke, so von ihrem Erbauer, dem königlichen Hofzahnarzt Baillif, genannt, über die Spree nach dieser zu Berlin gehörenden Kolonie, doch wird dieser Ort hauptsächlich von den Berlinern zu Wasser besucht, wozu hinter den sogenannten Zelten, im Thiergarten fast zu jeder Zeit Gondeln bereit stehen.

In Bezug auf die Veränderungen, welche die Stadt Kölln unter der Regierung Friedrich's II. erlitt, ist dagegen weniger zu sagen, das Wichtigste war die Veränderung der Domkirche, deren wir schon vorher erwähnten. Außerdem wurde der Mühlendamm, von welchem im Jahre 1759 zwei Mühlen durch eine Feuersbrunst verzehrt wurden, wieder neu aufgebaut und in der Brüderstraße ist besonders der Gasthof zur Stadt Paris, das größte Hotel in Berlin zur damaligen Zeit, zu nennen. Zugleich wurde auch die Wallstraße vollständiger angebaut und das Hausvoigteigericht nach dem Hause Nr. 14 des danach benannten Hausvoigteiplatzes verlegt. Der öffentlichen Gebäude der Luisenstadt, oder, wie sie damals hieß, der köllnischen Vorstadt, haben wir ebenfalls schon Erwähnung gethan, doch müssen wir noch die Kaserne für das Regiment Graf Lottum Nr. 29 und 30 in der neuen Kommandantenstraße, welche jetzt für das Grenadierregiment Kaiser Franz bestimmt ist, so wie die Kaserne für die Gardepioniere und das Regiment Pfuel, jetzt die Gardeschützenkaserne, so wie das Modellhaus und Montirungsmagazin erwähnen. Das schlesische Thor war jedoch schon von Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1735 gegründet worden; bis dahin stand dieses Thor in der Wallstraße, auf jener Stelle, wo jetzt das Haus Nr. 25 steht. Ueber der Thür dieses Gebäudes erblickt man ein Basrelief, welches einen Mann vorstellt, der auf seinem Rücken den Flügel eines Thorweges wegträgt. Ob dieses Wahrzeichen auf das hier gestandene Thor Bezug hat, muß dahin gestellt bleiben, die mündliche Ueberlieferung erzählt uns jedoch von der Entstehung dieses Hauses folgende Anekdote:

Zur Zeit, als das bisher noch wenig bekannte Lotteriespiel auch im preußischen Staate und namentlich in Berlin eingeführt wurde, also etwa im Jahre 1763, lebte in dieser Stadt ein guter, alter Bürger, seines Gewerbes nach ein Schuster, dem es aber, ungeachtet aller seiner Mühe und Arbeit nicht gelingen wollte, auf einen grünen Zweig zu kommen. Der gute Mann schien wirklich zum Unglück geboren und oft konnte er bei der angestrengtesten Arbeit nicht einmal den nöthigen Lebensunterhalt für die Seinen herbeischaffen. In dieser trüben Lage machte ihn seine Ehehälfte darauf aufmerksam, daß das launische Glück, selbst bei dem besten Willen, ihnen nicht in's Haus gelaufen kommen könnte, wenn sie der Fortuna nicht wenigstens die Thür aufmachten, und that ihm daher den Vorschlag, sein Heil in der Lotterie zu versuchen und ein Loos zu kaufen. Gesagt, gethan. Der ehrliche Meister ließ sich überreden und kaum hatte er die nächste Rechnung für seine Arbeit in Empfang genommen, als er auch schon auf das Lotteriecomptoir eilte und triumphirend mit dem Loose nach Hause kam, wo ihn die Seinen mit lautem Jubel empfingen. Der Meister hatte indessen kaum das Loos auf den Tisch gelegt, als ihn Geschäfte zu einem zweiten Kunden riefen, und während seiner Abwesenheit machten sich seine hoffnungsvollen Stammhalter, mit denen er mehr, als mit Geld gesegnet war, darüber her, den inhaltschweren Zettel durchzubuchstabiren. Bei dieser Gelegenheit ging es natürlich nicht ohne Zank ab, jeder wollte das Papier sehen und in der Hand haben, und um ein Unglück zu verhüten, nahm der Aelteste das Loos mit Gewalt an sich, ergriff einen Pinsel mit Kleister und klebte das Loos fest an die Thür. Der Kleister war grade so fest angetrocknet, daß es unmöglich war, das Loos, ohne es zu zerreißen, von der Thüre zu trennen, als der Schuster athemlos in die Thür stürzte. Die Lotterie war eben gezogen, das große Loos war auf seine Nummer gefallen. Da bemerkte der gute Mann mit Schrecken das Entsetzliche. Verzweiflungsvoll griff er nach dem Knieriem, um den Vorwitzigen zu bestrafen; aber der Witz eines berliner Schusterjungen ist unendlich, besonders wenn derselbe durch den Knieriem geschärft wird. „Was wollt



Digitized by Google

Ihr denn von mir, Vater," rief er schreiend, als er das unheilvolle Instrument in den Händen seines Papa's gewährte; „hier habt Ihr das Loos, nun holt Euch Euern Gewinn." Mit diesen Worten hob er die Thür aus den Angeln, schob sie dem Vater auf den Rücken und Dieser, der die Tristigkeit dieses Verfahrens einsah, eilte keuchend unter der Last der schweren, eichenen Thüre nach dem Rathhause, um das Loos zu präsentiren und den darauf gefallenen Gewinn in Anspruch zu nehmen. Dieser wurde ihm auch ohne Widerrede gezahlt, und zum Andenken an diesen wunderbaren Glückszufall ließ er an dem Hause, welches er mit dem gewonnenen Gelde in der Wallstraße erbaute, seine eigene Person abbilden, wie er eben im Begriff ist, sich den Gewinn für das Loos zu holen. —

Eine noch ungleich größere Aufmerksamkeit, wie auf die übrigen Stadttheile, verwendete Friedrich II. auf die Lindenallee in der Dorotheenstadt.

Im Jahre 1743 war das Oberstockwerk des königlichen Stalles unter den Linden abgebrannt und das Jahr darauf ließ Friedrich dasselbe durch Boumann, den Vater, wieder aufbauen, damit sich dort die im Jahre 1744 wieder erneuerte Akademie der Wissenschaften versammeln könne. Dies Gebäude ist zwei Stock hoch, unten in bäurischem, oben in korinthischem Style erbaut, jedoch ohne Säulen. Der mittelste Vorsprung, der von zwölf Cyclopen getragen wird, bildet ein Viereck, inwendig mit zwei geräumigen Höfen, wovon der Flügel an der Charlotten- und Dorotheenstraßenecke das anatomische Theater und den Hörsaal für die Vorlesungen des medicinisch-chirurgischen Collegiums enthielt. In dem Flügel nach der Universitätsstraße zu befand sich die Vigne'sche Tapetenmanufactur und der übrige Theil des Gebäudes wurde zu Ställen für die königliche Gensd'armerie, so wie überhaupt der königlichen Pferde, benutzt. Außerdem entstanden zu damaliger Zeit jene ausgezeichneteren Gebäude unter den Linden, das Palais der Prinzessin Amalie, Nr. 7; das jetzige kaiserlich russische Gesandtschaftsgebäude, welches jedoch in neuerer Zeit gänzlich verändert worden ist; das Palais der Königin der Niederlande, Nr. 36; das jetzige Rentier Berend'sche Haus, Nr. 35; fast sämmtliche Gebäude am pariser Platze und nur das brandenburger Thor gewährte damals noch nicht den stattlichen Anblick, den dasselbe jetzt darbietet, denn es war von Holz, mit einem Schlagbaum, von beiden Seiten durch steinerne Pfeiler gehalten, die mit einigen Adlern und Sinnbildern des Krieges, in Stein ausgehauen, geziert waren. Im Jahre 1767 wurde auch, dicht an der Mauer beim brandenburger Thore, in der Kasernenstraße, eine Kaserne erbaut, welche jetzt zum Lazareth des zweiten Garderegiments und der Gardeartilleriebrigade benutzt wird; die Stadtmauer wurde deshalb weiter hinausgerückt. — In der Dorotheenstraße wurden zwei Armenhäuser, das Domhospital, Nr. 21, jetzige Predigerwittwenhaus, und Nr. 20 das Domhospital angelegt. Im Jahre 1770 ward auch die große Artilleriekaserne am Kupfergraben erbaut. In demselben Jahre wurden auch die Ställe in der Akademie und am Weidendamm für das Regiment Gensd'armes vollendet und die alten Ställe, welche bisher auf dem Gensd'armenmarkte gestanden hatten, abgebrochen. In Folge dessen wurde der Theil der Charlottenstraße, von der Lindenallee bis zur Dorotheenstraße, die Stallstraße genannt; der Theil der Dorotheenstraße, zwischen der Charlotten- und Universitätsstraße, hieß hinter dem Observatorium. Die Dorotheenstraße wurde, wie wir schon einmal zu erwähnen Gelegenheit hatten, die letzte Straße genannt. Der Theil derselben hinter dem Garten des Prinzen Heinrich, von der Universitätsstraße an gerechnet, erhielt schon damals den Namen: am Bauhofe, oder am Schloßbauhofe, weil daselbst ein großer Platz war, auf dem das Holz zum Schloßbau oder zu den übrigen königlichen Bauten zugerichtet wurde. In dieser Gegend stand Nr. 6 der jetzigen Bauhofsgasse das Lazareth für das Gensd'armesregiment. Der Kupfergraben hieß damals gewöhnlich der Ludwigsgraben, nach einem gewissen Hofrath Ludwig, welchem der König Friedrich Wilhelm I. den Platz zu dem Hause Nr. 6 für eine Lieferung von 200,000

Digitized by Google

Flintensteine schenkte, woher auch dies Haus vom Volke gewöhnlich „das Flintensteinhaus“ genannt wurde. Die jetzige Universitätsstraße hatte damals noch keinen Namen, sie wurde zwar später erweitert, blieb aber lange Zeit ungepflastert, weil sie nur aus Hintergebäuden bestand. Die jetzige Georgenstraße, von der Straße am Kupfergraben bis zur Universitätsstraße, existirte damals noch gar nicht. Der übrige Theil von der Universitätsstraße, längs der jetzt bebauten Wiese an der Spree, wo die Kavallerieställe standen, und der durch einen Sumpf führte, welchen man das Moorloch nannte, hieß damals der Katzensteg, ein Name, der sich auch bis auf die neuesten Zeiten erhalten hat. Die Georgenstraße erhielt später ihren Namen von dem reichen Partikulier Benjamin George, welcher sich um den Anbau dieser Gegend, jedoch erst unter Friedrich Wilhelm II. verdient machte. Er ließ auf der sumpfigen Wiese, zwischen der Friedrichsstraße, dem Weidendamm und den Gensd'armenställen, die gewöhnlich im Winter überschwemmt war und von der Berliner Jugend zum Schlittschuhlaufen benutzt wurde, mehrere Häuser auf Brunnen bauen, so daß man die neu entstehende Straße nach seinem Namen benannte.

Auf der Friedrichsstadt hatte der Kaufmann Gotskowski eine Porzellanmanufactur, in der leipziger Straße Nr. 2, angelegt, die der König nach Beendigung des Krieges übernahm. Im Jahre 1783 wurden die Gebäude bedeutend vergrößert. Außerdem ließ Friedrich in der leipziger Straße 46 neue Häuser, drei auch vier Stockwerk hoch, erbauen. Das Wachthaus auf dem Dönhoffschen Platze wurde abgetragen und der Platz ebenfalls verschönert. Bei dieser Gelegenheit müssen wir noch erwähnen, daß schon Friedrich Wilhelm I. den Obelisk auf diesem Platze, der als Meilenzeiger dient, im Jahre 1740 hatte errichten lassen. Dieser Platz hieß früher der große Markt, nachdem aber 1734 das leipziger Thor abgetragen worfen war und einige Häuser am Platze entstanden, erhielt derselbe, nach dem dort wohnenden General Dönhoff, den Namen des Dönhoffschen Platzes. In der Lindenstraße kaufte der König, an der Ecke der Hasenheger Straße, mehrere Gärten, und ließ drei Ställe für die Garde du Corps und die königlichen Maulthiere bauen. Zwischen dem halliſchen und dem potsdamer Thore, an der sogenannten Communikation, wurde eine Kaserne für das Möllendorffsche Regiment erbaut, auch mehrere Lazarethe für andere Regimenter angelegt. Außerdem wurden, in der Wilhelmsstraße Nr. 3, und Nr. 2 und 3 in der Friedrichsstraße, die Magazingebäude und Ställe für das Husarenregiment von Ziethen erbaut. — Die Wilhelmsstraße wurde ebenfalls durch neue Gebäude verziert, obschon die großen Palläste schon vor der Regierung des Königs gebaut worden waren. Dagegen erhielt der Wilhelmsplatz eine bedeutende Zierde durch die Denkmäler, welche der König seinen Generalen, die sich im siebenjährigen Kriede verdient gemacht hatten, errichten ließ. Der Wilhelmsplatz ist viereckig, mit Bäumen umgeben, er hat 700 Schritte im Umfang, und von den Bildsäulen, welche den Platz zieren, wurde zuerst die Statue des Feldmarschalls von Schwerin vollendet und 1771 aufgestellt. Diese Bildsäule ist von C. B. Adam angefangen und wurde von S. Michel vollendet. Die Bildsäulen der Generale von Seidlitz und von Keith sind von Tessaer, die Statue des General von Winterfeldt von den Gebrüdern Ränz. Die beiden anderen Statuen wurden erst später aufgestellt. — Ein anderer Platz der Friedrichsstadt, welchem der König seine Aufmerksamkeit widmete, war der Gensd'armenmarkt. Dort standen die Ställe für das Küraſſierregiment der Gensd armen in zwei freistehenden Vierecken, welche 1773 abgerissen wurden, und die Kirchen; die Wache dieses Regimentes blieb jedoch bis 1782 hier stehen. Der Platz bildet ein regelmäßiges, längliches Viereck von 425 Schritt Länge, 200 Schritt Breite und 1300 Schritt Umfang. In den Jahren 1777 bis 1778 ließ der König mehrere Privathäuser auf seine Kosten neu aufbauen, unter denen sich besonders das Hotel de Brandebourg, Nr. 42 der Charlottenstraße, und das Lotterieomtoir, an der Jägerstraßen Ecke, auszeichnet. Im Jahre 1774 ward in der Mitte zwischen den beiden Kirchen das französische Schauspielhaus unter Leis-

Digitized by Google

tung von Boumann, dem Vater, erbaut. Eine freiliegende Treppe führte zum Portal hinauf, über welchem man die vom Könige verfertigte Ueberschrift: „ridentur et corriguntur mores," las. Vier jonische Wandpfeiler zierten die Hauptfaçade von der Seite der Markgrafenstraße und zwischen den Säulen führten drei große Eingänge in das Vorhaus. Das Theater selbst war 50 Fuß breit. Die größte Länge des Parterres betrug 30 Fuß und konnte 300 Personen fassen. Die vier über einander liegenden Logenreihen hatten für 700 Personen Platz, so daß etwa 1000 Menschen bequem in dem Theater Raum fanden.

Außer der Königs- und spandauer Brücke, die unter der Regierung Friedrich's II. massiv erbaut wurden, wurde noch die Spittelbrücke, die vom Friedrichswerder, über den Festungsgraben, nach der Friedrichsstadt führt, im Jahre 1776 mit Quadersteinen überbaut und zu beiden Seiten eine einfache runde Säulenlaube in jonischer Ordnung errichtet, hinter derselben befinden sich Kramläden; auch die Jägerbrücke, ebenfalls den Friedrichswerder mit der Friedrichsstadt verbindend, wurde 1782, so wie die neustädter Thorbrücke, nach dem Bau des Opernhauses den Namen der Opernbrücke führend, 1772 erbaut. Diese letztere hatte ein Geländer von weißen Sandsteinen, dessen Postamente mit acht kolossalen Figuren von Meier, dem Jüngern, geziert wurden, die späterhin nach dem leipziger Platze gebracht wurden.

So nahm Berlin nach Beendigung des siebenjährigen Krieges von Jahr zu Jahr an Größe und Schönheit zu, und zu Ende der Regierung Friedrich's des Großen hatte Berlin einen Umfang von 4546 Ruthen rheinländisch oder 2½ Meilen, und einen Flächeninhalt von 933,035 Quadratruthen. Die Stadt selbst zählte 15 Thore, 268 Straßen und Plätze und 36 Brücken, unter denen sieben steinerne, 33 Kirchen und 6644 Häuser. In den letzten acht Jahren hatte sich die Zahl der letzteren allein um 421 Gebäude vermehrt. Am Meisten war die spandauer Vorstadt angebaut, sie zählte 1027 Häuser, während Berlin 1121 und die Friedrichsstadt 1669 Gebäude zählte. Dann kam Alkölln mit 543, die köllnische Vorstadt mit 542, die stralauer Vorstadt mit 451, die Königsvorstadt mit 438, die Neustadt mit 377, der Friedrichswerder mit 302 und Neukölln mit 173 Häusern. Die Einwohnerzahl Berlin's in dieser Zeitperiode, von der wir eben gesprochen haben, betreffend, so belief sich dieselbe nach Nikolai's Angaben im Jahre 1740, also bei'm Regierungsantritte des Königs auf 90,000 bis 98,000 Seelen. Im Jahre 1750 aber schon auf 113,289; im Jahre 1755 auf 126,661; während des siebenjährigen Krieges fiel sie auf 98,000 zurück; im Jahre 1773 war sie jedoch schon wieder, mit Inbegriff des Militairs, 133,580 Seelen gestiegen; im Jahr 1748 betrug sie, mit Einschluß des Militairs, 145,021, wovon die Zahl der Civileinwohner 111,635 und die der Garnison 33,386 betrug. Unter den 111,635 Civileinwohner befanden sich 22,129 Männer, 27,201 Frauen und Wittwen, 19,023 Söhne, 22,282 Töchter, 5546 Gesellen und Handlungsbediente, 2627 Lehrjungen, 2924 Diener und Knechte und 9903 Mägde. Die Garnison zu Ende der Regierung Friedrich's II. bestand aus einer Schwadron Gardes du Corps, 5 Schwadronen des Husaren-Leibregiments, dem Regiment Gensd'armes, ebenfalls 5 Schwadronen, 7 Regimenter Infanterie und 4 Artillerieregimentern

Wenden wir uns jetzt zu der Umgegend von Berlin, so hatte sich dieselbe in der Zeitperiode, welche wir eben berührt haben, ebenfalls bedeutend verändert und verschönert. Im Thiergarten war im Jahre 1757, in der Gegend des sogenannten Floraplatzes, ein großes Bassin ausgegraben worden, welches damals das Venusbassin genannt wurde. Ueberhaupt war der Thiergarten seit jener Zeit, wo er aufgehört hatte, ein verschlossener, eingehegter Platz zu sein, ein Hauptspaziergang für die Berliner geworden. Schon der König Friedrich Wilhelm I. hatte diesen Park an verschiedenen Stellen aushauen und Alleen und Spaziergänge darin anlegen lassen. Friedrich II. beauftragte aber gleich nach seinem Regierungsantritte den Freiherrn von Knobelsdorf, die Aufsicht über die neuen Anlagen zu übernehmen. Die Ausdehnung des Thiergartens beträgt demgemäß in der Länge 716 Ruthen,

Digitized by Google

in der Breite 280 Ruthen, so daß der ganze Flächeninhalt zu 820 Morgen angenommen werden kann. Quer durch geht die breite, mit schönen Bäumen eingefaßte Straße nach Charlottenburg und Spandau. Dicht am brandenburger Thore, beim Eingang des Thiergartens, standen zwei kolossale Figuren aus Sandstein, den pythischen Apollo und den Hercules Musagates vorstellend, die aber in neuerer Zeit fortgenommen sind. Rechts, nach der Spree zu, liegt der Exercierplatz, welcher ein längliches Viereck von mehr als 2000 Schritten im Umfang bildet, auf welchem nöthigenfalls eine Parade über 36,000 Mann abgehalten werden kann. Weiter hinter dem Exercierplatz führt eine Allee, die ebenfalls schon unter Friedrich dem Großen entstand, nach einem zweiten Platze, der Kurfürstenplatz oder der Cirkel, von neun Alleen, der Zahl der ehemaligen deutschen Kurfürsten, so genannt. Dieser Platz war an schönen Sommertagen der Sammelplatz für die beau monde von Berlin. Alle Stände kamen in jenen Alleen zusammen, um die frische Luft zu genießen, man sah den schlichten Handwerker mit seiner ehrsamen Ehehälfte, die Kinder munter hinterher springend, im Schatten der hohen Eichbäume umherwandeln und seine Pfeife rauchen, denn das Tabakrauchen im Thiergarten war in jenen glücklichen Zeiten noch nicht verboten; die Offiziere der in Berlin garnisonirenden Regimenter paradirten auf ihren schönsten Pferden, in der neuesten Uniform, an der Seite der prächtigen Carossen und vergoldeten Phaetons, welche, von Läufern und Heiducken begleitet, langsam durch die Menge fuhren, und selbst die Mitglieder der königlichen Familie fehlten nicht unter dem fröhlichen Gewühl. Hierzu kam noch, daß auf den Befehl des damaligen Gouverneurs von Berlin, des Generals von Ramin und nach ihm des Feldmarschalls von Möllendorff, die Musikchöre der berliner Garnison in kleinen Zwischenräumen aufgestellt waren und die Lustwandelndelnden durch Janitscharenmusik ergötzten. Der große Zulauf der Berliner nach diesem Platze brachte einen speculativen französischen Restauratur, Namens Mourier, auf den Gedanken, unter einem leinenen Zelte, am Ufer der Spree, Getränke und Erfrischungen aller Art feil zu bieten. Seinem Beispiele folgten mehrere andere Caffetiers von Berlin; die Zelte blieben indessen nur während des Sommers stehen und wurden zur Winterszeit abgeschlagen und nach der Stadt gebracht. — Im Jahre 1767 erhielt indessen Mourier die Erlaubniß, statt eines Zeltes eine hölzerne Bude aufzuschlagen; er gab derselben eine goldene Gans zum Schilde, mit der Ueberschrift: Monnoie (mon oie) fait tout. Aus diesen Buden, denn auch die übrigen Restaurateurs folgten dem Beispiele Mourier's, entstanden nachmals jene schönen Gebäude mit den dazu gehörigen Gärten, die unter dem Namen „der Zelten" noch heut einen der beliebtesten Spaziergänge der Berliner ausmachen. — Da auf diese Weise der Thiergarten sehr in Aufnahme gekommen war, veranstaltete der Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, im Jahre 1746, bei der Anwesenheit des Großfürsten von Rußland, Paul Petrowitsch, ein großartiges Dejeuner im Freien, wozu hinter den Zelten, unfern der Spree, ein halbrunder Platz mit lebendigen Hecken und Nischen angelegt wurde, der von dieser Festlichkeit der Großfürstenplatz genannt wurde. Fünf prächtige Zelte waren zur Aufnahme der hohen Herrschaften auf diesem Platze aufgeschlagen. Das Hauptzelt, dessen Pfähle vom schönsten Ebenholz und Elfenbein gedreht waren, bestand aus golddurchwirktem, karmoisinrothen Damast, auf der Spitze desselben sah man eine Blumenkrone mit der Inschrift: vive Catharine; außerdem waren zwischen den übrigen Zelten große mit Blumen umflochtene Pyramiden errichtet und dahinter befanden sich noch eine Menge anderer Zelte für die Bedienung. Alle in Berlin garnisonirende Regimenter hatten ihre Feldmusik zur Verherrlichung dieses Festes commandiren müssen, und daß der Thiergarten von neugierigen Zuschauern wimmelte, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Dies Fest wurde indessen auf eine sehr tragi-komische Weise gestört. Anfänglich war dasselbe vom schönsten Wetter begünstigt worden, aber plötzlich zog sich ein Gewitter zusammen, und ein heftiger, anhaltender Regen brach los; so daß Alle, welche hinaus gegangen waren, um ihre Neugierde zu befriedigen, bis auf die Haut durchnäßt wurden, wobei,

Digitized by Google

wie wohl zu vermuthen, die Damen am Schlechteſten weggekommen ſein werden.

Schon zu Anfang von Friedrich des Großen Regierung legte der Freiherr von Knobelsdorff, der, wie wir ſagten, mit den Arbeiten zur Verſchönerung des Thiergartens beauftragt war, ein Landhaus an der Spree an, welches nachmals zur Entſtehung des Luſtſchloſſes Bellevue den Anlaß gab. Nach ſeinem Tode kam dieſe Beſitzung in die Hände des Miniſters von Horſt, von welchem es der Hofrath Bertram kaufte, der es im Jahre 1775 dem Prinzen Ferdinand überließ. Dieſer erbaute den ſchönen Pallaſt, welcher heute dieſe Stelle ziert und legte in den Jahren von 1786—1796 den großen Garten dabei an, welcher den Namen Bellevue erhielt. In Folge deſſen wurde auch eine Allee, die vom potsdamer Thore quer durch den Thiergarten geht, ausgehauen. Von Knobelsdorffs Anlagen iſt noch der ſogenannte große Stern, auf der Mitte des Weges nach Charlottenburg, zu erwähnen. Acht breite durch den Thiergarten führende Alleen treffen an dieſer Stelle zuſammen, und dieſer Platz war ehemals mit Statuen beſetzt, was den Berlinern Anlaß gab, demſelben den Namen „Puppen" beizulegen. Außerdem legte der königliche Hofjäger, welcher bisher nur ein Privathaus im Thiergarten beſeſſen hatte, im Jahre 1772 eine Gaſtwirthſchaft an, die nach der Charge, welche der Beſitzer bekleidete, „zum Hofjäger" genannt wurde. Auch an der Stelle des heutigen Güntherſchen Etabliſſements an der Ecke der Bellevue- und Thiergartenſtraße, befand ſich zu jener Zeit ſchon ein Vergnügungsort der Berliner, der unter dem Namen des Richardſchen Gartens bekannt war; auch der Schulgarten entſtand zu jener Zeit durch eine Anlage des Conſiſtorialraths Hecker, welcher eine große Menge ausländiſcher Pflanzen anſchaffte und auf dem ihm zugehörenden Grundſtücke einen botaniſchen Gaeten für die Realſchule errichtete. Dieſer Garten wurde auch häufig vom Publikum beſucht, welches an dem Beſchauen der fremden, exotiſchen Gewächſe viel Vergnügen fand. Auch war dieſer Garten nicht ſo unbedeutend, als man vielleicht denken mag, denn bei dem Tode Heckers, im Jahre 1770, fand man daſelbſt mehrere Treibhäuſer, eine förmliche Orangerie, Palmen, Agaven und andere ſeltene Gewächſe.

In Betreff der ſtädtiſchen Verwaltung haben wir ebenfalls bedeutende Veränderungen zu erwähnen, die unter der Regierung Friedrich's II. vorgenommen wurden. Der Rath zu Berlin beſtand aus einem Präſidenten, welcher ſchon ſeit dem Jahre 1726 unmittelbar von dem Könige ſelbſt ernannt worden, aus drei Bürgermeiſtern *), zwei Syndicis, einem Oeconomie-Director, der die ſtädtiſchen Kaſſenverwaltungen unter ſich hatte und zwölf Rathmännern, von denen der eine die Stelle des Kämmerers verwaltete. — In den Urkunden, welche von dem Magiſtrate ausgeſtellt wurden, unterſchrieb ſich derſelbe mit den Worten: „Wir Präſident, Bürgermeiſter und Rath hieſiger Reſidenzien." — Außerdem kamen aber noch eine große Zahl Unterbeamten hinzu. Es wurde ein Stadtſekretair und ein Regiſtrator ernannt, auch arbeiteten mehrere Referendarien in dieſem Fache und außerdem waren, wie ſich von ſelbſt verſteht, die nöthigen Kanzleibeamte und Kopiſten angeſtellt. Das Magiſtratscollegium ſelbſt war in vier Departements eingetheilt, zwei Bürgermeiſter, die beiden Syndici und drei Rathmänner bildeten das Juſtiz-Departement. Das Oeconomie-Departement beſtand aus einem Bürgermeiſter, einem Syndicus, dem Oeconomie-Director. Zum Kämmerei-Departement gehörten ein Bürgermeiſter, ein Syndicus, der Oeconomie-Director und drei Rathmänner. Das Polizei-Departement war das wichtigſte. Der Präſident der Stadt war zugleich Polizei-Director, ihm ſtanden drei Rathmänner zur Seite, von welchem der eine zur franzöſiſchen Kolonie gehören mußte; außerdem wurden bei dieſem Kollegium noch ein Polizei-Inſpector, zwei Polizeimeiſter und verſchiedene Marktmeiſter und Polizeidiener angeſtellt. Bis zum Jahre 1732 hatte nämlich auch das Gouvernement in Polizeiſachen zu entſcheiden gehabt, in dieſem Jahre wurde aber unter dem 16. Ja-

*) Eigentlich waren es vier Bürgermeiſter, doch wurde der eine von ihnen vom Könige zum Präſidenten gewählt.

Digitized by Google

nuar die neue Polizeiordnung eingeführt und zum ersten Präsidenten und Polizei-Director der Kriegsrath und Bürgermeister Kircheisen ernannt, welcher dies Amt zur Zufriedenheit aller dabei betheiligten Personen bis zu seinem Tode, den 27. December 1770, verwaltete. Sein Nachfolger war der Regimentsquartiermeister Philippi, dem der König eine besondere Instruction ertheilte. Durch dieselbe stand er unter dem Befehle des Königs und des General-Directorii. Sämmtliche Einwohner Berlin's standen unter seiner Jurisdiction und von ihm allein hing die Entscheidung in allen Polizeisachen ab. Auf sein oder der Polizeimeister mündliches Verlangen mußten sämmtliche Wachen die nöthigen Mannschaften stellen, in dringenden Fällen konnte er auf der Stelle Arrest verfügen, und alljährlich mußte der Polizei-Director dem Könige über den Zustand der Residenz, die Anzahl der Einwohner, den Verkehr im Handel und Wandel Bericht abstatten.

Die beiden genannten Polizeipräsidenten Berlin's, Kircheisen und Philippi, besonders der Erstere, erließen verschiedene Verordnungen, die alle, mehr oder minder, für die städtische Verfassung wichtig wurden. So wurden, im Jahre 1742, die Städte von Berlin mit den Vorstädten in achtzehn Quartiere oder Reviere eingetheilt, über welche eben so viele Revier-Commissarien zu wachen hatten. Jeder Gastwirth und jeder Privatmann mußte den Fremden, welcher bei ihm angekommen war, noch an demselben Tage dem Commissarius anzeigen, wenn er nicht in eine Ordnungsstrafe von 2 Thalern verfallen wollte. Zur Bequemlichkeit des Publikums standen nummerirte Fiaker auf dem Schloßplatze zu jeder Tagesstunde bereit, über welche ebenfalls ein Polizeicommissarius die Aufsicht führte. Diese Fiaker waren schon von Friedrich Wilhelm I. eingeführt worden. Von diesen Wagen gab es anfänglich funfzehn, die den Tag über, wenn sie nicht gebraucht wurden, auf dem Schloßplatze bei der neuen Stechbahn hielten. Die Anzahl derselben wurde unter der Regierung Friedrich's II. bedeutend vermehrt. Auch die Sänften, welche schon unter Friedrich I. eingeführt waren, wurden im Jahre 1782 auf Kosten eines Privatmannes an verschiedenen Orten der Stadt aufgestellt. Doch fanden sie beim Publikum nicht besondern Beifall, wogegen sich die Miethskutschen vervielfältigten, in denen man an Sonn- und Festtagen in der Umgegend Spazierfahrten machen konnte. In dieser Zeit wurden auch von der Polizei zur Sicherheit der Fremden zwölf Lohnbediente angenommen, welche eine Caution stellen mußten und förmlich vorher vereidigt wurden. Im Jahre 1765 wurde ein Polizeiedict gegeben, daß alle, auf der Straße umherlaufende, herrenlose Hunde todtgeschossen werden sollten, und zu diesem Befehl hatte der Umstand die Veranlassung gegeben, daß bei einem Spazierritte der König von einem Hunde angefallen wurde und durch das Scheuen des Pferdes in Lebensgefahr gekommen war. Im Jahre 1767 erschien eine zweite auf die Hunde Bezug habende polizeiliche Verordnung. Man wollte nämlich bemerkt haben, daß das Tollwerden bei den Hunden durch eine unter der Zunge dieser Thiere befindliche Sehne veranlaßt würde, welche man den Tollwurm nannte. Diesen Tollwurm mußte von eigends dazu bestellten Wurmschneidern den Thieren bei einer Strafe von 50 Thalern ausgeschnitten werden, und obgleich man bald darauf einsah, daß diese Maßregel durchaus nicht vor jener Krankheit der Hunde schützte, so blieb dieselbe dennoch bis zum Tode des Königs vollständig in Kraft. Zur Reinigung der Straßen wurden 36 zweispännige Karren angeschafft, welche den vor den Häusern zusammengehäuften Kehricht wegfahren mußten. Außerdem ist jene Zeit reich an anderen Edicten und Verordnungen der Polizei, deren Erwähnung jedoch zu weit führen dürfte.

Auch mit dem Stadtgerichte nahm Friedrich II. einige Veränderungen vor. Es wurde festgestellt, daß dasselbe aus einem Director, fünf Civilrichtern, fünf Criminalrichtern und fünf Assessoren, nebst den nöthigen Unterbeamten, bestehen sollte. Außerdem entstanden zu jener Zeit zwei neue Gerichte in Berlin, nämlich das Baugericht und das der königlichen Porcellanmanufactur. Das Erstere, im Jahre 1742 gegründet und unter dem zweiten Departement des General-Directorium's stehend, bestand aus einem Director und



und

mehreren Bauräthen, welche alle Streitigkeiten in Bauangelegenheiten zu entscheiden hatten. Was die Porcellanmanufactur anbetraf, so erhielt dieselbe ebenfalls ihr eigenes, aus einem Director und einem Justitiar zusammengesetztes Gericht, zu welchem sämmtliche bei der Manufactur beschäftigte Arbeiter, so wie deren Frauen gehörten.

Schon vor seinem Regierungsantritte mochte der große König eingesehen haben, daß es ein vergebliches Bemühen sein würde, Berlin durch seinen Handel auf eine größere Stufe von Bedeutung zu heben; er richtete daher sein Hauptaugenmerk darauf, es zu einer großen Fabrikstadt zu machen. Schon am 28. Juni 1740 wurde dem General-Directorium ein neues, das fünfte, Departement zugetheilt, zu dessen Chef der Staatsminister von Marschall ernannt wurde. Die Tendenz dieses neuen Departements bestand darin, hauptsächlich das Manufactur-, Fabriken- und Handelswesen im preußischen Staate zu beleben. Auswärtigen Handwerkern, die sich in Berlin niederlassen wollten, wurden bedeutende Vortheile versprochen und hiezu fügte noch der König die sogenannte Cantonfreiheit, nämlich das Privilegium, daß alle in Berlin geborne und ansäßige Leute von der Verpflichtung, in das stehende Heer einzutreten, befreit waren. Aber nicht allein Künstler und Handwerker in sein Land zu ziehen, schien dem Könige nöthig, sondern er suchte auch reiche Capitalisten nach Preußen zu ziehen. „Der Staatsminister von Marschall," sagt der König in der Instruction für das neuerrichtete Departement vom 28. Juni; „soll mit seinen Räthen darauf bedacht sein, den Fremden, die sich im Lande etabliren, oder auch nur eine Zeit lang darin aufhalten wollten, gewisse Commoditäten zu verschaffen, und ihnen ihren Sejour angenehm zu machen und zwar sowohl für sich, als für ihre Kinder. Weshalb ihnen die Freiheit der Religion gelassen und dahin gesorgt werden muß, daß sie wohlfeil leben und andere benöthigte Commoditäten finden können. Leuten von großer Qualité und die zugleich dergestalt sind, daß sie jährlich eine Revenue von 20,000 Thalern haben, wollen Seine Königliche Majestät, wenn sie sich in ihren Landen etabliren und darin ihre Revenuen verzehren wollen, gern mit annehmlichem Charakter an die Hand gehen, auch ihnen überdem wohl eine Pension von 1000 Thalern jährlich geben."

Zugleich suchte der König auf alle Weise den Gewerbfleiß der Unterthanen zu unterstützen. Der Kaufmann Gotskowski legte eine Sammetfabrik in Berlin an, und da dieselbe diesen Stoff hinlänglich für die Consumtion des preußischen Staates lieferte, so wurde der Befehl erlassen, daß kein fremder Sammet eingebracht werden sollte. Bald darauf legte ein Jude, Namens Hirsch, in Potsdam eine ähnliche Fabrik an. So wurden auch 1746 die fremden Eisen- und Stahlwaaren verboten, als die bei Neustadt-Eberswalde gegründete Kolonie von Messerschmieden hinlänglich in Flor gekommen war, und im Jahre 1751 ertheilte Friedrich dem Kaufmann Splittgerber, der sich schon unter der Regierung des vorigen Monarchen durch die Gründung einer Gewehrfabrik bedeutende Verdienste erworben hatte, das Privilegium, eine Zuckerraffinerie in der Wallstraße Nr. 55 anzulegen. Zugleich wurde der fremde Zucker mit 12 Procent Impost belegt, und Splittgerber gewann durch diese Fabrik so bedeutend, daß er im Stande war, bald darauf vor dem stralauer Thore zwei andere Zuckerraffinerien an der Stelle, wo früher das königliche Salzmagazin gestanden hatte, anzulegen, wozu ihm der König den Platz schenkte. Auch zu einer Seidenmanufactur, die der Banquier Schütze 1753 auf der Contrescarpe anlegte, gab der König die Kosten her. Um die Vermehrung der Maulbeerplantagen zu bewirken, legte der König selbst eine Plantage bei Oranienburg an, deren Kosten sich über 50,000 Thaler beliefen; und zugleich sorgte Friedrich dafür, daß die Manufacturisten mit allen Sortimenten ausländischer Seide versehen wurden. Diese Bemühungen des Königs, das Manufacturwesen und den Handel nicht allein in Berlin, sondern in seinem ganzen Staate zu vermehren, wozu noch die Anlegung des neuen Finow-Kanals und des Plauenschen Kanals kam, wurden indessen durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges unterbrochen; aber dennoch litt der Verkehr in Berlin in den ersten

Digitized by Google

Kriegsjahren durchaus nicht, im Gegentheil verschaffte die große Menge Geld, welche durch die Lieferungen für die Armee in Umlauf gesetzt wurde, den Lieferanten und den Handwerkern bedeutenden Verdienst. In späterer Zeit jedoch, als die Staatsbeamten ihre Gage in Papiergeld empfingen und der Werth der cursirenden Münzen immer schlechter wurden, als die Russen in die Mark eindrangen und die Residenzstädte brandschatzten, wurde die Lage Berlin's allerdings schlechter; dennoch entstand zu jener Zeit eine der wichtigsten Fabriken von Berlin, nämlich die Porzellanmanufactur. Schon früher hatte man in Berlin öfters den Versuch gemacht, echtes Porzellan zu fabriciren, doch waren diese Versuche theils von keiner großen Bedeutung gewesen, theils jederzeit nicht besonders ausgefallen. Der Kaufmann Wegely war der Erste, welcher im Jahre 1751 in seinem Hause, an der Ecke der Königs- und neuen Friedrichsstraße, damit begann, Porcellan in größeren Quantitäten zu fabriciren; aber sein Fabrikat stand dem meißner Porcellan in der Qualität bedeutend nach. Während des siebenjährigen Krieges fanden mehrere sächsische Porcellanarbeiter, welche Verbrechens halber auf der Festung Königsstein gesessen hatten, Gelegenheit, nach Böhmen zu entfliehen und Wegely wußte dieselben nach Berlin kommen zu lassen und sie in seiner Fabrik anzustellen. Zu jener Zeit stand der König gerade mit seiner Armee in Sachsen, um dort Contributionen einzutreiben; da das geforderte baare Geld nicht so geschwind herbeigeschafft werden konnte, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, den Bestand der meißner Porzellanfabrik an Zahlungsstatt anzunehmen und machte dem Kaufmann Wegely das Anerbieten, den ganzen Porzellanvorrath zu kaufen. Wegely, der indessen besserer Kaufmann als Patriot war, lehnte diesen Vorschlag ab, und der König sah sich genöthigt, das Porzellan einem gewissen Baron von Schimmelmann gegen einen sehr niedrigen Preis zu verkaufen, und aufgebracht über die ängstliche Kaltsinnigkeit, welche Wegely an den Tag gelegt hatte, der dem Könige bei Anlegung seiner Fabrik noch bedeutende Unterstützungen verdankte, befahl Friedrich, da Wegely noch außerdem das Publikum übertheuerte, daß die ganze Fabrik eingehen sollte. In Folge dessen wurden die Waaren an den Meistbietenden verkauft und die Arbeiter entlassen. Bald nach diesem Vorfalle kam Gotskowski nach Leipzig zum Könige und fand bei demselben mehrere Proben von sächsischem Porzellan, wobei sich Friedrich äußerte, daß es sein hauptsächlichster Wunsch wäre, eine Manufactur, die ein Fabrikat von derselben Güte lieferte, in seinen Staaten zu haben. Gotskowski ergriff sogleich diesen Gedanken mit Eifer und kehrte mit dem Plane, das Verlangen des Königs so gut als möglich in's Leben treten zu lassen, nach Berlin zurück. Dort machte er zufällig die Bekanntschaft eines sächsischen Töpfers, Namens Ernst Heinrich Reichard, welcher die Auflösung der Wegelyschen Fabrik benutzt hatte, um von seinen daselbst als Arbeiter angestellt gewesenen Landsleuten das Geheimniß des echten Porzellanmachens zu erfahren. Eine kleine Summe, welche er zu derartigen chemischen Versuchen verwendete, war hinreichend gewesen, um ihn davon zu überzeugen, daß er wirklich im Besitz des betreffenden Geheimnisses sei. Er machte dem Herzog von Sachsen-Gotha den Antrag, eine Porzellanfabrik in Gotha anzulegen, und dieser versprach ihm dafür ein Jahrgehalt von 1000 Thalern, und im Fall seines Todes seiner Wittwe ein jährliches Gnadengehalt von 500 Thalern. Gotskowski, welcher dies erfuhr, machte dem Reichard nicht nur dasselbe Anerbieten, sondern versprach außerdem, ihm eine Summe von 10,000 Thalern für die Entdeckung des Geheimnisses zu zahlen, doch sollte dieselbe so lange an einem dritten Orte deponirt werden, bis es dargethan sei, daß Reichard sich wirklich in dem Besitz des besprochenen Geheimnisses befände. In Folge dessen wurde ein Contract zwischen beiden Theilen abgeschlossen und das Dorville'sche Haus, in der leipziger Straße, zur neuen Fabrik eingerichtet, die auch bald so gut in Gang kam, daß schon im Jahre 1762 hundertundfunfzig Leute daselbst beschäftigt wurden. Nach Wiederherstellung des Friedens beschloß der König, die Fabrik selbst zu übernehmen. Er gab Gotskowski eine Entschädigung von 225,000 Thalern, Reichard erhielt, außer der Entschä-



Digitized by Google

digung für sein Arcanum eine Summe von 7000 Thalern und die übrigen Fabrikarbeiter wurden beibehalten. Die Sache hatte einen so trefflichen Fortgang, daß das berliner Porzellan wegen seiner Masse, seiner Farbe und seiner Malerei, Gotskowski hatte nämlich schon zuvor, den berühmten Miniaturmaler Krause nach Berlin berufen, um die Leitung der Porzellanmalerei zu übernehmen, in kurzer Zeit allgemein beliebt und gesucht wurde. Eine bedeutende Verbesserung erhielt die Fabrikation des berliner Porzellans noch dadurch, daß ein Bergofficiant, Namens Bückling, die Zeichnung zu den damals erst kürzlich erfundenen Dampfmaschinen aus England nach Berlin brachte, welche der damalige Director der Porzellanmanufactur, der geheime Rath Rosenstiel, bei der Porzellanfabrikation in Anwendung brachte. Außer dem Hauptwaarenlager in Berlin wurden späterhin noch Hauptwaarenniederlagen zu Warschau, Danzig, Hamburg, Königsberg, Breslau, Stettin und Magdeburg angelegt. Kurz, das neugestiftete Werk erfreute sich in unglaublich kurzer Zeit der möglichsten Vervollkommnung.

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß der König seine Aufmerksamkeit nach Beendigung des Krieges mit eben so großem Interesse auch auf die übrigen Zweige des Fabrikwesens richtete und wieder war es der Seidenbau, den er auf alle mögliche Weise begünstigte. Er ließ aus Frankreich Personen kommen, welche mit den Anpflanzungen und der Verpflegung der Maulbeerbäume Bescheid wußten. Diesen wurden Knaben aus den Waisenhäusern als Arbeiter zuertheilt, welche unter ihrer Anweisung den Seidenbau von Grund aus erlernten. Allen denjenigen, die eine Raupenzucht oder Maulbeerplantage anlegen wollten, wurden Seidenwürmer und Maulbeersaamen umsonst ausgetheilt, und um, wie er schon früher gethan hatte, alle Manufacturisten mit einem gehörigen Sortiment fremder Seide zu versehen, wurde eine Seidenmagazinkasse mit einem Fond von 80,000 Thalern errichtet. Dieses Magazin enthielt ein vollständig sortirtes Lager von ausländischer Seide, aus welchem die Manufacturisten ihre Seide, die sie verarbeiteten, auf Credit entnehmen konnten. Zugleich kaufte auch das Magazin inländische rohe Seide in Cocons von denjenigen, welche die Seidenzucht betrieben, sich jedoch nicht mit dem Abhaspeln derselben beschäftigten. — Durch solche Mittel sahen sich die berliner Seidenmanufacturen in den Stand gesetzt, alle Arten von seidnen Zeugen, in jedem Muster und jeder Farbe, zu fertigen, und während der König bei Antritt seiner Regierung nur eine einzige Seidenmanufactur in Berlin vorfand, zählte man zu Ende des Jahres 1782 sechs und funfzig Manufacturen von Sammet und anderen seidenen Stoffen in Berlin; Seidenstrumpfwirkereien und Seidenbandfabriken zusammen sechs und vierzig. Von den Hauptmanufacturisten verfertigten Baron, die Gebrüder Michelet, die Gebrüder Baudouin, Isaac Blanc, Ferdinand Beyrich, Gardemin und Comp., Benoit, Palmié und Geiger, Querhammel, die Israeliten Gebrüder Bernhard und Comp., Meyer, Benjamin Levi, Moses Ries, Isaac Hirsch u. A. Atlasse, Sammete, Taffte, Damaste u. s. w.; Andere, als Bonte, Benj. Konradi, Favreux und Falkmann; Ehrhard Fetschow, Andreas Lautier, Scherz und Philippe, Laspeyres seidene Bänder; andere wiederum seidene Strümpfe von vorzüglicher Güte wie Franz und Paul Duchesne, die Gebrüder Bardin, Fetting, Gibert, Fraisinet und andere mehr. — Die erste Fabrik italienischer Blumen wurde schon im Jahre 1770 von einem Italiener, Namens de Rienst, angelegt, ihr folgte bald eine zweite, von einem gewissen Tresco unter der Stechbahn. Auch von Blondenmanufacturen befanden sich zu jener Zeit schon drei in Berlin, von welchen 1749 die erste angelegt worden war.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. haben wir gesehen, wie derselbe zur Aufnahme der Wollmanufacturen das Lagerhaus zu Berlin anlegte. Dies wurde im Jahre 1764 dem Commerzienrath Schmidts und Söhnen, welche aus Aachen nach Berlin kamen, gegen eine dem potsdammschen Waisenhaus zu zahlende jährliche Recognition überlassen. Auch blieb das Lagerhaus noch bis vor wenigen Jahren in der Pacht der

Digitized by Google

Familie Schmidts und wurde erſt vor kurzer Zeit zu ſeiner jetzigen Beſtimmung eingerichtet. Einen Theil deſſelben erhielt das berliniſche Gymnaſium zum grauen Kloſter und im übrigen Theile findet man die General-Militairkaſſe, die Gewerbſteuerkaſſe, den rheiniſchen Reviſions- und Kaſſationshof, die Eichungscommiſſion für Maße und Gewichte, die Werkſtatt des Profeſſors und Bildhauers Rauch und die des Profeſſors und Malers Bach. — Die Arbeiten der Wollmanufactur des Lagerhauſes theilten ſich in drei Zweige, die ſpaniſche Tuchweberei, die ordinaire Tuchweberei und die Fabrikation von leichten wollenen Zeugen. Zugleich wurde eine Färberei eingerichtet, und um das Waſſer in dieſelbe zu leiten, ein Druckwerk an der Spree, bei der ſtralauer Brücke, angelegt *) Im Jahre 1783 ließ Friedrich II. noch ein großes Weberhaus hinter dem Lagerhauſe, auf einem demſelben zugehörenden Platze (Nr. 15 und 16 der neuen Friedrichsſtraße) erbauen. In dem Weberhauſe wurden allein 339 Weber beſchäftigt; in 48 Stuben wurde auf 84 ſpaniſchen Stühlen gearbeitet und außerdem betrug die Geſammtzahl der beim Lagerhauſe beſchäftigten Perſonen mehrere Tauſend, dennoch fand man in Berlin, außer dem Lagerhauſe, bedeutende Wollenwaarenfabriken: ſo Johann Georg Wegely und Söhne in dem Inſelgebäude; Paul und Cornelius Heſſe, Alexanderſtraße Nr. 2 u. m. A. Auch Kattunfabriken entſtanden nach und nach in Berlin, und im Jahre 1782 zählte man ſchon acht und dreißig dergleichen Manufacturen; zudem wurden 1756 and 1773 zwei Kattundruckereien angelegt und in zwei von der Seehandlung gegründeten Manufacturen fertigte man Mancheſter, alle Arten baumwollenen Gingham, Sammet und andere halbleinene, halbbaumwollene und halbwollene Zeuge. Eine Parchentfabrik beſtand ſchon 1748, und 1772 und 1778 legten die Gebrüder Borchard eine Mouſſelinmanufactur an.

An Leinenmanufacturen zählte man im Jahre 1742 ſechs und achtzig Fabriken, und außerdem beſchäftigten alle anderen Arten von Manufacturen und Fabriken eine Menge von Arbeitern, welche nach einem jährlichen Abſchluß für eine Summe von 5,593,333 Thalern Waaren fabricirten. Hierher gehört die Fabrik von Wachsleinwandtapeten, die im Jahre 1755 durch Bandau und Woltersdorf angelegt worden war. Außerdem wurden gewirkte Tapeten auf Hautes- und Baſſelicéart und Papiertapeten verfertigt. Der Schwertfeger Volgt legte 1755 eine Stahlfabrik an und die Kaufleute Naude und Comp. eine Fabrik von Lederwaaren, welche den engliſchen an Güte nichts nachgegeben haben ſollen. Eine Fabrik von lackirten Waaren aus Eiſenblech, gegoſſenem Zinn, Papiermaché wurde von einem Franzoſen, Namens Sebaſtian Chevalier gegründet; dieſe Fabrik befand ſich auf dem Platze Monbijou. Bald darauf entſtand eine zweite in der Wilhelmsſtraße, die von einem Franzoſen, Namens Guerin angelegt wurde, aus welcher nachmals die jetzige Stobwaſſerſche Fabrik entſtanden iſt.

Es würde uns indeſſen zu weit führen, wollten wir uns auf die näheren Details dieſer Fabriken und der noch nicht genannten einlaſſen. Wir wenden daher unſere Aufmerkſamkeit nur noch auf die Fabrikation des Tabaks, deſſen Verkauf im ganzen preußiſchen Staat ein Franzoſe, Namens Roubaud in Pacht nahm. Er ſchloß am 4. Mai 1765 einen Contract ab, demgemäß er eine jährliche Pachtſumme von 1,100,000 Thalern zu zahlen verſprach. Ungeachtet aber Roubaud durch unmäßig hohe Preiſe die Pachtſumme zu erſchwingen ſuchte, konnte ſich ſein Project doch nicht halten, und gegen eine Entſchädigungsſumme von 20,000 Thalern trat er die königliche Conceſſion an eine Geſellſchaft berliner Kaufleute ab. Die Geſellſchaft war auf Actien gegründet worden und die Generalpächter luden das Publikum ein, das Unternehmen durch Ankauf von Actien zu unterſtützen, welche mit zehn Procent verzinſt werden ſollten, dennoch fiel auch dieſes Unternehmen in ſich ſelbſt zuſammen, beſonders war das handeltreibende Publikum darüber aufgebracht, daß ihm ein ſo wichtiger, einträglicher Zweig des Handels ganz und gar genommen worden war. Die Uneinigkeit der Directoren trug

*) Das dem Lagerhauſe gehörige Druckwerk treibt jetzt das Waſſer für das Mariannenbad Nr. 18 der neuen Friedrichsſtraße.

Digitized by Google

ebenfalls noch das ihrige dazu bei, die Auflösung der Kompagnie zu veranlassen, und die Barone von Knyphausen und von Horst, welche als königliche Commissarien bei der Generalcommission angestellt waren, sahen sich genöthigt, um ihre Entlassung einzukommen. Zwar machte die Gesellschaft der Tabakspächter noch einmal den Versuch, das Institut gänzlich umzugestalten, aber der König sah sich bald darauf genöthigt, sich selbst in's Mittel zu schlagen, da sich die Gesellschaft für unfähig erklärte, ihr Pachtsumme zu bezahlen. Es ergab sich ein Deficit von 1,127,000 Thalern, der König deckte indessen dasselbe, zahlte den Actionairs die versprochenen zehn Procent Zinsen und wirklich brachte er es in kurzer Zeit dahin, daß der Tabakshandel seine Einkünfte jährlich um eine Million vermehrte.

Eine Einrichtung des Königs, die dem Lande und besonders dem handeltreibenden Publikum im hohen Grade lästig wurde, war die Einführung der neuen Steuerordnung und des Kaffeemonopols.

Unmittelbar nach Beendigung des siebenjährigen Krieges sah sich nämlich der König genöthigt, eine Reduction der preußischen Münzen, welche, wie oben gesagt, einen nur geringen Werth hatten, vorzunehmen. Die unausbleibliche Folge dieser indessen höchst nothwendigen Maßregel war eine Menge Bankerotts, die im preußischen Staate ausbrachen, und da der König, aus Mangel an baarem Gelde, viele Staatsbilles ausgegeben hatte, welche wieder eingelöst werden mußten, dachte er von vorn herein daran, seine Finanzen zu vergrößern. Er forderte die Minister auf, ihm die nöthigen desfallsigen Pläne vorzulegen, aber diese, nicht unbekannt mit dem bedrängten Zustand des Landes, opponirten sich dagegen auf's Heftigste. In dieser Lage wendete sich der König an den, als Schriftsteller und Generalpächter in Frankreich bekannt gewordenen Helvetius. Dieser überredete den König, das französische Finanzsystem in seinem Staate einzuführen und zu diesem Zweck geborne Franzosen in's Land kommen zu lassen. Demzufolge erschien im Juli des Jahres 1766 ein Herr de Launay an der Spitze von mehreren hundert Franzosen im preußischen Staat, um die neue General-Accisadministration, oder die sogenannte französische Regie, in Preußen einzuführen. Ein königliches Edict, vom 14. April 1766, machte die Unterthanen mit dieser Neuerung bekannt, welche das Publikum mit dem größten Unwillen erfüllte. Launay bildete aus seinen Untergebenen eine eigene, aus mehreren Collegien zusammengesetzte Kanzlei, welche für ganz unabhängig vom General-Finanz-Directorium erklärt wurde. In Folge von de Launay's Angaben wurde hauptsächlich der Eingangszoll für fremde Waaren, um den Absatz der inländischen Manufacturen und Fabrikationen zu vermehren, erhöht. Der Gebrauch des Stempelpapiers wurde vervielfältigt und auf alle Luxusgegenstände eine hohe Steuer gelegt, so daß, während der einundzwanzig Jahre, von der Einführung der französischen Regie bis zum Tode des Königs, ein Mehrertrag der Staatseinkünfte von 42,718,000 Thalern bewirkt wurde; nimmt man hiezu noch die Besoldung der französischen Beamten, die jährlich 750,000 Thaler betrug, indem de Launay, als Director des Institutes, allein eine jährliche Gage von 15,000 Thalern empfing, so ergiebt sich, daß der preußische Staat in jenen Jahren 57 Millionen an Abgaben mehr als früher bezahlt hat. Das Mißvergnügen unter jeder Klasse der Einwohner über diese Institution war allgemein, und hierzu kamen noch die Plackereien und Eigenmächtigkeiten, welche sich die französischen Beamten zu Schulden kommen ließen.

Eine den Kaufleuten und dem Publikum ebenfalls lästige Neuerung war es, als sich der König im Jahre 1767 entschloß, den Handel mit Kaffee in seinen Landen allein zu betreiben. Der Verbrauch dieses Luxusartikels hatte sich damals schon unter allen Volksklassen verbreitet, und man dachte, nach Einführung des Monopols, zuerst darauf, sich wo möglich Surrogate zu verschaffen. Es wurden Cichorien und Haferwurzeln getrocknet und nach Art des Kaffee's gebrannt, auch Roggen, Eicheln und Kleebrautsaamen kamen in Gebrauch; aber das Publikum fand keinen besonderen Geschmack an diesen Surrogaten, obschon auch das Obercollegium medicum dieselben auf's Eifrigste empfahl. Dagegen wurde das Contrebandiren desto stärker betrie-

Digitized by Google

den. Um indessen diese Unterschleife zu verhindern, wurden förmliche Kaffeeriecher bestellt, welche in den Straßen umhergingen und riechen mußten, ob irgendwo Kaffee gebrannt würde; selbst Bürger, welche sich nicht mit dem Handel beschäftigten und nur zu ihrem eigenen Bedarf Kaffee verbrauchten, sahen sich täglichen Hausvisitationen ausgesetzt, und da, aller Befehle und Verordnungen ungeachtet, das Contrebandiren eher zu, als abnahm, erschien am 19. April 1777 ein königliches Edict, demgemäß der Transport des Kaffees nur unter Aufsicht eines königlichen Accise-Offizianten geschehen, und kein Kaufmann, ohne einen besondern Erlaubnißschein, Kaffee in seinem Hause vorräthig haben sollte. In Berlin waren zur Verhütung des Schleichhandels vier berittene Accise-Offizianten angestellt; da diese Anzahl sich aber nicht hinlänglich bewies, wurden am 17. Juni statt der vier Steuer-Controlleure zu Pferde, zwölf Offizianten zu Fuß dazu beordert, die Kaufleute und Bürger in Bezug auf den Kaffee zu controlliren. Sie führten Schießgewehre bei sich, und hatten die Erlaubniß, im Nothfall von denselben Gebrauch zu machen; in Folge dessen kam es an den Grenzen zwischen den Schleichhändlern und Brigadiers zu förmlichen Gefechten, sogar in den Straßen Berlins wurde ein Steuer-Offiziant von einem verwegenen Contrebandirer erschossen. Daß diese Maßregel einen höchst verderblichen Einfluß auf die Sittlichkeit der Einwohner ausübte, läßt sich wohl erwarten, und selbst Friedrich erkannte endlich, daß seine Strenge die Grenzen der Billigkeit überstiegen hatte. Er erlaubte im Jahre 1783 allen Standespersonen ihren Kaffee selbst zu brennen, während das übrige Publikum diesen Artikel von der Regie in dem Zustande nehmen mußte, wie er von derselben in gestempelten Packeten und Büchsen verkauft wurde. Endlich am 20. Mai 1784 wurde publizirt, daß der Einführungszoll des Kaffees erniedrigt und der Preis desselben herabgesetzt werden sollte. Die Seehandlung übernahm den Kaffeeeinkauf aus erster Hand; aber dennoch wurde dem Contrebandiren dadurch kein Ende gemacht, denn die französische Regie dauerte fort, und der große Gewinn, welchen die eingepaschten Waaren brachten, veranlaßte immer neue Waghälse, in ihren gesetzlosen Unternehmungen fortzufahren.

Was die Einwohnerschaft Berlins selbst anbetrifft, so theilte sich die arbeitende Klasse derselben, die eigentlichen Handarbeiter, in zwei Theile, in zünftige und unzünftige. Von den Ersten existirten unter Friedrich dem Großen 68 verschiedene Innungen oder Gewerke, und die Zahl der übrigen war auch nicht geringer. Die Kaufmannschaft dagegen wurde in vier Hauptklassen getheilt. Zur ersten rechnete man die sogenannten Materialisten, und außer den Engroshändlern, Banquiers, Spediteurs und Kommissionairs, die Besitzer der Tuch- und Seidenhandlungen; zu diesen Letzteren gehörten alle diejenigen Personen, welche mit seidenen, baumwollenen und leinenen Zeugen, Tüchern, Bändern, Strümpfen u. a. m., sowohl Engros als en detail handelten. Diese Klasse zerfiel in zwei Gilden, und zwar gehörten die Materialwaarenhändler zu der einen, die übrigen zu der andern Gilde. Die Erstere hatte unter dem 10. Februar 1692 vom Kurfürsten Friedrich III. eine besondere Gildeordnung erhalten, welche am 7. Januar 1715 von Friedrich Wilhelm I. bestätigt wurde. Diese zählte im Jahre 1784, 354 Mitglieder. Die Zweite erhielt ihre Gildeordnung am 2. August 1690 und wurde in ihren Rechten unterm 16. Dezember 1716 bestätigt, wobei auch die französische Kaufmannschaft mit der deutschen vereinigt wurde. Sie bestand im Jahre 1785 aus 211 Mitgliedern, und diese beiden Gilden hielten ihre Versammlungen in Ermangelung der Börse unter der neuen Stechbahn. Die zweite Klasse der Kaufleute bestand aus demjenigen Theil des handeltreibenden Publikums, welches seine besonderen Privilegien besaß; so z. B. die Apotheker, deren Gesammtzahl für Berlin auf 23 festgesetzt wurde, die Buch- und Kunsthändler, die sogenannten Italienerwaarenhändler, so wie die Mehl- und Butterverkäufer. Die dritte Klasse der Kaufleute wurde durch diejenigen, welche einen Handel mit Brettern, kurzen Waaren, Victualien u. s. w. trieben, gebildet. Von diesen mußten sich besonders die Bierschänker, selbst wenn sie nur inländische Biere ausschenkten, eine besondere Concession vom Magistrate lö-

Digitized by Google

ſen. Der Magiſtrat verpachtete außerdem die ſogenannten Rathskeller in Berlin, Kölln und auf dem Werder, mit der beſondern Erlaubniß, fremde und hieſige Biere an Gäſte auszuſchenken, auch ſtand dem Pächter das Recht zu, rothen Wein zu verkaufen. Die vierte Klaſſe der Kaufleute beſtand endlich aus den Juden, welche die Erlaubniß hatten mit allen Gegenſtänden, ausgenommen Wolle, rohe Häute, gefärbtes Leder, unverarbeiteten Taback, Holz, Wein und Hölerwaaren zu handeln.

Was überhaupt das Schickſal der Juden anbetraf, ſo war daſſelbe unter der Regierung Friedrich II. günſtiger, als es je geweſen. Zwar hatte ſich der König bei ſeinem Regierungsantritte ziemlich abgeneigt gegen die Verbreitung derſelben gezeigt; er entzog ſogar häufig den Israeliten, wenn ſich eine Veranlaſſung dazu fand, ihre Schutzbriefe, und im Jahre 1747 erſchien eine Verordnung, in welcher befohlen wurde, daß jeder Jude, welcher geſtohlenes Gut gekauft und verheimlicht hätte, nach empfangener Strafe des Landes verwieſen werden ſollte; außerdem mußte die Judenſchaft eines jeden Ortes einen durch Diebſtahl entſtandenen Schaden, ſobald derſelbe nicht durch den Thäter erſetzt werden konnte, erſtatten. Am 17. April 1750 erſchien ein Generalprivilegium, in welchem ausdrücklich die Anzahl der Juden beſtimmt war, welche Schutzbriefe erhalten ſollten, und für Berlin wurde der Judenſchaft verboten, mehr als vierzig Häuſer in den Reſidenzſtädten eigenthümlich zu beſitzen. Beſonders wichtig war die Verordnung, daß die Juden fortan nicht mehr nach Familien, ſondern nach Köpfen gezählt werden, und das Schutzgeld nach der Anzahl derſelben bezahlt werden ſollte. — Während des ſiebenjährigen Krieges nahmen indeſſen die Verhältniſſe der Juden eine ungleich günſtigere Geſtaltung an. Schon im Jahre 1755 ſchloß Friedrich mit dem Schutzjuden und Hofjouwelier, Veitel Ephraim, einen Contract ab, worin er ihm die Ausprägung der im preußiſchen Staate gangbaren Münzen übertrug. Nach Verlauf von zwei Jahren wurde indeſſen dieſer Contract, da Ephraim in den Verdacht von Unterſchleiſe kam, aufgehoben, und der König wendete ſich nunmehr an die größten Kaufleute ſeines Staates, um dieſelben zur Entrepriſe der Münze zu bewegen; da dieſe indeſſen das Anerbieten ablehnten, ſo ſah ſich Friedrich genöthigt, wieder zu den Juden ſeine Zuflucht zu nehmen, und dieſe wußten ihren Vortheil bei jeder Gelegenheit ſo gut im Auge zu haben, daß ſich die Schutzjuden: Gumperz, Moſes Iſaac und Daniel Itzig ein bedeutendes Vermögen erwarben. Veitel Ephraim hatte indeſſen auf Verwendung des General Retzow die Aufſicht über das neu eingerichtete Münzweſen im Kurfürſtenthum Sachſen erhalten, wo er die ſo berüchtigten, leichten ein drittel Thalerſtücke prägen ließ, welche den Namen Ephraemiten erhielten. Die mit der Münzverwaltung in Berlin beauftragten Juden wurden deshalb auf ihren Glaubensgenoſſen neidiſch und klagten denſelben des Betruges an. Ephraim wurde deshalb noch einmal zur Verantwortung gezogen und auf die Pleißenburg geſetzt. Er kam mit einer Geldſtrafe von 30,000 Thlr. davon, und wußte es endlich durch die Begünſtigung ſeines Gönners, des Geheimen Kabinetsrathes Eichel, dahin zu bringen, daß Gumperz und deſſen Freunde entfernt, und er abermals die oberſte Leitung des Münzweſens im ganzen preußiſchen Staate erhielt. Eine Aufgabe, die allerdings ſchwer zu löſen war, beſtand darin, daß zum Münzen nöthige Metall herbeizuſchaffen, und Ephraim ſetzte zu dieſem Zweck ſeine ſämmtlichen Glaubensgenoſſen in Bewegung. Nicht allein im preußiſchen Staat, ſondern auch in den Nachbarländern ſtreiften ſeine Emiſſäre umher, um das alte gute Geld gegen das neu geprägte einzuwechſeln, und bald war das ganze Land mit einer neuen leichten Münzſorte überſchwemmt. England lieferte dem Könige ſeine Subſidien in Goldbarren, und durch Verſetzung mit fremden Metall wußte Ephraim aus einer Million drei Millionen zu prägen, wobei ſich die Juden natürlich wieder thätig bewieſen, um die neue leichte Goldmünze in Cours zu ſetzen. Nur auf dieſe Weiſe war es dem Könige möglich, ſeinen Feinden ſo lange zu widerſtehen, da ſich ſeine Hülfsquellen allmälig zu erſchöpfen begannen; er ſah ein, daß er dies nur den thätigen Bemühungen der Judenſchaft verdanke und des

Digitized by Google

wies sich gegen dieselbe auch weit gnädiger als früher. Dem berliner Schutzjuden Abraham Marcus und seinen Erben ertheilte er daher die Freiheit eines christlichen Banquiers bei allen gerichtlichen und außergerichtlichen Angelegenheiten, und gab ihm auch die Erlaubniß, ein Haus in Berlin zu bauen. Außer den vortheilhaften Münzspeculationen der Juden während des Krieges, gab es aber auch noch eine andere Art und Weise, auf welche sich dieselben bereicherten. Diese bestand nämlich in dem Umsatz des Papiergeldes gegen baar, da sie sich fast ganz allein in dem Besitz von baarem Gelde befanden. Daß dies natürlich, besonders von den königlichen Beamten, die nur in Papiergeld ihre Gage bezahlt bekamen, mit großem Verluste geschehen mußte, läßt sich wohl denken, während die Juden nach Beendigung des Krieges das Papiergeld wieder auswechselten, und den vollen Werth dafür erhielten. Natürlicher Weise betrachteten die übrigen Einwohner die Judenschaft, die durch den Krieg so bedeutend gewonnen hatte, mit mißgünstigen Blicken; von allen Seiten erhob man Klagen über ihren Wucher und ihren Betrug, und suchte den König gegen sie aufzureizen; Friedrich wollte sich indessen nicht undankbar gegen sie beweisen, doch suchte er sie wenigstens dahin zu vermögen, daß sie ihre aufgehäuften Kapitalien zum Nutzen des Landes verwendeten, und Fabriken und Manufacturen damit anlegten. In Folge dessen übernahm die Ephraimsche Familie die Gold- und Silbermanufactur zu Berlin, und die Kantenklöppelei in Potsdam. Itzig kaufte die Blechfabrik zu Sorge für 70,000 Thlr. altes, schweres Geld, und versprach außerdem, eine Oelmühle bei Berlin anzulegen, auf deren Bau er 30,000 Thlr. verwenden wollte. Hierdurch zufrieden gestellt, erlaubte der König, durch eine Kabinetsordre, vom 4. November 1763, den Juden, statt vierzig Häuser siebenzig in Berlin zu besitzen; außerdem erhielten sie in Hinsicht des Ankaufs von liegenden Gründen die Rechte der Christen, und da es dem Könige in jener Zeit besonders darauf ankam, seine Länder zu bevölkern, war auch nicht mehr von einer Beschränkung ihrer Vermehrung, die er früher beabsichtigt hatte, die Rede. Im Jahre 1775 ernannte Friedrich die bisherigen Aeltesten der Judenschaft: Daniel Itzig und Jakob Moses zu Oberältesten der Judenschaft im ganzen preußischen Staate. Dennoch machte der König von den übrigen bestehenden Verordnungen zu Gunsten der Juden selten eine Ausnahme. Er gab die Verordnung, daß, wenn ein Jude, der Banquerott gemacht, stürbe, seine Angehörigen dazu angehalten werden sollten, dessen Schulden zu bezahlen oder doch eine Caution zu stellen; die Edicte gegen die Betteljuden wurden geschärft, und bestimmt, daß kein Jude, der nicht einen rechtlichen, unsträflichen Wandel nachweisen konnte, zum Unterricht in der christlichen Religion zugelassen werden sollte. Aller dieser neu erlangten Vortheile ungeachtet nahm doch die Zahl der Juden während der letzten Regierungsjahre Friedrichs allmälig ab, so daß, während man im Jahre 1778 3670 Israeliten zählte, die Zahl derselben im Jahre 1784 bis auf 3372 geschmolzen war.

Die Schicksale der übrigen, in Berlin ansässigen, fremden Colonisten betreffend, so hatte die böhmische Colonie wenig Veränderungen erfahren. Sie war eigentlich gar keine Colonie, sondern höchstens eine Gemeinde zu nennen, besaß weder eine eigne Gerichtsbarkeit, und unterschied sich nur in kirchlicher Hinsicht von den übrigen Einwohnern Berlin's. Die Anzahl der Mitglieder verminderte sich indessen bedeutend, da Viele der neuen Generation sich zu den Deutschen hielten und deren Confession annahmen. So betrug ihre Zahl im Jahre 1784 nur noch 971 Personen, während man noch vor sechs Jahren 1097 zählte.

Eine ähnliche Verminderung der Zahl fand auch bei der französischen Colonie, jedoch in minderem Grade statt, da die Mitglieder derselben nicht allein in kirchlicher, sondern auch in gerichtlicher und gesellschaftlicher Beziehung von den Deutschen gesondert waren, und der Vorzug, welchen der König ihnen bei jeder Gelegenheit zu Theil werden ließ, sie nur noch mehr dazu anregte, sich so wenig als möglich mit den Landeseingeborenen zu vermischen. Zugleich muß man den Mitgliedern dieser Colonie nachrühmen, daß sie bei jeder Gelegenheit einen vorzüglichen Gemeinsinn an den Tag legten. Je-



Digitized by Google

des einzelne Mitglied wurde, wenn es durch Unglücksfälle oder auf andere Weise in seinen Vermögensumständen heruntergekommen war, von den übrigen Mitgliedern unterstützt, und außerdem gründete die Kolonie im Jahre 1747 die école de charité, Jägerstraße 63., um Kindern unbemittelter Eltern ebenfalls besseren Unterricht zu verschaffen. Anfänglich war dies Institut nur sehr dürftig ausgestattet und konnte nur zwölf Kinder aufnehmen. Dies dauerte so lange die Anstalt noch ein Privatunternehmen blieb; als sie aber im Jahre 1752 die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zog, begann eine blühendere Zeit für dies Institut. Der Monarch bestätigte dasselbe durch ausgestellte Patente und bewilligte ihm Accise-Freiheit und jährlich eine Quantität Holz, hierzu kam noch eine Unterstützung des Consistorium's, um auch Privatpersonen zu größeren Beiträgen zu ermuntern, so daß bald darauf, in der Klosterstraße Nr. 43., noch eine zweite Anstalt dieser Art errichtet werden konnte, welche für Kinder weiblichen Geschlechts bestimmt ward, während man in der Jägerstraße nur Knaben unterrichtete. Ein französisches Gymnasium existirte schon seit dem Jahre 1689 in einem Privathause der Stralauerstraße. Im Jahre 1701 kaufte die französische Gemeinde das Haus des Generals von Wanzenheim in der Niederlagwallstraße Nr. 1. und 2., und ließ auf diesem Platze das Schulhaus und ein Lokal für das Consistorium erbauen, wozu noch im Jahre 1705 die Gebäude für die französischen Civilcollegien, und das Ober- und Untergericht der Kolonie kam. Außerdem trat im Jahre 1775 eine Gesellschaft der Kolonie zusammen, welche den Zweck hatte, die Armen derselben, besonders mit Brennmaterial, während des Winters zu unterstützen. Der König, dem davon Anzeige gemacht worden war, schickte im Jahre 1782 diesem Unterstützungsfonds eine Summe von 6000 Thalern, die er späterhin noch mit 3000 Thalern vermehrte. Auch das französische Waisenhaus wurde auf seine Kosten verschönert und mit einem neuen Stockwerke versehen. Am 10. Juni des Jahres 1772 feierte die französische Gemeinde das hundertjährige Jubiläum ihrer Aufnahme in die brandenburgisch-preußischen Staaten, wobei der Prediger Erman in der Kirche auf dem Friedrichswerder eine Jubelpredigt hielt, bei welcher die Königin von Schweden und die regierende Königin zugegen waren. — Ueberhaupt war die ganze französische Kolonie in Berlin in fünf Kirchspiele getheilt, von denen jedes wieder in Quartiere zerfiel und jedes derselben hatte einen besonderen Vorsteher, diacre, welcher die Aufsicht über das Armenwesen führte, und man kann schließen, wie viel die französischen Kolonisten für Arme thaten, wenn man liest, daß das Consistorium eine jährliche Ausgabe von 40,000 Thalern an Armengeld hatte, während die ganze Gemeinde nur aus 4168 Personen bestand.

Die böhmisch-reformirte Gemeinde hatte dagegen keinen öffentlichen Fonds, aus welchen die Armen unterstützt wurden; dies geschah nur aus dem sogenannten Gotteskasten. Die römisch-katholische Gemeinde besaß dagegen ein nicht unansehnliches Kapital, dessen Zinsen zu diesem Zwecke verwendet wurden, und welches aus Vermächtnissen und Legaten verschiedener Personen entstanden war. Auch wurde im Jahre 1778 ein Schulhaus für Kinder katholischer Eltern dicht neben der katholischen Kirche erbaut.

Eben so viel wie die französische Kolonie, ja wohl noch mehr, thaten indessen die Israeliten nach ihrer größeren Vermehrung, welche Periode, wie wir gesehen haben, erst nach dem siebenjährigen Kriege eintrat, für ihre Armen. Zuerst errichteten sie eine allgemeine Armenanstalt, welche an alle Bedürftige israelitischen Glaubens jährlich Almosen austheilte; ein Lazareth, eine männliche und eine weibliche Gesellschaft für Krankenpflege, eine Gesellschaft, welche die Armen mit Wäsche und Kleidungsstücken versorgte, eine Gesellschaft zur Ausstattung armer Mädchen, eine Gesellschaft zur Unterstützung armer Studirender, eine Freischule und mehrere andere, ähnliche Anstalten.

Von den übrigen Wohlthätigkeitsanstalten in Berlin, die der Bürgerschaft selbst gehörten, sind, außer den schon bestehenden, die unter Friedrich II. bedeutende Verbesserungen erhielten, wie besonders die Charité, noch zwei andere, das Arbeitshaus und eine Anstalt zur Unterstützung der Armen mit Holz zu erwähnen. Diese

Digitized by Google

Anſtalten, von denen wir auch ſchon geſprochen haben, ſtanden unter der Aufſicht des Armenhauſes, und hierzu geſellte ſich noch das Invalidenhaus, welches zur Aufnahme von drei Kompagnien Invaliden eingerichtet wurde. Dieſelben erhielten Uniform und Löhnung, wie die übrigen Soldaten, freie Wohnung im Hauſe und ein Stück Gartenland. Außerdem errichtete noch das Armendirektorium eine Kaſſe für Freiſchulen, und das Schulhaus für die Kinder der Soldaten in der neuen Friedrichsſtraße wurde vergrößert.

Billig ſchließen ſich den Wohlthätigkeitsanſtalten hier die Freimaurerlogen zu Berlin an, von denen die früheſte die Loge zu den drei Weltkugeln, Splittgerbergaſſe Nr. 3., im Jahre 1740 geſtiftet wurde. Der Stifter dieſer Loge iſt König Friedrich II.

Derſelbe befand ſich im Jahre 1738 als Kronprinz mit ſeinem Vater zum Beſuch des Erbſtatthalters im Haag. Hier lernte er den Grafen von Lippe Bückeburg kennen, der, als ſich bei Tafel das Geſpräch auf die Freimaurer lenkte, den Orden gegen den König Friedrich Wilhelm I. mit vieler Freimüthigkeit und Wärme vertheidigte und ſich ſelbſt als Freimaurer bekannte. Dies wirkte mächtig auf den Kronprinzen und brachte ſeinen Entſchluß zur Reife, ſelbſt in den Orden zu treten. Er verabredete mit dem Grafen, daß ſeine Aufnahme in Braunſchweig geſchehen ſollte, wohin die Rückreiſe des Königs ging. Die Anſtalten dazu wurden von den Brüdern Baron von Oberg, von Lowon und von Bielefeld, ſo gut als möglich getroffen, beſonders da gerade die Meßzeit eingetreten war und unter den Fremden ſich mehrere Freimaurer befanden. Die Einweihung erfolgte, wie der Kronprinz ausdrücklich verlangte, mit Beobachtung aller üblichen Ceremonien. Im Jahre 1739 ließ der Kronprinz die Barone von Oberg und von Bielefeld nach Rheinsberg einladen, wo ſie den ganzen Sommer zubrachten, unter dem Vorſitz des Kronprinzen, der den Hammer führte, in franzöſiſcher Sprache arbeiteten und mehrere Aſpiranten aufnahmen, unter denen Jordan, von Möllendorf, von Kaiſerling, der nachherige Geheime Kämmerer Fredersdorf u. a. waren. Kaum hatte Friedrich II. den 31. Mai 1740, den Thron beſtiegen, als er den von Bielefeld zu ſich berief, und öffentlich erklärte, daß er Freimaurer ſei. Die erſte Loge hielt er ſchon im Juni im Schloſſe zu Charlottenburg, in welcher er ſeinen Bruder, den Prinzen Auguſt Wilhelm, den Markgrafen Karl und den Herzog von Holſtein Beck einweihete. Noch in demſelben Jahre 1740 wurde der erſte Maurertempel in den Preuß. Staaten, unter dem Namen: aux trois Globes, gegründet und am 13. September im Hotel de Mongobert, in der Brüderſtraße zu Berlin, der nachherigen Stadt Paris, feierlich eingeweiht. Der König ſelbſt erklärte ſich zum Großmeiſter dieſer Loge, ohne ſelbſt in derſelben zu erſcheinen. Dagegen führte er in ſeinem Zimmer zu Charlottenburg oder Berlin, eben ſo wie früher in Rheinsberg, den Hammer; dieſe Loge beſchränkte ſich jedoch nur auf ſeine Umgebungen, und gewöhnlich loge prémiere, auch noble loge genannt, vereinigte ſie ſich nachher aber mit der loge aux trois Globes. Mit dem Ausbruche des erſten ſchleſiſchen Krieges 1740, hörte der König auf, ſelbſt zu arbeiten, behielt aber noch eine lange Reihe von Jahren als Großmeiſter die Leitung, bis, unter ſeiner Genehmigung, der Prinz Friedrich von Braunſchweig zum National-Großmeiſter im Jahre 1777 erwählt wurde, und die Loge ſtatt „große Königliche Mutterloge," das Prädicat „große National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln," annahm.

Die Töchterlogen derſelben ſind die zur Eintracht 1754; zum flammenden Stern 1770, zu den drei Seraphinen 1774; zur Verſchwiegenheit 1775 geſtiftet. Außerdem die große Landesloge von Deutſchland, Oranienburgerſtraße Nr. 71, mit ſieben Töchterlogen, nämlich: zu den drei goldenen Schlüſſeln, zum goldenen Schiff, Pegaſus, zur Beſtändigkeit, zum Pilgrim, zum goldenen Pflug und zum Widder. Die große Loge Royal York, zur Freundſchaft mit ihren Töchterlogen; Friedrich Wilhelm zur gekrönten Gerechtigkeit; zur ſiegenden Wahrheit; Urania zur Unſterblichkeit und Pythagoras zum flammenden Stern. —

Das Schulweſen Berlin's zur Zeit des großen Königs anbetreffend, ſo müſſen wir erwähnen, daß die drei oberen Klaſſen des berliniſchen und köllniſchen Gymna-



Digitized by Google

siums zu einem einzigen Gymnasium, welches den Namen: berlinisch-köllnisches Gymnasium zum grauen Kloster erhielt, vereinigt wurden, während aus den unteren Klassen dieser beiden Gymnasien zwei Stadtschulen, die Eine im köllnischen Rathhause, die Andere im grauen Kloster errichtet wurde. Das Friedrichs-Werdersche Gymnasium gelangte erst im Jahre 1772 unter dem Ober-Konsistorial-Rath Gedicke zu einer größeren Bedeutung, und außer dem französischen Gymnasium, von dem wir schon vorher gesprochen haben, müssen wir noch die Stiftung der Realschule erwähnen, die im Jahre 1747 von dem Prediger der Dreifaltigkeitskirche, Julius Hecker, in der Kochstraße Nr. 66 gegründet wurde.

Außerdem stiftete der König zur Ausbildung seiner Offiziere außer dem Kadettenhause eine école militaire, die vom Jahre 1769 an, ein eigenes Gebäude in der Burgstraße Nr. 19 erhielt.

Die unter Friedrich I. gestiftete Akademie der Wissenschaften, welche indessen unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. fast ganz und gar eingegangen war, wurde 1744 wieder hergestellt, und hielt am 23. Januar, am Geburtstage des Königs, ihre erste Versammlung auf dem königlichen Schlosse, wo sie bis zum Jahre 1752 blieb, bis an der Stelle des niedergebrannten Lokals unter den Linden ein neues Gebäude aufgeführt worden war, wo sie regelmäßig ihre Sitzungen halten konnte. Dies geschah alle Donnerstage privatim, und zweimal im Jahre öffentlich. Der Akademie der Wissenschaften war, wie wir unter Friedrich Wilhelm I. erzählten, ein medicinisch-chirurgisches Collegium zugesellt worden, und zu diesem Zwecke ein theatrum anatomicum gegründet. Der große Nutzen, den diese Einrichtung hatte, bewog Friedrich II. sie beizubehalten, und derselben im Jahre 1754 ein neues Reglement zu geben. Bald verbreitete sich der Ruf dieses Collegiums im Auslande, und sowohl Einheimische als Fremde eilten nach Berlin, um dasselbe zu besuchen. Außerdem fehlte es in Berlin nicht an öffentlichen und Privatvorlesungen, die entweder vom Generaldirectorium veranlaßt, oder von einzelnen Gelehrten angekündigt wurden. So las der Oberaurath Schulze über Mathematik, Mechanik, Hydraulik und Optik; Moritz über die schönen Wissenschaften und deutsche Sprache; Bode über Astronomie; Achard über Chemie, Experimentalphysik und Electricität u. a. m. — Zugleich erfreuten sich die Litteraten in Berlin zur Zeit Friedrich's II., durch das Beispiel des Monarchen selbst angeregt, bedeutender Vergünstigungen. Wir haben schon früher von den litterarischen Arbeiten des Königs selbst gesprochen, unter denen seine geschichtlichen Werke den ersten Platz einnehmen. Zu Anfang seiner Regierung schrieb er seine mémoires, pour servir à l'histoire de Brandebourg, an welche sich seine histoire de mon temps anschloß. Der siebenjährige Krieg gab ihm Stoff zu seiner histoire de la guerre de sept ans. Nach dem Frieden zu Hubertsburg erschienen seine mémoires depuis la paix de Hubertsbourg, jusqu' à la fin du partage de la Pologne, und den Beschluß machten seine mémoires de la guerre de 1778. Diese, in jeder Beziehung schätzenswerthen Werke wurden indessen durch die poetischen Arbeiten des Königs nur der Ausdehnung nach vermehrt, denn diese Letzteren blieben, aller Anstrengungen des Königs, etwas Tüchtiges zu leisten, ungeachtet, höchst mangelhaft.

Dagegen finden wir, wenn auch die Zeitperiode, welche wir eben berührt haben, einigen Mangel an guten Geschichtschreibern hat, daß sich die deutsche Dichtkunst, obgleich vom Könige wenig geschätzt, sogar verachtet, auch in Berlin blühend entfaltete. Unter den damaligen schönwissenschaftlichen Litteratoren der Residenzstädte ist vor allen Andern Karl Wilhelm Ramnler zu nennen, welcher am 25. Januar 1725 zu Kolberg geboren wurde. Er studirte zu Halle und wurde im Jahre 1748 zum Professor der schönen Wissenschaften am Kadettenhause zu Berlin ernannt. Dies Lehramt verwaltete er bis zum Jahre 1790, wo er dasselbe niederlegte, und zum Mitdirector des Nationaltheaters in Berlin ernannt wurde. Im Jahre 1796 zog er sich von allen Geschäften zurück, und starb am 11. April des Jahres 1798. Er wurde zum Mitgliede der Academie der Wissenschaften ernannt, und seine Gedichte erregten zu jener Zeit eine allgemeine Sensation; Ramnler trat in einer dürren, an ausgezeichneten Dichterwer-

Digitized by Google

ken wenig ergiebigen Zeitperiode, als Lyriker auf, er knüpfte seinen eigenen Ruhm an den seines Königs, indem er die Thaten desselben besang. Zugleich ahmte er, besonders in der äußeren Form die horazischen Oden nach, so daß er zuweilen auch der deutsche Horaz genannt wurde, dennoch bleibt er in seinen Poesien in Bezug auf Kraft und lebendige Phantasie weit hinter seinem Vorbilde zurück. Von seinen Gedichten ist besonders der Tod Jesu, eine Cantate, jedoch mehr durch die Musik Graun's berühmt geworden. Seine Gedichte erschienen in einer vollständigen Sammlung nach seinem Tode zu Berlin in zwei Theilen.

Nach Rammler ist besonders Ewald Christian von Kleist zu nennen, der am 15. März 1715 zu Gumbinnen in Pommern geboren wurde. Er studirte zu Königsberg die Rechte, und reiste dann zu seinen Verwandten nach Dänemark, wo er im Jahre 1736, auf Anrathen seiner Freunde, in den Militairstand eintrat. Bei dem Regierungsantritte Friedrich's II. begab er sich nach Berlin und brachte dahin schon einen Hang zur Schwermuth mit, welcher durch eine unglückliche Liebe veranlaßt wurde; an diesem Gefühl entzündete sich seine Poesie. Sein erstes Gedicht, der Frühling, das im Jahre 1749 gedruckt wurde, erregte allgemeine Sensation, da Kleist besonders ein sehr glückliches Talent hatte, die Gegenstände der sichtbaren Natur zu schildern. Nach den beiden ersten schlesischen Kriegen lebte er in Potsdam, wo er sich fortwährend mit poetischen Arbeiten beschäftigte. Im Jahre 1757 gab er seine Gedichte unter dem Titel: Gedichte vom Verfasser des Frühlings, heraus. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges wurde er zum Oberstwachtmeister ernannt, und kam nach Leipzig, wo er mit Weiß und Gellert in vertrautem Umgang lebte. 1759 focht er bei Kunersdorf in der Armee des Königs. Der unglückliche Ausgang jener Schlacht ist bekannt; Kleist nahm mit seinem Bataillon drei russische Batterien, wobei er zwölf starke Contusionen erhielt und in die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet wurde, so daß er den Degen in die Linke nehmen mußte. Er führte sein Bataillon gegen die vierte Batterie, wurde dabei in der linken Hand verwundet, so daß er den Degen wieder in die Rechte nehmen mußte, und war nur noch einige Schritte von der Batterie entfernt, als ihm ein Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmetterte. Er versuchte, da er vom Pferde gestürzt war, zweimal vergeblich, wieder aufzusitzen. Da es ihm nicht gelang, trugen ihn zwei Soldaten seines Bataillons hinter die Fronte; aber der Feldscheer, welcher ihn verbinden wollte, wurde durch den Kopf geschossen, und fiel todt nieder. Zu derselben Zeit ging die Schlacht verloren, die Preußen flohen, und mehrere Kosacken, welche den Verwundeten fanden, zogen ihn nackt aus, und warfen ihn in einen Sumpf. Während der Nacht kamen mehrere russische Husaren, die ihn aufs Trockene hoben und mit einem Mantel bedeckten. Einer derselben wollte ihm einen halben Gulden geben, und als Kleist die Annahme desselben verweigerte, warf der Husar im edlen Unwillen das Geld auf den Mantel und ritt davon. Gegen Morgen kamen die Kosacken wieder und beraubten den Unglücklichen aufs Neue; endlich gegen Mittag kam ein russischer Officier vorüber, welchem sich Kleist entdeckte. Dieser ließ ihn nach Frankfurt a. d. O. bringen, wo er ordentlich verbunden wurde, man hoffte schon auf seine Wiederherstellung, als sich in der Nacht vom 22. auf den 23. August die zerschmetterten Knochen von einander absonderten und eine Pulsader zerrissen, woran er sich, ehe man ihm zu Hülfe kommen konnte, verblutete. Er starb am 24. August 1759 und sein Leichenbegängniß fand zwei Tage darauf statt. Sämmtliche Professoren der Universität zu Frankfurt, die Studenten, der Magistrat und die anwesenden russischen Officiere folgten der Leiche, und da bei der Beerdigung zufällig kein Officiersdegen vorhanden war, um denselben auf den Sarg zu legen, gab ein russischer Staabsofficier den seinen, mit den Worten: „ein so braver Officier soll nicht ohne dies Ehrenzeichen begraben werden."

Ein anderer der deutschen Litteratoren, die zu jener Zeit in Berlin lebten und dessen Wirken von ungleich größerer Wichtigkeit, als das von Rammler und Kleist zu nennen sein dürfte, ist der berühmte Johann Gotthold Ephraim Lessing, geboren am 22. Januar 1729

Digitized by Google

zu Kamenz, wo sein Vater Prediger war. Den ersten Unterricht empfing er auf der Schule zu Königsbrück, und im Jahre 1741 ward er auf die Fürstenschule zu Meißen geschickt, von wo aus er sich nach Leipzig auf die Universität begab; dort hielt er sich längere Zeit auf und, ohne sich einer bestimmten Fakultät anzuschließen, hörte er Collegia über die verschiedenartigsten Gegenstände, und machte zugleich Bekanntschaft der Madame Neuber, der Directrice einer, damals in Deutschland nicht unbedeutenden Schauspielergesellschaft. Sein Vater war hierüber nicht wenig aufgebracht, denn damals betrachtete man die Schauspieler noch als eine Art von verrufener Menschenclasse, mit denen kein ordentlicher Mensch Umgang hatte, und zugleich verlangte er, daß sein Sohn sich einem bestimmten Brodstudium widmen sollte, und forderte ihn auf, in das väterliche Haus zurückzukehren. Er sah sich genöthigt zu gehorchen, kam aber bald darauf wieder nach Leipzig, doch nur auf kurze Zeit, und begab sich von da im Jahre 1749 nach Berlin. Dies geschah hauptsächlich auf die Einladung seines Freundes Mylius, mit welchem er in der dortigen Residenz eine Viertel-Jahresschrift unter dem Titel: „Beiträge zur Historik und Aufnahme des Theaters" herausgab. Dies Journal hörte indessen schon bei dem vierten Stück auf, und ein Anderer, der nicht Lessing's glücklichen Charakter besessen und sich nicht so leicht über die äußerlichen Unannehmlichkeiten des Lebens fortgesetzt hätte, würde sich, da seine pecuniären Verhältnisse sehr derangirt waren, im hohen Grade unglücklich gefühlt haben, um so mehr, da wie wir gesehen haben, die deutschen Gelehrten damals in Berlin nur wenig Anerkennung fanden. Hierzu kamen noch die beständigen Vorstellungen seiner Eltern, welche ihn dazu aufforderten, sich ein Brodstudium zu wählen, und sich nicht dem zweifelhaften Schicksale eines Schriftstellers zu überlassen. Nichtsdestoweniger zog Lessing seine Freiheit einer behaglichen, aber abhängigen Lebensweise vor. Er lebte höchst einfach, und in einem seiner Briefe sagte er über seine Haushaltung: „mein Mittagstisch kümmert mich wenig, denn für einen Groschen und sechs Pfennige kann ich eine starke Mahlzeit halten." Zu jener Zeit machte er auch die Bekanntschaft Voltaires, und war einige Zeit hindurch der tägliche Gast dieses berühmten Mannes; dennoch dauerte dies Verhältniß, welches niemals sehr intim gewesen war, nicht sehr lange. Voltaire schrieb damals sein Werk, das Jahrhundert Ludwig's XIV., und Lessing wußte sich durch den Sekretair des Dichters die Aushängebogen dieses Buches zu verschaffen. Unvorsichtiger Weise verborgte er das Exemplar an einen seiner Freunde, und Voltaire, welcher erfuhr, daß man sein Werk, noch bevor dasselbe im Buchhandel erschien, schon gelesen habe, kam auf den Gedanken, daß Lessing dasselbe übersetzen und dem Autor so einen Theil seines Verdienstes rauben könne; diesem kleinlichen Verdacht zu Folge schrieb er einen Brief voll der gröbsten Gemeinheiten an Lessing, der sich zu jener Zeit grade in Wittenberg befand, um sich zum Magister creiren zu lassen. Natürlicher Weise schickte ihm Dieser das Exemplar zurück, und das freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen Beiden bisher obgewaltet hatte, löste sich in Folge dieser Veranlassung auf. Bald nachher kam Lessing nach Berlin zurück, und da sein Freund Mylius, der bisher die Redaktion der gelehrten Artikel in der Vossischen Zeitung gehabt hatte, eine größere Reise antrat, so übernahm Lessing 1763 diese Arbeiten, zugleich gab er im genannten und dem folgenden Jahre die ersten vier Theile seiner kleineren Schriften und das erste und zweite Bändchen seiner dramatischen Bibliothek heraus; außerdem übersetzte er mehrere kleine Flugschriften des Königs aus dem Französischen in's Deutsche, und da sein Freund Mylius inzwischen auf einer Reise in Amerika gestorben war, gab er die gesammelten Schriften desselben heraus, welche er mit einer Vorrede begleitete. 1755 gab er mit Mendelsohn und Nicolai seine Bibliothek der schönen Wissenschaften und die Litteraturbriefe heraus; besonders machte dies letztere Werk ungeheueres Aufsehn in Deutschland. Man war bisher gewohnt gewesen, die litterarischen Producte nach dem bürgerlichen Stande ihrer Autoren zu betrachten, und hielt sich überzeugt, daß ein geheimer Rath bessere Verse machen könne, als ein armseliger Dichter, der weder Rang noch

Digitized by Google

Titel besaß. Natürlich mußten jene Litteraturbriefe Lessing's, eigentlich das erste Werk rein kritischer Art, welches in Deutschland erschien, ungeheuere Sensation erregen, und das Erstaunen war um so größer, als Mendelsohn sogar eine sehr freimüthige Recension der Gedichte der Königs schrieb; man betrachtete dies als ein Majestätsverbrechen, und es wurde sogar eine fiscalische Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Mendelsohn aber erwiederte freimüthig in seinem ersten Verhör: „wer Verse macht, ist so gut wie Jemand, der Kegel schiebt, und muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge ansagt, wie er geschoben hat." In Folge dessen sahen die Herren Kammergerichtsräthe ein, daß sie sich bei dieser Untersuchung nur lächerlich machen würden, und so wurde der Proceß niedergeschlagen. — Ungeachtet der freundlichen Aufnahme, welcher sich Lessing in Berlin erfreute, verließ er die Residenz doch schon im Jahre 1755, und seine späteren Anwesenheiten daselbst waren nur ephemer. So 1758, als er sein Trauerspiel Philotas auf die Bühne brachte. 1760 wurde er zum auswärtigen Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt, und bald darauf ging er als Sekretair des General Tauenzien nach Breslau. Dort schrieb er sein bekanntes, militairisches Schauspiel „Minna von Barnhelm;" später, von den Theaterunternehmern Hamburgs eingeladen, ging er nach dieser Stadt, wo er seine bisher noch unübertroffene Dramaturgie schrieb, und von dort begab er sich auf Veranlassung des Erbprinzen von Braunschweig nach Wolfenbüttel, wo er zum Bibliothekar ernannt wurde. Obgleich dort mit mannigfachen Arbeiten beschäftigt, machte er doch mehrere Reisen nach Wien, München, Italien u. s. w., bis er endlich am 15. Februar 1781 in einem Alter von zwei und fünfzig Jahren starb.

Von anderen gelehrten Notabilitäten, die sich während dieser Zeitperiode in Berlin aufhielten, ist noch Moses Mendelsohn, am 26. December 1729 zu Dessau geboren, zu erinnern. Sein Vater war Schullehrer und Schreiber der dortigen Synagoge. Dennoch gab ihm derselbe trotz seiner Armuth eine gute Erziehung, und der Knabe zeigte schon früh eine so große Vorliebe für die Gelehrsamkeit, daß ihm das anhaltende Sitzen und Studieren eine Nervenkrankheit zuzog, in Folge welcher seine Gesundheit für sein ganzes Leben einen bedeutenden Stoß erlitt. Schon in seinem vierzehnten Jahre mußte er, da ihn sein Vater nicht mehr ernähren konnte, nach Berlin wandern, wo er mit seinem Lehrer David Fränkel als Trödeljunge einzog. Längere Zeit mußte er dort mit der bittersten Armuth kämpfen, und sein Biograph erzählt, daß er häufig genug mehrere Tage nur vom trocknen Brode lebte, welches er vorher nach dem Bestand seiner Kasse in so viel Stücke zerschnitt, als er Tage damit auskommen mußte. In Berlin machte er die Bekanntschaft mit Israel Moses, einem scharfsinnigen Mathematiker, der indessen ebenfalls in den dürftigsten Verhältnissen lebte, und in dem Jüngling die Liebe zur Mathematik weckte. Ein junger, jüdischer Arzt, welchen er ebenfalls kennen lernte, unterrichtete ihn dabei im Lateinischen, und überhaupt machte der Knabe so schnelle Fortschritte in allen Zweigen des Wissens, denen er sich widmete, daß es wirklich unglaublich ist, wenn man die trübe Lage, in welcher er sich befand, bedenkt. Endlich nahm ihn ein reicher Seidenfabrikant seiner Nation als Erzieher seiner Kinder in sein Haus auf, und machte ihn später zum Faktor und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik, so daß für die pecuniären Verhältnisse seines ganzen Lebens gesorgt war. Die Bekanntschaft Lessing's, welche er im Jahre 1754 machte, übte außerdem den vortheilhaftesten Einfluß auf seine fortschreitende Bildung aus, und seine „Briefe über die Empfindungen" waren das erste Werk in deutscher Sprache, mit welchem er öffentlich auftrat. Seine berühmtesten Schriften sind „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele," „die Uebersetzung der fünf Bücher Moses und der Psalmen" und die sogenannten „Morgenstunden," von denen jedoch nur der erste Band erschien, da ihn inmitten dieser Arbeiten der Tod überraschte. Er starb am 4. Januar 1786. —

Wir dürfen indessen diesen Abschnitt in unserer Geschichte Berlin's nicht schließen, ohne der damals in Berlin lebenden Dichterin Luise Karsch, gebornen Dürbach, zu erwähnen, die am 1. December 1722 auf einer adli-

Digitized by Google

gen Meierei, unweit Schwibus an der ſchleſiſchen Grenze geboren war. Ihr Vater, ein Pachter und Bierbrauer, war einer der Angeſehenſten von den ſieben Einwohnern jenes Oertchens, er ſtarb indeſſen ſchon früh, nnd nun kam das kleine Mädchen zu ihrem Onkel, einem Amtmanne, der ſie in den erſten Anfangsgründen des Wiſſens und aus Liebhaberei auch in der lateiniſchen Sprache unterrichtete. Die ſchnellen Fortſchritte, welche das Kind in allen dieſen Zweigen des Wiſſens machte, brachte ihre Mutter auf die allerdings ſehr richtige Idee, daß ſich ihre Tochter wohl einſt ſehr wenig zur Führung einer Wirthſchaft eigenen werde, und ſo wurde ſie von ihrem Onkel fortgenommen und mußte drei Jahre hindurch auf ihrem mütterlichen Landgute die Kühe weiden. Indeſſen hatte ſich ihre Mutter zum zweiten Male verheirathet, und der Stiefvater der Kleinen war leider ein roher, ausſchweifender Mann, der noch dazu das Vermögen ſeiner Gattin durchbrachte, ſo daß dieſelbe ihren Aufenthaltsort verändern mußte. Bei dieſer Gelegenheit machte die kleine Dürbach die Bekanntſchaft eines Hirtenknaben, der ebenſo wie ſie eine große Vorliebe für die Poeſie beſaß, und ſie von Zeit zu Zeit mit verſchiedenen, jedoch meiſtentheils ſehr ſchlechten Büchern verſorgte. Dazu kam noch, daß ſie dieſe Lectüre nur heimlich, ohne Wiſſen ihrer Mutter, treiben durfte. So oft dieſelbe ein Buch bei ihrer Tochter fand, nahm ſie ihr daſſelbe mit harten Züchtigungen fort, und endlich beſtimmte ſie ihre allmälig herangewachſene Tochter, ohne dieſelbe zu fragen, einem Tuchmacher, Namens Hirſekorn zu Schwibus, zur Gattin. Ohne ihren beſtimmten Bräutigam auch nur einmal geſehen zu haben, willigte Luiſe Dürbach gehorſam ein; aber dieſe Ehe wurde ihr die Urſache von jahrelangem Leiden, welche ſich erſt nach eilf Jahren durch eine gerichtliche Scheidung endeten. Hierdurch büßte die Unglückliche ihr ganzes Vermögen ein, und in die äußerſte Armuth verſetzt, begab ſie ſich auf ein nahe bei Schwibus gelegenes Dorf, wo ſie ein ganzes Jahr hindurch in der äußerſten Dürftigkeit lebte. Leider beſchloß ihre, ſtets zur Unzeit beſorgte Mutter, um, wie ſie ſagte, den durch die Scheidung erlittenen Schimpf ihrer Tochter zu tilgen, eine nochmalige Verheirathung derſelben, und ſo wurde ſie gezwungen, einen Schneider, Namens Karſch, zu heirathen, der zwar nicht ungeſchickt in ſeinem Handwerk, aber ſehr dem Trunk ergeben war. In dieſer trüben Lage, welche durch den Zwiſt, den ſie täglich mit ihrem Manne hatte, faſt unerträglich gemacht wurde, war es die Poeſie, bei welcher ſie Troſt ſuchte. Wenn ſie Sonntags aus der Kirche zurückkehrte, beſchäftigte ſie ſich damit, die gehörte Predigt in Verſen niederzuſchreiben, von denen einige zufällig dem Prediger zu Geſicht kamen. In Folge deſſen wurde ſie nicht nur mit dieſem, ſondern auch mit dem Rector der dortigen Schule und dem Bürgermeiſter bekannt, und ihr Ruf begann ſich allmälig bedeutend auszubreiten. Sie reiſte in der Gegend umher und erwarb ein nicht unbedeutendes Geld durch Anfertigen von Gelegenheitsgedichten. Da ſie außerdem nicht mit Unrecht ſchloß, daß dieſe Verdienſte ſich in einer größeren Stadt vermehren würden, begab ſie ſich endlich im Jahre 1755, in Begleitung ihres Mannes und ihrer drei Kinder, nach Groß-Glogau, wo ſich die Zahl ihrer Gönner und Freunde in Kurzem ſo ſehr vermehrte, daß ihr Ruf bis nach Berlin drang, und der Baron Kottwitz den Entſchluß faßte, die Dichterin ihrer noch immer ſehr bedrängten Lage zu entreißen. Er war ſo großmüthig ſie, nachdem ſie ſich von ihrem Manne getrennt hatte, in ſeine Wohnung aufzunehmen, und ſie mit allen Lebensbedürfniſſen reichlich zu verſehen. Nun begann die glänzendſte Periode ihres Lebens. Ein Jeder mußte ſie geſehen und gehört haben, denn Luiſe Karſch war zugleich eine Art von Improviſatriee, und bei jeder Gelegenheit war ſie mit ihrem Talent bereit, zur Unterhaltung der Anweſenden mitzuwirken. Von Berlin aus begab ſie ſich nach Magdeburg, wo ſie der königlichen Familie vorgeſtellt wurde. Später, nach dem Abſchluß des Friedens, ſah ſie den König in Sansſouci, welcher ihr zur Unterſtützung funfzig Thaler ſchenkte, und ſie aufforderte ſich wieder bei ihm zu melden, wenn ſie noch mehr bedürfen ſollte; indeſſen hatte auch Gleim, der ſie bisher in ſeinen Schutz genommen hatte, eine Ausgabe ihrer Gedichte beſorgt, welche ihr eine reine Einnahme von 2000 Thlr. ein-

Digitized by Google

brachte. Der Graf von Stolberg-Werningerode hatte ihr außerdem ein Jahrgeld ausgesetzt, und da sie noch bedeutende Nebenverdienste hatte und von allen Seiten unterstützt wurde, hätte sie ein sorgloses Leben führen können, wenn sie nicht bei ihrer Rückkehr aus Magdeburg ihren Bruder in den dürftigsten Umständen wieder gefunden und sich zu dessen Unterstützung entschlossen hätte. Aus diesem Grunde verließ sie die gastfreie Wohnung einer Freundin und bewohnte mit ihrem Bruder eine elende Dachstube, obschon derselbe ein junger, kräftiger Mann war, der sich eigentlich hätte schämen sollen, von seiner Schwester diese Wohlthaten zu genießen. Hierdurch wurde ihr ganzer Wohlstand untergraben, und da ihr auch der Reiz der Neuheit allmälig zu mangeln anfing, und ihre Einnahmen sich somit verringerten, so gerieth sie bald wieder in eine sehr bedrängte Lage. Bei dieser Gelegenheit wendete sie sich häufig an den König; aber die Unterstützungen, die ihr von demselben zu Theil wurden, bestanden nur in ziemlich unbedeutenden Geschenken. So schickte er ihr einst in einem Anfalle von großer Sparsamkeit zwei Thaler, mit der Aufschrift: „für Deutschlands Dichterin." Aufgebracht darüber, siegelte sie das Geld wieder ein und schrieb dem Könige die bekannten Worte:

„Zwei Thaler giebt kein großer König,
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich nicht wenig,
Drum geb' ich es zurück."

Nichts destoweniger fuhr sie aber dennoch fort, den König um Unterstützung anzugehen; doch Friedrich der Große wollte nun einmal von der deutschen Sapho nichts wissen, und sie erfreute sich keiner größeren Hülfe von seiner Seite. Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., ließ ihr indessen, unmittelbar nach seinem Regierungsantritte, ein Haus auf dem Haackschen Markt bauen, so daß die letzten Tage ihres Alters wenigstens sorgenfrei waren. Sie starb am 12. October 1791, in einem Alter von beinahe neun und sechszig Jahren, an der Schwindsucht. Nach ihrem Tode erschienen ihre Gedichte in einer vermehrten und verbesserten Auflage von ihrer Tochter, der Frau von Klenke, herausgegeben.

Es würde uns indessen zuweit führen, wenn wir den ohnehin schon beschränkten Raum dieses Werkes zur genauern Anführung aller derjenigen Männer benutzen wollten, die zu jener Zeit in den Residenzstädten durch ihre belletristischen oder wissenschaftlichen Arbeiten sich den ungetheilten Beifall ihrer Zeitgenossen erwarben; doch müssen wir besonders noch eines Gelehrten erwähnen, der außer seinen mannigfaltigen Verdiensten um die deutsche Litteratur, sich noch vorzüglich dadurch um die Residenzstädte verdient machte, daß er uns eine, in jeder Beziehung musterhafte Beschreibung Berlin's lieferte. Dies ist Friedrich Nicolai, der mit Benutzung des königlichen Archivs, in den Jahren 1777 bis 1779, dies so geschätzte Werk schrieb, welches die Grundlage zu vielen ähnlichen geworden ist. Berlin konnte aber zu damaliger Zeit auch in jeder Beziehung ausgezeichnete Männer aufweisen. So thaten sich in der Theologie besonders als Kanzelredner: Sack, Spalding, Teller, Dietrich und Zöllner, hervor; die Rechtsgelahrtheit wurde durch die Staatsminister von Cocceji, von Cramer, von Zedlitz repräsentirt; während sich die Minister von Herzberg, von Heinitz, von Struensee und die Geheimenräthe Dohm, Steck und Randel im Gebiete der Staatswissenschaft und der Statistik auszeichneten. An Historiographen, welche besonders das Studium der vaterländischen Geschichte gewählt hatten, finden wir: Beckmann, von Borgstede, Buchholz, Büsching, Fischbach, Gerken, Lenz, König, welchem wir ebenfalls eine geschätzte Beschreibung Berlins verdanken, Möhsen, welcher die berühmte Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg und die Biographie von Thurneiser zum Thuru schrieb., In der Philosophie zeichneten sich Salamon Maimon Engel, von Irwing, Moritz, Sulzer u. A. aus. Würdige Repräsentanten der Mathematik und Astronomie waren Bode, Euler, Lambert, Silberschlag, Schulze u. A. In der Chemie sind Klaproth und Hermbstädt zu nennen; in der Anatomie Liebenkühn, Meckel und Walter. In der Arzneikunst Gothenius, Herz, Kurella, Selle u. A. Im Gebiete der Pädagogik zeichneten sich Büsching, Gedicke, Hecker, Meierotto aus; unter den Philologen ist besonders Biester zu nennen, welcher in Berlin eine kritische Monatsschrift herausgab. — Die erste



Digitized by Google

politiſche Zeitung Berlin's erſchien ſchon ſeit dem Jahre 1722 im Verlage des Buchhändlers Rüdiger. Der König Friedrich Wilhelm I., welchem die Veröffentlichung der ſtatiſtiſchen Nachrichten des preußiſchen Staats jedoch zuwider war, hob dieſe Zeitung eine Zeitlang gänzlich auf; ſpäter erhielten die Buchhändler Haude und Spener dieſen Verlag. Als aber Rüdiger im Jahre 1751 ſtarb, erhielt ſein Schwiegerſohn, der Buchhändler Voß, das verloren gegangene Privilegium wieder, ſo daß von jener Zeit ab zwei politiſche Zeitungen in Berlin erſchienen. Außerdem erhielt die Haude- und Spener'ſche Buchhandlung im Jahre 1753 die Erlaubniß, eine kritiſche Schrift über alle Theile der Wiſſenſchaften unter dem Titel: „kritiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit" herausgegeben. Im Jahre 1749 erſchien außerdem eine Wochenſchrift im Gebiete der Tonkunſt, unter dem Titel „der kritiſche Muſikus an der Spree;" der durch ſein Handbuch des Generalbaſſes ſo bekannte Muſikus Marpurg war der Redacteur derſelben, und hatte beſonders die Tendenz im Auge, die deutſche Muſik gegen die italieniſche zu vertheidigen *).

Hatte der König auf ſolche Weiſe die Akademie der Wiſſenſchaften wieder hergeſtellt, ſo richtete er auch ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf die Akademie der Künſte; die urſprüngliche Einrichtung derſelben wurde unter dem 5. Februar 1786 wieder hergeſtellt, und am 18. Mai deſſelben Jahres fand in den Sälen des oberen Stockwerkes des Akademiegebäudes die erſte Kunſtausſtellung ſtatt; und war auch dieſelbe beſonders an neueren Werken weniger reich, ſo fand man doch daſelbſt eine große Anzahl von Werken früherer Meiſter, die ſich um die Kunſt verdient gemacht hatten. Ueberhaupt zeichneten ſich unter den Malern und Kupferſtechern jener Periode beſonders folgende Männer aus: Johann Chriſtoph Friſch, Hiſtorienmaler und Rector der Akademie; der Portraitmaler Darbes; der Landſchaftsmaler Jacob Philipp Hackert, der ſich jedoch nur ſelten in Berlin aufhielt; der Hiſtorien- und Portraitmaler Anton Peſne und deſſen Schüler Chriſtian Bernhard Bode, der durch ſeine Kunſt die meiſten Kirchen Berlin's mit Altarbildern ſchmückte; der Hofmaler und Director der Academie Nicolaus Blaſius Le Sueur; Heinrich Wilhelm Tiſchbein; Amadäus Vanloo; Georg und Reinhold Liszewski u. a. m. Außer dieſen Malern finden wir an ausgezeichneten Kupferſtechern den berühmten Daniel Chodowiecki; Daniel Berger; Georg Hackert; Eberhard Siegfried Henne; die Gebrüder Johann Heinrich und Johann Wilhelm Meil; die Gebrüder Schleuen; die Gebrüder Schmidt und die beiden Engländer Cunego und Townley. Unter den Medailleurs zeichneten ſich Abrahamſon und Friedrich Loos aus; und als Stuckaturarbeiter iſt noch Conſtantin Sartori zu nennen.

Man kann ſich wohl denken, daß die Vorliebe des Königs für die Muſik auch eine größere Vervollkommnung dieſer Kunſt in Berlin zur Folge gehabt hatte, und daß er ſelbſt, Behufs ſeiner Concerte, eine vortreffliche Kapelle unterhielt. Unter den Muſikern jener Zeitperiode ſind als Kapellmeiſter beſonders Graun, Reichard und Agricola zu nennen; als mitwirkende Künſtler zeichneten ſich die Gebrüder Bachmann, Franz Benda und deſſen Sohn Friedrich Wilhelm Benda; Düport; Karl Hacke und Hansmann als Violiniſten und Violoncelliſten aus; von Quanz, dem berühmten Flötiſten, haben wir ſchon früher geſprochen. Außerdem dürften noch der Harfeniſt Brenneſſel und der berühmte Klavierſpieler Karl Roß genannt werden müſſen. Zu gleicher Zeit wurden auch die jungen Leute auf den Gymnaſien und in den Schulen im Geſange unterrichtet. Ein Zeichen, wie groß damals die Vorliebe der Berliner für muſikaliſche Unterhaltungen war, iſt es, daß Benda und Bachmann im Jahre 1770 ein wöchentliches Concert arrangirten, welches das Concert der Liebhaber genannt wurde. Dies wurde vom October bis Mai wöchentlich alle Freitage, Nachmittags um 5 Uhr; vom Juni bis zum September aber nur am erſten Freitag in jedem

*) Im Jahre 1772 trat K. Fr. Wegner mit einem neuen Blatte „die berliniſche Zuſchauerin" auf, und der verabſchiedete cleviſche Kriegs- und Domainenrath Krauß ſchrieb im Jahre 1781 mehrere ſatyriſche und parodiſche Schriften, die aber in der Folge verboten werden mußten. Auch erſchien ſeit dem Jahre 1727 das ſogenannte Intelligenzblatt, in welchem alle öffentliche Gegenſtände zur Kenntniß des Publikums gebracht wurden.

Digitized by Google

Monat auf dem großen Saale im Korsikaschen Hause (am Zeughause Nr. 1) gehalten. Die jährliche Subscription auf diese Koncerte kostete achtzehn Thaler. — Später 1776 wurde von den Herren Müller und Leuschke ein anderes Koncert im sogenannten englischen Hause gegeben. Dies fand, wöchentlich ein Mal, des Montags statt, und zwar kostete das monatliche Abonnement einen Thaler. Zuweilen gab auch der königliche Kapellmeister Reichardt einzelne Koncerte, in denen nur große Oratorien aufgeführt wurden, woher diese Concerte auch Concertes spirituelles genannt wurden. —

Der Geschmack des Publikums für die Musik sprach sich außerdem schon damals durch den sehr bedeutenden Besuch der Opern aus. In jedem Karneval wurden zwei Opern aufgeführt, von denen eine jede fünf oder sechsmal gegeben wurde. Auch bei anderen festlichen Gelegenheiten, besonders dem Geburtstag der Königin Mutter, den 27. März, wurden auf besonderen Befehl des Königs im Opernhause italienische Opern aufgeführt. Das Entree zu denselben war frei. Unmittelbar hinter dem Orchester befand sich ein von Lehnstühlen gebildeter Halbzirkel für den König selbst und diejenigen Personen, die er zu seiner unmittelbaren Begleitung wählte; die übrigen Mitglieder der königlichen Familie befanden sich in der königlichen Loge, und die übrigen Logen des ersten Ranges waren für den Adel, die Parterrelogen für die hiesigen und fremden Minister bestimmt; im zweiten und dritten Range saßen die Räthe der hohen Landescollegien und die übrigen zum Hofstaate gehörigen Personen; im Parterre befanden sich die Officiere der Garnison und jedesmal auch eine Anzahl von Unterofficieren und gemeinen Soldaten, die auf den Befehl des Königs dorthin geführt wurden. Der Anfang der Oper war um sechs Uhr, und unter den Mitgliedern der von dem Könige engagirten Operngesellschaft waren die Ausgezeichnetsten die Herren: Porporino, Partino, Salimbeni, Coneiliani, Tossoni und Tombolini; und die Damen: Astroa, Farinella, Laura, die Schmäling-Mara, die Signora Carrara und Todi. Häufig genug wurden auch auf den Schlössern des Königs, selbst bei Privatfeierlichkeiten, sogenannte italienische Intermezzo's veranstaltet. Diese Opern waren zu gleicher Zeit mit Ballet verbunden, wozu französische Tänzer nach Berlin verschrieben waren. Unter den Decorationsmalern zeichneten sich Fechhelm, Gagliari, Rosenberg und Verona aus.

Ungeachtet das französische Schauspielhaus auf dem Gensd'armenmarkte stets von schaulustigem Publikum angefüllt war, so wurde doch noch ein zweites französisches Schauspielhaus, in der Oranienburgerstraße unweit des Schlosses Monbijou, erbaut, dessen Ueberreste noch auf dem Hofe des Hauses Nr. 82 der Oranienburgerstraße zu sehen sind. Der Unternehmer dieses Theaters war der Schauspieldirector Berge, der dasselbe im Jahre 1760 gründete, und daselbst von einer eigends dazu engagirten Gesellschaft französischer Schauspieler Lustspiele und Operetten, zuweilen auch sogar größere Trauerspiele aufführen ließ. Dabei vermiethete er sein Theater häufig genug an deutsche Schauspielergesellschaften, die sich in Berlin aufhielten. Unter diesen zeichnete sich besonders die Gesellschaft des Directors Schuch aus, und unter denjenigen Pieçen, mit welchen derselbe sein Publikum unterhielt, nennen wir besonders: Hans Wurst, der größte Zauberer aus Liebe und Rache; der kurios verliebte Stallmeister zu Fuß; der unglückliche Lederhändler von Salzburg und andere derartige Geistesproductionen. Diese Vorstellungen wurden nun theils in dem Bergeschen Theater in der Oranienburgerstraße, theils in einer bretternen Bude auf dem neuen Markte gegeben. Späterhin erbaute Schuch für seine Gesellschaft ein eigenes Schauspielhaus in der Behrenstraße auf dem Hofe des Hauses Nr. 55. Dies Theater war 28 Fuß breit, und ohne das Orchester betrug die Länge des Parterres 32 Fuß. Das ganze Haus konnte mit den beiden Logenreihen gegen 900 Personen fassen. Nichts destoweniger hielt sich Schuch ebenso wie sein Nachfolger Döbbelin immer nur abwechselnd in Berlin auf; erst der Schauspieldirector Koch war derjenige, welcher im Jahre 1771 das Privilegium zu einer bleibenden Bühne erhielt, auch legte dieser Mann, durch die Leistungen besserer Schauspieler unterstützt, den Grund zu einem besseren Geschmack der Berliner, in Bes



Digitized by Google

zug auf dramatiſche Leiſtungen. Als Koch im Jahre 1775 ſtarb, ging dieſes Privilegium auf Döbbelin über, der das Schuchſche Schauſpielhaus in der Behrenſtraße kaufte, und im Geiſte ſeines Vorgängers fortfuhr, dem Geſchmacke des Publikums eine beſſere Richtung zu geben. Die franzöſiſchen Schauſpieler, welche der König für ſein Schauſpielhaus auf dem Gensd'armenmarkte engagirt hatte, ſpielten indeſſen meiſtentheils nur vor dem Hofe, und gaben wöchentlich drei oder vier Vorſtellungen. Als der König jedoch bei'm Ausbruche des baierſchen Erbfolgekrieges von ihnen verlangte, daß ſie bis zur Beendigung des Krieges, ohne einen Zuſchuß von ſeiner Seite, in Berlin Vorſtellungen geben ſollten, verweigerten ſie dies und wurden entlaſſen; und obgleich dieſer Krieg, wie wir geſehen haben, nur ſo kurze Zeit dauerte, ſo war der König ſeit dieſer Zeit doch nicht dazu zu bewegen, eine neue Geſellſchaft franzöſiſcher Schauſpieler kommen zu laſſen, ſo daß das Schauſpielhaus auf dem Gensd'armenmarkte während der letzten Zeit ſeiner Regierung völlig unbenutzt blieb.

Noch müſſen wir einer, Berlin insbeſondere betreffenden Einrichtung Erwähnung thun, die ebenfalls ein Werk des großen Königs war, und dies iſt die Errichtung der Zahlen-Lotterie. Den Plan zu derſelben legte der Italiener Calſabigi dem Könige vor, und Friedrich der Große beſtätigte denſelben. Er erklärte in dem deshalb erlaſſenen königlichen Patente, daß es ihm hauptſächlich daran gelegen ſei, neue Quellen aufzufinden, ſowohl die Einkünfte des Staates zu mehren, als auch zur Aufmunterung und Verſchönerung der Hauptſtadt, und Belebung des Verkehrs beizutragen. Dieſe Zahlen-Lotterie, 1763 errichtet, wurde alle drei Wochen gezogen und die Gewinnliſten durch die Zeitungen bekannt gemacht; die Ziehung ſelbſt geſchah auf dem Berliner Rathhauſe, wo jedesmal fünf Zahlen aus dem Glücksrade gezogen wurden. Die Einſätze konnte man willkürlich machen, und für jeden gewonnenen Auszug zahlte die königliche Lotterie-Direction den Einſatz funfzehn Mal, für jeden beſtimmten Auszug ſiebenzig Mal, für jede Ambe 270 Mal, für jede Terne 5300 Mal und für jede Quaterne 60,000 Mal. Bei jeder Ziehung wurden fünf arme Mädchen, deren Namen auf die herausgekommenen Nummern vorher bei der Lotterie-Direction eingeſchrieben waren, jedes mit 50 Thlr. ausgeſtattet; doch erhielten ſie dies Geld erſt nach ihrer Trauung. Das Ober-Lotterie-Gericht hatte einen beſonderen Richter, der in allen Streitigkeiten, welche Lotterieſachen anbetrafen, ſummariſch entſcheiden konnte; nur wenn der Gegenſtand des Streites über 150 Thlr. betrug, konnte man an das Oberreviſionscollegium appelliren. Im Anfange wurde zwar die Lotterie für königliche Rechnung verwaltet, dann nahm ſie der vorerwähnte Calſabigi, der in Folge dieſes Projektes zum Geheimen Ober-Finanz-Rath ernannt worden war, in Pacht; er konnte indeſſen nicht beſtehen und überließ ſie im Jahre 1766 den Grafen von Reuß und von Eichſtädt, und dem Baron von Geuder. Im Jahre 1767 wurde außer der Zahlenlotterie auch noch eine Klaſſenlotterie errichtet, und zugleich bei einer Geldſtrafe von 100 Thlr. und Verluſt des Einſatzes verboten, in fremden Lotterien zu ſpielen.

Was die Kleidung der Berliner während der Regierungszeit Friedrich des Großen anbetrifft, ſo war dieſelbe meiſtentheils von franzöſiſcher Mode abhängig. Der König ſelbſt kleidete ſich bei ſeinem Regierungsantritte ebenfalls nach pariſer Mode; ſpäter und beſonders nach dem ſiebenjährigen Kriege, ſah man ihn jedoch nur in ſeiner Gardeuniform, in einem Interims-Rocke; und obgleich auch ſelbſt dieſer Anzug von ihm ohne beſondere Sorgfalt getragen wurde, ſo liebte er es doch, daß ſämmtliche Perſonen ſeiner Umgebung ſich durch höchſtgewählte, mitunter ſogar auffallende Kleidung auszeichneten. Natürlicher Weiſe verbreitete ſich bald genug vom Hofe aus der Geſchmack für Eleganz auch unter dem Publikum. Was die männliche Toilette anbetraf, ſo waren die Röcke meiſtentheils von kurzer Taille, mit langen Schößen, breiten Ermeln, großen Knöpfen und ſeidenem Unterfutter. Die Farben waren gewöhnlich hell, fleiſchfarben, pfirſichblüthe, panceauroth, bleumourant, mordoré, feuerfarben u. a.; auch ließ man die Röcke gewöhnlich ſticken und mit goldenen, ſchweren Treſſen beſetzen; beſonders pflegte man hieran Perſonen

Digitized by Google

von höherem Stande zu erkennen; die Weſten beſtanden gewöhnlich ebenfalls aus Gold- oder Silberſtoff, zuweilen auch aus ſeidenem Zeuge, feinem Tuch oder Sammet, welche Stoffe mit Stickereien, wie die Oberröcke geziert waren, und da die damalige Mode erforderte, daß die Weſten nicht allein die Bruſt, ſondern auch einen Theil des Bauches bedeckten, folglich ſehr groß und weit ſein mußten, waren dieſelben ebenfalls ein ſehr koſtbares Kleidungsſtück. — Außerdem hielt man viel auf feine Leibwäſche, die Oberhemden, von der feinſten holländiſchen Leinwand, waren an dem Buſenſtreif und an den Manſchetten mit den koſtbarſten Kanten beſetzt, und um in dieſer Beziehung ein Erſparniß zu machen, kam man ſchon damals auf die Idee, Manſchetten und Jabots nicht an das Hemde anzunähen, ſondern nur durch Knöpfe oder Nadeln zu befeſtigen, um dieſelben ſo längere Zeit zu conſerviren. Die Coiffüre des männlichen Geſchlechts beſtand entweder aus Zopfperücken oder aus mehreren fliegenden, gekräuſelten und gepuderten Locken mit Haarbeuteln, aus denen ein ſchwarzes, breites Band ſich um den Hals ſchlang. Als Kopfbedeckung trug man einen kleinen dreieckigen Hut, der bei Wohlhabendern ebenfalls mit Treſſen beſetzt war. Um den Anzug eines Dandy damaliger Zeit vollſtändig zu machen, mußte er Schuhe von Seide oder ſchwarz lakirtem Leder tragen, welche häufig genug mit hohen, farbigen Abſätzen verſehen waren. Die Hände waren vor der Witterung durch feine Glacé oder däniſche Handſchuh geſchützt, und der vollendete Gentleman trug außerdem ein kleines Spazierſtöckchen mit einem Bernſteinknopfe, auf deſſen zierlicher Handhabung man damals einen großen Werth legte. Hiezu kam noch ein kleiner Galanteriedegen, deſſen Griff mit einer großen Schleife von farbigem, oder von Gold- und Silberbande geſchmückt war, und der mit genialer Nachläſſigkeit an der linken Hüfte umherbammelte, während aus der rechten Rocktaſche der Zipfel eines ſeidenen oder feinen leinenen Taſchentuches hervorguckte. Bei ſchlechtem Wetter trug man einen blauen oder rothen Mantel.

Die Toilette der Damen, wir ſprechen natürlich von den Löwinnen der damaligen Mode, beſtand hauptſächlich in Reifröcken, Buffanten, langen Schleppen an den Kleidern, engen Schnürleibern, aufgepauſchten Flortüchern, ſteifen Friſuren mit Locken und gepuderten Haaren. Dazu trugen die verheiratheten Damen breite, reich mit echten Kanten verzierte Mützen, mit herunterhängenden Barben, farbige Schuhe, mit ſehr hohen nach unten ſpitz zugehenden Hacken. Das Geſicht war mit ſchwarzen oder rothen Schönpflästerchen intereſſant gemacht, und hierzu kam noch der immer allgemeiner werdende Gebrauch der Schminke. Die Frauen aus dem Bürger- oder Handwerksſtande trugen dagegen meiſtentheils die früher modegeweſenen kurzen Röcke, mit vielen Falten, und kleine Spenſer oder Kamiſole, an denen hinten ein kurzer Schooß befindlich war. Dieſe Röcke waren mitunter, bei der Wohlhabenheit dieſes Standes, von dem ſchwerſten Seidenzeuge, aber immer von dem früheren, ehrbaren Schnitt. Der Kopfputz bei dieſem Stande beſtand bei Frauen in ſteifen, in Falten gelegeten Hauben und kleinen, bloß auf dem Hinterkopf ſitzenden, zuſammengeſchnürten Mützen von mit Stickerei oder Treſſen verzierter Seide. Jungfrauen gingen dagegen gewöhnlich in bloßem Kopf. — Auch der ehrbare Bürger oder Handwerker kleidete ſich einfach, und ſein Feiertagsanzug war zwar ebenfalls nach der oben beſchriebenen Mode geformt, jedoch gewöhnlich ohne Treſſen, und unterſchied ſich nur durch die Feinheit des Tuches von ſeiner gewöhnlichen Kleidung, und dieſe Röcke waren alsdann gewöhnlich mit großen ſilbernen Knöpfen geziert.

Die Herrſchaft der franzöſiſchen Moden, welche ſich auf ſolche Weiſe mit unumſchränkter Gewalt in den Kleidungen kund that, übte auch einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die übrigen Sitten und Gewohnheiten der Berliner aus. Die Wohnungen mußten größer, bequemer und mit geſchmackvollen Meubles eingerichtet ſein. Man trank in Geſellſchaften Weine, welche man früher nur auf den Tafeln der Fürſten geſehen hatte, die Speiſen wurden feiner und gekünſtelter, kurz die Regierung Friedrich's II. hatte grade das Gegentheil von dem bewirkt, was die einfache Lebensart ſeines Vorgängers hervorgebracht hatte. So mehrte ſich auch die Zahl

Digitized by Google

der Kaffeehäuſer, Weinſtuben und Gaſthöfe. Dieſe Letzteren wurden ſchon damals vom Polizei-Directorium in drei Klaſſen getheilt, und wir erfahren aus amtlichen Quellen, daß im Jahre 1784 von Gaſthöfen erſter Klaſſe 6, von der zweiten 13, und von der dritten (Ausſpannungen für Fuhrleute) 14 in Berlin waren. Von den Gaſthöfen erſter Klaſſe zeichnete ſich beſonders der Gaſthof „zur Stadt Paris," in der Brüderſtraße Nr. 39 aus. In demſelben, welcher, wie wir ſchon oben erwähnten, zu den Zuſammenkünften der Freimauer diente, befand ſich ein großer Saal von ſehr geſchmackvoller Einrichtung, worin während des Winters häufig Bälle auf Subſcription gegeben wurden. Auch exiſtirten ſchon damals eine Menge von Reſſourcen und geſchloſſenen Klubbs, unter denen ſich beſonders die ſogenannte große Reſſource, Schloßfreiheit Nr. 7, auszeichnete. — Zum Vergnügen und zur Unterhaltung befanden ſich außerdem ſchon vier oder fünf Leihbibliotheken in Berlin, in denen man nicht allein Bücher in deutſcher, ſondern auch in franzöſiſcher, engliſcher und andern Sprachen erhalten konnte; auch Journal-Leſezirkel exiſtirten ſchon damals.

So hatte das geiſtige und körperliche Leben in der Haupt- und Reſidenzſtadt des preußiſchen Staates unter der Regierung Friedrich des Großen einen recht erfreulichen und kräftigen Aufſchwung gewonnen, wie ſich daſſelbe unter ſeinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm, dem Neffen des großen Königs, weiter ausbildete, werden wir im folgenden Abſchnitte ſehen.

Digitized by Google

# Potsdam unter der Regierung Friedrich's II.

Was die Stadt Potsdam in der Zeitperiode, von welcher wir so eben gesprochen haben, anbetrifft, so hatte Friedrich der Große dieselbe, wie wir gesehen, gleich nach seinem Regierungsantritte zu seinem Aufenthaltsorte gewählt, und die Gebäude, die seine Vorgänger nur von Fachwerk erbauen ließen, wurden von Friedrich massiv aufgeführt. Auch ließ er den von Friedrich Wilhelm I. zum Exercierplatz genommenen Theil des Lustgartens wieder herstellen, und von Anfang seiner Regierung an, die Zeit des siebenjährigen Krieges ausgenommen, wurde bis zum Ende derselben mit dem Bauen so ununterbrochen fortgefahren, daß der König im Jahre 1752 ein eigenes Hofbau-Amt in Potsdam errichtete, und Büsching nimmt mit großer Wahrscheinlichkeit an, daß die Kosten dieser Bauten durchschnittlich im Jahre 200,000 Thlr. betrugen. Auch die Berliner-, Nauener- und Brandenburger-Vorstadt entstanden unter der Regierung Friedrich's II., und auch das böhmische Kolonistendorf Nowawesz, von Potsdam durch die Nuthe geschieden, wurde von dem großen König durch den General von Reezow angelegt. Das königliche Schloß in Potsdam ließ der König bald nach seinem Regierungsantritte durch den Freiherrn von Knobelsdorf verschönern, und auch die innere Einrichtung des Schlosses wurde geschmackvoller und prächtiger gestaltet. Besonders wichtig aber wurde seine Regierung in Potsdam durch den Bau des Schlosses Sanssouci und die Anlegung der dazu gehörigen Gärten. — Aus dem brandenburger Thore führt rechts zwischen der brandenburger und nauenschen Vorstadt eine Allee zum Eingange des Gartens, vor demselben steht ein Obelisk von Sandstein, mit erhabenen, hieroglyphischen Figuren geziert, rechts von da sieht man den königlichen Weinberg, in sechszehn Fuß hohe Terrassen abgetheilt, mit ge-

Digitized by Google

mauerten Treibhäusern, in welchem die Weinstöcke stehen, die auf diese Weise concentrirte Sonnenwärme und durch Oeffnung der Fenster frische Luft bekommen. Ein 300 Schritt langer Weg führt durch das Hauptportal nach dem neuen Palais; dies Portal ist von vergoldetem Eisen und hat auf jeder Seite vier Säulen von Sandstein, welche Vasen und Gruppen von Genien tragen, mit einer halbzirkelförmigen Balluſtrade, welche auf dieselbe Weise geziert ist. Vom Portal aus kommt man zu zwölf antiken Marmorbüsten, aus der Sammlung des Kardinals Polignac, unter denen nur die Diana modern ist, während die übrigen Antiken von griechischen und römischen Künstlern sind. Aus derselben Sammlung sieht man ferner in der Hauptallee in zwei Halbzirkeln, sechs antike Büsten von schwarzem Marmor; rechts davon ist eine schöne Grotte, auswendig von Marmor, inwendig mit Muscheln ausgelegt, oben darauf steht ein Neptun, zehn Fuß hoch, von cararischem Marmor, außerdem zwei Flußgöttinnen und mehrere Tritonen von Stein. — Von dort gelangt man zu einer Querallee an deren Ende ein, nach englischer Art angelegter Blumengarten, von marmornen Büsten umgeben ist, welche oranische Prinze und Prinzessinnen, so wie den Kurfürsten Friedrich Wilhelm und die Kurfürstin Luise vorstellen. Von dort links ist ein grünes Cabinett, worin Marsias und eine andere Gruppe, die mütterliche Liebe darstellend, von Marmor; rechts ist eine marmorne Terrasse und Treppe. — Weiter hin kommt man zu einer holländischen Gartenanlage mit Bogengängen und Grasparterre, mit Laubwerk von Glascorallen; in einem Halbzirkel stehen acht Vasen von sächsischem Porzellan, und zehn bleierne, vergoldete Orangerietöpfe. Von dort kommt man an eine marmorne Treppe, die nach der Bildergallerie führt, welche früher mit Perlmutterschalen, Korallen und Muscheln verziert war, jetzt mit zerschlagenen Feldsteinen von verschiedenen Farben ausgelegt ist. Von dem erwähnten Blumenberg aus kommt man zu einem Bassin, in welchem sich das aus den Terrassen von Sanssouci geleitete Quellwasser befindet. In der Mitte dieses Bassins sieht man Thetis von Delphinen und Tritonen umgeben, aus vergoldetem Blei, um dieses Bassin herum stehen acht Statuen, vier Marmorgruppen, die Luft, das Wasser, das Feuer und die Erde allegorisch darstellend, und außerdem in den vier Abtheilungen des großen Parterres vier Vasen und zwei Statuen, Apollo und Venus, von vergoldetem Blei. Links vom Bassin führt ein Gang nach einer auf Röhren schwebenden Brücke, welche sich von selbst aufzieht. Dort steht auf einer sechs Fuß hohen Säule, von rothem ägyptischen Porphyr, mit Fuß und Capital, aus weißem Marmor, das Brustbild des Paolo Jordanzio, des Herzog's von Braceiano, ebenfalls von Porphyr, und aus der Polignacschen Sammlung. Napoleon schickte diese Säule nach Paris; aber die Preußen brachten sie nebst dem Triumphwagen auf dem brandenburger Thore zurück, worauf sie an ihrer früheren Stelle wieder aufgestellt wurden. Jenseit der Brücke, von wo aus ein Weg nach dem brandenburger Thore führt, stehen am Ende der dortigen Allee mehrere Sphynxe und Statuen, von dort aus sieht man das Schloß Sanssouci grade vor sich. Dies liegt auf einer 60 Fuß hohen, mit Mauern eingefaßten Anhöhe, von sechs Terrassen, deren jede zehn Fuß hoch und mit steinernen Treppen und Glasrampen versehen ist. Diese Terrassen werden zu Treibhäusern benutzt, und sind im Sommer mit Orangerie besetzt. Auf denselben sind zu beiden Seiten mehrere Parthien von ausländischen Bäumen mit Statuen und Büsten untermischt, und dicht dabei befindet sich der Begräbnißort der Lieblingshunde Friedrich's II.

Zu beiden Seiten des Schlosses Sanssouci sind Laubgänge mit antiken Büsten, an deren Ende Cabinette von eisernem, grün angestrichenen Gitterwerk; zur Rechten des Schlosses ist die Bildergallerie; vor derselben stehen achtzehn marmorne Statuen, die Künste und Wissenschaften darstellend, zwischen denselben stehen sechs Vasen von Marmor, mit bleiernen Schlangen. Das Gebäude der Bildergallerie selbst, welches erst nach dem siebenjährigen Kriege beendet wurde, ist ganz einfach und hat nur ein Stockwerk. Die Bildergallerie enthält einen 17 Fuß langen Vorsaal und den eigentlichen Gallerieſaal 258 Fuß lang, 36 Fuß breit und 15 Fuß

Digitized by Google

hoch. Die Schlußsteine an den Fenstern haben die Form der Köpfe berühmter Künstler, wie Appelles, Phydias, Raphael, Michel Angelo u. s. w. Die Kuppel des Galleriesaales wird von 16 corinthischen Marmorsäulen getragen, und die Wände in den Fenster- und Thürseiten sind von demselben Stoffe; der Fußboden dagegen ist mit Platten von Giallo di Siena oder weißem Marmor belegt, die Decke erhält reich vergoldete Verzierungen, welche die schönen Künste sinnbildlich darstellen. Ueber den Thüren sieht man antike Basreliefs, auch aus der Polignaeschen Sammlung; in der Mitte und den beiden anderen Thüren stehen mehrere andere Statuen, theils antiker, theils moderner Arbeit, zwischen den Fenstern rechts sind vier Tische von schlesischem Achat, Amethyst oder versteinertem Holz, auf jedem derselben liegt eine marmorne Figur. Die Gemäldegallerie selbst enthält die vortrefflichsten Stücke der niederländischen und italienischen Schule.

Was das Schloß Sanssouci selbst anbetrifft, so wurde dasselbe nach einer Idee Friedrich's II. und der Zeichnung des Freiherrn von Knobelsdorff angelegt. Das Palais ist eigentlich nur einfach gebaut und 202 Fuß lang, 49 Fuß tief und nur ein Geschoß hoch; an der Vorderseite nach dem Garten zu stehen 36 Caryathyden in colossaler Größe, zwischen jedem Fenster zwei, die das Gesims tragen. Das Gebäude selbst hat in der Mitte eine runde Ausbeugung, deren Dach mit einer kleinen, offnen Kuppel versehen ist, auf jedem Ende eine Rundung mit Blenden, worin marmorne Antiken. Die Hinterseite des Schlosses hat drei große Auffahrten von Bruchsteinen, von denen die mittelste zu einer Kolonade führt, die aus 96 gekuppelten, corinthischen, in einem Halbkreis herumstehenden Säulen besteht, die im Sommer mit Lorbeerbäumen besetzt ist, diese Kolonade ist oben bedeckt. Der dieser Seite gegenüberliegende Hünenberg hat ein großes, zu einer Wasserkunst bestimmtes, nicht ausgefülltes Bassin, um welches künstliche Ruinen, ein Stück eines Amphitheaters, ein kleiner Tempel mit 16 dorischen Säulen und drei größere, zerbrochene, jonische Säulen stehen, weshalb der Berg auch der Ruinenberg genannt wird. Links von Sanssouci, in grader Richtung mit dem Palais, liegt das sogenannte Cavalierhaus, welches man früher im Winter zum Orangeriehaus, im Sommer zum Theater benutzte; Friedrich II. ließ es im Jahre 1771 der Bildergallerie ähnlich machen. Vor demselben stehen 26 Statuen, von cararischem Marmor gearbeitet. Das Aeußere des Gebäudes ist zwar ganz einfach, das Innere aber desto prächtiger. Rechts vom Cavalierhause liegt außerhalb des Gartens das große Orangeriehaus, bei demselben ist eine offene Grotte mit der Statue einer Flußgöttin, und in der Richtung des Cavalierhauses sind noch einige Treibhäuser und vorwärts Wohnungen für die Gärtner. Die Hauptallee von dem großen Bassin nach dem neuen Palais führt zu einem großen Bosquet, in welchem Friedrich der Große ein marmornes Bassin errichten ließ. An der Stelle desselben sieht man jetzt Rasenplätze mit Blumenbeeten, und zwischen denselben acht marmorne Statuen; weiterhin ist ein Salon, ebenfalls mit acht Statuen aus cararischem Marmor geschmückt. — Von der Hauptallee führt rechts ein Weg zum Antikentempel; dies ist ein rundes Gebäude von 45 Fuß im Durchmesser, der Rotonda in Rom nachgebildet. Das Innere derselben ist mit schlesischem Marmor ausgelegt und wird durch vier Kuppeln erleuchtet. Friedrich der Große legte daselbst eine Sammlung von Antiken und Münzen an, die aber jetzt in das neue Museum nach Berlin gekommen sind. An der Stelle derselben befindet sich jetzt ein vorzüglich gelungenes Marmorbild der verstorbenen Königin Luise von Preußen, nach dem im Mausoleum zu Charlottenburg befindlichen, von dem Professor Rauch gearbeitet. — Rechts davon ist der chinesische Thurm mit Drachen, Glocken u. s. w. verziert, unweit davon ist das Belvedere, ein rundes Gebäude, das zwei Säle übereinander und oben eine runde Kuppel hat. Man genießt von demselben die schönsten Aussichten auf die umliegende Gegend. — Ein links davon ausgehender, geschlängelter Weg führt zu einem Grasplatz, auf welchem 3 Vasen von sächsischem Porzellan stehen, und in dessen Mitte das sogenannte japanische Haus liegt. Das Dach desselben wird von zwölf Palmbaumsäulen



Digitized by Google

unterſtützt, auf demſelben ſitzt ein Chineſe mit einem Sonnenſchirm und einem Schlangenſtab. Unten herum ſieht man Geſellſchaften von Männern und Frauen, die Thee trinken, Taback rauchen, nebenher 12 Muſikanten. Dieſe lächerliche, groteske Anlage pflegte Friedrich II. ſeinen Affenſaal zu nennen. Das Gebäude, inwendig und auswendig bis zum Dach vergoldet, enthält einen marmorirten und vergoldeten Saal, mit gemalter Decke, nebenan 3 kleine Zimmer, in einem derſelben eine ſchöne Spieluhr. Eine engliſch-chineſiſche Anlage umgiebt das Haus. Jenſeits des Kanals geht man über eine chineſiſche Brücke nach der chineſiſchen Küche, mit chineſiſchem Küchengeräthe.

Dem Antikentempel gegenüber ſteht der Freundſchaftstempel, ganz von italieniſchem Marmor, an den Seiten offen. Die Kuppel wird von 10 gereifelten, corinthiſchen Säulen getragen. In derſelben ein Poſtament mit der Statue der Markgräfin von Baireuth.

Beim Ausgange aus der großen Allee kommt man in den Halbzirkel vor dem neuen Schloß. Auf den beiden Seiten derſelben ſind engliſche Raſenanlagen, von Orangerie umgeben, zwiſchen welchen 14 coloſſale, antike Statuen römiſcher Arbeit ſtehen; eben ſo viel Büſten ſtehen auf der Seite des Schloſſes, auf marmornem Fußgeſtell, und hinter denſelben iſt ein Gartentheater von Hecken und Raſen, links eine ovale Rundung mit einem bedeckten Salon, deſſen Gitterwerk aus Verzierungen von Eiſen beſteht.

Das neue Palais ſelbſt, unbedenklich wohl einer der prachtvollſten Paläſte ſeiner Art, wurde, wie Sansſouci, nach der Idee Friedrich des Großen aufgeführt; zwar war der Entwurf zu demſelben ſchon früh vollendet, der Bau ſelbſt wurde aber erſt im Jahre 1763, nach dem Hubertsburger Frieden, begonnen, und im Jahre 1769 vollendet.

Die Länge des Hauptgebäudes beträgt 680 Fuß, davon das mittlere Riſalit 108 Fuß, jeder der Flügel von 2 Stockwerken, 183 Fuß, jeder kleine Flügel 103 Fuß. Erſteres hat 108 Fuß, die zweiten 76 Fuß die dritten 43 Fuß Tiefe. Die hohen Rückflügel haben nebſt ihren auf jeder Seite 22 Fuß vorſpringenden Anhängen, 114 Fuß Länge und 56 Fuß Tiefe, die Rückflügel gegen die Hofſeite 98 Fuß Länge und 41 Fuß Tiefe.

Es ſind daran 192 ganze, 36 halbe und 4 Viertelpilaſter, zwiſchen welchen 234 viereckige und 88 länglichrunde, alſo zuſammen 322 Fenſter ſind.

Auf den Podeſten ſtehen 60 ſiebenfüßige und 96 achtfüßige Figuren. Auf der Baluſtrade 4 Gruppen von 5; 8 von 5; 12 von 2 Fuß und 74 einzelne Figuren; 10 Gruppen von 4 und 54 Gruppen von 3 Kindern, außer dieſen noch zwei große Schilder mit Kronen und Füllhörnern.

Auf der Gartenſeite ſteigt man auf 12 Stufen zu den Eingängen. Der Vorſprung des Hauptgebäudes hat 5 Fenſter, mit einer Attika und einem Fronton von halb erhabener Arbeit. Am Hauptgeſimſe der preußiſche Adler mit der Beiſchrift: Nec soli cedit. Ueber dem Fronton erhebt ſich eine nach antiker Tempelart gebaute Kuppel, mit 3 Grazien in koloſſaler Größe, auf ihren Köpfen ein Kiſſen, mit einer Königskrone, tragend; alles von getriebenem, ſtark vergoldetem Kupfer. Das ganze Gebäude iſt mit korinthiſchen, gereifelten Piläſtern auf Würfeln geziert. Die Profile ſind nach Palladio. Vor jedem Pilaſter ſteht eine Statue aus der Geſchichte und Mythologie. Die Attika des Vorſprungs und die Baluſtrade, enthalten viele Statuen und Gruppen. Die Pilaſter von Sandſtein, haben einen gelblichen Anſtrich, die ganze übrige Mauer, nach holländiſcher Art, die Farbe rother Ziegelſteine mit weißen Fugen. Auf jeder Seite des Hauptgebäudes iſt ein kleiner Flügel von einem Geſchoß, beide haben ebenfalls korinthiſche Säulen und kupferne Kuppeln.

Die Abendſeite, als die eigentliche Hauptſeite, hat an den Seiten zwei dem Hauptgebäude gleiche Flügel, durch ein vergoldetes Gitter verbunden. Auf den Pfeilern 22 Termen mit Laternen, in der Mitte 2 Wachthäuſer. Um das ganze Gebäude herum läuft eine ſteinerne Treppe, an den großen Flügeln ein vergoldetes eiſernes Gitter, mit 32 Termen nebſt ſteinernen Büſten auf Pfeilern.

Digitized by Google

Der Hauptanſicht gegenüber liegen die ſogenannten Kommuns von 3 Stockwerken, franzöſiſche Bauart. Jedes hat an der Vorderſeite gegen den Hof eine Länge von 110 Fuß, und eine Tiefe von 55 Fuß. Die dahinter ſtehenden Flügel haben 146 Fuß Länge und 76 Fuß Tiefe. Im untern Geſchoß ſind Küche, Kellerei, Konditorei ꝛc., in den beiden obern, Zimmer für Dienerſchaften. Jeder Flügel hat einen Thurm, mit einer grünen und vergoldeten Kuppel, worauf eine 10 Fuß hohe Figur von ſtark vergoldetem Kupfer. Die beiden Flügel hängen durch eine hohe halbrunde Kolonade zuſammen, von 96 gereifelten korinthiſchen Säulen, deren Baluſtrade 24 Statuen trägt. Am Anfange ſteht auf jeder Seite noch ein auf Bogen ruhender Obelisk, der von 12 mittlern joniſchen und 5 größern korinthiſchen Säulen unterſtützt wird. Auf der Baluſtrade und um den Fuß des Obelisk ſind 6 Statuen und 4 Helden mit Armatur. In der Mitte hat die Kolonade ein hohes Portal, das von 15 korinthiſchen und inwendig von 8 joniſchen Säulen unterſtützt wird. Oben darauf iſt eine Kuppel mit Armaturen, nebſt Gruppen, Statuen und Basreliefs. Auf beiden Seiten der Kommuns ſtehen Baumparthien, neben denſelben rechts das Wachthaus, links die Wohnung des Kaſtellans und Hofgärtners.

Will man die 72 Zimmer und Säle des Palais nur flüchtig durchwandern, ſo ſind wenigſtens einige Stunden erforderlich. — Merkwürdig iſt der Grotten-Saal im erſten Geſchoſſe, mit marmornem Fußboden, die Wände mit Muſcheln, Mineralien, Kriſtallſtufen, Korallen und weißem Marmor eingelegt. Die Abenderleuchtung dieſes Saales macht eine wunderſame Wirkung, man glaubt ſich in einen Feenpallaſt verſetzt. Ueber demſelben iſt ein Marmorſaal von ſeltener Größe.

Der Rückweg nach der Stadt auf der Südweſtſeite von Sansſouci, führt zu der von Friedrich Wilhelm II. als Kronprinz neu angelegten Villa, Charlottenhof genannt, umgeben von reizenden Anlagen.

Die Anlage des neuen Gartens iſt das Werk Friedrich Wilhelm's II. Schon als Kronprinz beſaß derſelbe hier einen der umherliegenden Weinberge, der wegen ſeiner reizenden Ausſicht auf den heiligen See, ſein Lieblingsaufenthalt ward. Nach dem Regierungsantritt 1785 kaufte der König die übrigen angrenzenden Weinberge, und in Zeit von 8 Jahren war das Ganze in einen romantiſchen, engliſchen Park umgeſchaffen.

Wo der See den Park nicht begrenzt, iſt er mit einer Mauer umgeben. Der Haupteingang, wo rechts ein gothiſcher Thurm, links holländiſche Häuſer und die Faſanerie, führt zum Marmor-Palais, erbaut ſeit 1787: ſpäter, 1796 zwei Flügel, die bis jetzt unvollendet geblieben.

Dieſer Pallaſt, zur Hälfte auf Pfählen über dem Waſſer, iſt ein Viereck, jede Seite 70 Fuß lang, mit einem Souterain, 2 Geſchoſſen und einem platten Dache mit einer Gallerie und einem Belvedere. Die Säulen und andere Zierrathen ſind von weißem und blauem ſchleſiſchem Marmor, das übrige Mauerwerk auf holländiſcher Art; das kupferne Dach hat zwei kupferne Reſervoirs. Das Belvedere iſt von Holz mit Kupfer überdeckt und marmorirt. Auf der Kuppel eine Gruppe von Kindern, einen Fruchtkorb tragend, aus vergoldetem Kupfer.

Das Riſalit nach der Abendſeite beſteht in 2 Eckpilaſtern und 2 einzelnen Säulen, aus einem Stücke gearbeitet. Zwiſchen den Säulen und Pilaſtern ſtehen 2 Vaſen von kararíſchen Marmor, moderne römiſche Arbeit, Basreliefs mit tanzenden Grazien. Gegen Mittag und Mitternacht ſind marmorne Treppen mit vergoldeten Geländern.

Unter den Fenſtern des erſten Geſchoſſes ſind Frucht- und Blumengehänge von weißem Marmor, über den Fenſtern des zweiten Genien, die Jahreszeiten vorſtellend. Die beiden unvollendeten Flügel haben nach Mitternacht eine prächtige Kolonade, von den ſchönen Säulen aus buntem ſchleſiſchen Marmor der in Sansſouci geſtandenen Kolonade. Ueber den 10 Fenſtern nach Mitternacht, die 4 Elemente in Basreliefs, von kararíſchem Marmor.

Im erſten Geſchoß iſt das Veſtibulum, der Treppenſaal, der Grottenſaal und 6 andere Zimmer, worunter ein Schlaf- und ein Schreibkabinet. Im zweiten



Digitized by Google

Geschoß ein Vorzimmer, der Konzertsaal, das orientalische Kabinet, das Belvedere und 3 andere Zimmer, alle auf das geschmackvollste und kostbarste ausgeschmückt.

Durch einen unterirdischen Gang mit Fenstern auf der Erde, kommt man zu der gegen 100 Schritt vom Marmorpalais entlegenen Küche, die von außen einen in den See halbversunkenen Tempel vorstellt.

Dem Palais gegenüber steht ein schöner Obelisk von blauem, schlesischen Marmor. Nicht weit davon das Orangeriehaus. Der Eingang der Nische ist 27 Fuß weit; in derselben sind 4 einfache Säulen, die ein Architrav tragen, auf dessen unterste Oeffnung ein Sphinx ruht. In der großen Nische sind neben der Thüre Termen, ein Gesims tragend, mit antiken Köpfen von kararischem Marmor. Auf jeder Seite des Saals steht jetzt in einer Nische ein schwarzes Idol von Schadow. Zuerst kommt man in den Orangeriesaal, aus diesem in den Konzertsaal, im gothischen Geschmack, mit feinen Holzarbeiten boisirt. An den Pfeilern und in den Ecken 16 in Holz gearbeitete Palmbäume, ingleichen 11 porphyrartige Säulen mit Porzellanvasen, worin im Winter gewöhnlich Blumen stehen. Auf der Plinte neben den Palmbäumen 24 Konsolen mit Porzellanvasen, in mittlerer Höhe 16 Konsolen, jede mit 3 dergleichen Vasen und in der obersten Höhe 16 Konsolen mit 2 Vasen. Die Decke ist in arabeskem Geschmack gemalt, der Fußboden getäfelt. Drei große, krystallene Kronleuchter; 2 antike Figuren, mit 10 Fuß hohen Postamenten von Eisen, dienen zu Oefen. Aus dem Konzertsaal kommt man wieder in einen Orangeriesaal, und aus diesem zuletzt in ein Conservierhaus.

Der gothische Thurm oder die Bibliothek ist ganz von Sandstein, 2 Stock hoch. Im untern Saale sieht man die vorzüglichsten Werke der französischen, im obern die der deutschen Litteratur.

Unweit der Bibliothek eine ägyptische Pyramide, nach der Idee des Königs, 30 Fuß hoch, mit hieroglyphischen Figuren, auf deren Ecken Vasen in ägyptischem Geschmack. Unter der Pyramide ist eine Eisgrube, und rund herum amerikanische Bäume und Gesträuche.

Am andern Ende des Gartens nach dem Jungfernsee ist der Hasengraben, über welchen eine Drehbrücke führt. Vor dieser Brücke ein maurischer Tempel mit freistehenden Säulen, worin ein Saal von Stuck. Eine Treppe führt von außen nach einem Entreesaal, aus diesem eine Wendeltreppe nach dem obern Saal. Zwischen dem Tempel und der Drehbrücke steht am Ufer eine antike Terme, Themistokles, aus kararischem Marmor.

Nicht weit davon ist ein Zwinger, worin Roth- und Damwildpret, Hirsche, Rehe ꝛc., weiter links eine Eremitage, von alten Bäumen mit Borke bekleidet. In derselben eine Küche, deren Schornstein ein alter Baum, auf einem Aste ein Uhu.

Von hier rechts nach dem Jungfernsee, kommen wir an eine Grotte dicht am Berge. Sie besteht in einem perspectivisch sich verengenden Gange, der nach einem gewölbten Zimmer von 2 Fenstern und einer Glasthüre führt, in welchem 3 größere und 4 kleinere Spiegel, 87 bis 90 Zoll hoch und 22 bis 51 Zoll breit, alle aus einem Stück. Die Decke und die Wände sind von seltenen Steinarten mit kleinen Spiegeln, der Fußboden von Marmor, ein Ruhebett von Mahagoni. Weiterhin kommt man in einen Saal mit 3 Glasthüren. Aus diesem in ein gewölbtes Kabinet mit bunten Spiegelgläsern.

Weiter links von dieser Grotte ist eine Meierei, in gothischem Geschmack.

Rechts von der Grotte ist eine mit Borke bekleidete und mit Rohr bedeckte Eremitage, einen Salon enthaltend. In den Füllungen und Superporten sind Trophäen mit mathematischen Instrumenten aus weißem Kastanienholz künstlich geschnitten. In den Nischen stehen 4 weiße Gypsfiguren von der Familie des Lykomedes, den Originalen im Antikentempel nachgebildet. Der Salon erhält sein Licht durch die in der Kuppel angebrachte Laterne, die mittlere große Scheibe derselben ist gegen 5½ Fuß lang und gegen 4 Fuß breit, von einem halben Zoll starken Spiegelglase, ein merkwürdiges Stück. Die hohlrunde Kuppel hat Vorstellungen von den Planeten und einem Theile des Thier-

Digitized by Google

kreiſes. Apollo als Symbol der Sonne, iſt von den Muſen umgeben. In der Mitte des marmornen Fußbodens ſieht man die fünf Erdtheile in Moſaik.

Unweit der Meierei iſt das grüne Haus, eine Reſtauration, wo Beſuch aus der Stadt ſich einfand, um unter ſchattigen Bäumen Kaffee zu trinken.

So viel über die Neubauten und Anlagen in Potsdam, welche Friedrich dem Großen ihre Entſtehung verdanken.

Was die Einwohner ſelbſt anbetraf, ſo hatten ſich dieſelben, wie leicht zu vermuthen, um ein Bedeutendes vermehrt, beſonders war die Beſatzung Potsdam's vergrößert worden, und beſtand in folgenden Truppentheilen:

1) das erſte Bataillon Garde zu Fuß, welches aus 800 Mann, ohne Officiere, Unterofficiere nnd Spielleute, beſtand. Die Uniform deſſelben beſtand in blauen Röcken, mit breiten ſilbernen Borten und Troddeln, rothen Aufſchlägen und Kragen, blaßcitronengelben Weſten und Beinkleidern, und Hüten mit breiten, gebogenen ſilbernen Treſſen und ſchwarzen Kokarden. Die zu dieſem Bataillon gehörige Kompagnie der Flügelgrenadiere, trug rothe Grenadiermützen, mit ſtark verſilberten Blechen, die Unterofficiere hatten ſtatt der Borten ſilberne, geſchlungene Schleifen, auch rothe Federn auf den Hüten, und die Feldwebel trugen Degen mit ſilbernem Portepée, und hatte Lieutenantsrang, und die Officiere trugen ſilberne Schleifen und weiße Federn auf ihren geſtickten Hüten. — Jeder Soldat erhielt an Löhnung alle fünf Tage zwölf Groſchen, die Grenadiere aber, welche bei Kollin mitgefochten hatten, erhielten monatlich vier Thaler, und die aus der Schlacht von Mollwitz fünf Thaler. Dies Bataillon beſetzte nur die innere Schloßwache, welche die Poſten im Innern des Schloſſes und die vor den Zimmern des Königs gab. Dieſe Wache machte vor keinem Prinzen oder General, ſondern nur vor dem König ſelbſt die Honneurs.

2) Das zweite Bataillon Garde zu Fuß. Dies Bataillon unterſchied ſich von dem erſten dadurch, daß die ſilbernen Borten an den Uniformen keine Troddeln hatten, und die Hüte nur mit glatten, ſchmalen, ſilbernen Treſſen beſetzt waren. Die Löhnung war übrigens dieſelbe wie beim erſten Bataillon.

3) Das dritte Bataillon Garde zu Fuß. Dies bildete mit dem zweiten Bataillon das eigentliche Regiment Garde, und beſtand aus 1548 Mann. Das dritte Bataillon unterſchied ſich von dem vorhergehenden dadurch, daß die Gemeinen und Unterofficiere ſtatt der Hüte bloß citronengelbe Grenadiermützen mit ſtark verſilberten Blechen trugen. Im Uebrigen hatten die Flügelkompagnien dieſer beiden Bataillone ebenfalls rothe Grenadiermützen wie beim erſten Bataillon.

4) Das Garde Grenadier-Bataillon, oder nach ſeinem Chef, dem Generallieutenant von Rhodich, das Rhodiſche Bataillon genannt. Es beſtand aus 6 Kompagnien, 1294 Mann ſtark, und war das alte Grenadier-Regiment des König's Friedrich Wilhelm, und trug auch noch die Uniform, welche ihm dieſer König gegeben und ſelbſt getragen hatte, nämlich blaue Röcke mit goldenen Borten, erdgelbe Weſten mit gleichfarbigen Beinkleidern, und rothe Grenadiermützen mit tombacknen Blechen.

5) Das Bataillon Unrangirte, 400 Mann ſtark, mit blauen Röcken, rothen Kragen und Aufſchlägen, und citronengelber Weſte und Beinkleider. Zu dieſem Bataillon mußte jedes Feldregiment jährlich 2 bis 3 Mann liefern, mit denen die Garde-Bataillone completirt wurden.

6) Das Regiment Prinz von Preußen, 1740 Gemeine ſtark. Die Uniform deſſelben beſtand in blauen Röcken mit hellrothen Kragen und Aufſchlägen, weißen Weſten und dergleichen Beinkleidern.

7) Die Leibſchwadron der Leibgarde zu Pferde (Küraſſiere), 214 Mann ſtark, mit weißem Collet und rothen Weſten, mit ſilbernen Borten beſetzt, worüber noch eine Superweſte von rothem Scharlach getragen wurde, auf der vorn und hinten ein großer ſilberner Stern, und in demſelben der preußiſche Adler geſtickt war. Außer Dienſt trugen die Officiere ſcharlachrothe Röcke mit blauen Aufſchlägen, ſilbernen Achſelbändern, blaßgelbe Weſten und Hüte mit breiten ſilbernen Treſſen und weißen Federn.

Digitized by Google

8) Die reitende Artillerie, nur aus 60 Mann mit 20 Trainknechten bestehend, welche in jedem Jahr von Berlin her abgelöst wurde. Die Uniform bestand in blauen Röcken mit gelben Knöpfen, und blaßgelben Westen. Die Westen der Officiere waren mit breiten goldenen Tressen besetzt und eben so die Hüte.

9) Das Bataillon Ausrangirte, aus Invaliden und den Ausrangirten der Leibgarde zu Fuß und zu Pferde bestehend. Sie hatten blaue Uniformen mit rothen Aufschlägen und silbernen Schleifen, und wurden hauptsächlich zur Beaufsichtigung der königlichen Schlösser und Gärten verwendet. Nur in Kriegszeiten besetzten sie die Stadt Potsdam selbst.

Zu diesen Truppentheilen kam noch die königliche Suite und Adjudantur, wie ein Kommando von zwölf reitenden Feldjägern, um die königlichen Depeschen zwischen Berlin und Potsdam zu befördern, weshalb auch ein eben so starkes Corps Feldjäger in Zehlendorf auf Kommando stand.

Was im Uebrigen Potsdam's Handel und seine Manufacturen anbetrifft, so gilt ungefähr dasselbe, was über Berlin gesagt worden, und als Zeichen, wie lebendig der Verkehr dieser Stadt durch den fortwährenden Aufenthalt des Königs geworden war, führen wir an, daß Potsdam zu dieser Zeit schon 32 Gasthöfe verschiedener Klassen enthielt, denen, damit die Fremden nicht übertheuert würden, ein Reglement unter dem Jahre 1776 vorgeschrieben wurde, nach welchem sich die Wirthe gewissenhaft zu richten hatten, und welches in allen Gaststuben angeschlagen sein mußte. Auch die Zahl der Kaffeehäuser und Billardzimmer war nicht gering, und ebenso, wie in Berlin, fand man vereidete Lohnlakaien, auch Fiaker, die, sechs an der Zahl, bei dem Schlosse, auf dem sogenannten Fiakerplatz halten mußten.

Bevor wir indessen diesen Abschnitt schließen, dürfte es noch unbedingt nöthig sein, einige Blicke auf die um Berlin liegenden Lustschlösser und Ortschaften zu werfen, unter denen uns besonders zuerst Charlottenburg wichtig sein muß:

Die Kurfürstin Sophie Charlotte, die Gemalin des Kurfürsten Friedrich III., und nachherige Königin von Preußen, hatte, wie wir schon einmal bei jener Periode unserer Geschichte erwähnten, im Jahre 1696 ein Schloß bei dem Dorfe Lietzen erbaut, und dasselbe Lietzenburg genannt. Es hat viel Wahrscheinliches für sich, daß dieses Dorf Lietzen eine wendische Niederlassung von nicht unbedeutender Ausdehnung gewesen sei, denn seine Lage am Spreeufer, so bequem für alle Bedürfnisse jenes Volkes, der Name, der durchaus wendischen Ursprungs ist, so wie eine Menge von wendischen Urnen, welche man während des Schloßbaues und noch in späterer Zeit ausgegraben hat, geben dieser Vermuthung eine bedeutende Wahrscheinlichkeit, obgleich keine historische Gewißheit über diesen Punkt vorhanden ist. — Nach Beendigung des Schlosses Lietzenburg ließ König Friedrich I. die Baustellen um das Schloß durch Eosander von Göthe vertheilen und die Risse zu den Häusern machen, zu deren Bau der König freies Bauholz hergab. Im Jahre 1708 wurden die Straßen abgestochen, nachdem schon drei Jahre zuvor der allmälig sich vergrößernde Ort den Namen Charlottenburg erhalten hatte, für welchem bereits im Jahre 1711 die Entwürfe zu einem Stadtprivilegium gemacht wurden. Doch erhielt Charlottenburg die eigentliche Stadtgerechtigkeit einer kurmärkischen Immediatstadt erst vom Könige Friedrich Wilhelm I. 1721. Um indessen den Bürgern so viel Vortheile als möglich zu verschaffen, erging schon im Jahre 1708 der Befehl, daß künftighin die große Landstraße nach Spandau über Charlottenburg gehen sollte, und um die Einkünfte des Magistrats zu mehren, schenkte der König Friedrich Wilhelm I. der Stadt, im Jahre 1717, eine bedeutende Feldmark an Acker und Wiesenwachs. Zugleich wurde auch das ehemalige Dorf Lietzen mit der neuen Stadt verbunden, doch mußten die Einwohner dieses ehemaligen Dörfchens die Kreisprästationen, von welchen die Charlottenburger frei sind, an den Teltowschen Kreis leisten.

Das Charlottenburger Schloß, um das genannte Jahre von Schlüter gebaut, wurde schon im Jahre

Digitized by Google

1705 durch Eosander von Göthe verschönert, und erlitt nachmals mehrere Veränderungen, dennoch ist das alte Schloß unverändert geblieben, und macht den mittelsten Theil des jetzigen Schlosses, von drei großen und acht schmalen Fenstern aus, der etwas höher ist, weil er über den beiden Stockwerken noch ein Halbgeschoß hat. Eosander, mit der Vergrößerung des Schlosses beauftragt, setzte an diesen Theil auf jeder Seite fünf Fenster Front an, doch nur in zwei Stockwerken und ohne Halbgeschoß, das Schlüterſche Gebäude aber, wurde durch eine schöne Kuppel verziert. Kurze Zeit darauf wurden auch die beiden Seitenflügel, ebenfalls nur von zwei Stockwerken gebaut. Diesen Theil des Schlosses nennt man gewöhnlich, das alte Schloß. König Friedrich II. ließ indessen linker Hand vom Schlosse nach der Brücke zu eine lange Façciate, vom Freiherrn von Knobelsdorf anlegen, das Schauspielhaus und die Orangeriehäuser, auf der rechten Seite nach dem Schloßgarten zu, wurden erst unter Friedrich Wilhelm II. erbaut. Das Schloß inwendig war prächtig eingerichtet, wurde aber im Jahre 1760 von den Russen und Oesterreichern auf eine barbarische Art verwüstet, in der Folge indessen wieder hergestellt. Es enthält jetzt über 100 Säle, Zimmer und Kabinette, unter denen die Kapelle, die Porzellankammer, der große Speisesaal, der große Tanzsaal (35 Fuß breit und 132 Fuß lang) und das Conzertzimmer besonders merkwürdig sind. Die erste Anlage des weitläuftigen Schloßgartens wurde durch den Gärtner Simeon Godeau, der eigends dazu aus Paris verschrieben war, im Jahre 1694 gemacht. — Zur Zeit, von welcher wir so eben sprechen, also etwa im Jahre 1785, hatte Charlottenburg 309 Bürgerhäuser, wobei die vierzehn in Lietzow belegenen nicht hinzu gerechnet waren, und 1996 Einwohner, außer der Garnison, welche in einer Schwadron Garde du Corps bestand. Zur Erleichterung der Kommunikation zwischen Charlottenburg und Berlin war eine Fahrpost eingerichtet, welche viermal in der Woche um 7 Uhr Morgens abging. Von Charlottenburg aus führt eine Brücke über die Spree und nicht weit davon eine Allee nach Tegel; auf der entgegengesetzten Seite ein Weg über Kohlhasenbrück nach Potsdam und endlich durch den Wald der Weg nach Spandau.

Was diesen letztgenannten Ort, die Stadt Spandau, anbetrifft, so gehört dieselbe zu den ältesten Städten der Mark, und auch der Name Spandow oder Spandowe läßt mit ziemlicher Bestimmtheit vermuthen, daß dieselbe wendischen Ursprungs sei, und schon im Jahre 1197 kommt als Zeuge in einer noch vorhandenen Urkunde ein gewisser Eberhardus, Advocatus de Spandowe, im Jahre 1209 ein Anderer, Albertus, Advocatus de Spandowe, vor. Im Jahre 1229 war Spandau schon ein fester Platz, was sich mit Gewißheit aus der Nachricht schließen läßt, daß die Markgrafen Johann und Otto, nachdem sie von dem Erzbischofe von Magdeburg bei Plauen geschlagen, und ihnen von Brandenburg Schutz und Aufnahme verweigert worden, nach Spandau flüchteten. Ebenfalls muß das Nonnenkloster vom Orden des heiligen Benedict, schon sehr früh, wahrscheinlich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gestiftet worden sein; doch das Jahr 1239, welches einige Schriftsteller angeben, dürfte wohl nicht mit historischer Bestimmtheit angenommen werden können. Das Kloster lag nahe an der Havel, und die Kapläne, welche den Dienst daselbst versahen, waren zugleich Pfarrer bei der Stadtkirche, wurden aber für die Mühe, die sie mit den Nonnen hatten, vom Kloster beköstiget. Dieses hatte nicht unbedeutende Besitzungen in der umliegenden Gegend, ihm gehörten die Dörfer Lankwiz, Lützen, Dahldorf, Tegel u. m. a. Ortschaften, so wie der bedeutende Forst, welcher nach seinen Besitzerinnen den Namen der Jungfernhaide bekommen, und bis auf den heutigen Tag behalten hat. Auch erinnern noch eine Menge von anderen Namen, z. B. der Nonnendamm, der Nonnenbusch u. a. in der Gegend von Spandau und Charlottenburg, an die frühern Besitzerinnen dieser Gegend. Vor und neben dem Kloster, auf der sogenannten Klosterfreiheit, die einen ansehnlichen Umfang hatte, lag ein demselben gehöriges Vorwerk, eine Schäferei und ein Weinberg; doch ist von allen diesen Gebäuden keine Spur mehr vorhanden. Nahe der Stadt, die nur durch einen Graben vom Klo-

Digitized by Google

ſter getrennt, lag ein Hospital und eine Kapelle, zum heiligen Geiſt, und dabei noch ein anderes Hospital mit einer Kapelle, zu St. Jürgen. Dieſe Hospitäler waren hauptſächlich zur Aufnahme von Reiſenden beſtimmt, welche mit einer anſteckenden Krankheit behaftet ankamen, und nicht in die Stadt hinein gelaſſen wurden. Für unbemittelte Kranke in der Stadt hatte Spandau ein beſonderes Hospital und Kapelle, die der heiligen Jungfrau, der heiligen Gertrud und Barbara geweiht waren. Die älteſte Kirche war die St. Nikolaikirche, mit einem von einer Mauer eingefaßten Kirchhofe umgeben; nicht weit davon ſtand das ſteinerne Schulgebäude, und daneben das Convictorium der terminirenden Dominikanermönche, oder die ſogenannte ſchwarze Mönchszelle, die ſich bis an die Mönchsgaſſe erſtreckt. Dieſes Convictorium gehörte den Dominikanermönchen des Kloſters zu Kölln an der Spree, denn da der Dominikanerorden ein Bettelorden war, deſſen Mitglieder im Lande umherzogen, ſo waren in mehreren Städten derartige Convictorien eingerichtet worden, damit die Mönche einen beſtimmten Aufenthalt in dieſen Städten fänden, wenn ſie beim Terminiren, mit dieſem Kunſtausdrucke bezeichnete man das Betteln, im Lande umherzogen. Auch das Kloſter der Franziskanermönche, oder das graue Kloſter zu Berlin, hatte in Spandau ein ähnliches Convictorium, welches in der Jüdenſtraße ſtand, und die graue Mönchszelle genannt wurde. Die Stadt Spandau ſelbſt war ſchon früh und blieb bis zum 15ten Jahrhundert der Aufenthalt des Landesherrn, weshalb auch viele Urkunden von Spandau aus datirt ſind. Im Jahre 1319 wurde die Stadt auf Koſten der Bürger mit einer Mauer umgeben, und im Jahre 1335 wird Spandau in einer alten Urkunde ſchon castrum Spandau genannt, 1430 war in Spandau eine Pulverfabrik, und die Stadt hatte ihren eigenen Büchſenmeiſter, was man aus einer alten Rechnung der Spandauer Kämmerei erſehen kann, welche 12 Gulden für Anſchaffung von Schwefel und Salpeter, zu einem Zuge gegen die Huſſiten bewilligte. Bei Beginn der Reformation verkauften die Dominikaner ihr Convictorium oder Terminarium an den Magiſtrat, und das Haus, an welchem noch lange nachher ein Mönchskopf in Stein ausgehauen war, iſt ſeithes ein Freihaus geweſen. Die Franziskanermönche hatten ihr Gebäude ebenfalls und ſchon im Jahre 1493 der Stadt verkauft, aber die Schlüſſel zu demſelben mitgenommen, und als der Magiſtrat dieſelben fordern ließ, verweigerten ſie dieſe, und das Haus mußte endlich mit Gewalt aufgebrochen werden; jetzt iſt jedoch von dieſem Gebäude keine Spur mehr vorhanden. In der Geſchichte der Reformation wurde Spandau beſonders dadurch merkwürdig, daß der Kurfürſt Joachim II. zuerſt daſelbſt das heilige Abendmahl in beiderlei Geſtalt nahm. Im Jahre 1557 wurde der Anfang zur neuen Befeſtigung Spandau's gemacht, und mit welcher Eile dieſelbe betrieben wurde, beweiſt, daß 1563 50,000 Gulden zum Feſtungsbau verbraucht wurden. 1572 wurde das baufällige, kurfürſtliche Schloß zu Spandau reparirt, und im Jahre 1578 wurde auch die Pulvermühle bei der Brücke angelegt. Die Citadelle wurde nach der Angabe des Grafen Lynar gebaut, und im Jahre 1583 beendet, und gegen das Ende der Regierung des Kurfürſten Georg Wilhelm's wählte der Stadthalter von der Kurmark, Graf von Schwarzenberg, dieſe Feſtung zu ſeiner Reſidenz, um gegen jeden Ueberfall eines feindlichen Streifcorps geſchützt zu ſein; auch ſtarb er daſelbſt im Jahre 1641. Nach dem Regierungsantritt des großen Kurfürſten wurden 1645 die ziemlich verfallenen Feſtungswerke wieder auf's Neue durch den Kommandanten der Feſtung, Johann Georg von Nibbeck, in Stand geſetzt, und zwar dauerte dieſer Bau bis zum Jahre 1672. 1782 und 83 wurden die, ſich wieder im ſchlechten Zuſtande befindenden Werke auf's Neue unter der Leitung des Hauptmanns vom Geniecorps, von Stamfort, reparirt.

An Manufacturen und Fabriken Spandau's iſt beſonders die große Gewehrfabrik zu bemerken, welche im Jahre 1723 von den Kaufleuten Splittgerber und Daum daſelbſt angelegt wurde; die dabei angeſtellten Arbeiter wurden dazu aus Lüttich verſchrieben, und da ſie ſämmtlich Katholiken waren, ließ ihnen der König eine katholiſche Kirche erbauen. Die damalige Garniſon Span-

Digitized by Google

den's bestand aus dem ersten Bataillon und zwei Grenadiercompagnien von dem Regiment Prinz Heinrich, die Garnison der Citadelle aus drei Kompagnien vom Regiment Kowalski.

Unter den andern in der Umgegend von Berlin liegenden Orten, die der Erwähnung verdienen, nennen wir das Dorf Schöneberg mit dem in der Feldmark dieses Dorfes liegenden, botanischen Garten, oder dem Garten der königlichen Akademie der Wissenschaften, am sogenannten Hopfenbruche gelegen. Dieser Garten war früher ein kurfürstlicher Hopfengarten, in welchem der Hopfen für die große, kurfürstliche Brauerei in Berlin gebaut wurde. Der große Kurfürst verordnete aber, daß diejenigen Beamte, welche früher Bier aus jener Brauerei in natura empfangen hatten, eine Gehaltszulage erhalten, und dagegen jene Lieferung in naturalibus aufhören sollte. In Folge dessen ging sowohl die kurfürstliche Brauerei, als auch der damit verbundene Hopfengarten ein, und Friedrich Wilhelm befahl, daß derselbe zu einem Küchengarten umgestaltet würde, da der Gartenbau, besonders durch den dreißigjährigen Krieg in der Mark sehr in Verfall gekommen war, und es sich nicht selten ereignete, daß der Bedarf für die kurfürstliche Tafel aus Hamburg verschrieben werden mußte. Um sich daher diese Bedürfnisse auf einem kürzeren Wege zu sichern, beschloß der Kurfürst, den Gartenbau in seinem eigenen Lande zu vervollkommenen. Zu diesem Zwecke verschrieb er sich einen sehr berühmten Küchengärtner, Namens Michelmann, nach Berlin, und ließ durch denselben in seinem Hopfengarten, der damals indessen nur von sehr geringer Ausdehnung war, einen Küchengarten anlegen, wo er sich mit eigener hoher Hand in seinen Mußestunden mit der Gärtnerei beschäftigte. Da der Boden dieses Gartens indessen zum größten Theil aus Torfmoor bestand, so ließ er denselben mit Gräben einfassen und dieselben mit Fischen besetzen; zugleich wurden aus England, Holland, Frankreich und Italien alle bekannte Saamen von Baumarten nach Berlin verschrieben, und besonders wetteiferten die preußisch-brandenburgischen Gesandten an fremden Höfen, sich die Gunst ihres Fürsten dadurch zu erwerben, daß sie ausländische Gewächse jeder Art nach Berlin schickten. So kam es, daß man in dem kurfürstlichen Garten nicht nur alle zu einem Küchengarten gehörigen, einheimischen und fremden Pflanzensorten fand, sondern daß auch viele fremde Gewächse daselbst gepflanzt wurden. — König Friedrich I. ließ den Sohn des schon erwähnten Gärtners Michelmann auf seine Kosten reisen, damit derselbe die Gartenkunst aus dem Grunde erlerne, und den Küchengarten seines Vaters in einen Lustgarten umgestalten, der mit Glas und Treibhäusern, so wie mit Hofedienſten von vierzehn in der Nähe belegenen Dörfern versehen wurde. König Friedrich Wilhelm nahm dagegen dem Garten diese Hofedienste wieder ab, und beschränkte sie auf sechs Tagelöhner. Zugleich wurden alle zur königlichen Orangerie gehörigen, fremden Bäume aus allen königlichen Lustgärten dorthin gebracht; und da Friedrich Wilhelm kein besonderer Freund der Kunstgärtnerei war, und die Summen, welche er darauf verwendete, für übel angewendet betrachtete, so kam der Garten natürlicher Weise sehr im Verfall, bis sich endlich der Leibarzt des Königs, Geheime-Rath Gundelsheimer, den Garten von dem König erbat, und sich anheischig machte, denselben, jedoch mit Beibehaltung der noch bestehenden Regalien, auf seine eigenen Kosten im Stande zu halten. Hierauf ging der haushälterische Friedrich Wilhelm sehr gern ein, und ungeachtet Gundelsheimer jährlich einen sehr starken Zuschuß zahlen mußte, so überwog doch seine Liebe zur Wissenschaft, und der Lustgarten wurde zu dem, was er noch ist, zu einem botanischen Garten umgestaltet. Unglücklicherweise starb aber Gundelsheimer, nachdem er kaum die ersten Einrichtungen vollendet hatte, der Garten blieb nun wieder seinem Schicksale überlassen, bis seine Unterhaltung vom Könige endlich der Akademie der Wissenschaften übertragen wurde, welche dieselbe, bei ihren schwachen Einkünften, nur sehr dürftig bestreiten konnte. Nichts destoweniger thaten die beiden Gärtner Michelmann und der damalige Professor der Botanik, Ludolff, alles Mögliche zum Gedeihen dieses Gartens. Letzterer bediente sich desselben bei seinen öffentlichen Vorlesungen, hielt monatlich zwei



Digitized by Google

öffentliche Pflanzen-Demonstrationen im Garten, und ließ jährlich ein Verzeichniß der in demselben enthaltenen Pflanzen drucken. — Wie unter Friedrich II. jedes wissenschaftliche Institut eine angemessenere Gestalt und Ausbildung erhielt, so auch der botanische Garten. Im Jahre 1744 wurde derselbe dem berühmten Botaniker, Professor Gleditsch, zur Beaufsichtigung und besseren Einrichtung übergeben. Nun wurden neue Gewächshäuser gebaut, auch die Pflanzen systematisch geordnet, und dieser gelehrte Botaniker wußte es durch seine unermüdlichen Anstrengungen schon in zwei Jahren dahin zu bringen, daß sich die Zahl aller im Garten befindlichen Pflanzenarten auf 6000 belief; dennoch waltete ein unglückliches Schicksal über demselben; Wasserschaden und harte Winter gaben den Anlaß, daß viele Pflanzen erfroren, oder abstarben. Auch bei der feindlichen Besetzung Berlin's von den Russen und Oesterreichern, litt dieser Garten bedeutend; die Kroaten rissen den Zaun nieder, um das Holz zu ihren Bivouac-Feuern zu gebrauchen, sie fütterten die Pferde mit den seltensten Pflanzen, und so war all die Frucht langjähriger Arbeiten verloren. Nichts destoweniger wurde, besonders auf Veranlassung des vorher genannten Professor Gleditsch, nach dem Frieden, wieder der Anfang mit den Arbeiten gemacht. Der Garten wurde auf königliche Kosten mit einer Mauer umgeben, die Abzugsgräben wieder gehörig vom Schlamme gereinigt, neue Kanäle angelegt, so daß Alles in Kurzem wieder zu seiner früheren Ordnung zurückkehrte.

Von dem botanischen Garten aus, führt uns unser Weg zunächst nach dem Dorfe Schöneberg, welches ebenfalls während des Krieges bedeutende Verwüstungen erlitten hatte. Friedrich II. ließ die durch dies Dorf nach Potsdam führende Landstraße mit Pappeln besetzen, und im Jahre 1750 wurden unter Aufsicht des Generals von Reezow zehn Colonistenhäuser in Schöneberg angelegt, und mit zwanzig Familien besetzt. — Von Schöneberg aus fährt man über das herrschaftliche Dorf Steglitz, nach dem Jagdschlosse Grunewald, welches im sogenannten Grunewalde an einem See auf, eine sehr angenehme Weise liegt. Dieses Schloß ward, laut der über der Thür angebrachten Inschrift, im Jahre 1542, unter dem Kurfürsten Joachim II. von dem berühmten Baumeister Caspar Theiß erbaut. Erst später, um das Jahr 1580, unter dem Kurfürsten Johann Georg, wurden die gegenüberliegenden, zu dem Schloß gehörigen Gebäude, durch den Grafen von Lynar errichtet. Im Schlosse selbst ist gleich neben der Thür ein altes Basrelief angebracht, welches den Baumeister Caspar Theiß vorstellt, welcher dem Kurfürsten einen Willkommen bietet; darunter stehen einige alte Reime. Nachdem die königliche Bank in Berlin errichtet, und ihr die Gebäude des dortigen Jägerhofes überwiesen worden waren, kam ein Theil des Jagdzeuges nach dem Schlosse Grunewald. Nicht weit von dem Schlosse liegt ein Thal mit einem See, die sogenannte „Hundekehle," und weiter abwärts nach Zehlendorf ein See, der sogenannte „Schlachtensee," an welchem der, mündlichen Sage zu Folge, eine große Schlacht zwischen den Wenden und Christen vorgefallen sein soll.

Vor dem halleschen Thore kommen wir zuerst, eine kleine Viertelmeile davon entfernt, zu dem sogenannten „Kreuzberge," auf welchem später im Jahre 1818 das große, eiserne Siegesdenkmal gesetzt wurde, wovon wir weiter unten sprechen werden. Links auf dem Tempelhofer Berge ist der sogenannte „düstere Keller," eine mit Bäumen bewachsene tiefe Erdschlucht, die sich in den Berg eingesenkt hat. Man sagt, daß dieser Ort früher ein Heiligthum der wendischen Völker gewesen sei. Von den tempelhofer Bergen aus führt eine Landstraße nach dem Dorfe Tempelhof, welches, wie der Name schon besagt, in den frühesten Zeiten ein Eigenthum der Tempelritter war; auch ist die Kirche daselbst eins der ältesten Gebäude in der ganzen Mark. Nach dem unglücklichen Ende der Tempelritter fiel dies Dorf mit anderen Gütern an den Johanniterorden. Dieser verkaufte dasselbe, wie wir aus einem noch vorhandenen Kaufbriefe (Küster's alt und neu Berlin, Thl. 4. S. 63) ersehen, mit den dazu gehörenden Ortschaften: Rixdorf, Marienfelde und Mariendorf, den Städten Berlin und Cölln für eine Summe von 2439 Schock und 40 böhmische Groschen. Späterhin verkaufte es der Magistrat

Digitized by Google

Berlin's dem Geheimen Rathe Levin von Scharfen. Rechts von Tempelhof, auf der Straße nach Potsdam zu, liegt das Städtchen Teltow, eine Kreisstadt, ebenfalls sehr alten Ursprung's, berühmt durch die kleinen weißen Rüben, welche unter dem Namen der Teltower Rüben allgemein bekannt sind. Außerdem wird in dem Städtchen viel Flachs gesponnen und Leinewand gebleicht. Im Jahre 1784 bestand es aus 116 Häusern, und zählte 782 Einwohner, unter denen sich 29 Leinewebet befanden. Etwas weiter, fünf Meilen von Berlin entfernt, liegt das Dorf Sperenberg, berühmt durch seine Gypssteinbrüche, die schon seit mehr als 200 Jahren im Betrieb sind. Der Hauptbruch ist nahe bei dem sogenannten „Krummensee," einem stagnirenden Wasser von ungemeiner Tiefe. Besonders merkwürdig ist es, daß unmittelbar an dem Spiegel dieses See's die Lagen der Gypssteine aufhören, und sich eine gewöhnliche Erdlage zeigt.

Vor dem cottbusser Thore kommt man zuerst nach der sogenannten „Hasenhaide," einem Berggehölz von Fichten, Eichen und neugepflanzten Laubhölzern; von den dortigen, sogenannten „Rollbergen" aus, hat man eine hübsche Seitenansicht auf die Stadt Berlin. Jetzt ist dieser Ort, in welchem sich früher die Jahnsche Turnanstalt befand, bei den Berlinern als ein Vergnügungsort bekannt. Von der Hasenhaide aus führt eine Straße, nach dem drei Viertelmeilen von Berlin gelegenen Dorfe Rixdorf, welches von der in der Geschichte Berlin's ziemlich bekannten Familie von Ryken oder Reichen angelegt wurde. Von diesen kaufte es in späterer Zeit der Johanniterorden, und so kam das Dorf endlich bei Gelegenheit des Verkaufs von Tempelhof, an den Magistrat. Jetzt hat das Amt Mühlenhof die Jurisdiction desselben. Im Jahre 1737 wurde es mit achtzehn böhmischen Familien bevölkert, weshalb dasselbe eigentlich aus zwei Dörfern besteht, nämlich aus deutsch und böhmisch Rixdorf, auch hat es zwei Kirchen, und außerdem einen besonderen Betsaal und einen Prediger für die in dem Dorfe wohnenden Herrenhuther. Die böhmischen Einwohner beschäftigen sich meist mit Manufakturwesen und Gartenbau. — Eine starke Meile von Berlin, ebenfalls auf der Rixdorfer Landstraße, liegt das herrschaftliche Dorf Brix und vier Meilen von Berlin Königs-Wusterhausen, oder wendisch Wusterhausen, mit einem von König Friedrich Wilhelm daselbst angelegten Jagdschlosse. Dort wurde im Jahre 1726 der Traktat zu Wusterhausen mit Oesterreich geschlossen.

Vor dem schlesischen Thore finden wir zuerst Treptow, zu damaliger Zeit nur noch ein Haus im Walde an der Spree, in welchem der Oberförster wohnte, und welches schon damals den Berlinern zu einem Vergnügungsorte diente. — Von Treptow aus gelangt man zu der, etwa zwei Meilen von Berlin gelegenen Immendiatstadt Köpenick, auf einer Spreeinsel gelegen. Die Allee, welche durch den Wald dorthin führt, heißt der Kurfürsten- oder Reichsapfelweg, weil, wie Nicolai erzählt, hin und wieder in alten Bäumen ein Reichsapfel eingeschnitten war; außerdem hat dieser Weg eine nicht unwichtige Bedeutung in der vaterländischen Geschichte, indem der Kurfürst Joachim Friedrich unfern desselben, im sogenannten Bohnsdorff'schen Busche, in seinem Wagen am Schlagflusse starb. Die Stadt Köpenick selbst ist wendischen Ursprung's, und wahrscheinlich noch älter als Berlin. Schon der Name ist wendisch und kommt wahrscheinlich von dem Worte „Kopan," Graben, her, da die Insel, auf welcher Köpnick liegt, auf der einen Seite duech einen Kanal gebildet wird, der noch heutigen Tages „der Graben" heißt. Auf dieser Seite liegt auch der sogenannte „Kietz," eine Benennung, die sich bei allen wendischen Städten findet, und eigentlich ein Fischerdorf, von dem wendischen Worte „Kiez oder Kez," fischen, bedeutet. Im Süden der Inselstadt lag auf einer Landzunge das alte Schloß, an der Stelle des jetzigen, jedoch durch einen breiten Wassergraben von der Stadt selbst getrennt. Auch die Stadt war früher mit einer Mauer umgeben, und während jetzt zwei lange Brücken von derselben nach dem festen Lande führen, hatte man damals nur eine Brücke, die über den Graben führend die Kommunikation der Bürger mit dem Lande unterhielt. Durch diese so feste Lage der Stadt und des



Digitized by Google

Schloſſes erhielt Köpenick ſchon zur Zeit der Wenden eine wichtige Bedeutung; ſie war die Reſidenz der ſlaviſchen Fürſten, und wir haben ſchon oben beim Eingang unſerer Geſchichte von dem Fürſten Jaſſo, Jaczo oder Jacza, eines Verwandten des Fürſten von Bislaw von Brandenburg erwähnt, welcher um das Jahr 1150 ſeine Reſidenz auf Köpenick hatte. Auch rühren die älteſten in der Mark gefundenen Münzen von ihm her, und noch vor wenigen Jahren fand man eine große Menge derſelben, in der Gegend von Freienwalde, welche ſämmtlich die Inſchrift trugen: „Jaczo de Copnic.“ Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß ſich zu jener Zeit auch ſchon der Ort Köpenick bei dem Schloſſe befand, da der wendiſche Fiſcher und Landmann ſich am liebſten in ſolchen Gegenden niederließ, wo er durch die Nähe eines feſten Schloſſes gegen den Ueberfall feindlicher Stämme geſichert war. Von den übrigen Schickſalen Köpenicks iſt noch zu erwähnen, daß Heinrich der Erlauchte, der Markgraf von Meiſſen, welcher mit den Markgrafen Johann I. und Otto von Brandenburg in Uneinigkeit gerathen war, ihnen den Beſitz dieſes Schloſſes zugleich mit dem von Mittenwalde ſtreitig machte. Der Erzbiſchof Willibrand von Magdeburg, wurde von den ſtreitenden Partheien zum Schiedsrichter ernannt. Die beiden brandenburgiſchen Markgrafen, auf ihr gutes Recht vertrauend, räumten dem Prälaten ihre beiden Burgen ein, der ſie nichts deſtoweniger dem Markgrafen von Meißen überließ. In Folge deſſen brach offene Fehde zwiſchen den Fürſten aus, die Brandenburger erklärten dieſen Spruch für ungerecht, eroberten die beiden Burgen wieder, und behaupteten ſich in einer Reihe von Schlachten gegen alle Angriffe ihrer Feinde. So blieb Köpenick ein Eigenthum der Landesherrn. Im Jahre 1245 war Köpenick der Sitz eines markgräflichen Vogtes, und hierdurch der Mittelpunkt eines Landgerichtsbezirkes. Im Jahre 1375 gehörte es ebenfalls noch dem Markgrafen, und war ein kurfürſtliches Amt; ſpäter wurde es von dem Markgrafen Siegmund an die Herren Hans und Ulrich von Biberſtein verpfändet. Dieſe machten mit ihren Raub- und Beutezügen die Gegend ringsum unſicher, und lagen wahrſcheinlich auch mit den Städten Berlin und Cölln im Streit, ſo daß die Bürger, es fühlend, wie gefährlich eine ſolche Nachbarſchaft ſei, dem Herrn von Biberſtein den Vorſchlag thaten, ihnen das Schloß zu verkaufen oder zu verſetzen. Dies geſchah auch wirklich im Jahre 1381, und bald nachdem der Markgraf Jobſt die Regierung der Mark angetreten hatte, kamen die Berliner bei demſelben um die Erlaubniß ein, das ihnen gehörende Schloß Köpenick niederreißen zu dürfen; Jobſt erwiederte indeſſen, wahrſcheinlich im Jahre 1391, daß er ihnen zwar geſtatten wolle, das Schloß zu Köpenick niederzureißen, jedoch unter der Bedingung, daß ſie ſich anheiſchig machten, daſſelbe in dem Zuſtande wieder aufzubauen, in welchem es ſich damals befand, oder doch ihm, wenn er geſonnen ſei, es beſſer als früher aufzubauen, ſo viel Zuſchuß zu geben, als das Schloß ehemals werth geweſen. Eine ſolche Klauſel fand der Rath, wie man wohl denken kann, allzu bedenklich. Die Zerſtörung des Schloſſes unterblieb demnach, und der Rath verpfändete daſſelbe im Jahre 1394 an den Herrn Heinrich von Reichenbach und deſſen Sohn, für eine Summe von 550 Schock böhmiſcher Groſchen, wobei jedoch die Orbede und der Zins vom Müggelſee ſo lange verbleiben ſollte, bis der Käufer mindeſtens 350 Schock von dem Kaufgelde bezahlt hätte. — Im Jahre 1398 kaufte der Markgraf Wilhelm von Meiſſen die Schlöſſer Köpenick und Sarmund, und wegen einer Schuldforderung an Dieſen nahmen es die Gebrüder Quitzow von den Erben deſſelben in Anſpruch. Als der Kurfürſt Friedrich I. die Quitzow's demüthigte, kam das Schloß wieder in den landesherrlichen Beſitz, und blieb es ſeither. Das Schloß ſelbſt iſt merkwürdig durch den Tod des Kurfürſten Joachim II., welcher im Jahre 1571 daſelbſt ſtarb. Sein Nachfolger, der Kurfürſt Johann Georg, ließ das Schloß durch den Baumeiſter Hans Räspel ausbauen, und den großen Saal, ſo wie überhaupt die Zimmer, welche er ſelbſt zu bewohnen pflegte, ausſchmücken. 1659 wurde das Schloß auf Befehl des großen Kurfürſten, Friedrich Wilhelm, von Grund aus reparirt, und im Jahre 1676 ſchenkte er das Amt Köpenick nebſt dem Schloſſe, dem Kurprinzen, bei deſſen

Digitized by Google

Vermählung, und im Jahre 1681 ward das Letztere, durch Rüdiger von Langerfeld, gänzlich neu aufgebaut. Die Kapelle ist von Nehring. — Von der Stadt Köpenick selbst ist wenig zu sagen, sie hat eine lutherische Kirche, während die daselbst im Jahre 1685 errichtete französische Kolonie, so wie die reformirte Gemeinde ihren Gottesdienst in der Schloßkapelle hatten. In der Stadt wurde unter Friedrich dem Großen eine Seidenmanufactur angelegt. Schon Friedrich I. hatte die Absicht, eine Seidenmanufactur in Köpenick in Gang zu bringen, und ließ zu dem Ende eine Maulbeerplantage anlegen, welche der Akademie der Wissenschaften geschenkt wurde, und zugleich ward ein großes Gebäude für 22 Familien aufgeführt, die bei der Manufactur beschäftigt werden sollten; nichts destoweniger hatte die Sache doch keinen Fortgang, und der König schenkte dieses Gebäude der Schloßkirche, zur Wohnung für Prediger und Kirchendiener. Das reformirte Kirchencirectorium verkaufte indessen das Haus wieder an die Handlung Andreas Simon und Comp., das die Seidenmanufactur von Esaïs Villiers, 1765 errichtet, späterhin übernahm. Zur Zeit des Kurfürsten, und auch noch unter dem König Friedrich Wilhelm I. war Köpenick durch das Bier, welches dort gebraut wurde, und das den Namen „Moll" führte, berühmt; diese Brauereien sind jedoch in neuerer Zeit gänzlich eingegangen. — Im Jahre 1774 zählte man in Köpenick 140 Häuser und 1449 Einwohner, ohne die Bewohner des Kiez und die in einem Theil des reitenden Jägercorps bestehende Garnison hinzu zu rechnen. — Eine Viertelmeile von der Stadt Köpenick, oberhalb derselben, liegt der Miggel- oder Müggelsee." Die Länge dieses See's beträgt von Osten nach Westen 1200 Ruthen, die Breite von Süden nach Norden 700 Ruthen rheinländisch, oberhalb dieses See's bei Rahnsdorf theilt sich die Spree in zwei Arme, von denen der nördliche sich in den See ergießt, mitten durch denselben fließt, und sich unmittelbar unterhalb der Stadt wieder mit dem andern Arm verbindet. Die Höhe des Wasserstandes des Müggelsee's hängt daher auch von dem Steigen und Fallen des Flusses ab. Die Schifffahrt auf der Müggel ist wegen der raschen Wellen bei stürmischem Wetter, besonders für kleinere Fahrzeuge, sehr gefährlich, und wegen der vielen Unglücksfälle, welche von jeher auf demselben passirten, betrachtete das Volk diesen See mit abergläubischer Furcht. Es ging die Sage, daß derselbe von unergründlicher Tiefe sei, und daß er an manchen Tagen nicht befahren werden dürfe, wenn man nicht unrettbar in die bodenlose Tiefe versinken wolle; dennoch beträgt die größte Tiefe nicht über 30 Fuß. Unterhalb des See's, zwischen diesem und dem südlichen Arme der Spree, liegen auf dem köpenickschen Werder die Müggelsberge, mit Fichtenbäumen bewachsene Anhöhen, die besonders dadurch merkwürdig sind, daß sie sich inmitten des flachen Landes erheben, so daß man sie mehrere Meilen weit sehen kann. Es sind angeschlämmte Sandberge, mit Kiesel, Feuerstein und Geschieben von Schiefer, Jaspis und Basalt vermischt. Auf dem höchsten dieser Berge wurde im Jahre 1675 eine Ehrenpforte erbaut, als der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große, nach seinem Siege über die Schweden, nach Köpenick kam. Der nördlichen Seite des See's gegenüber liegt die Kolonie Friedrichshagen, ein kleines böhmisches Spinnerdorf, welches unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. gegründet wurde.

Vor dem Stralauerthore kommen wir zuerst nach dem, durch seinen Fischzug weltberühmten Dorfe „Stralow," wahrscheinlich ebenfalls wendischen Ursprung's, und wenn man den Annahmen eines unserer geschätztesten Archäologen, des Herrn Klöden, Glauben schenken darf, sogar noch älter als Berlin. Der Meinung dieses ausgezeichneten Forschers der vaterländischen Geschichte zu Folge, sollen die Mühlen, welche später nach dem Mühlendamme zwischen Kölln und Berlin verlegt wurden, zuerst bei Stralau gewesen sein. Wirklich erinnern noch jetzt mehrere Namen der um Stralau belegenen Gegend z. B. „die Mühlenwiese," „der Sackfürsteg," an das frühere Vorhandensein dieser Mühlen. Wenn man mit Klöden annimmt, daß wirklich in frühester Zeit Mühlen an diesem Platze gestanden haben, so wird es zur unumstößlichen Gewißheit, daß auch ein Schloß daselbst existirt haben muß, da die wendischen

Digitized by Google

Völkerschaften keinesfalls ein so wichtiges Institut für ihren Lebensbedarf, als damals eine Mühle war, an einer andern Stelle angelegt haben würden, als wo ein Schloß dasselbe beschützte. Von dem Ritter von Stralow oder Ystralowe, welcher dem Magistrat von Berlin die Myrika (man sehe oben S. 7) verkaufte, haben wir schon früher gesprochen, wie Stralow selbst aber an den Magistrat von Berlin gekommen, ist unbekannt. Seit dem Jahre 1381 gehörte es dem Kalandsorden zu Berlin, der das Dorf pfandweise erworben hatte, doch wurde es späterhin wieder eingelöst. Das Dorf selbst liegt auf einer Halbinsel, welche die Spree und den Rummelsburger See bilden. Diese schöne Lage hat den Anlaß dazu gegeben, daß die Berliner schon früh Landhäuser an diesem Ort erbauten, die Kirche daselbst wurde im Jahre 1461 erbaut. Der Stralauer-Fischzug, durch welchen dieses Dorf besonders bekannt geworden ist, ist eins der beliebtesten und besuchtesten Volksfeste der Berliner. Die eigentliche Feierlichkeit, um welche sich jedoch das größere Publikum wenig kümmert, besteht in einem feierlichen Fischzug, des Morgens früh um fünf Uhr, wo das Netz nach alt hergebrachter, wendischer Sitte dreimal, einmal für den Magistrat von Berlin, zum zweiten Male für den Prediger und zum dritten Male für den Schulzen des Dorfes, unter Pauken- und Trompetenschall ausgeworfen wird. Ueber die eigentliche Bedeutung dieses Festes läßt sich nichts Genaueres sagen, es ist wahrscheinlich nur das Erinnerungsfest an denjenigen Stand, zu welchem die meisten Einwohner Berlin's in frühester Zeit gehörten. Der Tag des Festes selbst ist der 24. August. Wenn dieser ersehnte Morgen angebrochen ist, so beginnt das Wallfahren der lebenslustigen Berliner nach Stralow, wo sie den Tag über verweilen, und erst spät, vom Branntwein und der genossenen Freude berauscht, heimkehren. Außer Stralow finden wir vor demselben Thore noch das Vorwerk Bockshagen und das Dorf Rummelsburg, an dem gleichnamigen See, eine halbe Meile von Berlin. Früher wurde dieser Ort Charlottenhof genannt.

Vor dem Frankfurterthore finden wir zuerst Lichtenberg, ein dem Magistrate zugehöriges Dorf, in welchem, früher mehr als jetzt, die Berliner Landhäuser besaßen. — Eine Meile von Berlin liegt das Dorf und Schloß Friedrichsfelde; eine schöne vierfache Linden-Allee, die noch in der Stadt anfängt, und von dem Markgrafen Albrecht Friedrich angelegt ist, führt dorthin. Zur Entstehung dieses Lustschlosses gab der General-Marine-Director Benjamin Raule, unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Anlaß, indem er bei dem Dorfe Friedrichsfelde ein Lusthaus erbauen ließ, und einen Garten anlegte, den er von dem Magistrat für 2200 Thaler kaufte. Damals hieß das Dorf aber noch Rosenfelde, und wir erfahren aus alten Chroniken, daß der Kurfürst dort oftmals seinen Marine-Director besuchte. So schreibt Kanitz in einem seiner Gedichte:

„Der Kurfurst und was Fürstlich heißt,
Haben jungst beim Raule gespeist.
Mittags zu Rosenfelde."

1695 fiel diese Besitzung an den Kurfürsten Friedrich III., da Raule in Ungnade gerieth; nach diesem Fürsten wurde das Dorf und Schloß erst „Friedrichsfelde" genannt. Friedrich Wilhelm I. schenkte das Schloß dem Markgrafen Albrecht Friedrich, und Dieser ließ es im Jahre 1719 bedeutend erweitern und ausbauen. Wenn der König, was häufig geschah, zum Markgrafen nach Friedrichsfelde herausfuhr, so pflegte er gewöhnlich in einem, dicht am Frankfurterthore gelegenen Hause zu frühstücken, welches hiervon das „Schlößchen" genannt wurde, und diesen Namen bis auf den heutigen Tag behalten hat, wo es zu einem Kaffeehause umgestaltet ist. Nach dem Tode des Markgrafen Karl, ward das Schloß auf seinen Sohn vererbt, und im Jahre 1762 erhielt es der Prinz Ferdinand von Preußen; von Diesem kaufte es der Herzog von Kurland, der das Schloß und die Gärten verschönern ließ, und geschmackvolle Veränderungen darin vornahm. Nikolai in seiner Beschreibung Berlin's theilt uns Folgendes von der inneren Ausstattung des Schlosses mit:

Im Erdgeschoß ist der Entreesaal im chinesischen Geschmack marmorirt. Alle andern Zimmer unten haben vortreffliche, seidene Tapeten aus der Bernhardschen

Digitized by Google

Manufactur zu Berlin erhalten. Im Zimmer rechts vom chineſiſchen Saal hängt eine große und drei kleine Landſchaften von Philipp Hackert in Rom, und zwei Landſchaften von Wüſt in Zürich. An der Wand den Fenſtern gegenüber, ſteht ein ſchönes lackirtes und mit Bronze verziertes Büreau, welches, ſo wie die gegenüberſtehende Kommode, von Berliner Arbeit iſt. Ein Zimmer mit roth und weißem Damaſt tapeziert. Hier hängen 5 Gemälde von der berühmten Angelika Kauffmann: das herrlich gemalte Bildniß der Herzogin von Kurland; das Bildniß deren älteſten Prinzeſſin Tochter; eine Ceres; eine Bachantin und ein großes hiſtoriſches Stück, wie der junge Servius Tullius im Pallaſt des Tarquins ſchläft, indem eine Flamme über ſeinem Haupte ſchwebt. Eine Sklavin will dieſe Flamme auslöſchen; der König und die Königin treten herein, und verhindern die Störung dieſer großen Vorbedeutung; eine andre Sklavin, die man für ſeine Mutter hält, iſt auch zugegen. Das Studierzimmer der Herzogin grün und Gold. Hier ſind: ein Bildniß faſt Lebensgröße von Ang. Kauffmann; eine Madonna, Kopie nach van Dyck in der kurfürſtl. Gallerie zu München; Bildniß der Gräfin Moritz von Brühl, von Seidelmann zu Dresden in getuſchter Manier; und verſchiedene mit Farben gedruckte Kupferſtiche, nach der von Dagoty erfundenen Manier, welche von ſeinen Erben in Florenz verfertiget werden. Das Schlafzimmer, mit grünem Atlas tapeziert. Ein großer Nachttiſch von Berliner Porzellan, mit mythologiſchen Geſchichten in Tuſch gemalt. Ueber einer Thüre hängt die Nachbildung der berühmten Madonna della Sedia in der Gallerie des Pallaſtes Pitti zu Florenz, in Hauteliſſe. Im zweiten Geſchoſſe tritt man zuerſt in den großen Tanzſaal, mit ſchöner Stuckaturarbeit, mit korinthiſchen, freiſtehenden Säulen und Architektur. Zwiſchen den Hauptpfeilern der mittelſten Fenſter ſtehen die, vom Herzog aus Rom hieher gebrachten, antike weiß marmornen Büſten von Antonin und Hadrian, und gegenüber Vitellius und Galba. Der ganze Saal iſt im edelſten, ſchönſten Geſchmack, von ungemeiner Simmetrie und Proportion. Den 5 Fenſtern nach der Gartenſeite gegenüber ſind, außer der Haupteingangsthüre, 4 große Spiegelfenſter, wovon zwei zu Eingängen in Nebenzimmer dienen. Ueber den drei Thüren ſtehen 3 Basreliefe mit Bachanalien. In den zwei an den Saal ſtehenden Zimmern ſind zwei von Rode ſehr ſchön modellirte Oefen: die Flora und Ceres vorſtellend; und ſie ſtehen ſo, daß bei geöffneten Thüren, beide Statuen mit zum Saal zugehören ſcheinen. Statt der Stühle oder Bänke ſind antike Sarkophagen hier. Rechts von dieſem Saale ſind drei Zimmer, mit Platfonds im arabesken Geſchmack, worin die illuminirten Logen von Raphael, die nach Mengs geſtochenen Bäder des Karakalla, und verſchiedene andere ſchöne Kupfer, als von dem Innern der Pyramide des Kajus Ceſtius, alle mit bunten Farben illuminirt und in goldene Rahmen gefaßt, angebracht ſind. Auf dieſer Seite iſt auch ein Kabinett, in Geſtalt eines Zeltes, von blau und weißem Atlas. Es iſt achteckigt; in die vier abgeſchnittenen Ecken ſind vier kleine Sophas verſteckt, die nur alsdann ſichtbar werden, wenn ſich der Vorhang von den vier Ecken theilet. Die Seitenwände des Fenſters ſind mit Spiegeln belegt, die ſich in einen ſtumpfen Winkel brechen, ſo daß die äußern Proſpekte ſich verſchiedenemal darin vorſtellen, und man wirklich in freier Luft zu ſein glaubt. Hinter dem Zelte iſt ein kleines Kabinet mit Miniaturgemälden, welche der Herzog auf ſeinen Reiſen geſammelt hat, worunter die von Ram in Neapel die vorzüglichſten ſind. Links von dem großen Tanzſaal tritt man in ein türkiſches Zimmer, von karmoiſin und weißem Atlas, aus der Bernhardſchen Manufactur. Zwei Stufen bringen zu dem halbrunden, geräumigen Divan, deſſen Polſter mit eben dem Atlas überzogen, und mit goldenen Franzen beſetzt ſind. Die angebrachten großen Federbüſche, die Vaſen vom ſchönſten, chineſiſchen und japaniſchen Porzellan, und alles Uebrige ſtimmt zur Pracht des aſiatiſchen Geſchmacks. Von hier kömmt man in die Bildergallerie, welche immer vermehrt wird. Hier ſind ſchon Gemälde von großem Werth; unter Andern: eine Venus von Palma dem Aelteren, 6 Gemälde von Amiconi, eine Menge ſchöner Stücke von unbekannten Meiſtern aus verſchiedenen Schulen, eine Veſtalin von Darbes, zwei Gegenden um

Digitized by Google

Rom von Dies, 2 Bildniſſe von van Dyck, La Charité aus der italieniſchen Schule u. ſ. w. Vorzüglich iſt die Abſicht, eine Sammlung von Gemälden jetztlebender Künſtler zu machen; daher ſind hier eine Menge vortrefflicher Kopien von den beſten Gemälden im Kapitol, in der Galleria Borghese, und andern Gemäldeſammlungen Italiens, z. B. eine Kopie von Riedel nach Salvator Roſa aus der Gallerie Colonna in Rom; die Fortuna nach Guido aus dem Kapitol; zwei Amor nach Schidone im Castellodi monte, ein Bachanal, verſchiedene Sibillen ꝛc.

Außer den Dörfern: Schöneiche und Fredersdorf iſt vor dem Frankfurterthore noch Tasdorf, ein drei Meilen von Berlin, am See Stienitz gelegenes Dorf, an der Landſtraße nach Frankfurt, mit den dabei liegenden Rüdersdorfſchen Kalkbergen zu nennen. Die Rüdersdorfer Kalkberge ſelbſt ſind ungefähr 3½ Meilen von Berlin entfernt; ſüd- und weſtwärts ſind ſie von Wald eingeſchloſſen, auf den beiden andern Seiten aber grenzen ſie an das offene Land. Der nächſte Weg nach Rüdersdorf führt über das vorhin genannte Dorf Schöneiche, berühmt durch ſeine beträchtlichen Wachsbleichen, und ſchon von hier ab beginnt ſich das Niveau des Bodens bedeutend zu erheben. Rüdersdorf gehörte in alten Zeiten dem Ciſterzienſerkloſter Zinna; auch beſtand dort ein ſogenanntes Feldkloſter. Da nämlich die Ciſterzienſerklöſter, zu welchen auch Zinna gehörte, ihre beſondere Aufmerkſamkeit auf die Landwirthſchaft wandten, ſo hatten die Klöſter, beſonders auf entfernten Beſitzungen, die von dem Hauptkloſter aus nicht bewirthſchaftet werden konnten, dergleichen Feldklöſter, unter denen man ſich jedoch keinesfalls ein größeres Gebäude vorſtellen darf; ſondern dieſe Feldkloſter beſtanden vielmehr in einem kleinen Wohnhauſe, welches von vier oder fünf Mönchen bewohnt wurde, von denen der Eine der Rector des Feldkloſters war. Auf eine ſolche Weiſe lebten ſie dem Kloſterleben gemäß, und beſorgten ihre Geſchäfte auf dem Felde; auch waren dieſe Mönche nur auf eine kürzere Zeit nach einem ſolchen Feldkloſter geſchickt, und wurden dann wieder zurückberufen, um von andern erſetzt zu werden.

In Rüdersdorf, welches nach Aufhebung der Klöſter, an den Landesherrn fiel, hatte der Kurfürſt Johann Georg ein Jagdhaus, welches im Jahre 1580 abbrannte, in der Folge aber nicht wieder aufgebaut worden iſt. — Am Fuße des Kalkgebirges befindet ſich das Bergamthaus, die Wohnung des Rendanten, die Kalköfen und das Kalkmagazin; außerdem eine Reihe von Häuſern, in welchen die Kalkſteinbrecher, Kalkbrenner und andere Arbeiter wohnen. Wenn man den mit Kiefern, Buchen und Geſträuch bewachſenen Berg hinanſteigt, ſo erblickt man unter ſich ein geräumiges Thal, den ſogenannten Grund, wo ſich das von den Bergen geſammelte Waſſer in einen See ergießt, welcher der „Keſſelſee" genannt wird. Dieſer See iſt durch einen Kanal mit dem Kalkſee verbunden, und dieſer hängt durch den Flacken- und Dömeritzer-See mit der Spree zuſammen, ſo daß die gebrochenen Kalkſteine, die aus den Steinbrüchen dorthin geführt werden, zu Waſſer meilenweit befördert werden können. Faſt alle Kalkberge liegen hinter und neben einander, und das Steigen des Kalkflötzes iſt von Weſten nach Oſten, das Fallen nach Mitternacht. Wenige hundert Schritte von Tasdorf liegen die großen königlichen Kalkſteinbrüche, von denen früher neun in Betrieb geweſen ſind, indeſſen ſind in neuerer Zeit, da nur noch wenige gangbar waren, neue Brüche angelegt worden. Das oberſte Erdlager ſämmtlicher Kalkſteinbrüche beſteht aus gewöhnlicher, mit Lehm und Sand vermiſchter Garten- oder Dammerde, die gewöhnlich anderthalb bis zwei Fuß hoch liegt. Darunter befindet ſich ein ſechs bis zehn Fuß mächtiges, zerſchüttertes Kalkgeſtein, von blättriger Textur; unter demſelben zeigt ſich ein grünlichgelber Thon, der zu Fayence-Geſchirren verwendet wird, zuweilen auch eine feine, gelbe Ockererde. Dieſer Thon wechſelt lagenweiſe mit den Kalkſteinen ab, und wo derſelbe aufhört, bricht der Kalkſtein ſchichtenweiſe durch, bald über, bald unter zwei Fuß mächtig. Auf den oberſten Geſchieben liegt mitunter eine weiße Erdart, die von den Tagewaſſern aus den Kalkſteinen ausgeſpült wird, denn faſt zwiſchen allen Schichten dringt Waſſer hervor, und erhält den dazwiſchen befindlichen

Digitized by Google

Thon feucht. In den gebrochenen Steinen sowohl als in den Bergen überhaupt, findet man eine Menge von Muscheln und Schnecken versteinert, am meisten Chamiten, Turbiniten, Conchiten u. A., mitunter findet man auch große, weiße Spath- und Quarzdrusen.* Die Kalksteinschichten sind an der Oberfläche größtentheils weiß, nur zuweilen gelblich; in einer Tiefe von 90 Ellen aber werden sie bläulich und sehr hart; auch der Thon, den man daselbst findet, ist schon verhärtet und sieht wie versteinertes Holz aus. Ungeachtet dies Kalksteinlager ziemlich klüftig ist und man zwischen den Kalksteinen oft Höhlen findet, welche eine Art von scharfem, alkalischen Wasser enthalten, so sind doch keine Versteinerungen darin befindlich. — Diese Kalkbrüche sind schon seit langer Zeit in der Mark bekannt, und außer den königlichen Brüchen, kannte man noch andere, welche einzelnen, vornehmen Personen, Kämmereien oder Aemtern gehörten, die indessen eingegangen sind und nicht mehr befahren werden.

Vor dem Landsbergerthore finden wir das zwei Meilen entfernte Dorf **Blumberg**, welches nach Büsching's Angabe früher ein Städtchen gewesen ist. Dieser Ort hat eine besondere Bedeutung für Berlin dadurch gewonnen, daß der nicht unberühmte Dichter, Freiherr von Kanitz, zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts daselbst lebte. Auch legte der Prediger Lehmann im Jahre 1779 daselbst eine Erziehungsanstalt für Töchter an, die zu der Zeit, von welcher wir hier sprechen, in besonderer Aufnahme war. Fünf Meilen von Berlin liegt **Prötzel**, welches besonders dadurch merkwürdig wird, daß man in dem dabeiliegenden Walde, welcher das Blumenthal genannt wird, die Ueberbleibsel einer alten Stadt gefunden haben will, von welcher jetzt jedoch wenig oder gar nichts mehr zu sehen sein dürfte. Indessen erwähnt Beckmann in seiner Beschreibung der Mark Brandenburg, Th. I. S. 446 derselben ausführlich, und fügt sogar einen Abriß dieser Ruinen hinzu, wie man sie noch zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gesehen haben will; auch Bernoully in seiner Reise durch Brandenburg, Th. I. S. 10, erwähnt dieses Umstandes. Weiter hin kommen wir nach **Straußberg**, ebenfalls einer sehr alten und ehemals sehr bedeutenden Stadt in der Mark, denn noch jetzt zeigen Spuren in den Gärten zwischen der Briesenerstraße und dem Buchhorste, wie bedeutend ihr ehemaliger Umfang gewesen sein muß. Die Stadt soll von Albrecht dem Bären mit deutschen Einzöglingen besetzt, und mit deutscher Gerechtsame versehen worden sein. Die Mauern, Wälle und Gräben sind angeblich vom Markgrafen Johann I. angelegt worden, und den Namen der Stadt leitet man von dem dabeiliegenden Straußsee her, welcher von einem Thurme der Stadt aus gesehen, einem Strauße vollkommen ähnlich sein soll. Dieser See hat die merkwürdige Eigenschaft, daß sich die Farbe seines Wassers mitunter verändert; so färbte er sich am 24. December 1737 ganz roth, und auch das Eis, mit welchem sich seine Oberfläche bedeckte, behielt während des ganzen Winters diese Farbe, und diese Erscheinung wiederholte sich am 15. und 16. Februar 1779, dagegen soll das Wasser 1752 eine grüne Farbe gehabt haben, und zwar so, daß man dieselbe zum Malen und Anstreichen gebrauchen konnte. In ihrer Glanzperiode zählte die Stadt 600 Bürger und 700 Feuerstellen, so daß man die Zahl der Einwohner mindestens auf 6000 berechnen kann. Die Burg, welche sich bei der Stadt befand, war zwar ansehnlich, doch nicht besonders stark befestigt, desto mehr war es jedoch die Stadt. Starke Mauern, Wälle und Gräben erschwerten den Angriff der Feinde, der auf der einen Seite durch den Straußsee fast ganz unmöglich gemacht wurde. In der Mitte der Stadt stand das im Jahre 1339 erbaute Rathhaus, mit tiefen Kellern und Gefängnissen. Außer der St. Marienkirche befand sich in der Stadt ein Dominikanerkloster, welchem auch die Burg der Stadt gehörte, die Albrecht diesem Kloster schenkte. Die Klostergebäude waren schön eingerichtet und mit vielen Ausgängen versehen, sie stießen grade an die Klosterkirche, welche dicht an der Stadtmauer bei'm Straußsee lag. Diese war 18 Ellen lang, 16 Ellen breit, und hatte 13 große Fenster. Ihr Chor mit Marmor ausgelegt, war prächtig verziert, auch lagen mehrere Markgrafen aus dem askanischen Stamme dort begraben. Vor der Stadt,



Stadt,

Digitized by Google

auf dem sogenannten Krähenberge, lag eine Kapelle der heiligen Jungfrau, und vor dem Landsbergerthore die sogenannte St. Georgen-Kapelle. Krieg und Pest vernichteten indessen den Wohlstand der Stadt, die sich nie wieder zu ihrer früheren Bedeutung erhob. Um das Jahr 1348 bemächtigten sich die Herzoge von Pommern dieses Ortes, wurden aber durch die Frankfurter und deren Verbündete daraus vertrieben. Im Jahre 1399 erfahren wir, daß Straußberg mit zu dem Städtebund gehörte, welchen damals die märkischen Städte zur gemeinsamen Vertheidigung gegen die Räuber, die ringsumher das Land verwüsteten, geschlossen hatten; besonders viel hatte die Stadt von den Quitzow's zu erleiden, welche dieselbe ganz und gar niederbrannten. Nicht besser erging es dem Orte zur Zeit des Hussitenkrieges, und der dreißigjährige Krieg vollendete das Elend. Das Kloster wurde bald nach Einführung der Reformation, im Jahre 1541, aufgehoben. Jetzt befindet sich in der Stadt ein Landarmenhaus.

Vor dem Königsthore, oder wie man es noch zu jener Zeit nannte, Bernauer Thore, liegt zuerst das Dorf Weißensee, etwa eine Meile von Berlin entfernt, in einer höchst angenehmen Lage an dem See gleichen Namens. In der Kirche am Kanzelpfeiler sieht man, in Stein gehauen, halb erhabene Figuren, welche die Epitaphien der Familie Blankenfelde sind, mit den Jahreszahlen 1516 bis 1552 *). Rechts von dem Hauptaltar hängt ein Gemälde, die Auferstehung Christi vorstellend, mit der Jahreszahl 1577; in der linken Seitenwand der Kirche ist ein anderer, sehr alter Altar, woran Figuren aus Stein ausgehauen sind, ein sehr altes Denkmal früherer Baukunst. Von Weißensee aus kommt man nach Malchow, einem etwa anderthalb Meilen von Berlin gelegenen Dorfe, wo der Staatsminister von Fuchs ein Lustschloß besaß. Der König Friedrich I. kaufte es nach dessen Tode, und König Friedrich Wilhelm I. schenkte es dem Markgrafen Christian Ludwig, der die Umgegend sehr verbesserte und besonders die jetzt noch vorhandenen schönen Alleen anlegen ließ. Nach dem im Jahre 1734 erfolgten Tod desselben, wurde das Dorf zu einem königlichen Amte gemacht und das Schloß zur Wohnung des Amtmanns eingerichtet. Etwa anderthalb Meilen weiter, also etwa 3 Meilen von Berlin entfernt, liegt Bernau, ein Städtchen unweit der Quelle der Panke. Die Stadt soll etwa um das Jahr 1144 vom Markgraf Albrecht dem Bär erbaut worden sein, doch ist keine historische Gewißheit darüber vorhanden. Jedenfalls ist diese Stadt indessen eine der ältesten in der Mark, sie war von starken Wällen, tiefen Gräben und tüchtigen Mauern umgeben, welche mit einer großen Menge viereckiger Thürme besetzt waren, die indessen hin und wieder mit einem runden Thurme wechselten. Besonders stark befestigt waren die Thore der Stadt, und unter diesen das Steinthor, wo sich ein hoher, zur Vertheidigung für die damalige Kriegführung besonders fester Thurm, bei dem heiligen Geist-Hospitale befand, einen fast eben so hohen Thorthurm hatte das Berlinerthor. Auch die Nordseite der Stadt war stark befestigt, und noch jetzt dienen die hohen Wälle den Einwohnern zu angenehmen Spaziergängen. Das schönste der öffentlichen Gebäude war die Katharinenkirche, vorn mit einem großen Vorbau versehen, auf welchem sich seitwärts zwei Thürme mit einem hohen, zweiseitigen Dache erhoben, dem ein kleiner, spitzer Thurm aufgesetzt war. Das Dach der Kirche trug an jedem Ende einen ähnlichen, spitzen Thurm. Vor dem Steinthore lag eine Kapelle zu St. Gertraud, und vor dem Mühlenthor eine Kapelle und Hospital zu St. Georgen; außerdem befand sich in der Stadt eine Kalandsgesellschaft. In der vaterländischen Geschichte ist die Stadt Bernau besonders durch den Sieg wichtig, welchen der Kurfürst Friedrich II. noch als Kronprinz über die Hussiten, auf den sogenannten rothen Feldern vor dem Steinthore erfocht. Von der gemachten Beute werden in dem Rathhause und der Kirche noch einzelne Gegenstände, Zelte, Bogen, Pfeile ꝛc. aufbewahrt; außer andern Antiquitäten findet man auch noch mehrere abgelöste, vertrocknete Menschenhände, die aus jener alten Zeit herstammen, wo es noch die Sitte des Blutgerichts erheischte, daß von dem Körper

*) Wir erinnern uns der Patrizierfamilie von Blankenfelde in Berlin, der, wie wir sagten, das schöne Haus in der Spandauerstraße bei der Neugasse gehörte.

des Erschlagenen die Hand abgeschnitten und dem Gerichte als corpus delicti vorgelegt werden mußte *). Die Stadt ist besonders wegen des guten Biers, was daselbst gebraut und nach allen Richtungen versahren wird, berühmt. Im Jahre 1777 zählte man daselbst 311 Häuser und 1458 Einwohner, ohne die Garnison, welche aus zwei Kompagnien des Kolwalskyschen Regiments bestand.

Wir dürfen indessen nicht von diesem Theile der Umgegend Berlin's scheiden, ohne die Stadt Freienswalde und das daselbst befindliche, königliche Lustschloß zu erwähnen, da diese Gegend zu den schönsten und interessantesten der Mark gehört, und das dortige Bad alljährlich ziemlich häufig von den Berlinern besucht wird. Der Name der Stadt Freienwalde wird von einem Tempel der heidnischen Göttin Freia hergeleitet, der auf einer Anhöhe in der Nähe derselben gestanden haben soll; doch reichen die historischen Nachrichten, welche wir über dieselbe besitzen, nicht über den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hinaus. An öffentlichen Gebäuden finden wir die Nikolai- und die Georgenkirche, das Rathhaus und das königliche Schloß, welches der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große erbauen ließ, als er den dortigen Brunnen benutzte. Der Brunnen selbst liegt eine kleine Viertelmeile von Freienwalde nach Süden zu; die Bestandtheile des Wassers sind Eisen und Schwefelsäure, doch wird dies Wasser häufiger zum Baden, als zum Trinken benutzt. Im Jahre 1686 ließ der große Kurfürst zuerst die Wohnhäuser für die Badegäste, und die Brunnen- und Badeanstalt errichten; 1687 ward das Schloß für den Kurfürsten selbst erbaut. Das Wappen der Stadt ist ein silbernes Schild, in dessen Mitte sich ein Baum mit ausgerissenen Wurzeln stehend, befindet; unter den Aesten desselben, auf beiden Seiten des Stammes, sind zwei Wagenräder in besondern Schildern. Auf dem Schloßberge, bei welchem das Alaunwerk liegt, bemerkt man noch die Fundamente der Burg, welche die Ritter von Uchtenhagen, die früheren Herren des Städtchens besaßen, diesem Berge gegenüber liegt der Marienberg, auf welchem der Sage zu Folge, einst eine große Wallfahrtskirche gestanden haben soll. Die Badeanstalten sichern diesem Orte eine ziemlich erträgliche Existenz, obgleich die Stadt von jeher viel von Unglücksfällen zu leiden gehabt hat; sie wurde zur Zeit der Pest mehrmals gänzlich entvölkert, und brannte im Jahre 1664 bis auf wenige Häuser ab. Die Aufklärung der Reformation, deren Einführung schon 1540 geschah, machte indessen nur wenig Fortschritte, denn rathhäuslichen Urkunden zu Folge wurden noch in den Jahren 1561 und 1628 Hexen zu Freienwalde verbrannt. Eine Viertelmeile von Freienwalde nach Nordwest zu, liegt das Alaunwerk, nebst der Alaunhütte und den dazu gehörigen Anstalten. Das Gebirge ist ein aufgeschlemmtes Sandgebirge, oben aus einem quarzigen, mit Glimmer vermischten Sande bestehend; unter demselben findet man eine gelbe, eisenschüssige, wenig alaunhaltige, thonartige Erde, und erst unter dieser das Alaunerz, welches mit einer solchen Menge von Vergöl durchdrungen ist, daß die gewonnenen Erze, bevor sie zur Auflösung im Wasser benutzt werden können, erst längere Zeit an freier Luft liegen müssen, um die öligen Theile aufzulösen. Dies Alaunwerk gehörte früher der Familie von Krummensee und von Dörflinger; die verwittwete Generalin von Dörflinger schenkte indessen das ganze Werk dem Züllichauschen Waisenhause, welches dasselbe bis zum Jahre 1738 besaß. Da aber, wie gesagt, ein Herr von Krummensee ebenfalls Antheil daran hatte, that er gegen dies Testament Einspruch, und überließ während des Prozesses sein Recht an das Alaunwerk dem im Jahre 1722 gestifteten Militairwaisenhause zu Potsdam, gegen eine lebenslängliche Rente von 1000 Thlr. für sich und seine Gemalin. Auf diese Weise kam das Militairwaisenhaus in Potsdam in den Mitbesitz dieses Bergwerks, und endlich mußte nach einem langen Rechtsstreit das Züllichausche Waisenhaus auch seinen Antheil an das Militairwaisenhaus abtreten, erhielt jedoch dafür eine Entschädigungssumme von 16,000 Thlr. in drei Terminen bezahlt. Unter der Administration des Potsdamer Waisenhauses wurde das Alaunwerk demgemäß auf mannigfache Weise verbessert und erweitert, im Jahre

*) Bei vornehmen Personen wurden dergleichen Hände durch aus Wachs nachgebildete, ersetzt.



Jahre

Digitized by Google

1782 aber, mit Genehmigung des Königs, an den Schutzjuden und Banquier Aron Meier auf zwanzig Jahre verpachtet, jedoch stand dasselbe unter Oberaufsicht eines zu diesem Zweck besonders angeordneten, königlichen Directoriums. Zwei Meilen von Freienwalde liegt das gleichfalls als Badeort bekannte Städtchen Neustadt-Eberswalde, ebenfalls einer der ältesten Orte in der Mark, und ehedem mit einer starken Mauer umgeben. Der Name dieser Stadt wird von den dichten mit zahlreichem Schwarzwild angefüllten Wäldern hergeleitet, die sich früher dort befanden, und noch heutigen Tages besteht das Stadtwappen in zwei Ebern unter einer Eiche, im blauen Felde. Zur Zeit der Wenden stand an derselben Stelle das Dorf Eberswalde, zu welchem später auf dem Haus- oder Schloßberge eine Burg kam. Zu Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts entstand die Neustadt, welche 1254 das Stadtrecht erhielt und mit Mauern, Wall und Graben umgeben wurde. Die Burg bewohnte ein Landvoigt, der sich besonders mit der Ausrottung der Räuberbanden, welche die Gegend ringsum bewohnten, beschäftigte. Die Zerstörung der Burg fällt etwa um das Jahr 1600, die Ueberreste derselben sind nicht mehr vorhanden, und sogar der Berg auf welchem sie gestanden, wird über kurz oder lang gänzlich verschwinden, da die Einwohner ihren Sandbedarf von demselben entnehmen. Auf dem Schloßberge befindet sich jetzt das sogenannte Labyrinth, welches der ehemalige Rector Christian Wachtman, im Jahre 1709, auf dem Gipfel des Berges anlegte. Es besteht aus einem Gange in Schneckenwindungen, die nach den verschiedenen Richtungen durch ausgestochene Rasen bezeichnet sind; diese Windungen haben zwei Eingänge neben einander; wenn man den einen Eingang betritt und den Pfad verfolgt, so kommt man nach 800 Schritten durch den andern Eingang wieder heraus. Dieser Berg hieß das Labyrinth, und dient gegenwärtig den Knaben der Stadt zur Unterhaltung, besonders am Montage vor Himmelfahrt. Der höchste Punkt bei Neustadt ist der Pfingstberg, und nicht weit davon, wo jetzt Machers-Lust, war ein Heidenkirchhof, wo man in neuerer Zeit eine bedeutende Menge wendischer Ueberreste gefunden. Die evangelische Kirche der Stadt zu St. Maria und Magdalena, steht auf einem freien Platze, und in dieser Kirche befindet sich unter andern das Frescobild des großen Christoph mit dem Jesuskinde auf der Schulter, und die Sage erzählt, daß in dem Pfeiler, auf welchen dieser Heilige hinblickt, ein Schatz verborgen sei; auch sollen, sagt man, früher alljährlich zwei fremde Mönche nach Neustadt gekommen sein, um das Gemälde in Augenschein zu nehmen, und sich zu versichern, daß noch Alles in der alten Ordnung sei. Die Reformation wurde hier im Jahre 1552 eingeführt, und von den reformirten Schweizercolonisten, die sich im Jahre 1693 in Neustadt niederließen, wurde späterhin die zweite, evangelische Kirche angelegt. Die Heilquellen bei der Stadt sind ebenfalls schon früh bekannt, wahrscheinlich war es der oben erwähnte Thurneisser zum Thurn, welcher dieselben zuerst untersuchte. Im Jahre 1750 wurde die eine Quelle auf Kosten der Gemeinde, mit Steinen eingefaßt und einem Gitter versehen, doch erhielt der Gesundbrunnen seine jetzige Bedeutung erst in der neuesten Zeit, nachdem der Kreisphysikus Dr. Raumer denselben übernommen hatte. Gegenwärtig unterscheidet man außer der Hauptquelle zum Baden, am Fuße des Brunnenberges, noch die Trink- oder Rosenquelle, die Königsquelle, die Augenquelle und die Uferquelle. Die Stadt, welche sich zur Zeit des sechszehnten Jahrhunderts zu einer Stufe der Wohlhabenheit empor zu schwingen gewußt hatte, gerieth durch den dreißigjährigen Krieg wieder gänzlich in Verfall, sie mußte nicht allein schwere Contributionen zahlen, sondern wurde auch in den beiden Jahren 1635 und 36 von den Schweden dreimal geplündert, und das Elend war so groß, daß der Prediger Werpuhl sich seinen Bedarf an Brennholz selbst auf dem Rücken aus der Haide holen mußte. Vom Gerichtswesen der Stadt aus früherer Zeit, sind uns ebenfalls noch viele Monumente übrig geblieben, und noch im Jahre 1616 sollte eine Frau, wegen Hexerei, verbrannt werden, wurde aber nach eingeholtem Gutachten der Universität zu Frankfurt, bloß aus der Stadt verwiesen. Der Galgen stand anfänglich auf dem Markte wurde aber gegen Ende

Digitized by Google

des siebenzehnten Jahrhunderts nach dem heutigen Galgenberge vor der Stadt verlegt, wo die Ueberreste desselben noch heut zu sehen sind. Jetzt ist Neustadt-Eberswalde, außer dem Gesundbrunnen, durch eine Menge von Fabriken wichtig, die in neuerer Zeit erst entstanden sind. Von diesen ist zuerst die sogenannte Ruhlaer-Colonie, eine Messer- und Scheerenfabrik in der Vorstadt, auf dem Kiehnwerder, zu erwähnen. Zur Anlage dieser Fabrik ward der Anfang im Jahre 1742 gemacht, und schon wenige Jahre darauf betrug das jährliche Fabrikationsquantum eine Summe von 36,000 Thlr. Außerdem ist der im Jahre 1780 an der Schwärze angelegte Zainhammer zu bemerken, welcher das Eisen zu jener Fabrik aus aufgesammeltem, alten, zusammengeschweißtem Eisen liefert. Drittens finden wir die große, holländische Papiermühle, die in den Jahren 1781 bis 83, auf königliche Kosten, massiv erbaut, dem berliner Papierhändler Eysenhardt zum unentgeldlichen Betriebe überlassen wurde. Viertens: das königliche Messingwerk bei Hegermühle an der Finow, eine halbe Meile von der Stadt entfernt; es wurde im Jahre 1698, unter dem Kurfürsten Friedrich III., erbaut und 1700 vollendet. Fünftens: die königliche Eisenspalterei, zwischen dem Messingwerke und dem Kupferhammer, eine kleine halbe Meile von Neustadt; ebenfalls gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gegründet. Sechstens: der Kupferhammer; eine viertel Meile von der Stadt, an einer Schleuse des Finow-Kanals, welche den Namen „Kupferhammer-Schleuse" führt. Dies Hammerwerk wurde leider von den Russen im Jahre 1760 gänzlich vernichtet und niedergebrannt, nach Beendigung des Krieges aber wieder aufgebaut. Siebentens: die Eisendrahthütte zu Sophienhaus bei Nieder-Finow, eine Meile von Neustadt, ebenfalls am Kanal gelegen. Dies Werk wurde im Jahre 1754 von einem gewissen Schürmann, der sich mit dem Baron von Vernezobre associrte, angelegt, da aber der Betrieb desselben nur schwach ging, verpachteten die Vernezobreschen Erben diese Eisendrahthütte der königlichen Bergwerks und Hüttenadministration erblich. Achtens: die Parchentfabrik zu Amalienhof ebenfalls von dem Baron von Vernezobre angelegt; und neuntens: die Krappmühle zu Kerkberg, die ebenfalls dem, um das märkische Fabrikwesen so hoch verdienten, Baron von Vernezobre ihre Entstehung verdankt.

Vor dem Prenzlauerthore liegt das Dorf Buchholz, oder französisch Buchholz, ungefähr anderthalb Meilen von Berlin entfernt, in welchem sich viele der französischen Emigrirten niederließen, weshalb daselbst auch ein französischer Prediger. Eine halbe Meile weiter liegt das herrschaftliche Dorf Buch.

Vor dem Schönhauserthore kommen wir zuerst nach dem, eine kleine Meile von Berlin gelegenen Dorfe Pankow, an der Panke, in dem sich viele Gärten und Sommerwohnungen von Privatpersonen befinden. Der Kurfürst Johann Cicero hatte gegen Ende des funfzehnten Jahrhundert's daselbst einen Vogelheerd und ein Lusthaus, welches indessen später abgebrochen wurde. Auch erzählt Hastig, daß derselbe Fürst in Pankow eine Münzstätte hatte, in welcher halbe märkische Groschen geprägt wurden, welche man pankowsche Gröschel nannte. Nicht weit davon liegt Schönhausen, oder Nieder-Schönhausen mit einem königlichen Lustschlosse, wohin eine Allee schöner Linden und Buchen von Pankow führt. Der König Friedrich I. kaufte dies Dorf, so wie die Orte Pankow und Blankenfelde zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts, von dem Herrn von Grumkow. Das Haus desselben bestand indessen nur in einem gewöhnlichen Wohnhause, von drei Geschossen. Im Jahre 1699 ließ der König diese Gebäude niederreißen, und den Grund zu einem neuen Schlosse legen; aus Geldmangel blieb der Bau aber liegen, doch im Jahre 1704 bekam die Rentkammer den Befehl, 25,000 Thlr. zum Bau des Schlosses anweisen zu lassen, das Geld war indessen nicht vorhanden und der Bau mußte ebenfalls noch längere Zeit liegen bleiben. Endlich im Jahre 1708 begann Eosander von Göthe den Bau, nachdem er schon einige Jahre vorher den noch vorhandenen Graben, der beim Unterbaum in die Spree fällt, hatte ausstechen lassen, damit die Königin, welcher Friedrich I. das Schloß geschenkt hatte, zu Wasser nach Schönhausen fahren konnte. Im Jahre 1740 schenkte Friedrich II.

Digitized by Google

das Schloß, welches unter seinem Vorgänger ziemlich in Verfall gekommen war, mit den dazu gehörigen Gebäuden, seiner Gemalin. Diese ließ dasselbe allmälig wieder in besseren Stand setzen, und verwendete besonders größere Aufmerksamkeit auf den Garten. Das Schloß wurde damals noch von mehreren älteren Gebäuden, welche die Aussicht verhinderten, verunziert. Diese Gebäude wurden indessen fortgerissen, und eine alte Mauer, welche den Garten umgab, durch einen Staketenzaun ersetzt, so daß das Schloß in jeder Beziehung gewann. Ein unglückliches Schicksal stand jedoch demselben zur Zeit des siebenjährigen Krieges bevor. Es wurde von den Kosaken verwüstet und gänzlich geplündert. Da zu gleicher Zeit auch die von Eosander erbauten, kleinen Pavillons baufällig geworden waren, ließ die Königin dieselben im Jahre 1764 gänzlich abreißen, und statt deren zwei Seitengebäude, dem Hauptgebäude in der Tiefe und Höhe ganz gleich, aufführen, zugleich wurde der Balkon an der vordersten Fronte fortgenommen, und die beiden vorspringenden Flügel mittelst einer, zwischen denselben von Grund aus aufgeführten, Mauer zusammen verbinden und in der Fronte gleich machen, so daß das Schloß anstatt der alten, winklichen Form, die eines länglichen Vierecks bekam, und inwendig überdies viel bequemer und wohnbarer wurde. Die Höhe des unteren Saal's, welcher durch alle drei Geschosse ging, ward der Höhe des ersten Geschosses gleich gemacht, und darüber im zweiten Geschosse ein, die Höhe des zweiten und dritten Geschosses einnehmender, schöner Saal, nebst einer durch die ganze Tiefe des Schlosses zur rechten Hand gehenden Gallerie, angelegt, unter welcher im Erdgeschoß, eine mit Cedernholz getäfelte Gallerie und Kabinet angebracht wurde. Zugleich wurde auch das ganze Schloß neu meublirt, und in dem Küchengarten eine Wohnung für den Gärtner und dessen Leute eingerichtet, so wie die alten Orangeriehäuser zur Wohnung für die Hofdamen.

Wir kommen nun zu dem Rosenthalerthore, und finden vor demselben zunächst den Gesundbrunnen. Diese Quelle wurde im Jahre 1701 von Friedrich I. auf der Jagd entdeckt, jedoch erst im Jahre 1768 von dem Doctor Behm in Berlin in ein Bassin gefaßt, und zum Gebrauche eingerichtet, später erhielt dieselbe den Namen des Louisenbrunnen. Die Bestandtheile der Quelle sind Kochholz, Salzschwefel, luftsaure Kalkerde und Kiesel- und Thonerde, und der Gebrauch des Bades hat sich besonders bei Hautkrankheiten, bei rheumatischen und chronischen Gliederreißen, heilsam bewährt. Der Platz jenseit der Panke, wurde zum Schießplatz für die Artillerie eingerichtet. Weiterhin kommen wir zum Dorfe Rosenthal, welches König Friedrich I. von dem Herrn von Götze kaufte, und daselbst einen kleinen Garten mit einem Lustschlosse anlegen ließ. Diese Anlage wurde jedoch in neuerer Zeit vernachlässigt, und das Schloß zu einem königlichen Domainen-Amte umgestaltet.

Vor dem Hamburgerthore finden wir den sogenannten Wedding, ein Vorwerk mit einer Schäferei, welches der Markgraf, Otto V., der Stadt Berlin zum Lehen gab (1289).

Vor dem Oranienburgerthore liegt zunächst Oranienburg, eine Immediat-Stadt, mit einem königlichen Lustschlosse an der Havel. Dieser Ort hieß früher Bötzow, und gehörte dem Herrn von Quitzow. Friedrich I. eroberte indessen das feste Schloß, und somit wurde dies, so wie die dabei liegende Stadt das Eigenthum des Landesherrn.

Das Schloß selbst blieb längere Zeit ein Jagdschloß, welches von den brandenburgischen Kurfürsten häufig besucht wurde. Die Gemalin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen fand indessen besonderes Wohlgefallen an dieser Gegend, und ließ im Jahre 1665, durch den Baumeister Memmhard, das alte Schloß abreißen und ein neues aufführen, welches nach ihr, da sie eine Prinzessin von Nassau-Oranien war, Oranienburg genannt wurde. Nach dem Tode seiner Gemalin ließ der große Kurfürst das Schloß noch mehr erweitern und ausbauen, und zwar übernahm Rehring die Leitung dieser Arbeit; vollendet wurde der Bau im Jahre 1690. Der König Friedrich I. machte sich besonders um die innere Ausstattung dieses Schlosses

Digitized by Google

verdient, er schaffte eine Menge von Silberzeug für dasselbe an, und ließ auch den Garten bedeutend verschönern. Unter Friedrich Wilhelm I. wurde Oranienburg indessen nicht auf eine solche Weise bedacht, vielmehr wurden die prächtigen Meubles nach Potsdam und andern Lustschlössern gebracht, besonders das Porzellan, wovon sich ein bedeutender Schatz im Schlosse befand, denn Friedrich I. hatte keine Kosten gespart, um sich diesen seinen Lieblingsaufenthalt so reich als möglich auszustatten, und unter seiner Regierung fand man in diesem Schlosse: 1) die kleine Porzellankammer, von lauter buntem Porzellan. 2) die Porzellangallerie, in welcher auch viele Pokale von Krystall, ganzen Topasen und künstlichen Flüssen standen. In demselben war auch die Figur eines Schweizers, welcher durch ein inneres Uhrwerk die Trommel schlug. 3) die königliche holländische Küche, worin Alles, was zum Kochen gehört, und sonst von Thon zu sein pflegt, von Porzellan war, hingegen Kessel, Bratspieße, Kellen, Quirl, Reibeisen und was sonst Metall ist, war von Silber. Der König Friedrich II. schenkte dies Schloß seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, welches derselbe, durch den Baumeister Kemmeter, abputzen und ausbessern ließ. Nach dem Tode desselben blieb das Schloß jedoch unbewohnt. Die ehemalige Kapelle und Porzellankammer sind von Terwesten gemalt, eben so wie man im Speisesaale und noch einigen andern Zimmern, Deckenstücke von demselben Meister findet. In dem einen Zimmer befindet sich eine Anzahl getuschter Zeichnungen von Dübuisson, welche eine Reihe von Festlichkeiten darstellen, die der Prinz von Preußen veranstaltet hat; außerdem eine Sammlung von verschiedenen Blumen und Früchten, von King in Holz geschnitzt. In einem andern Zimmer zeichnet sich unter andern Gemälden, besonders eins in Lebensgröße aus, die Dido vorstellend, wie sie die Kuhhaut zerschneidet. — Der bei dem Schlosse befindliche Garten ist ziemlich groß, und nach den Rissen des Herrn le Notre angelegt.

Die Stadt selbst hat, wie man denken kann, ein bedeutendes Alter, und unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich besonders das Rathhaus aus. Im Jahre 1774 zählte man daselbst 150 Häuser und 1276 Einwohner. Zwischen Oranienburg und dem ehemaligen, kurfürstlichen Jagdschlosse, dem jetzigen Amte Friedrichsthal, wurde in den Jahren 1781 und 82 eine Kolonie französischer Uhrmacher angelegt, wozu der König einen Fonds von 12,000 Thalern dotirte.

Von dieser Kolonie aus kommt man nach der, etwa 7 Meilen von Berlin entfernten Stadt Zehdenik, mit einem königlichen Eisenhüttenwerk, an der Havel, welches alle möglichen Gußeisen-Fabrikate liefert, Tiegel, Töpfe, Oefen, Gewichte, Kanonenkugeln, Granaten, Bomben ꝛc. Sämmtliche Hüttenarbeiter wohnen mit den Officianten auf dem Werke selbst. — Das Eisenhüttenwerk, welches durch die beiden Arme der Havel getrieben wird, wurde bereits unter dem Kurfürsten Johann Georg, 1579, von dem Grafen Rochus von Lynon eingerichtet, und schon im folgenden Jahre ersehen wir aus alten Rechnungen, daß daselbst Eisenblech geschmiedet wurde. Nachmals wurde dasselbe jedoch verpachtet, bis es im Jahre 1774 wieder für königl. Kosten betrieben wurde. Das dort befindliche Fräuleinkloster wurde im Jahre 1250 gestiftet. Auf derselben Straße, 9 Meilen von Berlin, liegt das Städtchen und Lustschloß Rheinsberg, welches besonders durch den Prinzen Heinrich verschönert wurde. In der Stadt selbst ist eine Fayance-Fabrik, in der jährlich im Durchschnitt für 5000 Thaler Waaren fabricirt werden.

Vor dem Unterbaume, welcher uns nun noch von den Thoren Berlin's übrig geblieben ist, finden wir zuerst das Dorf Moabit, von welchem wir schon oben gesprochen. Weiterhin kommen wir nach der Jungfernheide, welche ihren Namen von dem Jungfern- oder Nonnenkloster in Spandau empfangen hat, dem dieser Forst gehörte. In diesem Wäldchen stand hinter der Pulvermühle eine hölzerne Tafel, etwa 2½ Fuß breit und 2½ Fuß hoch, auf welcher acht Reime zum Andenken geschrieben waren, daß der König August II. von Polen, bei seiner Anwesenheit in Berlin, am 29. Mai des Jahres 1728, an jener Stelle einen Becher Wein auf die Gesundheit des König's Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm I. von Preußen, getrunken hat. Von der Jungfernheide aus führt eine Allee nach dem, 1½ Meile von Berlin entfernten Dorfe Tegel, in dessen Forstrevier der Forstrath Herr von Burgsdorf, seit dem Jahre 1779, Anlagen zum Anbau fremder, besonders nordamerikanischer Holzarten, welche in unserem Klima im Freien fortkommen, machte. Unweit Tegel liegt das sogenannte Schlößchen, früher ein Försterhaus, welches ein Major von Humbold, vom königlichen Forstdepartement, in Erbpacht nahm. Dieser baute das Haus von Grund aus neu auf, und legte dabei einen schönen Garten und einen Weinberg an, von welchem man sehr schöne Aussichten auf die umliegende Gegend hat. — Eine halbe Meile von Tegel liegt der sogenannte neue Krug oder Schulzendorf. —

Hier wäre nun der Zeitpunkt gekommen, wo wir diesen Abschnitt unseres Werkes schließen. Unendlich viel hatten die Residenzstädte Berlin, und Potsdam gewissermaßen noch mehr, unter der Regierung eines Monarchen, wie Friedrich der Große, gewonnen; aber dennoch stand den Residenzstädten sowohl, als den gesammten preußischen Staaten eine trübe und unheilvolle Zeit bevor, zu deren Erwähnung wir jetzt in dem folgenden, dem letzten Abschnitte unserer Chronik, „Berlin unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III.“ gelangen.

Digitized by Google

# Berlin unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III.

Der Raum, welcher uns zur Vollendung unſeres Werkes noch übrig, iſt leider von ſo kurzer Ausdehnung, daß wir uns gezwungen ſehen, ſchneller über die Einzelnheiten in der Biographie der betreffenden Monarchen hinweg zu gehen und uns dagegen hauptſächlich an das zu halten, was die Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam in's Beſondere betrifft.

Friedrich Wilhelm II., in der Reihe der preußiſchen Könige der Vierte, war der Enkel König Friedrich Wilhelm's I. und der Sohn Auguſt Wilhelm's, Bruders Friedrich's II., mit der Prinzeſſin Louiſe Amalie, Tochter Ferdinand Albrecht's, des Herzog's von Braunſchweig Wolfenbüttel. Er wurde am 25. September 1744 geboren, und daß der junge Prinz von ſeinem früheſten Alter an die ſorgſamſte Erziehung genoß, bedarf wohl nicht erſt der Erwähnung. Seinen erſten Unterricht erhielt er vom Hofprediger, Oberconſiſtorialrath Sack; ſpäter übernahm der Profeſſor des Joachimsthalſchen Gymnaſiums, Beguelin, die weitere Ausbildung des Prinzen, unter der Aufſicht des General Graf von York, eines einſichtsvollen, gebildeten Officiers, der ſich vollkommen zu jenem Amte eignete, welches er übernommen hatte. Ueber die Perſönlichkeit des König's erfahren wir Folgendes: Der Geiſt der Ordnung, der Einfachheit und der Prunkloſigkeit in ſeinem Aeußern, und militairiſche Pünktlichkeit in allen Sachen, war auch auf ihn übergegangen; obgleich er ſich in mehrfacher Beziehung von der Sparſamkeit entfernte, die ſein Großvater vor ſeinem Regierungsantritte und ſein Onkel in der letzten Zeit ſeiner Regierung, ausgeübt hatte. Seine Kleidung beſtand gewöhnlich in der Uniform des Garde-Regiment's, einem einfachen, blauen Rocke, mit metallenen Knöpfen. Täglich ſtand er des Morgens um ſechs Uhr auf und kleidete ſich gleich völlig

an, welche Ordnung er bis auf den Tag vor seinem Tode beobachtete. Häufig genug ging er Mittag's im Thiergarten spazieren, nur von einem einzigen Bedienten oder Jäger begleitet, und auch alle seine Reisen geschahen ohne großes Gefolge; nur suchte er stets so schleunig als möglich, ohne Rücksicht auf Wetter und Wind, Wege oder Jahreszeit, das Ziel seiner Reise zu erreichen; so legte er einst den Weg von Breslau nach Berlin in der kurzen Zeit von 29 Stunden zurück, wobei er Tag und Nacht nicht aus dem Wagen stieg. Seine wissenschaftliche Bildung war ebenfalls bedeutend; besonders zeichnete er sich durch seine Vorliebe für die römischen Klassiker aus. Auch war er, wie sein Oheim, besonderer Freund der Musik, und wie Dieser die Flöte, spielte er mit großer Fertigkeit das Violoncell, und nahm dies Instrument selbst auf seinen Feldzügen, zu seiner Erheiterung mit sich. Eben so wie sein großer Vorgänger wohnte er auch den jährlichen Musterungen der Truppen bei, und bereiste eben so zu bestimmten Zeiten in dieser Absicht die einzelnen Provinzen; auch zog er an der Spitze seines Heeres in eigner Person mit in's Feld, und setzte sich persönlich allen Beschwerden und Strapazen des Krieges aus. Es fehlte ihm nicht an persönlichem Muthe, und schon im baierschen Erbfolgekriege zeigte er denselben auf solche Weise, daß der große Friedrich ihm das schmeichelhafteste Anerkenntniß seiner Verdienste gab. Nach dem Tode seines Vaters (12. Juni 1758) wurde er zum Kronprinzen von Preußen erklärt, und hielt sich darauf größtentheils in Berlin, zuweilen auch in Potsdam auf, und begleitete seinen Onkel jederzeit auf dessen Revuereisen. Seine Liebe für die Musik veranlaßte ihn häufig genug öffentliche Conzerte zu veranstalten, zu denen die vornehme Welt Berlin's Zutritt hatte, und im Jahre 1784 bewirkte er die Aufführung des Händelschen Messias in Berlin, und der Ertrag dieses Conzertes wurde zum Besten hülfsbedürftiger Wittwen verwandt.

Nachdem wir dieser lobenswerthen Eigenschaften des König's Friedrich Wilhelm II. gedacht haben, dürfen wir indessen nicht vergessen, der Schattenseiten seiner Regierung zu gedenken; und hieher gehören besonders jene Verfügungen, welche, wenn auch nicht von dem Könige selbst, doch von dessen Günstlingen, in Bezug auf Religionswesen und geistige Cultur veranlaßt wurden. Dieser Theil der Regierung Friedrich Wilhelm II. erregte nicht allein im Inlande, sondern auch im Auslande das größte Befremden; man betrachtete es zugleich als eine Unmöglichkeit, in einem Staate, über welchen ein Mann, wie Friedrich der Große, sechs und vierzig Jahre geherrscht hatte, das bestehende Licht der Aufklärung durch die willkürlichsten Schritte des Obscurantismus verdecken zu wollen. An der Spitze derjenigen Personen, welche sich leider das Vertrauen des Königs erschlichen hatten, und gegen die Aufklärung in jeder Beziehung eiferten, stand der Minister Wöllner. Dieser Mann war der Sohn eines Predigers, und wurde, nachdem er im Jahre 1759 zu Halle Theologie studirt hatte, zum Prediger in Groß-Behnitz bei Berlin berufen. Nachdem er dieses Amt niedergelegt hatte, wurde er Kammerrath des Prinzen Heinrich von Preußen, da er einige nicht unwichtige Schriften über die Oekonomie herausgegeben hatte. Durch ziemlich unwürdige Künste wußte er seine Verheirathung mit der einzigen Tochter des verstorbenen General von Ihenplitz zu bewirken, obschon der König Friedrich II. und die Verwandten dieser jungen Dame, sich dieser Heirath aus allen Kräften widersetzten. Hierdurch kam er in den Besitz eines bedeutenden Vermögens und ansehnlicher Güter, die er noch wesentlich verbesserte. Vom Jahre 1765 bis 1780 war er fleißiger Mitarbeiter der damals erscheinenden deutschen Bibliothek, welcher er, lächerlicher Weise genug, nachmals verbot. Aber schon 1776 ließ er sich zu Wiesbaden, wo eine große Zusammenkunft der Sekte der Rosenkreuzer stattfand, in den Orden der sogenannten neuen Tempelherrn aufnehmen; nachmals trat er auch in den Orden der Rosenkreuzer selbst, wo er unter dem Namen, Chrysophiron, zum Mitdirector dieser ehrenwerthen Gesellschaft ernannt wurde. Wie es unter solchen Umständen mit dem Geiste des nachmaligen Ministers beschaffen war, geht aus einer Ordensrede hervor, welche uns gedruckt aufbehalten ist, und in welcher eine Stelle folgendermaßen lautet: „ich

Digitized by Google

stehe am äußersten Rande flammender Morgensterne, und das unermeßliche Gebiet der Geister nimmt mich auf. — Zürnet nicht, ihr erhabnen Meister der Kunst, die ihr am Ruder der Welt sitzt, ihr unbekannten Obern, wenn ein freier, wißbegieriger Schüler es wagt, sein blödes, aber sehnsuchtsvolles Auge auf euch hinzurichten. Zürnet nicht, wenn er sein bebendes Knie vor euren Geheimnissen beugt, und anbetend aus dunkler Ferne den frommen Wunsch thut: ach! daß es euch gefiele, gleich jenem Engel seinen umwölkten Verstand zu erleuchten, daß er zur Ehre Gottes begreifen möge, wie alle verborgne Wirkung von der Einheit ausfließe, und wie die Dreiheit das Siegel der Schöpfung sei." Dieser Mann wurde im Jahre 1786 von Friedrich Wilhelm II. in den Adelstand erhoben, und zum Geheimen Ober-Finanzrath und Intendanten des königlichen Bauwesens ernannt. Durch die genannten Ordensverbindungen wußte er sich aber einen so bedeutenden Einfluß auf den Monarchen zu verschaffen, daß er sich eines, seinem Geschäftskreise ganz fremden Departements bemächtigte. So, und in Verbindung mit einem anderen königlichen Günstlinge, dem General von Bischofswerder, einem sächsischen Edelmanne, der ebenfalls zu dem Illuminatenorden gehörte, und sich des Besitzes eines Universalheilmittels gegen den Tod rühmte, wußte Wöllner seinen elenden Gaukeleien ein geltendes Ansehen zu geben. Wenn wir früheren Schriftstellern Glauben schenken dürfen, so wurden häufig genug in Gegenwart des König's und anderer hoher Herrschaften, Geistererscheinungen veranstaltet, welche man als Hausmittel anwendete, um den gutmüthigen König nach gewissen Privatabsichten zu leiten. Eine derselben that sich bald in dem Religionsedict von 1788 kund, dessen genauere Erwähnung hier zwar nicht am Orte, und das auch wohl hinlänglich bekannt ist, als daß wir ausführlich darüber zu sprechen brauchen, doch sei es erlaubt, die Bemerkung hinzuzufügen, daß dieses Edict ein größeres Aufsehen machte, als eine wirkliche Veränderung in Kirchensachen herbeiführte, denn es fanden sich nur wenige Personen, die auf eine ähnliche Weise, wie Wöllner dachten. Bald nach Einführung dieses Religionsedict's wurde auch ein neues Collegium unter dem Namen einer geistigen Examinations-Commission eingeführt, und zugleich die Presse einer kaum glaublichen Beschränkung unterworfen; und bei dieser Gelegenheit dürfen wir in der Geschichte Berlin's einen merkwürdigen Prozeß nicht zu erwähnen vergessen, welchen der Buchhändler Unger mit dem allgewaltigen Wöllner begann, und in welchem der Ausspruch des Kammergerichts gegen den Letzteren ausfiel. Ein Ungenannter hatte nämlich in einer kleinen Schrift über die Nützlichkeit des allgemeinen Landeskatechismus geschrieben, und die beste Einrichtung eines solchen Buches darzustellen gesucht. Ein reformirter Prediger Berlin's, Namens Gebhard, schrieb indessen gegen diese Broschüre eine Widerlegung, unter dem Titel: „Prüfung der Gründe, welche der Verfasser der kleinen Schrift: Ist ein allgemeiner Landeskatechismus nöthig ꝛc.? zur Behauptung seiner Meinung beigebracht hat. Berlin bei Unger 1791. 8. 23 Seiten." Unger ließ natürlicher Weise diese Schrift, vor dem Druck, dem Ober-Consistorialrath Zöllner vorlegen; und da Dieser nichts Anstößiges in derselben fand, ertheilte er unbedingt das Imprimatur. Indessen war diese Broschüre kaum erschienen, als Wöllner eigenmächtig den Verkauf derselben, bei hundert Dukaten Strafe, verbot, und zum Grunde dieses despotischen Verfahrens vorgab, daß diese Schrift einen sträflichen Tadel der von Sr. Majestät verordneten Einführung eines allgemeinen Lehrbuchs der christlichen Religion mit sich führe. Der Verleger, der durch diese Verordnung einen bedeutenden Verlust, ohne seine Schuld, zu erleiden hatte, und den Landesgesetzen genau nachgekommen war, verlangte von dem Minister Schadenersatz; aber Wöllner wies ihn an den Autor und den Censor. Wahrscheinlich mit denselben im besten Einverständnisse, verklagte Unger diese beiden Männer beim Kammergericht, und Gebhard wurde sogleich von jeder Verantwortlichkeit freigesprochen, gegen den Censor aber die Klage angenommen. Unger wurde indessen, wie wohl vorauszusehen war, mit seiner Klage gegen den Censor abgewiesen, und das Gutachten des Kammergerichts sprach sich, zur allgemeinen Freude der aufgeklärteren Bewohner des preus-



Digitized by Google

ßischen Staates, in den Entscheidungsgründen wörtlich auf folgende Weise aus: „Einer guten Sache, wird nicht sowohl durch ihre Gegner, als durch schlechte Vertheidiger geschadet. Wer schwache Gründe verdrängt, macht Stärkeren Platz. Wenn es daher auch richtig wäre, daß die Einführung eines allgemeinen Landeskatechismus von der Regierung beschlossen, und dieser Beschluß dem Censor bekannt gewesen wäre, so könnte doch die Widerlegung falscher und schwacher Gründe, welche dafür streiten sollen, nicht als ein Hinderniß dieses Vorhabens betrachtet werden. — Beklagter hätte sogar die der Regierung schuldige Ehrfurcht verletzt, wenn er angenommen hätte, sie wolle lieber den einmal gefaßten Vorsatz blindlings befolgen, als bessern Gründen Gehör geben. Wenn jemals über Gesetze und öffentliche Anstalten mit Nutzen geschrieben werden kann, so ist es gewiß zu der Zeit, wo sie eben entworfen werden. Haben nun die Einrichtungen, welche getroffen werden sollen, das Religions- und Erziehungswesen zum Gegenstande, so ist es ja offenbar, daß unter den vielen tausend Menschen, welche diesem Geschäfte ihre ganze Lebenszeit widmen, mancher anzutreffen sein möchte, dessen Belehrung dem noch mit vielen andern wichtigen Dingen beschäftigten Staatsmanne nützlich werden kann. Dergleichen Belehrungen dürfen um so weniger verhindert werden, da sie auch gegen schon bestehende Einrichtungen stattfinden müssen. Wenn nichts, was diesen entgegen ist, behauptet werden dürfte, so würden, wie Beklagter mit Recht in seiner Deduction anführt, alle Kompendien der Staatswissenschaft unter die verbotnen Bücher, und Plato, Montesquieu und Thomasius unter die Staatsverbrecher gehören; ja es würden dadurch alle Bemühungen der Gelehrten auf Gedächtnißkram und unnütze Spekulationen eingeschränkt werden. Daß es besonders in den preußischen Staaten erlaubt sei, die wirklich vorhandnen Anstalten und Gesetze zum Gegenstand gelehrter Untersuchungen zu machen, ist von dem Kammergericht in einer früheren Sache anerkannt worden; und es erhellet ganz deutlich aus dem Artikel 11 des Censurediktes, wo es heißt: die Absicht der Censur ist keinesweges, eine anständige, ernsthafte und bescheidne Untersuchung der Wahrheit zu hindern; und im Eingange desselben wird nicht die Prüfung, sondern die hämische Verspottung und der boshafte Tadel öffentlicher Anstalten und Verfügungen, als unzulässig gemißbilligt."

Ungeachtet dieses Richterspruches wußte Wöllner nichts destoweniger den König dazu zu bewegen, daß das Verbot gegen jenes Buch nicht aufgehoben wurde. Durch diesen und ähnliche Vorfälle, bei welchen sich der Despotismus des Ministers auf eine, leider zu deutliche Weise kund that, ließen sich einzelne aufgeklärte Männer des preußischen Staates dennoch nicht zurückhalten, aus allen Kräften gegen den Mißbrauch dieses Regierungsedictes zu eifern. So erschien „das Sendschreiben eines alten Landpredigers im Preußischen," und eine große Menge von anderen Werken, so daß sich das Examinations-Collegium und die Censurbehörde genöthigt sahen, wenigstens damit zufrieden zu sein, daß jene Vorschriften, wenn auch nicht beobachtet, doch wenigstens in der letzteren Zeit tolerirt wurden. — Dennoch fehlt es Wöllnern, sowohl unter seinen Zeitgenossen, als unter denjenigen Personen, die nicht mehr Zeuge seiner Thaten waren, nicht an Vertheidigern, und wir dürfen es allerdings nicht unerwähnt lassen, daß durch seine Anordnungen auch manches Gute gestiftet wurde; aber selbst dies Wenige darf uns zu keiner anderen Meinung bei diesem Manne berechtigen, sondern wir müssen vielmehr auf den Geist seines ganzen Strebens und Handels sehn — und daß dies kein guter Geist, kein Geist des Lichts war, beweisen seine Thaten und Absichten. — Um aber dem Leser noch ein Beispiel dieser Art, und der Ausdehnung jener ungesetzlichen Gewalt, deren er sich bemächtigt hatte, zu geben, führen wir den folgenden Vorfall an: Der Convent des Klosters Berge bei Magdeburg besaß seit der Stiftung des Klosters, im Jahre 937, das Recht, sich seinen Abt selbst zu wählen, und übte dasselbe auch später, als es zu einer protestantischen Schulanstalt umgeändert worden war, als ein seit langer Zeit anerkanntes, gültiges Vorrecht aus. Wöllner dagegen war der Erste, welcher dasselbe umzustoßen suchte. Ohne den aus den übrigen Professoren und Lehrern der Anstalt bestehenden

Digitized by Google

Convent zu fragen, ertheilte er dem Consistorialrath Schewe zu Magdeburg, einem Manne, dem es, außer dem, daß er eine Creatur Wöllners war, an den nöthigsten, zu seiner neuen Stellung erforderlichen Kenntnissen fehlte, die Anwartschaft auf jene Stelle. Natürlicher Weise beschwerte sich der Convent, in einer an den König gerichteten Bittschrift, über diese Eigenmächtigkeit; aber diese sowohl, als eine zweite Vorstellung blieb unbeachtet, und die, in ihrem Rechte auf eine solche Weise tief Verletzten, beschlossen, den Weg des Rechtes einzuschlagen, und verklagten den Minister Wöllner bei der magdeburgischen Regierung. Wöllner sah wohl ein, daß er in dieser Angelegenheit zu weit gegangen sei, und es blieb ihm weiter nichts übrig, als entweder seinen Gegnern einzugestehen, daß er Unrecht gehabt habe, oder seine ungesetzliche Eigenmächtigkeit bis auf's Aeußerste zu treiben. Er wählte den letzteren Weg, und erließ an den Convent zu Kloster Berge, im Namen des Königs, die folgende Kabinetsordre, die wohl in den Annalen der preußischen Gerechtigkeitspflege kein zweites Beispiel aufzuweisen hat, und die wir hier wörtlich anführen:

„Friedrich Wilhelm, König ꝛc. Wenn wir Euch auf Eure beiden letzten, abenteuerlichen Vorstellungen, worin Ihr gegen die bereits vor einigen Jahren von Unsrer Person dem Kons. Rath Schewe per Kabinetsordre ertheilte Anwartschaft auf die Abtsstelle zu Kloster Berge zu protestiren Euch unterstanden habt, mit keiner Resolution versehen haben, so ist dieses aus der Ursache geschehen, weil Wir hofften, daß Ihr als vernünftige Menschen in Euch gehen und Euch eines andern besinnen würdet. Da Ihr aber in Eurer Insolenz gegen die königlichen Befehle so weit gegangen seid, daß Ihr sogar ein Klaglibell contra fiscum wirklich bei der Magdeburgischen Regierung eingereicht habt, worin Ihr von einer freien Wahl des Abts gegen eine Kabinetsordre träumt, so dienet Euch hiermit zur endlich Resolution, daß, wofern Ihr Eure Geringfügigkeit gegen die Befehle des Landesherrn, als bloße Kandidaten und bestellte Schullehrer nicht bald einsehen, und begreifen werdet, daß Ihr aus königlicher Milde nur Lohn und Brod deshalb erhaltet, um die Jugend zu informiren, Wir Euren thörichten Stolz bald demüthigen und bei der königlichen Majestät höchster Person dahin antragen werden, daß Ihr als ungehorsame Unterthanen, die sich gegen den Willen des Souverän's aufzulehnen, sich nicht entblöden, ohne weitere Umstände kassirt und aus dem Kloster fortgeschafft werdet. Berlin den 30. März 1796.

von Wöllner."

Es ist nicht nöthig etwas Näheres über diese Art von Mißbrauch der Ministergewalt zu erwähnen, der unpartheiische Leser mag dasjenige Urtheil, welches seiner Individualität am Meisten angemessen ist, darüber fällen. — Das Ende von Wöllners Leben und Wirken war nach der glänzenden Rolle, die er einst gespielt hatte, ziemlich trübe. Er erhielt nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. seinen Abschied, und zog sich auf sein Gut Groß-Rietz bei Beeskow zurück, wo er am 11. September des Jahres 1800, unbeweint und unbetrauert von jedem kräftig und rechtlich denkenden Menschen, starb. — Bischofswerder verlor ebenfalls nach dem Tode des Königs seine Stellung; er war 1792 als preußischer Gesandter nach Paris geschickt, 1794 kehrte er indessen von dort nach Berlin zurück, und starb im Jahre 1803 ebenfalls auf einem seiner Landgüter.

Was nun das Leben und die Thaten Friedrich Wilhelm's II. anbetrifft, so waren dieselben von geringerer Wichtigkeit für die Geschichte Berlin's. Bald nach seinem Regierungsantritte wurde seine Thätigkeit durch den Krieg gegen die Niederlande in Anspruch genommen, und nachdem Preußen aus diesem Streite siegreich hervorgegangen, wurde der Blick des Königs nach Osten gerichtet, wo Rußland, durch ein freundschaftliches Verhältniß mit Oestreich gesichert, seine Uebermacht in Polen mit solchem Nachdrucke geltend machte, daß der permanente Rath in Warschau fast gänzlich von dem Willen Rußland's abhing, und die Uebermacht dieses Staates Friedrich Wilhelm II. allerdings die gerechtesten Besorgnisse einflößen mußte. So geschah es, wohl

Digitized by Google

mit auf Veranlaſſung des preußiſchen Kabinet's, daß die hohe Pforte an Rußland den Krieg erklärte, während in Polen ein neuer Reichstag zuſammentrat, der ſich ebenfalls als unabhängig von Rußland declarirte, und im Jahre 1790 kam ſogar ein Bundesvertrag zwiſchen Preußen und Polen zu Stande, worin dieſe beiden Mächte ſich gegenſeitig ihre Beſitzungen garantirten und einander Hülfe zuſicherten. Durch ein zweites Bündniß Preußens mit der hohen Pforte, fühlte ſich Oeſtreich, in welchem Lande grade Kaiſer Joſeph II. ſeinem Bruder und Nachfolger, Leopold II., den Thron überlaſſen hatte, nicht wenig beleidigt, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre es zwiſchen den beiden Mächten zum Kriege gekommen, denn ſchon zogen ſich an den Grenzen beider Reiche bedeutende Heeresmaſſen zuſammen, als glücklicher Weiſe im Juni 1790 der Congreß zu Reichenbach in Schleſien eröffnet wurde, an welchem, außer Preußen und Oeſtreich, auch Großbrittanien und die Generalſtaaten Antheil nahmen. Hier kamen nun die Angelegenheiten Polens und der Pforte zur Sprache. Doch während Preußen die Herausgabe Galliziens an Polen von Seiten Oeſtreichs verlangte, wozu ſich Letzteres unter keinen Umſtänden verſtehen wollte, ſo wußte es dennoch das Wiener Cabinet zu jener Convention zu bewegen, deren Hauptpunkte ſpäterhin die Baſis jenes Friedens wurden, den Leopold II., im Auguſt 1791, mit der Pforte zu Sziſtowa abſchloß. Dieſem Frieden folgte bald darauf der zu Jaſſy, im Anfange des Jahres 1792, zwiſchen der hohen Pforte und Rußland.

Während jener Zeit war in Frankreich jene mächtige, lang vorbereitete Staatsumwälzung ausgebrochen, die unter dem Namen „der Revolution" allgemein bekannt iſt, und nicht ohne Beſorgniß ſahen Preußen und Oeſtreich die drohenden Bewegungen an den Grenzen des heiligen, deutſchen Reiches. Beide Mächte ſchloſſen demgemäß am 7. Februar 1792, zu Berlin, ein Bündniß ab, worin ſie ſich gegenſeitig ihre Länder und die Verfaſſung des deutſchen Reiches garantirten; und als Leopold II. bald nachher ſtarb, beſtätigte auch ſein Sohn und Nachfolger, Franz II., dies Bündniß, in Folge deſſen ihm der National-Convent zu Paris den Krieg erklärte, an welchem ſeit dem Juni des Jahres 1792, auch der König von Preußen Antheil nahm. Friedrich Wilhelm ließ ſogleich eine Armee von 50,000 Mann, unter dem Befehle des regierenden Herzogs von Braunſchweig, durch Böhmen und Sachſen, nach Coblenz marſchiren, wo die Oeſtreicher und die franzöſiſchen Emigranten ihren Waffenplatz hatten. Anfänglich waren die Waffen der Verbündeten von glücklichem Erfolge begleitet; aber bald wechſelte derſelbe, und noch im ſelben Jahre erfochten die Feldherren der Republik, Dümouriez und Cüſtine, bedeutende Vortheile, und nöthigten die verbündete Armee zum Rückzuge, der am 30. September angetreten wurde. Die drei Wochen, welche man auf dieſem Rückzuge zubrachte, gehören zu den Traurigſten in den Annalen der preußiſchen Kriegsgeſchichte. Man mußte gegen die Elemente des Himmels, gegen die Schrecken des Hungers, gegen die Verwüſtung der Krankheit kämpfen. Ganze Compagnien marſchirten ohne Schuhe und Strümpfe, und hatten bloß alte Lumpen um die Füße gewickelt; die hungernden Pferde fielen vor Mattigkeit zu Tauſenden um, und bezeichneten den Weg, welchen die Armee genommen hatte; täglich mußte man Gepäck wegwerfen, Wagen ſtehen laſſen, Sättel und Pferdezeug Preis geben; ein großer Theil der Reiter ſah ſich genöthigt, zu Fuße zu gehen, und oft traf der Anblick auf Menſchen, die ſterbend oder todt im Sumpfe ſteckten, und ein Schauſpiel des Entſetzens darſtellten. In den bodenloſen Moräſten von Grandpré wadeten die Preußen 24 Stunden lang ununterbrochen, ehe ſie eine deutſche Meile zurücklegen konnten. Gegen die Grenze zu ſtieg der Verluſt der Sachen und das Elend der Menſchen immer höher; die, welche dem Tode entgingen und das Luxemburgiſche und Trierſche erreichten, waren ausgehungert und kraftlos, geſchwollen am Körper und ſchwarz und bleich im Geſicht. — Der Verluſt der Preußen in dieſem unglücklichen Feldzuge wird auf 12,000 Mann berechnet.

Es würde uns indeſſen zu weit führen, wollten wir den Bewegungen des Heeres, bei welchem ſich der König in Perſon befand, genauer folgen, es ſei genug, wenn wir ſagen, daß endlich Preußen, am 5. April

Digitized by Google

1795, einen Separatfrieden zu Basel mit der Republik Frankreich abschloß, demzufolge die jenseits des Rheins gelegenen, preußischen Besitzungen, so lange von den französischen Truppen besetzt bleiben sollten, bis ein allgemeiner Friede erfolgt wäre, zu welchem Preußen nach Kräften die Hand zu bieten versprach. Während indessen Kur-Hessen dem Beispiele Preußens folgte, hatte Oestreich, in Verbindung mit den süddeutschen Staaten, noch immer den Krieg gegen Frankreich hartnäckig, doch mit keinem besondern Erfolge fortgesetzt, und da es sich zugleich immer deutlicher darthat, daß, bei der Uebermacht der Franzosen, diese den Kampf nicht ohne bedeutende Vortheile einstellen würden, so schloß Friedrich Wilhelm II., im August des Jahres 1796, einen geheimen Vertrag mit Frankreich ab, in welchem er gegen eine ansehnliche, ihm versprochene Entschädigung, in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich willigte. Bald nachher, im October 1797, nöthigte auch die Thätigkeit Buonapartes Oesterreich zu dem Frieden zu Campoformio.

Während dieser Zeit war auch die zweite Theilung Polens, 1793, erfolgt, an welcher, außer Rußland und Oestreich, auch Preußen Theil nahm, da Friedrich Wilhelm es seinem Interesse allerdings für angemessener fand, sich von dem mit Polen geschlossenen Bündnisse zurückzuziehen, und lieber an der Zerstückelung dieses Staates Antheil zu nehmen, welche durch die dritte Theilung dieses unglücklichen Reiches, 1795, vollständig gemacht wurde.

So hatte der König Friedrich Wilhelm II. seinem Staate allerdings ein bedeutendes Ländergebiet hinzugefügt, welches noch durch die beiden fränkischen Fürstenthümer, Anspach und Bayreuth vermehrt wurde, die von ihrem kinderlosen Besitzer, dem Markgrafen Karl Alexander, am 2. September 1791, gegen eine jährliche Leibrente, an Friedrich Wilhelm II. abgetreten wurden, welcher zu Anfang des folgenden Jahres davon Besitz nahm, und den dort bestehenden rothen Adlerorden, zum zweiten Orden seines Staates erhob.

Indessen hatten die Mühseligkeiten und Beschwernisse der Feldzüge am Rhein und in Südpreußen, so wie auch wohl die Freuden der Liebe, denen sich der Monarch mit allzugroßer Leidenschaftlichkeit hingegeben hatte, seit dem Jahre 1796 eine auffallende Veränderung in seinem Gesundheitszustande hervorgebracht. Noch brauchte er im Sommer 1797 den Pyrmonter Brunnen, kehrte aber im August krank nach Berlin zurück, wo er seine Schwägerin, die Erbprinzessin von Baden, die zum Besuch nach den Residenzstädten gekommen war, zum letzten Male sah. Von Berlin aus begab er sich nach Potsdam, wo sich deutliche Spuren der Brustwassersucht bei ihm zeigten, und da besonders das Athemholen dem Monarchen sehr beschwerlich fiel, kam ein Herr von Randel, der in seiner Jugend holländischer Seeoffizier gewesen war und sich des Vertrauens des Königs besonders erfreute, auf den Gedanken, künstliche Lebensluft, zur Erleichterung des Athemholens, in den Zimmern des Königs zu bereiten; und da der König selbst ein großes Vertrauen zu diesem Mittel hegte, wurde der Professor Hermbstädt nach Potsdam berufen, der aus Braunstein die gewünschte Luft bereitete, und sie in Ballons von Goldschlägerhäutchen auffaßte, von denen man einen in der Nähe des königlichen Bettes, auf einen Stuhl legte, welcher, mit einer kleinen Oeffnung versehen, die darin befindliche Luft langsam aushauchte. Dies Mittel hatte anfänglich einen ziemlich gewünschten Erfolg. Der Schlaf, an dessen Mangel der König besonders gelitten hatte, stellte sich wieder ein, er konnte sogar sein Zimmer verlassen, und sich längere Zeit in einem Rollwagen im Schlosse umherfahren lassen. So wohnte er am 7. October der Aufführung einer Oper im Schauspielhause, und am 8. der Aufführung eines Conzerts im Schloßgarten bei. Am folgenden Abend kehrte indessen das Uebel des Monarchen in seiner alten Stärke zurück. Die herbeigerufenen Aerzte verordneten, da sich der König außerdem durch den Genuß schwer verdaulicher Speisen eine Indigestion zugezogen hatte, ein Klystir; aber der König, welcher einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Anwendung eines solchen Mittels hatte, wollte unter keinen Umständen seine Erlaubniß dazu geben. Seit jenem Tage befand sich der Monarch in einem höchst bedauernswerthen Zustande. Aus

Digitized by Google

ser den schon erwähnten Zufällen, litt er an heftigen Verstopfungen, die bisweilen sechs Tage oder noch länger anhielten, und die von Berlin herbeigerufenen Geheimenräthe Selle und Braun, so wie der Generalchirurgus Görcke, konnten ebenfalls nichts thun, um seinen Zustand zu lindern. Am 15. November besuchte ihn seine Gemalin, in Begleitung des Kronprinzen, zum letzten Male; es war die letzte Unterredung, welche er mit diesen theueren Personen hatte. In der darauf folgenden Nacht nahmen seine Unruhe und seine Beklemmungen noch mehr zu, schon um ein Uhr verließ er das Bett; aber die Beängstigung mehrte sich, und gegen vier Uhr verlor er völlig das Bewußtsein. Bei einem neuen Anfalle von Erstickung kehrte jedoch die Besinnung zurück, wobei er, nach Luft verlangend, die Arme empor hob und in die Worte ausbrach: „der Tod ist doch bitter." Dies waren die letzten Worte des sterbenden Monarchen. — Mit jedem Augenblicke verschlimmerte sich sein Zustand, das Athemholen ward immer krampfhafter, und blieb endlich um 8 Uhr und 58 Minuten, am 16. November 1797, gänzlich aus, nachdem das Leben des Königs 53 Jahre und 52 Tage, seine Regierung 11 Jahre gedauert hatte.

Wenden wir uns nun zu denjenigen Ereignissen zurück, welche die Residenzstädte Berlin, unter der Regierung dieses Königs besonders betreffen, so ist zuerst die Verschönerung, des seit dem Jahre 1757 unbewohnt gebliebenen Schlosses Monbijou zu erwähnen. Der König hatte dies Schloß seiner Gemalin geschenkt, und Diese ließ das alte Schloß nicht nur ausbessern und neu meubliren, sondern auch das Ganze mit einem neuen Vorgebäude verschönern, welches nach Unger's Zeichnung von Scheffler ausgeführt wurde. Es besteht aus zwei Flügeln, und aus drei Geschossen, einem Souterain, einem Hauptgeschosse und einer Attika. Der Säulengang nach dem Platze sowohl, als nach der Gartenseite ist jonischer Ordnung, und mit acht Statuen von der Seite des Platzes und acht Statüen von der Gartenseite verziert. Auf der Façade sieht man noch zwei Gruppen von Blumengöttinnen mit spielenden Kindern, von Bettkober. Auf beiden Seiten des Eingangs der Vorderseite ist ein verdeckter Säulengang, in welchem eine künstliche, steinerne Treppe zum Hauptgeschosse führt. Nach der Gartenseite führt eine steinerne Treppe auf einen steinernen Gang, welcher mit dem Parquet der Zimmer gleich ist, und von welchem man durch die Fenster, die statt der Thüren dienen, aus- und eingehen kann; auf der linken Seite geht eine Treppe in den Garten hinunter. Im Hauptgeschosse waren rechts die ehemaligen Paradezimmer, welche nachmals vom Herzoge Karl von Mecklenburg-Strelitz bewohnt wurden, und aus neun Pieçen bestehen. Im linken Flügel des Hauptgeschosses befindet sich unter andern ein Conzert- und Ballsaal, der an beiden Enden durch ein Oval begrenzt ist, welches durch zwei freistehende, korinthische Säulen abgetheilt ist. Dieser Saal ist so eingerichtet, daß wenn der Fußboden aufgezogen und die Decke geöffnet wird, derselbe zu theatralischen Vorstellungen gebraucht werden kann. — Den bei Monbijou befindlichen, gegenwärtig täglich Vor- und Nachmittags dem Publikum geöffneten Garten, ließ die Königin ebenfalls sowohl durch Ankauf verschiedener Grundstücke vergrößern, als durch Anlage neuer englischer Partien, Tempel, Lust- und Ruhehäuser, eines Badehauses von Gipsmarmor, bain de Néron genannt, u. s. w. verschönern.

Um auch die Umgegend dieses Schlosses auf eine entsprechende Weise zu gestalten, wurde die ehemalige hölzerne, neue Friedrichsbrücke, im Jahre 1790, von Langhans von Steinen aufgeführt. Sie ist 36 Schritte lang und 18 Schritte breit, und ruht auf zwei Bogen. Besonders bemerkenswerth sind die in Stein gehauenen Figuren auf dem Seitengeländer, von denen die eine Hercules, wie er den nemäischen Löwen zerreißt, die der andern Seite denselben Halbgott, im Kampfe mit dem Centauern Nessus, darstellt, woher diese Brücke auch den Namen der „Herculesbrücke" erhalten hat. Dagegen wurde die sonstige, sogenannte „Pommeranzenbrücke," die von dem alten Packhofsgebäude nach der neuen Friedrichsstraße führt, und die ebenfalls 1792 neu gebaut wurde, die „neue Friedrichsbrücke" genannt. Aber von allen

Digitized by Google

Bauten, welche unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. in Berlin unternommen wurden, ist der Bau des brandenburger Thores, jedenfalls das großartigste Werk. Der Baumeister, dem die Residenzstädte diese schöne Zierde verdanken, ist ebenfalls Langhans, der das Thor im Jahre 1789 begann und 1793, mit einem Kostenaufwande von mehr als einer halben Million, vollendete. Das Thor ist nach den Propyläen zu Athen erbaut, und zwar besteht der Haupttheil desselben aus einer Colonade von zwölf großen, corinthischen Säulen, von Sandsteinen. Von diesen Säulen ist die eine Hälfte nach der Stadt, die andere nach dem Thiergarten gestellt, sie haben 5 Fuß 7 Zoll im Durchmesser, und 44 Fuß Höhe. Zwischen diesen Säulen sind Steinwände aufgeführt, welche fünf Durchgänge bilden, von denen der mittlere 18, jeder der andern 12 Fuß breit ist, so daß die ganze Breite des Thores 195 Fuß 9 Zoll ist, die Höhe beträgt bis zur Spitze der Victoria 80 Fuß. Auf dem dorischen, mit Verzierungen versehenen Gebälk, erhebt sich eine hohe Attika, über den mittleren Durchgang vorspringend, mit einem Basrelief von 26 Fuß Länge und 8 Fuß Höhe, auf beiden Seiten Treppen, die zur Höhe hinaufführen. Auf diesem Vorsprunge steht die Quadriga, der vierspännige, antike Wagen, in welchem die Siegesgöttin, statt des ehemaligen Palladiums, mit der Fahne und dem eisernen Kreuze, mit dem Lorbeerkranze unter dem Adler, in der Hand. Die vier, 12 Fuß hohen Pferde, so wie die Victoria und der Wagen, sind in Kupfer getrieben. Die Höhe der ganzen Gruppe beträgt 16 Fuß. An den innern Seitenwänden der Durchgänge sieht man Basreliefs, die Thaten des Herkules darstellend, an den Decken gemalte Trophäen. Modelle, Zeichnungen und die ganze Ausführung dieses Bauwerks sind von vaterländischen Künstlern. — Im Jahre 1806 gefiel es Napoleon, dem Thore seinen Schmuck zu rauben, und die Quadriga nach Paris führen zu lassen, um sie dort auf dem Triumphbogen des Karousselplatzes, zwischen dem Louvre- und Karousselplatz, zu sehen. Wahrscheinlich fand sich aber, daß dies Bauwerk seiner bei weitem kleinern Verhältnisse wegen, nicht, wie das brandenburger Thor, für das großartige Kunstwerk geeignet war, und die Aufstellung unterblieb, bis die Siege von 1813 und 1814 den preußischen Heeren in Frankreichs Hauptstadt den Eingang öffneten, und der geraubte Schatz, nun als preußisches Siegesdenkmal, in die Hauptstadt zurückkehrte, wo wir es, seit dem 7. August 1814 auf seinem alten Standort, mit dem neuen, bedeutungsreichen Schmuck, dem eisernen Kreuze, wieder aufgestellt sehen.

Außerdem haben wir an andern Gebäuden von Langhans noch sein eigenes Haus, in der Charlottenstraße Nr. 31, und das ehemalige Thierarznei-Schulgebäude, in dem ehemaligen gräflich Reußischen Garten, zu nennen.

Was das Opernhaus anbetraf, so haben wir von den Veränderungen, welche dasselbe unter dem Könige Friedrich Wilhelm II. erlitt, schon unter der Regierung seines Vorgängers gesprochen, und die verschiedenen Opernvorstellungen folgten einander auf ähnliche Weise, wie unter der vorigen Regierung. Doch geschahen, wie man wohl denken kann, in Bezug auf die Dekoration und die übrige Ausstattung des Kostüms, dieser Zeit angemessene Fortschritte. Der König, wie schon oben gesagt, ein eifriger Musikliebhaber, der das Violoncell eben so fertig spielte, als Friedrich der Große die Flöte, hatte an der Spitze seiner Kapelle die ausgezeichnetsten Musiker der damaligen Zeit zu stehen. Noch müssen wir auch erwähnen, daß, um die Ballets für die Opern zu arrangiren, eine gewisse Signora Vigano für die königliche Oper engagirt war, und außerdem die Dekorationen durch die Arbeiten Burnat's ein gefälligeres, geschmackvolleres äußeres Ansehen erhielten. — Was die Carneval-Belustigungen anbetraf, so fanden dieselben unter Friedrich Wilhelm II. gewöhnlich im Januar statt, und zwar in folgender Ordnung: Montags und Freitags war große Oper, Dienstags Redoute, Sonntags und Donnerstags große Cour bei Hofe, und Sonnabends Assambleen bei den Ministern und fremden Gesandten, bei welchen die königliche Familie ebenfalls anwesend zu sein pflegte. —



Digitized by Google

Die Dorotheenstadt erhielt ebenfalls durch einzelne neuere Gebäude, noch außer dem brandenburger Thore ansehnliche Verzierungen, und an dem mittleren Fenster des königlichen Marstalls unter den Linden, in welchem die Akademie bekanntlich ihre Sitzungen hatte, wurde eine große Uhr mit vier Weisern angebracht, von denen drei den gleichförmigen Gang der Uhr, nach Stunden, Minuten und Sekunden, der vierte, blaue Zeiger aber, in Uebereinstimmung mit jeder richtigen Sonnenuhr, die wahre Zeit anzeigen sollte.

Auch die Kirche auf der Dorotheenstadt erhielt einen nicht unwichtigen Schmuck durch das Monument, des im Jahre 1787 verstorbenen, jungen Grafen von der Mark, eines natürlichen Sohnes Friedrich Wilhelm II. mit der Gräfin Lichtenau. Auf einem Sarkophag ist der junge Graf, entkleidet, in einer ruhenden Stellung, abgebildet. Seine Gestalt ist wunderschön, und aus seinem Gesicht spricht bezaubernde Unschuld und hoher Seelenadel. Seinem Haupte ist der Helm, seiner Rechten das Schwerdt entsunken. Eine Anspielung auf seine kriegerische Neigung. Die reichgestickten Schuhe und die kostbare Decke, über dem Sarg, bezeichnen den hohen Stand des entschlafenen Jünglings. Der Sarg ist im antiken Geschmack, von schlesischem Marmor. Auf derselben Minerva, wie sie den Jüngling in ihre Schule der Künste und Wissenschaften aufnehmen wollte, und die Zeit ihn ihr entreißt. Er sträubt sich, die Zeit aber zeigt den unterirdischen Weg, den die abgeschiedenen Seelen nehmen müssen. Ein dabei liegender Schild zeigt das gräfliche Wappen. Rechts der Tod, wie ihn die Griechen abgebildet: ein Jüngling hält in der einen Hand eine umgekehrte Fackel, in der andern einen Rosenkranz, worin ein Schmetterling, als Sinnbild der entfesselten Seele. Auf der linken Seite der Zwillingsbruder des Todes, Morpheus an einen Strunk gelehnt. Die Mohnstaude keimt zu seinen Füßen, und Mohnblumen kränzen sein Haupt. Oben in einer Nische sieht man die schöne Gruppe der drei Parzen. In sich selbst zusammengezogen sitzt Klotho und liest in dem Buche des Schicksals. Aus harten Umrissen und scharfen Winkeln und Ecken ist die Gestalt der unerbittlichen Atropos zusammengesetzt, und aus sanften Linien die bittende Lacheſis. Vorzüglich schön ist das weite Auseinanderhalten der Hände beim Zerreißen; will man etwas schnell und entschlossen zerreißen, so faßt man es kurz, um die Schwungkraft der Arme zu vermehren. Die Parze faßt den Faden lang und zerrt ihn zaudernd auseinander. Das Ganze deutet auf den Tod eines Menschen, der noch nicht geleistet hatte, was man von ihm zu erwarten berechtigt war. Alle Bildhauerarbeit ist von kararischem und schlesischem Marmor. Auf einer Tafel von schwarzem, brabanter Marmor befindet sich die Inschrift von Ramler:

Frid. Guiliel. Maurit. Alexander
March. Comes.
Nat. D. IV. Jan. MDCCLXXIX.
Denat. D. I. Aug. MDCCLXXXV.
Paternis prosecutus lacrimis
Egregiis virtutibus ornatus
Artibus ingenuis mature instructus
Ad altiora se contulit studia
Coelitum choris immixtus.

Ueberhaupt wurden die Kirchen Berlin's auf mannigfache Weise ausgeschmückt, und besonders machte sich der Director der Academie der Künste, Christian Bernhard Rode, durch seine schönen Gemälde in der Nicolai-, Marien-, Georgen-, und Sophienkirche, um dieselben verdient. Auch viele Privatpersonen trugen durch einzelne Bauten zu Berlins Vergrößerung und Verschönerung bei. So baute der General von Tempelhoff das Gebäude unter den Linden Nr. 21, der Decorationsmaler Verona die Häuser Nr. 17 und 18 eben daselbst, und zwischen der Georgenstraße und der weidendammer Brücke entstand eins der größten Gebäude in Berlin, die sogenannten Georgischen Häuser Nr. 139 bis 141, welche in der neueren Zeit zur königlichen Pepiniere eingerichtet worden sind.

In Charlottenburg baute Bouman der Jüngere, auf den Befehl des Königs, das neue Orangeriehaus, das Schloßtheater, das Angelhaus an der Spree und das Belvedere. Auch die Villa der Gräfin Lichtenau am Spreeufer, verdankt die-

Digitized by Google

ſem Baumeiſter ſeine Entſtehung, und außerdem verſchönerten mehrere Berliner mit hübſchen Landhäuſern dies immer mehr anwachſende Städtchen.

Was Potsdam anbetraf, ſo ließ der König im Jahre 1787 den Bau des Marmorpalais am heiligen See beginnen, deſſen wir ſchon unter Friedrich II. erwähnten, und hiezu kam noch die verſchönerte Einrichtung der Pfaueninſel, die Friedrich Wilhelm II. auf ſeinen Waſſerfahrten häufig beſuchte, und nachdem wir ſchon oben, bei Gelegenheit der Regierung des groſſen Kurfürſten, davon geſprochen haben, laſſen wir an dieſer Stelle zugleich eine nähere Beſchreibung der neueren und neuſten Einrichtung derſelben folgen:

Am Landufer der Inſel ſteht ein langer Stall und Schuppen für Pferde und Wagen des königl. Hofes. Am dies- und jenſeitigen Ufer ſind zwei 40 Fuß lange und 12 Fuß breite Brücken, zur Ueberfahrt angelegt, und ſo eingerichtet, daß ſie beim Steigen und Fallen des Waſſers auf- und niedergelaſſen werden können, um bequem in die Ueberfahrtskähne ein- und auszuſteigen.

Dieſe von der Havel gebildete Inſel, unweit des Wannenſees, iſt 200 Schritte lang, 500 breit und hat einen Flächeninhalt von 12 magdeburger Hufen. Die erſten Gebäudeanlagen und Verſchönerungen erhielt ſie von 1794—1797.

Die Wohnung des Kaſtellans iſt bei der Ueberfahrt, im pitoresken Geſchmack, von einer maſſiven Etage, worauf ein Geſchoß von Fachwerk mit Eichenrinde bekleidet. Hier erblicken wir das königliche Landhaus, in der Form einer verfallenen, römiſchen Villa, mit einem Souterrain, 2 Wohngeſchoß und 2 Thürmen, von Stiel- und Riegelwänden, mit ausgemauertem Fachwerk aufgeführt, und durchgängig mit ſtarken eichenen Brettern in Quadre verbunden und bekleidet, mit Oelfarbe überſtrichen und mit Sandſteinſand gleichſam verſteinert.

In dem gewölbten Souterrain dieſes Hauſes befindet ſich die Kellerei, Kaffeeküche und Silberkammer. Die erſte Etage enthält einen Flur und 4 ſogenannte Kavalierkammern, nebſt ein Kabinet. In der zweiten Etage ſind ein ſchön dekorirter Saal, 33 Fuß lang, 20 Fuß tief und 17 Fuß hoch, und zwei Konverſationszimmer, nebſt einem runden Kabinet. Alle Zimmer ſind auf das Freundlichſte und Geſchmackvollſte eingerichtet.

Die beiden runden Thürme ſind durch eine 33 Fuß lange Brücke von Gußeiſen verbunden. Das Dach, die Thürme und die Brücke ſind mit Pontonblech gedeckt. Von dem Platze, der auf dem einen ruinenmäßig abgebrochenen Thurm mit Gartenſtühlen beſetzt iſt, hat man eine vortreffliche Ausſicht, über das Waſſer nach Potsdam, dem neuen Garten und mehrere Dörfer. Auf dem andern Thurm iſt ein Gewitterableiter.

Unweit dieſes Hauſes iſt die Küche, nach holländiſcher Art erbaut und mit Pontonblech gedeckt, im Innern mit holländiſchen Flieſen bekleidet, ein Küchentiſch von ſchleſiſchem Marmor; eine 48 Fuß lange und 6 Fuß breite Stegbrücke dient zur Anfahrt mit Kähnen. Neben der Küche iſt die Eiskute mit einem ſpitzen Kuppeldache von Schiefer. Nicht weit davon iſt ein Brunnen.

Im Jahre 1824 wurde aus Danzig die Façade, aus Sandſtein im gothiſchen Geſchmack, von einem dreihundert Jahr alten Gebäude, früher den v. Schlieſſen gehörig, nach der Inſel gebracht, und zum gänzlichen Umbau des frühern Kavalierhauſes, jetzt das Danziger Haus genannt, verwendet. Das Gebäude iſt nach Schinkels Zeichnung, mit Berückſichtigung der Façade aus Danzig ausgeführt, und es bildet nun die alte Façade die des größern, ruinenartig abgeplatteten Thurmes, an dem man im obern, mittleren Felde das von Schlieſſenſche Wappen ſieht. Dieſer Thurm iſt 72½ Fuß, der zweite nur 51 Fuß hoch. Außer den modern eingerichteten Zimmern für königl. Herrſchaften, ſind noch in dem Gebäude Wohnungen für Gärtner, Faſanenjäger und Thierwärter eingerichtet.

Eine ſehr nützliche Einrichtung iſt die 1825 an der Havel aufgeſtellte Dampfmaſchine, von 6 Pferde Kraft. Sie drückt eine 96 Centner ſchwere Waſſerſäule, 412 Fuß weit, durch Röhren auf den höchſten Punkt der Inſel, wo ſie ſich in Form eines Mantels, 81 Fuß 10 Zoll über den Waſſerſtand, aus einem 32½ Fuß



Digitized by Google

hohen Kandelaber von Gußeisen, der auf einem künstlichen Felsen im Reservoir steht, in dasselbe ergießt. Das Reservoir hat 6579 Kubikfuß Inhalt und kann von der Maschine in 4 Stunden gefüllt werden. Aus der Havel führt ein gemauerter Kanal das Wasser zu dem Druckwerk der Maschine. Nicht weit davon befindet sich der auf den Leitungsröhren stehende Windkessel und ein Spring, der den Wasserstrahl bei ruhiger Witterung 72 Fuß hoch wirft. Aus dem Reservoir kann nicht allein die ganze Insel, vermittelst gelegter Röhren leicht bewässert werden, sondern es ergießt sich auch aus demselben ein Gebirgsbach in den Teich des Taubenhauses.

Das Taubenhaus, mit einem Teich umgeben, der bis an den Rand des Pflasters 163,400 Kubikfuß Wasser faßt, ist in neu griechischem Stil, und enthält außer der Taubenzucht unterhalb noch Zwinger für viele Arten fremder und wilder Gänse, Enten und anderer Wasservögel, unter denen sich sehr schöne und seltene Exemplare befinden. Der Teich ist an den Seiten mit einem Netz umgeben.

Im ähnlichen Stil ist das Vogelhaus erbaut, mit einem Drathgitter umgeben, von dem nach dem Hause selbst ein Bindfadennetz, wozu 9 Centn. Bindfaden erforderlich waren, eine Decke bildet. Hier lebt eine große Menge einheimischer und fremder Vögel und Federvieh in guter Verträglichkeit neben einander, unter denen türkische und spanische Hühner, amerikanische Rebhühner, Löffelreiher, viele schöne, weiße Pfauen, die Blicke auf sich ziehen.

Weiterhin ist die Bärengrube, in welcher Bären beiderlei Geschlechts unterhalten werden, die sich fortpflanzen. Die aus Mauersteinen aufgeführte Grube ist 14 Fuß tief, unten 22 Fuß weit, oben mit einem eisernen, 6 Fuß hohen Stacket versehen. Unten an der Grube ist der Futterzwinger der Bären so eingerichtet, daß dieselben während des Fressens darin eingesperrt werden können, und die Grube von dem Wärter ohne Gefahr gereiniget werden kann. In der Mitte der Grube steht ein trockener Baum, auf dem eine Art von Sitz angebracht, und der den Bären zum Hinaufklettern dient, die dadurch den Zuschauern belustigende Unterhaltung gewähren.

Seitwärts davon ist die Fasanerie, ein Gittergebäude, 108 Fuß lang und 41 Fuß tief, mit 18 Zwingern, in denen böhmische Gold- und Silberfasanen, Perlhühner u. dgl. unterhalten werden. Die Fasanerie war früher im neuen Garten.

Die Adlerkäfigte sind zwei, jedes mit 5 Abtheilungen versehene Gebäude, worin mehrere Arten von Adlern, Falken, Uhus und Eulen. Zwischen denselben steht das Affenhaus, mit 16 Zwingern, von denen 8 im Winter geheizt werden. Die andern Zwinger, deren jeder 4 Fuß lang und 10 Fuß tief ist, dienen den Affen zur Sommerwohnung, worin sie sich auf Kletterstangen und Karousseldrehen belustigen; im Winter ziehen sie sich in ihre geheizten Wohnungen zurück. Unter denselben sieht man viele seltene Arten, z. B. einen Quistiti, ferner sieht man amerikanische und hiesige Eichhörnchen, ägyptische Springmäuse, einen Paradiesfinken; auch Känguruhs, Wölfe und früher einen Löwen.

Im Sommer weidet hier eine schöne Schaf- und Ziegenheerde, unter denen die thibetanischen und isländischen Schafe und asiatische Fettschwänze sich auszeichnen.

Einen reizenden Anblick gewährt der Rosenpark zur Zeit der Blüthe; besonders, seit 1821 durch die ausgezeichnete Sammlung des Dr. Böhler in Berlin, vermehrt, enthält derselbe mehrere Tausend größtentheils hochstämmiger Rosenstöcke der seltensten und schönsten Arten.

In dem sogenannten Weinberge ist ein Mandelbaum mit gefüllten Blumen, seiner ausgezeichneten, 6 Fuß im Durchmesser, großen Krone wegen, sehenswerth. Unter der Hortensienflur sieht man einen Strauch, der öfters mit mehr als 500 Blumen prangt, dessen gleichen wohl in keinem Blumengarten anzutreffen sein dürfte. Wer versäumt hat, die Rosenblüthe zu sehen, wird im Spätsommer in dem üppigen, großen Georginenflor einen reichen Ersatz finden.

Im Jahre 1833 wurde ein besonderes Haus für große Palmbäume errichtet. Eine Kegelbahn, so wie

Digitized by Google

eine ruſſiſche Rutſchbahn, Gartenbänke zum Ausruhen fehlen nicht. In der Baumſchule iſt ein mit Werkſtücken ruinenartig erbauter Brunnen.

Die Meierei, am Ende der Inſel, ſtellt ein eingefallenes, gothiſches Gebäude vor. Im untern Geſchoß iſt die ſogenannte Molkenſtube, in der zweiten ein großer Saal, meublirt und verziert im gothiſchen Geſchmack. Daneben der Stall für das Rindvieh, und nicht weit davon der Büffelſtall, mit einem Teich und Gehege.

In einiger Entfernung von der Ueberfahrt liegt die engliſche Fregatte, welche der König von England hat bauen, auf das eleganteſte ausſchmücken und dem König zum Geſchenk überſenden laſſen. Die königl. Familie benutzt ſie zu Luſtfahrten auf der Havel.

Beſuchern des Publikums iſt die Inſel Dienſtags und Donnerſtags geöffnet.

Auch das Schauſpielhaus in Potsdam, in der Nähe des Berliner Thores, wurde von Friedrich Wilhelm II. erbaut. Die Vorderfronte hat eine Freitreppe, auf welcher man durch drei Eingängen in das Haus gelangt. Auf dem Brandgeſimſe des erſten Geſchoſſes erheben ſich vier joniſche Säulen bis in's dritte Geſchoß. Zwiſchen den Fenſtern des erſten und zweiten Geſchoſſes ſtehen in den Niſchen die Büſten des Ariſtophanes und Sophocles. Im Frieſe lieſt man die Inſchrift: „dem Vergnügen der Einwohner.“ In der atiſchen Etage ſtellt ein Basrelief das Feſt der Muſen dar. Das Parterre enthält 920 Quadratfuß, faßt 300 Zuſchauer und hat ſechszehn Sitzbänke. Im erſten Rang iſt die königliche große Loge, im Proscenium zwei kleinere Logen, ebenfalls für die königliche Familie beſtimmt, in den übrigen zwanzig Logen des erſten Ranges haben 120 Zuſchauer Platz. Der zweite Rang, ebenfalls aus zwanzig Logen beſtehend, faßt 400 Zuſchauer, ſo daß das Ganze bequem für 1000 Perſonen Raum gewährt. Außerdem befindet ſich im Hauſe ein großer Saal zu Conzerten, Muſik- und Tanzproben. Das Proscenium beſteht aus vier weißen, vergoldeten, kanelirten, joniſchen Säulen, worauf eine Kuppel ruht, über welcher ſich eine Uhr mit transparentem Zifferblatt befindet. Die Malerei der Decke und des Vorhanges ſind von Burnat.

Was die Inſtitutionen in Berlin, die ſich nicht auf das materielle Sein der Einwohner beziehen, anbetrifft, ſo iſt beſonders die Reorganiſation der Akademien der Künſte und Wiſſenſchaften bemerkenswerth. Nicht, wie ſein Vorfahr und Oheim, von einer allzugroßen Vorliebe für die Franzoſen eingenommen, ſchätzte Friedrich Wilhelm II. auch die einheimiſchen Künſtler, und erließ zu deren Aufmunterung den Befehl, daß alljährlich, oder doch mindeſtens alle zwei Jahr, eine vier oder fünf Wochen dauernde Ausſtellung von Gemälden und anderen Kunſtſachen abgehalten werden ſollte. Außerdem wurde jungen Leuten, die ſich den bidenden Künſten widmeten, unentgeldlicher Unterricht gegeben. — Auch die Vorliebe des Königs für Muſik verbreitete ſich unter den Unterthanen, fremde Virtuoſen ließen ſich in Berlin hören und wählten zum Orte ihrer Vorſtellungen gewöhnlich den Saal im Hotel zur Stadt Paris. Außerdem wurden in mehreren öffentlichen Anſtalten, und zwar namentlich im Joachimsthalſchen Gymnaſium, häufig Uebungsconzerte gegeben, und zugleich bildete ſich in Berlin ein Clubb unter dem Namen der muſikaliſchen Reſſource, die alle vierzehn Tage, des Mittwochs, eine aus Vokal- und Inſtrumentalmuſik beſtehende Abendunterhaltung in ſeinem Lokale, Dorotheenſtraße Nr. 16., gab, zu welcher die Einlaßkarten von den Mitgliedern vertheilt wurden. Dieſem Beiſpiele gemäß folgten mehrere andere Geſellſchaften, und außerdem führte der Chordirektor Lehmann, ein als Praktiker und Theoretiker gleich geachteter Muſiker, mehrere Male im Jahre Kirchenmuſiken in der Nikolaikirche auf. Beſonders wichtig für die Kultur der Muſik war aber die im Jahre 1790 als Privatverein von dem Kammermuſiker Faſch, unter Mitwirkung des Profeſſor Zelter, geſtiftete Singakademie, die ſchon damals, bald nach ihrer Entſtehung, über 100 Mitglieder weiblichen und männlichen Geſchlechts zählte.

Auch die Akademie der Wiſſenſchaften ſtrebte unter Friedrich Wilhelm II. immer mehr und mehr dahin, ſich zu einem Nationalinſtitut auszubilden, und der

Digitized by Google

neue Curator derſelben, Graf von Herzberg, erwarb ſich in dieſer Beziehung die ausgezeichnetſten Verdienſte. Als Zweige dieſes Inſtitutes ſind das ſogenannte Clinikum in der heiligen Geiſtſtraße Nr. 4., welches ſpäterhin mit der Charité vereinigt wurde, die königliche Thierarzneiſchule, die Artillerieakademie, die chirurgiſche Pepiniere und das Lehrinſtitut des reitenden Jägerkorps zu erwähnen, während an Privatvereinen zwei litterariſche Geſellſchaften, von denen ſich die Eine die Mittwochsgeſellſchaft, die Andere die Geſellſchaft der Freunde der Humanität nannte, zu erwähnen ſind. Außerdem ſtiftete noch im Jahre 1796 der Apotheker Möbius die pharmaceutiſche Geſellſchaft, und in Potsdam wurde 1788 eine Ingenieurakademie errichtet; auch bildete ſich in der letztgenannten Stadt die ſogenannte märkiſch-ökonomiſche Geſellſchaft zur Aufnahme von ſtädtiſchem und ländlichem Gewerbe, welche am 3. November 1791 beſtätigt wurde.

Ueber die Bildungsanſtalten Berlin's haben wir noch hinzuzufügen, daß die ſchon beſtehenden vier Gymnaſien durch ein fünftes vermehrt wurden. Die Realſchule in der Kochſtraße wurde nämlich bei Gelegenheit ihrer funfzigjährigen Jubelfeier am 9. Mai 1797 zu einem, mit allen Vorrechten höherer Schulanſtalten ausgeſtatteten Gymnaſium erhoben, ſie bekam das Haus Nr. 41. und 42. der Friedrichsſtraße zum Schullokale angewieſen, und erhielt nach dem Könige den Namen Friedrich-Wilhelm's Gymnaſium, dagegen ging die Realſchule nicht ein, ſondern beſtand vielmehr unter denſelben Bedingungen nach wie vor fort, als ein von dem neu geſtifteten Gymnaſium unabhängiges Inſtitut. Nachmals wurde der Realſchule eine Töchterſchule hinzugefügt, welche ſeit dem Jahre 1827, unter dem Protektorium Ihrer Majeſtät der jetzt regierenden Königin von Preußen ſtehend, den Namen der Eliſabethſchule erhielt. —

Ueber die Fabriken und Manufakturen in Berlin dürfte wenig mehr zu ſagen ſein, als das, was wir ſchon unter Friedrich II. davon erwähnt haben. Die Kriege, welche Friedrich Wilhelm II. führte, konnten die Ruhe des Staates, und mindeſtens die von Berlin, nicht unterbrechen, und Handel und Wandel blühte daher fröhlich empor. Wir wenden uns daher nur noch zu der Umgebung von Berlin, über die uns auch nur wenig zu ſagen übrig iſt, nachdem wir in dem vorhergehenden Abſchnitte ausführlich darüber geſprochen haben. — Mit jedem Jahre mehrte ſich die Zahl der öffentlichen Vergnügungsorte und Kaffeegärten in der umliegenden Gegend, als Charlottenburg, Schöneberg, Pankow, Schönhauſen und dem Thiergarten, und beſonders wurden die Promenaden in Letzterem immer beliebter und beſuchter; auch wurden die Parthieen deſſelben auf Befehl des Königs mannigfach verſchönert, und beſonders die ſumpfigen Gegenden bei der Pappel- und Rouſſeauinſel durch einen Flußgraben, der in den ſogenannten Landwehrgraben auslief, ausgetrocknet. Außerdem bauten mehrere reiche Partikuliers die Reihe jener ſchönen Villen, die jetzt im Thiergarten vom Kempferſchen Lokal bis zum Hofjäger ſtehen. Hinter dem Garten des Hofjägers führte eine kleine Brücke über den Schaafgraben zu einer kleinen Einſiedelei mit angenehmen Spaziergängen, und weiter hinter demſelben verſchönerte die regierende Königin die dort liegende Faſanerie mit einem engliſchen Garten und mehreren Luſthäuſern im chineſiſchen Geſchmack. Auch die charlottenburger Chauſſee entſtand zu jener Zeit, und da dieſer Ort immer mehr und mehr von den vergnügungsſüchtigen Berlinern beſucht wurde, ſo ſtellten ſich ſchon täglich ſpekulative Fuhrleute aus Charlottenburg und Berlin am brandenburger Thore auf, welche für einen geringen Preis die Spaziergänger nach Charlottenburg fuhren, wo das Kaffeehaus „zum türkiſchen Zelt" eins der beſuchteſten Lokale war. —

Außerdem fanden die Berliner auch ſchon damals, wie noch immer jetzt, an jenen Vergnügungen Gefallen, mit denen die Beſitzer der in der Nähe der Reſidenz belegenen, öffentlichen Lokale noch heut den gemeinen Mann regaliren, als Ernte-, Roſenfeſte, Stangenklettern, Sacklaufen u. ſ. w. Im Winter gab es Erbspickenicks, Puppenſpiele, Tanzgeſellſchaften und andere Vergnügungen, auch die Liebe zum Theater verbreitete ſich immer mehr und mehr. Döbbelin war, wie geſagt, 1775 Di-

Digitized by Google

rektor des deutschen Theaters, und versuchte auf alle mögliche Weise dem Publikum Geschmack für Kunst beizubringen; aber leider waren die Mittel, welche ihm anfänglich zu Gebote standen, nur sehr gering, und erst als Friedrich Wilhelm II. ihm das ehemalige französische Komödienhaus zu seinen Vorstellungen einräumte, gelang es ihm einigermaßen, seinem Ziele näher zu kommen. Nachdem Döbbelin endlich in den Ruhestand versetzt worden war, wurde das deutsche Theater auf königliche Rechnung verwaltet, und der berühmte Engel, damals Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, wurde zum Schauspieldirektor ernannt. Dieser legte im Jahre 1794 sein Amt nieder, und nun erhielt der bekannte Dichter Rammler die ästhetisch-litterarische Führung des Theaters, während der Schauspieler Fleck zum Regisseur, der Geheime-Rath von Warsing aber zum Intendanten der Schauspieler ernannt wurde. Unter diesen zeichneten sich besonders Fleck, Unzelmann, Beschort und, unter den Damen, die Madame Bethmann und die später so berühmt gewordene Händel-Schütz aus. Als aber im Jahre 1797 Iffland in Berlin nicht nur engagirt, sondern auch mit der Direktion des Theaters beauftragt wurde, blühte eine glänzende Periode für das berliner Hoftheater herauf, sowie auch die deutsche Oper unter der Direktion von Anselmus Weber auf eine mächtige Weise gehoben worden war.

So war im Allgemeinen der Zustand der Residenzstädte Berlin und Potsdam beschaffen, als Friedrich Wilhelm II. zu Potsdam starb, und in dem Todesjahre des Königs betrug die Zahl der Einwohner vom Civilstande in Alt-Berlin: 22,324; in Alt-Cölln 10,794; in Neu-Cölln 4,269; auf dem Friedrichswerder 6,385; in der Dorotheenstadt 8,234; in der Friedrichsstadt 36,917; in der cöllnischen Vorstadt 12,323, in der spandauer Vorstadt 21,621; in der Königsvorstadt 8,759 und in der stralauer Vorstadt 6,760; also zusammengenommen: 138,386 Seelen, welches mit Inbegriff der Garnison von 45,574 Mann, eine Gesammt-Bevölkerung von 183,960 Köpfen giebt.

Friedrich Wilhelm III., der nunmehr die Regierung des preußischen Staates übernahm, war am 3. August 1770 zu Potsdam geboren, der Sohn Friedrich Wilhelm II., des damaligen Kronprinzen und der Prinzessin Friedrike Luise von Hessen-Darmstadt. Friedrich der Große selbst hielt den Neugebornen am 8. August über die Taufe, wobei er die denkwürdigen Worte aussprach: „der wird mich wieder von vorn anfangen.“ Des jungen Prinzen früheste Erziehung war weiblichen Händen anvertraut, späterhin übernahm der Geheime Rath Behnisch die Aufsicht über den königlichen Knaben, der in seinem siebenten Jahre das Fähnrichs Patent, und zugleich in der Person des General von Backhoff einen neuen Gouverneur erhielt. Bis zur Thronbesteigung seines Vaters lebte der Prinz in Potsdam, dann aber vertauschte er seinen dortigen Aufenthalt mit dem in Berlin; zugleich erhielt er den Titel als Kronprinz, und Mirabeau entwirft im Jahre 1786 die folgende Schilderung von ihm: Der Kronprinz verdient schon jetzt im hohen Grade die allgemeine Aufmerksamkeit, denn Alles kündigt in ihm Charakter an. Ohne Gewandtheit, aber von vielsagender Physiognomien, ohne Schminke, aber wahr; von Allem will er das Warum wissen, und nur vernünftige Antworten befriedigen ihn. Streng und fest bis zur Unbiegsamkeit, und dennoch wärmeren und feineren Gefühlen nicht verschlossen, weiß er schon hoch zu schätzen und zu verachten. Seine Verehrung für Friedrich den Großen grenzt an Vergötterung und äußert sich laut. Vielleicht reift dieser junge Mann einst zu großen Bestimmungen heran, und sollte einst eine Springfeder einer großen und merkwürdigen Revolution sich in ihm entwickeln, so werden diejenigen, welche in die Zukunft zu blicken verstehen, sich nicht darüber wundern.

So lebte der Kronprinz schon damals, von Allen denjenigen, die in seine nähere Umgebung kamen, geliebt, jedoch von jeder Theilnahme an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen, zu Berlin, als der ausbrechende Krieg gegen Frankreich ihm Gelegenheit gab, seine Tapferkeit zu zeigen. Nach seiner Rückkehr vom Rhein, am 24. September 1793, fand die Vermälung des Kronprinzen mit der Prinzessin Luise Auguste Wilhelmine Amalie von Mecklenburg-Strelitz statt. Drei Tage vorher war

Digitized by Google

dieſe Prinzeſſin, von ihrer fürſtlichen Schweſter begleitet, welche an den Prinzen Ludwig verheirathet werden ſollte, in Potsdam eingetroffen, und am folgenden Tage, einem Sonntage, hielten ſie ihren Einzug in Berlin. In Schöneberg wurden ſie von den Hofmarſchällen und Kammerherren empfangen, und ihr Wagen mit acht Pferden aus dem königlichen Marſtalle beſpannt. Vorauf ritten ſechs Hofpoſtſekretaire, mit vierzig blaſenden Poſtillionen. Am Thore von Berlin bewillkommneten ſie der Magiſtrat und die Stadtverordneten; am Eingange der Linden waren Ehrenpforten erbaut, hier ſtanden die Innungen mit ihren Inſignien und Fahnen. Um drei Uhr langten die hohen Bräute im Schloſſe an, wo ſie der König dem geſammten Hofe vorſtellte.

Bei ſeiner Vermälung gab der Kronprinz recht deutlich zu erkennen, wie ſehr er alle unnöthige Etiquette haßte. Es beſteht nämlich eine Hofſitte, daß bei ſolchen Feierlichkeiten zwei General-Lieutenants die Speiſen an der Königlichen Tafel ſtehend vorlegen, und daß die Hofmarſchälle und Kammerherren ſie ſo lange den königlichen Perſonen überreichen, bis Dieſe zum erſten Male getrunken haben. Als der Kronprinz an ſeinem Vermälungstage den Hofmarſchall hinter ſich bemerkte, ſagte er ihm: „Gehen Sie zu Tiſche.“ — „Eure Königliche Hoheit, heute erfordert es die Etiquette, daß ich Sie bediene,“ antwortete Jener. — „Nun wie lange währt es denn?“ — „Bis Eure Königliche Hoheit getrunken haben.“ Der Kronprinz ergriff hierauf ein Glas Waſſer, trank und ſagte: „So gehen Sie denn, ich habe getrunken!“ *)

War indeſſen der Kronprinz bald nach ſeiner Vermälung genöthigt, ſeine Gemalin zu verlaſſen und ſeinen Vater auf dem Feldzuge nach Südpreußen zu begleiten, ſo war doch wohl nie eine Ehe glücklicher und zufriedener, als die dieſes hohen Paares. Am 15. Oktober 1795 wurde dem Kronprinzen ein Sohn, der jetzt regierende König, Friedrich Wilhelm IV., geboren, deſſen Taufe am 28. deſſelben Monats im kronprinzlichen Palais ſtatt fand. Die anweſenden Taufzeugen waren: der König, die regierende und die verwittwete Königin, der Prinz und die Prinzeſſin Heinrich, der Prinz und die Prinzeſſin Ferdinand und der regierende Herzog von Meklenburg-Strelitz. — Am 22. März 1797 beſchenkte die Kronprinzeſſin ihren Gemal abermals mit einem Prinzen, Seiner Königlichen Hoheit dem jetzigen Prinzen von Preußen, — und wie ungetrübt und heiter die Tage des fürſtlichen Paares dahin floſſen, erfahren wir aus einem Schreiben der Vertrauten der Kronprinzeſſin, Maria Mnioch, welche ſich folgendermaßen darüber ausſpricht:

„Gott erhalte und ſegne den Kronprinzen und ſeine gute Frau! Sie ſind uns nöthig.

„Es hat ein großer Kriegs- und Geſchäftsmann auf dem Throne geſeſſen, aber immer wie unterm kalten Zelt im Kriegslager, ewig und einzig umgeben von Männern, von Wehr und Waffen und Unruhe. Er lebte ein kaltes Männerleben, eine Campagne auch außer dem Kriege. — Nur ein ſcharfer Witz machte lächeln, nur ein männlicher Verſtand, gerade und bewaffnet, wurde geſchätzt, und die Stimme der Liebe und Zärtlichkeit klang aus einer Flöte. Der hohe Geiſt des eiſernen Mannes fand ſich nicht zurecht in den leiſeren Bedürfniſſen des menſchlichen Herzens.

„Es ſoll aber die Zeit kommen, wo die eheliche Liebe auf zwei Stühlen unter dem Thronhimmel ſitzen wird, und der Palaſt wird ein freundliches Haus ſein unter Palmen, mit einem lieblichen Garten.

„Die politiſchen Philoſophen meinen zwar: ein rechter Fürſt dürfe für bürgerliches Haus- und Eheglück keinen feinen Sinn haben, ſondern ſolle von Amtswegen ein bloßer reiner Fürſt ſein, ein bloßes Amt, vorgeſtellt und abgezeichnet in einer lebendigen Perſon. Ich kann dieſes aber nicht begreifen, wenn ich es auch verſtehe.

„Kein Menſch kann durch und durch ſein Amt werden und weiter nichts; und ein Fürſt und eine Fürſtin ſind immer auch noch etwas Anderes, als Fürſt und Fürſtin. Das Beſte unter allen mögli-

*) L. Wegl. Lebensgeſchichte Friedrich Wilhelm III.

Digitized by Google

chen Andern ist denn doch wohl, daß sie auch Mann und Weib, Vater und Mutter, Hausherr und Hausfrau sind. Soll ihnen dies aber genügen, so müssen sie lieben und geliebt werden; sie müssen ein häusliches und eheliches Leben führen und gar wohl einen feinen Sinn für das Schöne, Gute und Glückliche dieses Lebens haben.

„Der Mensch in uns geht wohl überall mit und wirkt überall mit. Unter dem Feierkleide des Amtes schlägt dasselbe Herz, was in Hauskleidern schlägt. Im Volks-Senat und auf dem Throne sitzt doch Niemand anders, als der Mensch, der vom Hause dahin gegangen ist. — Wenn dieser Mensch nicht ohne Amt gut ist, so macht ihn wohl das Amt nicht dazu. Der gute Mensch hat die Bedürfnisse eines solchen, und man muß sie nicht, um eines hohen Postens willen, als niedrig und ungeziemend wegphilosophiren wollen. Es steht dabei nichts Geringeres, als der gute Mensch, auf dem Spiele.

„Wenn es der guten Frau, der Kronprinzessin, nicht unangenehm sein müßte, so wäre es für die Frauen des Landes, besonders die vornehmen, gar gut und heilsam, daß ein trefflicher Maler die fürstliche Mutter und Hausfrau in den edlen Beschäftigungen, Scenen und Gruppen abbildete, wo sie beides mit Herz und Seele als Hauptperson darstellt.

„Der Anblick solcher Madonnenbilder würde die trägen und blöden Gemüther erwecken und begeistern, und manchem vornehmen, verehelichten Wittwer seine Haus- und Ehefrau, und manchem verwaiseten Kinde seine rechte Mutter wiedergeben."

Am 16. November starb, wie gesagt, Friedrich Wilhelm II., und als der Kronprinz die Nachricht von dem Ableben seines königlichen Vaters erhielt, eilte er sogleich in das Sterbezimmer, der Natur den schuldigen Tribut zu zollen, und seine Thränen flossen an der Leiche des geliebten Vaters, die in der Frühdämmerung nach Berlin gebracht, und dort bei Fackelschein in die königliche Gruft der Domkirche gesenkt wurde. Das großartige Leichenbegängniß selbst fand am 11. December mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten statt.

Die ersten Schritte, welche der König nach seinem Regierungsantritte that, zeigten es klar und deutlich, daß er alle jene Hoffnungen, mit denen das Volk auf ihn hingeblickt hatte, erfüllen würde. Er entfernte alle jene Männer, die die Gunst seines Vaters auf eine unwürdige Weise gemißbraucht hatten, und die die Stimme des allgemeinen Unwillens deutlich genug bezeichnete; auch die Gräfin Lichtenau, mit welcher der verstorbene König im vertrauten Umgange gelebt hatte, und die man in die Geheimnisse des Staates eingeweiht glaubte, wurde gleich nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II., noch ehe die Garnison Treue geschworen hatte, im Marmorpalais verhaftet, und ihr Haus zu Berlin versiegelt. Außerdem wurde das Religionsedict aufgehoben, die Censur nach milderen Grundsätzen gehandhabt, und verdiente Männer traten auf's Neue in öffentliche Wirksamkeit.

Am 6. Juli 1798 fand die feierliche Huldigung in Berlin statt. Um den großen Kostenaufwand zu vermeiden, hatte der König die entfernteren Städte aufgefordert, nur wenige Deputirte zu schicken. Am Morgen dieses Tages stellte sich die Bürgerschaft von Berlin, kompagnieweise geordnet, mit Musik und Fahnen im Lustgarten auf, während sich die Stände in der Domkirche, die Prinze, Minister und der gesammte Hofstaat im Thronzimmer des Schlosses eingefunden hatten. Der König begab sich, von seiner gesammten Generalität begleitet, zu Fuß nach dem Dom, wo zum Texte der Predigt bei dem feierlichen Gottesdienste die Worte gewählt waren: „Durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt." — Der Magistrat und die Deputirten der Provinzialstände hatten sich inzwischen vor dem Schlosse aufgestellt, um den König zu begrüßen, der um eilf Uhr in das Schloß zurückkehrte, und dort im Rittersaal die Huldigung der schlesischen fürstlichen Stände annahm. Dann begab sich der Monarch nach dem sogenannten weißen Saale, wo er unter dem Thronhimmel Platz nahm, und die Huldigung der übrigen Stände empfing. Ein dreimaliges Hurrah und der Donner der im Lustgarten aufgefahrenen Kanonen bezeichneten diesen festlichen Moment. Dann trat der



Digitized by Google

König auf den Balkon des Pfeilersaales hinaus, um sich dem versammelten Volke zu zeigen, und nachdem der Eid verlesen, und von der versammelten Menge, mit erhobener Rechten, nachgesprochen worden war, ertönte ein dreimaliges Lebehoch, welches der König mit freundlichem Gruße erwiederte. Abends wollten die Bürger die Stadt erleuchten; aber der König, ein Feind alles unnützen Aufwandes, hatte sich die Illumination verbeten.

Nichts destoweniger versäumte es Friedrich Wilhelm III. nicht, mit seiner Hofhaltung all den Glanz zu vereinen, der sich für einen König von Preußen eignete, ohne deshalb in die Verschwendung seines Vaters, oder in die übertriebene Sparsamkeit seines Großonkels zu verfallen, welche Dieser in den letzten Jahren seiner Regierung an den Tag gelegt hatte. Es gab häufig genug Gelegenheiten zu Hoffestlichkeiten, und besonders erwähnenswerth ist unter denselben, die feierliche Verlobung des Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs, mit der Prinzessin Amalia Marie Anna von Hessen-Homburg. Die fürstliche Braut wurde am 9. Januar 1804 von der Bürgerschaft der Stadt Potsdam feierlich eingeholt, und von ihrem Bräutigam empfangen. Auch die Berliner waren bei dieser Gelegenheit nicht zurückgeblieben. Die Prinzessin wurde an den Thoren dieser Stadt von den städtischen Behörden bewillkommnet, und jenseit der Schloßbrücke, damals noch der Hundebrücke, hatte sich die Kaufmannschaft mit vierzig Fahnen, in zwei Reihen aufgestellt, zwischen denen hindurch die Prinzessin zum Schlosse fuhr, wo das Brautpaar in Gegenwart des Hofes die Ringe wechselte. Am Abend hatte die Kaufmannschaft im Conzertsaal des Schauspielhauses einen Ball arrangirt, auf welchem der König mit seiner Gemalin, das Brautpaar und der Prinz Heinrich erschienen. — Andere Gelegenheiten zu derartigen Feierlichkeiten wurden durch die Geburt der Prinzessin Friedrike Luise Charlotte, der jetzigen Kaiserin von Rußland, am 13. Juli 1798; des Prinzen Friedrich Carl Alexander, am 29. Juni 1801, und durch die häufige Anwesenheit hoher Gäste, wie z. B. des Kaiser Alexander von Rußland und des Herzog Anton von Oestreich veranlaßt; und waren nicht allein für den Hof, sondern auch für die Einwohner der Residenzstädte die Ursache mannigfacher Freuden.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse Frankreich's auf eine eben so unerwartete, als drohende Weise gestaltet. Napoleon hatte das Consulat auf Lebenszeit errungen, und seine Anhänger bewirkten es endlich, daß er am 18. Mai des Jahres 1804 zum erblichen Kaiser der Franzosen erhoben wurde. In der Kirche zu Notredame wurde er am 2. December 1804, unter denselben Gebräuchen, wie einst Karl der Große, gesalbt und gekrönt, und am 17. März 1805 erhob er sich zum Könige von Italien, indem er die eiserne Krone der Lombardei auf sein Haupt setzte. In Folge dessen verband sich Rußland schon am 11. April 1805 mit Großbrittannien durch einen zu St. Petersburg abgeschlossenen Vertrag, welchem auch Oestreich und Schweden beitraten, und von allen Seiten bedrohten die Rüstungen der mächtigsten Staaten Europa's das einzig und allein auf sich angewiesene Frankreich. Aber bei dem sich immer wieder erneuernden Kampfe der Continental-Mächte gegen Frankreich, behauptete sich Friedrich Wilhelm nichts destoweniger in der, seit dem am 17. Mai 1795 zu Basel abgeschlossenen Tractate, angenommenen Neutralität, und benutzte diese Zeit des Friedens, um die alten und neuen Provinzen seines Reiches zu einer immer höher steigenden Stufe der Cultur zu erheben, und besonders in den Letzteren den inneren Wohlstand des Landes auf eine dauerhafte Basis zu gründen. Durch den Baseler Frieden war festgesetzt worden, daß die französischen Truppen die auf dem linken Rheinufer liegenden, preußischen Provinzen: Geldern, Meurs und einen Theil von Cleve, für jetzt im Besitz behalten sollte; die definitive Entscheidung wegen dieser Provinzen, war bis zum allgemeinen Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche ausgesetzt geblieben. Nachdem dieser Friede am 9. Februar 1801 zu Lüneville zu Stande gekommen, und das ganze linke Rheinufer an Frankreich überlassen worden war, erhielt Preußen zwei Jahre nachher, durch den Reichsdeputationshauptschluß, den östlichen Theil des Stifts Mün-

Digitized by Google

ster, die Fürstenthümer Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Erfurt mit seinem Gebiet, Untergleichen, Treffurt, Dorla, die freien Städte: Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, die Stifte: Quedlinburg, Essen, Werden, Elten, die Abtei Herford und die Probstei Kappenberg. Preußen gewann durch diese Entschädigung gegen 180 Quadratmeilen, mit mehr als 400,000 Einwohner, größtentheils treffliche, dem Staate wohlgelegene Länder, mit einem Ueberschusse an Einkünften, von mehr als zwei Millionen Gulden. Durch einen Tausch mit Baiern wurden die fränkischen Fürstenthümer sehr zweckmäßig und mit einem Gewinn von acht Quadratmeilen arrondirt. Friedrich Wilhelm III. war jetzt Beherrscher einer Nation, deren Volksmenge gegen zehn Millionen betrug.

Indessen hatte Rußland seiner Seits den freien Durchzug, der gegen Frankreich bestimmten Truppen gefordert, der König schlug jedoch dies, seinen angenommenen Principien treu, ab, und ließ ein Heer von 80,000 Mann an der Weichsel aufmarschieren, um die Russen, falls sie den Durchmarsch erzwingen wollten, mit Gewalt zurückzuweisen, aber während Friedrich Wilhelm auf diese Weise die Neutralität mit aller Anstrengung im Norden, aufrecht zu erhalten bemüht war, wurde dieselbe im Süden durch den Einmarsch französischer Truppen in's Anspachsche, gröblich verletzt. Alle Gegenvorstellungen des König's von Preußen fruchteten zu nichts, und nun gestattete er, sich aller Verbindlichkeiten gegen Frankreich ledig erklärend, den russischen Truppen den ungehinderten Durchzug durch Schlesien, stellte drei Heere in Niedersachsen, Franken und Westphalen auf, und ließ die an der Weichsel stehende Armee gegen die westlichen Provinzen anrücken. Zugleich erfolgte von preußischer Seite die Besetzung Hannovers, aus welchem die Franzosen gänzlich bis auf Hameln zurückgedrängt wurden. Gleichzeitig fand auch eine Annäherung zwischen dem Könige und Rußland statt, und Preußen übernahm es, den Kaiser von Frankreich dahin zu vermögen, daß er die italienischen Staaten, so wie Holland und die Schweiz, wieder in denjenigen Zustand versetzen wolle, in welchem sich dieselben vor dem Frieden von Lüneville befunden hätten; wenn aber Frankreich, so lautete der gegenseitige Vertrag, sich nicht auf diese Bedingungen einlassen wolle, so versprach Preußen, entweder die Vermittelung des Friedens zu übernehmen, oder im entgegengesetzten Falle, mit den Waffen in der Hand gegen Napoleon aufzutreten. Die Schlacht bei Austerlitz, am 2. December 1805, in welcher der Kaiser der Franzosen das vereinigte, östreichische-russische Heer besiegte, vereitelte indessen diesen Plan. Der Kaiser Alexander kehrte nach Petersburg zurück, und seine Heere folgten ihm, während Napoleon am 26. December mit Oestreich den Frieden zu Presburg schloß, und Preußen schon vorher einen Vertrag mit Frankreich eingegangen war, in welchem der König für die Abtretung von Anspach und Cleve diesseit des Rheins, und für die des Fürstenthum Neuenburg an Frankreich, den Kurstaat Hannover erhielt. Beide Mächte garantirten sich den gegenseitigen Besitz ihrer Länder, und übernahmen außerdem die Garantie des türkischen Reiches. Als der Minister Haugwitz, der diesen Vertrag, als Bevollmächtigter des Königs, mit Napoleon abgeschlossen hatte, demselben die Nachricht überbrachte, erklärte sich Friedrich Wilhelm zwar damit einverstanden, verlangte aber von Napoleon, daß er Großbrittannien beim Abschluß des Friedens dahin bewegen möge, gutwillig in diese Abtretung zu willigen. Napoleon indessen war auch mit diesem Tractate nicht zufrieden, er glaubte, daß er Preußen zu viel gegeben und trug deshalb auf einen andern Tractat an, der im Februar 1806 zu Stande kam, und in Folge dessen die Franzosen das Fürstenthum Anspach besetzten, welches Napoleon an Baiern überließ, wogegen dieser Staat das Fürstenthum Berg, welches Mürat, der Schwager Napoleons, Neuenburg und Valangin abtrat, welches Berthier erhielt. Auf diese Weise förmlich seiner Länder beraubt, sah sich Preußen gezwungen, um einen Ersatz für sich zu haben, Hannover als sein Eigenthum zu behandeln, und zugleich die Häfen der Nordsee den englischen Schiffen zu sperren. Die unmittelbare Folge dieses Schrittes war, wie man wohl denken kann, eine Kriegserklä-



Digitized by Google

rung von Seiten Großbrittanniens, und hierzu kam noch, daß auch Schweden, aufgebracht über die Besetzung Lauenburgs von preußischer Seite, Beschlag auf alle preußischen Schiffe legen ließ. So befand sich allerdings der König in einer sehr bedrängten Lage, die noch dadurch vermehrt wurde, daß Napoleon in seinem Uebermuthe ihn eher wie seinen Vasallen, als wie seinen Bundesgenossen behandelte, und im Gefühl seiner Uebermacht, die abgeschlossenen Verträge auf die willkürlichste und eigenmächtigste Art und Weise verletzte. So geschah es unter andern mit seiner Bewilligung, daß Mürat, der Herzog von Berg, auf die, als Entschädigung an Preußen gekommenen Abteien: Essen, Elten und Werden, Ansprüche erhob, und der Kaiser selbst die Festung Wesel dem französischen Reiche einverleibte. Bald darauf folgte auch die Stiftung des Rheinbundes, jene Vereinigung der süddeutschen Fürsten unter dem Protectorate Napoleons, und wenige Wochen nachher, am 6. August 1806, die Auflösung des deutschen Reiches.

In Folge dieses gewichtigen Schrittes trat Oestreich nunmehr gänzlich vom Kampfplatze zurück, während der König Friedrich Wilhelm, um das drohende Unheil abzuwenden, sich eifrig mit der Stiftung eines nordischen Fürstenbundes beschäftigte, um dem Rheinbunde einen mächtigen Damm entgegenzusetzen; aber noch waren die Unterhandlungen über diesen Punkt nicht zur Reife gediehen, als die Seemacht Frankreich's durch den Verlust in der Schlacht bei Trafalgar heftig erschüttert wurde, und Napoleon England den Frieden und die Herausgabe von Hannover anbot. Auf eine solche Weise mit der grenzenlosesten Willkür behandelt, blieb dem Könige nichts weiter übrig, als der Krieg, dessen unglücklicher Ausgang für Preußen so verderbenbringend war. Am 10. Oktober des Jahres 1806 kam es zu dem ersten bedeutenden Gefechte dieses Krieges bei Saalfeldt, in welchem der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen aus seiner Stellung vertrieben wurde und sein Leben verlor. Seine Leiche wurde in der Kirche zu Saalfeldt beigesetzt, und die Herzogin von Coburg ließ sie mit einem Lorbeerkranz schmücken. Wenige Tage darauf, am 14. Oktober, kam es zu jener unglücklichen Schlacht bei Auerstädt und Jena, in welcher die preußische Armee fast gänzlich vernichtet wurde. Der König hatte dem Fürsten von Hohenlohe-Sondershausen den Oberbefehl über die Reste der zersprengten, preußischen Armee übergeben und befohlen, daß sich dieselben bei Magdeburg sammeln, in diese Festung die nöthige Besatzung werfen und Berlin und Potsdam zu decken suchen sollten. Die Königin, welche ihren Gemal in's Feld begleitet hatte, war am Tage vor der Schlacht, am 13. Oktober, nach Berlin abgereist, wo sie am 17. eintraf. Fast mit ihr zugleich kam durch einen Adjudanten des Feldmarschall Möllendorf die Nachricht von der verlornen Schlacht nach Berlin, und deshalb hielt sich die Monarchin nur eine einzige Nacht in den Residenzstädten auf, und setzte ihre Reise nach Preußen mit der äußersten Schnelligkeit fort. Daher ist auch die Nachricht französischer Bülletins, welche sonderbarer Weise erzählen, daß die Königin auf dem Schlachtfelde gegenwärtig gewesen sei, unrichtig.

Man kann sich indessen kaum einen Begriff von der Verwirrung und Bestürzung machen, welche in Berlin herrschte, seitdem man die Nachricht von der verlorenen Schlacht erhalten hatte. Mit Schrecken schwebten den Einwohnern noch die unter Friedrich dem Großen erlebten Gräuelscenen frisch im Gedächtniß, und als nun sämmtliche Mitglieder des königlichen Hauses, bis auf die Familie des Prinzen Ferdinand von Preußen, Großoheim des Königs, und die Erbprinzessin von Hessen, Schwester des Königs, welche sich grade im Kindbette befand, die Stadt verließen, stieg die Bestürzung auf's Aeußerste, und zugleich brachten auch die königliche Bank, das Realisations-Comptoir der durch das Gesetz vom 4. Februar 1806 auf den Vorschlag des Ministers von Stein eingeführten Tresorscheine, und die Seehandlung ihre Bestände in Sicherheit; während der Staatsminister von Stein, selbst mit einem Theil des damaligen General-Accise- und Zolldepartements, nach Königsberg in Preußen ging. Ein Theil der übrigen Behörden löste sich gänzlich auf, und auch alle diejenigen Privatpersonen, denen es irgend möglich war, suchten

Digitized by Google

ihr Heil in der schnellsten Flucht. — Noch schlimmer war es indessen, als auch der Gouverneur von Berlin, der General der Kavallerie, Graf von der Schulenburg-Kehnert, den Kopf gänzlich verlor. Im Zeughause Berlin's befanden sich für 300,000 Mann Waffen, und außerdem noch bedeutende Vorräthe an Pulver, Blei und Eisen. In dieser unglücklichen Zeit, wo nur rasches Handeln entscheiden und retten konnte, begnügte sich Schulenburg indessen damit, Plakate an die Straßenecken anschlagen zu lassen, in denen er Ruhe als die erste Bürgerpflicht predigte, obschon Niemand daran zweifelte, oder einen Versuch machte, die öffentliche Sicherheit zu stören. Ohne demnach nur das Geringste für die in der Stadt befindlichen, königlichen Vorräthe gethan zu haben, brach Schulenburg bereits am 19. mit der gesammten, unter seinem Befehl stehenden Garnison von Berlin auf, um dieselbe nach Stettin zu führen. Ein solcher Schritt mußte natürlich die Muthlosigkeit und die Bestürzung der Bürger auf's Aeußerste treiben. In den Straßen Berlin's, wodurch sein Weg führte, wollte die versammelte Menge ihn zurückhalten, man stellte ihm vor, daß Berlin, wie im siebenjährigen Kriege, sich gegen die Angriffe der Feinde halten könne; aber er machte sich von den ihn Umringenden los, und mit den tröstenden Worten: „ich lasse ja Euch, meine Kinder, hier;" machte er, daß er so schnell als möglich davon kam. An demselben Tage trat sein Schwiegersohn, Fürst von Hatzfeld, als Civil-Gouverneur an die Spitze der Magistratsverwaltung. Auch ihn ersuchte man dringend um die nöthigen Befehle zur Räumung des Zeughauses und zum Fortschaffen der übrigen Vorräthe; er gab ausweichende Antworten, und die Unruhe in Berlin wuchs mit jeder Minute, als endlich die Nachricht eintraf, daß Napoleon am 24. mit dem Corps des General Lannes in Potsdam eingetroffen sei. Napoleon soll geraume Zeit in den Zimmern Friedrich des Großen verweilt haben, wo er dessen Degen, Scherpe und schwarzen Adlerorden fand, welche Gegenstände er, nach dem achtzehnten Bülletin, dem Invalidenhause zu Paris schenkte. Am folgenden Tage ließ er sich auch, nachdem er eine Musterung seiner Garden vorgenommen hatte, in die Gruft von Preußen's größtem Könige führen. Er äußerte bei dieser Gelegenheit seine Verwunderung darüber, daß er nichts fand, was bildlich an die Thaten des unvergeßlichen Königs erinnerte. Am 26. verlegte der Kaiser sein Hauptquartier nach Charlottenburg, wo zwischen dem Marquis von Lucchesini und dem General von Zastrow, preußischer Seits, und dem Marschall und Divisionsgeneral Duroc, französischer Seits, über einen Waffenstillstand unterhandelt wurde. Die Unterzeichnung des nöthigen Entwurfs erfolgte bereits am 16. November, doch wurde derselbe vom Könige Friedrich Wilhelm nicht angenommen. —

Sobald man in Berlin, wie gesagt, die Ankunft des französischen Kaisers in Potsdam erfahren hatte, begab sich eine Deputation von Seiten des Magistrats dorthin, denselben um Schonung für die Stadt zu bitten, welche auch zugesichert wurde. Gegen Mittag desselben Tages, des 24. Oktobers, traf ein Adjutant des General Hulin ein, um die unmittelbare Ankunft desselben zu melden. Der Vortrab, welchen derselbe führte, bestand aus Jägern zu Pferde, Husaren, reitender Artillerie und Gensd'armen. Diese Truppen stellten sich vor dem berlinischen Rathhause auf, während die Offiziere von dem Fürsten von Hatzfeldt empfangen und in das Sitzungszimmer des Generalbüreau's geführt wurden, um der Versammlung die nöthigen Eröffnungen zu machen. Bald nachher erschien auch der General Hülin selbst. Er saß in einem viersitzigen Wagen, und wurde bei seiner Ankunft vor dem Rathhause ebenfalls von Hatzfeldt empfangen. Hulin, vom Kaiser zum Kommandanten Berlin's ernannt, säumte keinen Augenblick, die nöthigen Befehle zur Räumung des Zeughauses, des Gießhauses, des Pontonhofes und der Pulver- und anderer Magazine zu geben, womit die Franzosen auch in kurzer Zeit zu Stande kamen. Die Post und die übrigen, öffentlichen Gebäude wurden ebenfalls von den Franzosen in Besitz genommen, für die königlichen Schlösser aber Schutzwachen bewilligt. Am folgenden Tage, am 25. gegen Mittag, traf auch der Marschall Davoust mit seinem Armeekorps in Berlin ein, hielt sich aber gar nicht auf, sondern passirte ohne Zeitver-

Digitized by Google

luſt die Stadt. Am Potsdamer Thore wollte eine Deputation des Magiſtrates dem Marſchall die Schlüſſel der Stadt überreichen; aber Dieſer nahm ſie nicht an, ſondern wies die Deputation an den Kaiſer ſelbſt, der, wie er ſagte, bald nach Berlin kommen würde. Der Einzug Napoleon's ſelbſt geſchah am 27. Oktober, Nachmittags um drei Uhr, von Charlottenburg her. Der Kaiſer befand ſich an der Spitze ſeiner Garden, und der Kanonendonner und das Geläute der Glocken hieß ihn in den Haupt- und Reſidenzſtädten willkommen. Am brandenburger Thore hatten ſich die noch in Berlin anweſenden Staatsminiſter, die vornehmſten Beamten und die angeſehenſten Mitglieder der Bürgerſchaft zu ſeinem Empfange verſammelt, und wurden ihm durch den General Hulin vorgeſtellt. Man überreichte ihm die Schlüſſel der Stadt, die der Kaiſer herablaſſend dankend annahm, worauf der Zug die Lindenallee hinauf, nach dem königlichen Schloſſe zu, ging, wo der Kaiſer im Erdgeſchoß ſeine Wohnung nahm. Unmittelbar nach ſeiner Ankunft ließ er den Magiſtrat vor ſich kommen; Dieſer erſchien, und an der Spitze deſſelben der Fürſt von Hatzfeldt. Dieſen Letzteren fuhr der Kaiſer hart an: „Kommen Sie mir nicht unter die Augen," ſagte er; „ich brauche Ihre Dienſte nicht, Sie können auf Ihre Güter gehen." Dagegen unterhielt er ſich mit den übrigen Magiſtratsperſonen freundlich und herablaſſend über die ſtädtiſchen Einrichtungen, dann begab er ſich in die für ihn eingerichteten Zimmer, und am Abend mußte auf ſeinen Befehl die Stadt erleuchtet werden.

Ueber das Verhältniß des Kaiſers zu dem Fürſten Hatzfeldt, der, wie wir ſagten, das Gouvernement von Berlin übernommen hatte, und von dem Kaiſer auf eine ſo befremdende Weiſe empfangen wurde, ſind verſchiedene Anſichten im Publikum verbreitet. Am folgenden Tage, dem 28., wurde der Fürſt ſogar auf des Kaiſers Befehl verhaftet, und ſollte vor ein Kriegsgericht geſtellt werden, weil er als ein Spion gedient und dem Prinzen von Hohenlohe von der Stellung und der Bewegung der franzöſiſchen Armee Nachricht gegeben haben ſollte. Seine Gemalin, ſo lautete indeſſen die deshalb erlaſſene, amtliche Bekanntmachung, that einen Fußfall vor dem Kaiſer und erhielt auf dieſe Weiſe Gnade für ihren Gemal. Nicht ohne Grund dürfte jedoch wohl die Vermuthung ſein, daß dieſer Vorfall weiter nichts als ein Theatercoup geweſen iſt, der vorher verabredet war, denn wenn Hatzfeldt wirklich dem preußiſchen Heere jene Nachrichten über die franzöſiſche Armee ertheilt hätte, ſo ſtand dies nicht allein mit ſeinem Benehmen, vor dem Einrücken der Franzoſen in Berlin, im grellſten Widerſpruche, ſondern war auch kein Grund, ihn vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, und unmöglich konnte er ſich dadurch die Ungnade des Kaiſers in ſo hohem Grade zugezogen haben. Es gab daher Viele, welche Hatzfeldt grade zu der Verrätherei gegen den König Friedrich Wilhelm beſchuldigten, und daß der Fürſt nach der Rückkehr des Monarchen in ſeine Staaten, wirklich zur Verantwortung gezogen, und eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet wurde, ſcheint dieſe Anſicht nur noch mehr zu rechtfertigen, indem dieſe Unterſuchung, was bei den damaligen politiſchen Verhältniſſen kaum anders zu erwarten war, bald nach ihrem Beginnen niedergeſchlagen wurde.

Am 30. October verſammelten ſich, auf Befehl des Kaiſers, 2000 der angeſehenſten Bürger in der St. Petrikirche, um 60 Perſonen von ihnen zu einer Art von Municipalität zu wählen, welche ſodann unter ſich wieder einen Verwaltungs-Ausſchuß von 7 Perſonen ernennen ſollten. Dieſe Letzteren waren der Buchhändler de la Garde, die Kaufleute Hotho, Nitze, Beringuier und Wibeau, ſo wie die Maurermeiſter Meier und Zelter. Sowohl dieſe ſieben Mitglieder des Verwaltungs-Ausſchuſſes, als auch die Wahl jener 60 Municipalitätsbeamten, wurden von dem Kaiſer beſtätigt, und zugleich die Errichtung von Gensd'armerie-Brigaden für die Provinzen, und einer Bürger-Garde für Berlin verfügt. Zugleich ſicherte eine andere Verordnung den noch in Thätigkeit ſtehenden, und auf ihren Poſten befindlichen Beamten, ihren bisherigen Gehalt, und zwar die Zahlung deſſelben zu derjenigen Zeit und in denſelben Münzſorten, worin ſie ihn früher erhalten hatten, auch den Penſionairs ihre Penſion von dem

Digitized by Google

Tage an, an welchem sie aufgehört hatten, zu. Dennoch gingen diese Verheißungen nur theilweise in Erfüllung, und nur diejenigen Beamten, die bei der Finanzverwaltung angestellt waren, erhielten ihre Besoldung, wenn auch nicht regelmäßig, doch wenigstens hinreichend für den höchsten Nothbedarf, die Pensionaire bekamen dagegen ihre Pension in Tresorscheinen, deren Werth endlich, wie bekannt, auf 30 Prozent herabgesunken war.

Der Divisions-General Clarke, der zum Gouverneur von Berlin ernannt worden war, machte am 8. November eine kaiserliche Verordnung bekannt, in welcher sämmtliche, von den Franzosen besetzte Provinzen des preußischen Staates in vier Departements, Berlin, Cüstrin, Stettin und Magdeburg eingetheilt wurden. Zugleich enthielt dieses Edict die Bestimmung, daß zwar die bisherige Verfassung des Staates ferner fortbestehen, jeder öffentliche Beamte aber den folgenden Eid leisten sollte: „Ich schwöre die Gewalt, welche mir von Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen und König von Italien anvertraut ist, mit der größten Redlichkeit auszuüben, und sie nicht anders als zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe anzuwenden, auch aus allen meinen Kräften dazu beizutragen, die Maaßregeln und Anordnungen, welche mir für den Dienst der französischen Armee vorgeschrieben werden, auszuführen, und weder Briefwechsel noch eine andere Art von Verbindung mit den Feinden derselben zu unterhalten. So wahr mir Gott helfe ꝛc."

Endlich in der Nacht vom 24. auf den 25. November verließ Napoleon mit allen denjenigen Personen, welche zum Hauptquartier gehörten, Berlin, und ging nach Posen, wo er bis zur Mitte des folgenden Monat's blieb, und wo die Friedensverträge zwischen Frankreich und Kursachsen und den übrigen sächsischen Herzogthümer abgeschlossen wurden. Am Tage nach der Abreise des Kaisers verließen auch die Garden, so wie das Corps des Marschall Soult Berlin.

Dennoch blieben immer noch genug Truppen in Berlin und Potsdam zurück, um die Lage der unglücklichen Bewohner dieser Residenzstädte im höchsten Grade gedrückt und bedauernswerth zu machen, und überdies wurden die Städte noch während der Anwesenheit des Kaisers ihrer vorzüglichsten Kunstschätze beraubt. Denon, der Aufseher der kaiserlichen Museen zu Paris, plünderte in dieser Absicht die königlichen Schlösser, die Gärten und die Kunstkammer. Statuen und Büsten, gleichviel ob aus Erz oder Marmor, Gemälde, werthvolle Münzen (man sagt, daß Denon nicht weniger als 7000 Stück numismatische Curiositäten aus Berlin mitgenommen habe), wurden eingepackt und nach Frankreich geschickt, ja selbst die Statue der Victoria auf dem Brandenburgerthor, von Schadow modellirt und von dem Kupferschmidt Jury zu Potsdam, aus Kupferblech gehämmert, hatte dasselbe Schicksal. Denon stellte sogar förmliche Empfangscheine über die geraubten Gegenstände aus, und zu dem, was für ihn nicht gut genug war, fanden sich noch immer eine Menge anderer Liebhaber. So ließ z. B. Vandamme in Potsdam mehrere Kisten aus den dortigen Schlössern für sich zusammenpacken, und nur auf die dringendsten Vorstellungen, welche man deshalb bei dem Kaiser machte, sah sich Vadamme in die Nothwendigkeit versetzt, seinen Raub wieder fahren zu lassen.

Während indessen die vorhin erwähnten, vier Departements von den Franzosen besetzt blieben, und die meisten Festungen in Brandenburg, Schlesien und Pommern, durch die Muthlosigkeit ihrer Befehlshaber, sich den Feinden ergaben, hatten die Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und dem verbündeten russisch-preußischen Heere fortgedauert, und mit jedem Tage wuchs das Elend in den von den Franzosen besetzten Provinzen, besonders aber in Berlin. Das baare Geld und mit ihm der Credit war verschwunden, die Staatspapiere und besonders die Tresorscheine, hatten fast gar keinen Werth mehr, und während sich völlige Muthlosigkeit der höheren und der wohlhabenderen Stände bemächtigte, lagen die meisten Gewerbe, die nicht für die Kriegsbedürfnisse arbeiteten, darnieder, die Bürger verließen ihre Wohnungen, um dem unerträglichen Druck der Einquartierungslasten zu entgehen, und nur Lieferanten für die große Armee mästeten sich, im Verein mit den französischen Beamten, von dem Mark des Landes. So

Digitized by Google

brauchten allein die Cavallerie-Depôts in Potsdam täglich 5000 Rationen, welche von dem Lande aufgebracht werden mußten, und die Kriegsfuhren und Requisitionen hörten nicht auf. Die Charité in Berlin und alle übrigen Krankenhäuser mußten für die Franzosen zu Lazarethen eingerichtet werden. In jeder Stadt wurden Contributionen ausgeschrieben, und wo dieselben nicht bezahlt werden konnten, wurden die angesehensten Bürger als Geißeln nach Frankreich gebracht. Das Unglück des einzelnen Individuums und des Staates zu mehren, fand sich außerdem noch eine Menge von Personen, welche niedrig genug dachten, sich dadurch bei der französischen Regierung beliebt zu machen, daß sie Manches von dem noch vielleicht zu rettenden, königlichen Eigenthum, von dessen Dasein die französischen Beamten nicht die geringste Kunde hatten, denselben verriethen. So erzählt man, daß ein Einwohner Berlin's dem General Hulin die Anzeige machte, daß eine bedeutende Menge von königlichem Nutzholz bei Pichelsdorf in der Havel versenkt sei. Hulin erwiederte indessen diesem erbärmlichen Verräther mit Verachtung, daß er schon längst von dem Vorhandensein dieses Holzes Nachricht gehabt, aber bisher noch Anstand genommen habe, dasselbe in Beschlag zu nehmen, damit der König von Preußen noch Holz genug übrig behalte, um Galgen für solche Verräther bauen zu lassen. Zugleich verschmähten es viele preußische Unterthanen nicht, den französischen Ministern als Spione zu dienen, und leider müssen wir sagen, daß viele Männer, welche früher in preußischen Diensten gestanden hatten, sich nicht scheuten, ihr Vaterland sowohl, als diejenigen Männer, welche demselben treu geblieben waren, den Franzosen zu verrathen. So hatte der französische Polizeiintendant zu Berlin, Garris, eine förmliche Liste derselben, auf welcher jeder Einzelne mit der Angabe seiner Geschäfte verzeichnet stand, und gegen eine namhafte Belohnung versprach er, diese Liste am Tage seiner Abreise von Berlin, einem preußischen Beamten auszuliefern. Leider erfolgte diese Abreise zu schnell, und er war nicht im Stande sein Wort zu halten. Doch soll er vorher einmal über das andere versichert haben, daß man sich wundern würde, die Namen von Männern zu finden, welche man am allerwenigsten erwarten würde. Dagegen müssen wir es ebenso erwähnen, daß es auch wieder Männer genug gab, die sich weder durch Versprechungen, noch durch Drohungen dazu bewegen ließen, den ihrem Könige geschworenen Eid der Treue zu brechen, und besonders war es in Schlesien und Pommern, wo dem Staate durch die Energie und die Entschlossenheit einzelner Beamten die bedeutendsten Summen erhalten wurden. Die Presse in Berlin war besonders den willkürlichsten Beschränkungen von Seiten der französischen Regierung unterworfen, und nur Schriften, wie z. B. der Telegraph, die Feuerbrände, die Gallerie preußischer Charaktere, waren Sachen, denen von Seiten der Censur keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Besonders zeichnete sich der Telegraph durch die Gemeinheit aus, mit welcher er alles dasjenige besudelte, was dazu dienen konnte, das Interesse des preußischen Staates wieder zu heben. Der Herausgeber desselben war ein gewisser Lange, ein getaufter Jude, aus Baireuth, welcher auf irgend einem Schleichwege früher eine Anstellung in Berlin empfangen hatte, und zum Dank dafür in seiner neu etablirten Zeitschrift alles dasjenige zu lästern und zu beschimpfen suchte, von dem er früherhin mit kriechender Ehrfurcht gesprochen hatte. Natürlicherweise traf ihn für solches Betragen die Verachtung aller besser gesinnten Männer, und glücklicherweise entfernte er sich bei dem Abzuge der Franzosen, im Jahre 1808.

Während dessen dauerte der Krieg in Preußen, mit Hartnäckigkeit von beiden Theilen geführt, fort. Nach den blutigen Gefechten bei Guttstadt und Heilsberg kam es bei Friedland zur Schlacht, wo das russisch-preußische Heer eine völlige Niederlage erlitt, und sich über Wehlau und Tilsit zurückzog, während Soult am 16. Juni in Königsberg einrückte. Drei Tage nach dieser unglücklichen Schlacht, am 17. Juni 1807, und unterm 24. Juni, schrieb Louise, die heldenmüthige Königin von Preußen, die folgenden Briefe an ihren Vater, aus denen deutlich hervorgeht, daß Preußens ritterlicher König Alles daran gesetzt hatte, um mit Ehren aus diesem Kampfe hervorzugehen:

Digitized by Google

Memel, den 17. Juni 1807.

„Mit der innigſten Rührung habe ich Ihren Brief vom April geleſen. Wie ſoll ich Ihnen danken für Ihre Vatergüte! Welcher Troſt iſt Ihre Liebe mir nicht in Leiden und welche Stärkung! Es iſt wieder auf's Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir ſtehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlaſſen. Doch glauben Sie nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Ein Gedanke erhebt mich wenigſtens: wir gehen mit Ehren unter. Der König, mein Gemal, hat bewieſen, der Welt hat er es bewieſen, daß er nicht Schande, ſondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sclavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders thun können, ohne ſeinem Charakter untreu, ohne an ſeinem Volk zum Verräther zu werden. Wie dieſes ſtärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchſtrömt.

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in franzöſiſche Hände. Wir ſind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, ſo bin ich in die Nothwendigkeit verſetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlaſſen. Der König wird ſich wieder mit dem Kaiſer vereinigen. Ich gehe, ſobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu beſtehen, wo ich über die Grenze des Reichs muß. Noch einmal, Vater, wir gehen unter mit Ehren. Ich ertrage Alles mit Ruhe und Gelaſſenheit. Deswegen ſein Sie überzeugt, daß wir nie ganz unglücklich ſein können. Denken Sie zu Ihrem Troſte, daß nie Etwas von unſerer Seite geſchehen wird, das nicht mit der ſtrengſten Ehre verträglich iſt.

„Ich bin Ihre treue, gehorſame Tochter

Louiſe."

Den 24. Juni.

„Noch immer ſind meine Briefe hier, weil Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun ſchicke ich Ihnen einen ſichern Menſchen, und fahre fort, Ihnen Nachrichten von mir zu ertheilen. Die Armee iſt genöthigt geweſen, ſich immer mehr und mehr zurückzuziehen und es iſt von ruſſiſcher Seite ein Waffenſtillſtand auf vier Wochen abgeſchloſſen worden. Oft klärt ſich der Himmel auf; mein Glaube ſoll nicht wanken, obſchon ich nicht mehr hoffen kann. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er iſt aus der Tiefe meiner Seele geſchrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn geleſen haben. Wer ſo von ſeinem Himmel heruntergeſtürzt iſt, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Unglück, ſo wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung ſetzen, aber beugen kann es mich nie, ſobald es nicht verdient iſt. Der König iſt ſeit dem 19. mit dem Kaiſer vereint; ſeit geſtern ſind ſie in Taurogen, nur ein paar Meilen von Tilſit, wo der franzöſiſche Kaiſer iſt.

Ich bin Ihre Louiſe."

Dennoch hatte das Schickſal anders beſchloſſen, ahnend, daß er am Grabe der politiſchen Größe eines Reiches ſtehe, beſchloß Friedrich Wilhelm, nachdem auch Rußland zum Frieden geneigt war, die Waffen niederzulegen. So wurde jener unglückliche Friede zu Tilſit am 12. Juli 1807 ratificirt, durch welchen der preußiſche Staat faſt die Hälfte ſeiner Einwohner und ſeiner Einkünfte verlor, und bald darauf begab ſich Friedrich Wilhelm mit ſeiner hochherzigen Gemalin nach Memel, Napoleon aber nach Dresden, um dort die Huldigung der Polen zu empfangen.

Die Bewohner Berlins hatten indeſſen ſchon am 20. Juli die Bedingungen des Friedens erfahren, nachdem Tags zuvor von dem franzöſiſchen Gouvernement eine Erleuchtung der Stadt anbefohlen worden war, um ihre erzwungene Freude darüber an den Tag zu legen. Zwar glaubte man, daß der König nunmehr bald in ſeine Hauptſtadt zurückkehren werde; aber bald wurde durch die Bedingungen des Friedens allen Einwohnern des preußiſchen Staates klar, daß das Maß des Leidens noch lange nicht voll ſei; und ſo erließen die Stadtverordneten von Berlin ein Schreiben an den Monarchen, deſſen Ankunft ſie vergeblich entgegengeſehen hatten, und in welchem ſie ihre loyalen Geſinnungen,

so wie überhaupt die der Bürger auf eine passende Weise aussprachen, worauf der König selbst, unterm 16. September, die folgende Antwort erließ:

„Die Herzlichkeit, womit die Stadtverordneten meiner guten Stadt Berlin mich über den Verlust so vieler treuer Unterthanen zu trösten suchen, rührt mich unendlich. Den verlorenen Kindern bleibt mein Andenken mit Wohlwollen und Wehmuth gemischt. Dagegen wendet sich die Liebe ungetheilt zu den erhaltenen Kindern, ich sehne mich nach der Zeit des Wiedersehens, nnd thue, was in meinen Kräften steht, um solches möglichst zu beschleunigen, darauf mögen meine guten Berliner sich verlassen."

So wohlthuend auch eine derartige königliche Versicherung auf Berlins Einwohner wirken mußte, so unangenehm war doch der Eindruck, welchen das Wiedererscheinen des ehemaligen Gouverneurs von Berlin, des Grafen von Schulenburg-Kehnert machte, welcher nach seiner Rückkehr in Berlin mit dem ihm verliehenen Orden der Ehrenlegion umherstolzirte, und Alles that, um sich als getreuen Unterthanen seines neuen Herrn, des Königs von Westphalen, denn seine Güter lagen in dem neuen Königreiche, zu beweisen. Im Jahre 1808 trat er sogar in den Dienst dieses König's, uneingedenk der huldvollen Gnade, mit welcher ihn sein Monarch überhäuft hatte. Daß sein Betragen in keiner Beziehung ehrenhaft genannt werden kann, wurde sogar von Seiten der Franzosen erkannt, und der Moniteur parisienne, welcher die Nachricht von der Anstellung desselben brachte, drückte sich ziemlich zweideutig mit den folgenden Worten darüber aus: „Der Graf von der Schulenburg-Kehnert, preußischer Exgeneral und Staatsminister, ist durch ein Dekret vom 5. Mai zu dem Dienste des Königs von Westphalen, als Divisions-General zugelassen worden."

Ungeachtet aller Anstrengungen, mit welchen der König das Elend seiner Unterthanen nach dem Abschluß des Friedens zu lindern bemüht war, wuchs dasselbe dennoch in mannigfacher Beziehung, die fast gänzliche Stockung des Handels und der Gewerbe, und die daraus hervorgegangene Nahrungslosigkeit, der wenigstens im Auslande gänzlich zerstörte Credit und der immer mehr eintretende Mangel an baarem Gelde, zogen eine Menge von Banquerotten nach sich, so wie auch das Elend der arbeitenden Klasse immer mehr und mehr stieg. Für die Kinder gebliebener, oder in Gefangenschaft gerathener Soldaten, verarmter Handwerker oder Tagelöhner in Berlin, welche im Winter des Jahres 1806 und 1807 das Bild des gräßlichsten Elends, halb nackt und erstarrt auf den Brücken und an den Straßenecken der Stadt saßen, und die Mildthätigkeit der Vorübergehenden durch Betteln in Anspruch nahmen, wurde durch zwei Armenanstalten, wenigstens für den Augenblick gesorgt. Für die verwaisten Soldatenkinder stiftete der Hauptmann von Neander, im Jahre 1807 eine Anstalt, welche im folgenden Jahre die Bestätigung des Königs, und seine jetzige Benennung des Friedrichsstiftes, so wie zum Local das ehemalige Lazareth des Möllendorff'schen Regiments erhielt. Es wurde zur Erziehung von Soldatenkindern, sowohl Knaben als Mädchen, bestimmt, und erzieht dieselben zu Handwerkern, Dienstmädchen und anderen Klassen des arbeitenden Standes. Die Anstalt besteht nur durch milde Beiträge und den Ertrag der von den Kindern gefertigten Handarbeiten. — Für die Kinder bürgerlichen Standes bildete dagegen der bekannte Architekt und großherzoglich-weimarische Professor L. Catel, unter Mitwirkung mehrerer anderer achtbaren Männer, eine Erziehungsanstalt für eltern- oder sonst hülflose Knaben. Die Königin Luise genehmigte diesen Vorschlag und dies Stift nach ihrem Namen „Luisen-Stift" zu nennen, und übernahm das Protectorium der Anstalt, so wie selbst die Unterhaltung von vier Kindern. Nach dem Tode seiner Gemalin übernahm der König Friedrich Wilhelm III. den Schutz dieser Anstalt. Zum Local wurde derselben das ehemalige Probsteigebäude zu Berlin, Nr. 7 der Probstgasse, eingeräumt.

Wurde zwar durch solche und ähnliche Verordnungen des Königs die allgemeine Noth wenigstens in Etwas gelindert, so war dies doch bei weitem noch immer nicht hinreichend, Berlin wurde von den durchziehenden Truppen nicht leer. Zwischen Charlottenburg und Span-

Digitized by Google

dau mußte, obgleich man so viel als möglich dabei zögerte, ein Baracken-Lager für 25,000 Mann errichtet werden, und mehrmals trat sogar Brodmangel ein, der hauptsächlich dadurch veranlaßt wurde, daß auch die Landleute ihren Bedarf an Brod aus der Stadt holten. Es entstanden in Folge dessen mehrere Male Aufläufe vor den Bäckerläden, die jedoch weiter keine Folgen hatten, als daß einzelne Individuen durch die Gensd'armerie verhaftet werden mußten. Eine Abhülfe des, für den Augenblick wenigstens sehr drückenden Mangels, war es, daß wenigstens den Bäckern das Mehl aus den französischen Magazinen verabfolgt wurde. Zwar wurde den gerechten Klagen der Bewohner Berlins über die ausschweifenden Forderungen der einquartirten, französischen Militairs und der Angestellten, durch einen Tagesbefehl des Commandanten, Divisions-General von St. Hilaire abgeholfen, doch war die Lage der Bewohner noch immer so drückend, daß nothwendig jede frohe Stimmung in Berlin unterdrückt werden mußte; selbst am Geburtstage des Königs, am 3. August, durfte sich die Freude nicht laut äußern, im Theater durfte keine Rede zur Feier dieses Tages gehalten werden, und auf Befehl des Gouverneurs wurde Oedipus zu Colonos gegeben, doch war die Einnahme zum Besten des Friedrichs- und Luisenstiftes bestimmt. — Mehrere Berliner, die im Thiergarten, zwischen dem potsdamer Thor bis zum Hofjäger wohnten, hatten indessen nicht umhin gekonnt, den festlichen Tag dadurch auszuzeichnen, daß sie ihre Häuser mit Blumengewinden schmückten. Es wurde ihnen jedoch befohlen, dieselben herunter zu nehmen, und zur Strafe für ihren Patriotismus wurde ihnen eine doppelte und dreifache Einquartierung aufgelegt.

Der König hatte indessen seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm von Preußen, als Abgeordneten nach Paris gesandt, um über die Räumung des Landes zu unterhandeln; und diesem Prinzen gelang es, nachdem er mit großer Mühe alle im Wege liegenden Schwierigkeiten beseitigt hatte, mit dem französischen Minister, Grafen von Champagny, am 8. September, einen Vergleich abzuschließen, durch welchen, wie der Moniteur versicherte, alle bisher noch bestandenen Irrungen zwischen Preußen und Frankreich ausgeglichen sein sollten; doch wurden erst durch einen neuen Vertrag zu Erfurt diese Angelegenheiten völlig festgestellt. Von Erfurt aus begab sich der Prinz Wilhelm über Berlin nach Königsberg. Es war eine lange, schwere Zeit hingegangen, seit dem die Bewohner der Residenzstädte ein Mitglied der königlichen Familie in ihren Mauern gesehen hatten, um so größer war daher auch der Jubel, mit welchem der Prinz bewillkommnet wurde. Ueberall, wo er sich sehen ließ, jauchzte man ihm entgegen, nnd das Innere des Schlosses wurde nicht leer von Besuchern, welche den Bruder des geliebten Königs zu sehen wünschten. Seine Anwesenheit dauerte indessen nur zwei Tage, doch zeigten die Bewegungen der Franzosen bald, daß der Prinz wirklich ein Bote des Friedens gewesen war. Schon in der Mitte des November setzten sich die französischen Truppen in Bewegung; mehrere Regimenter marschirten durch Berlin nach der Elbe zu, am 18. wurde den preußischen Beamten die Verwaltung der Staatskassen wieder übergeben, und am 29. veröffentlichte der Kommandant von Berlin und der Mittelmark einen an ihn von Davouſt aus Warschau gerichteten Brief, worin die Räumung Berlins auf den 3. December festgesetzt, und St. Hilaire beauftragt wurde, dem damals noch lebenden Prinzen Ferdinand von Preußen, dem Bruder Friedrich II., die Schlüssel der Stadt, als einen Beweis der Huldigung dieses großen Fursten und Regenten, feierlich zu übergeben. Die Franzosen, so schloß der Brief, verlassen dieses Land mit einem tiefen Gefühl der Hochachtung für den Monarchen und die Nation. — Wirklich verließen am 1. December Darü, Bignon, Staffard und andere französische Beamte die Residenzstädte, am 4. folgte ihnen Davouſt und am 5. verließ auch St. Hilaire die Stadt, deren Civil- und Militairverwaltung am 6. den Landesbehörden übergeben wurde. Die feierliche Ceremonie der Schlüsselübergabe hatte bereits am 3. stattgefunden. An diesem Tage versammelte sich um neun Uhr Morgens die berliner Bürgergarde zu Fuß und zu Pferde, auf dem Wilhelmsplatze, und formirte sich dort vor der Wohnung des Prinzen



Digitized by Google

Ferdinand, dem Johanniter-Ordenspalais, in ein Viereck, die noch in Berlin anwesenden französischen Truppen, welche nach Potsdam marschiren sollten, waren unter den Linden und der Wilhelmsstraße aufgestellt. Nachdem diese Formation vollendet war, erschien der General St.-Hilaire mit seinen Adjudanten, von denen Einer die Stadtschlüssel trug, er begab sich in den Pallast und überreichte dem Prinzen die Schlüssel mit einer artigen französischen Rede. Der Prinz empfing dieselben mit sichtbarer Rührung und antwortete mit möglichster Höflichkeit. Zugegen waren der Staatsminister von Voß, der Baron von der Reck, der Kammerpräsident von Gerlach, der Stadtpräsident Büsching und die zur unmittelbaren Umgebung des Prinzen gehörenden Personen. Nachdem die Uebergabe erfolgt, verließ St. Hilaire den Pallast, und richtete noch einige Worte in deutscher Sprache an die Außen versammelte, berliner Bürgergarde, worauf er zu Fuß nach seiner Wohnung zurückkehrte. Die französischen Truppen marschirten hierauf die Wilhelmsstraße entlang, zum Potsdamerthore hinaus, und noch an demselben Tage traf der neue Gouverneur von Berlin, der General l'Estocq daselbst ein, während der Commandant, Major von Chazot, schon früher angekommen war, und nun endlich konnten Berlins Bewohner wieder frei athmen. Die Freude wurde aber noch erhöht, als bereits am 10. December der größte Theil der Besatzung von Colberg, einer jener Festungen, die sich muthvoll gegen jeden Angriff der Franzosen vertheidigt hatte, bestehend aus dem Leib-Infanterie-Regiment, dem Leib-Grenadier-Bataillon, dem zweiten brandenburgischen, Schillschen Husaren-Regiment, einer Schwadron des ersten brandenburgischen Husaren-Regiment's, der Schillschen reitenden Jäger, einem Corps Jäger zu Fuß und einer Batterie reitender Artillerie, mit dem dazu gehörigen Train, in die Residenzstädte einrückte. Diese Truppen hatten eine Deputation an den Magistrat und die Bürgerschaft voraufgeschickt, an deren Spitze der Major von Both stand, welcher um freundliche Zuneigung der Bürger bat, und im Namen der Seinigen die Versicherung gab, gemeinschaftlich mit der Bürgerschaft das Wohl des Ganzen befördern zu wollen, damit bald die erfreuliche Zeit erscheine, wo durch Eintracht und Vaterlandsliebe, entfernt vom Egoismus und Parteigeist, sich ihre Handlungen für König und Vaterland segnend äußern könnten. Wie man wohl denken kann, antwortete der Magistrat dem Abgeordneten auf gleiche Weise, und am bernauer, nachmaligem „neuen Königsthore" empfingen und bewillkommneten die Deputationen des Magistrates, der Stadtverordneten und des Verwaltungsausschusses, die einziehenden Krieger. Es war eilf Uhr Morgens, als die Regimenter mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen ihren Einzug begannen. Durch die Bernauer- und Königsstraße bewegte sich der Zug nach dem Schlosse, eine zahllose Menge von Menschen hatte sich versammelt, die einrückenden Krieger zu begrüßen, und mit entblößtem Haupte salutirten die Bürger vor den Fahnen, welche den französischen Adlern solchen muthvollen Widerstand geleistet hatten; der Held des Tages war aber der Major von Schill. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt hatte er in Pommern eine Freischaar angeworben, und ohne seine unermüdliche Thätigkeit wäre Colberg wahrscheinlich vor Gneisenau's Ankunft in die Hände der Feinde gefallen. So lebte sein Name schon lange Zeit im Munde des Volkes, und Alles drängte sich herbei, um ihn zu sehen; selbst noch mehrere Wochen nach dem Einzuge jener Truppen wurde er, sobald er die Straße betrat, von Personen jedes Alters und jedes Geschlecht's mit Jubel begrüßt, und es schien, als knüpfe sich an ihn einzig und allein die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Indessen hatte man geglaubt, daß auch der König mit seiner Familie bald wieder nach Berlin zurückkehren werde; aber dies war nicht der Fall, denn noch am Schluß des Jahres machte der Monarch mit seiner Gemalin eine Reise nach Petersburg. Etwa zu dieser Zeit geschah es, daß ein unvorhergesehenes Ereigniß den Monarchen sowohl, als den ganzen Staat hätte in's Verderben stürzen können. Krieg gegen Frankreich war der Wunsch aller Herzen, Oestreich rüstete sich bereits und begann endlich den Kampf. Viele lagen dem König von Preußen an, diesen günstig scheinenden Zeit-

Digitized by Google

punkt zu benutzen, sich mit Oestreich zu verbinden und loszuschlagen; auch wurden wirklich Unterhandlungen über diesen Gegenstand angeknüpft, aber sie zerschlugen sich wieder. Da empfing Schill, dessen jugendlicher Feuereifer durch die Verehrung, welche man ihm überall zollte, auf's Heftigste exaltirt war, aus Königsberg von bedeutender Hand diese Worte: „der König schwankt, Schill muß fort, damit der König nicht wieder zurück kann." Da führte Schill ohne seines König's Wissen und Willen, am 28. April Nachmittags, als wolle er exerciren, sein Regiment, ungefähr 600 Mann stark, aus Berlin und schnell über die Grenze; und in der Nacht vom 31. April auf den 1. Mai noch ungefähr 200 Mann von dem Füselier-Bataillon des Leibregimentes, unter dem Lieutenant von Quistorp. Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens ist bekannt genug. In Stralsund fand der jugendliche Held das Ende seines Lebens, mit ihm fielen die Meisten seiner tapfren Genossen. Doch hatte der König sich wenigstens für den Augenblick vor den üblen Folgen eines solchen Wagestücks dadurch zu sichern gesucht, daß er Schill und die Seinen als Deserteurs erklären mußte.

Endlich, gegen Ende des Jahres 1809, war der heißersehnte Tag gekommen, wo der Monarch wieder in seine Residenz, der er so lange entfremdet gewesen war, zurückkehren sollte. Nachdem die Prinze und Prinzessinnen des königlichen Hauses, die meisten höheren Staatsbeamten, so wie der größte Theil der zum Hofstaat gehörenden Personen schon mehrere Tage vorher Königsberg verlassen hatten, reisten auch der König und die Königin am 15. December von dort nach Berlin ab, wo das allgeliebte Paar am 23. December eintreffen sollte, und Alles zu dem festlichen Empfange bereit war. Zwar hatte der Monarch, ein Feind alles äußeren Glanzes, jede Festlichkeit verboten, dieselben aber doch endlich auf Ansuchen einer Deputation, die man ihm bis Freienwalde entgegengeschickt hatte, anzunehmen geruht. Das Wetter, welches bisher immer trübe und regnigt gewesen war, begünstigte diese Festlichkeit, und nie war ein schönerer Wintertag über Berlin hereingebrochen, als jener 23. December im Jahre 1809. Bis Weißensee waren dem sehnlich erwarteten Herrscherpaare das Militair, die Deputirten der höheren Stände und die berittenen Corps der Bürgerschaft entgegen gezogen. Bei seiner Ankunft wurde der Monarch und seine Gemalin von acht Stadtverordneten, an deren Spitze, als Deputirter des Magistrat's, der Bürgermeister und Geheime Rath Büsching, bewillkommnet. Die Töchter der angesehensten, berliner Bürger, in weißen Kleidern, bestreuten den Weg von dem königlichen Wagen bis zum Eingange in das zur Aufnahme des Königspaars verzierte Haus des Oberbaurath's Moser mit Blumen, während andere Jungfrauen den König im Eintrittszimmer erwarteten, und ihm dort im Namen der Bürger Berlins, auf einem grünseidnen, mit Gold gestickten Kissen, ein Gedicht überreichten, welches die Gefühle eines Jeden an diesem freudigen Tage aussprach. In dem genannten Hause nahm die königliche Familie das Frühstück ein, worauf sich der König zu Pferde setzte, während die Königin mit den Prinzessinnen Charlotte und Friederike, dem Prinzen Karl und der Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, einen prächtigen Wagen bestieg, welchen ihr die Bürger von Berlin zu diesem Zwecke zum Geschenk gemacht hatten. Unfern des letzten Chausseehauses bei Berlin, nicht fern von der Landstraße, stand die berliner Garnison, so wie die aus ihren bisherigen Standquartieren Frankfurt a. d. O. und Landsberg a. d. W. aufgebrochenen Truppen, in Paradestellung aufmarschirt. Während der König, dem die Königin im Wagen folgend, die Linie hinabritt, begrüßte ihn die Feldmusik der paradirenden Regimenter, und der Donner von 101 Kanonenschüsse. Sobald dann das Regiment Garde du Corps bei dem Könige vorüber marschirt war, schloß er sich mit der Königin und seinem ganzen Gefolge dem letzten Zuge des Regiment's an, worauf das erste Garde-Regiment zu Fuß ebenfalls einschwenkte, daß sich der Monarch auf diese Weise zwischen seinen Truppen befand. Unmittelbar vor dem bernauer Thor wurde das geliebte Herrscherpaar von dem gesammten Magistrat, der Stadtverordneten-Versammlung und der Geistlichkeit aller Confessionen erwartet. Der Oberbürgermeister, Präsident von Ger-

Digitized by Google

lach, hielt eine kurze Bewillkommnungsrede, und junge Mädchen aus der Gemeinde der St. Georgenkirche überreichten der Königin ein Festgedicht; dann bewegte sich der Zug unter dem jubelnden Zuruf der jauchzenden Menge und dem Geläute sämmtlicher Glocken, in das Thor hinein, wo zu beiden Seiten der Straße eine 500 Fuß lange Estrade erbaut war, die auf das Geschmackvollste, mit grünem Nadelholz verziert war. Die Stellvertreter der Stadtverordneten, die Bezirksvorsteher und die übrigen, städtischen Beamten, so wie eine unzählige Menge von andern Bürgern, befanden sich auf derselben, um den festlichen Zug zu sehen. Diesen eröffneten drei Trompeter, denen 40 blasende Postillone folgten, dann kam das Fleischergewerk zu Pferde, so wie eine Abtheilung des beritienen Bürger-Schützencorps. Ihnen schloß sich das Regiment Garde du Corps an, und hinter diesen folgte der König allein, etwas weiter zurück die Prinze Heinrich und Wilhelm und das übrige Gefolge, so wie der Wagen der Königin; vor demselben sah man zwei reitende Feldjäger und sechs königliche Stallbediente. Neben und hinter demselben kam eine Abtheilung reitender Bürgerschützen. Dann folgte das erste Garde-Infanterie-Regiment und die übrigen Truppen, an welche sich bei ihrem Vorübermarschiren die ein und zwanzig Compagnien der Bürgergarde und die verschiedenen Gewerke anschlossen, welche von dem Thore an, bis zu dem königlichen Schlosse, zu beiden Seiten der Straße ein Spalier gebildet hatten. So kam endlich der Zug unter dem unabläßigen freudigen Zuruf des versammelten Volkes, auf dem Schlosse an, wo der König und die Königin auf den Altan hinaustraten, und die Truppen, so wie die Bürgergarde noch einmal in Parademarsch vorüber ziehen sahen. Nachmittags hatte der französische Gesandte am preußischen Hofe, Graf von St. Marsan, Audienz beim Könige; am Abend war die ganze Stadt erleuchtet, und sämmtliche, in Berlin anwesende Officiere hatten sich unter der Anführung des Prinzen August Ferdinand, und des General Grafen von Tauenzien, von der Feldmusik der Regimenter begleitet, versammelt, um dem hohen Herrscherpaar ein Lebehoch zu bringen. Mit nicht geringerem Enthusiasmus wurde der Monarch begrüßt, als er am folgenden Tage einer Vorstellung im Schauspielhause beiwohnte. Kurz mit der Rückkehr des Herrschers schien auch wieder neues Leben und neue Thätigkeit in die Residenz zurückgekehrt.

Um auch den früher so prunklosen Hof mit größerem, äußern Glanze zu umgeben, erließ der König unterm 29. December das folgende Publikandum:

„Bei künftigen Courtagen sollen sämmtliche Hofchargen in Funktion sein, und alle in Berlin anwesende wirkliche und Titular-Kammerherren sich dabei einfinden. In Hinsicht auf die Hoffähigkeit bleibt es, wie vormals, daß diejenigen, welche bis jetzt, nach bestehenden Grundsätzen, Zutritt bei Hofe gehabt haben, auch fernerhin dieses Vorzuges genießen, so wie dieses Vorrecht auch mit allen ältern und neueren Civil- und Militairchargen und Würden vom Präsidenten der Landes- und Provinzial-Kollegien an gerechnet, aufwärts, bis zum geheimen Staatsminister, verbunden bleibt. Den Frauen, deren Männer hoffähig sind, steht es frei, die Präsentation bei der Königin, durch die Oberhofmeisterin nachzusuchen, unterdessen können sie nicht früher, als nach erfolgter Präsentation erscheinen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß alle königliche Diener, welche, vermöge ihres Dienstes, zur Tragung einer Dienst-Uniform berechtigt sind, nur in dieser, und weder in einer ständischen, noch Ordens- oder sonstigen Uniform bei Hofe erscheinen können."

Dabei lebte aber die königliche Familie, wie vormals, in edler Einfachheit fort, und von einer, jenem äußern Glanz angemessenen sonstigen Pracht und Verschwendung war auch nicht eine Spur zu finden.

Um das Nationalverdienst allgemein durch öffentliche Auszeichnung ehren, belohnen und ermuntern zu können, wurden, durch die Erweiterungs-Urkunde für die königl. preußischen Orden und Ehrenzeichen, denselben noch eine zweite und dritte Klasse des rothen Adlerordens und Verdienst-Medaillen an dem Bande dieses Ordens hinzugefügt. Es wurde bestimmt, daß die Orden und Ehrenzeichen des Staats künftig in zwei Haupt-Abtheilungen zerfallen sollten, nämlich für das

Digitized by Google

ausgezeichnete Verdienst im allgemeinen, (der schwarze Adlerorden, die drei Klassen des rothen Adlerordens und die goldene und silberne Verdienst-Medaille, an dem Bande desselben) und für das im Kampf gegen den Feind insbesondere erworbene Verdienst (der bestehende Orden pour le mèrite und die zeitherige goldne und silberne Medaille, am schwarzen, weißgeränderten Bande). Der rothe Adlerorden erhielt, statt des bisher üblichen Kreuzes, ein neues, ohne Spitzen und ohne goldene Ausfüllung, in dessen rundem Mittelschilde auf der einen Seite den rothen Adler, auf der andern der königlichen Namenzug F. W. Die zweite Klasse desselben sollte an einem schmaleren Bande um den Hals, die dritte an einem noch schmaleren im Knopfloch getragen werden, so auch die goldene und silberne Verdienst-Medaille. Durch die Kabinets-Verfügung an die General-Ordenskommission, aus Wien vom 30. September 1814, wurde sowohl die goldene Militairverdienst-Medaille, als auch das allgemeine Ehrenzeichen erster Klasse, in ein silbernes Kreuz verwandelt und bestimmt, daß dessen Figur die des rothen Adlerordens dritter Klasse nur einige Linien kleiner sein, das runde Mittelschild die Inschrift: Verdienst um den Staat, ganz ausgeschrieben, oder abgekürzt, je nachdem es der Raum gestatten werde, die Rückseite aber des Königs Namenszug, mit der Krone, wie das Kreuz des rothen Adlerordens dritter Klasse, erhalten, und dieses silberne Kreuz, für Militairverdienst, am schwarzen Bande, mit weißer Einfassung, ausgegeben, als allgemeines Ehrenzeichen aber am Bande des rothen Adlerordens dritter Klasse getragen werden sollte. Die sämmtlichen Orden und Ehrenzeichen sollten ihren Besitzern das Recht geben, außer den Amtsverhältnissen als die ersten ihres Ranges geehrt zu werden. Für die erste Klasse des schwarzen und rothen Adlerordens, den Orden pour le mérite und die militairischen Verdienst-Medaillen wurden Militair-Honeurs angeordnet und bestimmt. Das Wappen mit den Orden und Ehrenzeichen zu umgeben, wurde den Inhabern frei gestellt, auch sollten jene bei Leichenbegängnissen noch zur Ehre der Verstorbenen gebraucht werden können, die Diplome aber als ehrenvolles Andenken den Familien verbleiben. Die Verleihung der Orden und Ehrenzeichen, ingleichen den Ausspruch über den Verlust derselben, behielt sich der König vor. Eine eigene Behörde (die General-Ordenskommission) ward mit dem Detail der Ordensangelegenheiten beauftragt ꝛc.

An dem Tage der Vollziehung dieser Urkunde, 18. Januar 1810, geschah auch gleich die erste feierliche Vertheilung der Ordenszeichen der dritten Klasse des rothen Adlerordens und der goldenen und silbernen Ehrenzeichen, im Rittersaale des königlichen Schlosses zu Berlin, den darüber gegebenen Bestimmungen und Vorschriften gemäß. Sonntag darauf wohnte der König mit dem Hofe und allen anwesenden Rittern einem festlichen Gottesdienste in der Domkirche bei, nach welchem die Ritter und Inhaber der Orden und Ehrenzeichen sich im Zuge, paarweise, nach dem Schlosse zurück begaben, und dort zur Tafel gezogen wurden. Seitdem wird jährlich am 18. Januar und an dem nächstfolgenden Sonntage das Krönungsfest, dessen Säkularfeier 1801 stattgefunden hatte, gemeinschaftlich mit dem Ordensfeste, auf dieselbe feierliche Weise, begangen.

Zugleich ließ es sich auch der König auf alle mögliche Weise angelegen sein, für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen; und wenn es uns auch hier zu weit führen würde, jener gänzlichen Reform, die mit der inneren Verwaltung des preußischen Staates vorgenommen wurde, genauer zu erwähnen, so müssen wir doch von der Gründung eines Institutes sprechen, welches besonders für Berlin von größerer Wichtigkeit ist. Mit den durch den Tilsiter Frieden abgetretenen Ländertheilen, war auch die Stadt Halle, und mit ihr eine der wichtigsten Universitäten des preußischen Staates verloren gegangen, und der König beschloß dieselbe zu ersetzen. Er gründete deshalb die neue Universität zu Berlin, rief zu ihr die trefflichsten Lehrer in allen Fächern der Wissenschaft, und beschenkte sie mit dem Pallaste seines Großoheims, des Prinzen Heinrich von Preußen. Das untere Geschoß im Rustikenstyl, enthält die Hörsäle, das Versammlungszimmer (Sprachzimmer) der Professoren, die Geschäftsbüreaus des Universitätsgerichts; das Laboratorium; Dienstwohnungen für Un-

Digitized by Google

terbeamten. Unter dem Vorbau führt eine Doppeltreppe zu dem nach dem Garten zu belegenen, großen Saal (Aula), zu öffentlichen akademiſchen Feierlichkeiten beſtimmt, worin unter andern eine Gedächtnißtafel, der im Kriege 1813 bis 1815 für's Vaterland gebliebenen Studenten aufgehängt iſt; daneben ſind die Geſchäftszimmer für den Senat, Hörſäle, im linken Flügel das anatomiſche Muſeum, im rechten Flügel befindet ſich die mineralogiſche Sammlung. Im dritten Geſchoß rechts, theils im Hauptgebäude, theils im Flügel, befindet ſich das reiche und vollſtändige, zoologiſche Muſeum. Im linken Seitenflügel iſt das Inſtrumenten- und Bandagenkabinet und das Caroer. Der Garten hinter dem Pallaſte enthält, in einem beſonders abgeſchloſſenen Theile, einen botaniſchen Garten für botaniſche Vorleſungen, zu welchem Zweck hier auch ein Gewächshaus erbaut iſt; der übrige, mit hohen, ſchattigen Bäumen beſetzte Theil, dient zu einem angenehmen Spaziergange. Die Beſtimmung dieſes Gebäudes deutet die Inſchrift an dem Hauptgebäude, in vergoldeten Buchſtaben an, ſie lautet: Universitati litterariae Friedericus Guielmus III. Rex MDCCCVIII. Die feierliche Eröffnung dieſer Lehranſtalt fand am 15. October 1810 ſtatt, und erfreut ſich ſeit dieſer Zeit des herrlichſten Gedeihens, ſo daß ſchon zehn Jahr nach ihrer Gründung ſich die Zahl der Studirenden auf 1168 belief. In jene Zeit fällt auch die Errichtung einer allgemeinen Kriegsſchule, in dem Gebäude der vormaligen Militairakademie, in der Burgſtraße Nr. 19 und Heilige Geiſtſtraße Nr. 10.

Um jene Zeit war es indeſſen auch, wo den König ſowohl als das Land ein neuer, ſchmerzlicher Verluſt traf. Dies war der unerwartete Tod der Königin Luiſe. Dieſelbe war am 28. Juli des Jahres 1810 vollkommen geſund von Berlin abgereiſt, um ihren Vater, den regierenden Großherzog von Meklenburg-Strelitz, auf ſeinem Luſtſchloſſe Hohenzieritz zu beſuchen. Nach wenigen Tagen war ihr auch der König dorthin gefolgt, und als ſie in Begleitung deſſelben, am 30. Juni, wieder abreiſen wollte, wurde ſie von einem heftigen, mit Fieber verbundenen Catarrh befallen, der indeſſen bald wieder ſo weit gehoben ſchien, daß der König ſeine Rückreiſe nach Berlin antrat. Aber ſchon am dritten Tage nach dem Krankenlager ſtellte ſich bei der hohen Patientin ein Gefahr kündender Lungenhuſten ein, zu deſſen Hebung zwar die zweckmäßigſten Mittel angewendet wurden, ſich deſſen ungeachtet aber, trotz aller Bemühungen des Geheimen Rath Dr. Heim und des General-Staabsarztes Dr. Görcke, immer mehr und mehr verſchlimmerte, ſo daß der König ſo ſchleunig als möglich wieder, in Begleitung ſeiner beiden Söhne, des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm, nach Hohenzierith abreiſte. Dennoch vermochte die zärtliche Sorgfalt, die ein Jeder für das Leben der Königin an den Tag legte, nicht daſſelbe zu erhalten. Mit jedem Tage verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand, bis endlich ein heftiger Bruſtkrampf, am 19. Juli, ihrem irdiſchen Daſein ein Ende machte. Mit unendlichem Schmerze vernahm man in den Reſidenzſtädten die Trauerbotſchaft. Am 27. Juli wurde die entſeelte Hülle der Verewigten in feierlichem Zuge nach Berlin gebracht, und am 30. Abends um acht Uhr in der Sakriſtei des Doms, ſtill und feierlich beigeſetzt. Am 23. December, dem Tage, an welchem die Verewigte zweimal, im Jahre 1793 als Braut und 1809 als Königin, eingezogen war, geleitete man ihre irdiſchen Ueberreſte zur letzten Ruheſtätte, in den neu erbauten Begräbnißtempel des königlichen Gartens zu Charlottenburg. Dies unter dem Namen des Mauſoleums bekannte Denkmal, beſteht aus einem länglichen Viereck, deſſen Vorderſeite eine freiſtehende Halle, mit vier doriſchen Säulen, von Granit aus der Mark Brandenburg, bildet; das A und Ω am Fronton, mahnt in ſeiner ſinnbildlichen Bedeutung an das Ziel alles irdiſchen Daſeins. Das Innere dieſes Heiligthums wird durch zwei Marmortreppen auf den Seiten in zwei ungleich hohe Theile geſchieden. Eine Thür von Mahagoniholz führt zwiſchen dieſen Treppen zu der Gruft hinab, wo die Verklärte in einem zinnernen Sarge ruht. In dem obern Raum des Tempels, über der eigentlichen Gruft, ſteht ein Sarkophag, auf welchem die Statue der Verewigten, aus weißem cararíſchen Marmor, von dem Profeſſor Rauch in Rom gearbeitet, liegt; zu beiden Seiten des Sarkophags ſtehen zwei coloſſale

Digitized by Google

Candelaber, ebenfalls aus cararischem Marmor, und zwar der Rechts stehende mit den drei Parzen von Rauch, der zur Linken mit den drei Horen von Tiek angefertigt.

Wir können indessen hier mit keiner größeren Ausführlichkeit den politischen Begebenheiten jener Tage folgen, wir erwähnen ihrer nur im Allgemeinen, und es ist außerdem bekannt genug, wie beim Ausbruche des zweiten polnischen Krieges sich Preußen gezwungen sah, an dem Kampfe Frankreichs gegen Rußland, und zwar als Bundesgenosse Napoleons, Theil zu nehmen. Daß Berlin, eben so wie der ganze Staat von den fortwährenden Truppendurchzügen noch immer ungeheuer zu leiden hatte, bedarf keiner Erwähnung; und eben so bekannt ist die völlige Vernichtung der großen, französischen Armee an der Beresina, während es von Preußen für besondere Wichtigkeit war, daß der General York mit dem preußischen Armeecorps, welches die französischen Heere verstärkt hatte, gegen das Ende des Jahres 1812 capitulirte. So schloß das Jahr 1812, und mit freudigen Hoffnungen sah man in Deutschland der Zukunft entgegen. Der König selbst verließ am 22. Januar des neuen Jahres Berlin, er reiste mit seiner Familie und sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses nach Breslau ab, und während seiner Abwesenheit wurde eine Regierungscommission eingesetzt, welche autorisirt war, in allen vorkommenden Fällen, wo eine schnelle Entschließung nothwendig sei, zu entscheiden. Ohne sich indessen definitiv gegen Frankreich zu erklären, beschäftigte sich der König nun ausschließlich mit den nöthigen Rüstungen; einer Summe von zehn Millionen Thalern in Tresorscheinen, wurde ein gezwungener Cours gegeben, und die Errichtung der freiwilligen Jägerdetachements, der Landwehr und des Landsturms, zeigte deutlich, daß der König nunmehr den günstigen Moment gekommen zu sein glaubte, in welchem das preußische Volk endlich das Joch der Knechtschaft von sich abschütteln könne.

Indessen waren die Russen dem flüchtigen Heere der Franzosen auf dem Fuße gefolgt, die Sachsen wurden zurückgeworfen, und bereits am 16. Februar setzte Czernitscheff mit seinen Kosaken über die Oder, und erschien in der Nacht auf den 20. vor Berlin. Von dem Dorfe Pankow aus erließ Czernitscheff eine Aufforderung an den Gouverneur der Residenzstädte, den Marschall Augereau, dieselben zu übergeben. Da indessen Berlin stark besetzt war, wurde der Parlamentair, wie man wohl denken kann, schnöde abgewiesen, und nun sprengten gegen Mittag ungefähr 80 Kosaken durch mehrere, ihnen von den Einwohnern geöffnete Thore in die Stadt; sie durchstreiften vereinzelt die Straßen, entwaffneten ganze französische Wachen, und machten sogar Gefangene. Kanonen- und Gewehrschüsse fielen von allen Seiten auf die kühnen Russen; einige von ihnen wurden getödtet, und leider auch mehrere Bürger, die sich zufälliger Weise auf der Straße befanden, von den französischen Kugeln verwundet; zugleich fingen die Russen an, mit schwerem Geschütz auf die Stadt zu feuern, ohne indessen größeren Schaden zu thun. Eine Kanonenkugel traf die Vorderseite des Hauses an der Ecke der Königs- und neuen Friedrichsstraße, sie prallte ab und fuhr mit erneuerter Kraft durch das eiserne Gitter des schräg gegenüber stehenden Eckhauses, jedoch glücklicher Weise ohne Jemand zu beschädigen. Der Eigenthümer des ersteren Hauses ließ die Kugel zum ewigen Andenken an der beschädigten Stelle seines Gebäudes einmauern, und mit der Inschrift: „den 20. Februar 1813" versehen. — Indessen entfernten sich die Kosaken bald wieder, ohne etwas Anderes bewirkt zu haben, als daß sie die Franzosen so in Schrecken gesetzt hatten, daß schleunig überall die geeigneten Vertheidigungsmaßregeln getroffen wurden. Die Gegenden um das königliche Schloß und das Palais des Königs, so wie sämmtliche öffentliche Plätze, viele Haupt- und Nebenstraßen wurden mit Geschütz und Munitionswagen besetzt und die Thore gesperrt und verrammelt. Die Besatzung blieb unter den Waffen und bivouakirte theils auf den Straßen, theils auf den größeren Höfen in den dazu geeigneten Häusern der Friedrichs- und Neustadt, mit geladenen Gewehren, zu 40 bis 200 Mann. Die Residenz glich einer Stadt im Belagerungszustande. Wer Abends sich auf die Straße wagte und den Anruf der französ-



Digitized by Google

ſiſchen Schildwachen nicht verſtand, büßte ſeine Unwiſſenheit mit dem Leben, und nur den thätigen Bemühungen der Gensd'armerie, der Polizei und der Bürgergarde war es zu danken, daß größeres Unglück verhütet wurde.

Indeſſen traf am 21. Februar der Vicekönig von Neapel mit ungefähr 4000 Mann Infanterie und 1000 Reitern in Berlin ein, und ſein Hauptquartier in Köpenick nehmend, ſchien er anfänglich geſonnen, ſich in der Mark feſtſetzen zu wollen. Als aber der Vortrab des Wittgenſteinſchen Armeecorps bei Güſtebieſe über die Oder ging und ſich in Eilmärſchen der Hauptſtadt näherte, hielt es der Vicekönig von Neapel dennoch nicht für rathſam, den Angriff abzuwarten, ſondern räumte in der Nacht vom 3. auf den 4. März, vorausſehend, daß es ihm nicht möglich ſein werde, die Spree zu behaupten, die Reſidenzſtädte und Köpenick, und ſetzte ſich mit allen ſeinen disponiblen Truppen an der Elbe feſt, doch nicht, ohne daß ſein Nachtrab zuvor einen beträchtlichen Verluſt von den nachfolgenden Ruſſen erlitten hätte. Aus Berlin geſchah der Abmarſch der franzöſiſchen Truppen in möglichſter Stille, war aber bald genug den Ruſſen bekannt geworden, und ſchon um fünf Uhr Morgens drangen die Koſaken nach, ſo daß noch in der Stadt ſelbſt geplänkelt wurde. Um zehn Uhr traf der Fürſt Repnin ein, mit ihm mehrere Koſakenpulks, ein Huſaren- und ein Dragoner-Regiment. Mittags kam auch die Infanterie und Artillerie. Der Einmarſch dieſer Truppen erfolgte in der größten Ordnung und unter dem freudigen Zuruf des herbeiſtrömenden Volkes. Indeſſen blieb nur die Infanterie und das Geſchütz in der Stadt zurück, die Kavallerie, beſonders die Koſaken, eilten den Franzoſen nach, und in der umliegenden Gegend, beſonders in Schöneberg und Steglitz, kam es zu kleinen Gefechten, aus welchen viele Gefangene in Berlin eingebracht wurden. Am Abend des 4. ließ der Vicekönig von Italien, um ſeinen Rückmarſch zu decken, die Vorſtädte von Spandau abbrennen, ungeachtet er verſprochen hatte, dieſe grauſame Maßregel nur im höchſten Nothfalle anzuwenden. Am 11. März zog auch der General Wittgenſtein mit einem Theil ſeines Armeekorps: Infanterie, Kavallerie und Artillerie in Berlin ein. Der Zug dauerte fünf Viertelſtunden. Von allen Seiten ſtrömten die Berliner zuſammen, und unabläßiges Hurrahrufen, begleitet von dem donnernden Lebehoch, welches man dem Kaiſer Alexander und dem Könige Friedrich Wilhelm ausbrachte, empfing die Truppen. Ein Theil derſelben verließ ſogleich wieder die Stadt, die Uebrigen wurden in den leeren Kaſernen untergebracht, oder von den Einwohnern bewirthet. Sechs Tage ſpäter rückten auch die erſten vaterländiſchen Krieger, unter York, ein. Durch einen Parolebefehl vom 11. März war dieſer General, in Bezug auf die mit dem ruſſiſchen General von Diebitſch geſchloſſene Uebereinkunft, nicht nur von allem Vorwurf frei geſprochen, ſondern der König hatte zum Beweiſe ſeiner ungetheilten Zufriedenheit, auch die Truppen des General Bülow unter das Kommando deſſelben geſtellt.

Schon vor dieſen Ereigniſſen, am 28. Februar, war zu Kaliſch, dem Hauptquartier des Kaiſer Alexander, ein Bündniß zwiſchen Rußland und Preußen zu Stande gekommen, worauf am 15. März der feierliche Einzug der beiden Monarchen in Breslau erfolgte. Am folgenden Tage übergab auch der Staatskanzler, der Freiherr von Hardenberg, dem franzöſiſchen Geſandten St. Marſan eine Note, worin er ihn von dem geſchloſſenen Bündniſſe zwiſchen Rußland und Preußen in Kenntniß ſetzte, und nun erſt, Tags darauf, an demſelben Tage, an welchem York's Krieger in Berlin einzogen, erfolgte der Aufruf des Königs an ſein Volk und an das Heer. Mit Enthuſiasmus vernahmen die Bürger Preußens die Worte ihres Herrſchers:

„So wenig für mein treues Volk, als für Deutſche, bedarf es einer Rechenſchaft über die Urſachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen ſie dem unverblendeten Europa vor Augen. — Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns ſeine Segnungen nicht, denn er ſchlug uns tiefere Wunden, als ſelbſt der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgeſogen, die Hauptfeſtungen blieben vom Feinde beſetzt, der Ackerbau ward gelähmt, ſo wie der ſonſt ſo

Digitized by Google

hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward enge beschränkt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. — Durch die strenge Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten, und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch als seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. — Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften! Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. — Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für einen angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. — Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Der Jubel, welcher in den Residenzstädten beim Wiedererblicken der preußischen Krieger herrschte, war unbeschreiblich; aus allen Fenstern wehten weiße Tücher den Einziehenden entgegen, lautes Hurrahgeschrei ertönte, und auf der langen Brücke wurde jedes einzelne Regiment von dem, an der Reiterstatue des großen Kurfürsten stehenden, Musikcorps der berliner Bürgergarde empfangen. Auf dem Schloßplatze war die russische und preußische Generalität versammelt; auf dem Altan des Schlosses befanden sich die anwesenden Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, vor denen die vorübermarschirenden Truppen ihre Fahnen senkten und den Gegengruß empfingen. Die Freude dauerte bis spät in die Nacht und Abends war die ganze Stadt erleuchtet. Am folgenden Tage machte der Graf von Wittgenstein bei der Parole bekannt, daß der König die Truppen des General York mit dem unter seinem Commando stehenden Corps vereinigt habe. In dem deshalb erlassenen Befehle redete er die Soldaten folgendermaßen an: „Edle preußische Krieger, laßt uns in brüderlicher Eintracht und Liebe dem größten Zweck entgegen gehen, zu welchem sich noch je Armeen vereinigt haben. Uns ist das seltene Glück geworden, zwei Fürsten zu dienen, welche nur für die Wohlfahrt, für die Unabhängigkeit ihrer Völker, für die Rettung von Europa, das Schwerdt ergreifen. Nur dem Namen nach zwei Nationen, wird uns keine kleinliche Rücksicht des gewöhnlichen Menschenlebens in unserm heiligen Kampfe theilen. Ohne Neid, ohne persönliche Rücksich-



Digitized by Google

ten, werden wir gemeinſchaftlich die Lorbeeren erringen, aus welchen nach vollbrachtem Werke die Dankbarkeit der geretteten Völker unſere Kränze flicht."

Zugleich war auch der König mit dem Kronprinzen und einem geringen Gefolge von Breslau abgereiſt, und traf ſchon in der Nacht auf den 23. wieder in Potsdam ein. Am folgenden Tage begab er ſich nach Charlottenburg, und hielt von dort aus gegen Mittag durch das Brandenburgerthor ſeinen Einzug in Berlin. Vom Thore an bis zum königlichen Schloß waren die ruſſiſchen und preußiſchen Truppen in Parade aufgeſtellt, und lautes und herzliches Lebehoch begrüßte den Monarchen von Seiten des verſammelten Volkes. Am 27. verließen die preußiſchen Truppen unter dem General von York Berlin; auf den Allarmplätzen: dem Luſtgarten, dem nachmaligen Platze Belle-Alliance, dem Dönhofs- und Wilhelmsplatz, wurde öffentlicher Gottesdienſt abgehalten, und die Truppen eingeſegnet. Am 29. verließ auch der König, vom Kronprinzen gefolgt, die Reſidenzſtädte und begab ſich nach Breslau, um von dort nach Kaliſch zum Kaiſer von Rußland abzureiſen.

Wir können hier unmöglich den Einzelnheiten des Krieges folgen und beſchränken uns daher nur auf die hauptſächlichſten Thatſachen. Bei Groß-Görſchen, Bautzen und Dresden ſchwankte das Kriegsglück, und ſchien ſich eher zum Nachtheil, als zum Vortheil der Verbündeten erklären zu wollen; aber als ſich Preußens kampfergrauter Held, als ſich Blücher mit altritterlichem Muthe bei der Katzbach auf die Franzoſen warf, und ſie mit Roß und Mann in den wüthenden Fluß jagte, als ſich die preußiſche Tapferkeit herrlich an dem Tage bei Groß-Beeren bewährte, begann Napoleons Stern zu erbleichen. Beſonders war dieſe letztere Schlacht für Berlin von größerer Wichtigkeit. Es war hauptſächlich die Abſicht des Feindes geweſen, über die Reſidenzſtädte herzufallen, und ein trauriges Loos hätte denſelben bevorgeſtanden, wenn es den Franzoſen wirklich gelungen wäre, den Sieg zu erfechten. Um ſo lebhafter äußerte ſich auch die Theilnahme der Berliner, als die Nachricht von der gewonnenen Schlacht, deren Kanonendonner ſie mit banger Erwartung in der Ferne vernommen hatten, eintraf. Jeder, der nur Etwas zu geben hatte, eilte hinaus auf das Schlachtfeld, die Erſchöpften zu erquicken und die Verwundeten zu pflegen. Ganze Wagenzüge mit Lebensmitteln und Medicamenten beladen, kamen in Groß-Beeren an, und die verwundeten Krieger, welche nach der Schlacht nach Berlin gebracht wurden, fanden die ſorgſamſte Pflege und das freundlichſte Entgegenkommen an allen Orten, und noch heut zu Tage wird der denkwürdige Tag von Groß-Beeren von den Berlinern wie ein Volksfeſt begangen, Alles eilt nach dieſem Dorfe hinaus, um ſich dankbar an jenen Tag zu erinnern, wo der Herr der Schlachten die drohende Gefahr von unſern Häuptern abgewendet; während zu Groß-Beeren ſelbſt alljährlich an dieſem Tage ein feierlicher Dankgottesdienſt abgehalten wird.

Nachdem ſomit die Franzoſen von der Nord-Armee unter dem Kronprinzen von Schweden, und von der preußiſchen Armee unter Blücher zurückgeworfen waren, und die ſiegreichen Mächte die Vereinigung ihrer Truppen bewirkt hatten, kam es zu der denkwürdigen Völkerſchlacht bei Leipzig, wo die Anſtrengungen der Verbündeten jenen glorreichen Sieg erfochten, deſſen Andenken ewig dauern wird in den Annalen der vaterländiſchen Geſchichte. Mit Mühe rettete der franzöſiſche Imperator die Trümmer ſeines geſchlagenen Heeres aus dem Treffen bei Hanau, und führte dieſelben über den Rhein zurück; während die ſiegreichen Verbündeten ebenfalls ihren Uebergang über den Fluß bewerkſtelligten. So wurde durch kühnes, gewagtes Handeln der erſte pariſer Friede, am 30. März 1814, erkämpft; und am 3. Juni erließ von Paris aus der König Friedrich Wilhelm den folgenden Dank an ſein Volk:

„An mein Volk!

Beendigt iſt der Kampf, zu dem mein Volk mit mir zu den Waffen griff; glücklich geendet durch die Hülfe Gottes, durch unſerer Bundesgenoſſen getreuen Beiſtand, durch die Kraft, den Muth, die Ausdauer, die Entbehrung, die jeder, der Preuße ſich nennt, in dieſem ſchweren Kampfe bewieſen hat. Nehmt meinen Dank dafür! Groß ſind Eure Anſtrengungen, Eure Opfer geweſen! Ich kenne und

Digitized by Google

erkenne ſie, und auch Gott, der über uns waltet, hat ſie erkannt.

Errungen haben wir, was wir erringen wollten. Mit Ruhm gekrönt ſteht Preußen vor der Mit- und Nachwelt da; ſelbſtſtändig durch bewieſene Kraft, bewährt im Glück und Unglück. Alleſammt, einer wie alle, eiltet ihr zu den Waffen. Im ganzen Volke nur ein Gefühl! So auch war der Kampf! Solchen Sinn, ſprach ich damals, lohnet Gott. Er wird uns jetzt lohnen durch den Frieden, den er uns gab! Eine beſſere Zeit wird wiederkehren durch dieſen Frieden! Nicht für Fremde wird der Landmann mehr ſäen, er wird ernten für ſich! Handel, Kunſtfleiß und Wiſſenſchaft wird wieder aufleben, der Wohlſtand aller Klaſſen wird ſich wieder gründen, und in einer neuen Ordnung werden die Wunden heilen, die langes Leiden Euch ſchlug."

Paris, den 3. Juni 1814.

Friedrich Wilhelm.

Zu ſeinem Heere ſprach der König in folgender Weiſe:

„Als ich Euch aufforderte für das Vaterland zu kämpfen, hatte ich das Vertrauen, Ihr würdet zu ſiegen oder zu ſterben wiſſen.

Krieger! Ihr habt mein Vertrauen, des Vaterlandes Erwartung nicht getäuſcht. Funfzehn Hauptſchlachten, beinahe tägliche Gefechte, viele mit Sturm genommene Städte, viele eroberte feſte Plätze in Deutſchland, Holland und Frankreich bezeichnen Euern Weg von der Oder bis zur Seine, und keine Greuelthat hat ihn befleckt. Nehmt meine Zufriedenheit und des Vaterlandes Dank. Ihr habt ſeine Unabhängigkeit erkämpft, ſeine Ehre bewahrt, ſeinen Frieden begründet.

Ihr ſeid des Namens würdig, den Ihr führt! Mit Achtung ſieht Europa auf Euch; mit Ruhm gekrönt kehrt Ihr aus dieſem Kriege, mit Dank und Liebe wird das Vaterland Euch empfangen."

An demſelben Tage erließ der König folgendes Schreiben an den Staatskanzler und an den Feldmarſchall:

An den Staatskanzler, Freiherrn v. Hardenberg.

„Was Sie dem Vaterlande waren und bleiben werden, kann ich durch keine Standeserhöhung anerkennen. Sie werden den Lohn Ihrer Anſtrengungen in der Entwickelung der großen Weltbegebenheiten finden, zu welchen Sie raſtlos beitrugen.

Ihre und Ihrer Nachkommen Erhebung in den Fürſtenſtand, welche ich Ihnen hierdurch bekannt mache, ſei Ihnen indeß ein Beweis meiner Dankbarkeit, welche ich mit dem herzlichen Wunſche begleite, daß Sie die Vorzüge dieſer Ernennung lange genießen mögen. Es wird demnächſt meine erſte Sorge ſein, Ihnen noch einen andern Beweis meiner Erkenntlichkeit durch die Verleihung eines Beſitzes in liegenden Gründen für Sie und Ihre Nachkommen zu geben."

An den Feldmarſchall von Blücher.

„Sie haben den Kampf für das Vaterland glücklich und ruhmvoll geendet; aber die Dankbarkeit, welche Ihnen der Staat ſchuldig iſt, dauert fort. Zum Beweiſe derſelben ernenne ich Sie hierdurch zum Fürſten Blücher von Wahlſtatt, und erhebe Ihre Nachkommen in den Grafenſtand, mit Beibehaltung des Namens Blücher von Wahlſtatt. Demnächſt wird es meine erſte Sorge ſein, Ihnen noch einen andern Beweis meiner Erkenntlichkeit durch eine Verleihung eines Beſitzes in liegenden Gründen für Sie und Ihre Nachkommen zu geben."

Nachdem Friedrich Wilhelm alsdann von Paris nach England hinüber gereiſt und dort drei Wochen verweilt war, kehrte er unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Ruppin nach Neufchatel, und von dort in ſeine Erbſtaaten zurück. Am 5. Juli traf er unvermuthet in Berlin ein, da er, ein abgeſagter Gegner jedes Glanzes, ſeiner eigenen Perſon wegen keine öffentliche Feierlichkeit veranſtaltet wiſſen wollte. Dennoch ſah er ſich, wie er indeß erklärte, nur in Beziehung auf das tapfere Heer und deſſen ausgezeichnete Führer genöthigt, die angeordnete Friedensfeier und den Einzug der rücklehrenden Truppen auf eine glänzendere Weiſe zu begehn. Der 7. Auguſt war zu dem feſtlis

Digitized by Google

chen Tage bestimmt, und die berliner eitung vom Jahre 1814 theilt uns die folgenden Details über diese Festlichkeit mit:

„Sämmtliche damals die Besatzung von Berlin ausmachenden Truppentheile zogen am Morgen, unter dem Gouverneur, Feldmarschall Kalkreuth, nach dem Brandenburgerthor, und bildeten von da aus, die Linden hinauf bis zum Schloß zwei Reihen; am Lustgarten und im Innern des Schlosses war die Bürgergarde aufgestellt und hielt dort Wache. Die Prinzen und Generale erwarteten den König auf der charlottenburger Kunststraße in dem Rundtheile bei Bellevue, und von hier aus setzte sich der Zug nach dem Thore hin in Bewegung. Dieses war zu einem natürlichen Triumphbogen, besonders durch den Umstand, umgeschaffen, daß der im Jahre 1806 von den Franzosen geraubte, nun wieder eroberte Siegeswagen auf der Spitze des Thors, welche er vormals zierte, wieder aufgestellt war in der Stille der vergangenen Nacht. Durch eine zeltähnliche Bedachung verhüllt, sollte er, bedeutungsvoll, erst in dem Augenblick des Einzuges, plötzlich sichtbar werden. Auf dem Platz, unmittelbar vor dem Thore, standen in einem Halbkreise zehn gereifelte Säulen, dorischer Ordnung, auf einem hohen Fußgestelle, auf den Ecken desselben erzfarbige Adler, auf der Mitte jeder Säule mit den Flügeln zusammenstoßend. Ueber jedem Säulenkopfe befand sich ein niedriges Fußgestell, und von diesem erhob sich eine kolossale, erzfarbige Siegesgöttin, in sanft vorgebogener Stellung, in jeder der beiden vorgestreckten Hände einen Lorbeerkranz haltend. In der Mitte jeder Säule war ein runder römischer Schild aufgehängt, auf dessen hellblauer, von Sternen umgebenen Mitte der Name einer siegreichen Schlacht aus dem eben beendigten Kriege, in Goldschrift prangte. Weil der Siege mehr waren als der Säulen, so hatten diese zum Theil doppelte Schilde, eins an der Vorder- das andere an der Rückseite. Die Namen Leipzig und Paris schmückten die beiden mittelsten, den Eingang in den Halbkreis bildenden Säulen; an den übrigen las man, abgesehen von der Zeitfolge und Wichtigkeit der erfochtenen Siege: Groß-Görschen, Bautzen, Kulm, Katzbach, Groß-Beeren, Dennewitz, Möckern, Hagelsberg, Hahnau, Wartenburg, Hanau, Laon, Bar sur Aube, La Rothiere. Hinter diesen Schilden ragten zwei Fahnen hervor, geziert auf der Spitze des Fahnenstocks mit dem preußischen schwarzen Adler, in dem weißen Fahnentuche, mit einem grünen Lorbeerkranze. Zwischen jedem Säulenpaar waren zwei alterthümliche Hochleuchter, große Feuerbecken tragend, aufgestellt, und endlich die Säulen unter sich und mit dem Thore, durch doppelt über einander hängende Laubgewinde verbunden. Mit gleichen Gewinden war das Thor selbst geschmückt, und oben auf der Plattform umstanden zwölf große, ebenfalls mit Laubgehängen verbundene Dreifüße, die in ihrem Wagen zurückgekehrte Siegesgöttin. Statt des alterthümlichen Palladiums, bestehend aus einem Helm, einem Panzer und zwei Schilden, an einem Spieß, trug sie jetzt das preußische Palladium, das an einer Panierstange befestigte eiserne Kreuz, umgeben mit einem Eichenkranz, über welchem sich der gekrönte Adler emporschwingt. Vom Thore an öffnete sich, mit einem an den heute ganz freien Lindengang angelehnten Halbkreis, für die einziehenden Krieger, eine drittehalbtausend Schritt lange, bis zum königlichen Schlosse hin, festlich geschmückte Siegesstraße. An ihren beiden Seiten war sie eingefaßt mit Hochleuchtern, Feuerbecken tragend, für die Beleuchtung am Abend, und mit Festfahnen, unter sich verbunden durch Gehänge aus Tannenzweigen und Moos. Die gleich Schiffswimpeln geschlitzten, weißen Fahnen, an ihrem gespaltenen Theile mit rothem Bande eingefaßt, waren an ihren Stangen mit einer beweglichen aufgehängten Querstange befestigt, und führten das Bild eines mit einem Lorbeerkranze umgebenen Adlers. Zu beiden Seiten der Brücke am Opernhause erhoben sich zwei fünf und siebenzig Fuß hohe, auf erzfarbigem Grunde, mit Waffen aller Art behangene und umstellte Trophäensäulen, jede derselben eine kolossale Siegesgöttin, auch in Erzfarbe, tragend. Jenseit jener Brücke lief die Siegesbahn fort bis zu dem Punkt, wo der Weg sich nach dem Dome lenkt. Dort war als Ziel, ein Siegsaltar errichtet, welcher auf einem großen, funfzig Fuß hohen Unterbaue ruhend,

Digitized by Google

über einer Reihe von sechzehn, in Regenbogenfarben gehaltenen Stufen, einen runden, vom Boden an gerechnet, fünf und siebzig Fuß emporragenden Altar trug. Das Ganze gleichfalls zur Erleuchtung am Abend bestimmt. Während die Truppen des Königs Ankunft von Charlottenburg her erwarteten, überreichten Abgeordnete der Mädchen aus der dienenden Klasse in der Hauptstadt, dem Obristen der Garde, von Alvensleben, vier silberne Trompeten, auf eigene Kosten verfertigt, zum Geschenk, welches im Namen des Königs angenommen wurde. Als der König bei den Truppen ankam, und sich an ihre Spitze setzte, bewillkommnete ihn ein allgemeines Hurrah! Auf dieses Zeichen fiel die, den Siegeswagen der Göttin bis dahin verhüllende, zeltähnliche Bedachung, wie durch einen Zauberschlag herab, und da stand sie im Angesichte des Heeres und des Volkes, im neu errungenen Glanz. In dem, durch die Siegessäulen vor dem Thore gebildeten Halbkreise, empfing der König, welcher jede, unmittelbar an ihn selbst zu richtende Bewillkommnung ausdrücklich abgelehnt hatte, bloß den Magistrat und die Stadtverordneten. Zum Thore hinein ging der Zug unter Glockengeläute und dem steten Jubelruf des versammelten Volks, bis zu dem Siegesaltar am Schlosse. Dort angelangt, schwenkte die Infanterie in den Lustgarten ein, wo der Gottheit ein Dankopfer gebracht werden sollte. Zu diesem Zwecke war in der Mitte der nach dem neuen Packhofe hin liegenden Seite des Lustgartens, eine Erhöhung errichtet, welche sich stufenförmig in zwei Absätzen über dem Boden erhob. Auf der Mitte des oberen Absatzes stand ein einfacher, mit den Sinnbildern der christlichen Kirche geschmückter Altar. Auf den obersten Stufen war die Geistlichkeit aller Bekenntnisse versammelt. Hinter dem Altar, zu beiden Seiten desselben, befanden sich zwei Bühnen, deren eine die Prinzessinnen des königl. Hauses, die andere die höchsten Staatsbehörden eingenommen hatten. Auf der Erhöhung vor dem Altar nahm der König und sein glänzendes Gefolge von Prinzen und Heerführern Platz. In weiten Kreisen umher standen die eingezogenen Truppen, die Kavallerie hielt außerhalb der Schranken des Platzes, auf dessen beiden Seiten nach dem Dome und dem Schlosse zu. Das Geläute schwieg, und Heer und Volk sangen, unterstützt von einem starken Chor und begleitet von Posaunentönen, zwei Verse des erhebenden Liedes: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gott ꝛc." Darauf begrüßte der Redner, Konsistorialrath Offelsmeyer, als Prediger der Garde und Feldpropst, im Namen der heimgekehrten Vaterlands-Vertheidiger, die Stadt, das Schloß, die Kirchen, das Volk der Hauptstadt, mit gebührendem Ruhm des preußischen Volks und Heers und ihrer Verbündeten, unter kräftigen Anmahnungen zur Festhaltung des hohen Sinnes, welchen die große, ernste Zeit entwickelt und geoffenbart hatte, und schloß mit Segenswünschen für den König und sein Haus. Während Gesang und Rede war jedes Haupt entblößt, und während des Schlußgebetes sank, der König zuerst, Alles auf die Knie nieder. In demselben Augenblick brach, nach einigen Regentropfen, aus dem bisher trüben Himmel, bedeutungsvoll, und gleichsam die Nähe und Theilnahme der Gottheit verkündigend, plötzlich die Sonne hervor, und beleuchtete etwa anderthalb Minuten lang die erhabene Scene. Die Versammlung erhob sich nun wieder und stimmte in das Lied ein: „Herr Gott Dich loben wir ꝛc.," in dessen Weise, ernst und feierlich Kanonendonner und Domgeläute tönten. Der priesterliche Segen schloß die andächtige Feier, nach deren Beendigung der König an der Kavallerie herunter ritt, und sich nach dem Schlosse begab, wo ihm die fremden Gesandten, sämmtliche Behörden, die Landes-Repräsentanten, eine Deputation der Stadtverordneten, ingleichen von der Stadt Frankfurt a. d. O., aufwarteten. Von dem Altan des Schlosses aus sich dem darauf harrenden, zahllos versammelten Volke zeigend, ward er mit aus vollem Herzen strömenden Freudengeschrei begrüßt, dafür dankend zog er sich wieder zurück. Mittags war große Tafel. Um 6 Uhr Abends wohnte der König im Opernhause, von der Versammlung mit allgemeinem Jubel bewillkommt, der auf die Feier des Tages Bezug habenden Vorstellung bei, und um 9 Uhr nahm er, in Begleitung des Fürsten Blücher von Wahlstatt, der Grafen Tauentzin von Wittenberg und Bülow von Den-

Digitized by Google

newitz und mehrerer anderer Officiere ꝛc., die allgemeine Erleuchtung in Augenſchein.

Eine ſolche Erleuchtung hatte Berlin noch nie geſehen. Alle öffentlichen Gebäude waren auf das kunſtreichſte und geſchmackvollſte, reich mit glänzenden Sinnbildern und Inſchriften verſehen; aber auch die Wohnung des Reichen wie des Armen, ſtellte ein lebendiges Bild der Freude und des Glückes dar. Die Stadt glich einem Feuermeer, und in dieſem auf und ab wogte in Wagen, zu Roß und zu Fuß eine unabſehbare Menſchenmaſſe, aus welcher, als der König mit ſeinem Gefolge durch die Reihen ritt, ein tauſendfaches Lebehoch! durch die Luft ertönte. Lange nach Mitternacht erſt verhallte des Volkes Jubel, welchen kein Unfall geſtört hatte."

So hatte Preußen durch muthvolle Tapferkeit, durch unermüdliche Anſtrengungen, durch die gewaltigſten Aufopferungen den Frieden wieder erkämpft, der alle früheren Verträge, beſonders den unglücklichen Tilſiter Frieden, wieder aufhob, und Preußen zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Die Anſprüche, welche indeſſen Friedrich Wilhelm III. machen zu können glaubte, ſollten auf dem Wiener Congreß ausgeglichen werden. Der König ſelbſt begab ſich dort hin, als auf einmal der endlich wieder hergeſtellte Friede durch Napoleons Rückkehr geſtört wurde. Das Wiedererſcheinen Napoleons wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf die Völker Europas. Während Frankreich ſich in Maſſe erhob und von allen Seiten zu den Fahnen des Kaiſers ſtrömte, während auch unter den Sachſen, die mit ihrem neuen Schickſal unzufrieden waren, unruhige Bewegungen entſtanden, rüſteten ſich die verbündeten Mächte mit aller Macht, um auf's Neue gegen den trotzigen Gegner in die Schranken zu treten.

Der König Friedrich Wilhelm erließ, nachdem Oeſtreich, Preußen, Rußland und England zu Wien ein neues Bündniß geſchloſſen hatten, dem auch die übrigen Mächte beitraten, auf's Neue den folgenden Aufruf an ſein Volk:

„Als Ich in der Zeit der Gefahr Mein Volk zu den Waffen rief, um für die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes zu kämpfen, da zog die geſammte Jugend wetteifernd zu den Fahnen, um mit freudiger Entſagung ungewohnte Beſchwerden zu ertragen, und entſchloſſen, ſelbſt dem Tode entgegen zu gehen, da trat die Kraft des Volkes unerſchrocken in die Reihen meiner tapferen Soldaten und Meine Feldherrn führten mit Mir ein Heer von Helden in die Schlacht, die des Namens ihrer Väter, als Erben ihres Ruhms, ſich würdig erwieſen. So eroberten wir und unſere Verbündeten, vom Siege begleitet, die Hauptſtadt des Feindes; unſere Fahnen wehten in Paris, Napoleon entſagte der Herrſchaft; dem deutſchen Vaterlande war Freiheit, den Thronen Sicherheit, und der Welt die Hoffnung eines dauerhaften Friedens zurückgegeben.

„Dieſe Hoffnung iſt verſchwunden: wir müſſen von Neuem in den Kampf. Den Mann, der zehn Jahre hindurch unſägliches Elend über die Völker verbreitet, hat eine verrätheriſche Verſchwörung nach Frankreich zurückgeführt. Das beſtürzte Volk hat ſeinen bewaffneten Anhängern nicht widerſtehen können, ſeine Thron-Entſagung, obwohl er ſelbſt noch im Beſitz einer beträchtlichen Heeresmacht, ſie für ein freiwilliges, dem Glück und der Ruhe Frankreichs dargebrachtes Opfer erklärt hatte, achtete er, wie jeden Vertrag, für nichts; er ſteht an der Spitze eidbrüchig gewordener Soldaten, die den Krieg verewigen wollen. Europa iſt von Neuem bedroht; es kann den Mann auf Frankreichs Thron nicht dulden, der die Weltherrſchaft als den Zweck ſeiner ſtets erneuerten Kriege laut verkündigt, der die ſittliche Welt durch fortgeſetzte Wortbrüchigkeit zerſtörte, und deshalb für eine friedliche Geſinnung keine Bürgſchaft leiſten kann.

„Von Neuem alſo in den Kampf! Frankreich ſelbſt bedarf unſerer Hülfe und ganz Europa iſt mit uns verbündet. Mit Euren alten Siegesgefährten verbunden, durch neue Waffenbrüder verſtärkt, gehet Ihr, brave Preußen! mit Mir, mit den Prinzen Meines Hauſes, mit den Feldherren, die Euch zu Siegen geführt, in einen nothwendigen gerechten

Digitized by Google

Krieg. Die Gerechtigkeit der Sache, die wir verfechten, sichert uns den Sieg."

Indessen hatte Napoleon mit einer Energie und einer Schnelligkeit, die an's Unglaubliche grenzte, sein Heer auf den Kriegsfuß gesetzt, und griff bereits am 14. Juni die Preußen bei Thuin an. Am folgenden Tage wurde Blücher von der Uebermacht des Feindes bei Ligny zurückgedrängt, und schon glaubte der französische Kaiser jene Tage des Ruhms und des Sieges für ihn zurückgekehrt, als er in der Schlacht bei Waterloo und Belle-Alliance, am 18. Juni, eine Niederlage erlitt, welche den Kampf mit einem einzigen Schlage beendete. Mit unaufhaltsamer Schnelligkeit drangen die Heere der Verbündeten auf Paris los; zwar versuchte Davoust noch einmal die Hauptstadt zu retten; mußte sich aber, auf allen Punkten zurückgeworfen, ebenfalls zurückziehen, und sich glücklich schätzen, durch eine günstige Kapitulation Paris selbst vor dem Verderben zu bewahren. Am 7. Juli zogen die Preußen und Engländer zum zweiten Male in Paris ein, und der preußische General Müffling wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt. Bei Gelegenheit der Kapitulation von Paris hatte die Stadt versprochen, eine Contribution von 700,000,000 Franken zu bezahlen, und Blücher, der ausdrücklich befohlen hatte, daß die preußischen Truppen eben so in Paris, wie einst die Franzosen in Berlin verpflegt werden sollten, drang mit äußerster Strenge auf die Zahlung. Indessen waren die Franzosen schon bei der, wegen der Räumung von Paris geschlossenen Uebereinkunft, darauf bedacht gewesen, sich den Besitz aller seit dem Beginn des Revolutionskrieges zusammengeraubter Kunstwerke zu sichern, und wollten diese Bedingung als einen besondern Artikel, in der Convention erwähnt wissen. Wellington hatte hierauf erwiedert, daß er die Kapitulation nur in Bezug auf militairische Angelegenheiten abschließen könne, und den verbündeten Monarchen selbst die Entscheidung dieser Forderung überlassen müsse, während Blücher gradezu erklärte, er werde alles das, was preußisches Eigenthum sei, fortnehmen. Indessen gründeten die Pariser auf jene ausweichende Antwort Wellingtons die Hoffnung, daß man ihnen das geraubte Gut lassen würde; aber ihr Erstaunen war um so größer, als eines Tages ein preußischer Freiwilliger, Namens Groote, aus Köln gebürtig, im Auftrage seiner Vaterstadt, bei Blücher um die Erlaubniß anhielt, die aus den Museen von Köln genommenen Gegenstände zurücknehmen zu dürfen. Blücher stand keinen Augenblick an die geforderte Erlaubniß zu ertheilen, und Groote traf auf der Stelle die nöthigen Anstalten. Zwar machte die französische Wache im Louvre den Versuch, den Preußen den Eintritt mit Gewalt zu verweigern. Diese suchten indessen die Hülfe ihrer Kameraden. Ein Officier zog einige Mannschaft zusammen, und gab den Franzosen zehn Minuten Bedenkzeit; fast zugleich traf aber auch der Befehl von Ludwig XVIII., nachzugeben, ein. Und sobald dieser erste Schritt geschehen war, säumten auch die übrigen Nationen nicht, dem Beispiele der Preußen zu folgen und sich aller jener Gegenstände zu bemächtigen, welche die Habgier der Franzosen ihren früheren Besitzern entrissen hatte; und die Preußen nahmen nicht nur das, was ihren Stammländern, sondern auch den neu erworbenen Provinzen gehört hatte, zurück.

Indessen waren auch die Friedensunterhandlungen beendet. Der Kaiser Alexander verließ Paris am 28. September, am andern Tage folgte ihm der Kaiser Franz, und am 6. October reiste auch Friedrich Wilhelm III. nach seinen Erbstaaten ab, und traf am 19. October 1815 in seiner Residenz ein, wo er mit unendlichem Jubel von seinem Volke begrüßt wurde.

Nach so viel trüben Erfahrungen und einem so bewegten Leben, überließ sich Friedrich Wilhelm, nachdem er seinem Volke die Segnungen des Friedens wieder gegeben hatte, ganz allein der Beschäftigung, alle seine Unterthanen derselben im gleichen Maße theilhaftig werden zu lassen. Seine Gesinnungen, mit welchen er dies Werk begann, sprechen sich klar und deutlich in der Kabinetsordre vom Jahre 1816 aus, worin er die Einrichtung einer Immediat-Justiz-Commission für die Rheinprovinzen befahl und sich der Worte bedient: „Ich will, daß das Gute aufgesucht und beibehalten



Digitized by Google

werde, wo es sich findet, und gleichviel, welchen Ursprungs es auch sein möge."

Bei Gelegenheit der dritten Säcularfeier der Reformation, im Jahre 1817, erließ der König eine Aufforderung an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, dahin zu wirken, daß die beiden Partheien der evangelischen Kirche, die Lutheraner und Reformirten, die Schranken, die bisher noch immer zwischen Beiden bestanden, niederreißen und sich Beide zu einer einzigen, zu einer evangelischen Kirche vereinigen möchten. Zu der Feier selbst begab sich der König mit seiner ganzen Familie nach Wittenberg, wo er den Grundstein zum Denkmal Luthers legte. Bei dieser Gelegenheit erzählt man die folgende Anekdote von ihm, die deutlich darthut, wie sich der Monarch darin gefiel, mitunter einen harmlosen Scherz zu treiben. Als er nämlich aus seinem Wagen die Uebungen des Militairs zu sah, stellte sich ein junger Mann hinten auf den Wagentritt, um besser sehen zu können, jedoch ohne zu wissen, daß dies die Equipage des Königs sei. Dieser wendete sich zufällig um und fragte, den Fremden bemerkend: „was ist Er?" — „Er ist die dritte Person Singularis männlichen Geschlechts," lautete die Antwort. Der König lachte über diesen Einfall und sagte: „ich bin der König; wer sind Sie?" „Ein Kandidat der Theologie," versetzte der Fremde und nannte seinen Namen. „Ihr Platz ist auf der Kanzel und nicht hier." Mit diesen Worten beendete der Monarch das Gespräch. Der dreiste Kandidat, der übrigens die besten Zeugnisse seiner Kenntnisse und seines Wohlverhaltens aufzuweisen hatte, erhielt schon nach wenigen Tagen eine Pfarre.

Bereits nach Beendigung des Feldzuges hatte der König den Befehl gegeben, daß auf den Schlachtfeldern bei Groß-Görschen, Groß-Beeren, Dennewitz und Culm, Siegesdenkmale, zum Andenken an die dort gelieferten Schlachten, errichtet werden sollten, und im Jahre 1818 wurde auch das bekannte Denkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin aufgestellt, welcher danach seinen Namen erhielt. Das Denkmal in Kreuzesform besteht aus vier Hauptfronten und acht Nebenfronten, im gothischen Styl, nach einer Zeichnung von Schinkel, und ist aus Gußeisen gefertigt. Es ist ohne die Terrasse von eilf Stufen, noch 61 Fuß hoch, ruht auf einem achteckigen Unterbaue von Quadersteinen, und bildet einen thurmartigen Baldachin. In den 12 Blenden der Haupt- und Nebenseiten, sieht man kolossale aus Eisen gegossene Statuen, nach den Modellen von Rauch, Tiek und Wichmann, als sinnbildliche Siegesgenien, an die, unter denselben bezeichneten gewonnenen 12 Haupt-Schlachten erinnernd. Die 4 Hauptflügel, nach den 4 Weltgegenden, gleichsam die Wendepunkte des großen Völkerkampfes, bezeichnen die Schlachten von Groß-Görschen, den 2. Mai 1813; von Leipzig, den 18. October 1813; die Einnahme von Paris, den 30. März 1814 und die Schlacht von Belle-Alliance, den 18. Juni 1815. An den Seiten des Kreuzes: die Treffen bei Groß-Beeren, den 23. August 1813; an der Katzbach, den 26. August 1813; bei Kulm, den 30. August 1813; bei Dennewitz, den 6. September 1813; bei Wartenberg, den 3. October 1813; bei la Rothiere, den 1. Februar 1814; bei Bar an der Aube, den 27. Februar 1814 und bei Laon, den 9. März 1814. Am untern Bau der Vorderseite liest man die einfache Inschrift: „Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte, den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung."

Am 19. September 1818 ward, bei Anwesenheit des Kaisers Alexanders I., in Gegenwart des Königs und der Prinzen des Hauses, und unter einer würdigen militairischen und gottesdienstlichen Feier, der Grundstein des Denkmals gelegt. Bei dem ersten Hammerschlage, welchen der Kaiser auf den Grundstein that, donnerte aus 56 Geschützen eine dreimalige Salve, und eine Rede des Bischofs Eylert schloß den hochgefeierten Act. Die Einweihung des nach 2 Jahr und 7 Monaten vollendeten Denkmals, erfolgte den 30. März 1821, welcher, außer der Garnison von Berlin und Potsdam, Deputationen von sämmtlichen Regimentern des preuß. Heeres beiwohnten. — Ein zum Wächter

Digitized by Google

bestellter Invalide wohnt in einem, auf gothische Art erbauten Hause, am Fuße des Berges.

Das Denkmal, in der hiesigen königl. Gießerei gegossen, hat ein Gewicht von 2297 Ctr. und 19,043 Thlr. an Werth. Die Kosten zusammen, jedoch ohne den Unterbau, werden auf 30,300 Thlr. angeschlagen.

Eine andere sehr bedeutende Zierde erhielten die Residenzstädte durch die Statuen derjenigen Generale, die sich besonders im Freiheitskriege ausgezeichnet hatten, nämlich von Scharnhorst, Bülow und Blücher.

Die Bildsäulen der Generale von Scharnhorst und von Bülow vor der Königswache, beide von Rauch aus karrarischem Marmor, 8 Fuß hoch, auf 10 Fuß hohem Fußgestelle. Scharnhorst, auf der Seite nach dem Zeughause, als sinnender Krieger mit gesenktem Haupte an einen grünenden Lorbeerstamm gelehnt, dessen Wurzel einen neuen kräftigen Zweig hervortreibt, in der Linken eine Rolle, die Rechte gegen das Gesicht erhoben. Der Mantel, in den der General gehüllt ist, verdient, wegen des ausgezeichneten Faltenwurfs, alle Aufmerksamkeit. Auf der Vorderseite des Fußgestelles sieht man einen Adler, über demselben die Inschrift: Friedrich Wilhelm III. Die Reliefs an dem Fußgestelle sind sowohl in Hinsicht der geistreichen Erfindung, als der kunstgerechten Ausführung wahre Muster für alle moderne Arbeit dieser Art. Sie deuten auf Scharnhorst's Gründung des neuen Kriegssystems. An der rechten Seite Minerva, eine Fackel und ein offnes Buch in den Händen, worin die Namen: Montekukuli, Vauban, Graf von Schaumburg-Lippe, Graf Moritz von Sachsen, Friedrich II. und Scharnhorst. Zwei Jünglinge vernehmen aufmerksam die Lehren der Göttin. Das dritte Relief deutet auf die Bewaffnung der Truppen, mit deren Leitung Scharnhorst 1813 beauftragt war: es zeigt Minerva sitzend, einem Krieger an seiner eben zurecht gehauenen Lanze, eine eiserne Spitze befestigend; ein zweiter fällt Bäume zu gleichem Zweck. Auf dem vierten Relief, Minerva die Krieger zum Kampf führend. — In der Lützener Schlacht durch eine Kartätschenkugel am Schenkel verwundet, starb Scharnhorst an den Folgen dieser Wunde, da er, keine Ruhe sich gönnend, in Aufträgen nach Wien eilte, einige Wochen nachher zu Prag, wo ihm das preußische Heer ein Denkmal errichtet hat.

Der General Graf Bülow von Dennewitz, auf der rechten Seite des Wachthauses, nach dem Universitätsgebäude hin, dem nachdenkenden Scharnhorst gegenüber, steht schlagfertig und entschlossen, auf sein sicheres Schwerdt gestützt, die rechte Hand in die Seite gestemmt, wodurch zugleich der Mantel einen günstigen Wurf erhielt. Die Inschrift auf der Vorderseite des Postaments ist der vorigen ähnlich. Auf dem zweiten Relief eine Viktoria, eine siebenköpfige Hyder in den Staub tretend, zwei volle Lorbeerkränze emporhaltend, auf die beiden Schlachten bei Groß-Beeren und Dennewitz deutend. Auf der Hinterseite eine Viktoria, von einem Adler getragen, mit siegreicher Lanze über die unten angedeuteten Festungen und Burgen, die Bülow 1814 in Holland und Frankreich gleichsam im Fluge eroberte. Auf dem Relief zur Linken Viktoria, unaufhaltsam zum Kampfe fortschreitend, einen entwurzelten Lorbeerbaum in der Linken und in der Rechten eine Lanze schwingend. Neben ihr ein kraftvoller Löwe, auf den muthigen Kampf und Englands Theilnahme an dem Siege bei Belle-Alliance deutend. Er starb zu Königsberg, den 25. Februar 1816.

Das Standbild des Feldmarschalls Fürsten Blücher von Wahlstatt, den vorigen gegenüber, auf dem kleinen Opernplatz, den 18. Juni 1826, dem Schlachttage bei Belle-Alliance enthüllt. Das Ganze, Bildsäule und Fußgestell, ist aus gegossenem Metall, über 26 Fuß hoch. Auf einer polirten Granitstufe erhebt sich das 14 Fuß hohe Piedestal, auf diesem die 13 Fuß hohe Statue. Der Held ist in Generaluniform, mit umgeworfenen Reitermantel. Der gezogene Husarensäbel in der Rechten erinnert an die Waffe, bei welcher er seine kriegerische Laufbahn begann. Der linke Fuß ist auf eine umgeworfene, gesprungene, feindliche Haubitze gestemmt. Wenn der rechte Arm eine herausfordernde Bewegung macht, so paßt dieses vollkommen zu dem über die linke Schulter gewendeten Haupte, nach dem Feinde trotzig und erwartend hinschauend.



Digitized by Google

An der Vorderseite des Sockels; das Wappen des Feldherrn; auf der linken deutet ein brüllender Löwe das Erwachen, auf der rechten ein ruhender Löwe die vollbrachte Arbeit an; auf der Rückseite ein reicher Lorbeerkranz, worin die Jahre 1813, 1814 und 1815.

Meisterstücke in der Komposition und Ausführung sind die Reliefs am Fußgestelle, die in einer umlaufenden Reihe die drei Kriegsjahre darstellen, und als das schönste Heldengedicht gelten können, das bis jetzt auf den großen Kampf gedichtet wurde.

Diese Bilder beginnen an der linken Seite des Piedestals mit dem ersten Ausbruche des Krieges. Vater und Mutter an einer Hausthüre stehend, übergeben zwei, als Freiwillige eingekleidete Söhne, dem ihre Namen verzeichnenden Officier, ein jüngerer Bruder liest den Aufruf des Königs. Hinter diesen, andere Krieger, die zur Fahne schwören. Weiterhin vertheilt ein alter Sergeant Waffen an Freiwillige verschiedener Stände, ein Handwerker und ein Ackersmann sind deutlich bezeichnet. Hinter diesen wird ein Pferd aufgezäumt. Ein Küraſſier, sein Pferd an der Hand, nimmt von seinem Söhnchen Abschied; der Zug der Reiterei bewegt sich vorwärts. Hier macht eine Abtheilung das Thor der Stadt kenntlich, nämlich das Wappenschild den schlesischen Adler zeigend. Den Ort noch bestimmter zu bezeichnen, bildet eine Andeutung des Rathhauses zu Breslau den Hintergrund. Außerhalb des Thors ist der Zug der Reiterei fortgesetzt, an dessen Spitze sich ein Officier und ein Trompeter befinden. Ein Hirtenknabe, an einen Baum gelehnt, bildet hier das Ende der Tafel. Die Scene ist noch vor den Thoren von Breslau. Bedeutend erscheint im Hintergrunde die Bellona, ein Bildwerk auf dem Grabe des Generals Grafen von Tauenzien, Breslaus Vertheidiger im siebenjährigen Kriege.

Die Fläche der Rückseite des Piedestals zeigt freiwillige Jäger mit Flügelhörnern, Landwehr, Trommelschläger und Pfeifer voran. Ein Zurückgebliebener ordnet sein Gepäck. Vor einem Bauerhause steht auf einer Tonne ein Knabe, ein kleineres Kind auf den Schultern, neugierig den Zug begrüßend. Ulanen halten bei einem Brunnen, einer tränkt sein Pferd, während ihnen Landmädchen Erfrischungen reichen. Ein Staabsoffizier scheint zu Fuß, in seinen Mantel gehüllt, den Zug zu erwarten, edle Haltung und der ausdrucksvolle Kopf verrathen den Feldmarschall Grafen Gneisenau.

Das dritte Relief an der rechten Seite des Fußgestells fängt mit dem Bilde eines schwer Verwundeten an (Theodor Körner), von einem Kameraden unterstützt. Hinter dieser Gruppe hält zu Pferde ein Staabsofficier, im ernsten Gespräch mit einer Civilperson, den Minister von Humboldt bezeichnend. Auf der Hochstraße einen Zug Artillerie. Husaren lenken seitwärts, im Vordergrunde sind Scenen aus einem Bivouak. Dragoner haben zwischen zwei dürren Bäumen einen Kessel aufgehängt; ein Dragoner ist beim Feuer eingeschlafen, ein anderer unterhält sich mit einer Marketenderin, welche auf einem Esel sitzt. Auf der anderen Seite ein Officier, der Reiterei Befehle zurufend. Infanterie zieht vorüber. Lanzenreiter, im Gespräch an ihre Pferde gelehnt. Die mit Weinreben umrankten Bäume, deuten auf den Schauplatz in Frankreich. Mehrere Bildnisse von Militairpersonen und von Freunden des Bildhauers.

Die Vorderseite zeigt den Einzug in Paris. Die Mitte des Bildes Blücher selbst zu Pferde, umgeben von mehreren Feldherren, Gneisenau, York, den Prinzen Wilhelm und August, Kleist, Bülow. Den Generalen folgen Fahnenträger, mit klingendem Spiel durch die Pforte St. Martin eindringend. Den Einziehenden entgegen kommen Krieger, die vom Brandenburgerthor geraubte Victoria, auf Walzen herbeiführend. Ein Pariser liest die Abdankungsacte Napoleons, an einem Pfeiler geheftet, ein gefangener Gardist mit gesenktem Haupte. Im Hintergrund die Thürme der Kathedrale Notre Dame, den Dom der Invalidenkirche, die Säule des Platzes Vendôme und das Louvre. Fast alle Köpfe dieses Reliefs sind wahr und lebendig dargestellte Bildnisse.

Der Würfel oder eigentliche Körper des Piedestals enthält ebenfalls auf allen vier Seiten Bildwerke in erhabener Arbeit. Auf der vordern Fläche sieht man

Digitized by Google

eine schwebende Siegesgöttin, eine Tafel in den Händen, mit der Inschrift:

Friedrich Wilhelm III, dem Feldmarschall Fürsten Blücher von Wahlstatt, im Jahre 1826.

Auf der linken Seite des Piedestals Blücher in altgriechischem Harnisch mit Beinschienen, vor ihm auf einer Erhöhung die Nemesis, ihm das Schwerdt reichend, Schild und Helm liegen zu seinen Füßen; zu den Füßen der Göttin ein Greif und ein Rad, ein altes Sinnbild des steten Wechsels der Dinge. Hinter dem Helden steht die Fortuna, so wie sie auf ägyptischen Denkmalen abgebildet ist, den Modius (Scheffel) auf dem Haupte, Füllhorn und Steuerruder in den Händen. Den Schluß dieser Vorstellung macht eine Victoria, Palmen und Lorbeerkranz in den Händen, nach dem Helden sich umwendend, ihm auf seiner Bahn voranschreitend.

In dem untern Felde sehen wir die Nymphe der Katzbach, den Flußgott der Loire, um den ersten entschiedenen Sieg des Heeres, und das Ziel, wohin es geführt wurde, zu bezeichnen. Zwischen beiden ein Genius mit umgestürzter Fackel, auf Grabsteinen ruhend. Auch der Weg des Sieges ist mit Gräbern bezeichnet.

Auf der Rückseite des Fußgestells schwebt vom Himmel herab die Friedensgöttin (Irene) einen Oelzweig haltend über zertrümmerte Waffen; eine Darstellung, die, durch eine ganz eigenthümliche Art selbst unter den übrigen Bildwerken dieses Denkmals ausgezeichnet, zu Rauchs besten Arbeiten gehört.

Vierte Seite: auf erhabenem Thron die Gestalt der Borussia, mit ausgestreckter Rechten dem Helden einen vollen Lorbeerkranz darreichend. Im Hintergrunde erblickt man einen Cippus (kurze Säule), mit Adlern und Füllhörnern verziert, auf welchem Fürstenmantel und Fürstenhut liegen, die dem Helden ertheilten Würden anzudeuten. Hinter ihm ist eine Victoria bemüht, aus den erbeuteten Waffen ein Siegesdenkmal aufzurichten.

Auf dem untern Felde: Klio, die Muse der Geschichte, die Thaten des Helden aufzeichnend. Zu beiden Enden knieende Victorien, welche Lorbeergehänge an den Kandelaber befestigen.

Die zierlichen Glieder des Hauptgesimses sind noch reicher verziert, als die des Fußes, und zeigen von den gewähltesten, griechischen Formen. Im Friese dieses Gesimses, welches außerdem mit Lorbeerzweigen geschmückt ist, sind in sechszehn Rosetten rund umher die Ordenszeichen angegeben, mit welchen die Fürsten Europa's den Helden beehrten.

An der Plinthe der Statue steht oben Rauchs Name, die Jahrzahl 1823, als die der Vollendung des Modells. Das Werk ist also in beinahe vier Jahren vollendet, ein, für eine so große, weitschichtige Arbeit, welche von allen Seiten den angestrengtesten Fleiß nöthig machte, verhältnißmäßig kurzer Zeitraum.

Das Werk ist in sofern auch merkwürdig und einzig in seiner Art, da wir bis jetzt noch keine ehernen Standbilder wie dieses, auf ehernem, sondern nur auf steinernen Fußgestellen hatten.

Alle Modelle sind von Rauchs eigener Hand und Erfindung, die Zeichnung der Architektur von Schinkel. Alle Theile des Werks sind von Lequine in Bronze gegossen, der schon durch den Guß der Statuen Blüchers für Rostock und für Breslau, so wie der des Dr. Luthers in Wittenberg bekannt geworden ist. Die Ueberarbeitung des Metalls ist von Guarin. Das schöne Gitter von Gußeisen, welches das Denkmal umgiebt, ist ebenfalls nach einer Zeichnung Schinkels, durch die königl. Eisengießerei zu Berlin vortrefflich ausgeführt. (Rumpf. Berl.)

Ein freudiges Ereigniß, welches besonders die königliche Familie betraf, und woran auch die Bewohner der Residenzstädte den herzlichsten Antheil nahmen, deren Feier aber durch einen unvorhergesehenen Unfall getrübt wurde, war die Vermälung des Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern, am 29. November 1823, über welche wir die folgenden Details erfahren:

Die Kronprinzessin Elisabeth hielt am 28. November ihren feierlichen Einzug in Berlin, nachdem sie am Tage zuvor in Potsdam festlich eingeholt, und von der königlichen Familie empfangen worden war. Sie be-

Digitized by Google

gab sich am 28. früh nach Charlottenburg, und wurde daselbst von der Prinzessin Wilhelm empfangen, welche sie in die Residenz einzuführen, den ehrenvollen Auftrag erhalten hatte. In der üblichen Uniform unter Vorritt und Nachfolge einiger Züge Garde du Corps, setzte sich der Wagenzug mit den Kavalieren, Kammerherren, Hofdamen und den Prinzessinnen, im königlichen Staatswagen, in Bewegung, wurde im Thiergarten von den berittenen Corps der Bürgerschaft empfangen, welche nach erhaltener Erlaubniß dem Zuge vorritten, der durch 40 blasende Postillons eröffnet wurde. Am Brandenburgerthor erwarteten der Gouverneur, der Commandant und der Polizei-Präsident, die Prinzessin, bezeugten ihr ihre Ehrerbietung, und schlossen sich zu beiden Seiten dem Wagen an. Jetzt donnerte das Geschütz im Lustgarten. Innerhalb der Stadt am Thore wurde die Prinzessin von den städtischen Behörden empfangen und bewillkommnet, woran sich unter Trompetengeschmetter ein allgemeines Lebehoch schloß. Der Zug rückte dann innerhalb der Linden vorwärts, zu deren beiden Seiten die Gewerke aufgestellt waren, welche sich dem Zuge nach und nach anschlossen. Dicht vor der Schloßbrücke war eine eigenthümliche Ehrenpforte, einen Säulen-Circus darstellend, jede Säule eine Figur tragend, und unter einander durch Blumen und frisches Grün verbunden, erbaut. Hier brachten junge Mädchen der Kronprinzessin ihre Huldigungen dar, vor derselben war das Schützencorps aufgestellt. Sämmtliche junge Mädchen waren weiß mit hellblau gekleidet. Von da führte der Weg über die eben fertig gewordene neue Schloßbrücke, und die Kronprinzessin war die Erste, welche sie befuhr. Bald nachher war das Schloß erreicht, wo sie von dem hohen Bräutigam und der königlichen Familie empfangen und begrüßt wurde. Bei einbrechender Dunkelheit begann ein solenner Fackelzug, mit welchem die Studenten die hohe Braut begrüßten. Die Stadt war an diesem und dem folgenden Abend prachtvoll erleuchtet, und bildete ein wahres Feuermeer. Am folgenden Tage, den 29., ward die Vermälung des hohen Paares, mit allen bei solchen Festen üblichen Ceremonien gefeiert, woran sich dann in den nächsten Tagen eine Menge Hoffeste schlossen.

Ein anderes, besonders die Person des Königs betreffendes Ereigniß, war es, als er am 6. November 1824 mit der Gräfin Auguste von Harrach ein morganatisches Ehebündniß schloß, in Folge dessen diese Dame den Titel einer Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern erhielt.

Noch müssen wir indessen außer den vielen anderen Festlichkeiten, denen Berlin und Potsdam während der Regierung Friedrich Wilhelm's III. zum Schauplatz dienten, diejenigen Feierlichkeiten hervorheben, welche im Jahre 1830 durch die Anwesenheit vieler erlauchter Gäste, und besonders durch die Vermälung des Prinzen Wilhelm, des jetzigen Prinzen von Preußen, veranlaßt wurden.

Schon in der Mitte des Mai war der Prinz Friedrich der Niederlande zum Besuch nach Berlin gekommen, und gegen das Ende desselben Monats trafen auch der Erb-Großherzog und die Erb-Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin ein; während der König Friedrich Wilhelm eine Zusammenkunft mit dem Kaiser und der Kaiserin von Rußland in Schlesien, auf dem Schlosse Sibyllenort verabredet hatte. Häufige Anfälle von Wechselfieber verhinderten ihn jedoch, diesem Versprechen nachzukommen, der Prinz Wilhelm reiste an seiner Statt dorthin, um die hohen Gäste zu bewillkommnen; aber diese entschlossen sich alsbald, selbst nach Berlin zu reisen, um den kranken König zu besuchen. Die preußischen Prinze gingen dem Kaiser und der Kaiserin bis Frankfurt entgegen, der König mit den Prinzessinnen bis Friedrichsfelde. Es war indessen nur die Kaiserin, die allein ankam; erst am 6. Juni Abends um 7½ Uhr traf der Kaiser und der Großfürst Thronfolger in Berlin ein, von wo sich die allerhöchsten Herrschaften am 9. nach Potsdam begaben. Zugleich traf auch die Braut des Prinzen Wilhelm, die Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar, in Potsdam ein, wo sie festlich empfangen wurde, am folgenden Tage ging sie nach Charlottenburg und hielt von da aus, unter dem Jubelruf des Volkes, dem Geläute der Glocken

Digitized by Google

und dem Donner der Kanonen ihren Einzug in Berlin. Die fürstliche Braut wurde von den allerhöchsten Herrschaften auf dem Schlosse bewillkommnet, und am 11. fand die Vermälung mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten Statt. Am 12. Juni hielten die hohen Neuvermälten ihren feierlichen Einzug in das unter den Linden gelegene Palais des Prinzen. Am selben Tage reiste indessen der Kaiser von Rußland nach Warschau ab; auch der Großfürst Thronfolger, so wie der Großherzog von Weimar mit seiner Gemalin, verließen Berlin, doch kamen bald nachher der Herzog und die Herzogin von Dessau an, und nun folgte eine große Menge von Hoffesten, unter denen sich besonders ein glänzender Ball, den der russische Gesandte veranstaltet hatte, auszeichnete. Am 17. Juni fand auch das erste Pferderennen bei Berlin Statt, dem der König mit dem gesammten Hofstaate beiwohnte. — Vor allen andern ist aber jene großartige Festlichkeit zu erwähnen, welche am 13. Juli, als dem Geburtstage der Kaiserin von Rußland, in Potsdam Statt fand. Am Morgen wurde ein feierlicher Gottesdienst gehalten, nachher war ein Dejeuner dinatoire veranstaltet, und auf dies folgte eine Art von Turnier im Vorhofe des neuen Palais, zu welchem sich von Nah und Fern eine große Menge von Zuschauern eingefunden hatte, und welches Klöden in seiner Biographie Friedrich Wilhelm's III. folgendermaßen beschreibt.

Die sechste Stunde des Nachmittags war zum Anfang des Festes bestimmt. Auf dem Vorhofe des neuen Palais sollte eine ritterliche Uebung im Lanzenstechen und Speerwerfen vom Roß herab, nach bestimmten Gegenständen abgehalten werden, wobei alle Theilnehmer in dem Costüm turnierender Ritter, aus dem zwölften Jahrhundert erschienen. Zu diesem Zweck war der Vorhof auf das Geschmackvollste decorirt; die rings im Innern desselben herumlaufenden Treppen hatte man zu Sitzen für die Zuschauer eingerichtet, und mit einem Gitter umgeben, welches mit rothen, goldgestickten Behängen reich drappirt war. In kurzen Zwischenräumen flatterten ringsherum die Banner der Farben, in welche die Ritter gekleidet waren, mit weißen Rosen geschmückt, und ebenso war eine reiche Trophäe von Bannern in der Mitte des Raumes an einer Säule aufgesteckt. Dem Haupteingang des Gitters gegenüber befand sich die Loge, auf welcher die höchsten Herrschaften, die Damen im Costüm jener Zeit, so wie alle zum Feste eingeladenen Personen, welche nicht an den Quadrillen Theil nahmen, sich befanden. Ein grüner, goldbesetzter Baldachin bedeckte sie. Von beiden Seiten dieser Loge dehnten sich die Sitze der Zuschauer aus, die in ungemein großer Anzahl anwesend waren. Alle Fenster des Schlosses waren mit Damen besetzt, auch die Communs enthielten auf ihren Treppen und den Balkons eine unzählbare Menge von Zuschauern, wie nicht minder die Plätze zunächst dem Gitter. Schon dieser Anblick gewährte ein höchst anziehendes Schauspiel. Um sechs Uhr erscholl Trompetengeschmetter, und der Zug der Ritter begann. Zuerst erschienen der Wappenkönig und zwei Herolde, in den Hauptfarben roth und blau gekleidet, und baten bei der Kaiserin um Einlaß für die Ritter; dann rückte der glänzende Zug in den Hof ein, voran ein Chor Trompeter, in Grün und Orange gekleidet. Hierauf folgten zehn Quadrillen von Rittern, die jedesmal aus einem Anführer, dem ein Bannerträger vorritt, zwei Pagen, die Schild und Lanze trugen, folgten, und aus vier Rittern nebst vier ihnen folgenden Knappen bestanden. Diese Quadrillen waren: 1) Führer: der Kronprinz. Vor ihm wurde das Banner der Preußen getragen, die Ritter waren in Schwarz, Weiß und Gold gekleidet. 2) Prinz Friedrich der Niederlande, vor ihm das niederländische Panier, die Ritter gelb, blau und Gold. 3) Prinz Wilhelm, vor ihm das kur-brandenburgische Banner, die Ritter blau, roth und Silber. 4) Prinz Karl, vor ihm das Banner von Schlesien, die Ritter gelb, schwarz und Silber. 5) Prinz Albrecht, vor ihm das Banner von Brandenburg, die Ritter weiß, roth und Silber. 6) Herzog Karl von Mecklenburg, vor ihm das wendische Banner, die Ritter blau, carmoisin und Gold. 7) Prinz Friedrich, Neffe des Königs, vor ihm das Banner von Hohenzollern, die Ritter schwarz, weiß und Silber. 8) Erb-Großherzog von Mecklenburg,

Digitized by Google

vor ihm das Banner von Mecklenburg, die Ritter carmoisin, blau und Gold. 9) Prinz Adalbert, vor ihm das Banner des Burggrafen von Nürnberg, die Ritter weiß, roth, schwarz und Gold. 10) Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels, vor ihm das Banner von Braunschweig, die Ritter weiß, roth und Gold. — Der geschmackvolle Glanz, der blendende Reichthum der Costüme, die schönen, wohlgeübten, mit dem reichsten Zaumzeug und prächtig gestickten Schabracken bedeckten Pferde, die schöne Haltung der Ritter, die Anordnung des Zuges, alles dies muß man gesehen haben, wenn man sich einen Begriff von diesem in der That herrlichen Schauspiel machen will, das von dem heitersten Wetter begünstigt wurde, in dessen leuchtender Sonne Waffen und Rüstungen prächtig schimmerten. Man glaubte sich wirklich in jene, Tapferkeit und Liebe so dichterisch verklärende Zeit versetzt. Die Ritter hielten zuerst einen Umzug, begrüßten die Kaiserin und die Damen ihrer Farben, und Einer bat dann im Namen Aller um Erlaubniß, ritterliche Waffenspiele ausführen zu dürfen. Trompetenmusik begleitete den Umzug, welche nach und nach bis auf 115 Trompeten anwuchs, und gleichförmig geleitet wurde. Nachdem der ganze Zug den Hofraum wieder verlassen, und sich auf dem Platze vor dem Gitter aufgestellt hatte, ritten die sechs ersten Führer in die Schranken, zwei derselben stiegen vom Pferde und übernahmen das Amt der Kampfrichter. Der Wappenkönig rief die Namen derjenigen auf, welche in die Schranken ritten. Hier wurde nun nach Ringsäulen, Mohrenköpfen, Scheiben ꝛc., im einmaligen Anreiten im Galopp gestochen, namentlich zuerst mit der Lanze nach einem Ringe, der aus einem Kranze weißer Rosen bestand, nachher wurden die Lanzen abgegeben, und kleine Wurfspieße gebraucht, mit denen nach der Scheibe geworfen wurde. Dabei fand die Ueberraschung Statt, daß jedesmal, wenn die Mitte der Scheibe getroffen wurde, ein Strauß von weißen Rosen aus der Scheibe sichtbar. Diese mehrfache Anspielung auf das Bild der schönsten und zartesten Blume konnte ihre Deutung nicht verfehlen; hier mag es genügen zu bemerken, daß die Gesundheit der Kaiserin etwas wankend war, und sie blaß erschien. Die letzte Waffenübung wurde mit gezogenem Schwerdte vollführt, und bestand in dem Abnehmen eines zweiten Ringes, und in dem Aufspießen eines auf der Erde stehenden Mohrenkopfes. In derselben Weise, wie die vier erwähnten Anführer die erste Quadrille ausführten, geschah dies auch durch die noch übrigen vier Anführer, und sodann durch die Ritter jeder Quadrille, in der angegebenen Ordnung. Dann rückten alle zehn Quadrillen nebst ihrem Gefolge wieder ein, und führten eine große Quadrille zu Pferde mit den mannigfaltigsten und verwickelsten Touren auf, wobei besonders das Gegeneinander-Durchreiten und Anschlagen mit den Lanzen und Schwerdtern einen ungemein glänzenden Anblick gewährte. Die Eleganz, Genauigkeit und Schnelligkeit der Bewegungen war erstaunenswerth. Nachdem zum Schluß wieder ein großer Umzug gehalten worden war, rückten die Ritter in Front gegen die Tribüne der Kaiserin vor, saßen dann ab, forderten ihre Damen auf, und traten mit diesen der Kaiserin vor, um sie in das Schloß zu geleiten. Dabei ertönte höchst überraschend aus den obern Fenstern des Schlosses ein vierstimmiger Gesang, durch welchen die Feier im Innern des Schlosses eingeleitet wurde. Zuerst wurden sinnige, lebende Bilder dargestellt, bei welchen die Ritter und ihre Damen Zuschauer waren. Dann begaben sich Alle nach dem Grottensaal, wo zwanzig Ritterfräulein und eben so viele Ritter eine Quadrille tanzten. Das Orchester war unter Lauben von weißen Rosen versteckt. Der Tanz endigte mit einer huldigenden Gruppe gegen die hohe Königin dieses Tages. In dem Schauspielsaale war ein Zauberspiegel aufgestellt, welcher nach einander die Gestalten der Erinnerung Rübezahls, der Bellona, des Kronos und der Aurora, in der Form lebender, beweglicher Bilder zeigte. — Ein glänzenderes Fest hatte Niemand je gesehen. Am 15. Juli kehrte die Kaiserin wieder nach Petersburg zurück. Der König mit allen Prinzen und Prinzessinnen begleitete sie bis Friedrichsfelde. Der Abschied war schmerzlich, die innigsten Wünsche des zahlreich versammelten Publikums folgten ihr. Gleich nachher reisete auch der Prinz

Digitized by Google

Friedrich der Niederlande, und die Herzogin von Anhalt-Dessau, so wie der Erb-Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und seine Gemalin von Berlin ab.

Eine andere, jedoch wenig analoge Festlichkeit, welche außerdem die Bewohner der Residenzstädte in Anspruch nahm, war die dritte Jubelfeier der Einführung der Reformation, am 1. 2. und 3. November 1839, und wir entlehnen aus der Preuß. Staatszeitung die folgenden Einzelnheiten dieses für Stadt und Land gleich wichtigen Festes:

Am 1. und 2. November d. J. feierte unsere Hauptstadt das dreihundertjährige Jubelfest der Einführung der Kirchen-Reformation in Berlin und der Mark Brandenburg.

In dem lebendigsten Gefühle und der dankbarsten Anerkennung der Segnungen, welche dem geistigen Leben jedes Einzelnen unserer Stadt, dem Vaterlande und der Menschheit durch die von Luther begonnene Reformation der Kirche zu Theil geworden, hatten die städtischen Behörden schon vor längerer Zeit Vorbereitungen getroffen, um dieses Fest durch eine seiner würdigen Feier angemessene Weise zu begehen.

Die Stadt hatte zum bleibenden Gedächtnisse dieser Feier eine Denkmünze prägen lassen, deren künstlerische Ausführung dem Medailleur C. Pfeiffer übertragen worden war. Dieselbe zeigt auf der Vorderseite die Bildnisse der beiden Fürsten, in deren Tage die wichtigen Thatsachen der Gründung unserer Kirche und deren dritte Jubelfeier fallen, des Kurfürsten Joachim II. und Sr. Majestät des Königs. Sie führt die Umschrift: Kurfürst Joachim II. 1539, und König Friedrich Wilhelm III. 1839; auf der Kehrseite ist die Feier des Gedächtnißtages dargestellt.

Im Innern des alten Domes zu Berlin, am Hochaltare, vor dem Bilde des Gekreuzigten, steht der Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, den Kelch in der einen Hand, die andere zum Segnen aufgehoben; vor ihm knieen zum Genusse des Mahles der Bürgermeister und ein Rathsherr, hinter welchen Bürger in andächtiger Gebehrde aufrecht stehen, und die gesammte Einwohnerschaft andeuten. Als Zeuge dieser heiligen Handlung tritt auf der andern Seite der Kurfürst, von Rittern und Hofleuten begleitet, vor. Das Ganze vergegenwärtigt den feierlichen Augenblick, der im Abschnitt durch die Worte: „Die Stadt Berlin zum 2. November 1839," ausgesprochen ist. Die Umschrift giebt zwei Bibelstellen, in welchen sich das evangelische Bekenntniß, der Kelch im Abendmahl und Gottes Wort für Jedermann, findet: „Trinket Alle daraus." Matth. 26. V. 27 und „Suchet in der Schrift, sie ist's, die von mir zeuget." Joh. 5. V. 36.

Von dieser Denkmünze wurde am Tage vor dem Feste Sr. Majestät dem Könige und Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen, ein Exemplar in Gold und Bronce, desgleichen wurden Exemplare in Silber und Bronce, sämmtlichen übrigen Mitgliedern der königlichen hohen Familie ehrfurchtsvoll überreicht. Nicht minder wurden an diesem Tage etwa 2500 Stück dieser Denkmünze an die höchsten und hohen Behörden, an die Geistlichkeit, die Universität, die Directoren, Vorsteher und Lehrer sämmtlicher hiesigen evangelischen Schulen, so wie andere angesehene Personen, desgleichen an sämmtliche, in der hiesigen Kommunal-Verwaltung mitwirkende Mitglieder der hiesigen Bürgerschaft, von der Stadt zur Erinnerung an das hohe Fest übersendet. Auch wurden den sämmtlichen evangelischen Kirchen hiesiger Stadt, so wie den Magisträten der Nachbarstädte Potsdam, Brandenburg und Spandau, Denkmünzen zur Vertheilung und Aufbewahrung überreicht. Demnächst hatte die Stadt zum Andenken an dies hochwichtige Ereigniß ein Stipendium gestiftet, welches nach der Allerhöchsten Bestimmung: „Evangelisches Säkular-Stipendium" genannt worden ist, und einem in unserm Vaterlande gebornen Theologen, der durch ein rühmlich bestandenes Examen pro licentia concionandi, so wie durch Promotion zum Doctor der Philosophie von der hiesigen Universität, eine vorzügliche wissenschaftliche Bildung bekundet hat, jährlich mit dreihundert Thalern, auf zwei hintereinander folgende Jahre, unter der Bedingung verliehen werden soll, daß er nach Ablauf dieser Zeit Licentiat der Theologie werde.

Zur Einleitung des Festes selbst war Freitag der



Digitized by Google

1. November bestimmt, und vorzugsweise den Feierlichkeiten in den Schulen gewidmet.

In sämmtlichen evangelischen Schulen der Stadt war die Jugend schon mehrere Tage vor dem Feste, theils durch Vorträge der Lehrer, theils durch die kleine Schrift: „Kurze Geschichte der Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg," welche auf Veranstaltung der städtischen Behörden, an sämmtliche Schulkinder vertheilt worden war, auf die hohe Bedeutung des Festes aufmerksam gemacht und über dieselbe belehrt worden.

Am 1. November wurde nun das Fest in den Vormittagsstunden von 8 bis 11 Uhr in allen evangelischen Schulen und Instituten, mit Ausnahme des berlinischen Gymnasiums, dessen Schulfeier auf den Nachmittag dieses Tages, 6 Uhr, verlegt worden war, durch feierliche Schulakte, in Gegenwart der sämmtlichen Lehrer und Schüler, der Schulvorstände, Gymnasiarchen und Deputirten der königlichen und städtischen Schulbehörden, begangen. Choralgesänge und das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc.," leiteten die Schulfeierlichkeiten ein, worauf von einzelnen Schülern auf die Feier Bezug habende Festgedichte vorgetragen, und von den Vorstehern oder Religionslehrern der Schulen, Ansprachen an die versammelte Jugend gehalten wurden. Hierauf wurde die oben gedachte Denkmünze, welche, da die erforderlichen Exemplare, wegen Kürze der Zeit, nicht ausgeprägt werden konnten, in gelungenem Broncegus vervielfältigt worden war, in 4000 Exemplaren an die vorzüglichsten Schüler vertheilt, worauf die Feier durch Choralgesänge geschlossen wurde.

Wie auf diese Weise in sämmtlichen Schulen das Fest von etwa 30,000 Kindern, und unter diesen von 13,000 Kindern, welche auf Kosten der Stadt die Wohlthat des freien Schul-Unterrichts genießen, in würdiger Feier begangen wurde, so insbesondere in den höheren Lehr-Anstalten.

Auf dem berlinischen Gymnasium fand die Feier am 1. November, Abends zwischen 6 und 8 Uhr statt. Alle Lehrer der Anstalt mit ihren Familien, und sämmtliche Schüler waren in dem hellerleuchten großen Hörsaale versammelt; außerdem aber auch eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern der königlichen und städtischen Behörden, so wie von anderen Gönnern und Freunden des Schulwesens. Die Feier begann mit einer Motette, unter Instrumental-Begleitung, ausgeführt von der aus etwa 80 Mitgliedern bestehenden ersten Singeklasse, deren Lehrer, Professor Fischer, diese Musik auf die Worte: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeine bauen ꝛc." componirt hatte. Daran schloß sich die Deklamation eines von dem Director des Gymnasiums, Dr. Ribbeck, verfaßten Festgedichts: „Der Fels der Kirche," vorgetragen von dem Primaner Bredow, welches in Bezug auf die gesungenen Worte andeutete, wie der Gegensatz ihrer Auslegung nach dem Buchstaben und nach dem Geiste in der Geschichte der Kirche sichtbar geworden ist. Nun sang die Versammlung das Lied Luther's: „Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc.," worauf der Director der Anstalt in einer an die Schüler gerichteten Rede, über das Wesen und die Größe, der durch das Licht der evangelischen Wahrheit uns zu Theil gewordenen göttlichen Wohlthat sprach. Nach dem Schlusse dieser Rede vertheilte der Director, im Namen und Auftrage der städtischen Behörde, 10 Exemplare der märkischen Reformations-Geschichte, von Ad. Müller, und 53 Abgüsse der Denkmünze, welche die Stadt Berlin zum Gedächtnisse des Festes hatte prägen lassen, an diejenigen Schüler des Gymnasiums, die durch die Stimmen ihrer Leheer und Mitschüler für besonders würdig, einer solchen Auszeichnung erklärt worden waren, durfte aber hinzusetzen, daß auch alle die Schüler, welche am 2. November bei dem Festzuge zur Nikolaikirche und bei dem vormittäglichen Gottesdienste in derselben mitwirken würden, dieselben Denkmünzen erhalten sollten. Er endete dann seinen Vortrag mit einem Dankgebet und mit Segenswünschen für die Kirche, für den König und das Vaterland. Die vollständige Ausführung eines „Herr Gott Dich loben wir," von Händel (des sogenannten Dettinger Tedeums) machte den Beschluß der Feierlichkeit.

Auf dem Friedrichs-Werderschen-Gymnasium fand

Digitized by Google

die Schulfeierlichkeit von 10½ bis 11 Uhr Vormittags statt. Der Director, Professor Bonnell, hielt eine Rede, worin er auseinandersetzte, welches der Sinn und die Absicht unserer Vorfahren bei der Einführung der neuen Kirchenordnung vor 300 Jahren gewesen, und welches unsre Aufgabe gegenwärtig ist, um das durch sie errungene Gut uns zu bewahren und zu mehren. Von den, dem Gymnasium durch die städtischen Behörden überschickten 142 Denkmünzen, wurde ein Theil öffentlich an die ausgezeichnetsten Schüler jeder Klasse vertheilt, die übrigen erhielten diejenigen Gymnasiasten, welche am 2. November an dem großen Festzuge nach der Nikolaikirche als Marschälle oder Sänger Theil nahmen. Außerdem wurden 10 vom Magistrat überschickte Exemplare der „Geschichte der Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg," von Ad. Müller, an eben so viele Schüler der beiden obersten Klassen, welche zugleich auch Denkmünzen erhielten, vertheilt, und mehrere auf das Fest Bezug habende Werke an Schüler der übrigen Klassen. Gesangchöre von der ersten Singeklasse, unter Leitung des Professors Kanzler, ausgeführt, bildeten den Eingang und Ausgang der Schulfeier.

Im köllnischen Gymnasium sprach der Director August zu der Versammlung der Lehrer und Schüler, nachdem ein Primaner, ein von dem Director August verfaßtes Festgedicht vorgetragen hatte.

Im königlichen Joachimsthal'schen Gymnasium versammelten sich die Lehrer und Schüler in dem großen Hörsaale der Anstalt, woselbst nach einem einleitenden Chorgesange der Professor Pfund in einer Rede über die Reformation als Sieg des Evangeliums, den Anwesenden die hohe Bedeutung des Tages vergegenwärtigte. Nachdem hierauf der Director, Professor Meineke, die für Schulen bestimmten Denkmünzen, als Geschenk des hiesigen Magistrats, an 30 Schüler vertheilt hatte, wurde durch den Choral: „Ein' feste Burg ist unser Gott," in dessen letzte Strophen die ganze Versammlung einstimmte, die Feierlichkeit beschlossen.

In dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und der damit verbundenen Real- und Elisabeth-Schule wurde die Feier folgendermaßen begangen: Im Friedrich-Wilhelms-Gymnasium begann dieselbe mit dem Liede: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Hieran anknüpfend hielt der Director Spilleke eine Ansprache an die Schüler, in welcher er Luther als Muster und Vorbild christlichen Heldenmuthes darstellte. Nach einem Chor von J. A. Naumann, folgte die Festrede des Professors Böttticher, in lateinischer Sprache. Dann trugen die Primaner Bayard und Schlemm, die von ihnen selbst verfaßten Gedichte, das eine zum Lobe Luther's, das andere zum Lobe des Kurfürsten Joachim II., vor, welches Letztere zugleich, auf Veranstaltung der Primaner, gedruckt worden war, und unter sämmtliche anwesende Lehrer und Schüler vertheilt wurde. Hieran schloß sich die Vertheilung der gleichfalls vom Magistrats-Kollegium übersandten Denkmünzen. Zum Schluß trug der Sängerchor die Chöre aus Händels Dettinger Tedeum vor. — Die Schüler in den unteren Gymnasial-Klassen versammelte der Oberlehrer Böhm, und theilte nach einer angemessenen Anrede die denselben bestimmten Denkmünzen aus. In der Realschule war, wegen der großen Anzahl der Schüler, und bei dem Mangel eines hinreichenden Lokals, eine Theilung nothwendig geworden. Inzwischen fand die Feier ganz in ähnlicher Weise statt. In der Elisabeth-Schule trugen die Schülerinnen der ersten Gesang-Klasse einen Choral und mehrere Motetten vor. Der Director sprach das Gebet, und der Oberlehrer Müller belehrte die Schülerinnen über die Segnungen, welche die Reformation über unser Vaterland verbreitet hat. Nach Vertheilung der Denkmünzen schloß die Feierlichkeit mit dem Liede: „Nun danket Alle Gott!"

Auf dem königlichen französischen Gymnasium wurde das Fest am 1. November um 9 Uhr Vormittags mit Gebet und Gesang gefeiert. Der Primaner Friedrich Centurier hielt eine Rede in französischer Sprache über den Einfluß der Reformation auf den öffentlichen Unterricht, worauf sodann die Vertheilung der von den städtischen Behörden geschenkten Denkmünzen statt fand.

In der städtischen Gewerbeschule war die Feier um 9 Uhr Vormittags anberaumt. In dem schöngeschmück-



Digitized by Google

ten großen Hörsaale erhob sich als schönste Zierde, unter einer von Topfgewächsen zusammengesetzten, nischenartigen Wölbung, Luther's Büste. Der Direktor Klöden hielt die Festrede. Zur feierlichen Erinnerung wurden die von den Kommunalbehörden bestimmten Medaillen und eine Anzahl Exemplare von Ad. Müller's Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg vertheilt, so wie noch vierzig Medaillen an die, bei dem Zuge nach der Nikolai-Kirche als Marschälle fungirenden Schüler. Nach feierlichem Gebete endigte das von der Gesangklasse vorgetragene Halleluja von Händel die erhebende Feier.

Die sämmtlichen von der Dreifaltigkeits-Kirche abhängigen Parochial- und Privatschulen waren, da in den einzelnen Lokalen der Raum es nicht gestattete, in der Dreifaltigkeits-Kirche versammelt, und auf gleiche Weise waren die unter der Aufsicht des französischen Konsistorium's stehenden Schulen, so wie die Kinder des Waisenhauses und der Ecole de Charité, nachdem zuvor die auch für die Kinder dieser Anstalten von den städtischen Behörden bestimmten Medaillen vertheilt worden waren, in die französische Friedrichsstädtische Kirche geführt worden, wo der Prediger Palmié der Jüngere eine auf die Bedeutung des festlichen Tages für die sämmtlichen evangelischen Gemeinen Bezug nehmende, angemessene Rede hielt.

Die hiesige königliche Universität beging die Feier in dem Saale der Singakademie. Zu diesem Feste hatte die theologische Fakultät durch ein von ihrem Dekan, Konsistorialrath und Professor Neander, abgefaßtes Programm über Georg Vicel und seine Gesinnung gegen die evangelische Kirche eingeladen. Die Feier begann vor einer zahlreichen Versammlung mit Anstimmung des Gesanges: „Veni sancte spiritus," darauf wurde die Festrede von dem diesjährigen Rector, Professor Twesten, gehalten, indem derselbe, anknüpfend an die Art und Weise, wie der Kurfürst Joachim II. bei der Gründung und Leitung der evangelischen Kirche in unserem Vaterlande verfuhr, zu zeigen suchte, wie die Idee der Einheit, welche dem Kurfürsten besonders am Herzen lag, namentlich was die Lehrer betrifft, auch in der evangelischen Kirche verwirklicht werden könne, ohne mit der für sie nicht weniger wesentlichen Freiheit und Festigkeit der eigenen Ueberzeugung in Widerspruch zu gerathen; eine Aufgabe, zu deren Lösung die brandenburgische Kirchenordnung von 1540 die beste Anleitung enthalte. Nachdem sodann das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" in lateinischer Uebersetzung gesungen war, trat der Dekan der juristischen Fakultät, Professor von Lancizolle, auf, und proklamirte nach Auseinandersetzung des Interesse, welches nächst der theologischen Fakultät besonders auch die juristische, an der gefeierten Begebenheit nehmen müsse, den Präsidenten des Ober-Appellations-Gerichts zu Greifswald, A. W. Götze, den Geheimen-Ober-Tribunalsrath L. Scholtz und den Geheimen Regierungsrath G. W. von Raumer, als Doktoren der Rechte. Auf gleiche Weise verkündete der Dekan der theologischen Fakultät, Konsistorialrath Neander, nachdem er das Verhältniß der theologischen Doktorwürde zum christlichen Lehramt in der Kürze entwikkelt hatte, die Wahl der Prediger Chr. L. Couard und Fr. G. Lisco hierselbst, des Konsistorialraths und General-Superintendenten Chr. Fr. Hesekiel in Altenburg, des Haupt-Pastors L. Chr. G. Strauch und Professors O. Krabbe in Hamburg zu Doktoren der Theologie. Die Feierlichkeit wurde sodann mit dem Te deum laudamus beschlossen. Die bei diesem Feste unter der Leitung des Professors Marx aufgeführeen Musikstücke sind von dem Studiosus der Philosophie, von Alvensleben, komponirt.

In ähnlicher Weise wurde das hochwichtige Fest in allen der Pflege und Erziehung der Armen-Jugend gewidmeten, milden Anstalten, den Waisenhäusern, Kommunal-Armenschulen und Klein-Kinder-Bewahranstalten gefeiert.

In der Wadzecks-Anstalt wurde dasselbe in besonders ansprechender Weise begangen. Um 9 Uhr versammelten sich die hundert Zöglinge der Anstalt, und mit ihnen eine große Zahl der Wohlthäterinnen und Wohlthäter derselben in dem festlich geschmückten Schulsaal. Nach Absingung eines kurzen Liedes hielt der Inspektor der Anstalt, Straubel, eine kurze Ansprache an

Digitized by Google

die Kinder und die sehr zahlreich versammelten Fremden, und ermahnte zur würdigen und gesegneten Feier des Festes. Hierauf fand eine Unterredung statt zwischen zwölf Kindern der Anstalt, in welcher dieselben mit kindlicher Offenheit vor den Anwesenden Zeugniß ihres Fleißes ablegten, indem sie eine genaue Bekanntschaft mit der historischen Begebenheit zeigten, der das Fest gewidmet war. Allgemein war der rührend ansprechende Eindruck dieses Theils der Hergänge. Die kirchliche Feier schloß der Bischof Roß, Vorsitzender im Kuratorium, mit der Austheilung der vom Magistrate Berlin's der Anstalt geschenkten Denkmünzen, und hundert Exemplare der kurzen Geschichte der Einführung der Reformation ꝛc., so wie von zehn auf die Reformations-Feierlichkeit bezüglichen Bildern, welche der Anstalt zu diesem Zwecke geschenkt waren. — Hierauf wurden die Kinder aus dem Schulsaal in den geschmückten Speisesaal geführt, wo eine einladend gezierte Tafel gedeckt war. Durch eine gemüthvolle Zusammenstellung fand sich hier die zarteste Jugend mit dem grauesten Alter vereinigt. Denn ein Mitglied des Vereins hatte dazu eine Anzahl der Bürger-Jubelgreise (d. h. solcher, die ihr funfzigjähriges Jubiläum als Bürger gefeiert haben), welche aus der von Kircheisenschen Stiftung unterstützt werden, eingeladen, die außerdem jeder ein Geschenk von 3 Thalern erhielten. Diese Greise, deren Jüngster 74, der Aelteste 93 Jahr alt war, nahmen einen Theil der Tafel ein; an den übrigen Tischräumen saßen die Kinder, eine muntere, fröhliche Schaar. Für die Jüngsten, etwa fünf- und sechsjährigen (das Jüngste zählte erst vier Jahre) waren ganz niedere Tischchen gedeckt. Es fehlte der kleinen frohen Tafel auch nicht an Tischgesang und Toasten.

Mittags 1 Uhr geschah die Einweihung des im vorigen Jahre von der Stadt zu einer neuen Zufluchtsstätte für verarmte, würdige, hiesige Bürger gegründeten Nikolaus-Bürger-Hospitals.

Es hatten sich auf geschehene Einladung durch die städtischen Behörden zu dieser Festlichkeit viele angesehene Personen versammelt. Der königliche Geheime Staats-Minister des Innern, Herr von Rochow, der kaiserlich russische Gesandte, Baron von Meyendorf, der Kommandant von Berlin, General-Lieutenant von Tippelskirch, die Bischöfe Roß und Neander, nebst mehreren anderen hohen Staats-Beamten, waren erschienen. Als Vertreter der Stadt Berlin befanden sich der Ober-Bürgermeister, der Vorsteher der Stadtverordneten und Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten zugegen. Die 50 Greise, welche die ersten Bewohner der neuen Anstalt sein werden, wurden gegen 1 Uhr in den Hauptsaal des Gebäudes, in welchem ein Altar errichtet war, eingeführt, und nahmen zu beiden Seiten desselben Platz. Nachdem unter Begleitung der von dem Kaufmann F. Gropius der Anstalt zum Geschenk gemachten Harmonika das Lied: „Ach bleib mit Deiner Gnade" gesungen war, hielt der Bischof Dr. Neander eine Rede, in welcher er in gediegenen und rührend schönen Worten erwähnte, daß die Legung des Grundsteins etwa vor Jahresfrist stattgefunden habe; derselbe knüpfte hieran Betrachtungen über die Einweihung der Anstalt, da diese mit dem Reformationsfeste verbunden sei; sprach über die hin und wieder geäußerte Meinung, daß in früherer Zeit Bedeutendes für ähnliche Zwecke geschehen, und fand eine Widerlegung in dieser nun vollendeten Anstalt, welche durch Bürger-Tugend gegründet sei. — Während der reiche Inhalt der Bürger-Tugend nicht erschöpft werden könne, wies er nun zunächst auf den Ursprung hin, daß des Kaisers von Rußland Majestät, Nicolaus I., unser am höchsten gestellter Bürger, durch ein Gnadengeschenk hierzu Veranlassung gab, rühmte die sinnige Anwendung der kaiserlichen Gabe, indem dieselbe nun den würdigsten Bürgern im hülflosen Alter zu Theil werde, und da sie zugleich ein dringendes Bedürfniß befriedige; rühmte die der Anstalt zu Theil gewordene Gnadenbeweise unseres hochverehrten Monarchen, die Freigebigkeit der Stadtbehörde, zu ihrem Emporkommen, das Wohlwollen und die Menschenfreundlichkeit, welche Begüterte und minder Begüterte an den Tag gelegt hätten, die vorzugsweise und umsichtige Thätigkeit der städtischen Baudeputation, und wie durch kunstmäßige und unermüdete Arbeiter das Werk schnell gefördert worden, daß es

Digitized by Google

nun als ein würdiges Denkmal der Bürger-Tugend Zeugniß ablege, wie unsere Zeitgenossen ihrer ärmeren Mitbrüder eingedenk gewesen, während die zunehmende Erweiterung der Stadt auch diesem Gegenstande eine ausgedehntere Fürsorge schenken würde. Nunmehr richtete derselbe seine Worte an die künftigen Bewohner dieser Anstalt, welche zu beiden Seiten des Altartisches saßen, indem er auf die Achtbarkeit der Gesinnung und des Wandels hinwies, wodurch sie würdig befunden, darin aufgenommen zu werden; ermahnte sie mit Dank gegen Gott, die liebreiche und sorgsame Pflege entgegen zu nehmen, den Geist der Eintracht, Duldung und Schonung zu allen Zeiten unter sich walten zu lassen, der Wohlthaten stets eingedenk zu sein, welche ihnen hierdurch erwachsen, nicht gleichgültig dagegen zu werden, und durch eine pünktliche Beobachtung der vorgeschriebenen Ordnung darzuthun, daß sie dieselben zu schätzen wüßten. Hierauf erfolgte die Einweihung dieses Hospitals, als ein Wohnsitz des Friedens und der Frömmigkeit, als dem hülflosen Alter bestimmt. Es wurde dem mächtigen Schutz des Herrn der Heerschaaren empfohlen, daß Er es vor Unfällen mildiglich behüten, den Geist der Liebe darin walten, und die Fülle Seiner Gnade und des Segens ausschütten möge, über den König unseren Herrn, über den Kaiser, seinen erlauchten Schwiegersohn, und, zu Seines Namens Zierde, über die Väter der Stadt und die Vertreter des Gemeinwohls, über die Anstalt selbst, damit sie bald in den Stand kommen und bleiben möge, ihre Segnungen im ausgedehntesten Umfange verbreiten zu können. Mit der Absingung des Liedes: „Nun danket Alle Gott" wurde die Einweihung beschlossen. Das Kuratorium der Anstalt hatte den Hospitaliten ein Festmahl bereitet, vor dessen Beginn ihnen die zur Feier des Reformationsfestes geprägte Denkmünze in 50 Exemplaren übergeben wurde. Der Toast auf die Gesundheit unsers allverehrten Königs wurde von dem Ober-Bürgermeister Krausnick, und die Sr. Majestät des Kaiser Nikolaus von dem Vorsitzenden des Kuratoriums, Bürgermeister Rehfeld, ausgebracht.

In gleicher Weise, wie hier die festliche Speisung der neuaufgenommenen Hospitaliten statt hatte, erfolgte solche um dieselbe Zeit rücksichtlich der Hospitaliten sämmtlicher evangelischen Hospitäler, der Kinder sämmtlicher evangelischen Waisenhäuser, des Friedrichsstiftes, der Wadzecks-Anstalt, des Luisenstiftes, der Zöglinge der Erziehungshäuser, der Gefangenen und der Invaliden, auf Kosten der Stadt. Die sämmtlichen Invaliden aus den Jahren 1813, 1814 und 1815, welche von der hiesigen Invaliden-Unterstützungs-Kommission unterstützt werden, sowie diejenigen aus dem hiesigen Invalidenhause, waren zu diesem Zweck um 1 Uhr im Saale des Englischen Hauses versammelt. Der erste Kommandant des Invalidenhauses, General von Puttkammer, war durch Kränklichkeit verhindert, dem Feste beizuwohnen, dahingegen hatte sich der zweite Kommandant, General von Heldt, eingefunden, auch waren die Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung, sowie die Mitglieder der Invaliden-Unterstützungs-Kommission gegenwärtig. Später trafen auch der Ober-Bürgermeister und der Vorsteher der Stadtverordneten auf dem Festmahle ein. Der Superintendent Pelkmann eröffnete das Fest durch ein Gebet, an welches er eine Rede knüpfte, in der die Wichtigkeit des bevorstehenden Festes hervorgehoben wurde. Dem Toaste auf Sr. Majestät des Königs schloß sich das Lied: „Heil Dir im Siegerkranz" an, welches von den Anwesenden mit großer Begeisterung gesungen wurde. Ordnung und allgemeine freudige Theilnahme herrschte bei dem ganzen Feste, das um 5 Uhr mit einem Dankgebete und mit dem Liede: „Nun danket Alle Gott" beschlossen ward. Es waren 260 Invaliden anwesend, unter ihnen 57 aus dem Invalidenhause.

Zu dem bevorstehenden seltenen Feste genügten jedoch diese bereits früher getroffenen Bestimmungen, wegen Speisung der Armen, der Kommunal-Behörden nicht. Sie hatten solche vielmehr noch dahin erweitert, daß alle Armen in hiesiger Stadt, ohne Rücksicht auf Glaubens-Bekenntniß, einen freudigen Antheil daran zu nehmen, Veranlassung haben sollten, und hatten dazu eine Summe von etwa 2000 Rthlr. bewilligt, die unter

Digitized by Google

sie durch die betreffenden Armen-Behörden vertheilt worden sind.

Außerdem haben auch des Königs Majestät den Magistrat noch mit dem außerordentlichen, bedeutenden Geschenke von 3000 Rthlr. für die Armen der Stadt erfreut, deren Vertheilung gleichfalls auf die Armen jeden Glaubens ausgedehnt und deren speziellen Behörden übertragen worden ist.

So war in unserer Stadt der erste Tag gefeiert. In der Stadt Spandau, in deren Mauern der Kurfürst Joachim II. sich zuerst als einen Anhänger der gereinigten Lehre offen bekannte, und durch seinen Vortritt den Weg zur freien Ausübung derselben eröffnete, hatte am Vormittage nicht minder eine erhebende kirchliche Feier stattgehabt, welcher die Stadt Berlin, um auch dort die innige Theilnahme an diesem denkwürdigen Feste an den Tag zu legen, durch ihren Ober-Bürgermeister und den Vorsteher ihrer Stadtverordneten-Versammlung, sowie durch Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten, hatte beiwohnen lassen.

Des Königs Majestät hatten auf Bitten der Stadt Berlin geruht, den 2. November für die Haupt- und Residenzstadt zu einem hohen Festtage zu erheben, und für denselben eine gottesdienstliche Feier in allen evangelischen Kirchen der Stadt anzuordnen. Tags zuvor wurde dieselbe in der Nachmittagsstunde von 5 bis 6 Uhr mit allen Glocken in dreien verschiedenen Pulsen eingeläutet. In den Zwischenpausen wurden die beiden Choral-Melodien: „Ein' feste Burg ist unser Gott" und „Nun danket Alle Gott," von den Kirchthürmen herab, mit Posaunen geblasen. Diese Art der Einleitung des bevorstehenden hohen Festes verfehlte ihre Wirkung nicht und veranlaßte an einigen Orten die zahlreich versammelten Andächtigen zur Anstimmung jener erhebenden Lieder.

Mit Ausnahme der St. Nikolaikirche, in welcher die Hauptfeier des Tages um 11 Uhr stattfinden sollte, begann am 2. November schon Morgens 8½ Uhr in allen übrigen evangelischen, zu diesem Zwecke festlich geschmückten und erleuchteten Kirchen der feierliche Gottesdienst, nachdem in mehreren derselben schon vorher, in anderen nachher, zahlreichen Gemeine-Versammlungen das heilige Abendmahl gereicht worden. Die St. Petri-Gemeine, der, in Ermangelung einer eigenen Kirche, die Mitbenutzung der Hof- und Domkirche zu ihren Andachts-Uebungen gestattet ist, konnte den für sie bestimmten feierlichen Gottesdienst erst um 11 Uhr begehen.

Für die ehrwürdige St. Nikolaikirche, welche die älteste Kirche der Residenz und die eigentliche Berliner Stadtkirche ist, war die Hauptfeier des Tages vorbehalten, und von des Königs Majestät die erbetene Erlaubniß zu einem feierlichen Kirchgange vom köllnischen Rathhause nach der gedachten Kirche gegeben worden. Zur Theilnahme an demselben und an der angeordneten gemeinschaftlichen Abendmahls-Feier waren, außer den höchsten Militair-Behörden, eingeladen worden, die Königlichen Ministerien, die übrigen Staats-Behörden, die in der Residenz als Central-, Administrations- und Justiz-Behörden ihren Sitz haben, der Senat der hiesigen Universität, die Akademie der Wissenschaften, die Akademie der Künste, die Directoren, Professoren und Lehrer der königlichen und städtischen Gymnasien, wie der höheren städtischen Schulen, die gesammte evangelische Geistlichkeit. Außerdem waren, mit Berücksichtigung des zur Disposition gestellten Raumes in der St. Nikolaikirche, Einladungen ergangen an die sämmtlichen Bürger-Deputirte der städtischen Verwaltungs-Deputationen und Kommissionen, an sämmtliche Kommunal-Beamte in der Parochie der St. Nikolaikirche, namentlich an alle Bezirks-Vorsteher und deren Stellvertreter, alle Armen-Kommissions-Vorsteher und Mitglieder, die Servis-Verordneten, die Armen-Kommissions-Vorsteher und der Armen-Aerzte, an Deputationen der Aeltesten der Kaufmannschaft und der weltlichen Mitglieder des Konsistoriums der französischen Kirche, an die ersten Altmeister der hiesigen Gewerke, die Vorsteher der Schützen-Gilde und von den magistratualischen Beamten an die Büreau-Vorsteher und Kassen-Rendanten.

Schon von 10 Uhr ab versammelten sich auf dem köllnischen Rathhause in den dazu bestimmten Sälen, außer den Stadt-Aeltesten, den Magistrats-Mitgliedern

Digitized by Google

und den Stadtverordneten, die Deputationen der eingeladenen höchsten und hohen Staats-Behörden, die Geistlichkeit und die eingeladenen Kommunal-Beamten.

Die Kommunal-Behörden der Stadt Spandau hatten der an sie ergangenen Einladung zur Theilnahme an der Feier durch Absendung einer Deputation gewillfahrt.

Um 10½ Uhr setzte sich der feierliche Zug, unter Glockengeläute, vom köllnischen Rathhause aus, durch die Breitestraße, über den Schloßplatz und die lange Brücke, durch die Königs- und Poststraße, nach der St. Nikolaikirche hin, in Bewegung.

Die einzelnen Abtheilungen desselben wurden von Groß-Marschällen, deren vergoldete Stäbe mit dem Stadtwappen, dem Bär im silbernen Felde, versehen waren, und von Marschällen, die weiße Stäbe mit vergoldeten Knäufen trugen, geführt. Diese wie jene waren mit weißseidenen Schärpen von der rechten Schulter herab nach der linken Seite zu, bekleidet. Drei Chöre, gebildet von den ersten Gesangs-Klassen des Berlinischen, des Friedrichswerderschen und des Köllnischen Gymnasiums, welchen Posaunen beigegeben waren, begleiteten den Zug an der Spitze, in der Mitte und am Schlusse, unter Absingung des erhebenden Liedes: „Ein' feste Burg u. s. w."

Die Geistlichkeit der Stadt, geführt durch den Bischof und Probst zu Berlin, Dr. Roß, und den Bischof und General-Superintendenten von Pommern, Dr. Ritschl — welcher früher Geistlicher der hiesigen St. Marienkirche und grade anwesend war — und nächst ihr die Deputation des Lehrstandes, an deren Spitze der Senat der hiesigen Universität, unter Vortragung der, ihre hohe Würde bezeichnenden beiden Scepter *) einherging, eröffneten als Träger und Vertreter der durch die Kirchen-Reformation gewonnenen heiligen Interessen, den Zug. Den Geistlichen hatte sich angeschlossen der Prediger Luther, Diakonus an der Kirche zu Wittenberg, ein Nachkomme des Bruders des Reformators Dr. Luther. Ihnen folgten die Deputationen der höchsten und hohen Staats-Behörden, nebst der Deputation der Stadt Spandau, geführt durch den Ober-Präsidenten der Provinz, Wirklichen Geheimen Rath von Bassewitz. Von den hiesigen Militair-Behörden hatten sich die Kommandeure der Berliner Landwehr, und der Repräsentant der hiesigen Garnison, dem Zuge angeschlossen. Die hohen Staatsbeamten waren in ihren Staats-Uniformen erschienen und gaben dadurch dem Zuge einen äußern Glanz.

Der Magistrat und die Stadtverordneten nahmen, unter Vortritt der Stadt-Aeltesten, die Mitte des Zuges ein. Hiernächst folgten in einer besondern Abtheilung die bereits oben erwähnten übrigen Kommunal-Beamten in großer Zahl.

Die Altmeister der hiesigen Gewerke bildeten den Schluß.

Einhundert Schüler der ersten Klasse der schon genannten städtischen Gymnasien und der städtischen Gewerbeschule, wahrhaft ergriffen von der hohen Bedeutung der Feier, gleich jedem Theilnehmer, begleiteten als Marschälle, versehen mit weißen Stäben, an welche seidene Schleifen und Bänder mit Goldfrangen befestigt waren, mit weißseidenen Binden um den Arm und mit entblößtem Haupte, den Zug von beiden Seiten, und waren in der That eine Zierde des feierlichen Kirchganges.

In den Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, hatten sich Tausende der hiesigen Einwohnerschaft versammelt, welche den Weg zur Kirche bezeichneten und deren feierliche Stille, verbunden mit dem von den Chören ausgeführten Gesange, zur Erhebung aller Herzen beitrug.

Vor dem königlichen Schlosse, dem ehrwürdigen Sitze ihrer Herrscherfamilie angelangt, entblößten die Theilnehmer des Zuges nach dem Vorgange des Magistrats und der Stadtverordneten ihr Haupt.

Kurz nach 11 Uhr langte die Spitze des Zuges an der Kirche an, wo die begleitenden Marschälle sich wieder nach und nach aufreiheten. Der Zug trat in die festlich erleuchtete und geschmückte Kirche, während vor derselben durch Posaunen-Chöre das Lied: „Ein'

*) Einer dieser beiden Scepter soll derselbe sein, auf welchen einst der Reformator Dr. Luther zu Wittenberg den Doctor-Eid geleistet hat.

Digitized by Google

feste Burg u. s. w." geblasen wurde, und in ihr die Orgel ertönte. Der Vorstand der Kirche empfing den Zug und führte ihn durch diese zum Hochaltar und zu den vor ihm und in dessen Umgebung für die einzelnen Abtheilungen in Bereitschaft gesetzten Plätzen. Nachdem diese eingenommen waren, auch die letztgedachten Marschälle sich im mittlern Hauptgange der Kirche aufgestellt hatten, begann die gottesdienstliche Feier durch die Aufführung eines Tedeums und des Chorgesanges: „Herr Gott, Dich loben wir." Nach der Liturgie und den mit Posaunenschall begleitenden Kirchengesängen hielt der Bischof Dr. Roß die Festpredigt, der als Text die im Evangelium, Joh. 12. V. 35 und 36 befindlichen Worte, dem Allerhöchsten Befehle gemäß, zum Grunde gelegt waren.

Diese gottesdienstliche Feier wurde durch die Anwesenheit der Hohen Mitglieder des königl. Hauses erhöht. Sr. Majestät der König, der erhabene Beschützer der evangelischen Kirche, und Se. Königliche Hoheit der Prinz Wilhelm, waren leider durch Unwohlsein verhindert, der kirchlichen Feier beizuwohnen, die Herren Geheimen Staats-Minister, sowie die Gesandten und Minister der fremden evangelischen Höfe, alle im Staats-Kostüm, hatten die für sie im Chor der Kirche bereit gehaltenen Kirchstühle eingenommen. Nach der Predigt wurde das: „Herr Gott, Dich loben wir" von der ganzen Versammlung stehend gesungen, und der Segen vom Altar aus ertheilt.

Der Magistrat, die Stadtverordneten und die sämmtlichen Kommunal-Beamten, denen sich die Altmeister der Gewerke angeschlossen, nahmen hierauf gemeinschaftlich mit einem großen Theile der den Zug bildenden Staats-Beamten, Geistlichen und Lehrer, sowie die Geistlichen der St. Nikolaikirche selbst, das Abendmahl. Der Bischof Dr. Roß sprach die Einsetzungsworte und reichte, unterstützt von zwei Diakonen der Kirche, das heilige Sakrament. — Die an den Thüren aller Kirchen gehaltene Kollekte wurde zur Fundirung des im Eingange erwähnten Stipendiums mitverwendet, und fand auch bei dem Nachmittags-Gottesdienste statt, der hier sofort nach Beendigung jener Abendmahlsfeier, in allen übrigen Kirchen schon um 3 Uhr begann. Zu diesem wurden die Schüler sämmtlicher Gymnasien und höheren Schulen, sowie die Schüler und Schülerinnen aller Kommunal-, Privat-, Parochial-Schulen von ihren Lehrern und Vorstehern im feierlichen Zuge ebenfalls unter Absingung des Liedes: „Ein' feste Burg u. s. w." in die Kirche ihrer Parochie geführt. Einen besonders rührenden und erhebenden Eindruck gewährte es, diese Kinder in allen Theilen der Stadt in langen Zügen den Gotteshäusern freudig zueilen zu sehen, um auch ihrerseits dem Allerhöchsten ihr Danklied anstimmen zu können.

Abends 6 Uhr wurde auf Veranstaltung des Magistrats in der Allerhöchsten Orts dazu bewilligten, festlich erleuchteten Garnisonkirche von der hiesigen Sing-Akademie unter Mitwirkung der königlichen Kapelle, das Oratorium Händel's: „der Messias" aufgeführt. Die bedeutendsten Gesang-Talente der Stadt, deren freundliche Bereitwilligkeit zur Mitwirkung dankend anerkannt werden mußte, verherrlichten die Aufführung dieser kräftigen und ergreifenden Musik durch ihre Unterstützung. Die Einnahme ist, wie vorher angekündigt war, zum Zwecke des bereits genannten „Evangelischen-Säkular-Stipendiums bestimmt. Auch bei den hier Versammelten zeigte sich die regste Theilnahme und das tiefste Ergriffensein von der ernsten und wichtigen Bedeutung des Tages.

Die Studirenden der hiesigen Universität bewiesen auch ihrerseits ihre Theilnahme an der Wichtigkeit der stattgehabten Feier, durch einen großen Fackelzug, welcher den Universitäts-Bevollmächtigten, dem Rector, Professor Dr. Twesten, und dem Richter, Geheimen Regierungs-Rath Krause, nach beendeter Musik-Aufführung in der Garnison-Kirche, gebracht wurde. Sie versammelten sich vor dem Universitäts-Gebäude, zogen unter dem Scheine zahlreicher Fackeln und den feierlichen Tönen des Liedes: „Ein' feste Burg ꝛc." über den Opernplatz, durch die Markgrafenstraße nach dem Dönhofs-Platz, vor die Wohnung des Rectors Twesten, der in einer kurzen Anrede die Bedeutung des Festes hervorhob und mit einem Lebehoch auf Se. Majestät, den



Digitized by Google

Schirmer unſerer Kirche, den Gründer und Beſchützer unſerer Hochſchule ſchloß, welches die Studirenden mit Enthuſiasmus aufnahmen und dreimal wiederholten, ſodann durch die Leipzigerſtraße vor die Wohnung des Univerſitäts-Richters, Geheimen Regierungs-Raths Krauſe, und von da nach dem Exercier-Platze, wo die Reſte der Fackeln verbrannt wurden. Der ganze Zug ging in ernſter Ordnung vor ſich, und machte an ſich, wie durch den Widerſchein der Fackeln an den Gebäuden der Straßen und Plätze, worüber ſich derſelbe bewegte, einen eben ſo anziehenden, als würdigen und feſtlichen Eindruck.

Möge der Wunſch der ſtädtiſchen Behörde in Erfüllung gehen, daß die Feier dieſes wichtigen Feſtes dazu beitrage, evangeliſchen Sinn unter uns zu befeſtigen und uns zu ſtärken, und ſomit echt chriſtliches Leben zu befördern und zu verbreiten. —

Was nun die Lebensweiſe des Königs anbetraf, ſo brachte er den Winter gewöhnlich in der Reſidenz zu. Beim Eintritt des Sommers aber ging er nach Charlottenburg, und brachte während der letzten zehn Jahre die Monate Juni und Juli regelmäßig im Bade zu Töplitz zu, welches Bad er beſonders lieb gewonnen hatte.

Die letzte öffentliche Handlung des Königs, die beſonders auf Berlin Bezug hatte, war ein Akt der Pietät gegen ſeinen großen Ahnherrn Friedrich II., nämlich die Grundſteinlegung zu einem Denkmal deſſelben beim Eingange der Linden, zwiſchen dem Palais des Prinzen Wilhelm und dem Univerſitätsgebäude. Der König ſelbſt, obgleich er ſchon von jener Krankheit befallen war, welche binnen kurzer Zeit ſeinem irdiſchen Daſein ein Ende machen ſollte, gab den Befehl, keine Rückſicht auf dieſelbe zu nehmen, und ſo wurde der Tag, an welchem grade vor hundert Jahren der große Friedrich den Thron ſeiner Väter beſtiegen hatte, zu dieſer Feierlichkeit beſtimmt. Der Kronprinz vertrat demgemäß die Stelle ſeines Vaters bei der Ceremonie, während ſich die Stadt Berlin damit begnügen mußte, dem geliebten Monarchen einen Beweis ihrer Treue und Anhänglichkeit dadurch zu geben, daß ſie ihm am Morgen des zur Grundſteinlegung beſtimmten Tages ein Geſchenk machte, welches in einem Lorbeerkranz beſtand, der dem Könige auf einem reich geſtickten Kiſſen mit der Inſchrift: „Dem ruhmgekrönten Könige die treue dankbare Stadt Berlin," bei ſeinem Erwachen von der Fürſtin von Liegnitz überreicht wurde. Schon am frühen Morgen dieſes Tages waren die Straßen mit Neugierigen bedeckt, bis endlich die Deputationen der Gewerke mit ihren Inſignien erſchienen, von den in Berlin garniſonirenden Truppen ein Spalier von der Mitte des Opernplatzes bis an die Linden gezogen wurde, und drei Kanonenſchüſſe, vom Luſtgarten her, den Beginn der Feierlichkeit verkündeten. Ihre Königliche Hoheiten der Kronprinz und die übrigen Prinze des Königlichen Hauſes, unter denen man auch den Großfürſten, Thronfolger von Rußland, bemerkte, traten, nachdem der Gouverneur von Berlin, General von Rüffling, eine auf die Bedeutung des Feſtes Bezug habende Rede gehalten hatte, zu der Stelle des Denkmals, wo der Staatsminiſter, Graf von Alvensleben, den höchſten Herrſchaften Hammer und Kelle überreichte, womit ein Jeder den Stein berührte und von dem bereit ſtehenden Mörtel eine Handvoll darauf warf. Inmitten unter dieſen glänzenden Uniformen der verſammelten Generalität, bemerkte man, ein tief ergreifendes Schauſpiel, den ſchlichten, blauen Oberrock mehrerer Invaliden, welche unter dem großen Könige gedient hatten, und mit feuchtem Auge Theil an der Feierlichkeit nahmen, und ihre wankenden Schritte nach dem Tact der Muſik zu regeln ſuchten, welche den Marſch des großen Königs ausführte, von deſſem Klange begeiſtert ſie vor beinahe einem Jahrhundert die feindlichen Batterien geſtürmt hatten. — Während die Kanonen aufs Neue vom Luſtgarten her donnerten und die Glocken von allen Thürmen läuteten, war die Ceremonie beendet, und der Biſchof Eylert trat an der Spitze der geſammten Geiſtlichkeit hervor, um den Segen über das vollendete Werk auszuſprechen. Hiermit war die Feierlichkeit vorüber. Die verſchiedenen Gewerke zogen, bunt gekleidete Fahnenſchwenker an ihrer Spitze, mit ihren Gewerksfahnen und Inſignien heim, und auch die Truppen marſchirten

Digitized by Google

mit klingendem Spiele nach dem Schloß, um ihre Fahnen abzubringen; vorauf die Leibcompagnie des ersten Garde-Regimentes, mit den rothen Grenadiermützen; dann die übrigen Regimenter; zuletzt im Parade-Anzuge auch eine combinirte Kompagnie der Berliner Landwehr.

Während der Feier und des Vorübermarsches der Truppen ließ sich der kranke König an's Fenster führen, und hier war es, wo das Volk den geliebten Monarchen zum letzten Male sah. Am 4. Juni wurden zuerst Bülletins über das Befinden des Königs ausgegeben, und nunmehr verbreitete sich die Nachricht von der Gefahr, in welcher der König schwebte, schnell in der Stadt und versetzte Alles in die größte Bestürzung. Man sah das Volk unter den Fenstern des königlichen Palais versammelt, und vier Tage hindurch sah man in der Residenz mit banger Erwartung der Auflösung des Monarchen entgegen. Am ersten Pfingstfeiertage, dem 7. Juni, traf der Kaiser Nicolaus von Warschau her in Berlin ein, und eilte unverzüglich an das Krankenlager des Königs, welcher ihn beim ersten Besuche jedoch nicht erkannte; erst bei dem zweiten Besuche, als sich der Kaiser lange Zeit über das Bett seines Schwiegervaters gebeugt hatte, machte Dieser eine Bewegung mit der Hand, wie er gewöhnlich bei einem freudigen Anlaß zu thun pflegte, worauf der Kaiser die Frage: „comment cela va-t-il?“ an ihn richtete, die er mit den Worten „cela va mal“ erwiederte.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als der König in einen leichten Schlummer versank, in welchem seine Athemzüge immer leichter und schwächer wurden, so daß es dem Auge der Aerzte nicht länger verborgen bleiben konnte, daß der gefürchtete Augenblick herannahe. Als man dem Kronprinzen diese Meldung machte, begab sich Dieser mit allen übrigen Mitgliedern der königlichen Familie, auch der Kaiser von Rußland, in das Krankenzimmer, wo sie bis zum letzten Augenblicke verharrten. Der Kronprinz hatte die eine Hand des Sterbenden ergriffen, die Fürstin von Liegnitz die andere, und auf diese Weise im Kreise seiner Familie, hauchte der König seinen letzten Athemzug aus.

Die Trauerbotschaft verbreitete sich schnell unter den Einwohnern Berlins, und Couriere eilten in die entfernteren Provinzen, um dieselbe auch dort zu hinterbringen. Die Truppen der Berliner Garnison wurden angewiesen, ihre Fahnen und Standarten aus dem königlichen Palais stille abzuholen, und die Vereidigung fand dann gegen Abend regimenterweise, theilweise auf den Kasernenhöfen und den öffentlichen Plätzen Statt, worauf die Fahnen wieder still zurückgebracht wurden. Am folgenden Tage, den 8., begab sich eine Deputation des Stadtrathes und der Stadtverordneten der Stadt Berlin zu dem Könige, und überreichte demselben das nachstehende Schreiben:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Mit den Gefühlen tiefster Trauer und Wehmuth nahen wir uns dem Throne Ew. Königl. Majestät um dem Drange unseres Herzens folgend, den Empfindungen des Schmerzes Sprache zu verleihen, der, wie er Ew. Königl. Majestät und Allerhöchstderselben erhabenes Haus darnieder beugt, so auch uns und das ganze Land in tiefste Trauer versenkt.

Wir vermögen nicht die Größe und Tiefe des Schmerzes zu ermessen, den das edle Herz Ew. Königl. Majestät über den Verlust eines Vaters empfindet, dessen erhabene Tugenden und sittliche Größe nur Ew. Königl. Majestät in ihrem ganzen Umfange zu erkennen und zu bewundern in den Stand gesetzt sind. Aber auch wir haben in unserem Höchstseligen Könige und Herrn einen Vater verloren, einen Vater, der uns ein erhabenes Vorbild war, indem er die Tugenden des Privatmanns in dem Glanze der Krone strahlen ließ, dessen Weisheit und Kraft den Staat durch alle Stürme der Zeit ruhmvoll hinführte und durch die Wohlfahrt Seines Volkes nach allen Beziehungen neu begründete, entwickelte und förderte, dessen Gerechtigkeit, Gnade und Milde nach allen Seiten hin Segen verbreitete, der der Schützer der Bedrängten, der Vater der Armen, die Zuflucht des Unglücks war. So hat unser Höchstseliger König und Herr den Dankesthränen Seiner treuen Unterthanen ein Recht gegeben, sich den Thränen der kind-



Digitized by Google

lichen Liebe beizugesellen, die Ew. Königl. Majestät dem theuren Vater zollen.

Aber uns hat der Höchstselige Entschlafene auch einen Trost zurückgelassen, indem er Seinem Volke in dem geliebtesten Sohne, dem Erben Seines Thrones, zugleich den Erben Seiner erhabenen Tugenden und Seines Geistes hinterlassen hat. In diesem fest und wohl begründeten Bewußtsein tragen wir im Aufblick zu Ew. Königl. Majestät mit Ergebung in den Willen Gottes die Fügung des Höchsten.

O! möchten und könnten doch auch Ew. Königl. Majestät einen Trost in dem bitteren Leide, das Allerhöchstdieselben jetzt zu tragen haben, in der zuversichtlichen Gewißheit finden, daß die Herzen aller getreuen Unterthanen Ew. Königl. Majestät mit der Treue, Liebe und innigsten Verehrung Allerhöchstdenselben entgegenschlagen, mit denen sie ihrem Höchstseligen Könige und Herrn bis in den Tod ergeben und zugethan gewesen.

Wie Ew. Königl. Majestät getreue Stadt Berlin das betrübende Vorrecht gehabt hat, den Schmerz über den großen Verlust, den das Königliche Haus und das ganze Land durch den Hintritt unseres glorreichen und theueren Königl. Herrn erlitten, in seiner ganzen Größe zu empfinden, so genehmigen auch Ew. Königl. Majestät, daß wir in diesem Ausdrucke unseres Schmerzes zugleich die Huldigung innigster Liebe, Verehrung und Treue zuerst an den Stufen des Thrones Ew. Königl. Majestät niederlegen, die wir in aller Unterthänigkeit ersterben

Ew. Königl. Majestät
allerunterthänigste treugehorsamste
Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rath ꝛc. Stadtverordnete zu Berlin."

Die Deputation wurde Sr. Majestät angemeldet, als Allerhöchstdieselben eben aus dem Kabinette traten, und sofort ward der Befehl ertheilt, daß sie vortreten solle. Als sie sich näherte, entstürzten Thränen den Augen des Monarchen, der die Hand des Ober-Bürgermeisters Krausnick und des Stadtverordneten-Vorstehers Desselmann ergriff, sie innigst drückte und, unter den Zeichen des tiefsten Schmerzes, den jene lebendige Erinnerung an den erlittenen Verlust mächtig aufzuregen so geeignet war, die Anrede des Ober-Bürgermeisters vernahm. Dieser Letztere war, wie alle Anwesende, von der innigsten Rührung ergriffen, mit welcher er folgende Worte sprach:

„Ew. Königl. Majestät nahen wir im Namen der Stadt Berlin, um den Ausdruck unserer wärmsten Gefühle Allerhöchstdenselben zu Füßen zu legen. Die innigste Wehmuth hat die Herzen aller Bürger ergriffen. Jeder trauert über das Dahinscheiden des hohen Königlichen Herrn, der Ew. Majestät und uns Vater war, und wir Alle flehen zu Gott dem Allmächtigen, daß er seinen gnädigen milden Trost huldreich herabsende, den tiefen Schmerz Ew. Königlichen Majestät zu lindern.

Uns ist ein tröstender Aufblick zu Ew. Majestät geblieben. Wir wissen und wir vertrauen und bauen fest darauf, wie auf den festesten Felsengrund, daß Ew. Königl. Majestät uns mit derselben Liebe umfassen, auf uns dasselbe landesväterliche Wohlwollen ausschütten werden, wie des Höchstseligen Königs Majestät. Hierum zu bitten, deshalb sind wir in tiefster Unterthänigkeit erschienen.

Unsererseits sei uns gestattet, in unserem Namen, im Namen aller, aller Bewohner Berlins, im Namen aller Preußischer Unterthanen die ehrerbietigste Versicherung hinzuzufügen, daß die innigste Liebe und Ehrfurcht, der strengste Gehorsam, die unwandelbarste, unverbrüchlichste Treue gegen Ew. Königl. Majestät tief in unserem Herzen wurzeln, und darin nur mit unserem letzten Athemzuge ersterben werden."

Se. Majestät erwiederten hierauf, mit Mühe die Bewegung des Gemüthes beherrschend, in nachstehender huldreichen Weise, welche Worte sich dem Gedächtnisse und dem Herzen derer, die sie vernahmen, unvergeßlich einprägten:

„Ich bin tief erschüttert von dem großen Verlust, den das Land und Ich durch den Hintritt eines so vortrefflichen Vaters erlitten, aber auch innigst gerührt von der Hingebung, welche die Stadt Berlin immer

Digitized by Google

ihren Herrschern bewiesen. Besonders haben dies die letzten Tage gezeigt. Die allgemeine Theilnahme aller Einwohner, die sich so klar aussprach, ist wahrhaft rührend für Mich und uns Alle gewesen, und gereicht uns sehr zum Trost. Ich habe Berlin lieb, nicht bloß als meine Vaterstadt, sondern auch, weil es immer dem ganzen Lande mit den besten Gesinnungen, und in allem Guten vorangegangen ist; es hat dies besonders in den Jahren 1810 und 1813 und wiederum ganz neuerdings dargethan. Ich werde nie das Jahr 1810 vergessen, noch das Jahr 1813, wo Ich selbst auf kurze Zeit hier war und davon Zeuge gewesen bin, und wo sich überall, wie jetzt, ein so herrlicher Sinn und Geist aussprach.

Ich sehe Sie unvorbereitet, und diese Worte kommen aus meinem Herzen und so wird es immer unter uns sein! Ich bin Ihr wahrer und wärmster Freund."

Hierauf reichten Se. Majestät nochmals dem Ober-Bürgermeister und dem Stadtverordneten-Vorsteher die Hand und entließen gnädigst die Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten.

An demselben Tage, dem zweiten Pfingstfeiertage, waren die Kirchen von Besuchern überfüllt, und von allen Kanzeln herab wurde die folgende Bekanntmachung verlesen:

„Gott hat nach seinem unerforschlichen Rathschlusse unsern geliebten, theuern König und Herrn durch einen sanften Tod von seinem Volke abgerufen und zu einem höheren und vollkommneren Leben eingeführt. — Das königliche Haus ist in tiefem Schmerz versenkt, Millionen treuer Herzen, die für den vielgeprüften und hochbegnadigten, milden und gerechten Herrscher in aufrichtiger Liebe und kindlicher Ehrfurcht geschlagen haben, sind von Wehmuth und Betrübniß ergriffen, und die Klage um das theuere Haupt geht durch das ganze Vaterland.

Der Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste König und Herr, Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Preußen u. s. w. entschlief in dem Glauben an den Erlöser, und durch ein frommes Leben echt christlich vorbereitet auf die selige Ewigkeit, am 7. Juni 1840, Nachmittags 3½ Uhr, im siebenzigsten Jahre seines Alters und im dreiundvierzigsten seiner gesegneten Regierung.

Ja, zahllose Wohlthaten hat Gottes Gnade uns durch die väterliche Hand dieses verklärten Fürsten zugewendet. Im Geistlichen wie im Leiblichen hat seine treue Fürsorge für unser Heil gewacht! — Tiefe Wunden, uns durch die Gewalt des Mißgeschicks geschlagen, sind wieder durch ihn geheilt worden. Seiner Weisheit, seiner Ehrfurcht gebietenden Mäßigung ist es gelungen, der Welt den theuer errungenen Frieden zu bewahren und mitten in einer bewegten Zeit seinem Volke die Ruhe zu sichern, unter deren heilsamem Einflusse die gedeihliche Entwickelung alles Wahren, Großen und Guten in seinem weiten Reiche stattgefunden hat, darum haben wir ihn mit Recht als ein geheiligtes Werkzeug der göttlichen Huld verehrt, darum preisen wir heute, auch in der tiefen Betrübniß über sein Scheiden, die Gnade des Ewigen, der ihn uns zum Herrscher gegeben, und so lange unter uns erhalten hat, und seinem ruhmvollen Andenken, das uns und unseren spätesten Nachkommen unvergeßlich bleiben wird, weihen wir aus Einem Sinne und Herzen die Gefühle der innigsten und aufrichtigsten Dankbarkeit.

Aber auch in dem tiefen Schmerze über diesen großen, erschütternden Verlust darf unsere Hoffnung auf Gottes gnädige Hülfe nicht wanken, denn das verwaiste Scepter der Regierung hat der Erbe seiner Weisheit und seiner Tugenden übernommen, nämlich: unser nunmehriger König und Herr, der Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich Wilhelm der Vierte, König von Preußen u. s. w.

Gott segne den König und rüste ihn aus mit Kraft aus der Höhe, und helfe ihm, die heilsamen Absichten vollbringen, die er für die Beglückung seines Volkes hegt! die ungetrübte und immer steigende Wohlfahrt seiner Unterthanen werde für den geliebten Monarchen die süße Befriedigung, nach der sein großes edeldenkendes Herz sich sehnt. Auf den ewigen Säulen der Wahrheit und Gerechtigkeit erhebe sich sein Thron und stehe fest unter allem Wechsel der Zeiten, wie unsere treue Liebe zu ihm nicht wanken soll. Sein Leben,

Digitized by Google

sein Thun und seinen Frieden befehlen wir Gott, er lasse seine Regierung eine lange, friedliche und beglückte sein. Der Trost von oben senke sich nieder auf das betrübte königliche Haus, und an der Kraft des göttlichen Wortes erquicke und stärke sich jedes Herz, das mit den heiligen Banden der Familienliebe und der Unterthanen-Treue an den König geknüpft ist. Die Gnade des Herrn, von welcher Heil und Segen kommt, walte über uns jetzt und in Ewigkeit. Amen."

Nachdem in der Nacht vom 8. auf den 9. die Königliche Leiche von dem Palais nach dem Königlichen Schloß in aller Stille war hinübergebracht worden, wurde dieselbe hier auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät in dem Thron-Zimmer aufgestellt. Eine Compagnie Garde-Infanterie hatte in dem Vorzimmer die Wache. Die Offiziere, die höheren Beamten aller Diksterien, so wie Alle die, welche Allerhöchst vollzogene Raths-Patente besitzen, erhielten Zutritt, um ihrem König und Herrn die letzte Huldigung des Herzens darzubringen. Die Leiche Sr. Hochseligen Majestät war an diesem Tage prunklos ausgestellt, in einem mit weißem Atlas ausgeschlagenen Einsatz-Sarge, gekleidet in die Uniform des ersten Garde-Regiments, das hohe Haupt bedeckt mit der schlichten militairischen Feldmütze, der Körper umhüllt von dem Mantel. Die Züge trugen den Ausdruck der Ruhe und Milde, welche im Leben dieses Antlitz beseelten, und zugleich den Abglanz des ewigen Friedens, dessen der Hochselige nunmehr theilhaft geworden. Am Abend wurde der Sarg geschlossen.

Am 10. Juni fand auf Befehl Sr. Majestät, gemäß der Anordnung Sr. Hochseligen Majestät, die Ausstellung des Parade-Sarges statt. An Stelle des Tageslichtes war das feierliche Dunkel des Throusaales strahlend erhellt durch acht große silberne Kandelaber mit vielen Kerzen, so wie auch durch Kron- und Armleuchter. Unter dem Thron war eine Estrade errichtet, mit schwarzem Tuch beschlagen; darauf erhob sich eine zweite Estrade von zwei Stufen, bekleidet mit einer Decke von violettem Sammet, letztere mit einer goldenen Tresse und mit Hermelin besetzt. Hier ruhte der Sarg. Auf der ersten Erhöhung standen acht Tabourets, vier zu jeder Seite, darauf nach einander rechts auf dem ersten zu Häupten die Königliche Krone auf einem Kissen von Drap d'or; auf dem zweiten der Reichsapfel auf einem Kissen von Drap d'argent, auf dem dritten das Reichs-Insiegel, auf dem vierten der Kurhut, beide auf Kissen von Drap d'argent. Links auf dem ersten zu Häupten das Reichs-Scepter, auf dem zweiten das Reichsschwerdt, auf dem dritten die Kette des Schwarzen-Adlerordens, auf dem vierten das Kurschwerdt, das erste auf einem Kissen von Drap d'or, die übrigen auf Kissen von Drap d'argent. Auf dem Sarge selbst war zu Häupten der Reichshelm angebracht auf einem Kissen von Drap d'argent; ferner waren darauf befestigt: die Schärpe Sr. Majestät, das Band des Schwarzen Adler-Ordens, der entblößte Degen, kreuzweis mit der Scheide, der Kommandostab und die goldenen Sporen.

Die Wache bei der Königlichen Leiche war an demselben Tage folgende: Am oberen Ende des Sarges stand rechts ein General-Adjutant, welcher das Reichspanier hielt, links ein Flügel-Adjutant. Neben den acht Tabourets standen acht Stabs-Offiziere, sämmtlich mit bedecktem Haupt und von den Hüten hangendem Flor. Am Fuße des Sarges standen der Königliche Hofmarschall, von Massow, mit den Königlichen Hofchargen abwechselnd, bedeckten Hauptes, mit von den Hüten herabhangendem Flor; zu den Seiten desselben standen abwärts zwei Königl. Pagen, den Hut in den Händen haltend. An den Stufen in der Linie des Sarges waren aufgestellt: Zwei Königl. Kammerdiener in Staatskleidern, an den Stufen rechts und links des Sarges ein Königlicher Leibjäger und ein Königlicher Leib-Lakai, in Staats-Livree, die Hüte in den Händen haltend. Die beiden Thüren des Trauer-Zimmers waren von Garde-Unteroffizieren und Garde-du-Corps besetzt, desgleichen die folgenden Thüren bis zum Garde-du-Corps-Saal, in welchem eine Compagnie Infanterie mit der Fahne die Wache hielt.

Morgens von 9 — 12 Uhr und Nachmittags von 3 — 7 Uhr war dem Publikum durch das Portal am

Digitized by Google

Luſtgarten, der Schloß-Apotheke zunächſt, der Eingang in die Königlichen Trauer-Gemächer geöffnet. Faſt die ſämmtliche Einwohnerſchaft der Reſidenz harrte großentheils in Trauerkleidern und mit dem wahrſten Ausdruck des fortdauernden Schmerzes in ihren Mienen, um nach und nach Einlaß zu der feierlichen Schau zu finden und zum letztenmale in die Nähe des allgeliebten Monarchen ehrfurchtsvoll zu treten.

Am 11. Juni fand das feierliche Leichenbegängniß des Königs Statt, zu welchem der verſtorbene Monarch ſelbſt die Anordnungen hinterlaſſen hatte; und nachdem um zehn Uhr das Glockengeläute von allen Kirchen der Stadt begonnen, und ſich die zu dem Trauerzuge beſtimmten Perſonen an den ihnen dazu angewieſenen Räumen eingefunden hatten, ging um halb eilf Uhr der Zug der im Marſtall verſammelten Perſonen, unter der Eskorte von 1 Offizier und 40 Mann der Garde du Corps, welche den Zug anführten, mit dem Parade-Leichenwagen aus dem Marſtalle, nach dem königlichen Schloſſe, wo der Wagen durch das Portal Nr. 1, in den kleinen Schloßhof einfuhr, und in der Mitte des Hofes halten blieb. Die Eskorte ſtellte ſich getrennt von dem übrigen Militair auf, um nach der Abhebung der Leiche vom Leichenwagen, letzteren und die königlichen Livree- und Stallbedienten weiter zu geleiten. Zwölf Unteroffiziere, welche ſich zur Tragung des Baldachins im Schloßhofe eingefunden hatten, breiteten denſelben über den Leichenwagen aus, und vier Lieutenants faßten die Cordons deſſelben.

Jetzt begaben ſich die höchſten Herrſchaften zum Beginn der Trauerfeierlichkeit nach dem Thronzimmee, in welches die geſammte Geiſtlichkeit inzwiſchen eingetreten war, und woſelbſt vor dem königlichen Sarge der Biſchof Eylert eine Trauerrede hielt und die königliche Leiche einſegnete. Nach derſelben wurde das Zeichen zum Beginn der Leichenprozeſſion gegeben. Die Truppentheile, welche den Zug eröffneten, marſchirten durch das Schloßportal Nr. 5., gefolgt von den im Schloßhofe aufgeſtellten Perſonen, welche dem Leichenwagen vorangingen, der im Portale vor der Treppe anhielt. Der königliche Sarg wurde durch zwölf Obriſten von ſeiner Stelle unter dem Thore abgehoben, und unter Vortretung der königlichen Kammerherren, Marſchälle und Staatsminiſter, welche die Kiſſen mit den Reichsinſignien trugen, ferner der königlichen Hofchargen als Marſchälle und in Begleitung der zur Bedeckung beſtimmten zwei Staabsoffiziere und zwölf Capitains, endlich gefolgt von dem hinter dem Sarge gehenden, das Reichspanier tragenden General und den ihn begleitenden Generalen, die Treppe hinunter getragen und auf den Leichenwagen geſetzt. Die acht Staabsoffiziere waren früher hinunter gegangen und ergriffen die Zügel der den Leichenwagen ziehenden Pferde. Vier Ritter des ſchwarzen Adlerordens ergriffen die Zipfel des Leichentuchs, und Generale übernahmen den Baldachin, der über dem Sarge getragen murde, und deſſen Cordons. Die zwölf Obriſten, welche den Sarg auf den Wagen geſetzt hatten, ſtellten ſich zu beiden Seiten deſſelben, und die zur Bedeckuug beſtimmten zwei Staabsoffiziere und zwölf Capitains neben ihnen auf beiden Seiten des Wagens, hinter demſelben die das Reichspanier tragenden und begleitenden Generale. Hierauf begaben ſich die höchſten Leidtragenden aus dem Thronzimmer hinab, worauf ſich der Zug in folgender Ordnung in Bewegung ſetzte.

Voran die geſammte Geiſtlichkeit der Städte Berlin, Potsdam und Charlottenburg, ſowie der umliegen, den Ortſchaften, zuletzt die Domgeiſtlichkeit und die evangeliſchen Biſchöfe. Nach kurzem Zwiſchenraume folgten die königlichen, zur Leichenparade kommandirten Truppenabtheilungen, von jedem Cavallerie-Regiment des Gardekorps eine Eskadron, von jedem Infanterie-Regiment eine Kompagnie. Dieſe Abtheilungen ſchloſſen ſich, als ſie beim Dom vorbei waren, wieder an ihre reſp. Regimenter im Luſtgarten an. Zugleich formirten die Truppen das Spalier und machten die militairiſchen Honneurs. Die Regimentsmuſiken ſpielten das Lied: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan.“ Den Truppen folgten, von Hoffourieren und Marſchällen geführt:

1) Die königliche Livreedienerſchaft, die Stallbedienten, die Hausoffizianten, Kaſtellane, Hofgärtner und Kammerdiener.

Digitized by Google

2) Die Beamten des Hof-Marschall-Amts, der Schloßbau-Commission und Garten-Direktion, des Ober-Marstall-Amts, der General-Intendantur der königlichen Schauspiele und des Hof-Jagd-Amts, so wie der geheime Kämmerier Kienast.

3) Die königlichen Hof- und Leibpagen, und die königlichen Leibärzte.

4) Die anwesenden königlichen Kammerherren.

5) Vier adliche Marschälle und die Reichsinsignien, nämlich: das Kurschwerdt, der Kurhut, die Kette des schwarzen Adlerordens, das Reichs-Insiegel, das Reichsschwerdt, der Reichsapfel, das Reichscepter, die königliche Krone, einzeln von den Staatsministern auf Kissen getragen.

6) Die königlichen Hofchargen als Marschälle.

7) Der königliche Leichenwagen, die 8 Pferde von Staabsoffizieren geführt, die vier Zipfel des Leichentuches getragen von Rittern des schwarzen Adlerordens, den Baldachin darüber, und dessen Cordons trugen zwölf Generale. Auf dem Sarge stand ein silberner Helm mit wehenden Federn. Die Begleitung des Wagens zur Seite ist oben angegeben.

8) Das Reichspanier, getragen von dem General der Infanterie und General-Adjutanten von dem Knesebeck, und von zwei General-Adjutanten begleitet.

9) Der König und die Königin von Preußen, der Kaiser von Rußland, der Köuig von Hannover, die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin und die Prinzessin Friedrich der Niederlande. Die Oberhofmeisterin und drei Hofdamen der Königin, die General- und Flügel-Adjutanten der Majestäten.

10) Die Prinzessin von Preußen, die Prinzessin Karl mit ihrer Tochter, der Prinzessin Louise, die Prinzessin Albrecht mit ihrer Tochter, der Prinzessin Charlotte, die Herzogin von Anhalt-Dessau, der Prinz von Preußen mit seinem Sohne, dem Prinzen Friedrich, und der Großfürst Thronfolger von Rußland.

11) Die Prinzessin Wilhelm, Tante des Königs, die Prinzessin Marie, die Prinzessin Louise von Mecklenburg, der Prinz Karl mit seinem Sohne dem Prinzen Friedrich, und der Prinz Albrecht.

12) Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Prinz Friedrich der Niederlande, der Erbgroßherzog und der Prinz Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, und der Herzog von Anhalt-Dessau.

13) Der Prinz Wilhelm, Oheim des Königs, die Prinzen Adalbert und Waldemar, und der Prinz August.

14) Der Erb-Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, der Prinz August von Würtemberg und der Prinz Georg von Hessen. Die Suiten aller vorgenannten hohen Herrschaften.

15) Die Staatsminister, die Wirklichen Geheimen Räthe, die Ober-Präsidenten und hohen Standespersonen und die Mitglieder des Staatsraths.

16) Das königliche Civil- und Militair-Kabinet, nebst den Deputationen aller Ministerien und der den Staatsministern unmittelbar untergebenen Behörden.

17) Deputationen der übrigen höheren Staatsbehörden und der Landstände. Der Zug wurde von einer Anzahl Truppen beschlossen.

So rückte nun der Zug auf einer mit schwarzem Tuch belegten Bretterbahn vom Schlosse durch den Lustgarten nach dem Dome. Mit Ausschluß der königlichen Marstall- und Livreebedienten traten alle vor dem Leichenwagen hergehenden Personen in den Dom ein, dessen Emporkirchen sich mit einem durch Karten dazu eingeladenen Publikum gefüllt hatten. Vor dem Altare war eine schwarz behängte Estrade erbaut, zur Seite stand eine Anzahl Tabourets. Der Fußboden, wie die Wände dieses Theils der Kirche waren mit schwarzem Tuche bekleidet, zur Seite brannten auf hohen Gueridons Lichte. Die Reichs-Insignien wurden von den Ministern auf die Tabourets gelegt. Jetzt wurde der königliche Sarg hineingetragen, aber ohne den Baldachin, und auf die Estrade gestellt. Die gesammte Geistlichkeit empfing den Sarg und ordnete sich zu beiden Seiten des Altars. Der General von dem Knesebeck nahm seinen Platz mit dem Reichspanier am Obertheile des Sarges, die ihn begleitenden Generale stellten sich links und rechts neben ihn. Die höchsten Herrschaften nahmen ihren Platz dem Sarge gegenüber;

Digitized by Google

der ganze übrige Theil des Zuges rangirte sich hinter ihnen in der Ordnung, in welchen er gekommen war.

Nunmehr begann die religiöse Trauerfeierlichkeit nach der Kirchenagende, wobei die Militairsänger den Gesang führten. Es begann das Lied: „Jesus meine Zuversicht," worauf der Ober-Consistorial-Rath und Ober-Hofprediger Dr. Ehrenberg, eine ergreifende Rede hielt und den Segen über die königliche Leiche sprach. Jetzt erfolgten die militairischen Salven der bei'm Zeughause und im Lustgarten aufgestellten Artillerie und Mannschaften. Das Bataillonsfeuer der Infanterie machte im Dome einen erschütternden Eindruck. Wie oft hatte es in der Seele des entschlafenen Heldenkönigs bald als Freudensalve, bald als Uebung bei Manoeuvres, bald im Getümmel der Schlacht die verschiedenartigsten Empfindungen hervorgerufen, deren die menschliche Seele nur fähig ist. In diesem feierlichen Momente traten der König, der russische Kaiser, der König von Hannover, der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, der Herzog von Anhalt-Dessau und die Prinze des königlichen Hauses vor den Sarg, knieten daselbst nieder, und verrichteten ein stilles Gebet. Dasselbe geschah von der Königin und den Prinzessinnen des königlichen Hauses. Tiefe Erschütterung herrschte unter den Versammelten, besonders in dem Augenblicke, als die hohen Leidtragenden sich gegenseitig umarmten, und ihren Schmerz in Thränen und Schluchzen aussprachen. Die höchsten und hohen Personen verfügten sich dann nach dem Schlosse zurück, und in stiller Trauer begaben sich alle Zuschauer nach Hause.

Nach dieser ernsten aber prachtvollen Leichenfeier, füllte am Abend desselben Tages eine Feierlichkeit von stillerem Character die Plätze und Straßen der Hauptstadt. Man wußte, daß die sterbliche Hülle des verewigten Monarchen von dem königlichen Dom um die mitternächtliche Stunde ohne alles Gepränge nach Charlottenburg versetzt werden sollte, um daselbst nach seiner letztwilligen Verfügung, neben der hochseligen Königin Luise ihre letzte Ruhestätte zu finden. Um 11 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung; voran der Gouverneur und der Kommandant von Berlin, dann zwei Stallbediente zu Pferde mit Fackeln, sodann die Leib-Compagnie des ersten Garde-Regiments zu Fuß, wieder zwei Stallbediente zu Pferde mit Fackeln, darauf ein vierspänniger Wagen, in welchem sich der Fürst Wittgenstein und der Hofmarschall von Massow befanden. Unmittelbar dahinter folgte der achtspännige, schwarz behangene, königliche Leichenwagen, dann wieder zwei Stallbediente mit Fackeln, und nach Diesem sechs Gefolgewagen, mit den General- und Flügeladjudanten, dem geheimen Kämmerier und den Kammerdienern des hochseligen Königs.

Die Luft war völlig windstill, kein Gas erleuchtete die Straßen, ein leicht bewölkter Mond verbreitete ein elegisches Dämmerlicht, die zahllosen Volksmassen beobachteten eine rührende Stille. Ein bewegliches Spalier von Gardes du Corps und Ulanen, hielt einen breiten Weg frei. Der Zug ging durch die mittlere Promenade der Linden, die sonst jedem Wagen verschlossen ist; Pferde und Wagen bewegten sich auf dieser ungepflasterten Straße völlig lautlos, und die wenigen Fackeln erhellten um so magischer die eng zusammen geneigten Wipfel der Bäume.

Bei einbrechender Dunkelheit schaarten sich bereits zu beiden Seiten der Chaussee bis zum königlichen Schlosse, die Einwohner von Berlin, Charlottenburg und der Umgegend, in dichten, dunklen Massen, und erwarteten mit klopfendem Herzen den Augenblick, wo die entseelte Hülle des Vielgeliebten zum letztenmale von ihnen begrüßt werden sollte.

Bald nach Mitternacht nahte sich der stille Trauerzug, den im Schlosse zu Charlottenburg Harrenden, schon durch den Fackelschein aus der Ferne verkündet. So gelangte er an das Gitter des Schloßgartens, wo ein zahlreicher Männerchor, aus dem Gesangs-Personale der Oper bestehend, die Choräle: „Jesus meine Zuversicht," und: „Auferstehn, ja auferstehn," anstimmte. Von hier ab hörten die Bezeigungen öffentlicher Theilnahme auf, indem, allerhöchster Bestimmung gemäß, der letzte Theil dieser nächtlichen Feier, ohne die mindeste Störung von Außen, im engsten Kreise der königlichen Familie vollzogen werden sollte. Nur die Leib-Com-



Digitized by Google

pagnie des Regiments Gardes du Corps, erhielt nach letztwilliger Bestimmung die Ehre, die hohe Leiche innerhalb des Schloßgartens bis unmittelbar an das Mausoleum zu begleiten. Die Feier in demselben bei der Ceremonie der Beisetzung war der Oeffentlichkeit gänzlich entzogen.

Wenige Tage darauf, unterm 17. Juni, wurde auf allerhöchsten Befehl durch die Zeitungen der nachstehende letzte Wille des höchstseligen Königs der Oeffentlichkeit übergeben:

Mein letzter Wille!

Meine Zeit mit Unruhe, Meine Hoffnung in Gott!
An Deinem Segen, Herr, ist Alles gelegen!
Verleihe Mir ihn auch jetzt zu diesem Geschäfte.

Wenn dieser Mein letzter Wille Meinen innigst geliebten Kindern, Meiner theueren Auguste und übrigen lieben Angehörigen, zu Gesicht kommen wird, bin Ich nicht mehr unter ihnen, und gehöre zu den Abgeschiedenen. Mögen sie dann bei dem Anblick der ihnen wohlbekannten Inschrift: — Gedenket der Abgeschiedenen — auch Meiner liebevoll gedenken!

Gott wolle Mir ein barmherziger und gnädiger Richter sein und Meinen Geist aufnehmen, den Ich in seine Hände befehle. Ja, Vater, in Deine Hände befehle Ich Meinen Geist! In einem Jenseits wirst Du Uns Alle wieder vereinen, möchtest Du Uns dessen, in Deiner Gnade, würdig finden, um Christi Deines lieben Sohnes Unsers Heilandes Willen, Amen.

Schwere und harte Prüfungen habe Ich nach Gottes weisem Rathschluß zu bestehen gehabt, sowohl in Meinen persönlichen Verhältnissen (insbesondere, als Er Mir vor 17 Jahren das entriß, das Mir das Liebste und Theuerste war), als durch die Ereignisse, die Mein geliebtes Vaterland so schwer trafen. Dagegen aber hat Mich Gott: ewiger Dank sei ihm dafür: auch herrliche, frohe und wohlthuende Ereignisse erleben lassen. Unter die ersten rechne Ich vor Allen die glorreich beendeten Kämpfe in den Jahren 1813, 14 und 15, denen das Vaterland seine Restauration verdankt; unter die Letztern, die frohen und wohlthuenden, aber rechne Ich insbesondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit, und das Wohlgelingen Meiner geliebten Kinder, so wie die besondere unerwartete Schickung Gottes, Mir noch in Meinem fünften Decennium eine Lebensgefährtin zugeführt zu haben, die Ich als ein Muster treuer und zärtlicher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen Mich für verpflichtet halte.

Meinen wahren, aufrichtigen letzten Dank Allen, die dem Staate und Mir mit Einsicht und Treue gedient haben.

Meinen wahren, aufrichtigen letzten Dank Allen, die mit Liebe, Treue und durch ihre persönliche Anhänglichkeit, Mir ergeben waren.

Ich vergebe allen Meinen Feinden, auch denen, die durch hämische Reden, Schriften oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen, das Vertrauen Meines Volkes, Meines größten Schatzes (doch Gottlob nur selten mit Erfolg), Mir zu entziehen, bestrebt gewesen sind.

Berlin, den 1. December 1827.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

Mit dem Tode Friedrich Wilhelm III. bestieg dessen Sohn, Friedrich Wilhelm IV., den Thron seiner Väter. Nachdem die Landestrauer zu Berlin und überhaupt im ganzen preußischen Staate vorüber war, begab sich der Monarch nach Königsberg, um daselst die Huldigung zu empfangen, und von dort kehrte er nach Berlin zurück, wo er am 11. September 1840 eintraf. — Ueber die Empfangsfeierlichkeiten an diesem Tage meldet uns die Staatszeitung das Folgende:

Das Fest wurde durch die Witterung auf das Erfreulichste begünstigt. Die vorhergegangenen Tage hatten wenig erwarten lassen und selbst noch der Morgen war zweifelhaft; um Mittag lösten sich die Wolken und der Einzug selbst wurde durch lichte Sonnenblicke verherrlicht. Demnächst erlitt das Fest noch dadurch eine Abänderung, daß Se. Majestät zu befehlen geruht hatten, es solle, gleich wie es auch bei Allerhöchstihrem Einzuge in Königsberg der Fall gewesen, keine Chaine von der Infanterie gezogen werden. Es waren also nur die bürgerlichen Gewerke und Innungen, welche mit ihren festlichen Abzeichen das Spalier bildeten. Hierdurch behielt denn das Fest einen rein bürgerlichen und

Digitized by Google

städtiſchen Charakter. Außer einigen Kavallerie-Abtheilungen, welche zur polizeilichen Abſperrung der Paſſagen verwendet waren, (ſeit 12 Uhr ab waren alle Zugänge zu den Straßen, welche der Zug paſſirte, und von 1 Uhr ab die Straßen ſelbſt geſchloſſen) ſah man das hieſige Militair, übrigens ſämmtlich in der Parade-Uniform, nur bunt gemiſcht und vertheilt unter den Zuſchauern. Gegen 1 Uhr ſtellten die Corps der Gewerke ſich auf, den ganzen Raum vom Weichbilde auf der Frankfurter-Chauſſee bis zum königlichen Schloſſe, ungefähr eine halbe Meile lang, zu beiden Seiten ausfüllend. Es waren zwei und funfzig Gewerke, zuſammen über zehntauſend Mann; der Zuſchauer dagegen waren von den dreimalhunderttauſend Einwohnern der Hauptſtadt wenigſtens zwei Drittel verſammelt.

Ein großer Theil derſelben war bereits vor das Frankfurterthor hinaus und bis zu dem Dorfe Lichtenberg geſtrömt, wo Ihre Majeſtäten um 3½ Uhr anlangten und ein durch eine Deputation im Namen der Stadt offerirtes Dejeuner anzunehmen geruhten. Nach kurzem Aufenthalte ſetzten die ſehnlich Erwarteten den Weg nach der Stadt fort. Se. Majeſtät der König befanden ſich zu Pferde an der rechten Seite des Wagens, in welchem Ihre Majeſtät die Königin und die Oberhofmeiſterin Gräfin von Reede ſaßen. An der Gränze des ſtädtiſchen Weichbildes hatten auch die hier anweſenden Prinze des königlichen Hauſes, der Gouverneur und der Kommandant der hieſigen Reſidenz, ſo wie der Polizei-Präſident, die hohen Ankommenden begrüßt.

Se. Majeſtät hatten huldreichſt geſtattet, daß die Gewerke der Schlächter und der Brauer, ſo wie die Corporation der Kaufmannſchaft, die ſämmtlich zu Pferde waren, den Zug in die Stadt eröffneten. Das Frankfurterthor war auf überaus geſchmackvolle Weiſe in eine Ehrenpforte verwandelt, indem man die beiden obeliskenartigen Pfeiler deſſelben zu einem gothiſchen Bogen verbunden hatte, über deſſen Wölbung die Worte prangten: „Gott ſegne den König und die Königin!“ Der eine Pfeiler war mit der Statue und den Symbolen der Gerechtigkeit geziert und zeigte in verſchlungenen Kränzen die Worte: „Weiſe,“ „Gerecht,“ „Stark,“ während der andere Pfeiler die Statue und die Symbole der Charitas mit den Worten: „Fromm,“ „Mild“ und „Huldreich“ trug. Auf beiden vor dem Thor errichteten Tribünen befanden ſich die Kommunal-Beamten und die Stadtverordneten, zuſammen mehrere Hundert, in deren Mitte die hohen Herrſchaften anhielten. Es näherten ſich darauf der Oberbürgermeiſter Krausnick und drei Stadträthe, ſo wie der Stadtverordneten-Vorſteher Deſſelmann und drei Stadtverordnete, um Namens der Stadt die Freude über die glückliche Rückkehr Ihrer Majeſtäten durch einige Worte zu erkennen zu geben. Der Oberbürgermeiſter wandte ſich zunächſt an Se. Majeſtät, mit den Worten, die Stadt habe dem Wunſche nicht widerſtehen können, dem Könige, dem ſo eben ein Theil der Monarchie feierlich gehuldigt habe und dem der andere Theil auch bald innerhalb ihrer Mauern in dieſem Akte der unverbrüchlichen Unterthanen-Treue folgen würde, vor Allem ihre Liebe und Anhänglichkeit an den Tag zu legen. Se. Majeſtät erwiederten huldreichſt, nach der Erinnerung, etwa Folgendes:

„Meine Herren, Sie kommen mir mit ſo vieler Feſtlichkeit und Freundlichkeit entgegen. Ich vermag die Gefühle, die dieſer Empfang in mir erregt, kaum in Worte zu bringen. Sie wiſſen, wie abhold der Hochſelige König allem lauten und äußeren Gepränge war und wie er jegliche Veranlaſſung dazu ablehnte. Auch Ich bin kein Freund davon. Ich bin daher lange mit Mir darüber zu Rathe gegangen, wie ich mich in dieſem Falle zu verhalten hätte. Endlich bin ich aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich der Stadt und Bürgerſchaft mich nicht entziehen darf. Mein hochſeliger Vater, der viel, ſehr viel für das Land und die Stadt gethan, hatte ſich das Recht erworben, beſcheiden zu ſein. Er hatte es ſich durch die Fülle ſeiner Thaten errungen, ja erobert. Ich habe ein ſolches Recht noch nicht, und darum mochte ich der Stadt einen Feſttag nicht verſagen, den ſie ſich bereitet hatte. Ich habe noch nichts für Sie gethan. Soll ich daher dieſe Aeußerungen ſchon jetzt dankbar annehmen, ſo laſſen Sie



Digitized by Google

uns das Abkommen mit einander treffen, daß, wenn es mir einst unter Gottes Beistand gelingen wird, recht viel für das Land gethan zu haben, und ich kehre dann wieder einmal zu Ihnen zurück, Sie mich alsdann, — dieses Abkommen lassen Sie unter uns bestehen, — ganz still in diese Mauern einziehen lassen."

Die Schlußworte Sr. Majestät gaben dem Oberbürgermeister Veranlassung, ehrfurchtsvoll zu entgegnen: „In unsere Herzen werden Ew. Königl. Majestät stets mit lautem Jubel einziehen, und immer darin weilen!"

Man kann sich denken, welche Rührung, welche Theilnahme jene Worte der Erinnerung an den hingeschiedenen theuern Monarchen in allen Herzen fanden. Der Oberbürgermeister wandte sich darauf an Ihre Majestät die Königin, indem er die Freude der Hauptstadt zu erkennen gab, wiederum eine Mutter des Landes, die sie seit dreißig Jahren nicht gesehen und seitdem stets betrauert habe, in Allerhöchstderselben begrüßen und mit voller Seele verehren zu dürfen. Auch Ihre Majestät geruhten diese Anrede in huldreichster Weise mit einigen Worten zu erwiedern.

Unter dem lauten Jubelruf der Versammelten setzte sich nun der Zug durch das Thor in Bewegung. Ihren Majestäten, Allerhöchstwelchen die berittenen Corps voranzogen, folgten zunächst die Königl. Prinze und die Generalität, worauf sich sämmtliche Kommunal-Beamte und Stadtverordnete zu Fuß anschlossen. Die im Spalier vom Thore bis an das königliche Schloß aufgestellten Gewerke und die Schützengilde folgten sodann, und zwar immer, sobald der Zug bei ihnen vorübergekommen war. Ihre Majestäten schienen ergriffen von den überall unter den Einwohnern sich kundgebenden Gefühlen der Liebe und Verehrung. Sämmtliche Straßen, durch die der Zug ging, glichen einem großen Blumengarten; über die Straße fort waren schwere Laubgewinde mit Kronen und den Namenszügen des gefeierten Königspaars gespannt. In dem Augenblick, wo Ihre Majestäten vorüberzogen, wurden aus vielen Fenstern Fahnen geschwenkt, Blumen geworfen, die Damen wehten mit Tüchern und alles brach in einen rauschenden Jubelruf aus, welcher weder Glockengeläute, noch Musik, noch den Kanonendonner vernehmen ließ. Ihre Majestäten bewegten sich im Schritt vorwärts, häufig anhaltend, und schauten herablassend die Reihen der Gewerke entlang, ihre Embleme und Insignien betrachtend; eben so huldreich schauten Allerhöchstdieselben auch zu den Fenstern der Häuser empor und erwiederten auf das Leutseligste die Begrüßungen, welche die sichtbarste Liebe Ihnen überall darbrachte. Im königl. Schloß angelangt, traten Ihre Majestäten, so wie die Prinze des königlichen Hauses, auf den Balkon hinaus und geruhten, die durch das Portal einziehenden Gewerke in Allerhöchsten Augenschein zu nehmen.

Wir haben noch übrig, die Aufzüge der Gewerke und Innungen, welche einen wesentlichen Theil des bürgerlichen Festes ausmachten, einigermaßen zu charakterisiren, denn eine Beschreibung ist nicht möglich, da sogar schon beim Schauen die immer schaulustige Menge sich ermüdet fand. Diese Aufzüge boten einen Anblick der seltensten und erhabendsten Art dar, wie ihn nur eine so gewerb- und industriereiche Stadt, wie die unsrige, und nur eine so allgemeine Anhänglichkeit und Liebe zu Wege bringen konnten. Die berittenen Corps zeichneten sich auf das vortheilhafteste aus; sie waren uniformirt, die Schlächter braun mit Gold, die Brauer schwarz mit Silber, sämmtlich sehr wohl beritten nnd von trefflichen Musikchören begleitet. Die Kaufmannschaft erschien in schwarzen Civilkleidern und zeichnete sich außer ihrer Haltung und der gewählten Schönheit ihrer Pferde durch das vollkommen gleiche, völlig neue Riemzeug derselben aus. Nicht minder hatten aber die zu Fuß erscheinende Gewerke dafür gesorgt, sich festlich zu zeigen und die Augen der staunenden Menge auf sich zu ziehen, welche denn auch nicht unterließ, durch unwillkürliche Laute der Bewunderung die einen vor den anderen auszuzeichnen. Alle hatten in den herkömmlichen Farben und Zeichen ihre Fahnen, Paniere und Standarten, sie waren mit farbigen Schärpen und Abzeichen dekorirt und marschirten in geschlossenen Gliedern. Ueberdies trugen die Meisten die Erzeugnisse ihrer Arbeit in den sinnreichsten und kostbarsten Exemplaren und zugleich ihre Werkzeuge auf hochragenden, meistens mit

Digitized by Google

Bändern geſchmückten Stäben, auch wurden viele von Fahnenſchwenkern begleitet, welche, beſonders wo es Aufenthalt gab, die Zuſchauer beluſtigten, ihre bunten Fahnen hoch in die Luft werfend. Beſonderen Beifall fanden die Goldſchmiede durch die reiche Pracht der Kunſtwerke in den edlen Metallen, welche ſie vor ſich hertrugen; die Klempner dagegen führten einen geharniſchten Ritter, auf einem gleichfalls geharniſchten Streitroß reitend einher, ihm folgten zwei andere zu Fuß; die Stellmacher führten unter anderen Werken ihrer Hand auch das allerliebſte Modell einer ganzen Schnellpoſt, die Zimmerleute, welche ſo wie die Maurer ſich durch einige bärtige Reihen noch mehr Anſehen verſchafften, trugen in reicher Zahl die erbaulichſten Gegenſtände, ganze Thürme und eine Menge der komplizirteſten und ſinnreichſten Dachgeſtühle; dagegen hatten die Tiſchler für den ſämmtlichen Hausrath geſorgt; keiner ihrer Meiſter, ihrer Geſellen und Lehrlinge war in ihrem langen Zuge, der nicht auf ſeinem Stabe irgend ein zierliches Möbel oder Geräth, von der Wiege bis zum Sarge, den Beſchauern dargeboten hätte. Für den Lebensunterhalt hatten die Bäcker, die Pfefferküchler u. ſ. w. in ihren Emblemen das Ihrige gethan; die Letzteren hatten auf ihrer Fahne den berliniſchen Bären abgebildet, dem ein ſüßduftender Bienenſtock Appetit gemacht hat. Die Drechsler ſtellten unter anderen ein ganzes Schachſpiel in ſeinen einzelnen Figuren auf ihren Stäben dar. Viel Aufſehen erregten die Fiſcher mit einem mährchenhaft erſcheinendem, koloſſalem Fangnetz von zierlichſter Arbeit in grüner Seide, mit vergoldeten Schwimmhölzern geſchmückt. Auch die Glaſer blieben nicht zurück; ihr zahlreiches, ſtattlich erſcheinendes Gewerk prangte mit vielen kunſtreichen Arbeiten, einer Sonne, einem Stern, mehreren Wappen u. ſ. w. Durch ſchöne Fahnen wurden noch die Seidenwirker ein Gegenſtand der Bewunderung und die Buchbinder trugen ein purpurrothes durch reichen Golddruck verziertes Panier vor ſich her. Es iſt unmöglich, hier den langen Zug, der bis in die Dämmerung hinein und bis zum Beginn der Illumination dauerte, in ſeinen Einzelnheiten zu verfolgen. Der Eindruck ſo viel aufgebotenen Kunſtfleißes und einer ſo großen, von innen herſtammenden Uebereinſtimmung war ein erhabener und rührender, wie ihn kein noch ſo großes Feſtgepränge hätte hervorbringen können. Alle kamen und wollten ſich ihrem Fürſten zeigen und Alle trennten ſich, glücklich in dem Gefühl, von ihm geſehen und bemerkt zu ſein. Unter den Zuſchauern herrſchte eine Haltung, Stille und Ehrerbietigkeit, welche keine Folge von polizeilichen Maßregeln war; ſelbſt der Jubelruf war nur ein beſcheidener, aber ſo tauſendfach erſchallend um ſo erhebender. Seinen König begrüßend erfreute ſich das Volk am Volk.

Die Illumination war eigentlich keine auffallende zu nennen, aber ſie war um ſo allgemeiner und gleichmäßiger, und gerade ſo entſprach ſie dem ſchönen Charakter des Feſtes um ſo beſſer. Die Stadt hatte das Berliner, ſo wie das Köllniſche Rathhaus erleuchtet. die lange Brücke, die Königsbrücke und die Siegesgöttin auf dem Brandenburgerthor. Alle Straßen waren lampenhell und da, wo man ein dunkles Gebäude entdeckte, war es ein Königliches. Durch die erleuchteten Straßen bewegten ſich unabſehbare Wagenzüge in mehrfachen Reihen hin; unermeßlich aber war die vergnügte, ſtille Volksmenge, welche, alle Stände untermiſcht, langſam und obwohl auf das Dichteſte geſchaart, dennoch ohne alle Störung der Ordnung luſtwandelte.

Soviel über die Einzugsfeierlichkeiten des Königs in die Reſidenzſtadt, am 21. November 1840. Doch ſollten die Einwohner Berlin's bald ein wo möglich noch größeres und anſprechenderes Feſt, nämlich das der Huldigung begehen, welches am 15. October zugleich mit dem Geburtstage Friedrich Wilhelm IV. gefeiert ward.

Am Vorabend dieſes Tages wurde im Opernhauſe die erſte Vorſtellung der Auberſchen Oper „der Feen-See" gegeben. Die Billets waren auf Befehl Sr. Majeſtät von dem Miniſter von Rochow zunächſt an die Huldigungs-Deputirte und an Fremde vertheilt worden. Die Verſammlung war höchſt glänzend. Alle Logen, ſelbſt die des dritten Ranges, waren ganz mit Landſtänden in ihren Uniformen gefüllt. Der große

Digitized by Google

Konzertſaal des Opernhauſes, früher zu demſelben Zweck gebraucht, aber ſeit längerer Zeit als Decorations-Malerſaal dienend, war höchſt elegant und wahrhaft prachtvoll gemalt worden und öffnete ſich an der großen königlichen Loge. Ihre Majeſtäten der König und die Königin traten um halb 7 Uhr in die Loge und wurden vom Orcheſter und dem hinter dem Vorhange aufgeſtellten Trompeter-Corps des Garde-Dragoner-Regiments mit dreimaligem Tuſch empfangen, worauf das aufgeſtandene Publikum Allerhöchſtdieſelben mit neunmaligem Lebehoch begrüßte.

Die Oper war mit überraſchender Pracht in Scene geſetzt, und namentlich der Aufzug der heiligen drei Könige in Köln, dem ſich alle Innungen und Gewerke mit ihren Fahnen und Inſignien anſchloſſen, das Reichſte und Großartigſte, was man in dieſer Beziehung ſehen kann. — Se. Majeſtät der König verließen das Theater gegen 8 Uhr, und Ihre Majeſtät die Königin gegen halb 10 Uhr.

Auch im Königſtädtiſchen Theater war zur Vorfeier der Huldigung eine neue Oper, „Herzog von Riva oder die Zigeunerin," in Scene geſetzt und feſtlich ausgeſtattet worden.

Nach dem Theater fand ein glänzender Fackelzug der Handelsgehülfen ſtatt, welchen Se. Majeſtät anzunehmen geruhten. Etwa 600 Fackeln bewegten ſich von der Artillerie-Kaſerne aus nach dem Schloßplatze. Während ein Muſik-Chor „Heil Dir im Siegerkranz" ſpielte, hatte eine Deputation die Ehre, Ihren Majeſtäten dem Könige und der Königin ihre Ehrfurcht bezeigen zu dürfen.

Ueber die Feier der Huldigung ſelbſt erfahren wir durch die preuß. Staatszeitung das Folgende:

Den Eindruck zu beſchreiben, welchen jener Anblick eines vor den Stufen des Thrones verſammelten Volkes machte, verſammelt, um ſeinem geliebten König und Herrn nun die Gelübde der Treue darzubringen, an einem der ſchönſten Plätze Europas, dies würde der Schilderung einen großen und dankbaren Stoff darbieten — wenn heute überhaupt davon die Rede ſein könnte. Alles, was ſinnlich ins Auge fiel, der ganze feſtliche Prunk, Aufzüge, Fahnen, Kanonendonner, Alles verſchwindet gegen den Inhalt der Worte, welche aus dem Munde Sr. Majeſtät geſprochen, nunmehr in den Herzen Aller fortleben, welche ſie vernahmen, und raſch nach allen Gränzen des Landes, und darüber hinaus, forttönen werden.

Se. Majeſtät hatten Sich unter den Augen der harrenden Menge in feierlichem Zuge die große Freitreppe hinunter über den Platz nach der Kirche begeben, woſelbſt an Sie die Huldigungs-Anrede der evangeliſchen Geiſtlichkeit von dem erſten, evangeliſchen Biſchof Dr. Eylert gehalten und mit dem von allen anweſenden Geiſtlichen wiederholten Amen geſchloſſen worden war. Sie hatten Sich in demſelben Zuge und auf demſelben Wege in das Schloß zurückbegeben. In dem Ritterſaale hatten Se. Majeſtät zunächſt die Abgeordneten der katholiſchen Geiſtlichkeit vor ſich gelaſſen, den Biſchof von Paderborn, Freiherrn von Ledebur, an ihrer Spitze. Nachdem die Huldigungs-Anrede gehalten worden war, hatten die ehemals reichsſtändiſchen Fürſten und Grafen, auf die von Sr. Majeſtät in huldreichen Worten gegebene Veranlaſſung, durch einfachen Handſchlag die Huldigung geleiſtet. Ihr war die Eidesleiſtung der ſchleſiſchen Fürſten und Standesherren gefolgt. Se. Majeſtät hatten ſich darauf unter Vortragung der Reichs-Inſignien, des Kurhutes und Kurſchwertes durch die Bilder-Gallerie nach dem weißen Saal begeben. Hier auf einem Balkon befanden Sich bereits Ihre Majeſtäten die Königin; die Ritterſchaft ſtand in ihren Schranken. Se. Majeſtät ließen ſich auf den Thron nieder; die Prinze des königlichen Hauſes umgaben ihn. Der Staats-Miniſter von Rochow begann die nachſtehende Anrede an die Stände:

Der König, unſer Allergnädigſter Herr, hat Sie, die Ritterſchaft Seiner deutſchen Staaten, entboten, daß Sie nach altem Recht und alter Ehre den Eid der Treue, den Sie in Ihrem Herzen gelobt und mit der Hand ſchon gezeichnet haben, nun auch mit dem Munde noch bekräftigen.

In dieſem feierlichen Akte erfüllen Sie nicht bloß eine Pflicht, indem Sie zugleich ein Recht üben, ſondern

Digitized by Google

Sie vollziehen auch recht eigentlich eine Handlung Ihres eigenthümlichen Berufes.

Eingewachsen mit den festen Wurzeln des Beſitzes in den Boden des Vaterlandes, deſſen Geſchicke zu theilen Sie ſich nicht entziehen können, ſind Sie vorzugsweiſe und gleichſam von der Natur ſelbſt angewieſen auf feſten Sinn und beharrlichen Muth, auf Bewahrung von altem, gutem Recht, Sitte und Ehre, auf den Schutz und die Vertheidigung des Beſtandes und auf anhängliche Liebe und Hingebung an das Vaterland und an den Landesherrn. Die Treue iſt Ihr Beruf, die Freiwilligkeit eines edlen Gehorſams iſt Ihr Amt, und das Gelübde jener Treue und dieſes Gehorſams iſt Ihre Ehre und Ihr Recht.

Dieſes Recht üben Sie heute wieder nach langem Zeitraume, den Gott, wie durch ſchwere Prüfungen bezeichnet, ſo durch großen Segen verherrlicht hat. Sie üben es mit theuren Erinnerungen, mit ſicheren Hoffnungen, ja mit der feſten Zuverſicht, daß, welchen Weg uns zu führen es dem Lenker aller menſchlichen Geſchicke gefallen wird, dennoch Sein Segen nicht fehlen werde der Treue eines guten Volkes und der Vaterliebe eines edlen Königs, auf welchem die Verheißung ruhet: „auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebeſt auf Erden."

Der Dom Dechant des alten Hochſtiftes Brandenburg von Erxleben verließ hierauf in ſeinem geiſtlichen Ornate die Schranken und ſprach:

Innig und tief erſchüttert ſtanden wir vor vier Monaten hier am Sarge unſeres heißgeliebten Landesvaters, des in Gott ruhenden Allerdurchlauchtigſten Großmächtigſten Königs und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm III.; unauslöſchbar wird ſein Andenken in jedes Preußen Bruſt fortleben, und dankbar die Mit- und Nachwelt ſeinen Namen nennen.

Er hat Seinem Lande der Wohlthaten unzählige zurückgelaſſen, aber die größeſte aller iſt, daß Er in Seinem vielgeliebten Herrn Sohn, unſerm jetzt regierenden, Allerdurchlauchtigſten Großmächtigſten König und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm IV., uns einen Nachfolger auf Seinen erhabenen Thron gegeben hat, der reich an ſeltenen Geiſtes- und Herzensgaben die Bürgſchaft giebt, daß wir unter Seinem mächtigen Scepter die Wohlfahrt fortgenießen werden, die uns die weiſe Regierung unſeres Hochſeligen Königs Majeſtät bereitet hat.

So ſtehen wir denn hier, die Stände der Ritterſchaft vieler Provinzen Eurer Königlichen Majeſtät großen Reiches, keiner iſt unter ihnen, ich darf es ſicher ausſprechen, der nicht mit wahrer Preußen-Treue bereit iſt, heut Eurer Königlichen Majeſtät mit dem feierlichen Eide die Treue zu geloben, wovon Preußens Wahlſpruch: Mit Gott für König und Vaterland, oft Proben beſtanden hat.

Geruhen Eure Königliche Majeſtät nicht nur die Huldigung unſeres Mundes, ſondern die wahre Huldigung unſerer Herzen gnädig aufzunehmen, und möge der Allmächtige Gott unſere Gebete erhören, die zu ihm emporſteigen für die Wohlfahrt Eurer Königlichen Majeſtät geheiligte Perſon, für Ihre Majeſtät die Königin und das ganze hohe Königliche Haus.

Der Staats-Miniſter von Rochow forderte hierauf zur Eidesleiſtung auf. Jetzt, meine theueren Mitſtände, ſprach er, iſt der erhebende Augenblick gekommen, wo wir in althergebrachter Weiſe den Eid unſerer Treue ablegen wollen; und als nun der Geh. Ober-Regierungs-Rath Mathis die Verleſung der Vorhaltung begann, da erhoben Sich Se. Majeſtät der König und richteten an die Stände die Worte:

Es war früher Herkommen, daß die Stände der Teutſchen Lande ihre Erbhuldigung nicht eher leiſteten, als bis die Huldigungs-Aſſekuranzen eingegangen waren. Ich will Mich gleichſam dieſer Sitte anſchließen. Ich weiß zwar, und Ich bekenne es, daß Ich meine Krone von Gott allein habe, und daß es Mir wohl anſteht zu ſprechen: Wehe dem, der ſie anrührt! — Aber Ich weiß auch und bekenne es vor Ihnen Allen, daß Ich Meine Krone zu Lehn trage von dem Allerhöchſten Herrn, und daß Ich Ihm Rechenſchaft ſchuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde Meiner Regierung. Wer Gewährleiſtung für die Zukunft verlangt, dem gebe Ich dieſe Worte. Eine beſſere Gewährleiſtung kann

Digitized by Google

weder Ich, noch irgend ein Menſch auf Erden geben. — Sie wiegt ſchwerer und bindet feſter als alle Krönungs-Eide, als alle Verſicherungen auf Erz und Pergament verzeichnet, denn ſie ſtrömt aus dem Leben und wurzelt im Glauben. — Wem von Ihnen nun der Sinn nicht nach einer ſogenannten glorreichen Regierung ſteht, die mit Geſchützesdonner und Poſaunenton die Nachwelt ruhmvoll erfüllt, ſondern wer ſich begnügen laſſen will, mit einer einfachen, väterlichen, echt Deutſchen und chriſtlichen Regierung, der faſſe Vertrauen zu Mir, und vertraue Gott mit mir, daß Er die Gelübde, die Ich täglich vor Ihm ablege, ſegnen und für unſer theures Vaterland erſprießlich und ſegensreich machen werde!

Der Eindruck, den die Königlichen Worte auf die Herzen der Stände gemacht, gab ſich kund durch ein ſtürmiſches, kaum zu ſtillendes Lebehoch, welches durch die Kanonenſalven begleitet ward und dem ſich nun das einem rauſchenden Strome vergleichbare Nachſprechen des Eides anſchloß. Kaum war das Amen ausgeſprochen, als die Verſammlung aufs neue in ein enthuſiaſtiſches Lebehoch ausbrach, das erſt verhallte, nachdem Se. Majeſtät den Saal verlaſſen.

Se. Majeſtät der König, in den Ritterſaal zurückgekehrt, nahmen die Huldigungs-Anrede der Abgeordneten der Univerſitäten an. Während dieſer Zeit waren die Stände der Ritterſchaft in die für ſie auf dem Huldigungs-Platze errichteten Schranken gezogen und nunmehr vor den Abgeordneten aller Stände, vor der verſammelten Bürgerſchaft, vor der großen Maſſe des verſammelten Volkes begann die Haupthandlung.

Se. Majeſtät hatten Sich, bei'm Heraustritt durch donnernden Zuruf begrüßt, auf die vor dem Schloß erbaute Königliche Tribüne begeben, und daſelbſt den Thron eingenommen. Um denſelben waren bereits die Reichs-Inſignien niedergelegt worden, die Erbämter hatten ſich zu beiden Seiten auf den Stufen der Freitreppe aufgeſtellt. Der Staats-Miniſter von Rochow eröffnete die Feierlichkeit, auf dem Podeſt, an den Stufen des Thrones ſtehend, durch nachfolgende Rede:

Der König, unſer Allergnädigſter Herr, tritt heraus, um auch von Ihnen, den ehrenwerthen Abgeordneten der Städte und der Land-Gemeinden, ſo wie von Ihnen, den Bürgern dieſer guten Stadt, den Schwur der männlichen Treue zu empfangen, den Sie dem verewigten Monarchen geleiſtet und gehalten haben.

So erblickt denn der König Sich in der Mitte aller Stände Seiner Deutſchen Staaten, umgeben von Seinem Volke, von Seinen Kindern.

Ja, Sie wiſſen es ſchon, wie Sie hier in Einem Raum: verſammelt ſind, Sie, die Söhne vieler Provinzen, die Vertreter der weiten Länderſtrecke von der Moſel bis zur Weichſel; ſo ſind Sie auch verſammelt in Seinem Königlichen, in Seinem landesväterlichen Herzen.

Denn es iſt nicht bloß die Erbſchaft der Krone, die der König angetreten, es iſt auch die ſchönere Erbſchaft jenes väterlichen Regimentes, jener fürſorglichen Liebe, welche die Regenten aus dem Hauſe Hohenzollern ſeit Jahrhunderten Ihren Völkern zugewendet und wodurch Sie gewußt haben, die mannigfaltige Eigenthümlichkeit ſo verſchiedener Länder und Stämme zu jener einmüthigen Geſammtheit zu verbinden, die der Ruhm unſeres gemeinſchaftlichen Vaterlandes und die Bürgſchaft ſeines Beſtandes iſt.

So, aus vielen Bächen und Flüſſen zuſammengeſchwollen, rollt der Königliche Strom ſeine mächtigen und ruhigen Wellen befruchtend und ſegnend durch die Ebene der Zeit, und an ſeinem wirthbaren Geſtade wohnen der Fleiß und die Rüſtigkeit und der Wohlſtand, und die Einſicht und die Ehre, und die Tapferkeit und die Treue.

Das wiſſen Sie, das fühlen Sie, und, wie geſondert untereinander Sie auch erſcheinen in Heimath, Vorzeit, Sitten, in den Gaben der Natur und in den Beſchäftigungen des Lebens, ja in der Mundart ſelbſt; in dieſem Gefühle ſind Sie einig und eins, und in dieſem einigen Gefühle werden Ihre Herzen das Gelübde thun, welches auch Ihr Mund abzulegen jetzt berufen iſt, und welches Sie, die treuen Bürger dieſer Reſidenz, gewiß an eben dieſer Stelle vor wenigen Monaten im Stillen ſchon geleiſtet haben, als der ehrwürdige König, der nun fortlebt in dem Erben Seines

Digitized by Google

Thrones, ſchmerzlich von Ihnen beweint, Seinen letzten Eingang hielt in jene heiligen Räume.

Der Oberbürgermeiſter Krausnick ſtieg einige Stufen der Freitreppe hinauf, und beantwortete von dort aus die Rede in nachſtehender Weiſe.

„Allerdurchlauchtigſter, Allergnädigſter König!

Ew. Königliche Majeſtät ſehen Sich hier umgeben von der geſammten Bürgerſchaft Ihrer getreuen Stadt Berlin, umgeben von den Stellvertretern aller anderen getreuen Stadt- und Landgemeinden Ihrer geſammten Deutſchen Lande.

Mit Deutſchem, d. h. mit treuem, redlichen, wahrhaften Sinn, wie ſolcher jedoch nicht ihnen allein, nein, wie er allen, allen Unterthanen unſeres Preußiſchen Vaterlandes zu eigen iſt, ſind ſie vor den Thron Eurer Majeſtät getreten, um an dieſem feierlichen Tage in dem Angeſicht des Allerhöchſten zu ihm empor das Gelübde der treueſten, unverbrüchlichſten Hingebung an König und Vaterland zu leiſten.

Der König, den wir verehrten und liebten, der faſt ein halbes Jahrhundert hindurch das Glück und der Stolz ſeines Volkes, der allen Königen ein Vorbild echter Königlichen Tugenden, der Frömmigkeit, Weisheit, Milde, Gerechtigkeit war, dem ſein Land, dem Deutſchland, dem ganz Europa der Wohlthaten ſo viele verdankt, er iſt, tief und innig betrauert, von uns geſchieden.

Aber, er hat uns nicht verwaiſet zurückgelaſſen; denn er ließ uns einen neuen, einen ihm gleichtreuen Vater, — einen Vater zurück, der, von dem erſten Augenblicke ſeines Königlichen Waltens an, uns, ſeine Kinder, wie ja ein Vater gegen ſeine Kinder ſo gern thut, — mit der hingebendſten, wahrhafteſten väterlichen Liebe umfaßt hat, und von dem wir wiſſen, und zu dem wir feſt vertrauen, daß er bis zu dem letzten Augenblicke ſeines hohen Königlichen Berufes, den Gott die Kinder unſerer Kinder aber dereinſt erſt ſpät erleben laſſen mögen, uns mit gleicher landesväterlicher Geſinnung umfaſſen wird.

Ihm, unſerem neuen Vater, wollen wir heute das Gelübde der reinſten Unterthanen-Liebe, der treueſten Anhänglichkeit und Ehrfurcht, des unwandelbarſten Gehorſams zu Füßen legen, heute, an dem Tage, der Ihn uns einſt, zu der Seinen und des Vaterlandes Freude, zu unſerem und der Unſeren Heil geboren werden ſah.

Ja, — Eure Majeſtät, dieſelbe Liebe, Treue und Hingebung, welche wir unſerem früheren Königlichen Herrn durch alle Verhältniſſe hindurch treu bewahrt haben, wir haben ſie Alle, Alle, ſo viel Unſerer hier am Orte perſönlich, und ſo viel ihrer durch uns, ihre Stellvertreter, hier gegenwärtig ſind, ganz und ungetheilt auf Eure Majeſtät, unſeren nunmehrigen, gnädigſten Herrn, übertragen, und werden ſie durch alle Zeit treu wahren und halten! Mag Freude, oder auch, was Gott verhüte, mag Leid über uns kommen, wir halten aus in dieſer Liebe und Treue! — wir halten aus darin bis zu dem letzten Hauche unſeres Lebens! — ſie kann, ſie wird, ſie ſoll nur mit uns ſelbſt enden!

Eure Majeſtät haben vor wenigen Wochen bei gleicher feierlicher Gelegenheit unſeren theueren Mitunterthanen in jener alten Königsſtadt am Strande der Oſtſee verheißen,

„ein gerechter Richter, ein treuer, ſorgfältiger, barmherziger Fürſt, ein chriſtlicher König zu ſein,"

wie Allerhöchſtderen, in Glück und Unglück hoch bewährter, unvergeßlicher Königlicher Vater uns geweſen; — wohlan! wir wiſſen, daß dieſe Verheißung auch uns, die wir heute von jenſeits des Rheins bis hin zur Oſtſee hier verſammelt ſind, daß ſie allen getreuen Unterthanen Eurer Majeſtät mit gegeben wurde, — und wir preiſen deshalb uns, wir preiſen das ganze Vaterland darob glücklich! Denn feſt iſt die Wohlfahrt jedes Landes und dauernd iſt ſie gegründet, wo ſolche hohe Königliche Eigenſchaften den Thron einnehmen; — da iſt, — da bleibt unangetaſtet, unwandelbar die Einheit an Fürſt und Volk, an Haupt und Gliedern, die, — ſo haben Eurer Majeſtät Allerhöchſtſelbſt das Zeugniß uns gegeben — bei uns beſteht; — da ſtreben alle Stände nur nach dem Einen, von Eurer Majeſtät uns bezeichnetem Ziele, dem allgemeinen Wohl; — und da flehen auch Alle, daß die Segnungen des Frie-

dens, „den uns einſt im Schweiße ſeines Angeſichts ein treuer Vater errungen hatte," auch fort und fort erhalten und ſorgſam gepflegt werden; — da ſind aber auch Alle Gut und Blut zu opfern ſtets bereit, wo es gilt, das Errungene zu wahren, und König und Vaterland gegen Andrang von Außen und gegen Sturm zu umſtehen!

Ja! Allergnädigſter König und Herr! — ſo ſtehen wir hier, und geloben dies und damit unwandelbare, unverbrüchliche Treue, Liebe und Hingebung an König und Vaterland zu Gott empor, und werden dies Gelöbniß mit unſerm Gut und Blut wahren und halten, ſo wahr uns Gott helfe!

„Dies wollen wir jetzt eidlich bekräftigen!"

Jetzt ſollte die der Eidesleiſtung vorangehende Vorhaltung geleſen werden; da erhoben ſich Se. Majeſtät, traten bis an den Rand der Freitreppe vor und ſprachen von hier aus mit einer Kraft und Klarheit der Stimme, welche ſie mindeſtens zwanzig Tauſenden der Anweſenden vernehmen ließ, die nachfolgenden Worte, von denen ſelbſt ſolchen, die bei der weiten Entfernung zu hören außer Stande waren, durch die kraftvolle Lebendigkeit, mit welcher Se. Majeſtät ſprachen, ein Eindruck wurde:

„Im feierlichſten Augenblicke der Erbhuldigung Meiner Deutſchen Lande, der edelſten Stämme des edelſten Volkes, und eingedenk der unausſprechlichen Stunde zu Königsberg, die ſich jetzt wiederholt, rufe Ich zu Gott dem Herrn, Er wolle mit Seinem allmächtigen Amen die Gelübde bekräftigen, die eben erſchollen ſind, die jetzt erſchallen werden, die Gelübde, die Ich zu Königsberg geſprochen, die Ich hier beſtätige. — Ich gelobe, Mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menſchen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfniſſe Meiner Völker und Meiner Zeit gilt; mit geſchloſſenen Augen, wenn es Gerechtigkeit gilt. Ich will, ſo weit Meine Macht und Mein Wille reichen, Friede halten zu Meiner Zeit — wahrhaftig und mit allen Kräften das edle Streben der hohen Mächte unterſtützen, die ſeit einem Viertel-Jahrhundert die treuen Wächter über den Frieden Europa's ſind. Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu ſichern, auf welche es die göttliche Vorſehung durch eine Geſchichte ohne Beiſpiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden iſt für die Sicherheit und die Rechte Deutſchlands. In allen Stücken will Ich ſo regieren, daß man in Mir den ächten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen ſoll, deren Andenken von Geſchlecht zu Geſchlecht im Segen bleiben wird. Aber die Wege der Könige ſind thränenreich und thränenwerth, wenn Herz und Geiſt ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen. Darum, in der Begeiſterung Meiner Liebe zu Meinem herrlichen Vaterlande, zu Meinem in Waffen, in Freiheit und in Gehorſam gebornen Volke richte Ich an Sie, Meine Herren, in dieſer ernſten Stunde eine ernſte Frage! Können Sie, wie Ich hoffe, ſo antworten Sie Mir, im eigenen Namen, im Namen derer, die Sie entſendet haben! Ritter! Bürger! Landleute! und von den hier unzählig Geſchaarten Alle! die Meine Stimme vernehmen können — Ich frage Sie: wollen Sie mit Herz und Geiſt, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutſchen, in der heiligeren Liebe der Chriſten Mir helfen und beiſtehen, Preußen zu erhalten, wie es iſt, wie Ich es ſo eben, der Wahrheit entſprechend, bezeichnete, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen ſoll? Wollen Sie Mir helfen und beiſtehen, die Eigenſchaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit ſeinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde geſellt iſt? — nämlich: Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärts-Schreiten in Alters-Weisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft? Wollen Sie in dieſem Streben Mich nicht laſſen noch verſäumen, ſondern treu mit Mir ausharren durch gute wie durch böſe Tage — O! dann antworten Sie Mir mit dem klaren, ſchönſten Laute der Mutterſprache, antworten Sie mir ein ehrenfeſtes Ja! —

Die Feier des Tages iſt wichtig für den Staat und die Welt — Ihr Ja aber war für Mich — das iſt Mein eigen — das laß' Ich nicht — das verbindet uns unauflöslich in gegenſeitiger Liebe und Treue. —

Digitized by Google

das giebt Muth, Kraft, Getrostheit, das werde Ich in Meiner Sterbestunde nicht vergessen! — Ich will Meine Gelübde, wie Ich sie hier und zu Königsberg ausgesprochen habe, halten, so Gott Mir hilft. Zum Zeugniß hebe ich Meine Rechte zum Himmel empor! — — Vollenden Sie nun die hohe Feier! — — Und der befruchtende Segen Gottes ruhe auf dieser Stunde!"

Der Eindruck dieser Worte braucht und kann nicht geschildert werden. Unerwähnt aber darf nicht bleiben, daß der strömende Regen zwar den Glanz des Tages gemindert, seine Bedeutung aber nur noch gehoben hatte. Es setzte eine so begeisterte Stimmung voraus, als sie die ganze Versammlung belebte, um die äußere Störung in keiner Weise empfinden zu lassen.

Hierauf folgte die Vereidigung durch den Geheimen Ober-Regierungsrath Mathis, und der Eid, von gegen 20,000 Menschen gesprochen, tönte weit hin, nicht bloß wie aus Einem Munde, sondern auch dem Ausdrucke nach wie aus Einem Herzen und aus Einem Sinne. Nach dem sich immer und immer erneuernden Lebehoch, das Sr. Majestät und hierauf auch Ihre Majestät der Königin gebracht wurde, wurde unter Kanonendonner und Glockengeläut von allen Anwesenden, einer Versammlung von, lediglich den Lustgarten gerechnet, 50 bis 60,000 Menschen, das Lied „Nun danket alle Gott" gesungen.

Die Erinnerung an diesen Tag wird fortleben und fortwirken.

Auch die Armen Berlins wurden am Tage der Huldigung reichlich bedacht. Durch die Sorgfalt der Kommunal-Behörden war allen Almosen-Empfängern, Hospitaliten und Waisenkindern entweder eine Gratification in baarem Gelde oder eine festliche Speisung zu Theil geworden. In einigen Instituten war dies bereits am Vorabende des Festes geschehen. Am 14. Oktober wurden auch die erblindeten Krieger aus den Feldzügen von 1813 — 15 von Madame Amalie Beer, welche diesen frommen Brauch am Geburtstage des Königs schon seit fünf und zwanzig Jahren übt, im Kemperschen Locale bewirthet. Schul-Feierlichkeiten und Feste ähnlicher Art fanden in den meisten Lehr-Anstalten der Hauptstadt schon am 14. Oktober statt, da der Geburtstag Sr. Majestät selbst ganz und gar der Huldigung geweiht war, weshalb auch an diesem Tage, wie an Sonn- und Festtagen, fast sämmtliche Läden, Verkaufs-Lokale und Werkstätten geschlossen waren.

Die Illumination am Abende war ungeachtet des Regenwetters, das jedoch gegen 9 Uhr nachließ und dem heitersten durch Mondschein erhellten Himmel Platz machte, eine der glänzendsten, die wir seit vielen Jahren hier gesehen haben. Ihre Majestäten, der König und die Königin, so wie ein Theil des Königl. Hofes, fuhren durch einen großen Theil der vom wogenden Volke belebten Straßen und wurden überall von dem freudigen Zuruf: „Es lebe der König und die Königin!" begrüßt. Mit am effektreichsten waren einige Königl. Gebäude beleuchtet, da das Fest, welches heute gefeiert wurde, ein gegenseitiges war: nämlich ein solches, das der König Seinem Lande und zugleich das Land seinem Könige gab. Ganz besonders zeichneten sich in dieser Beziehung das Zeughaus, das Schauspielhaus, die königliche Bibliothek, die neue Wache, die Hotels der königlichen Staats-Minister und viele andere Gebäude aus. Am Akademie-Gebäude befand sich eine sehr schön ausgeführte Gruppe von Transparents, aus fünf Tableaus bestehend; in der Mitte eine kolossale sitzende Gestalt, welche die Poesie und Kunst vorstellte, daneben zur Rechten und Linken in kleineren Dimensionen allegorische Darstellungen der einzelnen Künste und Haupt-Wissenschaften, paarweise nach ihrer inneren Verwandtschaft zusammengefaßt, nämlich: Philosophie und Historie, Physik und Mathematik, Malerei und Skulptur, Musik und Baukunst. Unter diesen Transparents waren in Nischen mit purpurnem Hintergrunde vier hell beleuchtete Statuen aufgestellt, deren Umrisse durch die rothe Folie trefflich hervorgehoben wurden. Eine ähnliche Aufstellung von Statuen mit magischer Beleuchtung fand auch in der Säulenhalle des Museums statt, wo sie einen überaus schönen Eindruck machte. Der eingezäunte Platz, auf welchem das Denkmal Friedrich's des Großen zu stehen kommt, war durch Flambeaus erleuchtet; eben so waren die Schloßbrücke mit ihren



Digitized by Google

für die Huldigung eingerichteten geschmackvollen Verzierungen, die lange Brücke mit der Statue des großen Kurfürsten, die Statuen Blücher's, Bülow's und Scharnhorst's und die der Helden des siebenjährigen Krieges auf dem Wilhelmsplatze festlich beleuchtet. Auch mehrere Thore der Stadt zeichneten sich durch ihre Illumination aus: so namentlich das Brandenburgerthor, auf welchem wieder die Victoria mit dem Siegeswagen durch ein Licht, welches eben nur das plastische Kunstwerk traf, alles Uebrige aber unbeleuchtet ließ, einen magischen Effekt machte. Am Halliſchenthore hatte die Gas-Erleuchtungs-Compagnie ein großes Tableau aufgestellt, das, obgleich die Witterung nur eine theilweise Erhellung desſelben gestattete, doch in weitleuchtenden Gasflammen die Initalien F. W. R., einen preußischen Adler, vier flammende und bewegliche Feuerräder und die Worte „God save the King, and Queen!“ zeigte. Während dies an dem einen Ende der großen Friedrichsstraße einen Theil derſelben tageshell machte, stiegen am entgegengesetzten Ende derſelben, nämlich vom Obelisken des Oranienburgerthores, Leuchtkugeln in die Höhe, was zusammen der langen Straße, wenn man sich im Mittelpunkte derſelben befand, ein überaus festliches und imposantes Ansehen gab. Nicht minder waren auch viele Hotels und Privathäuser, namentlich in der Wilhelmsstraße, glänzend erleuchtet. Viele schöne und passende Transparents waren in mehreren Gegenden angebracht, worunter als besonders sinnreich die an dem Lokale der „Gesellschaft der Freunde“ (neue Friedrichsstraße Nr. 35) zu bezeichnen, wo sämmtliche preußische Regenten seit dem Großen Kurfürsten und zwar in solchen Momenten dargestellt waren, die als ruhmwürdige Beispiele ihrer Humanität und religiösen Duldung gelten können.

Im Königsstädtischen Theater wurde bei festlich beleuchtetem Hauſe zur Feier dieſes Tages ein von Karl Töpfer gedichtetes Festſpiel mit Gesang „Preußens funfzehnter Oktober,“ gegeben, auf welches eine Fest-Ouvertüre von F. Ries und die Vorstellung des beliebten Stückes „das bemooste Haupt“ von Benedix folgte. Auch an dieſem Abend war das Haus zahlreich besucht, wenn auch nicht so gefüllt als am vorigen, da die glänzende Illumination der Stadt Viele vom Theater abzog. Das Festſpiel war einfach und gemüthlich, dem Charakter des preußiſchen Volks entſprechend, und fand daher auch lebhaften Anklang, beſonders der erhebende Schluß mit dem Volksgesange, dem von dem Dichter ein anderer Text untergelegt war; auch das von Herrn Oberhoffer sehr schön gesungene Lied über die Bedeutung der preußiſchen Farben wurde mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen.

Am 17. October Vormittags um 11 Uhr hatte eine Deputation der Stadt die Ehre, Ihren Majeſtäten, um der Huldigung zugleich noch ein äußeres Zeichen hinzuzufügen, koſtbare Weihgeſchenke im Namen der Stadt Berlin zu überreichen. Dieſelben beſtanden für Se. Majeſtät den König in einem ſilbernen Schilde mit vergoldeten reichen Bildwerken, deren Mitte der Genius des Volkes, mit friedlichen Oelzweigen umgeben, einnimmt, und für Ihre Majeſtät die Königin in einer breiten ſilbernen Schaale, mit Gold und Juwelen geziert, aus deren Mitte ſich eine Säule erhebt, um eine mit dem Diadem geſchmückte Charitas zu tragen.

An demſelben Tage beehrten Ihre Majeſtäten der König und die Königin, ſo wie die Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes das zur Huldigungsfeier von der Stadt veranſtaltete Feſt mit Allerhöchſt Ihrer Gegenwart. Ihre Majeſtäten trafen gegen 3¼ Uhr in dem neuerbauten höchſt ſinnreich und geſchmackvoll dekorirten Feſtſaale am Opernhauſe ein und nahmen huldreichſt an der für Allerhöchſtdieſelben und die königliche Familie beſonders geſchmückten, auf einer Erhöhung befindlichen Tafel Platz, von wo aus die ganze Verſammlung überblickt werden konnte.

Nachdem die Tafel mit Feſtliedern unter Muſikbegleitung eröffnet worden war, brachte der Ober-Bürgermeiſter Krausnick bei einem von A. Cosmar gedichteten Liede nach der Melodie: „Heil Dir im Siegerkranz“ den Toaſt auf das Wohl Sr. Majeſtät des Königs aus, welcher von Allerhöchſtdemſelben mit der gnädigſten Herablaſſung auf das Wohl der Stadt Berlin in einer Art erwiedert wurde, die auf alle Anwe-

Digitized by Google

senden einen nicht zu beschreibenden Eindruck hervorbrachte. Allerhöchstdieselben erwähnten rühmend, daß sie die Stadt in ihrer Kindheit liebenswürdig, während der Trauer ehrwürdig, im Jahre 1813 bei Ihrer Rückkehr heldenmüthig und jetzt bei der Huldigung ihre Treue und Anhänglichkeit ausgezeichnet gefunden haben. Hierauf brachte der Stadtverordneten-Vorsteher Desselmann nach einem vom Superintendenten Pelkmann gedichteten und von Gährich in Musik gesetzten Liede den Toast auf das Wohl Ihrer Majestät der Königin aus. Demnächst folgte ein Lied von Rellstab und Taubert und der Toast des Ober-Bürgermeisters auf das Wohl des Prinzen von Preußen und des königlichen Hauses; zum Schlusse brachte derselbe noch nach Absingung eines Liedes von Spiker und Reithardt einen Toast auf die hier zur Huldigung anwesenden Fremden aus. Nach aufgehobener Tafel verweilten Ihre Majestäten noch längere Zeit und unterhielten sich mit Vielen der Anwesenden auf das Huldreichste und Herablassendste.

Nachdem das Diner beendigt war, fanden die Gäste beim Hinaustreten aus dem Opernhause sowohl den schönen Platz vor demselben als viele große Gebäude auf das Ueberraschendste erleuchtet. Feuerbecken brannten wieder, sowohl auf der mit den Symbolen der Herrscher-Tugenden geschmückten Schloßbrücke, als vor den Statuen der Helden und über dem Grundsteine zu dem Denkmale Friedrichs des Großen. Das Opernhaus selbst, mit Decorationen, Festons und Flambeaus geschmückt, erschien auch äußerlich in einer den innern Räumen entsprechenden, festlichen Gestalt. Auf der Kuppel der großen Rotunde der katholischen St. Hedwigs-Kirche brannte ein hohes Kreuz, das durch seinen Licht-Reflex in der dunkeln Höhe einen imposanten Eindruck machte. Ganz besonders überrascht aber wurde man, wenn man über die Schloßbrücke kam und hier das Börsengebäude, gekrönt von einem Lichtmeere sah. Rings um das Haupt des Gebäudes wölbten sich erleuchtete Bogen, an deren Ecken als Wappenschilde der preußische Adler und der berlinische Bär glänzten. Das Museum bot auch an diesem Abend durch die Aufstellung kunstreich beleuchteter Statuen in der Vorhalle, in deren Mitte eine gewappnete Minerva stand, einen schönen Anblick dar. Die Witterung war an diesem Abende, wenn auch nicht schön, doch ziemlich windstill, und dies hatte auch gestattet, wie es bereits am ersten Abend der Illumination beabsichtigt, jedoch wegen des starken Windzuges nicht möglich war, die Kuppeln der beiden Thürme auf dem Gendarmen-Markt, so wie diese Thürme selbst in ihren architektonischen Verzierungen, Nischen und Säulen-Hallen glänzend zu erleuchten. Ueberall aus der Ferne, wo man die beleuchteten Kuppeln sehen konnte, und dies war auch an vielen Punkten außerhalb der Stadt der Fall, gewährten die Thürme einen Anblick, wie man nichts Aehnliches hier gesehen zu haben sich erinnert. Allerdings sind diese Kuppeln im Vergleiche mit der der Frauen-Kirche in Dresden oder gar von St. Peter in Rom nur sehr klein, aber da hier zwei gleich erleuchtete Kuppeln einander gegenüber standen, so hatte das Ganze doch immer etwas eigenthümlich Imposantes, selbst neben den großartigen Erleuchtungen in Rom und Dresden. Schließlich haben wir noch zu erwähnen, daß an diesem Abende auch wieder das große von 8000 Gasflammen erhellte Tableau am Halleschenthore, und zwar vollständig brannte, so daß der Namenszug des Königs wirklich in einer blendenden künstlichen Sonne strahlte; auch waren einige Privathäuser, wie namentlich eines an der Ecke der Friedrichs- und Französischenstraße, noch viel brillanter erleuchtet, als am Abende des 15. Octobers. —

Nachdem wir auf diese Weise den Schicksalen Berlins, welche der neueren Zeitperiode angehören, gefolgt sind, und auch bei jenen Ereignissen länger verweilt haben, welche auf ihre Stellung als Haupt- und Residenzstadt des preußischen Staates bezüglich sind, wenden wir uns zum Schluß zu den inneren Einrichtungen und Verbesserungen, welche sowohl auf die Stadt selbst, als auf deren Einwohner Bezug haben.

Schon in dem Zeitraume von 1797 bis zum Ausbruche jenes unglücklichen Krieges mit Frankreich, that der König Friedrich Wilhelm III. Vieles zur Verschönerung der Hauptstadt. Das Charité-Gebäude wurde vollendet, und die Brücke, welche vom neuen

Digitized by Google

Packhof über den Kupfergraben nach der Straße hinter dem Gießhause führt, wurde von Eisen erbaut und erhielt den Namen der eisernen oder Kupfergrabens-Brücke. Diese Veränderung geschah hauptsächlich deshalb, weil dicht bei dieser Brücke das im Jahre 1776 erbaute Mehlmagazin der vereinigten Bäckerinnung stand, und täglich ungeheuere Lasten über dieselbe geführt wurden; als aber im Jahre 1825 der Kupfergraben bei Gelegenheit des Baues der Schloß-Brücke bedeutend erweitert, das Mehlhaus abgetragen und das neue Mehlhaus am Einfluß des Kupfergrabens in die Spree gebaut wurde, entstand die jetzige kleine Weidendammer- oder Mehlhaus-Brücke, und die ehemalige eiserne Brücke wurde in eine steinerne Brücke mit einem Aufzuge verwandelt.

Was die Schloßbrücke anbetrifft, so wurde diese in den Jahren 1822 bis 1824 nach einer Zeichnung von Schinkel, über den erweiterten Schleusengraben steinern aufgebaut. Sie war früher nur von Holz, und hieß, wie wir schon mehrfach erwähnt haben, die Hunde-Brücke, weil sich, als der Thiergarten noch bis dahin reichte, die kurfürstlichen Jäger mit den Koppeln der Jagdhunde an dieser Stelle versammelten, um das Signal zum Aufbruch zu erwarten. Die Brücke ist jetzt 156 Fuß lang und 96 Fuß breit, sie hat sieben Aufziehklappen, von denen immer nur zwei geöffnet werden, so daß die Passage über diese Brücke nie unterbrochen wird. Das Geländer besteht aus Gußeisen mit arabeskenartigen Ausfüllungen von phantastischen Gebilden, Wassergeschöpfe darstellend; an jeder Seite sind außerdem vier colossale, geschliffene Granitpfeiler, auf denen einzelne Schlachtscenen ausgehauen werden sollten, was jedoch bis jetzt noch unterblieben ist.

Von den andern Brücken erhielt die lange Brücke das eiserne Geländer im Jahre 1818, auch die Cavalier-Brücke wurde wieder hergestellt. Sie war unter dem großen Kurfürsten erbaut worden, um den in der Burg- und Poststraße wohnenden, hoffähigen Familien die Gelegenheit zu geben, bequem nach dem Schlosse zu gehen, da damals Equipagen noch wenig oder gar nicht in Gebrauch waren. Außerdem ist in der neueren Zeitperiode noch der Bau der Weidendammer-Brücke zu erwähnen, die im October 1826 vollendet wurde. Diese Brücke zeichnet sich besonders dadurch aus, daß statt der gewöhnlichen massiven Widerlagspfeiler, gegen welche die Bogen gespannt werden müssen, ganz freistehende Pfeiler und Säulen errichtet sind, welche die Stelle der Widerlagen vertreten, und daß vom Bohlenbeleg des Rostes angerechnet, mit Ausschluß der Stirnschälungen gegen die Ufer, alles an der Brücke befindliche von Eisen ist. Die Brücke besteht aus 4 Bogenöffnungen (auf jeder Seite des Ufers 2) und einer Durchfahrt in der Mitte. Zur Bildung der beiden Widerlagspfeiler an der Durchfahrt, sind zu jedem Pfeiler 2 Reihen Säulen und Pfeiler, jede Reihe aus 6 Säulen und 2 Eckpfeilern bestehend, errichtet, und durch Kreuzbänder, Wände, mit einander verbunden. Sie ruhen auf eisernen Sohlplatten, die wieder auf einem vollständigen, mehrere Fuß unter dem niedrigsten Wasserstand gegründeten Pfahlrost durch Anker, Schrauben u. s. w. befestigt sind. Die Sohlplatte jedes Pfeilers ist 34½ Fuß lang und 11 Fuß breit; der Durchmesser der Säule ist unterhalb 18, oberhalb 14 Zoll; sie sind inwendig hohl, und die Stärke der Umfassungswände ist 1½ Zoll. Die Entfernung der Säulen beträgt in der Säulenreihe 4 Fuß 8 Zoll, und beide Reihen stehen 8 Fuß 1 Zoll von einander entfernt. Die Höhe der Säule von der Sohlplatte zum Bogen ist 7 Fuß 9 Zoll, die Durchfahrtsöffnung in der Mitte ist 27 Fuß 9 Zoll. Ueber die durch Kreuzbänder u. s. w. verbundenen und oberhalb an beiden äußern Seiten durch ein Gesimse geschlossenen Brückenbogen, ruhen die eisernen Deckplatten, und beide Fronten sind durch ein mit einem Gesimse verbundenes Gitter begrenzt. Auf diesen Sohlplatten ist auf beiden Seiten ein Trottoir von behauenen Granitsteinen, und zwischen denselben ein Pflaster von kleinen gespaltenen Feldsteinen. Die Länge der Brücke mit Einschluß der Steinpfeiler ist 177, die Breite zwischen den Geländern 34, jedes Trottoirs 7 und des Fahrdamms 20 Fuß. Die Brücke hat eine horizontale Lage. Die Kosten des Baues betragen an 60,000 Thlr. Es ist die erste Brücke über einen Strom mit einer Durch-

Digitized by Google

fahrt, wo die Bogen auf eiſernen Pfeilern und Säulen ruhen. —

An neu erbauten Gebäuden wurde zuerſt, an der Stelle des im Jahre 1794 abgebrannten Werder'ſchen Rathhauſes, das mit der alten Münze in Verbindung ſtehende, neue Münzgebäude aufgeführt. Es hat eine weit vorſpringende Facade; vor derſelben eine Freitreppe mit einer Podeſtenlaterne auf jeder Seite, die zu dem Eingange zwiſchen zwei altgriechiſch (doriſch) gereifelten Säulen führt. Das Riſalit iſt mit einem Fronton gekrönt, auf deſſen Fries die folgende Inſchrift ſteht:

Fridericus Guilielmus III. Rex, rei monetariae, mineralogicae, architectonicae MDCCC.

Um das ganze Gebäude läuft ein von Schadow angegebenes und von mehreren Künſtlern in Sandſtein gearbeitetes Relief. Die verſchiedenen Prägewerke, die durch den Münzgraben aus dem Schleuſengraben in Bewegung geſetzt werden, befinden ſich im untern Geſchoſſe.

Für die dramatiſche Kunſt hatte Friedrich Wilhelm III. in den Jahren 1800 bis 1802 das deutſche Schauſpielhaus an der Stelle des ehemaligen franzöſiſchen Schauſpielhauſes von Langhans erbauen laſſen. Das ganze Gebäude bildete ein längliches Viereck, 244 rheiniſche Fuß lang, 115 Fuß breit, und in ſeinen Mauern 55 Fuß hoch. Die Facade gegen Morgen war mit einem 74 Fuß langen und 12 Fuß breiten vorſtehenden Säulengang corinthiſcher Ordnung und einem Frontiſpice geziert, das Haus hatte an allen vier Seiten zuſammen zwölf Ausgangsthüren und war ringsherum mit einem Trottoir umgeben. Das Dach, welches aus Bogen von zuſammengeſetzten Brettern beſtand, bildete ein Zirkelſtück; im untern Theile deſſelben waren die Hängewerke angebracht, welche die Balken der Decke durch das ganze Haus hielten, und boten zugleich den unentbehrlichen Raum für die Dekorationen. Der obere Theil des Bodens nahm den Malerſaal ein, welcher durch keinen Dachſtuhl unterbrochen und durch Lichtfenſter von oben erleuchtet wurde. — An den vier Facaden des Hauſes befanden ſich Basreliefs, welche nach der Erfindung und den Modellen von Schadow in Stuck ausgeführt waren und mythologiſche Gegenſtände, als: Iphigenia, die ihren Bruder Oreſtes am Altar zu Tauris erkennt, die Ankunft des Aeneas und des Ascan bei der Dido; der Triumph des Bacchus; Orpheus und Euridice in der Unterwelt; ein Tanz der drei Muſen, Thalia, Melpomene, Terpſichore; die drei Grazien; Amor und die drei Horen; eine Scene aus Merope, das Opfer der Iphigenia in Aulis u. ſ. w. Der Hörſaal bildete eine Ellipſe, deren einer Theil durch das Proscenium abgeſchnitten war; er war vom Proscenium an 56 Fuß lang und 46 Fuß breit mit Inbegriff des Orcheſters, und 50 Fuß hoch. 2000 Zuſchauer hatten bequemen Raum. Das Parterre war aufſteigend in zwei Abſätzen angelegt, mit Banken und gepolſterten Sitzen verſehen, wovon die beiden erſteren Bänke verſchloſſen werden konnten und beſondere Eingänge hatten. An den Seiten des Parterres befanden ſich dreizehn Logen. Ueber dieſen war der erſte Rang mit der königlichen Loge, dem Theater gegenüber, eine zweite königliche Loge im Proscenium, mit einer beſonderen Treppe und einem Ausgang im Periſtil, dieſer Loge gegenüber eine Loge für Fremde, und außerdem 21 andere Logen; 26 Logen im zweiten Range, 24 Logen und 2 Balkons im dritten Range; Amphiteater und Gallerie im vierten Range. Die Decke war nach einem flachen Bogen geformt, in der Mitte hing ein Kronleuchter mit 36 Argantſchen Lampen, zur Erleuchtung des Hörſaales. Hinter den Logen befand ſich ein doppelter Corridor, der im Winter geheizt werden konnte. Die Oeffnung der Schaubühne war 41½ Fuß breit und 34 Fuß hoch. Der innere Raum der Bühne war 81½ Fuß breit und 85 Fuß tief, 48 Fuß hoch bis unter die Hauptbalken, 64 Fuß bis unter die Balken, woran die Vorhänge befeſtigt waren. Ueber dem Proscenium war eine Uhr angebracht, die auf einem von Lampen erleuchteten Transparent die Stunden zeigte. Die Malerei des großen Vorhanges ſtellte, nach Schadow's Idee, die drei Muſen der Dichtkunſt, Mimik und Muſik vor, welche ſich Hand in Hand ſchwebend auf die Bühne herabließen, von Kimpfel gemalt. Hinten und neben dem Theater, das nach

Digitized by Google

der Seite der Taubenstraße hin war, befanden sich in vier Etagen die Garderoben, Ankleidezimmer und andere Gemächer u. s. w. Am Peristil war der Eingang zu dem eine Treppe hoch befindlichen Conzertsaal und zu einigen damit in Verbindung stehenden kleineren Sälen. Der Conzertsaal war 80 Fuß lang, 50 Fuß breit und 38 Fuß hoch. Die Decke war gewölbt, und die Wölbung war durch 12 halbrunde Oeffnungen durchschnitten, wovon drei die Fenster, die übrigen aber Logen bildeten. Erleuchtet wurde der Saal durch einen Kronleuchter mit Argantschen Lampen, Kandelabern und Konsolen, worauf eben solche Lampen standen, und mit Inbegriff des Orchesters konnte der Saal 1000 Personen fassen. — Die Maschinerie des Theaters war so eingerichtet, daß jede Aufgabe, die bei einer Vorstellung erforderlich war, eben so sicher als geschwind ausgeführt werden konnte. Die neue Bühne wurde den 1. Januar 1802, in Gegenwart des Königs und der Königin, mit einer Rede des Theaterdichters Herklots, gesprochen von Iffland, und den Kreuzfahrern, einem Schauspiel von Kotzebue, zum ersten Mal eröffnet. Iffland war dazumal, wie wir es schon gesagt, Direktor des Nationaltheaters, und wirkte als ausübender Schauspieler von 1797 an bis zum Schlusse seines Bühnenlebens, und von den ausgezeichnetsten Talenten in allen Fächern unterstützt, bildete er einen Künstlerverein, der, für diejenige Gattung von Stücken, die damals am meisten beliebt waren, nämlich die Schröderschen, Ifflandschen, Kotzebueschen Schau- und Lustspiele, selbst für die Schillerschen Trauerspiele rücksichtlich der Hauptrollen nicht besser gewünscht werden konnte. Daß der musikalische Theil der Vorstellungen darunter nicht litt, braucht der Erwähnung nicht, da Weber dem Orchester vorstand und neben der Schick ihm auch andere treffliche Sänger und Sängerinnen zu Gebote standen.

Leider wurde dies schöne Gebäude im Juli des Jahres 1817 durch eine Feuersbrunst gänzlich zerstört; aber auf dem Fundament desselben entstand nach Schinkels Zeichnung das neue Schauspielhaus. — Seine Hauptfacade ist gegen Osten. Die Länge des Gebäudes beträgt 245 Fuß, die Tiefe des Hauptheils 160 Fuß, und die der Seitenflügel 115 Fuß; die Höhe mit der Gruppe des Apolls 120 Fuß. Auf der Hauptseite führt eine 52 Fuß hervortretende, 85 Fuß breite, 27 Stufen hohe Treppe, zum Peristil von sechs gereifelten jonischen Säulen. In dem ersten Frontispice: der Tod der Niobe und ihrer Kinder; auf dem zweiten: Melpomene, Polyhymnia und Thalia. Unter demselben die Inschrift: Fridericus Guilelmus III. Theatrum et Odeum incendio consumtum majore cultu restituit MDCCCXXI. Ueber der Hauptfacade erhebt sich ein Aufbau, in dessen Giebelfelde Eros mit dem Bogen als Weltsieger; ihm zur Rechten eine Psyche vor einer komischen, zur Linken eine zweite Psyche vor einer tragischen Maske knieend; bei dieser sieht man Schlangen, bei jener Schwäne. Auf der Spitze des Frontispices: Apollo in einem Wagen, 18 Fuß hoch, von getriebenem Kupfer, von geflügelten Greifen gezogen. Auf den Seitenecken Opferschaalen. Auf dem südlichen Giebelfelde der Zug des Bacchus und der Ariadne in einem Triumphwagen, von Centauren gezogen. Auf der Spitze und den Ecken Urnen, Terpsichore und Erato. Auf dem nördlichen Giebelfelde Pluto und Proserpina. vor ihnen Orpheus und Helios, hinter ihnen Hermes, Sisyphus, Jrion, die Parzen. Auf diesem Frontispice Klio, Kalloope und Euterpe. Auf dem westlichen Frontispice Pegasus, wie er mit dem Huf die Quelle aus dem Felsen schlägt und die neun Musen.

Der Unterbau enthält die gewölbten Magazine zur Aufbewahrung der Decorationen, mehrere Keller, Heizungs-Anstalten, die Wohnung des Kastellans, des Portiers ꝛc. Um diese Räume zu gewinnen, mußte das Theater so hoch gelegt werden, daß man erst im zweiten Stockwerke ins Parterre tritt. In dem mittleren Quergebäude liegt das Theater, dessen Corridore unmittelbar unter das Peristil führen, die Scene nach der Westseite. Das Theater hat die Form eines Halbkreises mit vier über einander liegenden Logenreihen, auf feinen, eisernen, vergoldeten Säulen ruhend. Vor den Logen des ersten und zweiten Ranges umher, läuft ein vorgebauter Balkon mit Logen. Das Theater faßt 1500 Zuschauer. Der Plafond ist grade und bildet

Digitized by Google

einen ausgespannten Baldachin, die Musen in Lebensgröße von Wach gemalt, über dem Proscenium der Zug des Bachus und der Ariadne von W. Schadow. Der Eingang zum Concert- und Ballsaal ist auf der Südseite. Aus dem Vestibüle, von 10 altdorischen Säulen getragen, gelangt man auf einer breiten, steinernen Treppe, wo in einer Nische Schinkels, des Baumeisters, Büste von Bronce, in einen kleinen Vorsaal, in dessen Nischen Büsten berühmter Theaterdichter. Ueber denselben ist in Feldern die Geschichte Apolls; in den Kassetten der Decke sind ähnliche Darstellungen von Klöber gemalt. In dem zweiten Saale marmorne Büsten, Iffland und andere dramatische Künstler der berliner Bühne. Neben denselben, Scenen aus den tragischen Stücken Aeschylos, Sophocles, Euripides, Shakespeare, Calderon, Göthe und Schiller, von Hensel gemalt. Beide Säle sind 22 Fuß hoch. Von demselben führen drei Eingänge in den Conzertsaal, 76 Fuß lang, 44 Fuß breit, 43 Fuß hoch. Oberhalb in halber Höhe läuft eine auf Consolen ruhende Gallerie, die an den beiden kurzen Seiten mit zwei Tribünen, jede mit sechs jonischen Säulen, zusammengehängt, so daß mit Einschluß dieser Tribünen der Saal in der obern Region 107 Fuß lang ist. Die königliche Loge auf der linken Seite, zeichnet sich durch roth seidene, in Gold gestickte Vorhänge aus. Der Plafond des Saales enthält in kleinen Feldern, Oelgemälde in goldenen Rahmen. Die Wände sind mit graugeaderten, glänzenden Stücken Marmor überzogen. In den Nischen die Büsten von Mozart, Gluck, Graun, Händel, Haydn. Zwei Treppen führen zu einem, nach Art der Raphaelschen Bogen, mit Arabesken verzierten Durchgang. Der Saal mit den Gallerien faßt bequem 1200 und im Nothfalle 1500 Personen.

Auf der Nordseite sind über dem Decorationsmagazine, die Versammlungs- und Ankleide-Zimmer der Schauspieler und Musiker angebracht. Darüber liegen in einem zweiten Geschoß, überwölbte Garderoben, über denselben in einem dritten Geschosse die Directionszimmer, ein großer Probesaal und die gewölbten Garderoben der Statisten. Ein paar mit doppeltem Glas überdeckte Höfe erhellen das Innere des tiefen Gebäudes. Die Scene, der Zuschauerraum, der Conzertsaal und die Vorplätze werden durch Feuerungen erwärmt, die in den Gewölben des Unterhauses angelegt sind.

Noch erwähnen wir zu gleicher Zeit des Königsstädtischen Theaters am Alexanderplatz, vom Braunschweigischen Hofrath Baurath Ottmer, mit Benutzung der hier vorhandenen Privathäuser erbaut, im August 1823 angefangen, und am 4. August 1824 mit der ersten Vorstellung zur Nachfeier des Geburtsfestes des Königs eröffnet. Die Idee zum Bau dieses Theaters ging von dem ehemaligen Kaufmann Cerf, der im Jahre 1823 die königliche Erlaubniß dazu erhielt, aus. Er überließ jedoch seine Concession, mit Vorbehalt seines Rechts an dieselbe, gegen eine jährliche Rente von 3000 Thlr., einem Verein von 400 Actionärs, der 120,000 Thlr. zusammenbrachte und den Bau ausführte. Die Theaterverwaltung dieses Vereins, obgleich sie die glänzenden Talente einer Sonntag, eines Spitzeders, Jägers u. A. für ihre Bühne gewonnen hatte, geriethen in eine so mißliche ökonomische Lage, daß der Concessionsberechtigte sich entschloß, die ganze Direction des Theaters selbst zu übernehmen, die er auch bis jetzt noch führt. — Die Länge des Gebäudes beträgt an 150 Fuß, seine Breite 56 und seine Höhe 90 Fuß. Durch ein geräumiges von Säulen getragenes Vestibül führen 3 Eingänge durch einen geräumigen Vorplatz, wo rechts die Conditorei, früher links eine Restauration, zu dem ovalen, mit einer Glaskuppel bedeckten, Kassenflur, an dessen beiden Seiten die steinernen Treppen der Logen aufsteigen. Die innere Einrichtung ist sehr zweckmäßig und in aller Hinsicht gelungen. Das Parquet enthält einen Raum von 236 Plätzen. Das Parterre ist nur zum Stehen. Die Logen des ersten und zweiten Ranges und die Gallerie treten aufwärts hinter einander zurück. Die Logen werden von eisernen Säulen getragen. Im Proscenium ist die Loge des Königs; im untern Range die der Prinzen. Im ersten und zweiten Logenrange befinden sich Balkons oder Amphitheater, dem Theater gegenüber. Das Theater gehört unstreitig zu den freundlichsten und bequemsten, die es in Deutschland giebt, und es ist ein-



Digitized by Google

gerichtet, daß man auf allen Plätzen gleich gut sehen und hören kann. Es faßt 14 bis 1500 Zuschauer.

Etwa derselben Zeit gehört der Bau des neuen Museums an. Dieser Bau steht über einem ausgefüllten Kanal, der ehemals den Schleusengraben mit der Spree verband, auf einem Pfahlroste von mehreren Tausenden, gegen 50 Fuß langen Fichtenstämmen. Nach dieser Ausfüllung wurde am 9. Juli 1825 der Grundstein gelegt, und 1828 war der Bau nach Schinkels Zeichnungen, bis auf die innere Einrichtung vollendet, und bald hierauf so weit hergestellt, daß am 3. August 1830 die feierliche Eröffnung dieses Musentempels stattfand, und so der Geburtstag des Stifters zugleich der Weihetag einer neuen hochwichtigen Schöpfung ward, der einzigen, die der geistigen Bildung auf vaterländischem Boden, in diesem Umfange noch fehlte. Der Prachtbau auf diesem, an drei Seiten mit großartigen Gebäuden umgebenen Platze, hat zugleich den schönen Zweck erfüllt, daß derselbe nun auf der vierten Seite auf eine angemessene Art abgeschlossen ist.

Der Bau erscheint in der Form eines Rechtecks. Die längere dem Schlosse zugekehrte Seite hat 276 Fuß Länge, die Tiefe 179 Fuß, die Höhe bis zur Oberkante des Krönungsgesimses 61 Fuß, wovon 12 Fuß auf den Unterbau, 20 Fuß auf das erste und 28 Fuß auf das zweite Geschoß kommen. Die Kuppel, um nicht durch Hervorragung über dem Hauptgebäude die Verhältnisse des Ganzen zu stören, mußte mit einem Schutzbau umgeben werden; dieser konnte aber der inneren Einrichtung wegen, nicht vollkommen über der Mitte des Gebäudes nach allen Seiten hin stehen; er nimmt aber grade die Mitte ein, wenn man die Säulenhalle abrechnet, von der Seite gesehn also steht er in der Breite desselben weiter nach hinten. Dieser Uebelstand, welcher in der inneren Einrichtung überwiegende Vortheile gewährte, ist aber um so weniger empfindlich, als das ganze Gebäude hauptsächlich auf die vordere Ansicht berechnet wurde, mit welcher verglichen es auf den übrigen Seiten vernachlässiget erscheinen könnte.

Zur Zierde dieses Unterbaues, den man mit einem vergoldeten, leicht geschwungenen Gitter begrenzte, wurden auf den beiden vorderen Ecken zwei Gruppen von Rossebändigern gewählt, nach den Vorbildern des Phidias und Praxiteles auf dem Monte Kavallo in Rom, von Tieck modellirt und in der königlichen Eisengießerei gegossen. Die männlichen Gestalten sind über der Stirn mit vergoldeten Sternen als Dioscuren — Kastor und Pollux, die Zwillingssöhne Jupiters und der Leda — zunächst wohl nur heilbringende, dem Menschen hülfreiche Wesen, Lichtspender, Bezwinger der rohen Naturgewalt andeutend. Die Inschrift:

Friedericus Guilelmus studio Antiquitatis omnigenae et Artium liberalium Museum constituit

MDCCCXXVIII.,

ist von Hirt.

Auf der Hauptfacade erhebt sich in angenehmer Steigung eine 91 Fuß breite, 21 Stufen hohe Treppe, zu der offnen, mit 18 jonischen Säulen verzierten, 276 Fuß langen und 21 Fuß tiefen Vorhalle, die jetzt noch einen Schmuck von Freskomalerei erhält. In der Vertiefung dieser Halle führt eine prachtvolle Doppeltreppe zu dem oberen Geschosse. Unterhalb derselben ist der Eingang zu der großen Rotunde, welche durch die beiden Geschosse geht, und mit ihrer hohen ausgemalten Kuppel einen bis zum Staunen überraschenden Eindruck macht. Das Licht fällt von oben herein, durch die Glasfenster von 22 Fuß Durchmesser. Diese Rotunde von 72 Fuß 8 Zoll Höhe und 67 Fuß Durchmesser, enthält einen Theil der Statuen, die kleineren in den Blenden der, ringsumherlaufenden, 9 Fuß breiten Gallerie, die größeren unter dieser Gallerie, zwischen 20 korinthischen Säulen. Die übrigen Statuen haben in dem, durch das ganze Gebäude gehenden Saale des Untergeschosses, Platz gefunden.

Von der Gallerie der Rotunde führt eine Thür in das obere Geschoß, zum Saale, worin sich die Gemälde befinden. Durch eine Reihe von Schirmwänden ist dieser große Saal in kleine Kabinette getheilt, in welchen auf beiden Seiten die kleinern Bilder, auf den Rückwänden die größeren aufgehängt sind; die dunkelrothe Bekleidung der Schirmwände erhebt den Farbenglanz der Bilder und ihrer reichen Goldrahmen. Durch Inschrif-

Digitized by Google

ten über den einzelnen Abtheilungen, der nach den Schulen geordneten Gallerie, so wie durch die Uebersichtstafeln in den Kabinetten, wird das Auffinden der Bilder sehr erleichtert.

In dem Untergeschosse des Gebäudes befinden sich Sammlungen von Vasen, Gemmen, Münzen, Terracotten u. s. w. Die Vasensammlung ist unstreitig eine der reichsten in Europa. In den übrigen Räumen sind die Bureaux der Intendantur, die Wohnung des Kastellans und der Aufseher, Vorrichtungen, wodurch Kunstwerke und Lasten durch alle Stockwerke hinauf gewunden werden können, ohne sie über die Treppen zu führen, die Heizkammer, welche erwärmte Luft in alle Theile des Gebäudes verbreiten, und mehrere andere Gelasse.

Ein ebenfalls für Berlin in baulicher Beziehung wichtiges Werk war der Bau der Werderschen Kirche. Sie wurde nach Schinkels Zeichnung im gothischen Style des Mittelalters, in den Jahren 1824 bis 1830 erbaut. Sie bildet ein Oblongum, welches im Süden an jeder Ecke einen Thurm und zwischen beiden den Haupteingang enthält, das gegen Osten von einem regelmäßigen Zehneck begrenzt wird. Im Aeußern hat das Gebäude seinen Hauptschmuck an der Giebelseite erhalten, welche dem Werderschen Markte zugekehrt ist. Der Giebel zerfällt in drei Theile, von denen die beiden äußeren durch die Glockenthürme eingenommen werden. Der mittlere Theil ist zu dem Haupteingange bestimmt, und besteht aus zwei neben einander liegenden Thüren, die durch schlanke Säulen getrennt und auch eingefaßt, in Spitzbögen enden. Zwischen diesen beiden Spitzbögen sieht man den Erzengel Michael die Schlange besiegend. Diese Figur (11½ Fuß hoch) ist von C. Wichmann modellirt, und von dem hiesigen verstorbenen Ofenfabrikanten Feilner geformt und gebrannt. Ueber den Spitzbögen zieht sich ein starkes Gesimse an der ganzen Kirche herum, über welchem die Fenster sich befinden. Eins, und zwar das größte von Allen, schmückt den Giebel; es ist 46 Fuß hoch, 16 Fuß breit, und nimmt fast die ganze Breite zwischen den Thürmen ein. Ungefähr 8 Fuß über dem obersten Punkte des Fensters und 80 über dem Niveau der Straße, enden sich die Frontemauern in ein kräftiges Hauptgesimse. Die Hauptseite wird durch zwei Glockenthürme geschmückt. Die langen Seiten des Gebäudes haben sechs vorliegende Pfeiler erhalten, die mit den Pfeilern im Innern der Kirche correspondiren. Zwischen denselben befinden sich 5 Fenster; ähnliche Fenster nahmen die Seiten des Polygons ein. Die Thüren sind nach Tiecks Modellen, mit Bildwerken aus Gußeisen, verziert. Die Länge des Schiffs mit Einschluß der Orgel-Nische und des hohen Chors, beträgt 189 Fuß, die lichte Weite desselben 34 Fuß. Auf der Westseite befindet sich in einem Anbau die Sakristei. Unmittelbar unter den Fenstern befinden sich die Emporen. Der große Altartisch ist aus schwarzem, böhmischen Marmor, Kruzifix und Altarleuchter von echt vergoldeter Bronze. Die höchste, bildnerische Zier hat das Innere durch die großen Malereien des Directors W. Schadow und der Professoren Begas und Wach erhalten. Unter der Orgel sehen wir drei Gruppengebilde, Glaube, Liebe und Hoffnung, vom Professor Wach. Den Mittelraum über dem Altar nimmt das große von Begas gemalte Bild ein, die Auferstehung Christi. Demselben zu beiden Seiten sieht man die vier Evangelisten von W. Schadow. — Die Kirche ist im Ganzen 199 Fuß lang, 63 Fuß 3 Zoll breit, und ihre Seitenwände sind 86 Fuß hoch. Es wird hier deutscher und französischer Gottesdienst gehalten. Das Dach der Kirche bietet eine schöne Aussicht auf die Stadt dar.

Im Jahre 1818 wurde nach Schinkels Zeichnung die Königswache neben dem Zeughause erbaut und die neustädtische Brücke, welche über den Festungsgraben oder Operngraben führte, abgebrochen und die Straße über den Graben überwölbt. Die Wache bildet eine mit vier thurmartigen, viereckigen Vorsprüngen versehenes, altrömisches Lager, das an der Vorderseite ein mit sechs altdorischen Säulen geziertes Peristyl hat, dessen ganze Decke aus Stein, ohne Anwendung von Balken, gebaut ist. Thüren und Fenster werden durch eine dritte Reihe von Pilastern gebildet. In dem Friese über den Säulen sieht man Victoria mit ausgebreiteten Flügeln,



Digitized by Google

und das Giebelfeld sollte ein Relief enthalten, das bald vollendet sein soll, und von dessen Aufstellung in der Fronte, die Erhöhung des Großartigen des Gebäudes, zu erwarten sein dürfte. Rechts ein großer Saal für die Gemeinen und Unteroffiziere, links die Stube des Offiziers, dahinter noch 2 Stuben und ein Hof mit einem Brunnen.

Zwischen dem Zeughause und dem Wachtgebäude ist im Jahre 1816 eine mit einem eisernen Gitter umgebene, massive Erhöhung errichtet. Auf derselben steht eine in dem Freiheitskriege von den Franzosen erbeutete Kanone von schwerem Kaliber, und zwei Mortiers, welche die Franzosen bei der Belagerung von Cadix gebraucht haben sollen.

Hinter der Königswache wurde im Jahre 1825 die Singakademie nach einer Zeichnung des Braunschweigischen Hofbaurath Ottmer, aus den Fonds des Instituts erbaut. Sie bildet ein 140 Fuß langes, 69 Fuß breites Viereck. Die Hauptfaçade enthält 4 große, 38 Fuß hohe, 4 Fuß breite, korinthische Pilaster, welche ein flaches Giebelfeld tragen. Zwischen den Pilastern liegen drei große, mit jonischen Pfeilern eingefaßte Thüröffnungen, zu welchen eine, die ganze Breite des Hauses einnehmende, 10 Fuß vorliegende Freitreppe. Ueber den drei Thüren sind 10 Fuß breite Bilderfüllungen. Um dem Gebäude ein tempelartiges Aeußere zu geben, sind die Fenster in der Hauptfaçade gänzlich vermieden worden. Die Giebelfaçade nach der Dorotheenstraße entspricht der Hauptfaçade, mit dem Unterschied, daß, statt der Bilderfüllung, Fenster zur Erleuchtung des Saales angebracht sind. Das untere Geschoß dient zu Wohnungen für den Director und den Kastellan. Aus dem untern Vorsaale führt eine Treppe in das obere Stockwerk zu einem geräumigen Vorzimmer, aus welchem man durch drei Eingänge in den großen gewölbten Musiksaal tritt, der 84 Fuß lang, 42 Fuß breit und 31½ Fuß hoch ist. Rechts in einer Erhöhung von 10 Fuß ist eine Reihe offner Logen, mit vergoldeten Leisten, mit Kronleuchtern, Büsten u. s. w. verziert, von welchen die nächsten am Orchester für den königlichen Hof bestimmt sind. Das Orchester bildet einen Halbkreis und kann 300 Sänger und Spieler aufnehmen; der Raum des Saales faßt etwa 1000 Personen. Ein kleiner Saal hinter dem Orchester dient zu Proben und kleinen Musikaufführungen.

Auch die Domkirche wurde im Jahre 1817 nach Schinkels Plan umgestaltet. Neben dem großen Thurme stehen zwei kleinere Thürme von gleicher Form. Auf beiden Seiten des einfachen Portals sind zwei Engel nach Tiecks Modellen, von Werner und Neffen in Kupfer getrieben; der Eine hält einen Kelch, der Andere ein offenes Evangelium. Die Länge der Kirche beträgt 339, ihre Breite 134 Fuß. Im Innern, das durch zwei Reihen korinthischen Säulen getragen wird, ist die gewölbte Decke mit gemalten Rosetten und Kassetten verziert. Besonders reich geschmückt ist der Altar, zu dem sechs weiße Marmorstufen führen; er ist durch ein bronzenes, massives Gitter abgeschlossen. In diesem Gitter stehen die zwölf Apostel nach den berühmten Statuen Peter Vischers am Sebaldus Grabe in Nürnberg, von Tieck modellirt, von Lequine gegossen und von Guarin ciselirt. Das Altarbild ist von Begas; es stellt die Ergießung des heiligen Geistes vor. In der Mitte kniet Maria, hinter ihr steht Magdalena; zu beiden Seiten sind die Apostel mannigfach gruppirt. Von demselben Künstler ist das zur Seite hängende Brustbild des Apostel Paulus, ein Gegenstück zu dem auf der andern Seite hängenden Gemälde des Apostels Petrus in Mosaik, und ein Geschenk des Papstes Leo XII. an den verstorbenen König. Die Orgel gehört zwar nicht zu den größten, aber zu den wohlklingendsten, die wir in Berlin haben. Die in der Kirche befindlichen Denkmäler sind schon früher beschrieben, so wie Manches über die Geschichte der Kirche selbst gesagt worden ist.

In den Jahren 1832 bis 1836 wurde zwischen der Schloß- und Schleusenbrücke nach Schinkels Plan und unter dessen Leitung auch die königliche Bauschule erbaut. Das Gebäude ist in quadratischer Grundform, deren Seiten 180 Fuß lang, mit vier gleichen Façaden aufgeführt, deren Gesammtansicht dem Zweck und Charakter des Bauwerks vollkommen entspricht. Der Bau

Digitized by Google

hat 4 Stockwerke, jedes zu 8 Fenstern Front. Ueber dem gewölbten Kellergeschoß erhebt sich das ebenfalls gewölbte erste Geschoß über der Erde, in welchem sich die Räume für die, der Bauschule gehörigen Modelle und Abgüsse, die 12 Kaufläden, und über diesen das zweite Geschoß mit gewölbten Zimmern, worin sich oben 4 Hörsäle, ein Zeichensaal, die Bibliothek, ein Lehr- und ein Conferenz-Zimmer für die Baucommission, befinden. Das dritte Stockwerk enthält die Localitäten für Pläne und Akten, und die Amtswohnung des Landes-Ober-Baudirector Herrn Schinkel. Das vierte Stockwerk ist das Dachgeschoß. Der Bau ist in Backsteinen ausgeführt, die in ihrer ursprünglichen Gestalt und Farbe gelassen sind, und nach bestimmtem Muster, mit bläulichen, gebrannten Thontafeln ausgelegt sind. Die reichen und sauber ausgeführten Ornamente verleihen dem Gebäude einen besonderen Reiz. Die Basreliefs in den Fensterbrüstungen stellen die hauptsächlichsten Momente aus der Entwickelungsgeschichte der Baukunst und verschiedenen, werkthätigen Beschäftigungen, die Reliefs aber in den Fensterbogen allegorische Zusammenstellungen von Adlern, Löwen, Greifen, Flußpferden und andern Thieren mit mancherlei Bauwerkzeugen dar. Auch das nach der Schloßbrücke zu gelegene Haupteingangs-Portal ist mit zierlichen Gewölb-Steinen, Gesimsen, Vertiefungen und Basreliefs in gebrannter Erde, ausgestattet. Die Eingangs-Thüren sind von Gußeisen; jeder Flügel, 11 Centner schwer, trägt in vier über einander gestellten, mannigfach ausgearbeiteten Quarrés die in Basrelief gegossenen, und sauber ciselirten Köpfe von Baumeistern älterer und mittlerer Zeit. Die Umgebungen dieses Gebäudes, welches den Raum einnimmt, auf dem die ehemaligen Gebäude des alten Packhofes standen, sind von drei Seiten her vollständig durch Wegräumung der alten Baulichkeiten gelichtet.

Bei der Anlegung des Bauakademie-Gebäudes wurde natürlich durch das Abreißen des alten Packhofgebäudes, der Bau des neuen Packhofgebäudes nothwendig, welches ebenfalls nach Schinkels Zeichnung erbaut wurde. Die Verzierungen des Giebelfeldes sind von Kiß. In der Mitte dieses Reliefs steht Fortuna, mit einem Ruder in der Rechten, in der Linken ein Füllhorn und zu ihren Füßen die Kugel, den rechten Fuß auf ein Schiff stützend. Zu ihrer Linken steht ein Genius, die Gewerbe des Ackers bezeichnend, der in der Rechten Kornähren und in der Linken einen Pflug hält. An dem Schiffe liegt eine Flußnymphe, zu deren Füßen die schwimmenden Schwäne den schiffbaren Strom andeuten. An der Seite des anderen Genius erblickt man eine sitzende Flußnymphe, die Benutzung der Wasserkräfte durch ein angedeutetes Mahlgetriebe bezeichnend. Am Schlusse befinden sich zwei Reiher in dem schilfreichen Sumpfboden. Das Vordergebäude ist von dem General-Direktor der Steuern bewohnt. In dem untern Geschosse befinden sich das Haupt-Stempel-Magazin, die Provinzial-Steuer-Kasse und die Bureaus der Haupt-Steuer-Aemter. Der Speicher bildet ein Viereck von 141 Quadratfuß, er ist durchgängig massiv und steht isolirt da. Der Lagerplatz des Packhofes ist 380 Fuß lang und 170 Fuß breit. Zwei bedeutende Gebäude, gegenüber dem Kupfergraben, sind zu Salzmagazinen bestimmt.

Außer den Palais, von denen wir schon früher gesprochen haben, sind noch die Palais des verstorbenen Königs, des Prinzen von Preußen, des Prinzen Karl und des Prinzen Albrecht zu erwähnen. Das Erstere dem Zeughause gegenüber wurde im Jahre 1810 durch einen Anbau mit einem massiven Schwibbogen über die Oberwallstraße verbunden, welcher mit dem sogenannten Prinzessinpalais in derselben Straße zusammenhängt. Das Aeußere des zwei Geschoß hohen Palastes, ist im einfachen edlen Styl erbaut. Im untern Geschoß ist rechts das Anmeldezimmer, worin die dienstthuenden Flügeladjudanten verweilten, und die Fahnen und Standarten der Garnison sich befanden. Aus demselben trat man in das Vortragszimmer des Königs. Ueber demselben war das Wohnzimmer des Königs. Die Einrichtung des ganzen Innern im zweiten Geschoß ist prunklos, aber reich mit Kunstsachen, Gemälden aus der neuern Schule, Bildnissen preußischer Feldherren, Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte u. s. w. ausgeschmückt.

Digitized by Google

Das Palais des Prinzen von Preußen, am Opernplatze gelegen, ist in den Jahren 1834 bis 1836 vom Baurath Langhans erbaut worden. Durch einen oberflächlichen Anblick des Gebäudes von den Linden aus, könnte man leicht zu der unrichtigen Meinung verleitet werden, daß in den beschrenkten Grenzen kein Raum für großartige Gemächer sein könne. Eine Besichtigung des Gebäudes widerlegt jedoch diesen Irrthum, denn die Tiefe des Neubaues erstreckt sich von der Lindenpromenade bis zur Behrenstraße hin. Das Hauptgebäude hat eine Front von 195 Fuß, bei einer Tiefe von 65 Fuß, ein hohes Parterre und eine Belle-Etage.

Die Facade im griechischen Style hat außer dem hohen Parterre nur eine Etage, mit dreizehn, 12 Fuß hohen und 6 Fuß breiten Fenstern. Von der Mitte der Facade ist der aus vier Sandstein-Säulen bestehende, zur Unterfahrt und zur Tragung des Balkons bestimmte Portikus aufgestellt, mit 3 Eingangsthüren. Die Krönung der Facade besteht aus einem Hauptgesimse, in dessen hohem Friese Statuen und Wappenschilder angebracht sind. Beim Eintritt durch den Portikus gelangt man in ein großes, hohes Vestibüle, dessen Wände von weißem Stuckmarmor sind, von hier aus sieht man im Hintergrunde eines zweiten, höher liegenden Vestibüles, zu welchem einige Marmorstufen führen, einen runden, mit großen Fenstern geschlossenen Gartensalon. Rechts vom zweiten Vestibüle liegt die große Marmortreppe, welche ihr Licht von oben erhält. Auf der linken Seite des zweiten Vestibüle beginnt die Reihe der zur Wohnung des Prinzen gehörigen Zimmer. während die für Höchst dessen Sohn bestimmten Gemächer die gegenüberliegende Parterreseite einnehmen. Ueberall begegnen wir hier der geschmackvollsten Eleganz, die zugleich Nichts von sich ausschließt, was dazu dienen kann, das Bedürfniß häuslicher Bequemlichkeit und heimischen Wohlbehagens zu befriedigen. Aus der prinzlichen Wohnung führt eine Thür zu der italienischen Pergola, die nach der Seite des Opernplatzes sichtbar ist. Wenden wir uns zu dem zweiten Vestibüle zurück, so gelangen wir durch eine Maueröffnung an der rechten Seite auf Stufen von grauem Marmor, in die überraschend schöne, von obenher durch eine mit Goldmalereien versehene Glaskuppel erleuchtete, runde Treppenhalle, deren Wände mit Stuckmarmor bekleidet, und in den Nischen mit den Statuen der Victoria, Minerva und des Apollo geschmückt sind. Die Marmortreppe theilt sich vom ersten Absatze an, in einem zu beiden Seiten der Wand hinlaufenden Doppelarme zu dem Entree der Belle-Etage führend. Im Hintergrunde erblicken wir einen Wintergarten. Aus dem Entree gelangt man zuerst in das Billard-Zimmer, von da in eine Badehalle, an welche sich die übrigen Gemächer der Prinzessin anreihen. Fürstliche Pracht finden wir auch hier überall mit der höchsten Einfachheit verbunden; sämmtliche Gegenstände sind Erzeugnisse vaterländischer Kunst-Industrie. In dem Ecklabinet befindet sich ein Fenster mit einer 9 Fuß hohen und 5½ Fuß breiten Spiegelscheibe. Aus diesen Gemächern tritt man in den großen Balkon-Saal. Verfolgen wir den Weg nach dem östlichen Flügel, so gelangen wir in die eigentlichen Gesellschaftssalons. Vor allen ragt hier der große runde Tanzsaal hervor, der bei einer Höhe von 48 Fuß, im Durchmesser 60 Fuß hält und mit einer Gallerie umgeben ist, die von zwanzig, 15 Fuß hohen korinthischen Säulen getragen wird. Die kühn gewölbte Kuppel gewährt den täuschenden Anblick des sonnenklaren Himmels. Nahe an der Gallerie schließt sich ein 100 Fuß langer und 32 Fuß tiefer schmuckloser Saal an.

Das Palais des Prinzen Karl am Wilhelmsplatz, früher das Johanniter-Ordenspalais, neu eingerichtet und im Jahre 1828 vom Prinzen in Besitz genommen. Die Fronte am Platze ist 167, die in der Wilhelmsstraße 191 Fuß lang. Das Palais ist im Innern prachtvoll ausgeschmückt. Im untern Geschosse sind die Zimmer des Prinzen, die Waffenhalle aus einer werthvollen, vom Prinzen nach und nach angeschafften Sammlung, von kostbaren Rüstungen und Waffenstücken aller Art bestehend, und ein Bild der orientalischen Pracht darstellend; auch hat hier der berühmte bronzene Kaiserstuhl aus dem Dom zu Goslar, Platz gefunden. Die beiden Glasthüren von altem gebrannten Glase sind ein Geschenk der Stadt Köln. Merkwürdig ist die Haupt-

Digitized by Google

treppe von Gußeisen mit Stufen von schlesischem Marmor, die zu dem obern Geschosse führt, wo sich die Prachtzimmer und Säle nebst der Wohnung der Prinzessin befinden, und an welche sich ein Treibhaus über dem Thorwege schließt.

Das Palais des Prinzen Albrecht, in der Wilhelmsstraße, 1785 von dem Baron von Vernezobre, nach einer Zeichnung aus Frankreich erbaut, seit 1831 zu seiner jetzigen Bestimmung umgeschaffen. Das ganze Grundstück, durch Ankauf einiger Gartenplätze erweitert, enthält 18 Morgen und 154 Quadrat-Ruthen. Es hat drei Stockwerke und ein hohes, trocknes Souterain. In dem schönen Vestibule wird der Eintretende durch eine eiserne, gleichsam à jour gearbeitete Treppe überrascht. Die Zimmer des untern Geschosses rechts werden vom Prinzen, links von der Prinzessin bewohnt. Letztere haben durch mehrere Glasthüren eine leichte Verbindung mit einem 112 Fuß langen und 18 Fuß breiten Wintergarten, in welchem eine ansehnliche Orangerie aufgestellt ist, und welcher bei Festen auf eine geschmackvolle Weise mitbenutzt wird. Das eigentliche, große Apartement befindet sich in der zweiten Etage, in welcher sich neben mehreren Zimmern zwei große Säle in Stuck, reich mit bildlichen Darstellungen verziert, befinden. In einem jener Zimmer sieht man die schönen Gemälde von Schotel, welche die Prinzessin vom Haag bei ihrer Trennung von der Heimath, zum Andenken erhielt. Die beiden Flügelgebäude an der Straße durch Pavillons begrenzt, enthalten Wohnungen für die Oberhofmeisterin und den Hofmarschall. Ein Maschinenhaus mit einer Dampfmaschine von 10 Pferde Kraft, welche die Springbrunnen auf dem Schloßhofe und im Garten, so wie im Wintergarten treibt, und die Gewässer im Garten im lebendigen Zustande erhält. Der am Ende des Gartens befindliche Stall für 60 Pferde, mit geräumigen Wagenremisen, und darüber Wohnungen für Stallbediente, die 87 Fuß lange und 97 Fuß breite Reitbahn; an derselben das 94 Fuß lange und 30 Fuß breite Treibhaus. —

Da außerdem die alte Sternwarte den Anforderungen der Astronomen nicht mehr genügte, so wurde in den Jahren 1833 bis 1836 die neue Sternwarte in der Lindenstraße Nr. 103, vom Oberbaudirector Schinkel, in Kreuzesform erbaut. Im Mittelpunkte, dem Durchschnittspunkte der Hauptrichtungen, steht das berühmte Münchener Fernrohr, unter einer Drehkuppel von 22 Fuß Durchmesser. Rings um die Kuppel läuft ein freier Umgang von 10 Fuß Breite, zur Aufstellung kleinerer Instrumente und Beobachtungen im Freien. Im Innern des Gebäudes entspricht diesem Umfang ein gewölbter Gang, der die Eingangsthüren zu den vier Flügeln enthält, drei dieser Letzteren enthalten die Beobachtungsräume, der südliche ist für Meridianinstrumente bestimmt, und hat zwei Durchschnitte. Der nördliche hat einen Durchschnitt von Ost nach West, in ihm ist das kleine Mittagsfernrohr der alten Sternwarte, von Oertling, mit einem genaueren Kreise, und mehreren anderen Einrichtungen zur leichteren und sichern Bewegung und Feststellung versehen, aufgestellt. Der südliche Flügel ist für die kleineren beweglichen Fernröhre und Meß-Instrumente bestimmt. Große, leicht zu eröffnende Fenster gewähren eine sehr freie Umsicht. Der westliche Flügel enthält die Wohnung für den Director und seinen Gehülfen.

Bereits im Jahre 1802 war auch ein neues Börsenhaus, im Lustgarten neben dem Dom, erbaut worden, in dessen Halle sich die Banquiers und Geldmäkler täglich zwischen 1 und 3 Uhr Nachmittags versammeln.

Von dem Universitätsgebäude haben wir schon früher, als das Palais des Prinzen Heinrich, Erwähnung gethan, in neuerer Zeit wurde dasselbe renovirt, und eben so die königliche Bibliothek, von der wir auch schon oben gesprochen haben. Außer dieser, der königlichen Bibliothek, finden wir in Berlin noch folgende Bibliotheken:

1) Die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, im Akademiegebäude, besteht in Abhandlungen anderer gelehrten Gesellschaften, encyclopädischen Werken und Wörterbüchern.

2) Die Bibliothek des Ober-Tribunals, Lindenstraße Nr. 15.

3) Die Bibliothek des Justizministeriums, Wilhelmsstraße Nr. 74.

Digitized by Google

4) Die Bibliothek des Kammergerichts, im Kammergerichtsgebäude, enthält Werke über alle Zweige der Rechtswissenschaft, so wie sämmtliche Werke über die Landesgesetze.

5) Die Bibliothek der Sternwarte enthält die meisten astronomischen Werke, die in den verschiedenen Ländern erschienen sind.

6) Die Bibliothek der Marienkirche enthält sehr schätzbare Werke in allen Sprachen, so wie mehrere seltene Werke seit Erfindung der Buchdruckerkunst.

8) Die Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums besteht aus 12,000 Bänden, darunter viele höchst schätzbare Werke. Sie wird alljährlich durch neue Acquisitionen vermehrt.

9) Die Bibliothek des berlinischen Gymnasiums besitzt viele alte Klassiker, antiquarische, physikalische, mathematische, historische, geographische, pädagogische und theologische Schriften. Auch auf dem Friedrichs-Werderschen, Friedrich-Wilhelms-, Französischen- und Köllnischen-Gymnasium, findet man eine zahlreiche Bibliothek.

10) Die Bibliothek des auswärtigen Ministeriums ist besonders zahlreich an historischen und diplomatischen Schriften.

11) Die Bibliothek für das Bergwerks- und Hüttenwesen, und die Bibliothek des Ober-Bergamts enthalten Schriften über Bergbau, Chemie, Technologie, Bergrechtslehre ꝛc., und ist im Ober-Bergamtshause in der Lindenstraße.

12) Die Bibliothek der Ober-Baudeputation in der königl. Bauschule enthält architectonische u. dgl. Werke.

13) Die allgemeine Kriegsschule hat eine Bibliothek von französischen, philosophischen und belletristischen Schriften.

Wenn wir nun noch den neuen Anbau des Akademiegebäudes, der Kaserne und des Exercierhauses in der Karlsstraße, der übrigen Exercierhäuser, der Ställe für die Schwadron Garde du Corps, des Militairarrestes in der Lindenstraße, des Neubaues der Gertraudtenkirche und Jerusalemerkirche, so wie der übrigen Kirchen in den Vorstädten, erwähnen, so dürfen wir nur noch hauptsächlich das Nikolaus-Bürger-Hospital besprechen, von dem jedoch bei den Wohlthätigkeits-Anstalten Berlin's näher die Rede sein wird. Doch mag es hier noch einen Platz finden, daß im Jahre 1809 in der Nacht vom 19. auf den 20. September die Petrikirche mit ihrem Thurme, und einer großen Anzahl der sie umgebenden Häuser, abbrannte. Später wurden die Ruinen mit den Grundmauern abgetragen, und da überhaupt der Platz für den Neubau der Kirche zu beengt war, dieselbe nicht wieder aufgebaut. Der Platz, wo sie stand, erhielt den Namen des Petri-Platzes, und wurde mit Bäumen bepflanzt.

Wenden wir uns nun zu den in dieser Periode neu entstandenen Straßen Berlins, so erwähnen wir zuerst: den Anbau in der Gegend des Schiffbauerdamms bis zur Stadtmauer, der jetzt ein besonders Stadtviertel bildet, und zum Andenken Sr. Majestät des letztverstorbenen Königs den Namen der Friedrich-Wilhelms-stadt erhalten hat. Die Anlage jener großen Straße, die von der neuen Wilhelmsstraße aus bis zu dem neuen Thore führt, machte den Bau der Marschallsbrücke nothwendig; diese Straße selbst wurde zu Ehren der verewigten Königin Luisenstraße genannt. Von der Luisenstraße führt die Marienstraße, welche ihren Namen der Prinzessin Maria, Gemalin des Prinzen Karl, verdankt, zur Albrechtstraße. Von der Friedrichsstraße, der Garde-Kaserne gegenüber, geht die, nach dem Prinzen Karl benannte, Karlsstraße über die Albrechtsstraße nach der Unterbaumsstraße, und zeichnet sich durch das bereits erwähnte Exercierhaus und die Kaserne aus. Die Schumannsstraße, zum Andenken des Mannes so genannt, der die ersten Anlagen in diesem neuen Stadttheile machte, führet von der Charitéstraße über die Luisenstraße nach der Albrechtsstraße. Letzterer hat der jüngste Sohn des verstorbenen Königs, der Prinz Albrecht, den Namen gegeben, und bei dem Schiffbauerdamm anfangend, geht sie zur Schumannsstraße.

Von der Rosenthaler-Vorstadt haben wir schon früher gesprochen, und erwähnen nur noch der Oranienbuerger-Vorstadt, die sich von dem Oranienburgerthore bis nördlich an die Reinickendorfer-Haide und das Lui-

Digitized by Google

senbad, östlich an die Rosenthaler-Landstraße, westlich an den Schönhauser-Graben und südlich an die Rosenthaler-Vorstadt erstreckt, und in dieser Epoche nebst ihrer Benennung auch eine förmliche Straßeneintheilung erhalten hat. Merkwürdig ist in diesem Stadttheile die königliche Eisengießerei, Invalidenstraße No. 92, ein wichtiges Werk, welches zum Oberbergamte gehört und im Jahre 1804 vom Minister Grafen von Redern veranlaßt wurde. Die erste Anlage geschah da, wo sonst die Schleifmühle, an der Panke war. Sie ist jetzt dergestalt erweitert, daß nicht nur die kleinsten Figürchen und feinsten Kettchen daselbst gearbeitet werden können, sondern auch Statuen, Büsten, kolossale Denkmäler, Brükkenbogen, Räder- und Walzenwerke zu Maschinen aller Art. Neben der Eisengießerei sieht man das Invalidenhaus, in der Invalidenstraße, welche zur Oranienburger- und Rosenthaler-Vorstadt gerechnet wird, da sie von dem Schönhauser-Graben bei der Sandbrücke, bis zur Brunnenstraße am Rosenthalerthore geht. Beim Oranienburgerthore ist die älteste, am Meisten ausgebaute Straße, die Chausseestraße, wo man links mehrere Kirchhöfe, von beiden Seiten aber mehrere Gastwirthschaften, und hinter einer derselben, dem Lisenschen Kaffeehause Nr. 39, eine Badeanstalt; Nr. 3 aber die Egelsche Maschinenbauanstalt; Nr. 4 eine Privateisengießerei (die neue Berliner genannt) von Egels und Woderb ꝛc. sieht. Die Chausseestraße berührt die hierher gehörige Hälfte der Invalidenstraße, und geht über die alte und neue Pankbrücke zur Müllerstraße, welche bis zur Reinickendorfer Haide führt. Links oder westlich von derselben sind: die Haidestraße, Fennstraße, Kirschallee, Torfstraße, Triftstraße, Seestraße; rechts von der Chaussee- und Müllerstraße, die Neustraße, Reinickendorferstraße, Gerichtsstraße, Plantagenstraße, Ruheplatzstraße, Schulstraße, Weddingstraße, Hochstraße, Wiesenstraße, Pankstraße, Badstraße, Uferstraße, Kolonienstraße, Sandstraße, Wollstraße und Exercierstraße, zusammen 24½ Straßen, alle ungepflastert und wenig angebaut, deren Benennung sich leicht ohne weitläuftige Erörterungen, aus dem erklären lassen, was überhaupt über diese sandige, zum Theil an der Panke, zum Theil in der Gegend des aus einer Sammlung Kolonistenhäuser gegenwärtig bestehenden Vorwerks Wedding, auf dem Wege nach Reinickendorf, oder um das Hochgericht herum gelegenen Vorstadt, schon früher gesagt worden ist.

Auf eine ähnliche Weise wurde auch die Köpnicker-Vorstadt, welche seit dem Jahre 1802, nach der verewigten Königin Luise, den Namen der Luisenstadt erhielt, angebaut, und mit ziemlicher Bestimmtheit sehen wir außerdem dem vollständigen Anbau des sogenannten Köpnicker-Feldes entgegen. Die öffentlichen Gebäude, welche in diesem Stadttheile in neuerer Zeit angelegt worden sind, ausführlicher zu erwähnen, führt uns zu weit. Wir nennen hier nur: die königlichen Magazingebäude an der Spree, und die Kasernen in der Köpnickerstraße. Das Köpnickerfeld selbst ist schon seit längerer Zeit in 31 neue Straßen abgetheilt, die im Ganzen genommen 3½ Meile lang und je 4 bis 5 Ruthen breit sind. Hierzu kommen noch 11 größere und 6 kleinere, öffentliche Plätze. Außer der Dresdner- und Köpnickerstraße und der zur Luisenstadt gehörenden Hasenheger-, Husaren- und Kommandanten- und theilweise auch der Lindenstraße sind hier noch zu nennen: die alte Jakobsstraße, welche von der Husarenstraße, Orangenstraße (hinter derselben die Feldstraße,) Todtengasse, (jetzt Kürassierstraße), Stallschreibergasse, Sebastianstraße, und von der Hälfte der neuen Roßstraße berührt wird, und ihren Namen vom Jakobskirchhofe, jetzt Luisenkirchhofe, hat. Hierauf folgt die neue Jakobsstraße, und gleich auf diese die Köpnickerstraße, welche bis zum Schlesischenthore geht, von dem noch die Kommunikation nach dem Stralauerthore und dem Oberbaum führt. Die Köpnickerstraße hat noch auf und hinter der einen Seite die Aufschwemme und Wassergasse, die an der Spree grenzen, die Brückenstraße, die Ohmgasse, von dem daran stoßenden Garten des Kunstgärtners Ohm und die Holzmarktgasse, mit dem Ohmschen Garten Nr. 4. Von der neuen Roßstraße geht



Digitized by Google

die Dresdnerstraße nach dem Kottbusser-Thore, und die Schäfergasse nach dem Schlesischen-Thore. Die alte Jakobsstraße erhielt außer einen bedeutenden Zuwachs durch die sogenannte verlängerte Jakobsstraße. In der sogenannten verlängerten Junkerstraße ist zwar der beabsichtigte Durchbruch durch die Lindenstraße noch nicht ausgeführt, doch entstehen daselbst täglich noch neue Häuser.

In der Friedrichsstadt wird ebenfalls an einer Verbindungsstraße zwischen der Friedrichs- und Markgrafenstraße gearbeitet, so wie an einer Verlängerung der Charlottenstraße bis zur Lindenstraße; außerdem wurde die Anhaltstraße erbaut, welche die Wilhelmsstraße mit der Stadtmauer verbindet, und durch diese Letztere ein neues Thor, das Anhaltisches-Thor durchgebrochen. Den Anlaß zur Entstehung dieser Straße und des Thores gab die Berlin-Anhaltische Eisenbahn; und überhaupt bilden die Eisenbahnen einen ganz eigenen Abschnitt in der Kulturgeschichte der Residenzstädte, so daß wir, ungeachtet des beschränkten Raumes, dennoch nothgedrungen einige Augenblicke bei demselben verweilen müssen.

Die erste dieser projectirten und zur Ausführung gekommenen Bahnen ist die Berlin-Potsdamer Eisenbahn. Die Idee derselben ging vom königl. Justiz-Commissarius Herrn Robert aus, und nachdem die königliche Genehmigung wegen des Baues derselben eingeholt war, wurde dieser, nach dem von dem Geheimen Ober-Bau-Rath Crelle entworfenen Plane, mit einem Kostenaufwande von circa einer Million Thaler, in sehr kurzer Zeit ins Werk gerichtet. Sie ist das Eigenthum einer Actiengesellschaft, die als Corporation bestätigt wurde. Die zweite Eisenbahn, welche nach dieser ihre Vollendung erreichte, war die Berlin-Anhaltische, durch welche, wie wir oben vorher gesagt haben, der Bau des neuen Thores und der neuen Straße bedingt wurde. Im Jahre 1842 wurde auch die Berlin-Stettiner Eisenbahn, wenigstens bis auf eine größere Strecke, beendet, so wie die Berlin-Frankfurter Eisenbahn vollendet; und sämmtliche Bahnhöfe der verschiedenen Eisenbahnen, mit den dazu gehörigen Gebäuden, bilden eine vollkommene Zierde der Residenzstädte.

Was die innere Verwaltung der Stadt anbetraf, so wurde in Folge der Städteordnung vom Jahre 1808, das sonst mit dem Magistrat verbundene Stadtgericht ganz und gar von demselben getrennt, und diese erste Gerichtsbehörde für die Bürgerschaft und für alle Gewerbtreibende, oder für die Uneximirten (indem die Eximirten, worunter besonders alle Staatsdiener verstanden werden, der Gerichtsbarkeit des Kammergerichts unterworfen sind) wurde nunmehr eine königliche Behörde, der man das bis zum Jahr 1806 zur Amtswohnung des Gouverneurs von Berlin gewidmete Gebäude, Königsstraße Nr. 19, einräumte; sie besteht aus zwei Directoren, 23 Mitgliedern, an 200 Auskultatoren und 66 anderen Beamten. Zum Stadtgericht gehört noch ein städtisches Vormundschaftsgericht, eine Hypotheken-Commission, eine Civil- und Criminal-Deputation und endlich eine Fabriken-Deputation, die theils ihre Geschäftslokale in dem berlinischen Rathhause haben, mit Ausnahme der Criminal-Deputation, die, weil die Stadtvoigtei, am Molkenmarkt Nr. 1, das Gefängniß der Nichteximirten ist, ihre Sitzungen dort in Nr. 3 hält, seitdem die allgemeine Wittwenverpflegungsanstalt von da nach der Schützenstraße Nr. 7 verlegt worden ist. — Da durch die Kabinets-Ordre vom 30. Oktober 1809 alle Ober- und Untergerichte der französischen Colonie aufgehoben worden sind, so ist deren Gerichtsbarkeit zu den deutschen Gerichten übergegangen, und die Mitglieder der französischen Gemeinde in Berlin, etwa 5000 an der Zahl, ressortiren entweder vom Stadtgerichte oder vom Kammergerichte, nachdem sie Eximirte oder Nichteximirte sind. Das Justizamt Mühlenhof (Mühlendamm Nr. 32) ist ein besonderer Gerichtshof, der die Civil- und Criminalgerichtsbarkeit über die nicht eximirte Personen in mehreren Dörfern um Berlin hat.

Bei Einführung der Städteordnung wurde auch das Polizeiwesen von der Würde eines Stadtpräsidenten ganz getrennt, und der Magistrat hatte von nun an mit diesem Verwaltungszweige nichts zu thun. Es ent-

Digitized by Google

stand dagegen für alle Zweige des Polizeiwesens, Ordnung, Gesundheit, Sicherheit, Aufsicht über die Fremden, Feueranstalten und Reinigung, Gesinde-Comtoire u. s. w., ein eigenes Polizei-Präsidium zu Berlin, welches einige Zeit, als bei Vermehrung der Staatsministerien ein Polizeiministerium errichtet wurde, von demselben ressortirte, bei der jetzigen Vereinigung des Polizeiministeriums mit dem Ministerium des Innern aber vom Letzteren abhängt; es besteht aus einem Präsidenten, vier Mitgliedern, sieben Subalternbeamten, auch zwei Stadtphysicis, und ist mit der Polizeiverwaltnng in Berlin und dessen Weichbilde beauftragt. Von diesem Präsidio ist die Polizei-Intendantur in Berlin, aus einem Intendanten und mehreren Räthen bestehend, die Eichungs-Commission für Maaß und Gewichte in Berlin, die Commission zur Prüfung von Bauhandwerkern, die große Heilanstalt der Charité, die königliche Thierarzneischule und alle approbirten Aerzte der Hauptstadt abhängig.

Den Stadtmagistrat bilden 1 Oberbürgermeister, 1 Bürgermeister, 11 besoldete und 16 unbesoldete Stadträthe, und die erforderliche Anzahl von Büreaubeamten. Der Oberbürgermeister wird von dem König aus 3, von den Stadtverordneten vorgeschlagenen Candidaten ernannt. Sein Amt bekleidet er 6 Jahre, ist aber nach Ablauf derselben von neuem wählbar. Ebenso werden sämmtliche Magistratsmitglieder von den Stadtverordneten gewählt und vom Minister des Innern bestätigt. Die Büreaubeamten aber werden vom Magistrat selbst mit Uebereinstimmung der Stadtverordneten angestellt; ihre Besoldung wird von den Letzteren festgesetzt. Das Plenum des Magistrats versammelt sich Dienstags und Freitags im berliner Rathhause, Spandauerstraße Nr 55

Zur Verwaltung besonderer Angelegenheiten der Stadt bestehen Deputationen: eine städtische Schuldeputation, Gewerbesteuer-Deputation, Baudeputation, Forst- und Oekonomie-Deputation ꝛc.

Der Staat hat durch das allgemeine Gesetz der Städteordnung den Stadtgemeinden beinahe mit völliger Selbstständigkeit die Besorgung ihrer Haushaltungsangelegenheiten überlassen, und dazu zwei Körperschaften, den Magistrat und die Stadtverordneten angeordnet. Die Letzteren, durch die freie Wahl ihrer Mitbürger berufen, bilden eine Versammlung von 102 Bürgern. Beide Collegien sind einander weder vorgesetzt noch untergeordnet. Die Stadtverordneten-Versammlung ist die beschließende, der Magistrat die ausführende Behörde; ehe er aber die Beschlüsse ausführt, ist er verpflichtet, sie zu prüfen. Die Stadtverordneten-Versammlung, ohne sich im Geringsten in die Ausführung zu mischen, ist jedoch berechtigt, sich von der richtigen und zweckmäßigen Ausführung ihrer Beschlüsse zu überzeugen, und der Magistrat muß ihr Alles vorlegen, was erforderlich ist, um ihr diese Ueberzeugung zu verschaffen. Sind aber die Beschlüsse unzweckmäßig, oder gar gesetz- und verfassungswidrig, und steht ihnen das allgemeine Interesse des Staats entgegen, so ist der Magistrat, nach §. 105 der neuen Städteordnung, so verpflichtet als berechtiget, dieselben zu verwerfen, und die Ausführung unbedingt zu versagen. Sind die Beschlüsse unzweckmäßig oder schädlich, ohne grade gesetzwidrig zu sein, so läßt die alte Städteordnung es in Zweifel, wie eine Meinungsverschiedenheit zwischen Magistrat und Stadtverordneten entschieden werden solle. Viele Stellen aber, namentlich die §. § 109, 110, 126 und 183 der alten Städteordnung, lassen schließen, daß, wenn die Sache nur eine Haushaltungsangelegenheit betrifft, es bei der Meinung der Stadtverordneten bewenden müsse. Findet aber der Magistrat bei Bestimmungen der Stadtverordneten über die öffentlichen Geldbedürfnisse und deren Deckung, worüber die Stadtverordneten zu entscheiden haben, Bedenken, und fürchtet er Gefahr und Nachtheil für das Gemeinwesen, oder für die Erreichung der Staatszwecke, so hat er nach §. 184 der alten Städteordnung, die Entscheidung der Staatsbehörde einzuholen. Diese Ausnahme scheint die Regel, daß es nach der alten Städteordnung, in anderen Haushaltungsangelegenheiten bei dem Beschlusse der Stadtverordneten sein Bewenden behalte, nur noch mehr zu bestätigen.

Nach der neuen Städteordnung §. 115 dagegen, hat der Magistrat, wenn er einen Beschluß zwar nicht für gesetzwidrig, aber für unzweckmäßig und dem Gemeindewohl für nachtheilig hält, das Recht, die Entschei-



Digitized by Google

dung der Regierung über die Meinungsverschiedenheit einzuholen.

Der Magistrat ist nach §. 47 Vorsteher der Stadt, dessen Befehlen die Stadtgemeine, folglich auch die Stadtverordneten-Versammlung unterworfen ist; er ist aber auch Organ der Staatsregierung und ihrer Gewalt, und hat daher die Besorgung der in der Stadt vorkommenden Regierungsgeschäfte. Der Magistrat muß also auch vermöge dieser Stellung berechtigt sein, den Vorsteher der Stadtverordneten zu seiner Schuldigkeit anzuhalten, ohne erst, besonders bei dringenden Fällen, den zeitraubenden Umweg der Beschwerde bei der Regierung zu ergreifen, um einen eigensinnigen, oder von unrichtigen Ansichten geleiteten Stadtverordneten-Vorsteher zu dem, was ihm gesetzlich obliegt, zu vermögen, z. B. eine Versammlung anzuberaumen und einen Beschluß zu bewirken. Dies ergiebt sich auch ganz unbestreitbar aus der alten Städteordnung §. 178 e., nach welchem zur alleinigen Competenz des Magistrats alle Beschwerden über die verzögerte Erledigung der Geschäfte gehören. Ist auch der Magistrat in sehr vielen Fällen durch die Beschlüsse der Stadtverordneten-Versammlung gebunden, so kann doch dies nicht hindern, daß er als ausführende, für das Interesse der Stadt und die öffentliche Ordnung verantwortliche Behörde, das Recht haben müsse, gegen unbefugte Widersetzlichkeit Zwangsmaßregeln anzuwenden. Welche Art derselben er als die wirksamste wählen will, muß, wenn sie ungesetzlich sind, seinem Ermessen überlassen bleiben. So kann er z. B., wenn der Vorsteher der Stadtverordneten seine Anforderungen unbefolgt läßt, den Stellvertreter desselben veranlassen, die Stadtverordneten zu einer Versammlung einzuladen.

Wo zwei Behörden in einem gemeinschaftlichen Wirkungskreise thätig sind, da muß redliches Einverständniß herrschen, wenn ihr Bestreben und Unternehmen gute Früchte bringen sollen, daß die Ansichten und Meinungen der Menschen über manche Sache verschieden sind, und sich einander entgegenstellen, liegt in der Natur der Dinge; aber es liegt auch in der Natur des menschlichen Verstandes die unabweisliche Forderung, das Wahre und Falsche so lange zu prüfen, bis es mit Klarheit erkannt wird; dabei kommt es nun darauf an, wie solches jedesmal am Zweckmäßigsten zu bewirken. Entstehen zwischen Collegen Meinungsverschiedenheiten, so nehmen sie gewöhnlich ihre Zuflucht zu schriftlichen Mittheilungen. Wie schwer und zeitraubend diese Vermittelung ist, weiß Jedermann; aber eben so bekannt ist es auch, daß durch mündliches Verhandeln in einer Stunde oft mehr ausgerichtet wird, als durch tagelanges Niederschreiben. Den Magistraten und Stadtverordneten ist aber der letzte Weg, der hier grade am geeignetsten ist, die entstandenen Mißverständnisse zu heben, nach der alten Städteordnung abgeschnitten. Der §. 113 des Gesetzes bestimmt, daß Niemand, der nicht wirklicher Stadtverordneter ist, also auch kein Magistratsmitglied, den Sitzungen der Stadtverordneten beiwohnen soll. Nur dem Syndicus des Magistrat's ist gestattet, bei Berathungen über rechtliche Gegenstände den Vortrag zu machen. Die natürliche Folge davon ist, daß kein Stadtverordneter zu den ordentlichen Sitzungen des Magistrats zugelassen wird.

Den nachtheiligen Folgen dieser Beschränkung ist in der neuen Städteordnung dadurch vorgebeugt worden, daß nach dem §. 111 dem Magistrat und den Stadtverordneten erlaubt ist, gegenseitig Deputirte zu ihren Sitzungen abzuschicken, wenn es zur Erläuterung ihrer Beschlüsse, oder zur Vorbereitung derselben nöthig ist. Um jedoch die Unabhängigkeit der Beschlüsse beider Stadtbehörden nicht zu gefährden, müssen sich die Deputirten vor der Abstimmung wieder entfernen.

Diese Bestimmung wird da, wo die revidirte Städteordnung gilt, gewiß verhüten, daß Mißverständnisse zwischen dem Magistrat und den Stadtverordneten nicht in Zerwürfnisse und unangenehme Reibungen ausarten. Da der Gesetzgeber dieses Zusammentreten beider Behörden, sich deutlich und vollständig über ihre Absichten zu erklären und die gegenseitigen Gründe leicht und ohne gegenseitigen Schriftwechsel zu entwickeln und auszugleichen, als zweckmäßig erkannt hat, so wird gewiß keiner Stadt, welche die alte Städteordnung beibehalten hat, die Erlaubniß versagt werden, diese Maßregel in An-

Digitized by Google

wendung zu bringen. Es ist daher sehr zu wünschen, daß die Städtegemeinden darum bitten und in vorkommenden Fällen davon Gebrauch machen. Dem Magistrat ist jedoch in der alten Städteordnung nirgends untersagt, eine Deputation der Stadtverordneten-Versammlung zu seiner Sitzung einzuladen.

Die Gemeindeangelegenheiten, welche der Magistrat nicht selbst bearbeitet, werden unter seiner obern Leitung durch Deputationen verwaltet. Zu diesen gehören: 1) Die Armendirection, für das gesammte Armenwesen der Stadt; derselben sind zunächst untergeordnet, das Friedrichswaisenhaus, das Arbeitshaus, das neue Hospital, das Koppensche-, das Dorotheen- und das Splitthaus-Hospital. Sie hat ferner zu beaufsichtigen die in der ganzen Stadt vertheilten 56 Armenkommissionen, welche die Bedürftigkeit der nicht in Hospitälern befindlichen Armen ausmitteln, dieselben theils durch ein monatliches Armengeld, theils durch eine außerordentliche Hülfe unterstützen, den kranken Armen Anweisung auf ärztliche Hülfe und Arznei ertheilen, ferner auch über die in den Bezirken untergebrachten Waisen die Aufsicht führen, für ihren freien Schul-Unterricht sorgen, die Armuthsverhältnisse einzelner Personen begutachten und darüber Atteste ertheilen. 2) Die Servis- und Einquartierungsdeputation. 3) Die Baudeputation. 4) Die Forst- und Oekonomiedeputation. 5) Die Deputation für die königliche Gewerbesteuer. 6) Die städtische Schuldeputation für die höheren Stadtschulen, die sämmtlichen Parochial-, Armen- und Privatschulen und die jüdischen Schulen. 7) Die Deputation zur Verwaltung des Gesindebelohnungsfonds. 8) Die Deputation für Erhebung der Hundesteuer. 9) Die Deputation zur Verwaltung des Stadtvoigteigefängnisses. 10) Die Vorspanndeputation. 11) Das Kuratorium der Rathswagen, und 12) Das Kuratorium der städtischen Stipendienstiftung.

Die berliner Garnison besteht, a) aus dem zweiten Garde-Regiment zu Fuß, 1. und 2. Bataillon; Kaserne, Friedrichsstraße Nr. 107; dem Füsilierbataillon; Kaserne Karlsstraße, dem Exercierhause gegenüber; Garnisonlazareth, Kasernenstraße Nr. 6; b) aus dem Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiment, Kaserne Alexanderstraße Nr. 56; Füsilierbataillon ist einquartirt; Lazareth, Königsgraben 17; c) Kaiser-Franz-Grenadier-Regiment; Kaserne, Kommandantenstraße Nr. 29, 30 und neue Friedrichsstraße Nr. 5, 6; Füsilier-Bataillon-Kaserne, Alexanderstraße Nr. 10, 11; Lazareth, neue Grünstraße Nr. 18; d) Garde-Schützen-Bataillon; Kaserne, Köpnickerstraße Nr. 14; Lazareth, daselbst; e) Stamm der Garde-Landwehr, Lindenstraße Nr. 4, Garnison-Lazareth; f) Stamm von 6 Kompagnien des 20. Landwehrregiments, ist einquartirt; Garnison-Lazareth; g) 1 Eskadron des Regiments Garde du Corps; Kaserne, Charlottenstraße Nr. 23; Lazareth, Bauhofsgasse Nr. 6; h) Garde-Kürassier-Regiment; Kaserne und Ställe, Feldstraße Nr. 39; Lazareth, Husarenstraße Nr. 2; i) Garde-Dragoner-Regiment; Kaserne und Ställe, Feldstraße Nr. 6, Husarenstraße und am Halleschenthor; Lazareth, Husarenstraße Nr. 2; k) Garde-Ulanen-Landwehr-Regiment; Kaserne und Ställe, Wilhelmsstraße Nr. 3, 4, Belle-Allianceplatz Nr. 17 und Georgenstraße; Lazareth, Belle-Allianceplatz Nr. 13; l) Garde-Artillerie-Brigade, 3 reitende Kompagnien; Kaserne, Friedrichsstraße Nr. 118; 9 Fuß- und 1 Handwerkskompagnie, Kupfergraben Nr. 1; Kaserne, Weidendamm Nr. 1—3; Garnison-Lazareth; m) Garde-Pionier-Abtheilung; Kaserne und Lazareth, Köpnickerstraße Nr. 14; n) Lehr-Eskadron; Kaserne und Ställe, Lindenstraße Nr. 36; Lazareth, Belle-Allianceplatz Nr. 13; o) ein Kommando reitender Feldjäger und Gensd'armerie.

Die Garde-Unteroffizier-Kompagnie, im Jahre 1829 errichtet aus den verdientesten und rüstigsten Unteroffizieren der 6 Garde-Garnison-Compagnien, 60 Mann stark, mit der Bestimmung, die königlichen Schlösser und Gärten zu bewachen, und bei festlichen Gelegenheiten im Innern der Schlösser den Ehrendienst zu versehen. Für gewöhnlich tragen sie blaue Ueberröcke mit rothen Kragen und der silbernen Unteroffizier-Tresse, Achselklappen, weiße Knöpfe, Wachstuchmützen und weißes Lederzeug; außerdem haben sie noch eine Paradeuniform. Ein Flügeladjudant führt das Kommando, und 3 Subalternoffiziere von verschiedenen Garderegi-

Digitized by Google

mentern kommandirt, haben den Dienst als Offiziere der Kompagnie.

Militairische Wachen sind an folgenden Thoren am Brandenburger-, Potsdamer-, Halleschen-, Cottbusser-, Stralauer-, Prenzlauer-, Rosenthaler-, Hamburger-, Anhaltischenthor und am Unterbaum. Wachen innerhalb der Stadt: die Hauptwache auf dem zweiten Schloßhofe, und die Wache im Schweizersaale, die Königswache im Zeughause, Mauerstraße, Spittelmarkt, in der Lindenstraße, im Schlosse Monbijou und auf dem neuen Markt. In der Stadtvoigtei, Hausvoigtei und im Arbeitshause ziehen besondere Wachen auf; 1 Wache in Moabit bei den Pulverhäusern; 1 Wache auf dem Artillerieschießplatz; 1 Wache in der Hasenhaide bei den Schießständen und 1 Wache im Carlsgarten ebenfalls in der Hasenhaide. Die Kasernen haben ihre eigene Wachen. Die Wachen am Halleschen- und Anhaltischenthore sind mit Kavallerie besetzt, alle andern mit Infanterie. Sämmtliche Wachen werden täglich von einem andern Regiment bezogen.

Die öffentliche Sicherheit und Ordnung wird durch die Polizeibeamten, Gensd'armerie und Militairwachen, gehandhabt. Bei entstehenden Schlägereien und Aufläufen, es sei auf der Straße oder in den Häusern, sendet die nächste Wache sogleich auf erhaltene Nachricht hinlängliche Mannschaft, um die Ordnung herzustellen. Lassen sich die Ruhestörer in der Güte nicht zurechtweisen, so werden die Urheber und zugleich diejenigen arretirt, welche sich darin mischen; dagegen werden die in Schutz genommen, welche den Mißhandlungen des Pöbels ausgesetzt sind.

Wenn im Angesicht der Wachen, Patrouillen, detaschirter Mannschaften, einzelner Schildwachen, Polizeibeamten, Gensd'armen, gegen die, wegen Tabackrauchens auf der Straße, des schnellen Fahrens und Reitens, des muthwilligen Beschädigens öffentlicher Statuen, Kunstwerke, Bäume u. a., so wie auch des Reitens, Fahrens oder Karrens auf dem Bürgersteige u. a., bestehende polizeiliche Verordnungen von Jemanden gehandelt wird, so sind Erstere befugt und verpflichtet, die Contravenienten zur Beobachtung der Ordnung anzuweisen, im Falle der Widerspenstigkeit aber, oder, wenn schon Schaden geschehen ist, sie zur Haft zu bringen.

Den nicht im wirklichen Dienst befindlichen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten stehet die Befugniß nicht zu, wegen Privatstreitigkeiten irgend eine Person arretiren zu lassen, oder selbst zu arretiren; vielmehr müssen sie, wenn sie zur Verhütung oder Bestrafung eines Verbrechens nothwendig werden, sich deshalb an die nächste Wache wenden oder den Schuldigen mit dahin nehmen.

Die Gensd'armerie ist im Allgemeinen bestimmt, überall die Polizeibehörden in Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung, und in Handhabung der deshalb bestehenden Gesetze und Anordnungen zu unterstützen. Ein Wachtmeister vom hiesigen reitenden Gensd'armerie-Corps, findet sich täglich bei der Polizei-Inspection ein, und hat die Aufträge zu Patrouillen und Revisionen der Gensd'armen zu empfangen. Die Gensd'armerie hat daher auf öffentlichen Straßen, Plätzen, Märkten, Jahrmärkten, bei Volkszusammenkünften, Festlichkeiten und Lustbarkeiten in der Umgegend von Berlin, wo keine Polizeibeamten sind, in den Gasthöfen und anderen öffentlichen Häusern und Oertern, bei Feuers-, Wassers- und überhaupt bei jeder nahenden Gefahr, so wie bei besorglichen oder entstandenen Schlägereien und Zusammenläufen, Ruhe, Ordnung und Sicherheit, als bewaffnete Macht zu erhalten oder wieder herzustellen; ferner auf die Erhaltung der öffentlichen Straßen und Wege, Alleen, Anlagen, Statuen zu achten, auch über Verhütung ansteckender Krankheiten, der Beschädigung durch bösartige Thiere, Wald- und Jagdfrevel zu wachen. Jedermann ist schuldig den Aufforderungen und Anordnungen der Gensd'armen, eben so wie denen der Militairwachen und Polizeibeamten unbedingte Folge zu leisten; die Gensd'armerie steht sowohl überhaupt, als auch besonders in Beziehung auf Unverletzbarkeit in dem Verhältnisse des kommandirten Militairs und der Schildwachen, und ist befugt, wenn in ihren Dienstverrichtungen Gewalt und Thätlichkeit gegen sie ausgeübt wird, und solchen durch gelinde Mittel

Digitized by Google

nicht begegnet werden kann, sich ihrer Waffen, jedoch mit möglichster Schonung zu bedienen.

Für die nächtliche Sicherheit wird durch die von den Militairwachen ausgehenden Patrouillen und die polizeiliche Nachtwachtanstalt gesorgt. Letztere besteht in 150 Nachtwächtern, die zunächst unter der Aufsicht von 10 Nachtwachtmeistern stehen. Die Nachtwächter sind blau uniformirt und mit einem langen Spieß bewaffnet. Eine Pfeife dient ihnen, die Stunden, und ein Horn, den Ausbruch einer Feuersbrunst anzuzeigen. Sie haben für die nächtliche Ruhe auf den Straßen, das Schließen der Häuser u. a. m. zu sorgen, und auf Diebe zu wachen. Sind sie zum Schließen der Häuser nach der zehnten Stunde von dem Eigenthümer nicht beauftragt, und deshalb mit keinem Schlüssel versehen, so müssen sie das Offenstehen der Hausthüre dem Eigenthümer sogleich anzeigen. Wegen widerspenstiger Ruhestörer veranlassen sie durch ihre sogenannte Nothpfeife das schleunige Zusammenkommen mehrerer Nachtwächter, oder sie verlangen in dringenden Fällen von der nächsten Wache Hülfe. In den Monaten Juni und Juli treten sie ihr Amt um eilf Uhr; in den andern Monaten um zehn Uhr an, und verlassen es im Winter um sechs Uhr, im Sommer um vier Uhr.

Das Stadtgericht, Königsstraße Nr. 19, aus zwei Directoren und 28 Mitgliedern bestehend, verwaltet die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit über sämmtliche nicht eximirte Einwohner und Grundstücke, innerhalb der städtischen Grenzen, außerdem aber auch auf den Kämmereidörfern: Lichtenberg, Mariendorf, Mariensfelde, Reinickendorf, Rixdorf, Stralau und Waltersdorf. Die Geschäfte werden in folgenden sieben Abtheilungen verwaltet.

1) Das Plenum. Es hat seine Sessionen Dienstags und Freitags. Vor dasselbe gehören Rechtsstreitigkeiten, deren Gegenstand den Betrag von 50 Thlr. übersteigt, Requisitionen, Subhastationen und Administrationen, Credit-, Concurs- und Nachlaßsachen. Mündliche, dahin einschlagende Gesuche können täglich in der Anmeldungsstube zu Protocoll gegeben werden. Zur Aufnahme aller Arten von Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, besonders zur Auf- und Annahme letztwilliger Verordnungen wird von Monat zu Monat eine besondere Commission ernannt, welche Angelegenheiten dieser Art sofort ohne Weiteres auf mündliches oder schriftliches Anmelden, auch, wenn es verlangt wird, außerhalb der Gerichtsstelle, bearbeitet, die jedesmaligen Mitglieder dieser Commission sind in der Registratur zu erfragen. Das Plenum besteht aus 1 Director und 16 Stadt-Justizräthen als Mitglieder.

2) Abtheilung für Credit-, Subhastations- und Nachlaßsachen. Sie hält Sonnabends ihre Sessionen. Vor dieselbe gehören alle Gegenstände der bezeichneten Art, die Administrations-, Amortisations- und Todeserklärungssachen, Aufgebote verfallener Pfänder, Nachlaß- und Erbschafts-Legitimationssachen; sie hat einen Dirigenten und 4 Mitglieder.

3) Deputation zur Bearbeitung der Mandats- und summarischen Prozeßsachen. Ihre Sessionen hat sie Dienstags und Freitags unter 1 Dirigenten und 2 Mitgliedern.

4) Die Hypothekendeputation. Sie hat einen Hypothekenrichter, ein Archiv-Secretariat mit 10 Subalternen. Die hypothekarischen Angelegenheiten werden beim Plenum bearbeitet. Die Aufnahme der dahin einschlagenden Verhandlungen geschieht auf schriftliches oder mündliches Anmelden in der Hypothekenstube, Königsstraße Nr. 15 (auf dem berliner Rathhause), auch, wenn es verlangt wird, außerhalb der Gerichtsstelle, von einem ein für alle Mal dazu ernannten Commissarius

5) Die Cwildeputation. Vor dieselbe gehören Streitigkeit, davon der Gegenstand 50 Thlr. und weniger beträgt. Die schleunigen Mieths- und Injuriensachen. Sie hat 6 Mitglieder, eben so viel Abtheilungen und Verhörzimmer, und ist täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, versammelt.

6) Die Fabrikendeputation, Königsstraße Nr. 15, im berliner Rathhause, in der Hypothekenstube, Donnerstag von acht Uhr. Vor dieselbe gehören alle Streitigkeiten der Fabrikherren unter sich und gegen ihre Arbeiter in Injurien- und Schuldsachen, mit Ausschluß

Digitized by Google

der Wechselklagen, so wie die Untersuchungen der gegen die Fabrikgesetze begangenen Uebertretungen. Zur Aufnahme von Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, welche das Fabrikwesen betreffen, ist das Gericht nur in so fern befugt, als der Gegenstand nicht die stempelpflichtige Summe erreicht. In Bagatell- und Injuriensachen, desgleichen in Untersuchungen, worauf es auf eine Geldbusse von 5 Thlr., oder eine Gefängnißstrafe von acht Tagen höchstens ankommt, faßt das Fabrikengericht das Erkenntniß selbst ab; in anderen Sachen reicht es die geschlossenen Acten dem Plenum, und, nach Unterschied, der Criminaldeputation des Stadtgerichts zum Spruche ein. In schleunigen Fällen kann es ein Interimisticum reguliren und widerspenstige Arbeiter durch Zwangsmittel zu ihrer Schuldigkeit anhalten. Den technischen Mitgliedern steht nur eine berathende Stimme zu. Dabei sind angestellt 1 Richter (Stadt-Justizrath), 2 technische Mitglieder und 1 Subaltern.

7) Die Criminaldeputation, Molkenmarkt Nr. 3, aus 1 Director und 7 Mitgliedern bestehend, hat ihre Sessionen Mittwochs und Sonnabends, führt die Untersuchungen und erkennt in Fiscalischen- und Criminalsachen. Mündliche Gesuche können täglich im Verhörzimmer zu Protocoll gegeben werden. Das Exekutionswesen besorgt ein besonderer Inspector durch mehrere Exekutoren.

Mit dem Protokollführen und Instruiren werden Auskultatoren beschäftigt, die ihr erstes Examen gemacht haben, und deren Zahl sich auf 170 beläuft. Zur Prozeßpraxis sind 24 Justizkommissarien. Zu Revisionen der kaufmännischen Bücher und zur Abschätzung der verschiedenen Arten von beweglichen und unbeweglichen Gegenständen ist die erforderliche Anzahl von sachkundigen Taxatoren angestellt. Das Gericht hat zwei Gefängnisse, ein Schuldgefängniß im Arbeitshause und die sogenannte Stadtvoigtei auf dem Molkenmarkt Nr. 1.

Der persönliche Gerichtsstand der Einwohner in Berlin ist das Kammergericht oder das Stadtgericht. Vor das Erstere gehören die sogenannten Eximirten: darunter werden begriffen alle Adlige ohne Unterschied, alle höhere Staatsbeamten, alle Offiziere und die ihnen im Range gleichstehenden Militairpersonen, alle Geistliche der höheren und mittleren Klasse, königliche Professoren, Doktoren, alle Schullehrer, die studirt haben, alle andere Universitätsverwandte, Mitglieder der Akademie, Stifter, Domkapitel und Klöster, endlich alle Gerichte, Magistrate und Stadtgemeinden. In Kriminal- und Injuriensachen haben die Militairpersonen einen besonderen Militairgerichtsstand, jedoch mit Ausnahme der Untersuchungen wegen Vergehen gegen die Steuer- und Polizeigesetze.

Das Stadtgericht ist die erste Instanz für alle Nichteximirte in Berlin, d. h. alle Bürger und übrige Einwohner in der Stadt und innerhalb der städtischen Grenzen, in allen Civil- und Kriminalsachen, auch die niedrigen Subalternbeamten der Unterbehörden, vom Kanzellisten abwärts, die Commerzienräthe, welche Handlung treiben, Ehefrauen haben stets den Gerichtsstand ihrer Männer, auch behalten denselben die Wittwen, so lange sie im Wittwenstande bleiben, so wie die geschiedenen Ehefrauen, die nicht für den schuldigen Theil erklärt worden, entgegengesetzten Falles aber treten sie in ihren früheren Stand zurück.

Kinder haben so lange den Gerichtsstand ihres Vaters, bis sie selbstständig werden und eigenes Gewerbe treiben.

Studenten werden in Schuld- und Injuriensachen bei dem Universitätsrichter belangt, gegen dessen Entscheidung der Rechtsweg an das Kammergericht ergriffen werden kann.

Fremde vom Militair- und Civilstande, welche sich in Berlin aufhalten, werden bei demjenigen Gerichte belangt, welchem preußische Unterthanen von gleichem Stande und Range unterworfen sind.

Die königlichen Prinzen und Prinzessinnen haben ihren Gerichtsstand bei dem, mit dem Kammergericht verbundenen geheimen Justizrath.

Denselben Gerichtsstand haben auch königlich preußische Gesandte nebst ihrem Gefolge an auswärtigen Höfen.

Digitized by Google

Fremde Gesandte am preußischen Hofe sind dagegen der preußischen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen. Ihre Person und ihre Familie, ihr Gefolge, ihre Wohnung und Alles, was ihnen gehört, wird so betrachtet, als wenn sie den Staat, der sie sendet, nicht verlassen hätten. Wer Ansprüche an dieselbe machen will, muß sich an das preußische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wenden und durch dieses dergleichen Ansprüche oder Klagen bei ihren Höfen einleiten. Hinsichtlich des gesandschaftlichen Gefolges werden diese Vorrechte dem Gesandten dritter Klasse, nämlich dem Minister-Residenten, den Geschäftsträgern und anderen diplomatischen Agenten gewöhnlich nur unter beschränkenden Bedingungen gestattet. Sind auch die Hotels der Gesandten von allen Untersuchungen frei, so sollen sie doch keine Zufluchtsörter für Verbrecher sein, deren Auslieferung daher nicht verweigert werden darf. Klagesachen gegen die Dienerschaft der Gesandten, werden bei Letzteren selbst angebracht. — Die Wittwen der auswärtigen Gesandten und anderer diplomatischen Personen fallen jedoch unter die preußische Gerichtsbarkeit, sobald sie sich nach dem Tode ihrer Ehemänner im preußischen Staate niederlassen.

Das Vormundschaftswesen über die nichteximirten Personen in Berlin und in den Kämmereidörfern führt ein besonderes, vom Kurmärkischen Pupillen-Collegium abhängiges Vormundschaftsgericht im Berliner Rathhause, Spandauerstraße Nr. 55.

Die übrigen königlichen Ortsbehörden in Berlin sind folgende:

Das Hausvoigteigericht, eine Deputation des Kammergerichts für Eximirte, in Sachen, deren Gegenstand nicht höher als 50 Thlr. ist.

Das Justizamt Mühlenhoff, Mühlendamm Nr. 32. Zu seiner Gerichtsbarkeit gehören die ehemaligen Justizämter Mühlenhof und Niederschönhausen, und Theile der aufgelösten Justizämter Köpenick und Mühlenbeck, auch gehören zu ihm in Civil- und Strafsachen die Ortschaften: Alt- und Neu-Schöneberg, Alt- und Neu-Zehlendorf, Wilmersdorf, Langwitz, böhmisch Rixdorf, Friedrichsfelde, Bisdorf, Mahlsdorf, Mahrzahn, Arensfelde, Lindenberg, Malchow, Blankenburg, Heinersdorf, Blankenfelde, Schildow, Rosenthal, Dahldorf, Schönholz, Niederschönhausen, Pankow, französisch Buchholz, einzelne Grundstücke in Tegel und Hermsdorf. In Criminalsachen außerdem die Stadt Teltow, das Schlößchen Tegel und die ehemaligen Domainen-Vorwerke, jetzigen Rittergüter im Amtsbezirke. Hauptgeschäftstage sind Mittwoch und Sonnabend; Depositaltag monatlich der erste Dienstag; mündliche Gesuche werden täglich im Amtsgebäude zu Protokoll genommen.

Das Stadtgericht für Teltow hat seinen Sitz im Local des vorigen, und übt die Civilgerichtsbarkeit über die Stadt Teltow und deren Kämmereidörfer, Thirow und Ruhnsdorff.

Die Militair- und Ministerialbaucommission, Niederwallstraße Nr. 39, steht unmittelbar unter den Ministerien, vor welche die Gegenstände ihrer Verwaltung gehören. Diese sind Militair-Angelegenheiten, bei welchen die Civilbehörden betheiligt sind, mit Ausnahme des Servis- und Garnisonwesens; Bausachen, besonders die Aufsicht auf die hiesigen Communikations-Anlagen, das Straßenpflaster, die Brücken ꝛc.

Das Erbschaftsstempel-Amt, Markgrafenstraße Nr 4. Bei demselben müssen alle Todesfälle in Berlin binnen sechs Wochen angemeldet werden, wonächst dasselbe den zu erlegenden Erbschaftsstempel festsetzt. Das Hauptstempelmagazin besorgt den Ankauf und die Stempelung des Papiers und der Spielkarten, und verabfolgt Beides an die Stempelniederlage bei den Hauptsteuer-Aemtern. Die Salzfactorei den Debit des Salzes, Tonnenweise an die Kaufleute zum Detail-Verkauf. Die Hauptsteuerämter für inländische und ausländische Gegenstände; das Wechselstempelamt.

Von der Universität und deren zugehörenden Anstalten, welche das theologische Seminar, das philologische Seminar, das ärztliche Clinikum, das clinische Institut für Chirurgie und Augenheilkunde, das polyclinische Institut und das clinische Institut für Geburtshülfe sind, haben wir theilweise schon früher gesprochen, sie bedürfen daher keiner weiteren ausführlichen Erwähnung, aber eben so wenig ist es uns wegen der Beschränktheit des Raumes gestattet, auch die übrigen Institute, die Gymnasien, Stipendien, Bürger- und



Digitized by Google

der Stadt führen, und die Straßen und Läden so glänzend erleuchten.

Was das Droschkenwesen anbetrifft, so hatte anfänglich ein gewisser Kaufmann Henoch das Privilegium auf den, von der Polizei angewiesenen Plätzen, Droschken zu halten; als dasselbe aber im Jahre 1837 erlosch, wurden auch von anderen Fuhrherren der Stadt Fiaker zur Benutzung des Publikums gestellt, deren Zahl sich jetzt beinahe bis auf 1000 beläuft, und die dennoch kaum dem Bedürfnisse des Publikums entsprechen.

Die beiden in Berlin erscheinenden politischen Zeitungen wurden etwa seit zwei Decennien mit einer dritten, der Staatszeitung, vermehrt; von den übrigen belletristischen Journalen nennen wir die folgenden: Berliner allgemeine und die evangelische Kirchenzeitung, Beiträge zur Erleichterung des Gelingens der practischen Polizei, Preuß. Handelszeitung, Centralblatt für Gewerbes- und Handelsstatistik, für preußische Juristen, der deutschen Kunstvereine, Jahrbücher der preußischen Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung, für wissenschaftliche Kritik, Journal der neusten Land- und Seereisen, Juristisches Wochenblatt, Literarische Zeitung, Magazin für Literatur des Auslandes, Militar-Literatur-Zeitung, Mendelsohns Biene, Schulblatt, Neues Jahrbuch der berlinischen Gesellschaft, Organ des deutschen Buchhandels, Organ des deutschen Kunsthandels, der Gesellschafter, Figaro, das berliner Wochenblatt, der berliner Modenspiegel, der Beobachter an der Spree, die Staffette, der Neuigkeitsbote, der Volksfreund und andere Journale. Alle diese Zeitschriften und auch ausländische findet man in den meisten Conditoreien, so wie besonders im Berliner Lesekabinet vor. Dieses Letztere ist in der Behrenstraße Nr. 31 von mehreren Literaten gegründet worden, um einem anerkannten Bedürfnisse in der Residenz zu entsprechen. Man findet in den dem Zwecke angemessen eingerichteten Räumen außer einer stehenden kleinen Handbibliothek die currenten Novitäten des Buchhandels, zum Gebrauch liegend; und außer sämmtlichen berliner Blättern die vollständigste Auswahl der politischen, unterhaltenden und belehrenden Zeitungen, Journale, Monats- und Quartalsschriften des Auslandes. Dennoch bleibt dies Institut bedeutend gegen die elegante Ausstattung der pariser und londoner Lesekabinette zurück, was besonders durch die Bedienung hervorgerufen wird, deren ungeschicktes, wenig elegantes Benehmen dem Fremden ein Lächeln abzwingt.

Die Vergnügungen der Berliner betreffend, so sind dieselben mannigfacher Art. Im Frühjahr besucht man die Blumenausstellungen der Herren Faust und Möves; im Sommer die Gartenkonzerte im Thiergarten, im Tivoli und an andern Orten; während in der rauhen Jahreszeit die Wintergärten von Faust und Hennig, das Odeum und andere Lokale das Publikum in ihren geschmackvoll decorirten Räumen versammeln. Ziemlich bekannt ist das Colosseum mit seinen großartigen Tanzsälen; aber außerdem finden noch im Jagorschen Saale und im Saale des englischen Hauses größere Bälle statt. — Bemerkenswerth sind noch während der Weihnachtszeit die Ausstellungen von Faust und Gropius. Der Carneval beginnt in den ersten Tagen des Februars und dauert vier Wochen. Während dieser Zeit werden einzelne größere Opern zur Aufführung gebracht, und Subscriptionsbälle und Maskenbälle im Schauspielhause und Opernhause veranstaltet.

Es wäre allerdings noch Manches übrig, was uns in Bezug auf die städtischen und andere Einrichtungen Berlins zu sagen bliebe, aber da eine genauere Aufzählung alles dessen wohl einen eigenen Band erfordern dürfte, so verweisen wir die Leser auf die zahlreichen Fremdenführer und Beschreibungen Berlins, die in neuerer Zeit erschienen sind, und diesen Gegenstand mit genügender Vollständigkeit behandeln. — Wir aber beschließen ein Werk, das wir als bleibendes Denkmal, sowohl für die Mitwelt als für unsere Nachkommen, den Laren unsrer Vaterstadt dargebracht haben, mit dem herzlichen, kräftigen Ausrufe:

Alaaf Berlin!

Gedruckt bei W. Schmidt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3/03
Digitized by Google
840